Toronto University Library

Presented by

His Grace The Duke of Devonshire K.G.

through the Committee formed in

The Old Country

to aid in replacing the loss caused by

The disastrous Fire of February the 14th 1890

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Dreiundvierzigster Band.

P 118

München,
gedruckt in der königl. Central-Schulbuchdruckerei.

AS
182
M82
Bd. 43-44

8114

Gelehrte Anzeigen.

Juli bis Dezember

1856.

I.

Philosophisch-philologische Classe.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,

in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. Juli.

I. Nr. 1. **Philosophisch-philologische Classe.** 1856.

Biblische Numismatik oder Erklärung der in der heil. Schrift erwähnten alten Münzen, von D. Celestino Cavedoni. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von A. von Werlhof, Königlich-Hannoverschem Ober-Appellationsrathe. Zweiter Theil, enthaltend Anhang und Nachträge. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1856. S. XXX. u. 76. 8.

Wenn das erste, im Jahre 1850 in demselben Verlage erschienene Werk des Verfassers, das Handbuch der griechischen Numismatik, in diesen Gelehrten Anzeigen (1852, Nr. 8, S. 66 ff.) von mir ausführlich besprochen und zwei Jahre darauf von Gräße *) ebenfalls empfohlen worden war, so hatte ich schon im Anfang dieses Jahrgangs der Gelehrten Anzeigen (philosophisch-philol. Classe I. Nr. 1. vom 9. Januar 1856) Anlaß, über eine Biblische Numismatik desselben Gelehrten zu berichten; — und heute schon einen dritten Theil Werlhof'scher Werke als eine neue Bereicherung der Numismatischen Literatur zu begrüßen, fordert uns der obige Titel vorliegender Schrift auf. Denn dieser Theil liefert zu den erstern beiden eine im strengsten Sinne unentbehrliche Ergänzung; wie sich sogleich aus dem ausführlichen Vorwort ergeben wird, worin nicht bloß die Entstehung, der Fort- und Untergang des biblischen, sondern des gesammten antiken Münzwesens einer nochmaligen gründlichen Erörterung unterworfen werden.

Da der ungemein reiche Inhalt beider Schriften, sowohl der des italienischen Verfassers, als der des deutschen Vorredners und Uebersetzers in einem großen Mißverhältniß mit den hier vorgeschriebenen Grenzen steht, so muß ich mich in meinem Bericht über beide auch diesmal auf wörtliche Mittheilungen aus den Originaltexten und hie nnd da von mir eingefügten Anmerkungen beschränken. — Herr v. Werlhof beginnt sein Vorwort S. III.: „Kurze Zeit nach dem Erscheinen der von mir im vorigen Jahre herausgegebenen Uebersetzung von Celestino Cavedoni's „Numismatica Biblica" kam das von F. de Saulcy, Membre de l'Institut, Academie des Inscriptions, bereits im Jahre 1854 zu Paris bei Didot erschienene Werk: „Recherches sur la Numismatique Judaïque" (4., 192 Seiten und 20 Tafeln Abbildungen) zu meiner Kenntniß. Dasselbe bereichert die hebräische Münzkunde durch eine bedeutende Anzahl von dem Verfasser in Palästina gesammelter, bisher unbekannter Münzen ganz außerordentlich, und verbindet damit eine völlig neue Classification der jüdischen Münzen, deren Richtig-

*) Handbuch der Alten Numismatik von den ältesten Zeiten bis auf Constantin d. Gr. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit vielen Abbildungen der schönsten antiken Originalmünzen versehen zum Selbststudium für Freunde des Alterthums, von Dr. J. G. Th. Gräße, Kgl. Sächs. Hofrath u. s. w. Leipzig E. Schäfer. 1854. 8. Vorwort §. 5. S. 13. f.

keit in mancher Hinsicht anerkannt, in anderer Hinsicht aber entschieden bestritten wird. Jedenfalls machte das Erscheinen des de Saulcy'schen Werkes eine Ergänzung der „Biblischen Numismatik“ unumgänglich erforderlich, und ich war im Begriffe diese Arbeit zu unternehmen, als im Oktober v. J. der hochverdiente Bibliothekar zu Modena, Abbate C. Cavedoni, mir einen von ihm verfaßten „Appendice alla Numismatica Biblica, estratto del Tomo XVIII della Serie terza delle Memorie di Religione, di Morale e di Letteratura“ (Modena 1855) zusandte und die Bitte aussprach, auch diesen Nachtrag durch Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglicher zu machen.“ Es folgen Auszüge aus diesem Schreiben, in welchem Cavedoni über sein Verhältniß zu de Saulcy sich ausspricht. Darauf fährt v. Werlhof fort (S. V.): „Dieser eben so ehrenvollen als freundlichen Aufforderung entsprechend liefere ich im Nachstehenden eine Uebersetzung des Cavedonischen Nachtrages, die allen Besitzern der „Biblischen Numismatik“ unentbehrlich sein dürfte. Ich habe mich darauf beschränkt einige wenige Bemerkungen einzuschalten, zu denen eine gefällige Mittheilung des Herrn Dr. Jul. Friedländer über verschiedene im königlichen Museum zu Berlin vorhandene jüdische Münzen Anlaß gab, und durch welche u. a. die Reihe der bisher bekannten jüdischen Münzen abermals um zwei (aus der Regierungszeit Tiber's) vermehrt wird. Es hat mir ferner nothwendig geschienen, zwei Tafeln Abbildungen hinzuzufügen, welche dem italienischen Originale fehlen. Die erste liefert eine Darstellung der auf den Münzen vorkommenden Schriftzeichen, welche man gewöhnlich samaritanische nennt, richtiger aber als alt-hebräische zu bezeichnen hat. Die große Mannigfaltigkeit, in der derselbe Buchstabe, noch dazu oft undeutlich, auf den jüdischen Münzen oft dargestellt wird, bildet einen genügenden Grund, die Inschriften bei den Münzbeschreibungen in neuhebräischer Schrift wieder zu geben; für das genauere Studium der Münzen selbst wird jedoch die hier gegebene, von dem berühmten Eckhel bearbeitete Tafel von Nutzen sein. Die zweite Tafel bietet eine Auswahl der von de Saulcy publicirten Münzen nach den von ihm gegebenen Abbildungen.“

Indem der Verfasser (S. VI. ff.) darauf die günstige Aufnahme erwähnt, die seine deutsche Bearbeitung der „biblischen Numismatik“ in Deutschland gefunden, hebt er aus den Neuen Jahrb. f. Philol. u. Pädag. B. 71 f. S. 558 eine Stelle hervor, die ich, da sie meine eigene Meinung ausspricht, hierher setzen will: „Auch die Schule muß sich für die vorliegende Schrift dem Uebersetzer verpflichtet fühlen, da sie bei der unschwierigen und angenehmen Darstellungsweise, überall die nöthigen Vorkenntnisse unterbreitend, eine um so passendere Lectüre für Schüler höherer Classen zu werden verspricht, als sie einen an sich so ansprechenden Gegenstand des Alterthums in unmittelbarer, den Geist der Frömmigkeit nährender Beziehung zum Christenthum behandelt. Daß sie für den gründlich forschenden Theologen als unentbehrlich zu betrachten sei, bedarf keiner Bemerkung.“

Bei der so vielfach besprochenen Hauptfrage nach der Erfindung des Geldprägens beschränke ich mich auf das, was zur Hauptstelle des Herodot I. 94. pag. 209 ed. Lips. alter. von Bähr und mir selbst in gedrängter Kürze zusammengestellt worden, um so mehr, da ich mich schon jetzt in den Stand gesetzt sehe, was ein Meister der orientalischen Literatur über diesen Gegenstand schließlich ausgesprochen und mit den Worten desselben hier wiederholt ist, in diesem Berichte mitzutheilen *): „Herr Prof. Ewald wirft gegen Cavedoni's Satz, daß nicht die Lydier, sondern die Argiver zuerst Münzen geprägt, ein: „„Ist Münzen in seiner nächsten Bedeutung nichts als den Werth eines bestimmten Stückes Metall auf ihm bezeichnen und dazu das Zeichen der Macht setzen, welche diesen Werth anerkenne und ihn aufrecht zu erhalten Ansehen genug habe, so wüßten wir nicht, warum in diesem Sinne gemünztes Geld in Asien, namentlich von den Phönikern aus, nicht sehr alt sein sollte; und wir können manche Stellen des A. T. sonst gar nicht verstehen. Nur bekümmerte sich in jenen ältesten Zeiten die Reichsmacht als solche nicht darum;

*) S. VIII. aus Ewald's Recension in den Göttinger gel. Anz. 1855. S. 1391 ff.

es waren gewiß weltbekannte mächtige Kaufmannshäuser, wie wir sie uns schon früh ganz in der Nähe des Volkes Israel, in Sidon und Tyrus blühend denken müßen, welchen man diese Erfindung und diese Weltmacht verdankt. — — — Eine große Verbesserung für jene Urzeiten war es dann allerdings, wenn die Reichsmacht selbst sich dieser öffentlichen Sache alsdann annahm und in ihrem eigenen Namen Münzen schlug, und wir wüßten nicht, warum nicht wirklich, wie Herodot erfahren hatte, zuerst die Lydier Münzen in diesem Sinne geschlagen und darin sowohl den Griechen als ihren nächsten Nachfolgern in Kleinasien, den Persern, das Beispiel gegeben haben sollten. Hat man bis jetzt noch kein Münzstück wiedergefunden, welches man für noch vom lydischen Reiche geprägt halten sollte, so würde dies allein keinen genügenden Gegenbeweis bilden.““ Diesen Streit zwischen Ewald und Cavedoni sucht von Werlhof zu vermitteln. Ich muß mich jedoch hier auf diese Notiz, so wie über Ewalds Einreden gegen de Saulcy und Manches Andere (S. X—XX.) beschränken, und nur einige Andeutungen in einer untenstehenden Anmerkung niederlegen. *) — Es folgt darauf S. XXII ff. Ewalds von Cavedoni im Appendice entwickelten Ansichten abweichende Eintheilung aller bis jetzt bekannt gewordenen Münzen mit althebräischen Inschriften in vier Classen (a. a. O. S. 116—119.): 1) Hasmonäer-Münzen, 2) Antigonos-Münzen, 3) Siklos-Münzen, 4) Simon-Münzen.

In der darauf folgenden Prüfung dieser, theilweise mit de Saulcy übereinstimmenden Hypothese, verweiset sodann v. Werlhof auf das, was er im ersten Theil seiner bibl. Numism. S. 40 ff. über den jüdischen Sekel gesagt hat, bespricht sodann Cavedoni's Bemerkungen, und legt zuletzt seine Einreden gegen diese Hypothese in folgenden Sätzen (S. XXIII f.) dar: „Die Juden mögen bis zum Jahre 140 v. Ch. die Tempelabgabe vielleicht in gewogenen Silberstücken entrichtet haben, die sie zu diesem Zwecke von den Geldwechslern für Stücke der bei ihnen courirenden Münzen benachbarter Staaten mit Verlust einkaufen mußten; denn die Zeit, wo gewogene Metallstücke das allgemeine Ausgleichungsmittel bildeten, war im Uebrigen seit Jahrhunderten vorüber. Unter diesen Umständen mußte die Erlangung des Münzrechts für die Juden von größerer als bloß politischer Bedeutung sein; denn es gewährte ihnen die Möglichkeit, die Tempelabgabe in einer ihren Satzungen entsprechenden Weise zu entrichten, und es ist nicht wohl ein Grund abzusehen, warum sie von der erlangten äußerst wichtigen Befugniß heilige Sekel zu prägen, keinen Gebrauch gemacht haben sollten, zumal da sie für den kleineren Verkehr des täglichen Lebens anerkanntermaßen Scheidemünzen prägten, obwohl hiefür durch die syrischen Könige nothdürftig gesorgt war und jedenfalls für eine hierarchische Regierung die Befriedigung dieses Bedürfnisses von geringerer Wichtigkeit sein mußte. Daß der Name Simon's nicht auch auf diesen Münzen erscheint, dürfte sich genügend daraus erklären, daß seine Stellung und Würde weder erblich, noch zunächst auch nur weltlich war, oder daß seine Anspruchslosigkeit eine derartige Voranstellung seiner Person und Würde, wie sie bei den heidnischen Königen der Nachbarschaft üblich war, in einem theokratischen Staate für angemessen nicht erachten mochte, zumal der Ursprung und die Zeit der Münzen auf eine für damals völlig genügende Weise bezeichnet waren *).“

*) Z. B. über δαρεικός und Dareike (S. XVI. ff.) Grotefend zu Heeren's Ideen S. 340 ff. 4. Ausg.; vergl. Gesenius Handwörterbuch S. 186. (S. XVIII. ff.) das Wort δραχμὴ sei morgenländisch (Hussey on ancient money. Oxford 1836. p. 186. sq.) —: es sei indisch (Ewald a. a. O.) — es sei griechisch (Böckh metrolog. Untersuch. S. 34). Endlich zu S. XX. f. über die Erzählung des Josephus Antiqq. Jud. XI. 8. 4. von Alexander des Gr. Einzug in Jerusalem und der den Juden verwilligten vollkommenen und von diesen durch Münzen verewigten Freiheit, und von dem historischen Ungrunde dieser Erzählung, — und so vieler anderen, füge ich bei, deren sich dieser Geschichtschreiber theils aus pharisäischem Patriotismus, theils leichtgläubigem Vertrauen zu falschen Führern, theils endlich aus Mißdeutung seiner Quellen nicht selten schuldig macht, und worüber ich mich in Ullmann's und Umbreit's theol. Studien und Kritiken in mehreren Abhandlungen, auch in Betreff vorliegender Sagen, ausführlich erklärt habe.

*) Vergl. meinen „Rückblick auf Josephus“ in den theol. Stud. u. Kritiken I. S. 7 des besonderen Abdrucks.

Eben so verdienen die Schlußbemerkungen über die falschen jüdischen Münzen, wenigstens abgekürzt, mitgetheilt zu werden:

S. XXV. f. „Jedoch möge es gestattet sein, mit wenigen Worten noch die falschen jüdischen Münzen zu berühren, und zwar nicht sowohl die getreuen Nachahmungen der ältesten Sekel des Hasmonäers Simon, wie sie von Becker und anderen geschickten Münzfälschern verfertigt sind *), als vielmehr diejenigen neuern Fabrikate, denen nicht ein antikes Vorbild, sondern eine beliebige Idee oder Composition des modernen Verfertigers zum Grunde liegt.“ Es werden Beispiele aus Frölich's Annales Syriae angeführt: Münzen mit Adam, Christus u. s. w. und mit den entsprechenden Inschriften in althebräischer Schrift; die sogenannten rhodischen Silberlinge, weit verbreitete und oft als ächte Sekel cursirende, aber durch ihren Guß, Größe und unächte Typen sich verrathende Münzstücke, endlich rohe Fabrikate und solche, bei deren Anfertigung es durchaus nicht auf Täuschung abgesehen war u. s. w. — Es folgen zum Schluß dieses Vorworts S. XXVIII—XXX. Berichtigungen von Ungenauigkeiten der Uebersetzung des ersten Theiles der „Numismatica Biblica“.

Die Uebersetzung selbst führt den Titel: „Anhang zu C. Cavedoni's biblischer Numismatik, oder zweiter Theil derselben“.

Der Leser dieses Berichtes wird einsehen, daß ich hierbei noch weniger als bei des Herrn Uebersetzers Vorwort in's Detail der Erörterungen und der literarischen Belege eingehen kann. — So übergehe ich z. B. Alles, was er über eine gelehrte italienische Recension seines Werkes vorbringt, und hebe aus der Vertheidigung gegen die zum Theil wirklich anmaßenden und ungerechten Aussprüche des de Saulcy (in seinen Recherches sur la Numismatique Judaïque, Paris 1854) nur einiges Wenige aus, was mir von allgemeinem Interesse zu sein scheint. — So z. B. lesen wir S. 5 f.:

*) und in meiner Sammlung vorliegen; vergl. übrigens darüber Pinder, Berlin 1843, S. 27. Cr.

„Dem Ausspruche Herrn de Saulcy's (p. 120) zufolge hat Herodes der Große im Jahre 19 vor unserer Zeitrechnung dem israelitischen Volke angekündigt, daß er den Wiederaufbau des Tempels von Grund aus vorbereite, und soll dieser Wiederaufbau zwei Jahre später seinen Anfang genommen haben. Aber Flavius Josephus (A. J. XV. 11. B. Jud. I. 21. 1.) gibt für dieses und andere Ereignisse nach unserm Verfasser einander widersprechende Epochen an, ohne sich jedoch selbst von Inconsequenzen frei zu halten. — Er setzt das Leiden des Heilands in das Jahr 33 der gewöhnlichen Zeitrechnung (p. 146); aber seit den tiefen Untersuchungen San Clementis und des P. Patrizi und Anderer ist es jetzt erwiesen, daß dasselbe um vier Jahre zurückgesetzt werden muß, und zwar auf den 18. März des 296 sten Jahres oder des 782 sten Varronianischen *).

*) Ich habe mir in dieser gelehrten Epikrise der Recherches des de Saulcy und Ergänzung bei der Inscript. des Letronne beträchtliche Abkürzungen erlauben müssen, um für die deutsche Uebersetzung einige Hinweisungen anzufügen: Zuvörderst sind die angeführten zwei Hauptstellen des Josephus anjetzt nach den Texten des W. Dindorf und Imm. Bekker zu revidiren; sodann ist die Abhandlung von J. A. Ernesti de templo Herodis M. (Opusc. Philol. et Crit. p. 347) mit Cavedoni zusammen zu stellen; endlich sind die chronologischen Angaben C. Th. Zumpt's (Annales Vett. p. 114.) zu vergleichen, welcher jedoch von der Numismatik weniger Gebrauch gemacht hat, als von den alten Autoren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. Juli.

I. Nr. 2. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Biblische Numismatik oder Erklärung der in der heil. Schrift erwähnten alten Münzen von D. Celestino Cavedoni etc.

(Schluß.)

Doch je eifriger und entschiedener Cavedoni im Vorhergehenden de Saulcy's Angriffen sich erwehrt hatte, desto aufrichtiger und edler erkennt er im Folgenden dessen große Verdienste an; und hiemit kommen wir zur Hauptsache, die vom italienischen Numismatiker S. 10 so eingeleitet wird: „Die Gründe, welche Herr de Saulcy aufstellt, um dem Hasmonäer Simon, außer einigen anderen, die Bronzemünzen mit der Inschrift „Simon, Fürst von Israel" zu entziehen, und dagegen dem Simon Bar-Kôkab beizulegen, scheinen mir überzeugend und durchschlagend. (In einer Note wird, mit Verweisung auf Eckhel Doctr. N. V. t. III, p. 472, bemerkt, daß schon vor 150 Jahren ein anderer Franzose derselben Meinung gewesen.) Indem ich nun größtentheils das Licht benutze, welches die neuen, von dem gelehrten französischen Akademiker bekannt gemachten und classificirten jüdischen Münzen gewähren, und bisweilen das von ihm Gesagte berichtige, freut es mich, dem geneigten Leser im Folgenden ein neugeordnetes und bereichertes Verzeichniß der jüdischen Münzen vorlegen zu können, welche im Verlaufe von drei Jahrhunderten, nämlich seit der des Simon Hasmonäus bis zum Simon Bar-Kôkab, oder vom Jahre 143 vor Christo bis zum Jahre 133 *) unserer Zeitrechnung, als dem letzten jüdischen Kriege, geprägt sind".

S. 11. „Münzen der hasmonäischen Fürsten. Simon, Sohn des Mathathias, Hoherprieſter, Fürst und Anführer der Juden vom Jahre 143 bis zum Jahre 135 vor unserer Zeitrechnung." Hieran schliessen sich die Beschreibungen dieser Simon's-Münzen unter 5 Nummern, wobei es nun sich von selbst versteht, daß bei diesen Beschreibungen hasmonäischer Münzen so wenig als bei allen folgenden der andern Classen der Verfasser in's Einzelne begleitet werden kann, indem ich mich begnügen muß, einzelne Momente seiner Erörterungen hervorzuheben, und hie und da eigene Anmerkungen beizufügen. Z. B. zu Nr. 5.

S. 12. „Sch'nat Arbach. (Ich lasse die hebräischen Charaktere weg) im vierten Jahre. Lulab **)

*) Vielmehr 135. S. die folgende Seite und Zumpt Annales. p. 131. Cr.

**) Vergl. zu Nr. 3. S. 11: „Lulab oder Bündeln stark belaubter Zweige und s. zu einer Münze des Simon Bar-Kôkab unten S. 66." Der andere Typus des Lulab nebst einer schönen Cedernfrucht erinnert die Juden an ihr fröhlichstes Fest, welches vorzugsweise nur das Fest genannt wurde," [eigentlich ἡ ἑορτὴ τῆς σκηνοπηγίας (Joseph A. J. VIII. 4. 1; B. J. II. 19. 2. Ev. Joh. VII. 2. mit Wetstein u. a. Ausll.), nämlich das der Laubenhütten (Ackermann, Archaeol. Bibl. 5. 344.] „und vielleicht wird damit auf die Freude über die wiedererlangte Freiheit hingedeutet. Die beständig links gesetzte Ceder zeigt übrigens, daß der Lulab in der Rechten, die schöne Frucht aber in der Linken pflegte

zwischen zwei Simonen. R [d. i. Kehrseite] Ligulat Zion (der Befreiung Zions). Kelch (Calix) wie auf dem ganzen und halben Sekel. Ae 4½". Es folgt Johannes Hyrcanus, Sohn Simon's, Hoherpriester, Fürst und Anführer der Juden vom Jahre 135 bis 107 vor unserer Zeitrechnung. Aus Anlaß der Münztypen und Inschriften dieses Hasmonäers bringt nun Cavedoni aus den Büchern der Makkabäer, Josephus und andern Schriftstellern, aus Eckhel, Duc de Luynes und de Saulcy alles Nöthige bei, was zur Erläuterung der Geschichte dieses Fürsten dienen kann, was ich aber um so mehr hier übergehen darf, da ich erst neulich veranlaßt war, dieselben Punkte zu besprechen. *) Dagegen muß ich aus den Zusätzen von Werlhofs einen Hauptpunkt berühren (S. 15 ff.), den er aus den Kritiken Ewald's hervorhebt: — „Wirklich wagten wenigstens die frühesten und ausgezeichnetsten dieser Fürsten noch nicht, sich auf ihren Münzen zu Jerusalem Fürsten oder gar Könige zu nennen; richtiger jedoch versteht man den letzten Theil der Inschrift [der Münze des Joh. Hyrcanus bei de Saulcy Pl. III. Nr. 3] so, und „Feldherr" [oder „Bannerherr"] der Judäer."

S. 21. „de Saulcy (p. 92. 105) ist der Meinung, daß Alexander Jannaeus oder Jannaeus, wie gesagt werden müßte, bei den Juden sich Jonathan genannt habe, und daß von ihm alle die oben beschriebenen zweisprachigen Münzen (nämlich die auf der Vorderseite hebräisch, auf der Kehrseite griechisch bezeichnet sind) herrühren, wie es überdem die aufeinanderfolgenden Typen erfordern, und indem ich gerne dieser Ansicht mich anschließe, möchte ich zugleich vermuthen, daß Ιανναιας, *Ιανναιος*, *Ιαννα*, *Ιαννα* nichts Anderes sei, als eine Abkürzung des hebräischen Jehonathan, Jonathan, s. Cavedoni [der von der Geschichte dieses Königs, wie er sich auf seinen Münzen findet, kürzlich handelt; über jene Namen vergl. Schleusner N. Lex. in N. Test. I. 2 p. 1090 sq. u. 1130 ed. quart.] — Es folgen: Alexandra und Antigonus, und darauf: S. 25 ff. „der Idumäer Herodes der Große, König von Judäa vom Jahre 40 bis 4 vor Chr." Aus den ausführlichen Erörterungen über die Münzen dieses Königs (S. 25—32) hebe ich zu Nr. 1. S. 27 f.) folgende Sätze Cavedoni's hervor. — „Deßhalb halte ich es für um so wahrscheinlicher, daß man auf der Vorderseite eines oder mehrere der heiligen Tempelgeräthschaften habe darstellen wollen, als auf dem Revers ein Timiater oder Turribulus *) abgebildet zu sein scheint, und zwar vielleicht derjenige, welcher vom Hohenpriester ein einzigesmal im Jahre am feierlichen Tage der Versöhnung in das Allerheiligste gebracht wurde; zumal da überdem Herodes mit Hülfe der Römer Jerusalem, die Hauptstadt seines Reichs, eigentlich am Tage der Versöhnung, oder dem zehnten des Monats Tisri des Jahres 716 nach Erbauung Roms,

getragen zu werden." Der Lulab ward nämlich an diesem Feste nach allen vier Weltgegenden mit den Händen geschwenkt. — Ueber die Baum- und Pflanzen-Symbolik auch bei den Juden s. man jetzt: Layard Recherch. sur le culte du Cyprès Pyramidal. Paris 1854. Mem. I. p. 4 sqq. — Ich kehre zur obigen Münze zurück: „der Befreiung Zion's." Ich habe in meinen Abhandlungen über Josephus bemerkt, daß bei diesem Historiker der Name Zion auch nicht Einmal vorkomme; — Kelch (Calix) s. nota 8. „Daß die vermeintliche Manna-Vase auch ein Weinkelch für gottesdienstliche Gebräuche sei, wird durch die Betrachtung einer antiken arabischen Schale im Museo Borbonico XII. 15. bestätigt. Zuletzt bemerkt Cavedoni, daß de Saulcy in der Erklärung der Typen dieser Sekel und halben Sekel ihm beistimme, aber in der des althebräischen Namens auf den Inschriften Jeruschalajim und des syrisch-chaldäischen Jerushalem keineswegs." — Und hiermit ergänze ich theils, theils berichtige ich meinen Bericht über den ersten Theil dieser biblischen Numismatik. (Gel. Anzeigen vom 9. Jan. 1856. S. 5. ff. Cr.

*) „Rückblick auf Josephus" in den theol. Stud. und Kritiken von Ullmann u. Umbreit. S. 5 ff.

*) Zur Anschauung für den deutschen Leser kann ich glücklicher Weise auf v. Werlhof's Tafel I. Nr. 12 u. 13 verweisen. Uebrigens war in der deutschen Uebersetzung der italisirte Timiater in Thymiater (*Θυμιατὴρ*) umzusetzen, und das fehlerhafte Turribulus durch Thuribulum oder Thuribulum (italienisch Turibolo) zu verbessern; vergl. Schleusner Lex. N. T. in *Θυμιατήριον*, zu Hebr. IX. 4, welche Stelle unter andern Cavedoni anführt. Cr.

im dritten seiner Regierung eroberte. — Der oben auf die Vorderseite der Münze gesetzte Stern kann auf diesen glücklichen Erfolg gedeutet werden, und die beiden Zweige zu beiden Seiten des Sterns [?] spielen entweder auf den Sieg des Herodes an, oder auf die duae spicae olivarum — zween Oelbäume — der Vision des Propheten Sacharj. IV. 2, 3, 12, 14."

S. 32 — 39. Ueber die Münzen der folgenden Könige mit Namen Herodes, sowie der beiden Agrippa, wird nach Pellerin, Eckhel, Gesenius, Arneth, Ackermann, Friedländer, de Saulcy u. A. von unserm italienischen Verfasser, der damit große Bekanntschaft der europäischen Numismatiker bekundet, allenthalben historisches Licht verbreitet; nicht minder S. 39 ff. im folgenden Abschnitt, überschrieben: Jüdische Münzen mit Namen römischer Kaiser. Ich kann hieraus nur noch Weniges ausheben, und ebenso muß ich mich auf eine kleine Zahl eigener Bemerkungen beschränken.

S. 39. I. Augustus. Die Erörterung über die Befugniß der Juden dieser Zeit, Geld zu prägen, schließt S. 42 f. mit folgenden Sätzen: „Freilich konnte das Synedrium nicht ohne Erlaubniß des Procurators sich versammeln (Joseph [A. J.] XX. 9. 1.); aber die Befugniß, Geld zu schlagen, scheint nur von einer Gestattung des Präses von Syrien, womit Judäa vereinigt war, abgehangen zu haben. Andererseits hat man nur ein einziges Beispiel eines Procurators, *ΕΠΙΤΡΟΠΟΥ*, welcher auf einer Münze von Bithynien erwähnt wird (Eckhel T. IV. p. 249), und vielleicht nur aus Kriecherei." Es folgen Erörterungen über die Typen und Inschriften auf den Münzen des Augustus, über die Buchstabenformen auf den ägyptischen (vergl. Zoega Numi Aegyptt. Imperatorr.), über die actische Aera u. s. w.

S. 47. II. Julia Auguta, oder Livia, Gemahlin des Augustus und Mutter Tiber's, vom Jahre 14 bis 29 der christlichen Zeitrechnung. Ihre Münzen, drei an der Zahl, deren Inschriften mit Gemahlin, oder Mutter des Kaisers, in Beziehung auf Augustus und Tiberius *): III. a. „Tiberius Caesar allein," III. b. „Tiberius und Julia."

*) Ueber die falsche Ausdeutung (auf öffentlichen Denkmalen) des Namens *IOYAIA* auf August's Tochter, statt auf seine Gemahlin Livia, habe ich mich ausführlich erklärt in den Nachträgen zu den Alterthümern von Athen. B. I. S. 534. Cr.

S. 50. „Uebrigens liefert das Vorkommen der jüdischen Münzen der Livia mit der dreifachen Narcissenblüthe eine bedeutende Unterstützung der Meinung der Uebersetzer, welche das hebräische Wort Chabatzheleth (Hohel. Sal. II. 1. vergl. Gesenius Thesaur. p. 440) durch Narcissus erklären." *)

S. 52 f. IV. „Claudius und Agrippina. V. Nero." Die Juden im (ersten) Aufruhr. (S. unten Tafel I. Nr. 16 u. 17.)

S. 55 ff. „Die Juden im Aufruhr gegen die Römer zum zweitenmale vom Jahre 132 bis 136. (133 duce Barchochab. Sumpt Annal. p. 131.)" Es folgen die Münzen, mit Schimeon und dem Jahre der Befreiung Jerusalem's oder Israel's bei de Saulcy und Cavedoni, zwanzig an der Zahl, wozu bemerkt wird (S. 60): „Es scheint nunmehr gewiß und erwiesen, daß die vorhin beschriebenen Münzen sämmtlich oder doch fast sämmtlich von Simon Bar-Kôkab, dem Urheber und der vorzüglichsten Stütze des letzten jüdischen Krieges, herrühren." Bei der Angabe des Ausgangs dieses Krieges (wobei jedoch der bekannten Schrift des gelehrten Bischofs Friedr. Münter nicht gedacht ist) wird bemerkt: „Hadrian hatte eine Colonie auf die Ruinen des alten Jerusalem (Colonia Aelia Capitolina) geführt **),

*) S. Theocrit. I. 133 ibique Interpr. Narcissus poeticus Linn. Vergl. Dierbach Flora Mythologica p. 147. „Nach Vahl heißt sie Trianthema fruticosum und gehört in die Familie der Chenopodeen." S. oben p. 47 Nr. 3 R. „Drei aus Einem Stiel hervorkommende Narcissus-Blumen." Cr.

**) Es sei mir vergönnt, der Namensänderung einer gleichberühmten Stadt von demselben Kaiser zu gedenken. Sie hieß Thadmor seit der Zeit Salomon's, ihres Gründers, Palmyra seit Alexander dem Großen, Adrianopolis seit diesem Kaiser, der sie in einen Militärposten Syriens diesseits des Euphrat verwandelt hatte. Zu neuer Größe und Herrlichkeit erhob sie sich erst wieder unter den Odenathen, namentlich durch Zenobia. (Joseph. A. Jud. VIII. 6. 1. p. 300. ed. Dindf.; Steph. Byzant.

auch einen Tempel des Jupiter auf der Stelle des heiligen Tempels der Juden errichtet.“

S. 63 ff. fährt Herr Cavedoni fort: „Wende ich mich jetzt zu Bar-Kôkab“ und gibt nun, nach den Berichten des Josephus (B. Jud. IV. 9. 10 [p. 64 Df.] und anderer alten Schriftsteller und mit Prüfung der neuern, besonders der Numismatiker, die nöthigen Aufschlüße über die Münzen desselben, nach Gewicht, Gehalt, Typen und Inschriften und Namen, Simon und Bar-Kôkab (Sohn des Sternes); mit manchen interessanten Nebenbemerkungen (z. B. über Bossuet's Meinung, daß der Apostel Johannes den Bar-Kôkab vorherverkündigt habe u. s. w.). Der letzte Abschnitt S. 68—73 beginnt: „Aelia Capitolina, von neuem als römische Colonie durch Hadrian begründet im Jahre 136 der gewöhnlichen Zeitrechnung, oder bald darauf.“

Herr de Saulcy beabsichtigte, ein genaues und vollständiges Verzeichniß aller kaiserlichen Münzen dieser auf den Trümmern Jerusalems gegründeten Colonie zu geben, aber es scheint mir, daß er viel zu wünschen übrig läßt. So hat er zum Beispiel den wichtigsten und besonderen Typus der drei Capitolinischen Gottheiten, nämlich des Jupiter, sitzend zwischen Pallas und Juno *), diese beide stehend und mit Stola bekleidet, keineswegs richtig aufgefaßt, einen Typus, welcher den Münzen der Flavier römischen Gepräges entnommen ist, und zugleich an die Schmach der besiegten Juden erinnert, welche gezwungen waren, dem Capitolinischen Tempel die Didrachme zu bezahlen, welche vordem dem Jerusalemischen gezahlt wurde.

Aus der Nachschrift Cavedoni's (S. 75) zu den Münzen von Bar-Kôkab hebe ich den wichtigen Satz aus, daß ein ungeprägtes Tetradrachmon außer allen Zweifel setze, daß von diesem Simon Bar-Kôkab und nicht von dem Hasmonäer Simon alle die Sekel herrühren, die durch die Typen des Lulab und viersäuligen Gebäudes sich kenntlich machen. — Und hiermit schließe ich meinen Bericht über diese wichtigen und gehaltvollen Ergänzungen des italienischen und des deutschen Meisters der biblischen Numismatik.

Creuzer.

Πάλμυρα φρούριον Συρίας, οὗ μέμνηται Οὐράνιος ἐν Ἀραβικῶν δευτέρῳ. Darauf wird das Nomen gentile *Ἀδριανοπολῖται* angeführt, welchen Namen (*Ἀδριανόπολις*) der Kaiser ihr bei ihrer neuen Gründung gegeben habe (s. Fragm. Histor. Graec. IV. p. 524 Uranii Fragmenta Nro. 10. ed. Car. Müller. Vergl. meinen „Rückblick auf Josephus.“ S. 18 f.) — Eben hatte ich mich mit diesen Kritiken beschäftigt, und bemerkt, daß von diesen arabischen Beschreibungen und Geschichten, die der späte, aber glaubwürdige Uranios in jonischem Dialekt, nach damaliger Sitte, hinterlassen hatte, nicht weniger als ein und dreißig Fragmente vorlagen, aber von ägyptischen auch nicht Eines, als Herr Simonides mit seinen *Αἰγυπτιακὰ* hervortrat; — da bedurfte es denn keines großen Scharfsinns, um den Werth eines solchen Werkes zu taxiren. Cr.

*) S. jetzt die Abbildung auf Tafel I. Nr. 18 bei Werlhof, wobei ich hier zugleich auf die unten S. 71 f. besprochenen Colonial-Münzen mit den Aufschriften Colonia Aurelia Carrhae in Mesopotamia aufmerksam mache, deren Typen theils Götterbilder darstellen, theils Legionszeichen, Adler u. s. w. oft in kleinen Tempelchen (*ναΐσκοις, ναϊδίοις*) Dio Cass. XL. 18. p. 236 Reimar. mit den Eclaircissements von E. Gros, darstellen. Vergl. m. Abriß der röm. Antiq. §. 237 S. 370 f. 2. Ausg. und Recherches sur le Culte du Cyprès Pyramidal par M. Félix Layard. Paris 1854. Pl. VI. nr. 4. Cr.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. Juli.

II. Nr. 1. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Ueber die durch Molekularbewegungen in starren, leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen. Von Joh. Friedr. L. Hausmann. 4. S. 176. Göttingen. Dietrich'sche Buchhandlung.

Der Zweck, den sich diese Schrift vorgesetzt hat, besteht darin: „neben einer allgemeinen Betrachtung der durch Molekularbewegung in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen theils neue Beiträge zur Kenntniß dieses vielumfassenden Gegenstandes, theils weitere Untersuchungen über einige bereits bekannte, dahin gehörige Erscheinungen zu liefern." Unter Form versteht der Verfasser „nicht bloß die äußere Gestalt, sondern auch die Structur der Körper, ihre innere Form." Ausgeschlossen von der Betrachtung sind alle Fälle, wobei Aufnahme oder Abgabe von Wasser oder Wärme nur eine vorübergehende Volumänderung bewirkten, oder wo mechanische Kräfte wirksam waren.

Der Verfasser bringt seinen Stoff in 2 Abtheilungen, von denen die erste überschrieben ist: „von den durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen im Allgemeinen," die zweite: „von gewissen durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen im Besondern."

In der ersten Abtheilung führt der Verf. als Umstände, unter welchen in starren leblosen Körpern auf die Form verändernd einwirkende Molekularbewegungen eintreten, auf: 1. wenn die chemische Zusammensetzung geändert wird, mit der auch eine Aenderung des Aggregatzustandes vorgehen müsse; er bezieht sich dabei auf die Pseudomorphosen der Mineralien; 2. wenn mechanisch gebundenes Wasser aus einem Körper entweicht, z. B. solches aus Eisenoxydhydrat, aus Thon, oder wenn eine Ausscheidung anderer Gemengtheile aus Körpern, z. B. Kohle, Bitumen aus Kalk, Gyps, Baryt, statt hat; 3. wenn Wärme ab- oder zugeführt wird, z. B. in Eisen, Stahl, Schwefel; 4. wenn elektrische Kräfte wirksam auftreten, chemische Prozesse begleitend, welche Wandlung der Stoffe weit häufiger veranlaßten, als man bisher glaubte, oder auch sich unabhängig von chemischen Aktionen zeigten. Außer diesen genannten Ursachen kommen noch manche vor, deren eigentliche Veranlassung noch ganz verborgen, z. B. die bei Umwandlung der glasigen, arsenigen Säure in krystallinische.

Der andere Paragraph handelt „von den Verschiedenheiten der Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern."

Die Verschiedenheiten der Molekularbewegungen ließen sich auf folgende Kategorien zurückführen:

1. Richtung der Bewegung,
2. Größe der Bewegung,
3. Geschwindigkeit der Bewegung.

Die Richtungen seien entweder bestimmte oder unbestimmte; die bestimmten seien krystallinische oder nicht; im ersten Falle richteten sie sich nach den Gesetzen der Krystallisation, im zweiten „ist die Bil-

dung des Aggregates zwar von bestimmten, nach den Gesetzen der Krystallisation sich richtenden Bewegungen abhängig, wogegen die Bildung des Aggregates sich oft nach andern Gesetzen richtet, oder überall nichts Bestimmtes und Geregeltes erkennen läßt."

Die Richtung der Bewegung sei abhängig von der Oberfläche der Körper — wenn auf starre leblose Körper Temperatur von außen einwirkt, ohne dessen Mischung zu ändern — wenn Temperatur eine Mischungsveränderung veranlaßt, was prismatische Absonderung herbeiführe — wenn ohne Aenderung der Temperatur ein besonderer Gemengtheil sich ausscheide; letzteres bei Braunkohlen, welche durch eruptive Massen in Anthrazit umgewandelt sind — endlich wenn Thon austrockne; die Ursachen dieser, besonders der Prismabildungen lägen in der vereinten Wirkung von centralen Attraktionen und tangentialen Abplattungen.

Der Einfluß der Oberfläche auf die Richtungen der Molekularbewegungen in starren Körpern mache sich auch in solchen Massen zuweilen bemerklich, in welchen übrigens die mit der Form vorgehenden Veränderungen den Krystallisationsgesetzen gehorchten. Dieser Einfluß treffe die krystallinische Achse, indem die Richtung derselben bestimmt werde, oder es werde krystallinische Absonderung oder centrale Anordnung der Krystalle bedingt.

Außer diesen bestimmten Richtungen der Molekularbewegungen in starren Körpern kämen bei weitem am häufigsten die unbestimmten vor; hiefür nimmt der Verfasser besonders den Uebergang des krystallinischen Gefüges in den erdigen Aggregatzustand in Anspruch.

Die Größe der Molekularbewegungen erscheine an der Volumenänderung; hiebei nimmt der Verfasser Gelegenheit, Einiges von den Untersuchungen Brongniarts über das Schwinden des Thones und der Töpferwaaren beim Trocknen und Brennen mitzutheilen.

Ueber Geschwindigkeit der Molekularbewegungen lasse sich am wenigsten sagen, weil hier die Beobachtungen am meisten im Stiche lassen.

Ein weiterer Paragraph ist überschrieben: „Verschiedenheit der durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen." Die Veränderung sei überaus manigfaltig, jedoch seien zwei Arten zu unterscheiden; entweder besteht dieselbe nur in einer Modifizirung eines gewissen Aggregatzustandes, oder sie ist eine wesentliche Umwandlung desselben. Die erste Art unterscheidet sich wieder, je nachdem 1. ein krystallinischer Körper einen krystallischen Aggregatzustand von anderer Art annimmt; dann ändert sich zuweilen die Struktur, ohne daß die äußere Krystallgestalt eine Aenderung erleidet, so die Bildung mancher Afterkrystallisationen; 2. der krystallinische in amorphen verwandelt wird; 3. ein amorpher krystallinisch wird, oder 4. aus einem nicht krystallischen ein krystallischer wird.

Der letzte Paragraph des allgemeinen Theiles handelt von der Volumenveränderung. Dabei sei die Umänderung, welche das Volumen eines Körpers im Ganzen erleidet, wohl zu unterscheiden von der Veränderung der Dichtigkeit seiner Masse. Beides könne von einander unabhängig, beides aber auch auf verschiedene Weise verbunden sein. Es fänden sich hiebei folgende Unterschiede:

1. Es gehen Molekularbewegungen in Körpern vor, wobei das Volumen des Ganzen bleibt, aber die Dichtigkeit der Masse Aenderung erleidet. In diesem Falle kann Verdichtung oder Auflockerung erfolgen.

2. Es finden solche Bewegungen statt, wobei das Volumen des Ganzen sich ändert. Es kann entweder eine Vergrößerung des Raumes, den ein Körper einnimmt, oder eine Verkleinerung erfolgen, und in beiden Fällen wird die Masse bald aufgelockert, bald verdichtet.

Die zweite Abtheilung der Schrift: „von gewissen, durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen" zerfällt wieder in 2 Unterabtheilungen:

1. Molekularbewegungen ohne Mischungsänderung,

2. solche im Gefolge von Mischungsänderung.

Die Bewegungen erster Art scheidet der Verfasser wieder:

1. in solche, welche ohne Temperaturveränderung geschahen, wie die Umwandlung der glasigen, arsenigen Säure in krystallinische, des amorphen Rohrzuckers in krystallinischen;

2. in solche, welche durch Temperaturveränderung veranlaßt werden; dabei führt er auf: die Umänderung von Arragonit, von entwässertem Gyps in Karstenit, die Strukturveränderungen von Stab- und Roheisen, von Stahl, des klinorhombischen Schwefels in orthorhombischen.

Die Bewegungen im Gefolge von Mischungsänderungen werden geschieden:

1. in solche mit Aufnahme von Bestandtheilen; hieher rechnet der Verfasser außer mehreren Pseudomorphosen metallischer Mineralien, Gyps für Anhydrit, die Cementation von Kupfer, Eisen, das Rosten des Eisens und Vitriolesziren der Kiese;

2. solche mit Ausscheidung von Bestandtheilen, wie die Ausscheidung von Wasser aus krystallinischen Körpern, dieselben aus Gyps und Thon beim Brennen, der Kohle aus Eisen, der Holzbestandtheile bei dessen Verkohlung, des Sauerstoffes, bei Umänderung des Magneteisens und Eisenglanzes in metallisches Eisen;

3. solche mit Austausch von Bestandtheilen; hiebei führt der Verfasser an: Mörtelbildung, Umänderung des Glases bei gewöhnlicher Temperatur, der fossilen Zähne, der Silikate und mehrere Pseudomorphosen metallischer Mineralien.

Dieses ist im wesentlichen der Inhalt der angezeigten Schrift; es sei erlaubt, nochmal einen Blick rückwärts zu werfen.

Der Verfasser läßt uns nicht in Zweifel, was wir uns bei seinen Formveränderungen an starren leblosen Körpern zu denken haben, indem er einerseits ausdrücklich sagt, was er unter Form verstanden wissen will, anderseits das Starre, Rigide als denjenigen Zustand bezeichnet, den wir uns, nach gewöhnlicher Vorstellung, als den vollkommener Ruhe denken, wobei er als Gegensatz den alten Satz der Chemiker anzieht: corpora non agunt, nisi fluida.

Nicht in gleicher Weise aber, scheint es mir, werden wir darüber unterrichtet, was Art wir jene Molekularbewegungen zu halten haben, die jene Aenderungen bewirken sollen. Er spricht von Umständen, unter welchen die Molekularbewegungen auftreten, und bezeichnet als solche — Aenderung der chemischen Zusammensetzung der Körper — Auf- oder Abgabe von mechanisch in Körpern enthaltenem Wasser — Erwärmung oder Abkühlung — Elektricität, und außer diesen Ursachen — vorher bezeichnete er diese Verhältnisse nur als Umstände — noch andere unbekannte. Diese Umstände oder Ursachen sind nun ihrer Natur nach so verschieden von einander, daß aus ihnen wohl kein Schluß auf die Art der sie begleitenden Molekularbewegung abgeleitet werden kann.

Wo der Verfasser von der Richtung der Bewegung spricht, läßt er dieselbe wieder mit ganz unter sich verschiedenen Umständen zusammenhängen, das einemal mit bloßer Temperatureinwirkung, wie beim Brennen des Thones, das anderemal mit Mischungsänderung ohne Temperaturwechsel, oder mit solcher durch Temperaturwechsel; das einemal geht sie mit dem Amorphismus, oder bringt nur unbestimmte Gestalten, Absonderungen, Prismen hervor; das anderemal geht sie mit Krystallisation, entweder bei erhöhter Temperatur, oder aus einer unbekannten Ursache. Alle diese Umstände sind nun wieder einerseits so verschieden von einander, als sie andererseits gewiß auf's innigste zusammenhängen mit der Formänderung von Körpern, so daß also auch sie über die Art der Molekularbewegungen nicht Aufschluß geben können. Betrachten wir das Resultat von ein paar solcher formändernden Wirkungen; es sei Kaolin für Feldspath: hier ist das Resultat der Molekularbewegung ein amorpher gestaltloser Körper, eine Mineralverbindung, die sich aus Theilen des Feldspathmaterials und Wasser umgebildet hat; hier fällt also die Molekularbewegung ganz mit der chemischen Aktion zusammen, hat dieselben Grenzen (Molekularbewegung und chemische Aktion trennt der Verfasser ausdrücklich), indem der neue Körper amorph blieb, in demselben also keine weitere Bewegung formändernd sich bemerkbar machte; anders ist das bei einer vom Verfasser aufgeführten Pseudomorphose, Eisenglanz für Magneteisen, wo der neue Körper in seiner eigenen Krystallisation auftritt, und also

Molekularbewegung mit chemiſcher Aktion, dann mit Kryſtalliſation zuſammenfällt. Wir hätten alſo in den 2 Fällen ganz verſchiedene Reſultate der Molekularbewegung, und daneben eine andere wichtige Bewegung, die der Molekule (Atome) nach den Geſetzen der Affinität.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Theologia.

T. Wrigth, Early christianity in Arabia. Lond. 1855.

Histoire de Trappistes du Val-Sainte-Marie diocèse de Besançon. 4me edition. Par. 1843.

E. Leguay, De l'ordre de la charité de Saint-Jean-de-Dieu et de ses établissements in France. Par. 1854.

H. A. G. Brumund, Berigten omtrent de evangelisatie van Java. Amsterd. 1854.

Ch. Drion, Histoire chronologique de l'Église protestante de France jusqu'à la révocation de l'édit de Nantes. Vol. 1. 2. Strasbourg 1855.

G. de Felice, Geſchichte der Proteſtanten Frankreichs ſeit dem Anfang der Reformation bis zur Gegenwart. A. d. Franz. übertrag. von Dr. K. Th. Pabſt. Leipz. 1855.

Th. Link, Kirchliche Skizzen aus dem evangeliſchen Frankreich. Götting. 1855.

Jos. Mullens, Missions in South India. Lond. 1850.

A. P. Perceval, Results of an ecclesiastical tour in Holland and Northern Germany. Lond. 1846.

T. W. Röhrich, Mittheilungen aus der Geſchichte der evangeliſchen Kirche des Elſaſſes. Bd. 1. 2. Straßburg 1854.

Dr. W. G. Soldan, Geſchichte des Proteſtantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Bd. 1. 2. Leipz. 1855.

A. Dupuy, Vie de Saint Grégoire évêque de Tours, premier historien des Francs. Par. 1854.

Dr. C. J. Hefele, Conciliengeſchichte. Bd. 1. Freiburg 1855.

J. Devoti, Jus canonicum universum publicum et privatum. Nova Rom. editio accuratior. T. 1—3. Romae 1837.

— — Institutionum canonicarum libri IV. Editio VI. Vol. 1—4. Bassani 1843—1844.

Politica.

P. S. Mancini, Macchiavelli e la sua dottrina politica. Torino 1853.

Capefigue, Histoire des grandes opérations financières banques, bourses, emprunts compagnies industrielles etc. I. Les fermiers généraux depuis le XVIII. siècle jusqu'a leur mort sur l'échafaud, le 15. Mai 1794. Par. 1855.

V. d'Ondes Reggio, Memorie legislativa ed economiche. Palermo 1844.

Richerand, De la population dans ses rapports avec la nature des gouvernements. Par. 1837.

W. Roſcher, Syſtem der Volkswirthſchaft. Bd. 1. Stuttg. 1854.

C. Seaman, Essays on the progress of nations. New York 1852.

Beretning om Bodsfaengslets Virksomhed i Aaret 1852—1853. Christiania 1853—54.

Dr. Josat, De la mort et de ses caractères, nécessité d'une revision de la législation des décès pour prévenir les inhumations et les délaissemens anticipés. Ouvrage couronné. Par. 1854.

G. v. Griesheim, Vorleſungen über die Taktik. Berlin 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Der Titel für die mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe liegt bei.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. Juli.

II. Nr. 2. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Ueber die durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen.

(Schluß.)

Nach diesem muß ich mich aber noch zu einer besondern Vorstellung oder Annahme wenden, welche ich in diese Schrift aufgenommen finde. Der Verf. sagt pag. 17: „Zuweilen ändert sich die Struktur, ohne daß die äußere Krystallgestalt eine Umänderung erleidet, wie bei der Bildung mancher Afterkrystallisationen;“ ferner pag. 55, wo er das von Haidinger beschriebene Vorkommniß, Eisenglanz für Magneteisen, anführt, „bildet das Eisenoxydoxydul Krystalle, so ist es möglich, daß die Verwandlung vor sich geht, ohne daß die krystallinische Form eine Umänderung erleidet“; dann auf der andern Seite 56: „bei manchen hat sich nicht bloß die oktaedrische äußere Form, sondern das den Oktaedern entsprechende blättrige Gefüge erhalten, wogegen bei andern das innere als ein Aggregat kleiner Eisenglanzkrystalle erscheint.“

Nach diesen Worten, wie sie da stehen, besonders nach den letzten, wo die 2 Krystallformen an demselben Körper einander gegenübergestellt werden, möchte man meinen, der Verfasser hätte wirklich derlei Krystallisationen an einem und demselben Körper für möglich und existirend gehalten; allein es ist dem nicht so. Ich habe schon in meiner Schrift über die Pseudomorphosen des Mineralreiches *) darauf aufmerksam gemacht, daß den pseudomorphosen Gestalten gewöhnlich ein Werth beigelegt werde, den sie in der That nicht besitzen, wie sich das schon in den aufgestellten Definitionen von Pseudomorphosen zeige. Diese Formen stehen durchaus in keiner Beziehung weder zu der Kraft, die wir Krystallisationskraft heißen, noch zu dem Material, dem Körper, der sie wie eine Maske an sich trägt. Obige Vorstellung hat aber ihren Grund in einem Irrthum, oder besser einem Uebersehen, indem man nicht bedachte, daß sich Pseudogestalten ebensogut an derben oder dichten Mineralien finden würden, wenn sie eben auch auffallende Gestalten besäßen; nur die Krystallgestalt, der regelmäßige Umriß fiel auf am neuen Körper, obwohl er eben so wenig Bedeutung hat für ihn, als irgend eine andere, Haar, Draht, Zahn, Kamm ꝛc. Form, und nur ein Resultat der Adhäsion ist. Auch die Merkwürdigkeit und Schwierigkeit der Erklärung der Erhaltung dieser Formen, von der Bischof spricht, scheint mir vor einer einfachen Betrachtung zu schwinden.

Nehmen wir einen der ihrer chemischen Bedeutung nach einfacheren Fälle, das schon einmal genannte Eisenoxyd für Magneteisen: gewiß kommt in einem Gebirge das eine und andere Magneteisenkrystall so lange und so enge in Berührung mit Sauerstoff, daß einmal ihre gegenseitigen Neigungen wirksam werden, des Magneteisens, mehr Sauerstoff aufzu-

*) Die Pseudomorphosen des Mineralreiches. Kritische Zusammenstellung aller bisher aufgefundenen Thatsachen und versuchten Erklärungen mineralischer Neubildungen, mit einem Vorschlag neuer Nomenklatur und Eintheilung derselben. München, bei Palm.

nehmen, und des Sauerstoffes, sich mit ihm zu verbinden; es entstehen also aus einigen kleinsten Theilen Eisenoxydoxydul Eisenoxyd-kleinste Theile; die Theile des Eisenoxydoxydul waren aber mit allen Seiten, mit ihren ganzen Oberflächen in innigster Berührung untereinander, waren außer der Krystallisationskraft auch durch Adhäsion innigst und festest zusammengehalten; die neu entstehenden Oxydtheile blieben sich in derselben Nähe, derselben Berührung mit den andern Theilen, so daß also nicht der Zusammenhalt der Krystallisation, der Cohäsion, aber der der Adhäsion auf sie übergeht. Weil also die Theilchen des neuen Körpers, hier des Eisenoxyds fest aneinanderhängen und keines wegfällt, so müssen auch nach geschehener Umbildung noch die Umrisse der Magneteisenform übrig bleiben, gleichsam als ein Monument der chemischen Thatsache, die dort vorgefallen. Uebrigens zeigt sich ja doch, daß Gebilde in Pseudoformen lange nicht dieselbe Festigkeit haben, wie die ächten, wenigstens nicht, soweit dieselben Aggregate oder Amorphe sind, und vor Allem muß zur Erhaltung der Form vorausgesetzt werden, daß der neue, entstandene Körper ein unlöslicher sei, oder wenn nicht, ihm bei seiner Entstehung die Bedingung zum Sichlösen fehlt. —

Bei einem nochmaligen allgemeinen Rückblicke auf das Ganze der besprochenen Schrift ergiebt sich, daß jene Beachtung, welche dieselbe für die stattfindenden Formänderungen in starren leblosen Körpern fordert, wohl mehr den Umständen oder Ursachen zuzuwenden sein möchte, in deren Gefolge die formändernden Molekularbewegungen auftreten. Jene Umstände enthalten, wie sie in Thatsachen in der Schrift niedergelegt sind, die für die Wissenschaft so gewichtigen Fragen des Amorphismus der Körper, der Neubildungen von Mineralien in Pseudoformen, und des Dimorphismus oder Paramorphismus in natürlichen Verbindungen; in dem Bestreben aber, auf diese Fragen allmählich Antwort zu schaffen, möchten wir kaum gefördert werden, wenn wir jene Erscheinungen unter den so allgemeinen Gesichtspunkt von „Molekularbewegungen“ stellen.

Dr. G. G. Winkler.

Geologische Wanderungen von H. Girard, Phil. Dr., ordentl. Professor der Mineralogie und Director des mineralogischen Cabinets an der Universität zu Halle ꝛc. ꝛc. I. Wallis: Vivarais-Velay. Nebst Karten, Profilen u. Ansichten. Halle 1855. gr. 8. S. VI u. 227. L. E. M. Pfeffer.

Diese geologischen Wanderungen, in 20 Briefen mitgetheilt, sind nicht allein für die Wissenschaft von großem Belange, sondern können auch eine gleiche Berücksichtigung von Seite jedes Gebildeten mit vollem Rechte ansprechen, indem die durchwanderten Gegenden unstreitig zu den geologisch merkwürdigsten zählen. In seinem 1. Briefe bespricht Hr. Verf. „die allgemeinen Verhältnisse des Wallis,“ indem er eine kurze Skizze der allgemeinen geographisch-physischen Verhältnisse des mittleren Wallis giebt, mit steter, genauer und kräftiger Schilderung der Natur, der Sitten und Gebräuche der Inwohner dieser Thäler, was überdies den Werth seiner Arbeit um vieles noch erhöht. Der 2. und 3. Brief enthält „die Geologie der Alpen im Großen und Ganzen, wie die geologischen Verhältnisse des Wallis.“ Man kann nach Hrn. Verf. die Gesteine, welche die Alpen zusammensetzen, auf natürliche Weise in 4 Gruppen sondern. Erstens in die krystallinischen Gesteine, zweitens in die Schieferbildungen, drittens in die Kalkbildungen und viertens in die Schuttmassen. Es zeigt sich, daß diese 4 Gruppen ziemlich scharf von einander getrennt bleiben. Die erste umfaßt Gneuß und Granit und verwandte Bildungen, die zweite die grauen und grünen Schiefer, sowie die Anthracite, die dritte alle Gesteine vom Verrucano und den Triasbildungen bis zum Flysch, die vierte Molasse, Nagelfluhe, Süßwasserkalk und Diluvium. Die krystallinischen Gesteine bilden meist in sich geschlossene Massen, denen man den bezeichnenden Namen von Massif's gegeben hat. Zwar tragen sie hin und wieder kleine Stücke der sonst sie umgebenden Bildungen auf sich, doch ist dies nur da der Fall, wo sie nicht zu den höchsten, mächtigsten Gebirgsstöcken erhoben worden

sind. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die krystallinischen Gesteine die Krone des Gebirges ausmachen, um die herum sich die Schieferbildungen legen. Dabei blieben die Schiefergesteine meist zwischen den Massif's der krystallinischen Gesteine eingeschlossen, und treten nur an wenigen Stellen auf die äußere, gegen die jüngeren Bildungen gekehrte Seite des krystallinischen Kernes heraus, worauf sich die Schichten der Triasformation, die in den Alpen anders als in dem übrigen Europa entwickelt zu sein scheint, legen. Das Vorkommen der Anthracite, wie ihrer Schiefer, ist nach Hrn. Verf. ein im Wallis ziemlich constant verbreitetes; im Innern hingegen treten die Schieferbildungen auf, welche Studer mit dem Namen grüne Schiefer bezeichnet hat. Der 4. und 5. Brief betrachtet „das Eringer Thal und die Südseite des Rhone-Thales, dann die Geologie des Anniviers-Thales."

Der 6. und 7. Brief zeigt „das Profil der Gebirgsmasse zwischen dem Anniviers- und Turtmann-Thale, mit Angabe der Mineralien des Anniviers-Thales." Man trifft hier als Gebirgsarten: a) den grünen Talkgneuß des Hochgebirges, b) den grünen Schiefer als eigentlichen Hauptkörper, die in mineralogischer oder bergmännischer Beziehung dadurch noch charakterisirt sind, daß die Erzlagerstätten nur in ihnen allein aufsetzen. c) Graue Schiefer, Kalkschiefer. Sie bilden mit den Quarziten und festen Kalken die höchsten Kämme des Gebirges in der Mitte der Thäler. Nur im obersten Theile gegen den Gneußstock hin steigen sie bis zum Boden des Thales herab, halten aber hier auch auf eine bedeutende Erstreckung an. d) Anthracitschiefer. Graue und schwärzliche, glänzende Schiefer, wechsellagernd mit grauen, grünlichen, sowie weißen, talkigen Quarzschiefern. e) Verrucano, Talkquarzit. f) Rauchwacke und Gyps; sie folgen auf die Quarzite; der Gyps ist dicht- oder feinschuppig, weiß und grau. g) Kalk der Pontis. Hat in beiden Pontisschluchten seine größte Verbreitung, und wird nach beiden Seiten hin schwächer. h) Schutt und Blöcke.

Die Erzlagerstätten kommen fast nur in den grünen, mehr oder weniger krystallinischen Schiefern vor, theils als wirkliche Gänge, theils als Lagergänge. Erstere durchsetzen die Schieferung der Schichten, letztere liegen mit derselben parallel. In Bezug auf Erze und Gangmasse kann man sie, der Uebersichtlichkeit halber, folgendermaßen klassificiren: 1) Bleierz- und Blende-Lagerstätten, 2) Kupfererz-Lagerstätten und 3) Nickel- und Kobalterz-Lagerstätten.

Die vorkommenden Erze sind: Weiß- und Rothnickelkies (Chloanthit und Kupfernickel), begleitet von Arsenik, Schwefel und Magnetkies; Kupferkies tritt hier und da, jedoch nur sporadisch, im Braunspathgange auf. Die Erzbringer sind: Arsen-, Schwefel- und Magnetkies, welche die Nester in einiger Entfernung begleiten, aber nicht in die Masse der Nickelerze eindringen. Das vorwaltende Erz ist Weißnickelkies. Ferner hat Hr. Brauns Nadelerz, der Hr. Verf. auch Glanzkobalt gefunden. Die Kupfererze sind Kupferkies, silberfreies und silberhaltiges Fahlerz und das von Hrn. Brauns „Annivit" genannte, wismuthhaltige Fahlerz. In der Nähe der Dörfer Luc und Gosan treten im grünen Glimmerschiefer mehrere Gänge auf, welche ein eigenthümliches Fahlerz enthalten, dessen specifische Eigenthümlichkeit indessen in seiner Formel zu liegen scheint, welche von der anderer Fahlerze wesentlich abweicht. 100 Theile des gereinigten Erzes enthalten:

Kupfer (nebst 0,6% Silber)	36,566
Eisen	3,850
Zink	2,006
Wismuth	4,943
Antimon	8,800
Arsen	10,962
Schwefel	23,755
Quarz	9,400
	100,282

$$13\,(Cu, Fe, Zn) + 13\,S = 13\,RS$$
$$4\,(Bi, Sb, As) + 12\,S = 4\,RS^3.$$

Wenn man also Cu, Fe, Zn und Ag, welche sich in allen Verhältnissen gegenseitig vertreten, als isomorph betrachtet, so erhält man die empirische Formel:

$$13\,RS + 4\,RS^3,$$

aus welcher sich mit Leichtigkeit die rationelle Formel:

$$3\,(3\,RS, RS^3) + (4\,RS, RS^3)$$

ableiten läßt. Bei Betrachtung dieser Formel ergiebt sich, daß sie im ersten Gliede genau den Rothgültigerzen ($3\,RS, RS^3$) entspricht, im zweiten Gliede dagegen den gewöhnlichen Fahlerzen ($4\,RS, RS^3$) analog ist.

Die specielle Formel des Annivites würde die folgende sein:

$$3\,(\dot{C}u, \dot{F}e, \dot{Z}n)^3\ (\dddot{A}s, \dddot{S}b, \dddot{B}i) + (\dot{C}u, \dot{F}e, \dot{Z}n)^4\ (\dddot{A}s, \dddot{S}b, \dddot{B}i)$$

und die Zusammensetzung in 100 Theilen, nach Abzug der Gangmasse:

Kupfer . . .	40,08
Eisen	4,23
Zink	2,20
Wismuth . .	5,42
Antimon . . .	9,64
Arsen . . .	12,01
Schwefel . . .	26,42
	100,00.

Der 8. und 9. Brief handelt über „das Annivier Thal und die Anniviarden, wie über die Gegend von Leuk," ausgezeichnet durch ihre pittoresken Partieen. Der 10. Brief, mit der Beschreibung der „Gegend von Sitten und der Anthracite," schließt sich seinen Vorgängern an mit dem 11. Briefe über das „Bad von Saron." Der dort sich vorfindende Anthracit ist von der gewöhnlichen Beschaffenheit, wie er sonst in den Alpen vorkommt. Er ist nicht so hart, dicht und glänzend, als der amerikanische, sondern etwas mehr erdig, dunkel eisenschwarz und metallisch glänzend. Er hat in manchen Stücken mehr Aehnlichkeit mit Graphit, als mit Kohle. Der ganze Anthracit ist voll Spiegelflächen, die durch Schieben und Rutschen in seiner Masse entstanden sind, und scheint nur aus Brocken zu bestehen, die bald größer, bald kleiner sind. Das stimmt vollkommen zu der Annahme, daß er durch die Verdrückung eines wenig mächtigen Flötzes an einzelnen Stellen in größerer Menge angehäuft ist. Mitten in ihnen, oder an der Grenze gegen das Hangende kommen gelbgrüne, linsenförmige Massen von Sphärosiderit vor. Schwefelkies und Quarzschnüre durchsetzen sie. Betrachtet man nun, unter Erwägung aller bekannt gewordenen Thatsachen, die Lagerung der Anthracite im Wallis, so tritt die auffallende Thatsache hervor, daß man ihnen nur am Rande des Rhone-Thales und nie im Innern der südlichen oder nördlichen Nebenthäler begegnet. Nach Hrn. Verfassers Untersuchungen ist in dem rauchwackenartigen Gesteine des Bades von Saron ein bedeutender Jodgehalt allgemein verbreitet. Auch habe man bisher irriger Weise geglaubt, daß diese Rauchwacke eine bestimmte Gesteinschicht sei; man habe ferner geglaubt, daß sie den krystallinischen Schiefern unmittelbar aufliege, das ist aber nicht der Fall. Sie ist eine ganz untergeordnete, lokale Bildung, welche in den Spalten des hellgrauen Kalksteines auftritt, der den Quarzit bedeckt.

Bezüglich des Jodgehaltes der Quelle stellen sich folgende Thatsachen unleugbar heraus; 1) daß die für das Bad von Saron benutzte Quelle jodhaltig ist; 2) daß sich dieser Jodgehalt oft in kurzen Zeitintervallen sehr bedeutend verändert, und daß 3) in der Nähe der Quelle ein jodhaltiges Rauchwackengestein vorkommt, das Spalten in einem geschichteten Kalksteine ausfüllt.

Der 12. Brief erörtert „das untere Wallis und obere Waadtland," und befaßt sich besonders mit der Abstammung der Bevölkerung in den südlichen Wallis-Thälern, zwischen dem Visper- und dem Bagne-Thal.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. Juli.

II. Nr. 3. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Geologische Wanderungen von H. Girard, Phil. Dr. ꝛc.

(Schluß.)

Der 13. und 14. Brief umfaßt „das Vivarais und seine älteren Gesteine, wie seine Basalte und Vulkane.“ Hiebei kann Hr. Verf. nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß heute noch der Eine das Basalt nennt, was der Andere als Lava bezeichnet und umgekehrt, und doch hat Keiner die Kühnheit, zu behaupten, daß beides dasselbe sei, und Keiner weiß die Unterschiede genau anzugeben, welche beide trennen sollen. *) Das rührt aber einzig und allein daher, daß man die krystallinischen Gesteine immer nur nach ihrer mineralogischen Zusammensetzung klassifiziren will, was doch für sich allein nicht durchzuführen ist. Der Grund für die Sonderung der Gesteine liegt nicht in der Zusammensetzung derselben, sondern in ihrem Auftreten, und doch versteht man so selten, dieses Auftreten zu untersuchen und die gewonnenen Resultate anzuwenden. Kein Kapitel der Geologie ist bisher so traurig vernachlässigt worden, als die Formationslehre der krystallinischen Gesteine.

Die im Vivarais hervorgedrungenen, feuerflüssigen Massen trennt Hr. Verf. nach ihrem Vorkommen in 2 Arten, von welchen die einen die Höhen bedecken und sich auf denselben verbreiten, die anderen hingegen die Thäler ausfüllen und dortselbst verlaufen. Erstere sind Basalte, letztere Lavaströme. Beide können ganz dieselbe mineralogische Beschaffenheit haben, ohne darum dasselbe Gestein zu sein. Im Großen und Ganzen trennt man Beide auch sehr gut. Der Hr. Verf. hat sich zu unserm Dank bemüht, die Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, an denen man auch äußerlich Basalte und Laven unterscheiden kann. Die Basalte sind stets schwarz, oft sind sie oberflächlich mit einer aschgrauen oder braunen Rinde bedeckt. In der grauen Rinde entdeckt man unter der Loupe 2 verschiedene Mineralien, ein schwarzes und ein weißes, sowie Olivin, und auch in der braunen Rinde kann man mitunter diese 3 Substanzen noch unterscheiden und zugleich bemerken, daß das weiße Mineral durch die Verwitterung der beiden anderen von Eisenocker mit durchdrungen ist. Nie hat Hr. Verf. Basalt an seiner Oberfläche roth verwittert gesehen. Die Basalte sind für das unbewaffnete Auge dicht; der Bruch ist eben. Das Ansehen zwar nicht glänzend, doch bei den frischen Vorkommnissen auch nie völlig matt. Ein leiser Schimmer, als wäre das Gestein von etwas Fett durchdrungen, pflegt den Basalten eigen zu sein, und diese Eigenthümlichkeit ist sehr bezeichnend. Sie sind hart und schwer, (spec. Gew. = 2, 8—3, 1) und meist auch ziemlich zähe. Die basaltischen Laven dagegen sind in der Regel von einem reineren Schwarz, stets körnig und erkennt man in der Grundmasse die einzelnen Krystalle zwar schwer, aber auf den Höhlungen, welche im Gestein nie fehlen, treten sie immer sichtbarer hervor. Es sind

*) Man vergleiche Hrn. Vfs. Inaug. Dissert.: De Basaltis eorumque et vulcanorum rationibus. Berolini. 1840.

meist 2 unter der Loupe wohl erkennbare Gemengtheile, von denen der eine Feldspath oder Labrador, der andere Augit zu sein scheint. Auch Olivinkörner kommen in der Grundmasse vor, und sind Augit und Labrador-Krystalle offenbar von neuer Bildung. Alle Laven enthalten Höhlungen; ihr Bruch ist uneben oder feinkörnig und zeigt niemals obigen fettartigen Schimmer. Sie sind eben so hart, mitunter härter als die Basalte, niemals so schwer, um ihrer Höhlungen willen, immer spröder als der Basalt.

15. Brief — „La Coupe d'Ayzac." — Hier stößt man auf den kleinen Vulkan Montagne de la Coupe, auch La Coupe d'Aisac oder d'Ayzac nach dem gegenüberliegenden Dorfe genannt. Die Tiefe seines Kraters schätzt Hr. Verf. zu 300—400 Fuß; der Abfluß vom Krater ist 40—50′ breit und 10—15′ tief am Abhang eingeschnitten. Im Krater selbst findet man keinen Bimsstein oder Asche, sondern nur Schlackenbrocken.

16. Brief — „La Gravenne de Montpezat." — Hier trifft man ebenfalls einen anderen merkwürdigen vulkanischen Kegel von beiläufig 30′ an.

17. und 18. Brief — „Das Velay und die Umgebung von Le Puy." — Letztere ist bei den Geologen berühmt geworden durch die wunderbaren Felsformen, welche in ihr vorkommen. Der auffallendste von allen diesen Felsen ist unstreitig der Rocher de St. Michel dicht bei le Puy, auf dessen Spitze eine Kirche steht. Bei einer Breite von nicht mehr als 170′ hat er eine Höhe, die auf der einen Seite, wo er sich an den Berg im Norden der Stadt anlehnt, 200 Fuß, auf der anderen Seite gegen das Thal der Borne 262 Fuß beträgt. Bezüglich seiner geologischen Konstitution besteht derselbe aus einer basaltischen Breccie, indem größere oder kleinere Schlackenbrocken durch ein lavenartiges Bindemittel zusammengehalten werden, die Stücke von Granit und Kalkstein enthalten. Die Breccie selbst durchsetzt ein Basaltgang von 3—4 Fuß Länge.

19. Brief — „Roche-Rouge und das Basalt-Plateau." — Erstere ist eine pyramidale, gegen 100 Fuß hohe Felsmasse, aus Basalt, Schlacken, Granitbrocken bestehend, und ist dieselbe nicht zu den Schlackenausbrüchen der Vulkane zu rechnen, sondern erscheint sie als der Rest von der Ausfüllung eines Basaltganges, welcher von solcher Breite war, daß sowohl flüssige Basaltmassen, als auch Schlacken in ihm aufgetrieben wurden und mit den Basalten zugleich erstarrten. Der Basalt zerspaltete, die Schlacken aber nicht, und blieben als freie Felsenpfeiler stehen.

20. Brief — „Die Phonolithe." — In Velay hat Hr. Verf. seine Hauptarbeit vollendet, die Verbreitung, den Ursprung der Basalte untersucht, und hier, wie in Vivarais gefunden, daß sie viel älter als die Vulkane, und von diesen ganz unabhängig sind. Er hat gesehen, daß die vulkanischen Berge im Velay nur aus Schlackenausbrüchen bestehen, daß nirgends ein Lavenstrom von ihnen ausgegangen ist, und daß sie sich dadurch wesentlich von den Ausbruchskegeln des Vivarais unterscheiden. Er hat deutlich erkannt, daß die vulkanischen Mündungen im Velay nur die Essen gewesen sind, aus denen die Dämpfe des Innern hervorbrachen, einzelne schlackige Massen mit sich emporreißend, indes aus tiefer gelegenen Oeffnungen im Vivarais die im Innern des Gebirges angehäuften Laven zum Abfluß gelangten. Die Phonolithe sind übrigens älter, als die Basalte, und ist die gesammte Altersfolge der Gesteine im Velay dahin zu bestimmen, daß sie in folgender Reihe nacheinander aufgetreten sind: zuerst Gneuß und Granit, darauf der Sandstein von Blavoey, sodann die Tertiärschichten, nach ihnen die Phonolithe, alsdann die Basalte mit ihren Tuffen und endlich die Schlacken der vulkanischen Ausbrüche.

Die beigefügten Landkarten und Gebirgsprofile tragen durch ihre sorgfältige Bearbeitung zum allgemeinen Verständniß sehr viel bei. Im vorliegenden Referate aber wurde hauptsächlich die mineralogische, geologische, wie geognostische Seite dieser anziehenden Briefe hervorgehoben, jene hingegen nicht minder interessante der historischen und geographischen Verhältnisse mag dem Selbststudium des Lesers anheimgegeben sein.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Jus.

G. Fr. Puchta, Vorlesungen über das heutige römische Recht. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Dr. A. A. Fr. Rudorff. 4te verm. Aufl. Leipz. 1355.

Dr. F. C. Schmidt, Methode der Auslegung der Justinianeischen Rechtsbücher und Prüfung der bisher befolgten Methoden. Kiel 1855.

O. Bähr, Die Anerkennung als Verpflichtungsgrund. Cassel 1855.

Dr. A. Brinkmann, Verhältniß der actio communi dividundo und der actio negotiorum gestorum zu einander. Kiel 1855.

Dr. Krug, Ueber die legis actiones und das Centumviralgericht der Römer. 2. verb. Aufl. Leipz. 1855.

Drei Uerdinger Weisthümer aus dem Jahre 1454. Mit einer Einleitung von A. Rein. Crefeld 1854.

Le Code Napoléon expliqué d'après les doctrines généralement adoptées a la faculté de droit de Paris, par J. J. Delsol. T. 1. 3. Par. 1854.

Curasson, Traité de la compétence des juges de paix. 3 édition, revue, augmentée et mise au courant de la législation, de la doctrine et de la jurisprudence jusqu'à ce jour, par M. Poux-Lagier et Paul Pialat. T. 1. 2. Paris 1854.

O. Anton. Preußens Justiz-Verwaltung. Berlin 1855.

Dr. C. Fuchs, Beiträge zum Civilprozeß. Heft 1. Marburg 1855.

N. v. Tornauw, Das Moslemische Recht aus den Quellen dargestellt. Leipz. 1855.

Bertauld, Cours de code pénal. Par. 1854.

A. Du Bois, Histoire du droit criminel des peuples modernes, considéré dans ses rapports avec les progrès de la civilisation, depuis la chute de l'empire romain jusqu'au XIX siècle. Par. 1854.

E. Trebutien, Cours élémentaire de droit criminel. Vol. 1. 2. Par. 1854.

G. Muscari, Della prescrizione de diritti feudali. Napoli 1842.

Fr. Combes, Histoire générale de la diplomatie européenne. Par. 1854.

J. W. Ghillany, Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europ. Friedensschlüsse, Congreß-Acten und sonstigen Staatsurkunden. Th. 1. Nördlingen 1855.

Hansen, Die Danisirung des Herzogthums Schleswig und die Verwüstung von Kirche und Schule. Leipz. 1855.

— — Die recht- und gesetzmäßige Thronfolge des Königreichs Dänemark nach der Lex regia. Frankfurt 1854.

Historia.

Inscriptiones latinae in terris Nassoviensibus repertae et auctoritate societatis antiquariorum Nassoviensis editae. Wiesbad. 1855.

M. Letronne, Analyse critique des représentations zodiacales et Dendéra et d'Esné. Par. 1843.

E. Mercklin, Aphrodite Nemesis mit der Sandale. Griechisches Erzbild des Dorpater Museums. Dorpat 1854.

L. Renier, Mélanges d'épigraphie. Par. 1854.

L. Roß, Alte Lokrische Inschrift von Chaleion und Oeontheia, mit den Bemerkungen von J. N. Oekonomides herausgegeben. Leipz. 1854.

F. de Saulcy, Recherches sur la numismatique judaïque. Par. 1854.

A. Hélie, Discours sur l'histoire moderne des deux mondes. T. 1. 2. Par. 1854.

A. Jellinek, Zur Geschichte der Kreuzzüge. Nach handschriftlichen hebr. Quellen. Leipz. 1854.

F. Ragon, Histoire générale des temps modernes, depuis la prise de Constantinople par les Turcs (1453), jusqu'a la fin de la guerre d'Amerique 1783. 5me édition. T. 1—3. Par. 1845.

W. Rogge, Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons bis auf unsere Tage. Lief. 1—16. Berl. 1851—53.

G. Bessell, De rebus Geticis. Götting. 1854.

A. Dederich, Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein ꝛc. Emmerich 1854.

M. Duncker, Geschichte des Alterthums. 2. verb. Aufl. Bd. 1. Berlin 1855.

A. M. Giraud, Mémoire sur l'ancien Tauroentum ou recherches archéologiques et historiques sur cette colonie phocéenne. Toulon 1853.

L. Lau, Die Gracchen und ihre Zeit. Hamburg 1854

A. S. v. Norroff, Die Atlantis nach geschichtlichen und arabischen Quellen. St. Petersb. 1854.

Dr. M. Uhlemann, Thoth oder die Wissenschaften der alten Aegypter nach klassischen u. ägyptischen Quellen bearbeitet. Göttingen 1855.

Eug. Loudun, l'Angleterre et l'Allemagne en France. Par. 1854.

Wolf. Müller von Königswinter, Das Rheinbuch. Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Lief. 1. Brüssel 1855.

Fr. Pautrier, Guerre capitanate dal Principe Eugenio di Savoia, Generalissimo dell' armate imperiali. Fasc. 1. Torino 1854.

Dr. J. Freyh. v. Minutoli, Portugal und seine Colonien im Jahre 1854. Bd. 1. 2. Stuttg. 1855.

A. de Latour, Etudes sur l'Espagne — Seville et l'Andalousie. Vol. 1. 2. Par. 1855.

Ch. de Mazade, L'Espagne moderne. Par. 1855.

M. Amari, Storia dei Musulmani di Sicilia. Vol. 1. Firenze 1854.

C. Cantu, La Lombardia nel secolo XVII. Milano 1854.

J. Miley, The history of the papal states. Vol 1. 2. 3. Lond. 1850.

A. di Niscia, Storia civile e letteraria del regno di Napoli. Vol. 1. 2. Napoli 1846.

G. L. Oderico, Lettere ligustiche ossia osservazione critiche sullo stato geografico della Liguria fino ai tempi di Ottone il Grande con le memorie storiche de Caffa. Bassano 1792.

H. Bordier, Les archives de la France. Par. 1854.

E. Levasseur, Recherches historiques sur le système de Law. Par. 1854.

J. Michelet, Histoire de France au XVI siècle. Renaissance. Par. 1854.

M. Pardoe, Louis the fourteenth and the court of France in the 17th century. Vol. 1—3. Lond. 1847.

Ch. Read, Henri IV et le ministre Daniel Chamier, d'après un journal inédit du voyage de ce dernier à la cour en 1607. Paris 1854.

F. Rittiez, Histoire de la restauration ou précis des regnes de Louis XVIII et Charles X. T. 1. 2. Par. 1853.

Dr. K. B. Stark, Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich, mit einem Anhange über Antwerpen. Jena 1855.

J. de Bourdigné, Chroniques d'Anjou et du Maine. Vol. 1. 2. Angers 1842.

X. Boyer, Histoire d'Alsace depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. T. I. Livr. 1—5. Strassbourg 1855.

H. Cocheris, Notices et extraits des documents manuscrits conservés dans les dépôts publics de Paris, et relatifs à l'histoire de la Picardie. T. I. Par. 1854.

Collection de documents sur l'histoire de Touraine. T. I. A. Salmon, Recueil de chroniques de Touraine. Tours 1854.

E. M. Duru, Bibliothèque historique de l'Yonne. T. I. Auxerre 1850.

M. Gachard, Extraits des registres de consaux de Tournay. 1472—1490. 1559—1572. 1580—1581. Bruxelles 1846.

A. J. Meindre. Histoire de Paris et de son influence en Europe. Vol. 1—3. Par. 1854.

J. Perneel, Episodes du regne de Philippe-le-Bon, duc de Bourgogne. Bourgogne 1845.

E. Rougebief, Histoire de la Franche-Comté ancienne et moderne. Par. 1851.

M. Villemain, Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature. 2. édition. Par. 1854.

M. de Barante, Histoire du directoire de la république française. T. 1. Par. 1855.

L. de Carné, Etudes sur l'histoire du gouvernement représentatif en France de 1789 à 1848. Vol. 1. 2. Paris 1854.

E. E. Crowe, History of the reigns of Louis XVIII. and Charles X. Vol. 1. 2. Lond. 1854.

A. DuCasse, Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortfontaine de Lunéville et d'Amiens. T. I. Par. 1855.

A. Ernouf, Nouvelles études sur la révolution française. Par. 1854.

Ch. Monselet, Histoire anecdotique du Tribunal révolutionnaire (17. Aout — 29. Novembre 1792). Par. 1853.

Al. Rémy, Mensonges révolutionnaires. Par. 1854.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. Juli.

III. Nr. 1. Historische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit.

2) **The cloister life of the emperor Charles the Fifth. By Will. Stirling. London J. Parker. 1852. (3e ed. 1854.) 8. XXVII. 271.**

3) **Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste. Par M. Mignet. Paris Paulin. 1854. (2e éd. 1855.) XV. 464. 8.**

Wie zu erwarten stand, konnte die Eile, womit Nr. 2 zu Tage gefördert wurde, dem wissenschaftlichen Werthe desselben nicht zuträglich sein. Zwar verschaffte der Wechsel des Gouvernements zu Paris dem Verf. die Einsicht des Mſ. Gonzalez zu oberflächlicher Benützung; aber das Erscheinen der von Gachard angekündigten Originalien dauerte ihm zu lange. Mignet dagegen hatte durch des letzteren Gefälligkeit sein Werk bogenweise noch zum Gebrauch. Beide letzteren haben sich geschickt in ihre Aufgabe getheilt. Indeß Gachard, wie wir sahen, sich auf den Zweck einer gründlichen Beleuchtung des Stoffs in einer mehr äußerlichen Gruppirung beschränkt, verwendet Mignet denselben zu einem schönen, historischen Gemälde, nicht nur mit gehörigem Rahmen, sondern mit Vorder- und Hintergrund, Staffage und Perspective, in geschickter Composition, Gruppirung, Colorirung und Gesammtbeleuchtung: mit einem Worte, sein Werkchen hat historischen und ästhetischen Werth, Stirling behandelt seinen Gegenstand als dilettirender Tourist. Wir würden das letztere neben jenem und dem Werke Gachard's nicht mehr erwähnen, wenn es nicht gerade dazu gemacht schien, der Arbeit Mignet's als Folie zu dienen. Die Vorzüge des letzteren können nicht besser in's Licht treten, als durch eine Nebeneinanderstellung der beiden.

Stirling sucht, indem er dem Verlauf der Chronik folgt, die einzelnen Figuren und Gruppen durch minutiöse Detailzeichnung und Colorirung zu beleben, durch Abwechselung und Reflexionen die Theilnahme rege zu erhalten, die trockenen Partien, wie die langweilige Reise, der wir von Station zu Station folgen, durch Anschauungen aus der eigenen Reiseerinnerung in jenen Gegenden, durch Anecdoten und Erzählungen, die mitunter weit von der Sache abliegen, interessant zu machen. Aber der gänzliche Mangel an Composition und Schattirung lassen eben so sehr die künstlerische Behandlung vermissen, als für das historische Verständniß ein tieferes Eingehen in die großen Verhältnisse, auf welche sich des Kaisers fortgesetzte Thätigkeit bezieht. Durch den Mangel eines historischen Hintergrundes wird die Erzählung durch die Erläuterungen beständig zerschnitten; die Gruppirung der Begebenheiten ist nicht nur ganz hintangesetzt, sondern wo sie sich von selbst ergibt, wird sie absichtlich durch Kleinigkeiten des täglichen Lebens wieder unterbrochen, oder, wie dem in sich abgerundeten VIII. Kapitel, solche noch angehängt; die vielen kleinen Züge, welche bei geschickter Behandlung für charakteristische Belebung geeignet sind,

dienen oft nur für salonmäßige Zerstreuung. Man mag bemerken, daß man an den gegebenen Stoff den ästhetischen Maßstab nicht zu streng anlegen, und anerkennen sollte, daß uns die neuen und alten Ergebnisse in einem gefälligen Styl vorgeführt werden, welcher der ermüdenden Einförmigkeit wehrt und durch gelehrte Notizen unser Urtheil unterstützt. Das scheint auch der Hauptgesichtspunkt zu sein, den der Verf. bei seiner Erzählung im Auge hatte: er versichert uns, man werde bei Gonzalez und in Gachard's Briefen nicht wohl eine interessante Thatsache oder etwas Charakteristisches finden, das er nicht aufgenommen habe. Allein nun überzeugen uns die Werke Gachard's und Mignet's, daß für das historische Interesse, wie für das wissenschaftliche Bedürfniß sein Werkchen wenig genügt, sogar nun überflüßig wird, und daß es in Hinsicht der Kritik auf schwachem Boden steht. Und weiter, wenn man sich beeilt und übereilt einem Meister in historischer Darstellung zuvorzukommen, so muß man auch riskiren, durch eine mißliche Vergleichung mit den nachfolgenden gediegenen Werken um so mehr in Schatten gestellt zu werden.

In der That, die gedachten Mängel springen gleich unwillkührlich in die Augen, wenn sich die Lectüre von 2) zu 3) wendet. Das ist ein historisches Gemälde, ausgezeichnet durch klare Composition und jene Eleganz des Styls, worin Hr. Mignet Meister ist. Die Leichtigkeit der Behandlung, das Durchsichtige, Plastische macht von vorneherein einen vortheilhaften Eindruck. Dazu bringt der Verfasser einen Fond von Gelehrsamkeit, der aber nicht zu müßiger Ostentation sich anhängt; vielmehr der Künstler schöpft aus demselben nach seinem Bedürfniß, um die Figuren und Gruppen in charakteristischer Gestaltung und richtiger Beleuchtung uns vorzuführen, der Handlung ihr volleres Verständniß zu geben. Allerdings ist auch hier ersichtlich, daß die Behandlung nicht völlig frei ist: der Verf. ist zugleich bedacht, den Stoff des Ms. Gonzalez ausreichend mitzutheilen, und so ist die Darstellung mitunter überladen. Indeß, die Aufgabe so gestellt, kann man schon mit der geschickten Lösung wohl zufrieden sein. Die einleitenden Abschnitte führen uns mitten in die europäischen Verhältnisse zur Zeit der Abdankung und in die veränderte Situation des Nachfolgers hinein; dessen mißliche Lage gegenüber seinen beiden Gegnern, seine politischen und taktischen Fehler, der Verlauf der Weltereignisse entwickelt sich uns mit einer Anschaulichkeit und Klarheit, daß der Reflex auf den Seelenzustand des Kaisers sich von selbst ergiebt. Dem gegenüber treten die Details des Stilllebens, die speciellen Interessen der Umgebung und der Familie; alle die characteristischen Kleinigkeiten, die Eigenwilligkeiten und Unenthaltsamkeiten sind gut zur Schattirung verwendet. Die Characteristik Philipps, sowie der kleinen Don Carlos und Don Juan d'Austria eröffnen eine Fernsicht in die Zukunft. Einen Glanzpunkt der Darstellung, den Triumph des Styls in Behandlung des trockensten Stoffs, bildet die Controverse über die angebliche Leichenfeier in Verbindung mit den Details der letzten Krankheit des Kaisers; in steter Spannung sehen wir die brillante Argumentation bis zur Evidenz dringen.

Wir gehen auf diesen noch nicht erledigten Gegenstand etwas näher ein, um den Stand der Streitfrage zu bezeichnen, die unsers Erachtens sich auf die der Glaubwürdigkeit der Mönchsrelationen reducirt. Eine solche hatte man im Kloster, die von dem Prior, welcher einige Monate vor des Kaisers Tod in diese Stelle eintrat, Martin de Angulo, wo nicht selbst verfaßt, doch der Regentin auf Begehren übersendet wurde. Dieselbe lag der Erzählung, welche Sandóval im Anhange seiner Biographie des Kaisers gibt, sowie einigen späteren Relationen der Art als gemeinsame Quelle zu Grunde; auch der Anonymus bei Gachard und der Pater Siguenza in seiner Geschichte des Hieronymitenordens hatten sie vor sich. Wir sahen oben, wie der letztere zu jenem, den er erweitert und ausschmückt, sich verhält; aus der fraglichen Erzählung ergibt sich auch, daß jener Anonymus zu Fr. Martin in gleichem Verhältniß steht. Denn obwohl Sandóval diesen uns auszüglich, nicht wörtlich wiedergibt, können wir doch aus den wenigen Worten, welche er über diesen Punkt (§. 3) enthält, mit Sicherheit annehmen, daß nach Fr. Martin die Leichenfeier vor dem Tode des Kaisers nicht stattfand. Wohl aber können wir da wieder den Keim der Fabel erkennen in einer Anecdote, wie Karl zu seinem Barbier sagte: „Er habe eine ersparte Summe für seine Leichenfeier

bestimmt; — es sei besser für den Weg, die Leuchte vor sich, wie hinter sich zu haben, como si profetizara su muerte, que luego cayo malo del mal que murió, y con las mesmas coronas se comprò la cera y lutos con que fue sepultado, y se le hizieron las honras. Bei jenen beiden aber findet sich das Mährchen schon in seiner vollen Ausschmückung mit einem Detail, dem, wie wir nachher sehen werden, eine klar kenntliche Absicht unterlag. Die Berichte der Correspondenz bei Gachard wissen nicht allein nichts von der so auffallenden Begebenheit, sondern stehen damit in entschiedenem Widerspruch, wie das Mignet in seiner Beweisführnng ausführlich und schlagend gezeigt hat. Gachard, der sich nicht entschließen kann, die bonne foi seines Anonymus in Zweifel zu ziehen, stellt im I. Band die Gründe pro und contra auf, ohne sich zu entscheiden, ehe Mignet sein Votum gegeben habe. Derselbe vermochte ihn nicht zu überzeugen, und da er unter Anderen ein theologisches Argument beibrachte, so bringt er im II. Band dagegen ein gelehrtes Gutachten der Universität Löwen, woraus sich ergibt, daß zu Karls V. Zeit die Leichenfeier eines Lebenden auf dessen Wunsch allerdings gestattet war mit abgeänderter Ceremonie; der Argumentation Mignet's gegenüber ist er eher geneigt, ein absolut widersprechendes Datum seines Anonymus zu emendiren, als dessen Glaubwürdigkeit erschüttern zu lassen. Denn mit Recht hatte Th. Juste hervorgehoben, daß man sonst alle anderen von den Mönchen erzählten Thatsachen ebenfalls in Zweifel ziehen müsse: du reste, nous ne savons quel interêt aurait poussé ces religieux à inventer un épisode aussi remarquable, à forger un mensonge aussi grave. Wir werden zeigen, daß allerdings dafür ein dringender Anlaß vorlag, können aber überhaupt nicht die kritische Regel anerkennen, daß ein Klostermährchen gelten müsse, weil wir nicht den Grund sehen, weshalb es geschmiedet sei. Die Frage wurde von vorneherein durch den Mangel an Kritik von Seiten Stirling's verschoben. Bereits Gonzalez behandelt die Erzählung als ein müßiges Mährchen. Stirling, der jedenfalls nicht durch Befangenheit für Mönchserfindungen gehindert war scharf zu sehen; der selbst die Elemente für die Nachweisung, in welchem Interesse die Fabel erfunden sei, in seiner Erzählung beibringt, moquirt sich über jenen und findet keinen Grund die Glaubwürdigkeit des P. Siguenza, dem er überhaupt vorzugsweise folgt, in Zweifel zu ziehen, weil „das Ansehen seines Ordens und das Interesse der Kirche bei der Sache nicht betheiligt sei.“ Nirgends ist der Dilettantismus gefährlicher, als wo er sich den Anschein der Kritik gibt; denn an sich ist er derselben feind, wie jedem Ernst der Wissenschaft. Hr. Stirling hat es sehr wohlfeil, auf Kosten Robertson's, seit dessen Zeit die Geschichtswissenschaft auf eine andere Stufe gerückt ist, in kleinen Kleinigkeiten Kritik zu üben; an seiner eigenen vorzüglichsten Quelle ist er jedenfalls mit der kritischen Sonde nicht tief eingedrungen, ja er hat seinem Hauptgewährsmanne nicht einmal scharf in's Auge gesehen. Da, wo uns urkundliche erste Quellen zu Gebot stehen, haben wir außer dem Vorzug des ächteren Stoffs zu unmittelbarer Verwendung den weiteren Vortheil, für die Prüfung zweiter Quellen oft in unbedeutenden Kleinigkeiten um so schätzbarere Kriterien zu finden, je mehr solche in zufälligen unabsichtlichen Kundgebungen bestehen. So dienen uns die von Gachard publicirten Briefe trefflich zur Kritik der Mönchsrelationen, insbesondere des P. Siguenza. Herr Stirling hat demselben, ohne die längst angekündigten Documente abzuwarten, über Gebühr Glauben geschenkt: seine detaillirte anmuthige Erzählung ist bequem, ihm etwas Interessantes nachzuerzählen, soweit sich nicht das Gefühl gegen allzugrelle Erfindungen sträubt. Nun nimmt er sich natürlich seines Führers an. Er producirt ihn als den Verfasser „vielleicht des besten gedruckten Berichts über das Klosterleben des Kaisers,“ als befähigt, gelehrt, classisch durch anmuthigen Styl. Zwar erkennt er an, daß er genöthigt gewesen, „eine Masse tauber Aehren geistlicher Erfindung mit einzubinden;“ doch habe er in gutem Glauben geschrieben, es scheine ihm Ernst mit der Wahrheit; auch rühmt er seine Besonnenheit. Wir haben oben schon zwei Beispiele von dieser Besonnenheit seines Ausmalens angeführt. Die Vergleichung weit fortzuführen, ist uns nicht möglich, da wir das selten gewordene Buch nicht zur Hand haben konnten; doch jene wenigen Auszüge bei Gachard im I. Band und einige weitere Resultate

der von diesem im II. Band angestellten Vergleichung genügen schon, gerechte Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit zu begründen. Wir heben noch ein schlagendes Zeugniß hervor. Siguenza berichtet (Gachard T. II. p. VI.) ganz gemüthlich, wie der Kaiser während der beiden Fastenzeiten Freitags an der klösterlichen Disciplin sich betheiligt habe, como valeroso soldato de Christo hazia guerra tambien a su carne, disciplinandose con ellos con tanta fuerza que gastava los ramales de la disciplina, testigos fuertes y ciertos de tan humilde acto del César. An anderer Stelle: el santo Emperador se disciplinava en compañia de los religiosos, quando hizo aquella hazaña de recogerse en nuestro monasterio de Yuste, triunfando de una vez de todo el mundo. Das erzählt Stirling (VII. Abschnitt) in anmuthiger Breite nach. Dagegen bringt Gachard eine Meldung des Kaisers aus dem Ende der Fastenzeit (7. April) 1558 an seinen Sohn (II. 371): „er sei lange bettlägerig und so schwach gewesen, que en toda esta quaresma no he podido oir un sermon.“

Wenn der Pater im Falle war, die Wahrheit wissen zu können, so läßt die sehr stark ausgeprägte Tendenz seiner Erzählung die Neigung sie darzustellen vermissen. Auf den Grund nun, der dem fraglichen Mährchen, welches Siguenza sowohl, als der Anonymus gerne aufnahmen und ausschmückten, seine Entstehung gab, läßt sich aus dem Berichte des letzteren über des Erzbischofs Carranza Anwesenheit beim Tode des Kaisers (Cap. XXXVI. bei Gachard II. 43) einigermaßen schließen. Bekannt ist, wie dieser von Karl und Philipp hochgeschätzte Prälat, der in England als „der schwarze Mönch“ seinen gutkatholischen Eifer genugsam bewährt hatte, vom Großinquisitor Valdez, der ihn um seiner Stelle und Stellung willen beneidete und haßte, verfolgt wurde: eben auf die Worte, welche er zum sterbenden Kaiser sprach, gründete sich die Anklage beim Inquisitionstribunal; des Kaisers Beichtvater J. de Regla, sein persönlicher Feind, denuncirte ihn, Luis de Avila, der den Fr. Vilalba zu einer besser katholischen Absolution veranlaßte, zeugte wider ihn. Der dogmatische Gegensatz bestand darin, daß der Erzbischof die Absolution lediglich auf das Verdienst Christi gründete, Vilalba auf den Beistand der Heiligen mit Beiziehung des S. Matthias. Wir lesen bei Stirling im VIII. Capitel, daß unter den bedeutenderen, neulich eingezogenen Ketzern nicht allein zwei frühere Prediger und andere Personen waren, die in des Kaisers Vertrauen gestanden; daß besonders Hieronymiten, wie das ganze Kloster S. Isidor bei Sevilla, inficirt erschienen; daß die Mönche zu Yuste, um nicht allein diesen Makel auf ihrem Orden zu sehen, Verläumdungen nicht scheuten. Lag es da nicht dringend nahe, und war selbst ein unschuldigeres Vertheidigungsmittel, ein Mährchen zu erfinden, das ein besonderes Gewicht auf den Nutzen der frommen Werke legt und damit thatsächlich den Beweis gab, wie fern die Hieronymiten von der dem Carranza imputirten Ketzerei waren? Wurde ja selbst der kaiserliche Beichtvater aus ihrer Mitte, J. de Regla, genöthigt, eine Anzahl incriminirter Sätze abzuschwören. War je eine Nothlüge zu entschuldigen, eine unschuldige Erfindung gerechtfertigt, so war es in diesem Falle, wo der finsteren Macht gegenüber die Existenz auf dem Spiele stand. Da wird es begreiflich, wie der Anonymus in Cap. XXXVI. in einer gegen Carranza so gehäßigen Weise die Anwesenheit desselben beim Sterben des Kaisers erzählt; begreiflich, wie aus der Anecdote bei Sandóval die Erweiterung des Anonymus erwuchs. Da ist es (Cap. XXXIII.) nicht der Barbier, sondern jener verdächtigte Beichtvater, den der Kaiser befragt, ob die bei Lebzeiten veranstaltete Leichenfeier ihm nützen werde, und der ihm antwortet: „Si aprovechar por cierto, señor, porque qualquiera obra buena, si se hace como deve, aprovecha.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Titel für die historische Classe liegt bei.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. Juli.

III. Nr. 2. Historische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit.

2) **The cloister life of the emperor Charles the Fifth. By Will. Stirling.**

3) **Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste. Par M. Mignet.**

(Fortsetzung.)

Dann folgt die ausführliche Erzählung, wie der Kaiser mit allen seinen Dienern im Trauergewand und mit Kerzen in der Hand erst den drei anderen Begängnissen, dann dem eignen beiwohnte, espectaculo muy grande y cosa nueva. Der Pater Siguenza ist auch hierin noch ausführlicher. Auch er war, erzählt uns Stirling selbst, vor dem Tribunal zu Toledo als ketzerisch angeklagt, aber ehrenvoll freigesprochen worden; darauf habe er mit dem Character makelloser Rechtgläubigkeit die Geschichte des Ordens geschrieben. Darin läßt er (Cap. XXXVIII.) den Beichtvater antworten: Si, señor, y mucho, que las obras pias que uno haze en vida, de mayor merito y satisfacion son que las que se hazen por él despues de muerto. Wir denken, wie die Tendenz, so das Motiv dazu, liegt bei Siguenza hinlänglich klar.

Wenn wir die großen Vorzüge und die Gediegenheit der Behandlung von Seiten Mignet's gegenüber Stirling in's helle Licht treten sehen, so wollen wir darum die Mängel nicht übersehen, welche seinem schätzbaren Werkchen doch anhaften. Sie betreffen die Auffassung und einigermaßen auch die Kritik. Diese wünschten wir etwas consequenter und schärfer, besonders den Mönchsrelationen gegenüber geübt. Da er die Glaubwürdigkeit derselben so glänzend erschütterte, hätten wir erwartet, daß er selbst mit mehr Vorsicht und Reserve aus ihnen, namentlich dem P. Siguenza, schöpfte. Zwar bei dem simulacro de profession fügt er die Limitation bei: „wenn dem Berichte der Mönche zu glauben." Aber an anderen Stellen, wie p. 60, 61, 240, wäre besser manche Anecdote geopfert worden: Karls Liebe zu den Mönchen war doch nicht so groß, als diese gerne glauben machten. Selbst bei dem, was als Aeußerung des Kaisers constatirt ist, muß man vorsichtig sein, und was er versichert, nicht sofort als die volle und wahre Wahrheit nehmen. Karl war durch und durch Diplomat und von Jugend auf in die Formen der Rede und des Ausdrucks eingelebt, welche der stete Verkehr mit Diplomaten erheischt und zur andern Natur macht. Nachdem Hr. Mignet S. 209 den Mangel an Glaubwürdigkeit des Fra. Martin bei Sandoval §. 3 durch Thatsachen nachgewiesen hatte, konnte er schon Anstand nehmen, demselben p. 371 geradezu zu glauben, Karl habe Bedauern geäußert, daß er Luthern nicht hingerichtet. Angenommen jedoch, dieser habe zur Zeit als er so ernstlich darauf drang, die Ketzerei in Spanien bei ihrem ersten Auftauchen auszurotten, Grund gefunden, dem Vorhalt, warum er's nicht 1521 in Deutschland so gemacht, durch Aeußerungen zu begegnen, wie sie bei Sandoval §. 9 berichtet sind: so ist

damit noch keineswegs gesagt, wie der Verf. p. 354 f. annimmt, „daß er wirklich tief bedauerte (eprouva des regrets profonds), mit den Protestanten in Deutschland transigirt, ihnen vorübergehend Toleranz gewährt zu haben.“ Aus einem einigermaßen eingehenden Studium der deutschen und allgemeinen Verhältnisse resultirt ganz entschieden, daß der Kaiser beim Reichstage zu Worms Luthern zu opfern weder im Stande, noch auch Willens war; um den geheimen Vertrag mit Leo X. schließen zu können, hielt es ihm schwer, und gelang nur durch ein Abgehen von der gehörigen Form, das Edict zu Stande zu bringen; solange aber das Verhältniß der gemeinsamen Weltherrschaft, wie sie in jenem Vertrag obenangestellt ist, noch nicht zu seinen Gunsten festgestellt war, bedurfte er — wie schon 1520 Don Manuel von Rom aus mahnte — Luthers und der deutschen Opposition gegen Rom zu sehr, als daß er beide damals aufgegeben hätte. Ebenso hätte er später, als er die Concessionen in Deutschland machte, wenn er es nicht that, auf seine weiten Pläne in ihrem Grunde, sowie auf seine näheren Absichten gegenüber Frankreich, den Türken und dem Papst geradezu verzichten müssen; das wollte er aber entschieden nicht. — So müßen wir über des Kaisers grand souci oder desir de la vérité (p. 283 u. 85) uns gehörig verständigen. Er nannte Sleidanus und Jovius ses 2 menteurs, und liebte besonders die Darstellung des ergebenen Höflings L. d'Avila, „der mit ritterlichem Enthusiasmus und dankbarer Bewunderung die Thaten seines Herrn beschrieb,“ d. h. er war empfindlich gegen bedeutende Aeußerungen der öffentlichen Meinung und die richtende Stimme der Nachwelt; und wenn er bei Abfassung seiner mémoires den Zweck hatte, de rétablir l'exactitude défigurée de l'histoire, so ist das doch nicht so zu verstehen, als hätten wir da die vraie vérité zu finden gehabt; wir würden sie doch nicht anders betrachten können, als die mémoires de St. Helène, als einen Versuch, sein politisches System vor der Nachwelt zu rechtfertigen, auch wohl Manches zu bemänteln.

Die Mängel der Auffassung betreffen theils Einzelnes, theils die Gesammtanschauung. Namentlich sind es die deutschen Verhältnisse, in die der Verf. nicht tief genug eingedrungen ist. So scheint er in der Annahme, Deutschland sei 1550 entièrement assujettie — soumise à toutes ses volontés gewesen; Charles V. commandait au delà du Rhin en empereur absolu, — mehr solchen Darstellungen gefolgt sein, wie des Schmeichlers Calvette de Estella, der die Reise des futur héritier du monde durch Deutschland im Glanz der officiell arrangirten Festlichkeiten beschrieb. Der Irrthum, Karl habe nicht vermocht, Deutschland zum alten Glauben zurückzuführen, parcequ'il était tardif, hängt mit der Ansicht zusammen, 1521 sei Luthers Lehre nur la doctrine d'un seul homme gewesen (da ist der Antithese „1530 croyance d'un peuple“ doch zu viel geopfert!). Dann hätte allerdings der Kaiser mit Grund bedauert, daß er nicht durch Hinrichtung des einen Mannes die Reformation beseitigt habe. Diese Punkte weisen auf die eigentliche Schwäche des Buches hin, welche in der Characteristik des Kaisers liegt und in der unzureichenden Motivirung des bedeutenden Schrittes der Abdankung. Wie in der Phrase (p. 312) Chez l'empereur le chretien n'avait pas effacé l'homme ein Irrthum, wenigstens in schiefer Auffassung liegt — denn nach unserm Ermessen kann das Christenthum unmöglich den Menschen austilgen —; so dringt Alles, was in den letzten Blättern resumirend über den Kaiser gesagt ist, nicht auf den Grund, weil es in der Entwickelung der zwei ersten Abschnitte nicht geschehen ist; oder vielmehr diese Motivirung ist unzureichend, weil die Gesammtauffassung des Characters und der Politik des Kaisers nicht genügend ist. Es liegt dies als Folge in dem Mißlichen der Aufgabe, den Schlußact eines Drama's in seinen Motiven darzustellen, welches nur soweit gelingen kann, als man die sämmtlichen vorausgehenden vollständig kennt und richtig aufgefaßt hat; ein Mangel nach einer Seite hin, oder etwa in Kenntniß oder Beachtung des ferner liegenden ersten Actes kann da leicht eine Mangelhaftigkeit in Beziehung auf den letzten veranlassen. Wie es ein ziemlicher Irrthum war, zu sagen, nach Ranke's deutscher Geschichte eine Biographie des Kaisers zu schreiben sei eine Ilias post Homerum — denn das Terrain der deutschen Ge-

schichte, wenn auch in der Beleuchtung der universalen Verhältnisse, kann nicht das Gesammtwirken des universalen Politikers zur Anschauung bringen — so muß eine Auffassung seiner gesammten Thätigkeit mangelhaft bleiben ohne genügende Kenntniß deutscher Verhältnisse und deutschen Wesens, woran der Weltplan zum Scheitern kam. Ohne ein Darlegen dieses universalen Planes, wie er vom Schicksal und der Politik Maximilians I. vorbereitet schon zur Zeit der Erlangung der Kaiserwürde, wenn auch nicht in den Einzelnheiten ausgebildet, doch in der allerweitesten Ausdehnung aufgefaßt in der Seele des Jünglings lag, — kann auch die Motivirung der Abdankung nicht hinreichend gelingen. Wäre der Verf. bei seiner Zeichnung davon ausgegangen — wofür wir als Anhaltspunkte an das erinnern, was sich bei Le Glay Négociations diplomatiques II. in den Acten über die Werbung um's Kaiserthum beiläufig findet, und was im Eingang des geheimen Vertrags mit dem Papst v. 8. Mai 1521 gesagt ist; — hätte er sodann die näheren Consequenzen gegenüber dem Papst, Frankreich und Deuschland, die weiteren Pläne gegen England und den scandinavischen Norden, die stets beabsichtigte Vertreibung der Türken und Eroberung des heil. Landes in Betracht gezogen; die dafür zu Gebot stehenden und allmählich mehr und mehr angesammelten geistigen und materiellen Mittel, die beabsichtigte Organisation des Gesammtreichs, das System seiner Politik im Inneren und nach außen, die Stützen und Hülfsquellen derselben in Beziehung auf ihre Zulänglichkeit gegenüber der europäischen Opposition und deren Mittel, Kräfte und Hebel in Erwägung genommen: — so hätte sich auf diesem umfassenderen Hintergrunde die ganze folgende Entwickelung mehr dem Inneren zugewendet, die Characteristik mußte vollständiger werden, die Scene der Abdankung ihre volle Beleuchtung finden; für das Stillleben im Kloster, wie das nachmalige Eingreifen in die großen Verhältnisse ergab sich sowohl im Reflex des Gegensatzes, als in den Motiven die innerliche Einheit, welche aus der richtigen Characterzeichnung mit Nothwendigkeit resultirte. Wir finden in der Persönlichkeit des Kaisers nicht das Ueberwiegen des Menschen über den Christen, vielmehr der Mensch gieng gänzlich im Politiker und Diplomaten auf, alle reinmenschlichen Bedingungen, also auch das eigentlich Religiöse, waren in ihm der großen Idee seines Lebens, Wiederherstellung des Kaiserthums als Weltmonarchie, untergeordnet. Was aber die wahre Größe des Menschen wie des Herrschers bedingt und dem letzteren die Erfolge am meisten sichert, — das eigene Aufgehen in der Idee, das Opfern der Eigenwilligkeit verstand er nicht; im Gegentheil, diese steigerte sich mit dem wachsenden Glück. Wie er im Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit seiner Hülfsmittel die allergeistigsten aufgab, indem er die treuesten Helfer sich entfremdete, so mußte ein System, das den Naturbedingungen trotzte, auf der Culmination der Erfolge die Mächte heraufbeschwören, welche jenes zum Scheitern brachten. Die Ideen der Zeit und die Gesetze des menschlichen Daseins behaupteten ihre Macht gegenüber dem Einzelwillen, der sie seiner einseitigen Auffassung unterthan machen wollte.

Diese innersten Motive, welche den Schlußscenen des welthistorischen Drama's zu Grunde liegen, finden wir bei Mignet ziemlich ungenügend entwickelt, obwohl die Begebenheiten dieser letzten Jahre, welche hier geschildert werden, in ihren großen Gegensätzen und Verwickelungen von selbst darauf führten. Der Grund liegt nahe. Wir sehen, der Verf. gieng bei seiner Absicht — **expliquer l'abdication du prince en lui donnant ses motifs et sa grandeur** — von den officiellen Reden und Schriften des Kaisers und seiner Minister aus, die hier angegebenen Gründe als die volle Wahrheit nehmend. So sehr aber da der eine Satz, welcher von Erlangung der Kaiserwürde handelt, auf der Oberfläche schwebt und aus den Acten zu commentiren ist, welche im II. Bande von Le Glay Négociations etc. vorliegen: ebenso muß jene ganze Darlegung ihren Commentar durch eine umfassende Betrachtung der gescheiterten Pläne finden. So wenig der Kaiser diese, wenn er je reussiren wollte, öffentlich kund geben durfte, so wenig er bei diesem dramatischen Act, wobei es auf einen politischen Effect abgesehen war, sein System bankerott erklären konnte, so sehr mußten die tieferen Motive hinter den Coulissen bleiben. Der Act mußte dazu dienen, für seine

Person den Rückzug zu decken, für seinen Sohn eine Modification des Systems mit einer Schwenkung für mögliche Rückkehr zu verhüllen. Kränklichkeit, Ueberbürdung bei Abnahme der Kräfte, die allerdings mitwirkten das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Mittel zu erhöhen, hätten nie eine so starke Wirkung äußern können, wenn ihm in besserm Succeß der geistige élan, in einer innern Harmonie mit seinem Bruder und Neffen die Aussicht auf Durchführung des gemeinsamen Planes, wie er ihn im Sinne hatte und nebst Philipp festhielt, geblieben wäre. Wie sehr damals letzterer dem Maximilian II. bereits feindlich gegenüberstand, der Einklang des Kaisers mit Ferdinand nicht mehr in die Tiefe reichte, kann uns jetzt wohl klar sein; es waren das aber Dinge, welche nach außen möglichst zu verhüllen waren. Indem nun Hr. Mignet auf diese verdeckten Dinge nicht tiefer eingeht, und hauptsächlich bemüht ist, den Nachweis für jene vom Kaiser selbst angeführten Motive zu geben, muß die ganze Darstellung auf derselben Oberfläche bleiben. Je mehr er bei demselben grandeur de l'âme und hauteur des pensées sans trouble et sans faiblesse anerkennt, desto schwieriger wird es, durch minutiöses und gehäuftes Detail jenen äußerlichen Gründen ein hinlängliches Gewicht zu geben. Da die ersten Aeßerungen des Gedankens an eine künftige Quiescenz im Kloster in die Zeit reichen, da er bereits dans tout l'éclat de la puissance erschien, und da sie mit dem Schmerz beim Verlust seiner Gemahlin vergesellschaftet sich zeigen: so recurrirt er, indem er bei jenem Auftauchen der Idee schon einen dégout de l'autorité suprême voraussetzt, auf eine angeerbte Melancholie unter den Einflüßen von douleur, piété ardente, maladies, extrêmes fatigues, poid des affaires. Dieses letztere leitet er bei der Vielheit der beherrschten Länder aus der Größe der Aufgabe, die trotz einer guten Organisation der Verwaltung bei der multitude d'entreprises, bei unaufhörlichen Kriegen seine Kräfte erschöpfen mußten, welche, obwohl er fähig gewesen durch seine qualités variés pourvoir aux interéts et de contenter les sentiments de tous ces peuples, für die Dauer nicht ausreichten, zumal da zu viel sitzende Lebensweise, gewisse Unmäßigkeiten und écarts de regime seine Gesundheit untergruben. Auf diese Weise meint er hinreichend zu zeigen, wie der Kaiser naturellement zu dem großen Schritt geführt worden sei.

Wir kommen von dem vorhin bezeichneten Ausgangspunkt der jugendlichen Weltpläne, die wir in fortschreitender Entwickelung betrachten, auf dem halben Wege der Laufbahn, als jene Ideen auftauchten, auf ein ganz anderes Ergebniß. Dem Kaiser hatten sich von allen Seiten nur wachsende Schwierigkeiten entgegengestellt. Weder war die Zerstückelung Frankreichs geglückt, noch war Franz I. seinen Zwecken so dienstbar geworden, wie der Vertrag von Cambray zu erzielen schien: das Uebergewicht, ja der Besitz in Italien war durch denselben beständig bedroht. Bei Tunis war er auf sehr bedeutende Hindernisse gestoßen, und verdankte doch eigentlich mehr einer eclatanten Wendung des Glücks den Erfolg, daß er nicht halb oder ganz mit Einbuße des Ruhmes abziehen mußte, während Franz schlagfertig mit Heer und Flotte auf der Lauer stand, einen ernstlichen Unfall sogleich zu seiner Vertreibung aus Italien zu benutzen. Welche Macht in den Schmalkaldischen Verbündeten herangewachsen war, ist bekannt; die Pläne gegen England waren nur wenig in den Hintergrund getreten und die gegen Dänemark und Schweden vertagt. Wie konnte der allgemeine christliche Feldzug gegen die Türken ohne Befriedigung Frankreichs und der Protestanten möglich sein?

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. Juli.

III. Nr. 3. Historische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit.

2) **The cloister life of the emperor Charles the Fifth. By Will. Stirling.**

3) **Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste. Par M. Mignet.**

(Schluß.)

Die erneuerte entente cordiale mit Franz, welche zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten führen sollte, hielt auch nicht Stand. Damals schon konnte er wohl, trotz aller bisherigen Erfolge, an der Möglichkeit der Durchführung seiner Pläne zweifeln; er mochte ein frühes Altern ahnen und bei dem Anblick des behaglichen Stilllebens bei den wohl eingerichteten Hieronymiten eine dereinstige Quiescirung für spätere Jahre in Aussicht nehmen. Das war noch kein dégout de l'autorité suprême. Schon damals mochte ihm klar sein, daß die Weltherrschaft der einen Linie des Hauses ohne die engste Wechselverbindung mit der anderen unmöglich; daß ohne die mächtige Stütze der deutschen Nation sie dem Papst und Frankreich gegenüber nicht aufrecht zu halten, und doch es bedenklich sei, den Schwerpunkt der europäischen Verhältnisse wieder nach Deutschland fallen zu lassen. Also reifte zugleich mit dem frühen Heranziehen Philipps zu den Geschäften und immer engerer Verbindung mit der österreichischen Linie der Successionsplan ohne Zweifel in Verbindung mit dem Gedanken an die Quiescenz. Schon auf jener vermeintlichen Höhe der Erfolge mußte Karl darauf gefaßt sein, persönlich nur bis zur Grundlegung der dynastischen Weltherrschaft zu gelangen: dann aber lag nahe die Alternirung noch einzuleiten, was ohne Resignation zu Gunsten des mit Ferdinand und Maximilian vertragsmäßig festzustellenden Planes nicht möglich war. Das Kaiserthum in der Familie erblich zu machen, war übrigens schon 1519 seine Absicht, zu derselben Zeit, als er Alles aufbot, daß Ferdinand nicht statt seiner gewählt werde.

Das Wahrste, was Karl selbst über die Motive seiner Abdankung sagte, berichtet Mignet p. 88 aus einer Depesche des Lorenzo Pirez, portugiesischen Gesandten bei jenem, d. d. 15. Febr. 1557. Der Kaiser bedauerte, daß er nicht nach glücklicher Beendigung des Krieges in Deutschland die Würde niedergelegt habe, auf dem Höhepunkte seines Ruhmes (confesando que fora nessu ocaziam sem perde de reputaçam, o que agora era o contrario pe los acontecimentos de depois). Er betrachtete sich gleich Augustus als einen Acteur auf der Weltbühne, der bei Zeit abtreten müsse. Er war stets geschickt bei mangelhaften Erfolgen durch Ostentation mit Eclat den schwachen Grund zu verhüllen; wie er z. B. den Glücksfall der zu Tunis sich selbst befreienden Christensclaven für einen weithin wirkenden Effect benutzte, die halb schon eingebüßte Reputation zu wahren und zu erhöhen. In die Reihe dieser politischen Effectstücke gehört die Scene im großen Saale zu Brüssel (25. Oct. 1555), kurz nachdem er den Herzog von Alba instruirt hatte, mit gewaffneter

Hand die Colonna's im Kirchenstaat zu restituiren (p. 91); als Frankreich gegenüber die Ehre ziemlich wiederhergestellt (en que se a recuperado parte delo pasado y dela reputacion que se avia perdido) und die Unterhandlungen zu Gravelingen in gutem Zuge waren. Philipp hatte in der neu eingenommenen Stellung als Herr der Niederlande Ober- und Unteritaliens vor der Hand genug zu thun, festen Fuß zu fassen und die Restauration in England gewaltsam aufrecht zu halten. Da für eine Zeitlang der Schwerpunkt für die europäischen Verhältnisse in die Niederlande verlegt werden, Philipp hier oder in England residiren, Karl nach Spanien zurückkehren mußte: so diente die arrangirte Scene trefflich den noch zweifelhaften Grund persönlicher Tüchtigkeit des jungen Herrschers mit erhöhter Autorität zu decken, indeß der fünfjährige Waffenstillstand mit dem Erbfeind des Hauses Zeit gab das Fundament zu consolidiren, Karl mit dem Rest der geretteten Reputation von Spanien aus ihn secundirte. Der Papst aber und Frankreich wollten es nicht zu dieser Consolidation kommen lassen; das schreckte den Kaiser bald auf und gab ihm bis zum letzten Tage zu sorgen und zu handeln.

Ueber die Kaiserwürde hatten Karl und Ferdinand, Philipp und Maximilian zu Augsburg Verträge geschlossen, die nicht aufgegeben waren, am wenigsten von Philipp. Durch die Vermählung in England wollte ihm Karl eine neue Stütze dafür geben. An die Erfüllung erinnert, entschuldigte Ferdinand im Sommer 1553, es sei für jetzt nicht durchzuführen; im Sommer 1558, eben als der Papst die Anerkennung Ferdinands weigerte, erinnerte Philipp wieder und Ferdinand entgegnete: „er habe nur aus Gehorsam gegen Karl zugesagt, was dem Reiche schädlich gewesen.“ Mit Maximilian in Güte fertig zu werden, konnte er nicht hoffen; aber durch den Papst zum Ziele zu gelangen war der Zweck des mit dem Herzog v. Alba und dem Bischof von Arras eingeschlagenen Weges der Politik, welchen Karl mißbilligte. Das Conciliatorische in der Weise dieses gieng ihm ab. Paul IV. hatte die Uebertragung der Kaiserwürde für sich in Anspruch genommen, mit Heinrich II. darüber transigirt, die Nachfolge Ferdinands und mehr noch Maximilians verworfen. Also mit dem Papst Einigung à tout prix, in zweiter Linie mit Heinrich II., um vorerst die Restauration in England zu befestigen, dann nach Ferdinands Tod dem ketzerfreundlichen Maximilian die Kaiserwürde zu entziehen und auch hier die Restauration in Angriff zu nehmen, war der Plan, welcher bei der damaligen Lage Deutschlands, wo nach der großen Erschütterung die Ruhe schwer sich wieder fand, nicht allzuschwer durchzusetzen schien. Er wurde von Philipp bis 1562 fest gehalten, da die Besorgniß, ein Kaiser aus anderem Hause möge sich zu Frankreich halten, ihn bestimmte, für sich vom Familienvertrag zu abstrahiren, als schon der Papst, dem die Präponderanz des mit Frankreich verbündeten Spaniens bedenklich war, zur Beseitigung dieser Gefahr sich mit Ferdinand und Maximilian verständigte.

Der beharrlich festgehaltene Successionsplan reagirte bei der gemeinsamen Gefahr, welche das deutsche Kaiserthum und die österreichische Linie bedrohte, günstig für die Selbständigkeit Deutschlands durch engeres Verschmelzen der Interessen Oesterreichs und Deutschlands gegenüber der Universalmonarchie; durch Erhebung des politischen Gedankens über die confessionelle Trennung zu reichsgesetzlicher Toleranz. Seit dieser Auseinandersetzung, die mit der zu Trient vollzogenen zwischen Staat und Kirche zusammenfällt, ist die Idee der Universalmonarchie zur Chimäre geworden. Vorher lag sie im Centrum der europäischen Politik, indem von den präponderirenden Machthabern die einen sie zu gründen, die andern sie zu vereiteln trachteten.

Die Abdication und Retraite des Kaisers liegen in demselben Mittelpunkte als zwei einzelne Scenen aus dem Schlußact des großen Drama's. Ihr Zusammenhang mit dem Successionsplan, an dessen Durchführung die Möglichkeit der Universalmonarchie geknüpft schien, liegt klar. Für eine weitere Auseinandersetzung ist hier nicht der Ort; wir sind in diese Andeutungen näher eingetreten, weil uns die hohe Achtung vor dem Verf. die Pflicht aufzulegen schien, die Behauptung mangelhafter Motivirung etwas ausführlicher zu begründen. Das Mißliche

seiner Aufgabe ließ für eine Monographie immer nur eine relativ vollständige Lösung zu. Wenn es wahr ist, was wir um's Jahr 1840 hörten, daß Herr Mignet mit einem größeren Werke über die Epoche beschäftigt ist, so steht zu erwarten, daß nach völlig abgeschlossenen Studien derselbe Gegenstand als Schlußabschnitt mehr befriedigen werde, wenn wir auch nicht erwarten, daß er von seinem Standpunkt aus unsere Ansicht theile, die übrigens nicht auf Vermuthung und Phantasie, sondern auf historischer Untersuchung beruht.

* *

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Historia.

H. Beißke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Bd. 1. Berlin 1854.

E. A. Cornelius, Geschichte des Münsterischen Aufruhrs. 1. Buch. Die Reformation. Leipz. 1855.

Dr. L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem westphälischen Frieden bis zur französischen Occupation. Bd. I. Köln 1853.

K. Krumhaar, die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Eisleben 1855.

G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik. Bd. 1. Berlin 1855.

Die Landtafel des Markgrafthumes Mähren. Lief. 1. Erstes Buch der Olmützer Cuda. Brün 1854.

J. Jahn, Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs in der Pinakothek zu München. München 1854.

E. H. Gaullieur, Die Schweiz, ihre Geschichte, Geographie und Statistik. A. d. Französ. von Dr. H. Gräfe. I. Abth. Lief. 1. Genf 1855.

Dr. A. Heusler, Der Bauernkrieg von 1653 in der Landschaft Basel. Basel 1854.

A. T. J. Pictet de Sergy, Genève, origine et développement de cette république. T. 1. 2. Genève 1845 — 47.

Th. Juste, Histoire de la revolution des Pay-Bas, sous Philippe II. T. I. Bruxell. 1855.

Memoriebook der stad Ghent. Van T. I. 1301 tot 1737. Deel 1. 2. Bruxell. 1852 — 54.

Halsted, Richard III. As duke of Gloucester and Kind of England. Lond. s. a.

Mahon's Geschichte von England. Vom Frieden von Utrecht bis bis zum Frieden von Versailles 1713 — 1783. Deutsch von F. Steeger. Bd. 1. 2. 3. Braunschweig 1855.

Thirty Years of Foreign Policy: a history of the secretaryships of the Earl of Aberdeen and Viscount Palmerston. London 1854.

C. F. Allen, Breve og Aktstykker til oplysning af Chistiern den Andens of Frederik den Forstes historie. Bd. 1. Kjobenhavn 1854.

Sagen aus Schleswig, Holstein, Lauenburg und den Hansestädten. Hamburg 1854.

J. W. Böcler, Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten. Petersburg 1854.

A. de Demidoff, La Crimée. Paris 1855.

N. Ustrialow, Historische Uebersicht der Regierung Kaiser Nicolaus I. A. d. Russ. übers. v. A. Andrejanoff. Mitau 1855.

M. J. B. Gluchowski, La Pologne, dans ses anciennes limites, le douché de Moscou en 1473 et l'empire des Russies actuel. Paris 1837.

C. de Laborde, Athènes au XV, XVI et XVIIe siècles. Vol. 1. 2. Par. 1854.

G. Larpent, Turkey; its history and progress from the journals and correspondence of Sir James Porter. Vol. 1. 2. London 1854.

C. Paganel, Histoire de Scanderbeg ou Turks et Chrétiens au XVe siècle. Paris 1854.

E. Regnault, Histoire politique et sociale des principautés Danubiennes. Paris 1855.

Edw. Braddock, The history of an expedition against Fort Du Quesne in 1755. Ed. from the original manuscripts by W. Sargent. Philadelph. 1855.

Brantz Mayer, Calvert and Penn; or the growth of civil and religious liberty in America, as dis-

closed in the planting of Maryland and Pennsylvania. Pennsylvania 1852.

E. S. Capron, History of California from its discovery to the present time. Boston 1854.

A. E. Cerfberr, La Guyane, civilisation et barbarie, coutumes et paysages. Paris 1854.

D. A. Mag. Cervantes, Estudios historicos, politicos y sociales sobre el Rio de la Plata. Paris 1854.

G. T. Curtis, History of the origin, formation and adoption of the constitution of the united states: with notices of its principal farmers. Vol. 1. London 1854.

C. de Drohojowska. Histoire des colonies françaises. Paris 1853.

Licht- und Schattenbilder aus dem Innern von Java. Erzählungen und Gespräche von den Gebrüdern Tag und Nacht, mitgetheilt von Ersterem. A. d. Holländischen übers. von ... Stück 1. 2. Amsterdam 1855.

R. B. Marcy and G. Mac Clellan, Exploration of the red river of Louisiana in the year 1852. Washingt. 1853.

J. Mill and H. H. Wilson, The history of British India. 4th. edition. Vol. 1 — 9. Lond. 1848.

J. Miller, Memoirs of General Miller in the service of the republic of Peru. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

P. M. Netscher, Les Hollandais au Brésil, notice historique sur les Pays-Bas et le Brésil au XVIIe siècle. La Haye 1853.

Ed. Shortland, Traditions and superstitions of the New Zealanders. London 1854.

Ph. F. v. Siebold, Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland zur Eröffnung Japans für die Schifffahrt und den Seehandel aller Nationen. Bonn 1854.

L. Sitgreaves, Report of an expedition down the Zuni and Colorado rivers. Washington 1854.

A. Smith, Peru as it is. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

J. Worsley, A view of the American Indians. Lond. 1828.

Fr. Wyse, America, its realities and resurces. Vol. 1 — 3. London 1846.

M. Baumgarten, Ein Denkmal für Claus Harms. Braunschweig 1855.

H. Blaze de Bury, Episode de l'histoire du Hanover — les Königsmark. Paris 1855.

E. Caro, Du Mysticisme au XVIII siècle. Essai sur la vie et la doctrine de Saint-Martin, le philosophie inconnu. Paris 1854.

R. Cornut, Les confessions de M. de la Vallière repentante, écrites par elle même et corrigées par Bossuet. Paris 1854.

L. S. Costello, Memoirs of Anne, Duchess of Britany, twice Queen of France. London 1855.

Me de Courcelles, Dictionnaire universel de la noblesse de France. T. 1 — 5. Paris 1820 — 1822.

L. Gallois, Histoire des journaux et des journalistes de la révolution française (1789 — 1799). T. 1. 2. Paris 1845 — 46.

J. Galt, The literary life and miscellanies. Vol. 1 — 3. Edinb. 1834.

Gellertbuch. Herausgegeben von F. Naumann. Dresden 1855.

C. de la Guéronnière, Les hommes d'état de l'Angleterre au XIX siècle. Paris 1855.

M. Hall, The queens before the conquest. Vol. 1. 2. London 1854.

A. Hayward, Lord Chesterfield, his life character and opinions; and George Selwyn, his life and limes. London 1854.

Dr. M. L. Heffner, Notice sur Auger-Ghislain de Rusbeck. Bruxelles 1853 — 54.

A. Herzen, Aus den Memoiren eines Russen. (Im Staatsgefängniß und in Sibirien.) Hamburg 1853.

C. W. Johnson, The life of Sir Edward Coke. 2. edition. Vol. 1. 2. London 1845.

Dr. Th. Lau, Lucius Cornelius Sulla. Hamb. 1855.

Aus dem Leben von Johann Diedrich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. Als Handschrift gedruckt. Leipzig 1855.

The life of R. Heber, Lord Bishop of Calcutta. Vol. 1. 2. London 1830.

M. Meurer, Katharina Luther geborne von Bora. Dresden 1854.

M. Naudet, Notice historique sur M. M. Burnouf, père et fils. Paris 1854.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. Juli.

II. Nr. 1. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Bulletin der mathematisch-physikal. Classe.

Sitzung vom 12. Juli 1856.

Herr Prof. Fr. v. Kobell las:

„Stauroskopische Beobachtungen und über Pleochroismus."

Die Erwerbung einer Reihe schöner Krystalle setzte mich in den Stand, weitere stauroskopische Beobachtungen anzustellen, welche ich im Folgenden mittheile. Ich verdanke diese Krystalle zum Theil der Güte der Herren: Prof. Böttger in Frankfurt, Baron von Bibra in Nürnberg, Baron von Liebig, die meisten aber der Liberalität des Herrn Hessenberg in Frankfurt, eines eben so eifrigen als kenntnißreichen Krystallographen.

Die Flächen habe ich in der Regel bezeichnet, wie Rammelsberg in seinem Buche „Krystallographische Chemie" und verweise auf die dortigen Abbildungen, wo dergleichen nicht von mir beigegeben sind. Die von mir mit dem Reflexionsgoniometer angestellten Messungen hatten nicht den Zweck, die Resultate anderer Beobachter zu controliren, sondern dienten nur zur Orientirung und Bestimmung der im Stauroskop untersuchten Flächen. Wenn dabei zweifelhafte Fälle vorkamen oder von mir Fehler bemerkt wurden, so habe ich sie angegeben.

Hexagonales System.

Ammonium-Eisencyanür-Chlorammonium. Die Krystalle zeigten vorherrschend das Rhomboeder von 96° 52′, untergeordnet 2R und OR. Das Kreuz stellte sich auf den Rhombenflächen nach den Diagonalen. Es wurde eine der basischen Flächen durch Schleifen auf einem ebenen, mit etwas Wasser befeuchteten Schleifstein vergrößert und obwohl auf der Fläche, mit dem Turmalin in der gewöhnlichen Weise untersucht, kein deutliches Polarisationsbild zu erkennen war, so zeigte sich im Stauroskop durch dieselbe die Einaxigkeit des Krystalls, da das Kreuz normal erschien und beim Drehen des Krystalls unverändert blieb. — Unter den zu Gebote stehenden Krystallen fand sich auch eine Hemitropie nach dem gewöhnlichen Gesetz, wonach die basische Fläche die Drehungsfläche ist.

Apatit. Es konnten die Flächen zweier Pyramiden beobachtet werden, die von P mit dem Randkantenwinkel von 80° 6′ und von $\frac{1}{2}$P mit dem Randkantenwinkel von 45° 49′. Das Kreuz stellte sich normal auf die Randkante.

Traubenzucker-Chlornatrium. Ich habe die Krystalle dieser Verbindung meines Wissens zuerst näher bestimmt und gemessen *). Die gewöhnlich vorkommende Combination bezeichnete ich als R. — R. $\frac{1}{2}$R. ∞P2. Sie erscheint meistens als eine hexagonale Pyramide mit abgestumpften Randecken und am Scheitel mit drei Flächen zugespitzt, welche auf den abwechselnden Pyramidenflächen ruhen. Den Scheitelkantenwinkel der Pyramide habe ich zu 126° 58′ angegeben, den Randkantenwinkel zu 126° 30′.

*) Erdmann's Journal. 1843. B. 28, p. 489.

In neuester Zeit hat Schabus *) dieselben Krystalle untersucht, die Substanz war aber irrigerweise als Traubenzucker bestimmt, wie Pasteur **) aufmerksam gemacht hat. Er fand obige Winkel zu 126°40′ und 127° 30′ und bestimmte, wie ich, die Krystallisation als hexagonal mit rhomboedrischem Charakter. Pasteur ***) hat dagegen auf Grund des beobachteten Polarisationsbildes die Krystalle für rhombisch erklärt und die scheinbare Hexagonpyramide als entstanden aus Zwillingsbildungen, wie sie beim Aragonit u. a. vorkommen. Die Randkantenwinkel dieser combinirten Pyramide bestimmt er zu 126° 51′, den Prismawinkel zu 119° 54′ — 120° 12′. Er beschreibt auch die rhomboedrischen Zuspitzungsflächen, gibt aber eine Abbildung dazu, Fig. 1, welche diese Flächen ganz anders vertheilt, als sie für ein Rhomboeder vorkommen. Sie verändern nämlich am Scheitel nicht die abwechselnden Flächen der Pyramide, sondern drei nebeneinanderliegende, oben und unten entgegengesetzt. Die Krystalle, welche Schabus und ich untersucht haben, zeigen die genannten Flächen vollkommen so, wie sie dem hexagonalen Systeme entsprechen. Pasteur glaubt, daß diese Flächen Sphenoiden angehören; dann müßten aber zwei derselben an einem der Pyramidenscheitel entgegengesetzt auftreten, aber nicht angränzend nebeneinander, wie die Abbildung zeigt. Die Beschreibung bedarf daher einer Revision. Von dem Polarisationsbild, welches angeschnittene basische Flächen zeigen, sagt Pasteur nur, daß es einen Krystall von zwei Axen anzeige, und Senarmont und Biot haben dieses bestätigt. Nicht aus Mißtrauen gegen so ausgezeichnete Beobachter, sondern zu eigener Belehrung habe ich an einem Krystall die basischen Flächen angeschliffen und das Bild beobachtet. Es erscheint in gewissen Lagen ein System von Ringen, welche ein schwarzes Kreuz einschließen, beim Drehen des Krystalls um die Axe theilt sich aber das Kreuz deutlich in zwei Hyperbeln. Ich war daher sehr begierig auf das Verhalten der Krystalle im Stauroskop. Ich konnte zwei Flächen der Pyramide und zwei von $\frac{1}{4}R$ beobachten, und stellte an den ersten die Randkante, an den zweiten die dieser parallele Combinationskante horizontal auf den Träger ein. Das Kreuz erschien normal, wie bei einem hexagonalen Krystall, also auf der Pyramidenfläche in der Lage der Höhenlinien der Dreiecke und auf $\frac{1}{4}R$ in der Richtung der Diagonalen. Auch die Drehung, die auf einer Scheitelkante der Pyramide beobachtet werden konnte, entsprach dieser Lage. Wurde die Platte mit den angeschliffenen basischen Flächen auf den Träger gelegt, und der Krystall zum deutlichen Erscheinen des Kreuzes im Stauroskop gestellt, so drehte sich das Kreuz beim Drehen des Krystalls nicht, wohl aber verschoben sich die Ringe abbrechend und wurden die Arme des Kreuzes getrennt. Es ist immerhin auffallend, daß die beobachteten Flächen der fraglichen Rhombenpyramiden beide im Stauroskop das Kreuz normal auf der Randkante zeigen, ein Fall, der dem hexagonalen System wohl zukommt, im rhombischen aber wenigstens auf einer der Pyramiden einen Unterschied erwarten lassen sollte. Es müßte nur dieser Unterschied oder eine Abweichung vom rechten Winkel so klein sein, daß ihn das Instrument nicht angeben kann. Die Trennung der Kreuzarme am Polarisationsbild beim Drehen zeigt zwar 2 optische Axen an, unter Umständen kommt diese Erscheinung aber auch bei hexagonaler Krystallisation vor. Man kennt Beispiele am Beryll *) und Amethyst. Ich besitze selbst eine Amethystplatte mit angeschliffenen basischen Flächen von 2‴ Dicke, welche die Trennung der Kreuzarme beim Drehen ebenso zeigt, wie das Salz des Traubenzucker-Chlornatrium. Die Platte wurde auf einen Cylinder befestigt, welcher in einem anderen, der den Turmalin hielt, gedreht werden konnte. — Höchst seltsam und bis jetzt ohne Analogon im rhombischen System ist das Vorkommen der Flächen, welche ich als $\frac{1}{4}R$, bei Schabus $-\frac{1}{4}R$, bezeichnet habe, auch wenn man Zwillings-

*) Bestimmung der Krystallgestalten ꝛc. Preisschrift 1855.

**) Comptes rendus 1856. Nro. 7. T. XLII.

***) Annales de Chimie et de Physique. III. Série. T. 31. p. 92.

*) Fürst Salm-Horstmar in Poggend. Ann. B. 84. p. 516.

bildungen annehmen will. Unter diesen Umständen bleiben noch Zweifel über die Krystallisation dieses Salzes und wäre sehr zu wünschen, daß die Krystalloptiker näher untersuchen möchten, wie es sich mit dem Trennen der Kreuzarme am Polarisationsbild einaxiger Krystalle beim Drehen verhält, und in wie weit diese Trennung die Zweiaxigkeit charakterisire. *)

Quadratisches System.

Schwefelsaures Nickeloxyd. $\dot{N}i\ddot{S} + 7Aq.$ An diesen schönen Krystallen konnte die Pyramide $\frac{o}{4}$ mit dem Randkantenwinkel von 106° 50′ beobachtet werden. Das Kreuz stellte sich rechtwinklich auf die Randkante.

Die basischen Flächen zeigten das Kreuz normal und beim Drehen unverändert, nur war das Abbrechen der Ringe und eine kleine Trennung der Kreuzarme bemerklich. So verhielten sich Blättchen von $\frac{1}{2} - \frac{3}{4}$‴ Dicke, dickere zeigten das Kreuz in gewissen Richtungen undeutlich, auch etwas gedreht, und verriethen die Störungen, welche eine optische Axe auf der Fläche anzeigen.

Apophyllit. Wie bei vorigem, wurde an einem geeigneten Krystallbruchstück das Kreuz auf den Randkanten der gewöhnlichen Pyramide normal beobachtet.

Chlorsaures Silberoxyd. Das Kreuz zeigte sich auf den basischen Flächen, wie immer in diesem System normal und beim Drehen des Krystalls unverändert.

Rhombisches System.

Schwefelsaures Kali. S. Rammelsberg p. 78. Ich konnte einfache Krystalle und daran die Flächen der Pyramide o und des Doma's q beobachten.

*) Nach Fresnel findet beim Bergkrystall in der Richtung seiner Axe eine eigenthümliche Doppelbrechung statt, deren Strahlen aber nicht polarisirt sind, wie bei der gewöhnlichen Doppelbrechung. S. Müllers Physik, 4. Aufl. B. 1. p. 626.

Die Scheitelkantenwinkel der Pyramide o messen 131° 8′ und 87° 30′, der Randkantenwinkel = 112° 40′.

Berechnet man daraus die ebenen Winkel der Flächen, so sind sie Fig. 2:

in a (stumpfere Scheitelkante zur Randkante) = 72° 25′,

in c (schärfere Scheitelkante zur Randkante) = 45° 53′,

in b (Winkel der Scheitelkanten) = 61° 42′.

Wurden die Kanten der Reihe nach horizontal eingestellt, so zeigten sich im Stauroskop die Drehungen

auf ac = 7° 30′ nach links,

auf bc = 36° — 38° auch rechts,

auf ab = 10° nach rechts.

Die Rechnung gibt, wenn der Drehwinkel auf ac nach der Beobachtung = 7° 30′ (nach links) gesetzt wird, den Drehwinkel

auf bc = 38° 23′ nach rechts,

auf ab = 10° 5′ nach rechts, also sehr nahe übereinstimmend. *)

Auf der Domenkante stand das Kreuz normal, wie immer im rhombischen System.

Doppelt schwefelsaures Kali. Die Krystalle haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen des Schwefels. Sie bestehen aus der Pyramide p, einer andern s, der basischen Fläche, der makrodiagonalen Fläche und einem makrodiagonalen Doma.

Die Messungen gaben für p Fig. 4 u. 5:

am stumpferen Scheitelkantenwinkel 104°,

an den Randkanten 142° 30′.

Daraus berechnet sich der schärfere Scheitelkantenwinkel zu 88° 8′ und die Winkel der Basis zu 98° 43′ 32″ und 81° 16′ 28″.

*) Zum Verständniß der Zeichnungen hat man sich zu erinnern, daß der Perpendikel auf eine Seite der Fläche die Turmalinaxe vorstellt und also gegen ihn die Drehung stattfindet. Wenn es also Fig. 2 heißt: Drehung auf ac = 7½° nach links, so liegt das Kreuz unter diesem Winkel rechts vom Perpendikel auf ac oder von der Turmalinaxe, die mit dem vertikalen Kreuzarm des Polarisationsbildes des Calcits gleiche Lage hat.

Die Pyramide s bildet mit p den Winkel von 152° — 153°. Für letzteren Winkel (genauer 153° 13′) wird $s = \frac{1}{3}P$, wie solches auch am Schwefel vorkommt. Ihr Randkantenwinkel mißt 88° 56′.

Die Combination ist zu bezeichnen

$$P,\ \tfrac{1}{3}P,\ \breve{P}\infty,\ oP,\ \infty\breve{P}\infty.$$

Aus dem Neigungswinkel der Pyramide p berechnen sich die ebenen Winkel der Fläche Fig. 3:

in a (stumpfere Scheitelkante zur Randkante) = 74° 37′,

in c (schärfere Scheitelkante zur Randkante) = 69° 28′.

in b (zwischen beiden Scheitelkanten) = 35° 55′.

An einem ziemlich großen Krystall wurde zu einer Fläche von p eine parallele angeschliffen und die Kanten oder Seiten des Dreiecks der Reihe nach horizontal eingestellt und die Drehungen beobachtet. Sie stimmten am besten für

ac = 28° nach rechts (die Fläche in der Stellung wie Fig. 3),

ab = 43° 23′ nach rechts,

bc = 7° 28′ nach rechts.

Auf der makrodiagonalen Fläche, nach der Hauptaxe vertikal eingestellt, stand das Kreuz normal. *)

Unterschwefelsaures Natrum. Die Krystalle dieses Salzes sind Combinationen zweier Rhombenpyramiden, eines rhombischen Prisma's, eines brachydiagonalen Doma's und der brachydiagonalen Fläche. Ich konnte die Neigung der Prismenflächen zur brachydiagonalen Fläche, $\infty P : \infty\breve{P}\infty$ messen, er ist 121°; ferner die Neigung des Doma's, welches $\breve{P}\infty$, zu eben dieser Fläche = 135° 40′.

*) Das vertikale oder horizontale Einstellen führt natürlich zu gleichen Resultaten. Man wird in der Folge überhaupt nur vom Einstellen einer Seite in's Stauroskop zu sprechen haben, weil man schon weiß, daß dieses Einstellen vertikal oder horizontal nach den Quadratseiten geschieht. Vorläufig habe ich die Stellungen noch speciell bezeichnet. Bei den Untersuchungen, die den Pleochroismus betreffen, ist letzteres auch nothwendig.

Daraus wurde die Pyramide P berechnet:
Scheitelkantenwinkel = 125° 14′ und 80° 4′,
Randkantenwinkel = 126° 34′,
Winkel der Basis = 118° und 62°.

Eine Messung für die zweite Pyramide $p' : P$ ergab den Winkel = 161° 30′, woraus folgt, da die Tangenten der halben Randkantenwinkel sich verhalten = 1 : ½, daß $p' = \frac{1}{2}P$. Die weitere Rechnung gibt für diese $\frac{1}{2}P$:

die Scheitelkantenwinkel = 137° 26′ und 105° 40′,

den Randkantenwinkel = 89° 38′ 40″.

Das Zeichen der Combination ist:

$$\dot{P}\ .\ \tfrac{1}{2}P\ .\ \infty P\ .\ \breve{P}\infty\ .\ \infty\breve{P}\infty.$$ *)

Die Pyramide $\frac{1}{2}P$ konnte im Stauroskop beobachtet werden.

Wurde die Randkante horizontal eingestellt, so ergab die Drehung (die schärfere Scheitelkante rechts) 19° nach links, wurde die stumpfere Scheitelkante so eingestellt, so war die Drehung 4° — 5° nach rechts.

Aus den Neigungswinkeln berechnen sich die Flächenwinkel von $\frac{1}{2}P$ Fig 6:

zwischen der stumpferen Scheitelkante und Randkante in a = 66° 55′,

zwischen der schärferen Scheitelkante und Randkante in c = 40° 16′,

zwischen beiden Scheitelkanten in b = 72° 49′.

*) Heeren hat diese Krystalle bereits beschrieben und seine Messungen kommen im Wesentlichen mit den meinigen überein. Für die Zeichen hat er das Doma $\breve{P}\infty$ zum Prisma ∞P gewählt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bulletin-Titel liegt bei.

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. Juli.

Nr. 2. 1856.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 12. Juli 1856.

Herr Prof. Fr. v. Kobell las:

„Staurоskopische Beobachtungen und über Pleochroismus."

(Fortsetzung).

Für die Drehung von 19° auf ac nach links ergibt die Rechnung die Drehung auf ab = 4° 5′ nach rechts und auf bc = 21° 16′ ebenfalls nach rechts.

Die Krystalle zeigen durch die Domenflächen das Kreuz normal auf die Domenkante. Sie sind sehr vollkommen nach diesen Flächen, also nach $\breve{P}\infty$ zu spalten, und stehen auf ihnen die optischen Axen etwa mit einer Neigung von 70°. Man sieht durch dieselben mit dem Turmalin ein System schmaler in die Länge gezogener Ringe mit zwei durchgehenden Büscheln, deren einer schön blau, der andere schwärzlich und gelbroth umgeben. Die Richtung der Büschel ist rechtwinklich gegen die Domenkante. Es bietet dieses Salz vielleicht den ersten Fall dar, wo man durch die vorkommenden Flächen die beiden optischen Axen direct so beobachten kann, daß jede der 4 Flächen das Polarisationsbild gibt. Dieses Durchgehen der optischen Axen verrieth sich auch an einigen Spaltungsstücken deutlich im Staurоskop durch erscheinende schmale Farbenstreifen, als das Kreuzbild beim Drehen sich bleichte.

Citronsaures Natrum. $\dot{N}a\,\bar{C} + 3$ aq. Es konnte das Prisma p, das Doma r und das rectanguläre Prisma beobachtet werden. S. Rammelsberg p. 333. Sie verhielten sich dem rhombischen System gemäß.

Einfach chromsaures Kali. Es wurde das Doma von 107° 46′ beobachtet. Das Kreuz stand rechtwinklich auf der Domenkante.

Ameisensaurer Strontian. Ich konnte sehr schöne tafelförmige Krystalle beobachten, bestehend aus dem rhombischen Prisma p von 118°, der brachydiagonalen Fläche b und dem brachydiagonalen Doma q von nahezu 118°. Heusser gibt den Prismenwinkel zu 117° 26′ an und den Winkel am Doma zu 118° 30′. Kopp nimmt beide Winkel als gleich und betrachtet daher die Krystalle als Quadratpyramiden mit der basischen Fläche. Daß letztere Ansicht nicht die richtige sei, darüber konnte das Staurоskop sogleich unzweideutig Aufschluß geben. Wurden die Tafeln nach dem Quadratzeichen des Trägers eingestellt, so zeigte sich das Kreuz auf der Fläche b normal, beim Drehen um 45° aber verschwand es fast vollständig, die Fläche kann also nicht die basische des quadratischen Systems sein. Daß aber die Krystalle rhombisch und nicht vielleicht klinorhombisch, ergab sich aus dem Verhalten der Flächen p und q, welche nach ihren Kanten vertikal eingestellt das Kreuz normal zeigten, was im klinorhombischen System wohl für die eine Art solcher Flächen (wenn sie nämlich Schiefendflächen oder Hemidomen), aber nicht für beide, nämlich nicht auch für die prismatischen vorkommt.

Aepfelsaures Ammoniak. Die Krystalle, ähnlich den vorigen, verhielten sich ebenso. Das Kreuz stand auf b normal, wenn die Kante $\frac{p}{b}$ (S. Fig. 7) vertikal eingestellt war, und es stand auf q normal, wenn $\frac{q}{b}$, und auf p, wenn $\frac{p}{p}$ vertikal oder horizontal eingestellt wurden.

Salpetersaures Silberoxyd. Auf der basischen Fläche stellte sich das Kreuz nach den Diagonalen.

Traubensaures Natron-Ammoniak. Die Krystalle, welche ich beobachten konnte, waren zwölfseitige Prismen mit der basischen Fläche (Fig. 8). Die Messungen gaben:

$$c : c \text{ über } d = 132^\circ,$$
$$b : b \text{ über } d = 96^\circ.$$

Die Tangenten dieser halbirt genommenen Winkel verhalten sich sehr nahe wie 2 : 1. Dieses angenommen und $c : c = 132^\circ$, so sind die Winkel folgende:

$$a : b = 131^\circ\ 41',$$
$$b : c = 162^\circ\ 19',$$
$$c : d = 156^\circ.$$

Die Combination besteht daher aus zwei rhombischen Prismen, das eine von 132° u. 48°, das andere von 96° 38′ u. 83° 22′, dazu die drei einzelnen Flächenpaare des rhombischen Systems.

Auf der basischen Fläche stellte sich das Kreuz rechtwinklich auf a und d oder nach den diagonalen der rhombischen Prismen, auf den übrigen Flächen stand das Kreuz in der Richtung der Hauptare.

Citronensäure. Es wurden die Domen von 44° 39′ und von 78° 47′ beobachtet, ebenso das Prisma von 117° 30′. Das Kreuz stellte sich rechtwinklich auf ihre Kanten, auf der basischen Fläche nach den Diagonalen.

Asparagin. Miller hat die Krystalle als hemiedrisch rhombisch bestimmt, Kopp dagegen als klinorhombisch. Es wurde das Prisma p von 116° 50′ (Kopp) beobachtet und die Flächen c und r′ mit dem Winkel von 129° 15′. (S Rammelsberg p. 362.) Das Kreuz stellte sich auf die Kanten $\frac{p}{p}$ und ebenso auf die Kante $\frac{c}{r'}$ normal, wie es immer im rhombischen, aber nicht im klinorhombischen System beobachtet wird.

Kalium-Wismuthchlorid. Es konnte die basische Fläche beobachtet werden. Das Kreuz stellte sich nach den Diagonalen.

Kaliumeisencyanid. Ich beobachtete Krystalle, welche die von Schabus angegebene Rhombenpyramide von 111° 16′ und 128° 28′ Scheitelkantenwinkel und 81° Randkantenwinkel zeigten und dazu die makrodiagonale und die brachydiagonale Fläche, während das rhombische Prisma von 104° 34′ fehlte. Die Krystalle nach der Hauptare vertikal eingestellt, zeigten auf den erwähnten einzelnen Flächenpaaren das Kreuz normal, wie es dem rhombischen System entspricht.

Klinorhombisches System.

Schwefelsaures Kobaltoxyd-Ammoniak. Der Prismenwinkel maß 109°. War die Endfläche und das gewöhnlich vorkommende Klinodoma oben nach links geneigt und das Prisma nach der Hauptare vertikal eingestellt, so war die Drehung auf der Prismenfläche 5° — 6° nach rechts.

Schwefelsaures Nickeloxyd-Ammoniak. Verhält sich dem vorigen ähnlich. Die Drehung war 4° — 6°.

Schwefelsaures Talkerde-Ammoniak. Es wurde wie bei den vorigen das Prisma p von 109° 30′ beobachtet. (S. Rammelsberg p. 237.) Wurde $\frac{p}{p}$ vertikal eingestellt und lag die Endfläche c oben nach rechts, so war die Drehung auf $p = 7^\circ$ links, lag c oben nach links, war die Drehung auf $p = 7^\circ$ rechts. Auch die klinodiagonale Fläche konnte beobachtet werden. Lag c oben links und $\frac{p}{p}$ vertikal, so war die Drehung 7° — 9° nach rechts.

Schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak. Es konnte das Prisma p gemessen werden, nach Miller 108° 56′. Die Drehung auf p, wenn $\frac{P}{p}$ vertikal, war ohngefähr 12° — 15°. Die Krystalle waren aber zu trüb, um eine sichere Bestimmung erhalten zu können.

Schwefelsaures Kobaltoxyd-Kali. Es konnte das Prisma p von 109° beobachtet werden. Die Neigung der Endfläche c zum Klinodoma q fand ich nahezu 154°.

War p nach der Axe oder nach der Kante $\frac{P}{p}$ vertikal eingestellt und lag c oben nach rechts, so war die Drehung auf p = 11° — 13° nach links.

Schwefelsaures Nickeloxyd-Kali. Verhielt sich ähnlich dem vorigen. Lag c oben rechts, so war die Drehung auf dem Prima p ($\frac{P}{p}$ vertikal eingestellt) 10° — 12° nach links, lag c oben nach links, war diese Drehung ebensoviel nach rechts. Der Winkel von 10° schien der beständigste. Auf der Kante $\frac{c}{p}$ schien das Kreuz normal zu stehen. Berechnet man die ebenen Winkel von p und zeichnet das Kreuz mit 10° Drehung auf $\frac{P}{p}$ ein, so ergibt sich der Drehwinkel auf $\frac{c}{p}$ = 1° 8′.

Schwefelsaures Kupferoxyd-Kali. Das Prisma p von 107° 35′, wie bei den vorigen beobachtet, zeigte eine auffallende Verschiedenheit der Drehwinkel.

Vertikal nach der Kante $\frac{P}{p}$ eingestellt war die Drehung, wenn c oben nach rechts lag, 24° nach links, lag c links, war sie 24° nach rechts. Die Beobachtungen an zwei sehr klaren Krystallen angestellt, gaben bei mehrfacher Wiederholung dieselben Resultate. Auf c stellte sich das Kreuz nach den Diagonalen.

Schwefelsaures Talkerde-Kali. Es wurde das Prisma von 108° 45′ (Brooke) beobachtet. War die Seitenkante $\frac{P}{p}$ vertikal, c oben nach rechts geneigt, so war die Drehung fast constant 16° nach links.

War die Kante $\frac{c}{p}$ an die Stelle der vorigen gerückt, so war die Drehung 8° nach links.

Der Drehwinkel auf $\frac{P}{p}$ ist auffallend größer, als der des isomorphen Ammoniaksalzes (ihre Prismenwinkel differiren nur um 45′, die Neigung von c : p um 2° 25′). Ich berechnete *) also die ebenen Winkel von p, um zu sehen in wie weit die beiden Drehwinkel zusammenstimmen. Die ebenen Winkel von p ergeben sich = 81° 1′ und 98° 59′. Die Rechnung für die Kreuzlage gibt, wenn die Drehung auf $\frac{P}{p}$ = 16° ist, für $\frac{c}{p}$ 7° 1′. Die Drehwinkel stimmen also bis auf einen Grad überein.

Die isomorphen Verbindungen $\dot{R}\ddot{S} + NH^4\ddot{O}\ddot{S} + 6Aq$, wo $\dot{R}$ = Zinkoxyd, Eisenoxydul, Manganoxydul, welche ich schon früher untersucht habe, und die, wo $\dot{R}$ = Kobaltoxyd, Nickeloxyd und Talkerde, haben für dasselbe Prisma p die Drehwinkel zwischen 4° und 9°, die Verbindung aber, wo $\dot{R}$ = Kupferoxyd, weicht merklich ab mit dem Winkel von 12° — 15°.

Die mit den vorigen isomorphen Kali-Verbindungen, wo $\dot{R}$ = Kobaltoxyd, Nickeloxyd und Talkerde, haben größere Drehwinkel, nämlich von 10° — 16°, und die Verbindung, wo $\dot{R}$ = Kupfer-

*) Es dient dazu im klinorhombischen System die Formel:

$$\cos . o = \text{tang } \alpha . \text{cotg } . \beta$$

o = der spitze ebene Winkel von p, α = der halbe Winkel der scharfen Seitenkante $\frac{P}{p}$, β = die Neigung der Endfläche zur Seitenfläche c : p.

oxyd, zeigt hier wieder einen auffallend größeren Drehwinkel, nämlich 24°.

Es scheint faſt, als wenn die Drehwinkel für die betreffenden Kali-Verbindungen noch einmal ſo groß wären, als die für die analogen Ammoniak-Verbindungen.

Schwefelſaures Eiſenoxydul-Kali. Ich konnte Kryſtalle beobachten, welche aus einem Prisma von 130°, einer Endfläche c, einer andern Gegenfläche r und einem Klinodoma beſtanden, wie letztere Flächen beim ſchwefelſauern Talkerde-Kali vorkommen (S. Rammelsberg p. 236).

Ich fand c : q = 154°, c : r = 116½°. Das Prisma von 130°, welches Marx auch am ſchwefelſauren Eiſenoxydul-Ammoniak beobachtet hat, iſt bis jetzt am iſomorphen Talkerdeſalz nicht vorgekommen. Die Tangenten der halben Winkel des Prisma's p am Talkerdeſalz von 108° 45′ und des Prisma's von 130° deuten auf das Verhältniß 1 : ¾.

Das ſtauroſkopiſche Verhalten war folgendes. Wurde das Prisma von 130° nach der Seitenkante vertikal eingeſtellt und lag die Endfläche c oben links, ſo war die Drehung 24° nach links, lag die Endfläche c oben nach rechts, ſo war die Drehung 24° ebenfalls nach rechts.

Auf c ſtand das Kreuz nach den Diagonalen.

Natrium-Eiſencyanür. Auf den Flächen des Prisma's p von 99° 40′ (Bunſen), wenn die Kante $\frac{p}{p}$ vertikal eingeſtellt war, ergab ſich die Drehung 15° nach links und rechts gegen die ſtumpfe Seitenkante auf den beiden p Flächen. (S. Rammelsberg p. 220.)

Auf der klinodiagonalen Fläche, nach der Hauptaxe vertikal eingeſtellt, war die Drehung 16° nach rechts, wenn die Domenkante oben nach rechts geneigt war, auf derſelben Fläche, wenn ihre Combinationskante mit dem Klinodoma q (von 140°) vertikal eingeſtellt wurde, war die Drehung 26° nach rechts, wenn die Prismenkante oben nach links ſich neigte.

Die beobachtete Fläche iſt ein Rhomboid, deſſen ebene Winkel aus dem Winkel des Prisma's p und des Klinodoma's q berechnet, ſich zu 98° 20′ und 81° 40′ ergeben. Fig. 11.

Für den Drehwinkel von 16°, wenn die Prismenkante ac vertikal, erſieht man, daß der Drehwinkel 24° 20′ meſſen muß, wenn die Domenkante ab vertikal eingeſtellt wird.

Chlorſaurer Baryt. Die Kryſtalle zeigten das Prisma p von 97° und das Klinodoma q von 79° 10′ (Kopp).

Es konnte das Prisma p beobachtet werden. Nach der Kante $\frac{p}{p}$ vertikal eingeſtellt, war die Drehung 19° — 20° auf den beiden Flächen an der ſcharfen Seitenkante, auf der einen nach links, auf der andern nach rechts. Die Kryſtalle waren ſehr ſchön.

Arſenikſaures Natrum. Es konnte das Prisma p : p von 101° 14′ gemeſſen werden, p : b = 140° 37′ und p : c = 94° 26′. Fig. 12.

Wurde die Kante $\frac{p}{p}$ vertikal eingeſtellt und lag c oben nach rechts, ſo war die Drehung auf p = 29° — 30° nach links, lag c oben nach links, ſo war dieſelbe Drehung correſpondirend nach rechts.

Auf der klinodiagonalen Fläche, wenn c oben nach links lag ($\frac{p}{p}$ vertikal), war die Drehung 22° nach rechts.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. Juli.

Nr. 3. 1856.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 12. Juli 1856.

Herr Prof. Fr. v. Kobell las:

„Stauroskopische Beobachtungen und über Pleochroismus."

(Fortsetzung.)

Oxalsaures Eisenoxyd-Kali. (Rammelsberg p. 254.)

Gemessen wurde p : p, o′ : o′, o′ ; b.

Beobachtet wurde das Klinodoma o′. Die stumpfe Kante $\frac{o'}{o'}$ vertikal eingestellt, war die Drehung auf der links an dieser Kante liegenden Fläche o′ = 14° nach rechts, auf der rechts liegenden Fläche o′ = 14° — 15° nach links, also correspondirend.

Die Krystallflächen waren streifig und konnten nur durch annähernd parallele Flächen beobachtet werden.

Ameisensaures Kupferoxyd (Rammelsberg p. 282.)

Es wurde p : p und o′ : p gemessen, die Flächen o und b fehlten, die Spaltbarkeit nach c deutlich. Wurde die Kante $\frac{p}{p}$ vertikal eingestellt und lag c oben nach rechts geneigt, so war die Drehung auf p = 16° — 18° nach links, lag c oben nach links, so war die Drehung auf der zweiten p Fläche correspondirend 16° — 17° nach rechts. Im Mittel 17°. Die Krystalle sehr schön.

Weinsaures Ammoniak. (Rammelsberg p. 306.) Einfach-rechts-weinsaures Ammoniak.

Es konnte a : c und r′ : a gemessen werden. Wurde die Kante $\frac{a}{c}$ horizontal eingestellt, so stand das Kreuz normal auf a und ebenso auf c.

Die eine optische Axe scheint fast rechtwinklich auf c zu stehen, wonach eine vollkommene Spaltung geht. Man sieht durch diese Fläche mit dem Turmalin das gewöhnliche Polarisationsbild zweiaxiger Krystalle.

Taurin. (Rammelsberg p. 390.) Es konnte p : p gemessen werden und p : b. Wurde die Kante $\frac{p}{p}$ vertikal eingestellt, so war die Drehung auf der links von der stumpfen Kante $\frac{p}{p}$ (mit 111° 28′) gelegenen Prismenfläche p = 9° — 10° (s. Fig. 9) nach links, auf der rechts gelegenen p′ correspondirend nach rechts und auf der anliegenden klinodiagonalen Fläche b = 40° — 42° nach rechts.

Zimmtsäure. Die Krystalle der Zimmtsäure bilden rhombische Tafeln, welche zum klinorhombischen System gehören. Sie bestehen aus einem Prisma p von 99° und 81°, mit einem auf die stumpfe Seitenkante aufgesetzten Klinodoma q von

145° 13′, deſſen Kante zur Axe unter 82° 58′ geneigt iſt, ferner aus der klinodiagonalen Fläche b, welche die breite Fläche der Tafel bildet. So beſtimmte Schabus die Kryſtalliſation und meine Meſſungen gaben dasſelbe Reſultat. An einem Kryſtalle fand ich zwiſchen q und b noch eine Fläche q′, doch nur an einer Seite ausgebildet, ſie war zu b unter 122° geneigt. Der Winkel dieſes Klinodoma's q′ an der Endkante iſt alſo 116°, der von q = 145° 13′. Die Tangenten der halben Winkel verhalten ſich wie 1 : 2.

Die Kryſtalle ſind nach b ausgezeichnet ſpaltbar und dieſe Fläche konnte ich im Stauroſkop unterſuchen.

Wurde die Kante $\frac{p}{b}$ = ac (Fig. 25) vertikal eingeſtellt, das Klinodoma q oben nach links geneigt, ſo war die Drehung 61° — 63° nach rechts.

Wurde die Domenkante von q = ab vertikal eingeſtellt, p oben nach rechts geneigt, ſo war die Drehung 36° nach links.

Mit letzterem Winkel, welcher conſtanter erhalten wurde, als der andere, und mit den ebenen Winkeln von b ergibt ſich die Drehung auf b = 61°.

Am Orthoklas habe ich an einem ſchönen Kryſtall den Drehwinkel auf $\frac{c}{p}$ zu 49° beobachtet, danach iſt er für $\frac{p}{p}$ = 35°.

Klinorhomboidiſches Syſtem.

Kupfervitriol. Ich konnte an ſehr ſchönen Kryſtallen (Fig. 13) die Winkel meſſen:

p′ : p = 123° 10′,
p′ : a = 154° 1′,
p : a = 149° 9′.

Bei Rammelsberg ſind die Winkel p : a und p′ : a unrichtig zu 155° 28′ und 132° 39′ angegeben.

Die Drehwinkel im Stauroſkop wurden doppelt beſtimmt, indem die zweierlei Seiten jeder Fläche nacheinander vertikal eingeſtellt wurden. Es war dann das Reſultat der Meſſung auf der einen oder andern Seite conſtanter und wurde zur Correction des weniger conſtanten benützt, indem dazu die ebenen Winkel der Flächen beigezogen wurden, welche ich aus den Neigungswinkeln berechnete. Dieſe Neigungswinkel ſind:

p′ : p = 123° 10′,
p′ : o = 109° 15′,
p : o = 127° 40′:

Es ergeben ſich daraus nach der bekannten Formel für ſchiefwinkliche ſphäriſche Dreiecke die ebenen Winkel für

p′ = 123° 2′ u. 56° 58′,
p = 90° 24′ u. 89° 36′,
o = 117° 32′ u. 62° 28′.

Wurde die Fläche p′ nach der Kante $\frac{p'}{p}$ vertikal eingeſtellt, o oben nach rechts geneigt, ſo war die Drehung 13° — 15° nach rechts; wurde die Kante $\frac{p'}{o}$ vertikal eingeſtellt, p oben nach links geneigt, ſo war die Drehung 42° nach links, oder 48° nach rechts. Dieſe Winkel zeigten ſich conſtanter als der erſte, welcher demnach mit Hilfe der ebenen Winkel corrigirt 14° 58′ ergibt (ſ. Fig. 22).

Wurde die Fläche p nach der Kante $\frac{p'}{p}$ vertikal eingeſtellt, o in der Lage wie Fig. 13, ſo war die Drehung 18° — 19° nach rechts, wurde ſie nach der Kante $\frac{o}{p}$ vertikal eingeſtellt, o nach links geneigt, ſo war die Drehung nach rechts 16° — 17°.

Für den Drehwinkel auf $\frac{p'}{p}$ zu 18° ergibt die Rechnung mit dem ebenen Winkel die Drehung auf $\frac{o}{p}$ = 17° 36′. (S. Fig. 23.)

Wurde die Fläche o nach der Kante $\frac{o}{p'}$ vertikal eingeſtellt, p oben nach rechts geneigt, ſo war die Drehung faſt conſtant 21½° nach links, wurde ſie nach der Kante $\frac{o}{p}$ eingeſtellt, ſo wechſelten die Drehwinkel zwiſchen 6° und 9° nach rechts.

Für den Drehwinkel auf $\frac{o}{p'} = 21\frac{1}{2}°$ ergibt die Rechnung mit Zuziehung der ebenen Winkel von o den Drehwinkel auf $\frac{o}{p} = 6°\ 32'$. (S. Fig. 24.)

Auf der Fläche a war der Drehwinkel, wenn die Kante $\frac{a}{p}$ vertikal eingestellt wurde, $13° - 15°$ nach rechts.

Ich habe diesen nicht durch die Beobachtung auf der Kante $\frac{o}{a}$ controlliren können, da diese Kante am Krystall zu kurz war.

Salpetersaures Wismuthoxyd. Ich konnte ein achtseitiges Prisma beobachten, im Querschnitt wie Fig. 14.

Die Winkel waren nur annähernd zu messen:

a : b = 139°,
b : c = 122°,
c : d = 138°,
d : a = 143°.

Die Summe der acht Winkel gibt einen Ueberschuß von 4°, es war aber mein Zweck nicht, an dem unvollkommen ausgebildeten Krystall die Flächen genau zu bestimmen, sondern mich nur zu überzeugen, daß im klinorhomboidischen System, wie frühere Beobachtungen andeuteten, auf jeder Fläche einer Zone für dieselbe Stellung der Zonenare der Drehwinkel ein anderer ist, und dieses ergab auch der untersuchte Krystall.

Wurde die Seitenkante vertikal eingestellt, so war die Drehung auf a nach links gegen 25°, auf b nach links gegen 30°, auf c ebenfalls nach links gegen 12°.

An Krystallen des doppelt chromsauern Kali, welche keine Störung der Structur bemerken ließen und an denen die Winkel p : b und a : b bei Rammelsberg p. 186 gemessen werden konnten, zeigte sich auf der Fläche b, wenn die Kante $\frac{p}{b}$ vertikal eingestellt wurde, der Drehwinkel im Durchschnitt 25° — 26°.

Unterschwefligsaurer Kalk. Von besonderem Interesse war mir die Untersuchung der Krystalle dieser Verbindung, welche seiner Zeit Mitscherlich zur Aufstellung des diklinoedrischen Krystallsystems Veranlassung gegeben haben. Es standen mir sehr schöne Exemplare zu Gebote, an welchen aber die Flächen nicht alle ausgebildet waren, welche Mitscherlich angibt. Ich beziehe mich auf seine Abbildungen. *)

Es waren an den Krystallen vorhanden die Flächen P, M′, a, f, m, n, g, i und l (s. Fig. 17), es fehlte die Hälfte des Prisma's M, nämlich die Flächen M und M″ und K, b war nur sehr untergeordnet entwickelt.

Ich konnte a und M′ sehr gut beobachten und stellte sie parallel der Are oder nach der Kante $\frac{a}{M'}$ vertikal ein (s. Fig. 18). Die Drehung auf a war 15° rechts, auf M′ = 33° rechts.

Um diese Drehwinkel weiter zu bestimmen, wurde die Fläche a auch nach der Kante $\frac{P}{a}$ vertikal einge-

*) Das citirte Buch von Rammelsberg ist leider nicht frei von Fehlern, und dergleichen können begreiflich mancherlei vergebene Arbeit machen, bis sie entdeckt werden. So findet sich bei Mitscherlich die Neigung von P : c = 131° 53½′, ist aber in seiner Zusammenstellung der Winkel durch Verwechslung mit c : a′ zu 27° 51¼′ angegeben. Bei Rammelsberg ist im Zeichen obiges P : c = c : q′ und dafür weder 134° 53′ angegeben, noch auch obiges 27° 51¼′, sondern 127° 51′ gesetzt, also ein doppelter Fehler. Für c : p′ steht 127° 17′, der Winkel ist aber 107° 17′. Auch ist vergessen worden, die p Flächen durch beigegebene Striche zu unterscheiden, während Mitscherlich sehr zweckmäßig die entsprechenden mit M, M′, M″ und M‴ bezeichnet hat. Von einer genauen und möglichst zahlreichen Angabe der Winkel hängt vorzüglich die praktische Brauchbarkeit eines Buches, wie das erwähnte, ab, denn nach den Winkeln verlangt man zunächst und haben die krystallographischen Zeichen dabei nur untergeordneten Werth, da man die Axenverhältnisse, welche sie angeben, bekanntlich nicht unmittelbar messen kann, und besonders im klinorhomboidischen System wohl Wenige sich die mancherlei Winkel, die oft in Betracht kommen, daraus berechnen werden.

stellt, der Drehwinkel auf a ergab sich zu 23° — 24° nach rechts.

Zeichnet man das Kreuz in die Fläche a (Fig. 19), deren ebene Winkel 81° 16′ und 98° 44′, und nimmt man den Drehwinkel auf der Kante $\frac{P}{a}$ zu 24°, so ergibt sich für die Kante $\frac{a}{M}$ der Winkel = 15° 16′, welches mit obiger Messung sehr wohl übereinstimmt.

Ebenso wurde für die Fläche M′ der Drehwinkel auch auf der Kante $\frac{P}{M'}$ untersucht und diese vertikal eingestellt. Er ergab sich zu 63°. Aus den ebenen Winkeln der Fläche M′ = 98° 10′ und 81° 50′ berechnet sich dieser Winkel zu 65° 10′, wenn man für die Kante $\frac{a}{M'}$ von dem vorher angegebenen zu 33° ausgeht (s. Fig. 20).

Diese Beobachtungen reichen aber nicht aus, um den optischen Charakter der fraglichen Krystalle genügend zu bestimmen.

Dazu war noch eine Untersuchung der Fläche b nothwendig, welche an meinen Krystallen nur sehr klein vorhanden war. Ich habe daher diese Fläche rechtwinklich zu a angeschliffen und die Drehwinkel sowohl auf der Kante $\frac{M'}{b}$, als auf $\frac{P}{b}$ bestimmt. (Fig. 18.)

War die Stellung des Krystalls wie Fig. 18 und Fig. 20 und $\frac{M'}{b}$ vertikal, so war die Drehung 40° rechts, wurde $\frac{P}{b}$ vertikal eingestellt, so war die Drehung 23° rechts. Diese Winkel stimmen vollkommen zusammen, wenn man die ebenen Winkel der Fläche b = 107° 13′ und 72° 47′ für die Kreuzlage in Rechnung zieht (Fig. 21). Man erhält dann den zweiten Drehwinkel = 22° 47′.

Es ist nach diesem Verhalten kaum mehr zu bezweifeln, daß die Krystallisation des unterschwefelsauern Kalks weder ein eigenes System bilde, noch mit partiellen Ausbildungen klinorhombisch sei, sondern daß sie dem klinorhomboidischen System angehöre und der Winkel a : b nur annähernd ein rechter sein könne.

Alle diese Beobachtungen bestätigen die optische Charakteristik der Krystallsysteme, welche ich schon im ersten Aufsatze über das Stauroskop angegeben habe. Es war zu erwarten, daß die Richtungen, in denen ein Krystall die Lichtschwingungen hat, wie sie vom Spiegel kommen, oder auch die dazu rechtwinklichen (und diese Richtungen sind es, welche von dem normal stehenden Kreuz im Stauroskop angezeigt werden), daß sie in einem gesetzlichen Zusammenhang stehen mit dem Bau des Krystalls, wie mit der Substanz desselben, und gleichwohl ist dabei die Symmetrie, mit welcher es geschieht, überraschend. Dieses gilt namentlich für das klinorhombische System. Man bemerkt, daß die geneigten Kreuze auf den vorkommenden rhombischen Prismen oder auch auf den Klinodomen immer mit demselben Winkel der Kante zugewendet oder abgewendet sind, welche in den klinodiagonalen Hauptschnitt fällt, so daß dadurch dieser Hauptschnitt leicht erkannt und gefunden werden kann, wenn auch nur solche prismatische Flächen am Krystall vorhanden sind. Es neigen sich demnach am Hendyoeder die Kreuze auf den Seitenflächen mit gleichem Winkel gegen die Seitenkante, auf welcher die Endfläche ruht, aber natürlich in der Art, daß dieser Winkel, wenn er auf einer Fläche an der vorderen Seitenkante K (Fig. 10) nach rechts beobachtet worden, auf der gleichartigen hintern Kante K′ nach links vorkommt, oder umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 28. Juli.

Nr. 4. 1856.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 12. Juli 1856.

Herr Prof. Fr. v. Kobell las:

„Stauroskopische Beobachtungen und über Pleochroismus."

(Fortsetzung.)

Wenn z. B. ein Hendyoeder (Fig. 10), auf der Fläche p^1 beobachtet ($\frac{p^1}{p^2}$ vertikal gestellt), die Drehung um 30° nach rechts zeigt, so zeigt es auf p^2 dieselbe Drehung nach links, auf der Rückseite aber erhält man auf der Fläche p^3 bei der Drehung nach rechts das Complement von 30° oder 60° und ebenso auf p^4 beim Linksdrehen.

Diese Symmetrie, welche mit dem Erscheinen des normalen Kreuzes auf der orthodiagonalen Fläche zusammenzuhängen scheint, zeigt sich nicht auf der klinodiagonalen Fläche, welche stets das Kreuz gedreht hat. Fig. 15 zeigt ein aufgewickeltes achtseitiges Prisma dieses Systems, aus den Prismenflächen m, der orthodiagonalen Fläche o und der klinodiagonalen k bestehend, mit den eingezeichneten Kreuzlagen.

Man kann fragen, ob nicht auch Hendyoeder möglich sind, an welchen keine Drehung des Kreuzes auf den Seitenflächen vorkommt. Ich glaube, daß sich dergleichen ebensowenig finden werden, als Prismen des rhombischen Systems, auf deren Flächen die Kreuze gedreht erscheinen. Kommt aber ersteres nicht vor, dann ist auch begreiflich und in den Symmetrie-Verhältnissen angedeutet, daß die klinodiagonale Fläche das Kreuz ebenfalls gedreht haben wird.

Ein Beweis für die Möglichkeit der Erscheinung des normalen Kreuzes auf der klinodiagonalen Fläche, wenn eine ihrer Kombinationskanten mit den Nebenflächen vertikal eingestellt wird, ließe sich geben, wenn gezeigt werden könnte, daß solche Nebenflächen für bestimmte Hendyoeder nach dem Gesetze der Axenveränderung vorkommen können. Es sei z. B. (Fig. 16) abcd die klinodiagonale Fläche, ac die Richtung der orthodiagonalen, ab die Endfläche und ×× die Kreuzrichtung, so ist klar, daß, wenn eine zweite Endfläche af mit der Richtung der Kreuzlage ×× (oder ein entsprechendes Klinodoma) vorkommen könnte, das Kreuz der klinodiagonalen Fläche auf af normal erscheinen müßte. Wenn man die Richtung von ab : Axe kennt, so müßte für die Möglichkeit der Fläche af die Tangente von bae in einem rationalen Verhältniß zur Tangente von fae stehen. So einfach die Lösung dieser Aufgabe scheint, so finden sich zur Zeit doch Hindernisse, welche sie ausführbar machen, und diese liegen darin, daß man weder die Drehwinkel, noch auch die Krystallwinkel selbst mit einer hinreichenden Genauigkeit kennt. Eine solche Kenntniß ist aber zur Entscheidung erforderlich, denn man weiß, daß Winkeldifferenzen von einer oder einigen Minuten dergleichen Verhältnisse rational oder irrational erscheinen lassen, wenn man nicht,

wie es gewöhnlich bei den krystallographischen Rechnungen und Axenbestimmungen secundärer Flächen geschieht, mit Annäherungen zufrieden ist. Man weiß ebenso, daß die besten Messungen an verschiedenen Krystallen derselben Art Differenzen zeigen, welche unentschieden lassen, welcher Winkel der wahre sei, und daß wir selbst im tesseralen System über die Winkel der Formen nur insoferne unumstößliche Sicherheit haben, als die angenommene Gleichartigkeit der rechtwinklichen Axen eine Wahrheit ist, wofür allerdings zahlreiche und gewichtige Gründe vorhanden sind.

Zunächst also müssen wir uns an die Beobachtungen halten und diese haben für 28 wohl bestimmbare Krystalle verschiedener Species auf den erwähnten Flächen immer gedrehte Kreuze, in keinem Falle aber das Kreuz normal gezeigt. Daß übrigens der Drehwinkel unter Umständen einem rechten sehr nahe kommen kann versteht sich von selbst. — Es wird nicht überflüssig sein die bisher gesammelten Erfahrungen für das Verhalten der verschiedenen Krystallsysteme noch einmal zur Uebersicht zusammenzustellen.

I. System der einfachstrahlenbrechenden Krystalle. Tesserales System.

Die tesseralen Krystalle zeigen in jeder Lage, welche man ihnen auf dem Träger giebt, das Kreuz im Stauroskop normal und beim Drehen des Trägers unverändert. Steinsalz, Alaun, Spinell ꝛc. Ebenso verhalten sich amorphe Massen.

II. Systeme der doppeltstrahlenbrechenden Krystalle.

Alle doppelt brechenden Krystalle zeigen in gewissen Richtungen das Kreuz gedreht oder löschen beim drehen das normale Kreuzbild aus, nur in einzelnen Richtungen verhalten sie sich zum Theil wie die tesseralen.

Systeme von einer optischen Axe.

1) Quadratisches System.

1. Auf den Flächen der Quadratpyramide stellt sich das Kreuz nach den Höhenlinien der Dreiecke oder rechtwinklich auf die einzelne Seite, welche der Randkante entspricht. Die Drehwinkel auf den Scheitelkanten sind gleich.

2. Auf allen vorkommenden prismatischen Flächen hat das Kreuz die Lage der Prismenaxe oder der Hauptaxe.

3. Auf den basischen Flächen erscheint das Kreuz normal und beim drehen des Krystalls unverändert. Beobachtet:

Apophyllit für 1. 2. 3.
Arsenikſaures Kali für 1. 2.
Chalkolith. 3.
Chlorsaures Silberoxyd. 3.
Essigsaurer Kupferoxyd-Kalk. 2. 3.
Humboldtilith. 3.
Mejonit. 2.
Mellit. 1.
Nickeloitriol. 1. 3.
Phosphorsaures Ammoniak. 3.
Rutil. 2.
Vesuvian (und Kolophonit). 1. 2.
Zirkon. 2.

2) Hexagonales System.

1. Auf den Flächen der Hexagonpyramide stellt sich das Kreuz nach den Höhenlinien der Dreiecke oder rechtwinklich auf die einzelne Seite, welche der Randkante entspricht. Die Drehwinkel auf den Scheitelkanten sind gleich.

2. Auf den Flächen des Rhomboeders stellt sich das Kreuz nach den Diagonalen.

3. Auf den Flächen des Skalenoeders stellt sich das Kreuz nach den Höhenlinien der Flächen seiner holoedrischen dihexagonalen Pyramide oder rechtwinklich auf die Seiten seines horizontalen 12 seitigen Querschnitts.

4. Auf allen vorkommenden Prismenflächen steht das Kreuz normal in der Richtung der Prismen- oder Hauptaxe.

5. Auf der basischen Fläche erscheint das Kreuz normal und beim Drehen des Krystalls unverändert. Beobachtet:

Ammonium-Eisencyanür-Chlorammonium. 2. 5.
Apatit. 1. 4. 5.
Brucit. 5.
Biotit. 5.
Calcit. 2. 3. 4.

Chabasit. 2.
Chalkophyllit. 5.
Clintonit. 5.
Disterrit. 5.
Dolomit. 2.
Hydrargillit. 5.
Kämmererit. 5.
Korund. 2. 5.
Natrumsalpeter. 2.
Pennin. 5.
Pyrosmalith. 5.
Quarz. 1. 4.
Smaragd. 4. 5.
Xanthophyllit. 5.

Systeme von zwei optischen Axen.

In diesen Systemen kommen keine Flächen vor, auf welchen das normal erscheinende Kreuz sich beim Drehen des Krystalls nicht verändert.

3) Rhombisches System.

1. Auf den Flächen der Rhombenpyramide steht das Kreuz mit dreierlei Winkeln auf den dreierlei Seiten, welche den Kanten entsprechen, wie es in den Verhältnissen eines ungleichseitigen Dreieckes liegt.

2. Auf den Prismenflächen wie auf der makro- und brachydiagonalen Fläche steht das Kreuz in der Richtung der Hauptaxe, ebenso auf den Domen in der Richtung der Domenkante.

3. Auf der basischen Fläche, wenn sie als Rhombus erscheint, steht das Kreuz nach den Diagonalen und entsprechend in der Richtung der Seiten, wenn sie als Rectangulum erscheint.

(Beim Drehen des Krystalls wird das Kreuz gebleicht oder mit Farben verändert.)

Aepfelsaures Ammoniak. 2.
Ameisensaurer Strontian. 2.
Ammoniakbrechweinstein. 1.
Anhydrit. 2. 3.
Aragonit. 2. 3.
Asparagin. 2.
Baryt. 2. 3.
Bittersalz. 1. 2. 3.
Chlorbaryum. 3.
Chrysoberill. 2.
Chrysolith. 2.
Citronsäure. 2. 3.
Citronsaures Natrum. 2.
Cölestin. 2. 3.
Datolith. 2.
Desmin. 2.
Doppelt schwefelsaures Kali. 1. 2.
Einfach chroms. Kali. 2.
„ kleesaur. Ammoniak. 2.
„ schwefels. Kali. 1. 2. 3.
Harmotom. 2.
Kaliumeisencyanid. 2.
Kalium-Wismuth-Chlorid. 3.
Muskowit. 3.
Natrolith. 2.
Nikelvitriol rhomb. 1. 2.
Nitroprussidnatrium. 2.
Prehnit. 2.
Salpetersaures Silberoxyd. 3.
Schwefel. 1. 2.
Schwefelsaures Ammoniak. 2.
Topas. 1. 2. 3.
Traubensaures Natrum-Ammoniak. 2.
Unterschwefelsaures Natrum. 1. 2.
Weinsaures Kali-Natron. 2. 3.
Zinkvitriol. 1. 2,

Bei den nachstehenden bleibt es zweifelhaft, ob die Krystallisation rhombisch ist, oder den folgenden Systemen angehört, da nur eine Fläche, die Spaltungsfläche bekannt ist. Sie verhalten sich optisch zweiaxig, indem sie das auf der Spaltungsfläche erscheinende Kreuz beim Drehen des Krystalls verändern. Antigorit, Astrophyllit, Bastit, Corundophyllit, Emerylit, Euphyllit, Margarodit, Phlogopit, Pyrophyllit, Talk.

4) Klinorhombisches System.

1. Auf den Seitenflächen des Hendyoeders erscheint das Kreuz gegen die Hauptaxe gedreht, ebenso auf den Flächen eines Klinodoma's gegen die Domenkante. Die Drehwinkel sind auf den zusammengehörenden Flächen gleich und die Kreuze dem diagonalen Hauptschnitt von links und rechts mit gleichem Winkel zu- oder abgeneigt, wechselnd auf der Vorder- und Rückseite des Krystalls.

2. Auf der orthodiagonalen Fläche erscheint das Kreuz in der Richtung der Hauptaxe normal.

3. Auf der klinodiagonalen Fläche erscheint das Kreuz gegen die Hauptaxe gedreht.

4. Auf der Endfläche des Hendyoeders stellt sich das Kreuz nach den Diagonalen.

(Auf allen Flächen, welche auf den klinodiagonalen Hauptschnitt rechtwinklich stehen, zeigt sich das Kreuz normal, wenn dieser Hauptschnitt die Richtung der Turmalinaxe hat.)

Ameisens. Kupferoxyd. 1.
Amphibol. 1.
Arsenikss. Natrum. 1. 3.
Bleizucker. 1. 4.
Chlorss. Baryt. 1.
Chlorss. Kali. 4.
Diopsid. 1. 2. 3.
Doppelt kohlens. Kali. 1.
Eisenvitriol. 1. 4.
Essigs. Natrum. 1. 2. 3.
uklas. 3.
Glaubersalz. 2.
Gyps. 1. 3.
Natriumeisencyanür. 1. 3.
Orthoklas. 1. 3. 4.
Oxals. Eisenoxydkali. 1.

Piſtazit. 4.
Ripidolith (u. Klinochlor). 4.
Salpeterſ. Queckſilberoxydul. 3.
Schwefelſ. Eiſenoxydul-Ammoniak. 1.
„ Kupferoxyd-Ammon. 1.
„ Manganoxydul-Ammon. 1.
„ Nickeloxyd-Ammon. 1.
„ Talkerde-Ammon. 1. 3.
„ Zinkoxyd-Ammon. 1.
„ Eiſenoxydul-Kali. 1. 4.
Schwefelſ. Kobaltoxyd-Kali. 1.
„ Kupferoxyd-Kali. 1. 4.
„ Nickeloxyd-Kali. 1. 4.
„ Talkerde-Kali. 1. 4.
Stilbit. 3.
Taurin. 1.
Tinkal. 2. 3.
Unterſchwefligſ. Natrum. 1. 3.
Weinſäure. 1. 3.
Weinſ. Ammoniak. 2. 4.
Zimmtſäure. 3.
Zucker. 1. 2. 3. 4.

5) Klinorhomboidiſches Syſtem.

Das Kreuz erſcheint auf jeder Fläche mit einem beſonderen Winkel gedreht, wenn irgend eine ihrer Seiten oder entſprechenden Kanten vertikal oder horizontal auf dem Träger eingeſtellt wird.

Albit.
Diſthen.
Doppelt chromſ. Kali.
Kupfervitriol.
Salpeterſaures Wismuthoxyd.
Traubenſäure.
Unterſchwefligſaurer Kalk.

Ein geſtörter Kryſtallbau muß Störungen in den ſtauroſkopiſchen Erſcheinungen hervorbringen, welche übrigens in gewiſſen Fällen auch anzeigen, daß eine optiſche Axe auf der beobachteten Fläche ſteht. Man überzeugt ſich davon durch das hervortretende Polariſationsbild, wenn man dieſes nach üblicher Weiſe mit dem Turmalin aufſucht.

Pleochroismus.

Die Erſcheinungen des Pleochroismus oder Polychroismus ſind vorzüglich durch die ſchönen Arbeiten von Haidinger und mit Hilfe ſeiner dichroſkopiſchen Luppe näher beſtimmt worden. Sie beſtehen bekanntlich darinn, daß in doppeltbrechenden Kryſtallen eine entgegengeſetzte oder rechtwinkliche Polariſation des ordentlichen und des außerordentlichen Strahles ſtattfindet und dabei, wenn ſolche Kryſtalle farbig ſind, eine Zerlegung der Farbe erfolgt, ſo daß die Schwingungen des einen Strahls eine mehr oder weniger verſchiedene Farbe geben von der, welche die Schwingungen des andern Strahls hervorbringen. Man kann ſich die verſchiedenſchwingenden und verſchiedenfarbigen Strahlen wie die linirten Quadrate 1 u. 2 Fig. 26 vorſtellen, ſie ſchwingen überall im Kryſtall neben einander und geben dadurch für das gewöhnliche Durchſehen eine aus ihnen componirte Farbe. Die Componenten aber lernt man kennen, wenn ein ſolcher Kryſtall mit einer andern Quelle polariſirten Lichtes in Berührung und Wirkung kommt, z. B. mit einer Turmalinplatte, deren Schwingungen nach der Axe gehen. Geht das Licht durch eine ſolche Platte und den pleochroiſchen Kryſtall und liegt die Turmalinaxe horizontal wie h Fig. 26, ſo wird die Farbe eines wie 2 ſchwingenden Strahles wegen der rechtwinklichen Kreuzung der Schwingungen (h u. 2) gelöſcht und iſt nur die des Strahles 1 ſichtbar, hat aber der Turmalin die Axe vertikal wie in v, ſo wird die Farbe von 1 gelöſcht und kommt die des gleichſchwingenden Strahles 2 zur Erſcheinung. Es iſt dabei gleichgültig, ob man den Kryſtall als Polariſeur oder als Analyſeur gebraucht, d. h. ob man ihn mit dem Turmalin beobachtet oder den Turmalin mit ihm *).

*) In dieſer Weiſe hat ſchon Brewſter den Pleochroismus unterſucht. Man nennt auch Kryſtalle pleochroiſch, welche durch verſchiedene Flächen verſchiedene Farben zeigen. Die Farbecomponenten auf einer Fläche, reſp. Flächenpaar, können aber ohne eine zweite Quelle polariſirten Lichtes nicht gefunden werden, denn eine ſolche Fläche zeigt außerdem, in den meiſten Fällen wenigſtens, nur eine Farbe.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. Juli.

Nr. 5. 1856.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 12. Juli 1856.

Herr Prof. Fr. v. Kobell las:

„Stauroskopische Beobachtungen und über Pleochroismus."

(Schluß.)

In der dichroskopischen Luppe, deren beide Felder den ordentlichen und außerordentlichen Strahl zeigen, welche entgegengesetzt polarisirt sind, stellt eben deshalb, wenn die Felder senkrecht über einander oder horizontal neben einander stehen, das eine Feld einen Turmalin mit horizontaler Axe und das andere einen solchen mit vertikaler Axe vor und man sieht also die Farben der Strahlen 1 u. 2 getrennt neben einander, vorausgesetzt daß die Luppe oder der Krystall nicht so gegen einander gedreht werden, daß die Schwingungen sich verhalten wie Fig. 27 die von h, 3 u. 4 oder von v, 3 u. 4, welche sich unter 45° kreuzen; denn dann werden die Felder des Dichroskops gleichfarbig, die Scheidung der Farbe-Componenten hört auf, da für solche Schwingungen keine vollständige Pollarisation besteht und es erscheint die Farbe, welche man unmittelbar an solchen Krystallen beim Durchsehen beobachtet.

Da das normal erscheinende Kreuz im Stauroskop die besprochenen rechtwinklichen Schwingungsrichtungen angibt, so ersieht man, daß das Maximum des Farben-Unterschiedes bei pleochromischen Krystallen nur in diesen Kreuzlagen vorkommen kann *). Haidinger, Schabus u. a. haben meines Wissens gewöhnlich den Pleochroismus nach drei rechtwinklichen Richtungen, wovon eine die Hauptaxe des Krystalls, angegeben. Man kann dabei nur dann das Maximum des Farben-Unterschieds beobachten, wenn die Kreuzlagen auch in diese Richtungen fallen, wenn sie aber gegen dieselben gedreht sind, erhält man das Maximum nicht. Solches kommt, wie aus der vorhergehenden Abhandlung erhellt, besonders im klinorhombischen, immer aber im klinorhomboidischen System vor. Das Stauroskop completirt also das Dichroskop, wenn man nämlich das erwähnte Maximum der Farbendifferenz kennen lernen will. Ein auffallendes Beispiel bietet der Disthen, an welchem für die vollkommenste Spaltungsfläche die Kreuzlage einen Winkel von 30° mit der gewöhnlich angenommenen Hauptaxe macht. Beobachtet man mit der dichroskopischen Luppe eine solche Fläche (von etwas intensiv blauen Krystallen) und stellt man die Luppe so, daß die Felder über einander vertikal stehen, O oben, so zeigt der Krystall, ebenfalls nach der Hauptaxe vertikal gestellt, im O Feld eine lichte blaue, im E Feld eine dunklere blaue Farbe. Das Maximum des Unterschiedes findet man aber erst beim Drehen des Krystalls aus dieser Richtung um 30°, wie es das Stauroskop (je nach dem Vorne

*) Da es sich vollkommen so verhält, so wird umgekehrt damit auch die erst gesetzte Bedeutung des Kreuzes bestätigt.

oder Hinten der Fläche links oder rechts) angiebt. Der Farbenunterschied bei der letzteren Stellung gegen die erste verhält sich also wie 45 : 15 oder wie 3 : 1, denn die Richtung, wo die Felder gleichfarbig werden, liegt nur 15° von der entfernt, unter welcher man den Krystall beobachtet, wenn seine Hauptaxe vertikal steht, wie Fig. 28 zeigt, wo aa diese Axe, bb die Kreuzlage mit dem Maximum der Farbendifferenz, und cc die Richtung, wo die Felder des Dichroskop O und E gleichfarbig werden. coa = 15°, aob = 30°. Man erhält also in der Richtung der Hauptaxe nur ½ des Farbenunterschiedes.

Wenn man am ameisensauern Kupferoxyd die Flächen des Prismas von 91° nach der Seitenkante vertikal stellt, so giebt das Stauroskop die Kreuzlage nach einer Seite mit dem Winkel von 16°, nach der andern mit dem von 74° gedreht an. Die Farbendifferenz, welche man bei vertikaler Prismenaxe erhält gegen die Richtung, wo das Maximum stattfindet, verhält sich also wie 29 : 45 oder nahezu wie 1 : 1½ oder man beobachtet nur ⅔ derselben. Im Maximum ist O schön blau, E sehr blaß blaulichgrün.

Am schwefelsauern Kobaltoxyd-Ammoniak ist der Drehwinkel gegen die Axe des gewöhnlichen Prismas nur 5° — 6°, also das Maximum der Farbendifferenz nach der Richtung dieser Hauptaxe beinahe erreicht.

Man bemerkt bei pleochroischen Krystallen im Stauroskop, reiner und bestimmter im Complementär-Stauroskop, sehr oft die Farben-Unterschiede von O und E zwischen den Ringen des Calcitbildes, noch öfter aber ein Heller- und Dunklerwerden dieser Räume, welche ich das Ringfeld nennen will, wenn das Kreuz in der einen Stellung oder in der darauf rechtwinklichen sich zeigt. Man kann damit bestimmen, in welcher Stellung ein Krystall die Schwingungsrichtung des vom Spiegel polarisirten Lichtes hat oder die darauf rechtwinkliche, wie sie einem Turmalin mit vertikaler Hauptaxe eigen. Das lichtere Ringfeld entspricht so zu sagen der Spiegelschwingung oder der horizontalen h, das dunklere der eines vertikalen Turmalins. Stellt man ein Spaltungsprisma des bläulichen Baryts vom Stahlberg im Zweibrück'schen so im Stauroskop ein, daß man die basische Fläche (also solche die vollkommenste Spaltungsrichtung genommen) beobachten kann, so zeigt sich das Ringfeld dunkler, wenn die kurze Diagnonale der Basis vertikal oder der Turmalinaxe parallel steht, dagegen heller, wenn die lange Diagonale diese Stellung hat. Gebraucht man den Krystall als Analyseur und sieht man damit durch eine Calcitplatte mit den bas. Flächen gegen den Spiegel, so erscheint das Bild mit dem dunklen Kreuz, wenn die kurze Diagonale aufrecht und die lange horizontal und umgekehrt das Bild mit dem hellen Kreuz. Im ersten Fall ist also die Schwingung v, im letztern h (Fig. 26).

Stellt man die orthodiagonale Fläche des Diopsids nach der Hauptaxe vertikal ein, so zeigt sich das hellere Ringfeld, beim Drehen um 90° das Dunklere. Als Analyseur zeigt der Krystall entsprechend am Calcit das Kreuz weiß in der ersten und dunkel in der letztern Stellung.

Untersucht man am Diopsid die klinodiagonale Fläche, so ist, wenn die Hauptaxe vertikal eingestellt wird, die Drehung 40°, um das Kreuz normal zu sehen. Für diese Richtung des Krystalls ist das Ringfeld heller als für die mit der complirenden Drehung von 50°, wo es dunkler erscheint. In der erstern Richtung sind also die Schwingungen h, in der letztern sind sie v.

Am Pistazit ist auf der Endfläche, wenn die Klinodiagonale derselben vertikal eingestellt wird, das Ringfeld dunkler (v), wenn die Orthodiagonale so gestellt wird ist es heller (h).

Am braunen Bergkrystall, wo die Schwingungen rechtwinklich gegen die Krystallhauptaxe gehn, ist das Ringfeld auch dunkler, wenn diese Axe horizontal, als wenn sie vertikal eingestellt wird.

Beim Cordierit habe ich das Verhalten zum Theil schon früher angegeben, mit Rücksicht auf die Helligkeit des Ringfelds aber noch besonders untersucht. An einem geschliffenen Würfel Fig. 29 war

a die tief blaue Fläche,

b die blaß bläuliche,
c die gelbliche.

1) Wenn die Kante $\frac{b}{c}$ vertikal eingestellt wurde, so zeigte b das verdunkelte Ringfeld blau und das Kreuz schwarz. Als Analyseur in dieser Stellung gebraucht zeigt sich das Kreuz der Calcitplatte dunkel bläulich. Die Schwingungen sind also v.

2) Wenn die Kante $\frac{b}{c}$ vertikal eingestellt wurde, zeigte c das verdunkelte Ringfeld aber das Kreuz weiß. Als Analyseur in dieser Stellung gebraucht zeigte sich dagegen am Calcit das Kreuz schwarz, also dem verdunkelten Ringfeld oder der Schwingung v entsprechend.

3) Wenn die Kante $\frac{a}{c}$ vertikal eingestellt wurde, zeigte die Fläche a das hellere blaue Feld mit schwarzem Kreuz. Als Analyseur in dieser Stellung zeigte der Krystall am Calcit das dem hellern Ringfeld entsprechende Bild für das weiße Kreuz.

Auf der basischen Fläche des röthlichen Topas aus Brasilien zeigte das Ringfeld im Stauroskop je nach der Stellung des Krystalls die rothe oder gelbe Farbe, wie sie die dichroskopische Luppe angiebt. Ein merklicher Unterschied in der Helligkeit ist nicht zu bemerken. Indem ich diesen Topas als Analyseur gebrauchte und eine Calcitplatte (mit den bas. Fl.) untersuchte, zeigte sich, daß die Schwingungen mit denen eines vertikalen Turmalins übereinkommen, wenn die lange Diagonale der rhombischen Spaltungsfläche vertikal gestellt wird, für welche Stellung das Ringfeld im Stauroskop gelb gefärbt ist. Dabei ist von Interesse den Antheil zu beobachten, welchen die Calcitplatte an der Farbentheilung nimmt *). Wird der Topas nach der kurzen Diagonale der Basis vertikal als Analyseur gebraucht und ein Turmalin mit horizontaler Axe, der also h schwingt (Fig. 26), untersucht, so erscheint die rothe Farbe.

*) Das nähere Studium des Pleochroismus dürfte vorzüglich geeignet sein über die gegenseitigen Wirkungen der Schwingungen polarisirter Strahlen auch da Aufschluß zu geben, wo sich bei weißem Licht oft keine Kennzeichen dafür darbieten, denn sie sind gewiß derselben Art.

Wird für diese Stellung die Calcitplatte eingeschaltet, so zeigt sich bei nahe gebrachtem Auge gegen einen weißen beleuchteten Schirm gesehen, das sonst dem weißen Kreuz entsprechende Bild, das Kreuz ist aber rosenroth, das Ringfeld gelb.

Im Stauroskop zeigt sich, wenn der Topas nach der kurzen Diagonale vertikal eingestellt wird, das Ringfeld röthlich.

Wenn unter denselben Verhältnissen (nicht im Stauroskop) die lange Diagonale der Basis des Topas vertikal steht, der Turmalin horizontal, so zeigt sich ohne Einschaltung die gelbe Farbe, mit eingeschaltetem Calcit das sonst dem schwarzen Kreuz entsprechende Bild, aber das Kreuz ist gelb, das Ringfeld roth.

Im Stauroskop ist, wie oben gesagt, wenn die lange Diagonale vertikal eingestellt wird, das Ringfeld gelb.

Im Complementär-Stauroskop zeigt der Topas am Bilde, welches sonst für das weiße Kreuz bekannt ist, keine verschiedene Farbe von Ringfeld und Kreuz, sondern beide je nach der Stellung des Krystalls entweder roth oder gelb. Erst beim Drehen um 45° zeigt sich auf dem Bilde die gelbe Farbe für das Kreuz, die rothe für das Ringfeld. Dieses geschieht übrigens nur für Krystalle von gegen 4‴ Dicke, bei etwa 2‴ Dicke zeigen sich nicht die dichroskopischen Complementärfarben, sondern die gewöhnlichen für weißes Licht.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Mai 1856.

(Fortsetzung.)

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Vierzehnter Jahresbericht. Sinsheim 1856. 8.

Von der Reale accademia delle scienze in Torino:

Memorie. Serie seconda. Tom. XV. Torino 1855. gr. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

a) Götting'sche Gelehrte Anzeigen. I — III. Bd. August. J. 1855. Göttingen. 8.

b) Nachrichten von der Georg-Augusts-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen v. Jahre 1855. No. 1—18. Göttingen 1855. 8.

Vom k. k. Ferdinandeum für Tyrol und Vorarlberg in Insbruck:

a) Zeitschrift. 3. Folge. 5. Heft. Insbruck 1856. 8.

b) 26. Jahresbericht des Verwaltungs-Ausschusses über die Jahre 1853 — 1854. Insbruck 1856. 8.

Vom Herrn Dr. Ludw. Radlkofer dahier:

Die Befruchtung der Phanerogamen. Ein Beitrag zur Entscheidung des darüber bestehenden Streites. Leipzig 1856. 4.

Von dem Herrn C. A. F. Peters in Altona:

Oesterreichische Nachrichten, begründet von H. C. Schumacher. 41. Bd. Altona 1855. 4.

Vom Herrn E. Plantamour in Genève:

a) Résumé météorologique de l'année 1851 pour Genève et le grand Saint Bernard. Genève 1855. 8.

b) Nivellement du grand Saint-Bernard. Genève 1853. 8.

Vom Herrn J. M. Gilliß in Washington:

U. S. Naval astronomical expedition to the southern hemisphere, during the years 1849 — 52. Vol. I. II. Wash. 1855. 4.

Vom Herrn Dr. J. A. Kool in Amsterdam:

Aperçu historique au sujet de la société pour secourir les noyés instituée à Amsterdam. Amsterd. 1855. 8.

Vom Herrn K. Görz in Wiesbaden:

Chemische und praktische Untersuchung der wichtigsten Kalke des Herzogthums Nassau. Wiesbaden 1854. 4.

Vom Herrn K. Brück in Bruxelles;

Électricité ou magnétisme du globe terrestre. I. II. Bruxelles 1854, 55. 8.

Vom Herrn Paulus Kassel in Erfurt:

Aus der Hagia Sophia. Ein akademisches Neujahrs-Programm. Erfurt 1856. 8.

Vom Herrn George Grote in London:

History of Greece. Vol. XII. London 1856. 8.

Vom Herrn C. Wesselowsky in St. Petersburg:

Tabellen über mittlere Temperaturen im russischen Reiche. St. Petersburg. 8.

Vom Herrn Benedict Ellner in Bamberg:

Witterungs-Beobachtungen an der meteorologischen Station zu Bamberg während des Jahres 1855. II. Jahrg. Bamberg 1855. 8.

Vom Herrn Dr. Alexander Braun in Berlin:

a) Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur, insbesondere in der Lebens- und Bildungsgeschichte der Pflanzen. Leipzig 1851. 4.

b) Algarum unicellularium genera nova et minus cognita. Lipsiae 1855. 4.

c) Uebersicht der Versteinerungen des Großherzogthums Baden von Ernst Stizenberger. Freiburg im Breisgau 1851. 8.

Vom Herrn Dr. M. A. F. Prestel in Emden:

Die geometrische Heuristik. Emden 1856. 4.

Vom Herrn de Caumont in Paris:

a) Bulletin monumental ou collection de mémoires et de renseignements sur la statistique monumentale de la France. 3. Serie. Tom. 1. 21. Vol. de la collection. Paris 1856. 8.

b) Rapport verbal fait a la société française pour la conversation et la description des monuments historiques dans la séance du 21. Novbr. 1853 sur divers monuments et sur plusieurs excursions archéologiques. Paris 1856. 8.

c) Annuaire de l'institut des provinces et des congrés scientifiques. 1856. Tom. VIII. Paris 1856. 8.

d) Annuaire des cinq départements de l'ancienne Normandie. Publié par l'association Normande. 1856. vingt-deuxiéme année. Paris 1856. 8.

(Schluß folgt.)

(Mit einer Beilage.)

Fig. 1.

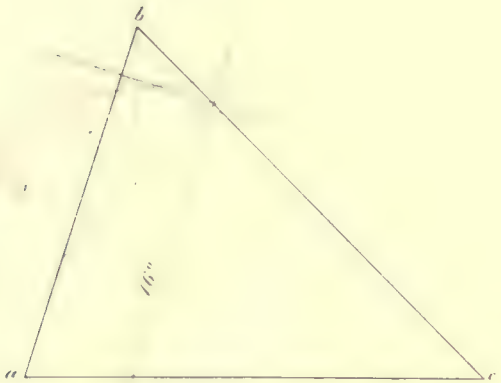


Fig. 2.

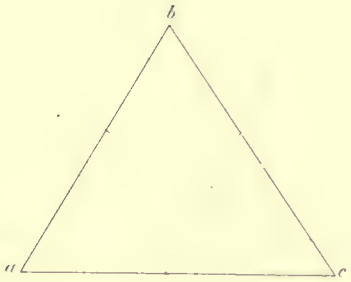


Fig. 3.

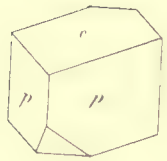


Fig. 4.

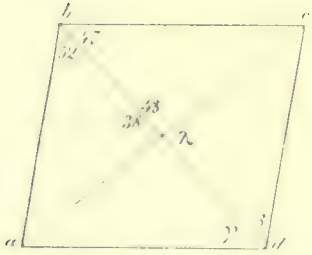


Fig. 5.

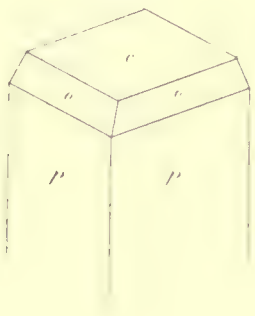


Fig. 6

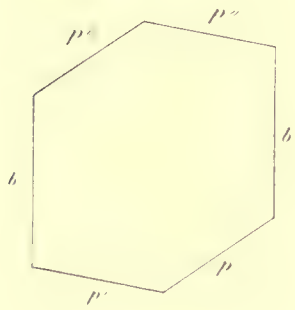


Fig. 7.

Fig. 8.

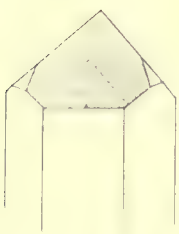


Fig. 1.

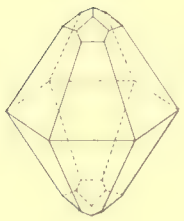


Fig. 2.

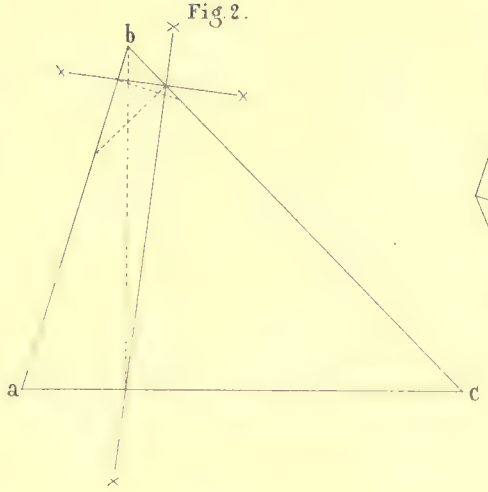


Fig. 4.

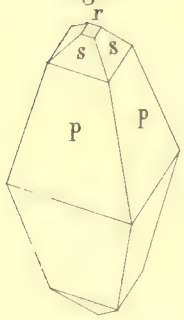


Fig. 3.

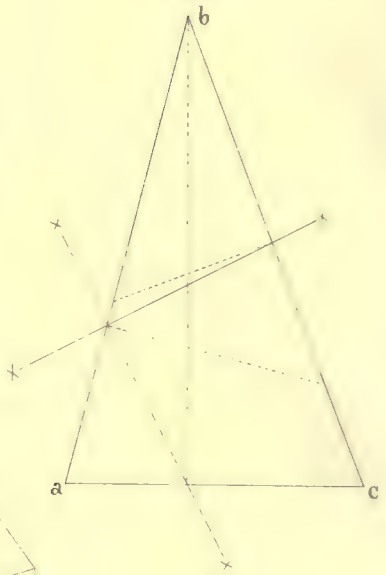


Fig. 5.

Fig. 6.

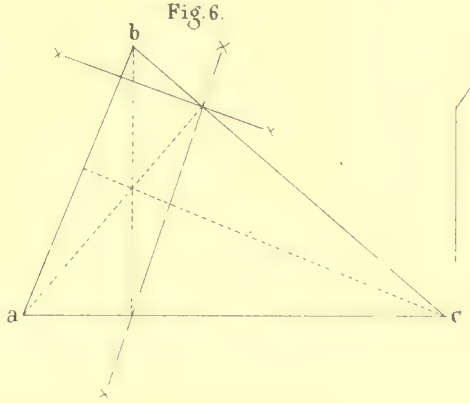


Fig. 7.

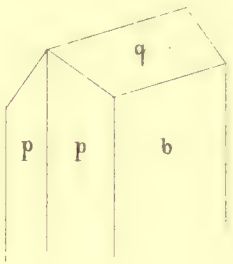


Fig. 8.

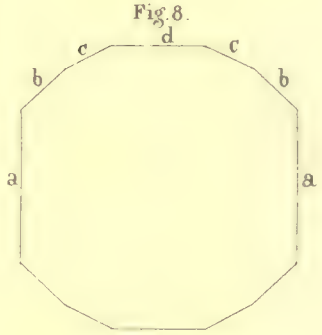


Fig. 9.

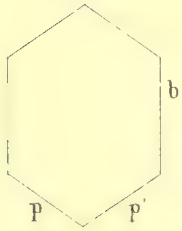


Fig. 10.

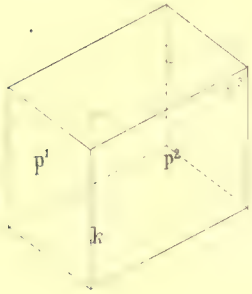


Fig. 11.

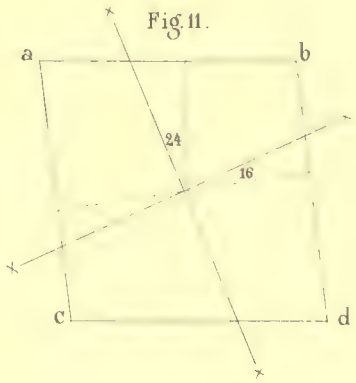


Fig. 12.

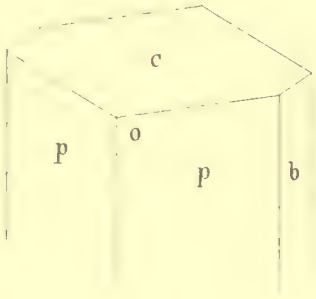


Fig. 14.

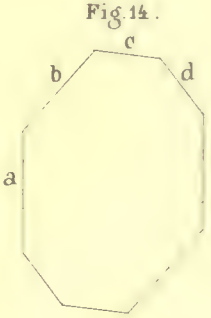


Fig. 13.

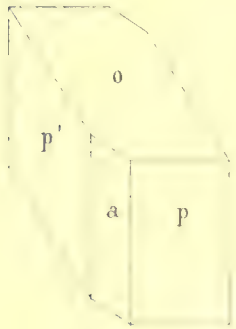


Fig. 15.

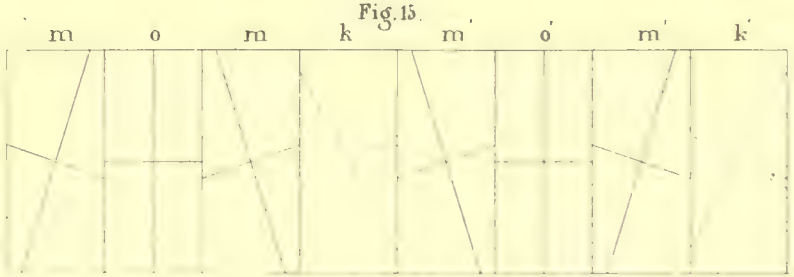


Fig. 16

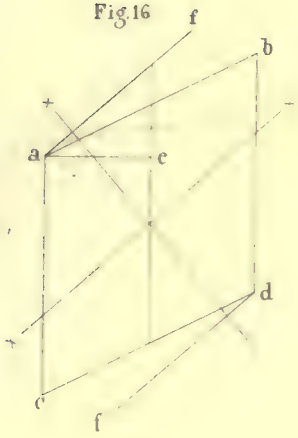


Fig. 17.

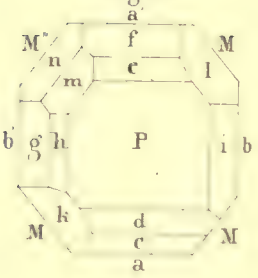


Fig. 18.

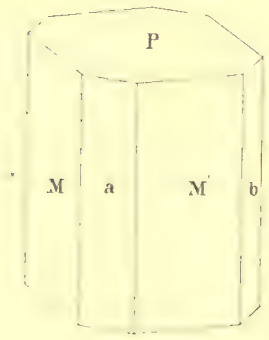


Fig. 19.

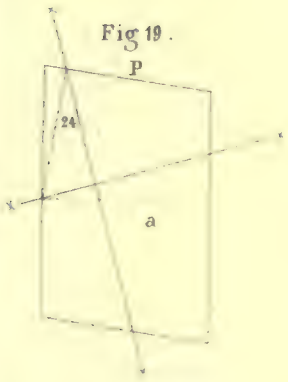


Fig. 20.

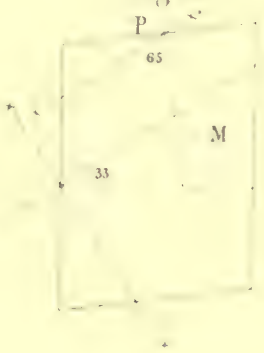


Fig. 21

Fig. 22.

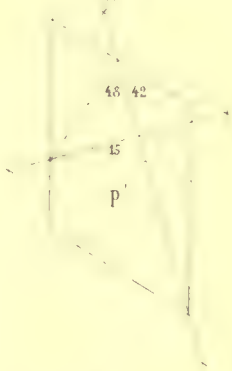


Fig. 23.

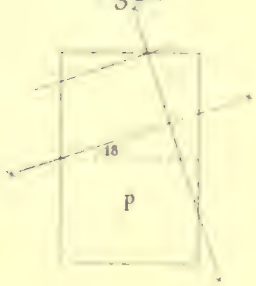


Fig. 24

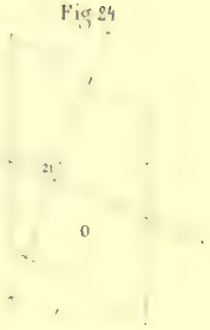


Fig. 25.

Fig. 26

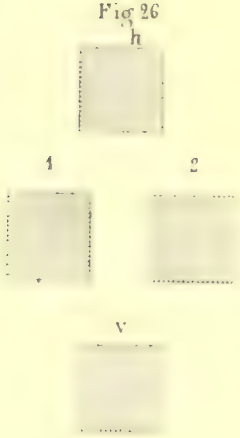
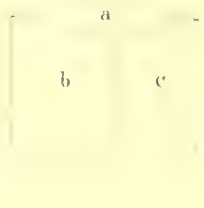


Fig. 27.

Fig. 28

Fig. 29.



Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. August.

Nr. 6. 1856.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 19. Juli 1856.

Herr Professor Kunstmann las:

„Ueber die wahre Benennung der angeblichen Stadt Summerkent."

Bei der Beschreibung der Wolgamündung erwähnt der Minorit Wilhelm von Rubruquis oder Ruisbroeck in Brabant einer Stadt, welche in den Ausgaben und Handschriften Summerkunt oder Summerkent, auch Samarkant genannt wird.

Wilhelm bemerkt, die Wolga theile sich in drei Arme, von denen jeder so breit sei, als der Nil bei Damiette. Außerdem aber würden von ihr noch vier kleinere Arme gebildet, so daß er mit seinen Reisegefährten an sieben Orten mit einem Boote darüber setzen konnte.

Auf dem mittelsten Strome liege die Stadt Summerkent, sie sei nicht mit Mauern versehen, sondern wie eine Insel vom Fluße umgeben, wenn er überfließe.

Diese Beschreibung der Stadt Summerkent, deren Name bei anderen gleichzeitigen oder früheren Schriftstellern nicht genannt wird, hat schon früher zu der Bemerkung veranlaßt, es müße Summerkent die Stadt, die jetzt Astrachan genannt werde, oder ein nicht weit von ihr gelegener Ort sein, ohne daß jedoch diese Bemerkung weiter verfolgt und mit Belegen unterstützt wurde [1]).

Nach der bei Bergeron und in den Handschriften befindlichen Leseart Summerkent gieng auch der Name der Stadt in die Karten über, ohne daß über die Beschaffenheit des Textes selbst ein Zweifel erhoben wurde.

Die neue Ausgabe des Textes, welche die französische Gesellschaft für Geographie vor mehreren Jahren veranstaltet hat [2]), läßt aber das bisherige Verständniß des Textes als fraglich erscheinen.

Nach dieser Ausgabe lautet nämlich die betreffende Stelle: Tunc arripui iter XV diebus ante festum omnium Sanctorum, versus Saraj, tendentes recte in meridiem, descendendo juxta Etiliam, que dividitur in tria magna brachia ibi inferius, quorum quodlibet est in duplo fere major fluvio Damiate. Alia facit quatuor brachia minora, ita quod transivimus illud flumen VII locis navigio. Super medium brachium est villa que dicitur Summerkeur, absque muro; sed quando inundat fluvius, circumdatur aquis.

Der Ausdruck Summerkeur erinnert an den heimathlichen Dialekt des Reisenden, denn Summer-

1) Man vergl. die allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1750. 4. Bd. VII. S. 403, wo die Stadt Samarkant genannt wird.

2) Recueil de voyages et de mémoires publié par la société de géographie T. III. Paris 1839. 4. pag. 199—396.

ist wohl aus den Worten Summer und keur zusammengesetzt, welches letztere Wort gegenwärtig noch in der flämischen und holländischen Sprache gebräuchlich ist, in ersterer dem Hauptworte Wahl, in letzterer dem Zeitworte wählen entspricht.

Summerkeur wörtlich übersetzt würde also so viel heißen, als Sommerwahl und auf eine Sommer-Residenz der Chane von Kiptschak hinweisen.

Für diese Auslegung spricht auch der bekannte Umstand, daß diese Chane ihren Aufenthalt nach den Jahreszeiten wechselten und sich im Sommer mehr im Norden als im Winter aufhielten, wo sie die südlicher gelegenen Gegenden aufsuchten. Rubruquis und seine Reisegefährten fanden den Chan Batu, als sie am Anfange des August an seinen Hof kamen, bereits im Rückzuge gegen den Süden begriffen. Von diesen Zügen des Chan's Batu erzählt Rubruquis: a januario enim usque ad augustum ascendit ipse et omnes alii versus frigidas regiones, et in augusto incipiunt redire. Descendimus ergo in navi ab illo casali usque ad curiam ejus, et ab illo loco usque ad villas majoris Bulgarie versus aquilonem sunt quinque diete.

Unter dem Bulgarien, von welchem der damalige Aufenthalt Batu's fünf Tagereisen weit entfernt war, können wir nur Weißbulgarien mit der sehr nördlich gelegenen Stadt Bolgar verstehen.

Diese Stadt gehörte auch nach dem Zeugnisse Marco Polo's zu den Residenzen des zweiten Nachfolgers Batu's, des Chan Barcai oder Berekeh, welcher nach seinem Berichte seine Residenzen in Bolgár und Sarai hatte.

Nach dem Berichte des Schehâb-eddin, eines Schriftstellers des vierzehnten Jahrhunderts, brachten die Chane von Kiptschak den Winter in Sarai, den Sommer in den Bergen des Ural zu, die sich von den Gränzen China's bis zum äußersten Westen erstrecken [3]).

3) Man vergl. Marco Polo B. I. Kap. I. Rubruqnis Kap. XXII. und Notices et Extraits T. XIII. pag. 291.

Zu allen diesen Zeugnissen, welche über die Lage der angeblichen Stadt Nichts entscheiden, kommt aber noch ein ferneres, welches eine Sommerresidenz der Chane von Kiptschak gerade so schildert, wie dieß Rubruquis gethan hat.

Ibn Batuta nennt die Stadt, in welcher sich der Chan Uzbeck im Sommer aufhielt, Haddji Terkhan, d. h. nach von Hammers Auslegung des Pilgers Freiherrn, welcher zugleich bemerkt, daß dieser Name der ursprüngliche der Stadt Astrachan gewesen sei.

In gleicher Weise haben auch die Herausgeber der vorliegenden neuesten Ausgabe Ibn Batuta's die Stadt benannt.

Ibn Batuta sagt von ihr nach seiner Uebersetzung:

Le mot terkhân chez les Turcs designe un lieu exempté de toute imposition. Le personnage qui a donné son nom à cette ville était un devot pélerin (haddj) turc, qui s'établit sur l'emplacement qu'elle occupe. Le sultan exempta cet endroit de toute charge, à la considération de cet homme. Le lieu devint une bourgade; celle-ci accrut et devint une ville. Elle est au nombre des plus belles cités; elle a des marchés considérables, et est bati sur le fleuve Itil (Volga), un des plus grandes fleuves de l'univers. Le Sultan séjourne en cet endroit jusqu' à ce que le froid devienne violent, et que le fleuve gêle, ainsi que les rivières qui s'y reunissent [4]).

Fügen wir noch hinzu, daß die Stadt keine Mauern besaß, weil die Bewohner sich gegen die Belagerung Timurs (1395) durch Eismauern zu schützen suchten, die sie mit Wasser begossen, so dürfte es sich als sehr wahrscheinlich ergeben, daß die Stadt, welche Rubruquis mit Summerkeur bezeichnete, die gegenwärtig zu Europa gerechnete Stadt Astrachan ist.

4) Man vergl. von Hammer Geschichte der goldenen Horde, S. 411. und Ibn Batuta in der Collection d'ouvrages orientaux publiée par la société asiatique. Paris 1854. 8. T. II. p. 410.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Mai 1856.

(Schluß.)

Vom Herrn Ludwig v. Jan in Schweinfurt:

C. Plini secundi naturalis historiae. Libri XXXVII. Vol. II. lib. VII—XV. Lipsiae 1856. 8.

Von den Herren Rudolf Freiherr v. Stillfried und Dr. Traugott Märcker in Berlin:

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. II. Band. Urkunden der fränkischen Linie 1235—1332. Berlin 1856. 4.

Vom Herrn L. Spengel dahier:

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. Rhetores Graeci. Vol. III. Lipsiae 1856. 8.

Von den Herren Klaiber, Zimmer und Holzer in Stuttgart:

Korrespondenzblatt für die Gelehrten und Realschulen Württembergs. I. Jahrgg. Nr. 1—12. Vechingen 1854. 8.

Vom Herrn A. Mühry in Göttingen:

Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie. I. Theil. Leipz. 1856. 8.

Vom Herrn L. B. Greene in Paris:

Fouilles exécutées a Thèbes dans l'année 1855, textes hieroglyphiques et documents inedits. Paris 1856. gr. Fol.

Vom Herrn Carl v. Littrow in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 3. Folge. V. Bd. Jahrg. 1855. Wien 1856. 8.

Juni 1856.

Von dem Comité zur Herausgabe und Redaktion der mährischen Landtafel in Brünn:

Die Landtafel des Markgrafenthums Mähren. IV—VI. Lieferung. Das II., III. und IV. Buch der Olmützer Cuda. Brünn 1856. Fol.

Von der Teylers tweede Genootschap in Harlem:

Verhandelingen. XXVI. Stak. Vyrde Gedette. Harlem 1855. 4.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle in Genève:

Mémoires. Tom. XIV. 1. Partie. Genève 1855. 4.

Von der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. VI. Bd. III. Heft. Würzburg 1856. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

a) Journal. New Series LXXVI. CCLI. Nr. VI. 1855. Calcutta 1855. 8.

b) Bibliotheca indica. A collection of oriental works. Nr. 94—109. Calcutta 1854—55. 8. 4.

Von der Pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie in Speyer.

Neues Jahrbuch der Pharmacie und verwandten Fächer. Bd. V. Heft III u. IV. März, April. Speyer 1856. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. April 1856. Berlin 1856. 8.

Von der Académie impériale des sciences, arts et belles lettres in Dijon:

Mémoires. 2. Serie. Tom. IV. 1855. Dijon. 1856. 8.

Von dem Comité central d'agriculture de la Cote-d'Or in Dijon:

Journal agriculture. 18 Année 1855. Dijon 1855. 8.

Von der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. Supplement des 24. Bandes und 25. Band. Breslau 1854 u. 55. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomaires des séances, Tom. XLII. Nr. 8—17. Fevrier — Avril 1856. Paris 4.

Von der Sternwarte in Königsberg:

Astronomische Beobachtungen auf der k. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 27. Abth. 1. Thl. Königsberg 1856. Fol.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen in Prag:

a) Centralblatt für die gesammte Landeskultur. 6. Jahrgang. 1855. Nr. 37—52. Prag 1855. 4.

b) Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. Prag 1855. 4.

Von der Académie impériale de medicine in Paris:

Bulletin. Tom. XX. Paris 1854—55. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. XII. Part. 1 Nr. 45. Febr. 1. 1856. Lond. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. Nr. XXXIII. Vol. IX. April 1856. London 1856. 8.

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

a) Mittheilungen. 4. Bd. 2. Heft. Altenburg 1855. 8.

b) Einige Aktenstücke zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes. Altenburg 1855.

Vom Herrn A. T. Kupffer in St. Petersburg:

Compte rendu annuel. Année 1856. St. Petersbourg 1855. 4.

Vom Herrn Dr. Peters in Altona:

Astronomische Nachrichten, begründet von A. Schuhmacher. 42. Band. Altona. 1856. 4.

Vom Herrn Dr. Schweigger in Halle:

Ueber Magnetismus in akustischer Beziehung und damit zusammenhängende weltharmonische Gesetze. Halle 1856. 4.

Vom Herrn Feys in Brüssel:

L'art poétique d'Horace considéré dans son ordonance, avec des notes explicatives. Bruxelles 1856. 8.

Vom Herrn Dr. Michelsen in Jena:

Die Rathsverfassung in Erfurt im Mittelalter. Jena 1855. 4.

Vom Herrn Ladrey in Dijon:

Rapport sur le sucrage des vendanges. Dijon 1854. 8.

Vom Herrn Dr. Berendt in Danzig:

Die im Bernstein befindlichen organischen Stoffe der Vorwelt. II. Bd. Berlin 1856. gr. Fol.

Vom Herrn Walferdin in Paris:

Sur les échelles thermométriques aujourdhui en usage. Abaissement du Zéro de l'échelle centigrade. A—40°. Paris 1855. 4.

Vom Herrn Grunnert in Greifswalde:

a) Archiv der Mathematik u. Physik. 26. Theil. 2. Hft. Greifswalde 1856. 8.

b) Neue näherungsweise Auflösung der Kepler'schen Aufgabe. Wien 1856. 8.

Von den Herren Dr. G. L. Fr. Tafel in Ulm und Dr. G. M. Thomas hier:

Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante. Vom neunten bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. 1. Theil. 814—1205. Wien 1856. 8.

Juli 1856.

Von dem histor. Verein für Niedersachsen in Hannover:

a) Neunzehnte Nachricht. Hannover 1856. 8.

b) Alphabetisches Verzeichniß der Bibliothek des historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover. 1856. 8.

Von der Académie impériale in Metz:

Mémoires. XXIV—XXVI. Année 1852—1855. Metz 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie in Speier:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Band V. Heft V. Mai. Speier 1856. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XXIII. 12. Jahrgang. I. Bonn 1856. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande in Westphalen in Bonn:

Verhandlungen. 12. Jahrg. 2—4. Heft. 13. Jahrg. 1. Heft. Bonn 1855 u. 56. 8.

Von dem histor. Verein für Steiermark in Gratz:

Mittheilungen. 6. Heft. Gratz. 1855.

Von dem statistisch-topographischen Bureau und Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1854. 1. u. 2. Hft. Stuttgart 1855. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. August.

III. Nr. 4. Historische Classe. 1856.

Chine moderne ou description historique, géographique et litéraire de ce vaste empire d'après des documents chinois. P. 1. géographie, organisation politique et administrative de la Chine, langues, philosophie, par M. G. Pauthier. P. 2. arts, littérature, moeurs, agriculture, histoire naturelle, industrie etc. par M. Bazin. Paris 1853. 8.

Nachdem China schon länger, namentlich aber seit Eröffnung der 5 Häfen mehr und mehr die Aufmerksamkeit Europas auf sich zog, mußten auch größere Werke, die dasselbe beschrieben, erscheinen. Ch. Gutzlaffs China opened. London 1838. 2 Bde. 8. und L. Wells Williams The middle kingdom. New-York and London 1848, 2. Bd. 8. sind nebst Hugh Murrays u. a. Historical and descriptive account of China, Edinburgh 1836. 3 Bde. kl. 8. und J. F. Davis description of China and its inhabitans, London 1836, 2 Bde. und später R. Montgomery Martin's China, political, commercial and social etc., London 1846, 4. P. die bedeutendsten. Manche einzelne Beiträge enthalten die Werke von P. Auber, R. Mudie, Tradescant Lay, Downing, Morrison, Staunton, Medhurst, Sirr, Kidd, Meadows, des russischen Geistlichen P. Hyakinth Bitschurinski u. a., die wir, wie die Reisen, hier nicht einzeln aufführen, da wir sie in unserm eben im Drucke befindlichen Asien S. 79 f. im Einzelnen genauer angegeben haben. Aus diesen und anderen Werken läßt sich mit Benutzung der älteren Werke, besonders von Magaillans, Navarrete, Semedo, le Comte, du Halde, der Mem. conc. l'histoire etc. des Chinois u. a. schon eine weit bessere Beschreibung liefern, als die oberflächlichen Compilationen und Gelegenheitsschriften, wie von Vockerode, Bischof-Widderstein, A. Bonacossi, Fortia d'Urban und ähnliche, — obwohl unsere Bibliotheken für so elendes Zeug das Geld ausgeben, während so wichtige Sammlungen wie das Chinese Repository fehlen, — wenn auch vieles in dem großen Reiche, namentlich die Verschiedenheit in den einzelnen Provinzen, noch weiterer Aufklärung bedarf.

Wenn Gutzlaff, Davis, Williams u. a., die länger in China und der Sprache kundig waren, wenn auch nicht alles aus eigenen Beobachtungen — dazu waren die Engländer in Canton früher viel zu beschränkt und sind es zum Theil noch — oder aus chinesischen Quellen schöpften, so konnten die obigen Herausgeber nur einige chinesische Werke, die in Paris sind, benutzen. Sie hätten nun freilich die Hülfsmittel, die wir haben und deren wir einige oben angedeutet, sorgfältig benutzen sollen. Dieß ist aber nur sehr mangelhaft geschehen. Dennoch aber liefert obiges Werk, von Kennern der chinesischen Sprache und des Volkes herrührend, trotz der großen Mangelhaftigkeit in seiner Ausführung, einige schätzbare Beiträge zur Kenntniß dieses großen fernen Reiches und der eigenthümlichen, alten Cultur seiner Bewohner und es ist eines der besten Werke des Univers pittoresque, zu dem es

gehört, und das im Ganzen viele mittelmäßige und oberflächliche Arbeiten enthält. Pauthier ist freilich durch die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit seiner Uebersetzungen und die ungegründeten Hypothesen, denen er sich hingibt, etwas verdächtig und seine frühere Arbeit über die Geschichte Chinas, Paris 1838 8., in derselben Sammlung ließ nicht besonders viel erwarten; Bazin, Professor des Bulgairchinesischen in Paris, dagegen ist durch Uebersetzung mehrerer chinesischen Werke und namentlich sein Siècle des Youen vortheilhaft bekannt.

Gehen wir etwas in's Einzelne ein, so gibt Pauthier zunächst eine Beschreibung Peking's, besonders nach der von P. Hyakinth, die Ferri de Pigni aus dem Russischen französisch Petersburg 1829 8. herausgegeben; — es ist freilich nur ein dürftiger Auszug von 175 S. eines chinesischen Werkes von U-tshang-yuan vom J. 1788 von 1080 S.; das Original stand ihm aber nicht zu Gebote — und dann eine Topographie der 18 Provinzen China's; die anderen Besitzungen der Chinesen begreift das Werk nicht mit. Hier benutzt nun Pauthier vornehmlich die große Geographie der jetzigen Dynastie Ta-thsing-i-thung-tschi in 356 Büchern, leider aber nur nach der ersten Ausgabe von 1744, so daß für eine Beschreibung des gegenwärtigen China die Angaben alle viel zu veraltet sind. Er kann natürlich nur Auszüge geben, aber diese sind auch nur sehr ungleich und unvollständig. So wird nur von Tschi-li und Kiang-nan eine etwas ausführlichere Beschreibung der einzelnen Departements, ihrer Lage, Sitten, Hauptstädte, Collegien, Bevölkerung v. J. 1743, der Menge des angebauten Landes der Zeit, der Grundsteuer in Geld und Natura, die Zahl seiner Berge, Flüße, Alterthümer, Zollhäuser, Brücken, merkwürdigen Gräber, Tempel, Klöster, seiner berühmten Mandarinen, Männer und Frauen, endlich der Produkte des Bodens — so ist die Anordnung des chinesischen Werkes — gegeben. Höhen verstehen die Chinesen gar nicht zu messen, sondern messen nur den Weg hinauf und sprechen daher z. B. von einem Berge Huan, der 3700 Tschang (11,655 M.) hoch sei. Es leuchtet ein, daß es lächerlich ist, wenn deutsche Geographen solche Angaben benutzen. Von Ngan-hoei an benutzt Pauthier noch den kaiserlichen Staatskalender (Tsio-tschi-thsiüan-lan) vom Sommer 1844 — er erscheint 4 Mal im Jahre. Die folgenden Provinzen werden aber viel kürzer und summarischer behandelt und zwar sehr ungleich, namentlich Schensi, Kan-su und die folgenden ganz kurz. Wir heben nur hervor, daß die chinesische Geographie 1743: 14,607 Berge, 1472 schiffbare Flüsse, 765 Seen, 2338 Collegien, 272 berühmte Bibliotheken, 1709 Städte mit Mauern, 627,567, 311, 300, 150, 100 und 300 Festen erster bis siebenter Ordnung, 3000 Thürme (thâi), 1159 s. g. Triumphbögen, 688 berühmte Gräber und noch 10,809 andere Alterthümer aufzählt, so daß China keineswegs so leer an merkwürdigen Alterthümern für den Chinesen ist, als Ellis meinte; wir müßen freilich erst Interesse daran gewinnen. Eine sorgfältige Beschreibung der wenigen Städte, die durch europäische Reisende näher bekannt geworden sind, vermißt man bei Pauthier ganz. Auch müßen wir bemerken, daß mehrere Städtenamen, wie die Vergleichung des Chinesischen gezeigt hat, nicht ganz richtig geschrieben sind, z. B. S. 45 Tsi-tscheu-fu statt Tse.

Der 2te Theil von Pauthiers Arbeit beschreibt die politische Organisation und Administration China's. Er folgt dabei der großen Sammlung der gegenwärtigen Dynastie Ta-thsing-hoei-tien, nach der vierten Ausgabe von 1825, in 920 Büchern — die erste ist vom J. 1684, die zweite von 1724, die dritte von 1747 — auch in der Eintheilung dieses Werkes, nach den Ministerien und den 6 Tribunälen (Pu).

Es enthält diese Darstellung nun zwar manche belehrende Angaben, muß aber schon deßhalb für mangelhaft in einer neueren Beschreibung China's gelten, da sie bloß die chinesischen Angaben reproducirt, und überhaupt nur die Centralverwaltung, die von der kaiserlichen Regierung ausgeht, einigermaßen schildert, während die interessante, wenn nicht demokratische, doch municipale Verwaltung, die von unten ausgeht, d. h. durch Wahl

des Volkes, die wir erst neuerdings durch die Engländer und besonders Professor Bazin haben kennen gelernt, kaum berührt und von der faktischen Administration, die von der normalen gesetzlichen himmelweit verschieden ist, indem bei der Unbekanntschaft der bloß litterärisch gebildeten Beamten mit Land und Leuten, ihrer Abgeschlossenheit, und ihrem kurzen Verbleiben im Amte, bei je dreijährigem Wechsel, ein großer Theil der Verwaltung in den Händen des beständig sich erhaltenden, daher einflußreicheren Schreiber- und Unterbeamten-Personales sich befindet, um welches die Centralregierung sich gar nicht kümmert, sondern das von den Beamten besoldet wird, und viel von Bestechung lebt — indem er, sage ich, von diesen faktischen Zuständen, über die doch Meadows besonderes Licht verbreitet hat, gar keine Notiz nimmt. Um Einzelnes noch zu erwähnen, bemerken wir, daß er beim Finanz-Tribunal (Hu-pu) die Uebersetzung aus dem elften Buche der Statuten, die er unter dem Titel: Documents statistiques officiels sur l'empire de la Chine. Paris 1841, aber nur in 50 Exemplaren hatte abziehen lassen, zweckmäßig wieder abdruckt. Er gibt die Anzahl der Bevölkerung, die verschiedenen Abgaben und bebauten Flächen der einzelnen Provinzen vom Jahre 1812. Während man früher, nach veralteten chinesischen Angaben bei Thoms hinter seiner Ausgabe des Hoa-tsien, die Morrison Klaproth u. and. nur reproducirten, sie nur zu 142,000,000, mehr oder minder, angab, rechnet der Hoei-tien im J. 1812 360,279,597, eine Angabe, die jetzt allgemein als richtig angenommen wird, und mit der Angabe, die Lord Macarthney 1794 in China von einem Beamten erhielt, von 333,000,000 E. — alle Angaben der einzelnen Provinzen sind nur in runden Summen bei ihm — — und einer früheren Angabe des P. Hallerstein von 198,213,718 E. im J. 1761 ziemlich gut sich verträgt, obwohl der Vergleich der Angaben über die Bevölkerung der einzelnen Provinzen noch sehr viele Schwierigkeiten macht, und nur durch die Annahme einer sehr unseßhaften, wenig am Boden gefesselten, bei häufigem Mißwachse oft hin und her wogenden Bevölkerung einigermaßen erklärlich wird. Von der neuesten Angabe Sacharow's in den „Arbeiten der russischen Geistlichen Gesandtschaft in Peking," Petersburg 1852 Bd. 1, (russisch), die die Bevölkerung China's auf 414,686,994 E. 1842 berechnet, hat Pauthier noch gar keine Nachricht gehabt. Sehr gut bemerkt er, daß eine solche Vermehrung der Bevölkerung auch in Europa nicht unerhört, indem in Frankreich sie in 10 Jahren von 33,540 910 E. im J. 1836 auf 35,400,486 im J. 1846, in Großbrittanien gar von 10,942,646 E. im J. 1801 auf 19,572,574 E. im J. 1845 gestiegen war, in Irland sie in 30 Jahren sich sogar verdoppelte *). Diese große Bevölkerung ist übrigens sehr ungleich vertheilt, am dichtesten in den Ostprovinzen, namentlich in Kiang-nan, wo 303 E., demnächst in Tsche-kiang, wo 260, am schwächsten in Kuei-tscheu, wo 35 E., und in Yun-nan, wo 20 E. auf 1 □ Kilometer kommen. Am auffallendsten ist die angeblich so geringe Menge des mit der Grundsteuer in China belegten und demnach angebauten Landes, das nach Pauthier nur 7,894,566 King 77 Meu oder 47,367,293 Hectaren von einer Gesammtfläche von 3,322,009 □ Kilometres à 100 Hectaren, also nur $\frac{1}{7}$ einnehmen soll, während in Frankreich von 52,768,610 Hectaren überhaupt 49 878 203 besteuerbar sind. Die Größe des King wird freilich verschieden gerechnet; man könnte auch bezweifeln, ob die Angaben des besteuerten Landes immer richtig sind; Pauthier hebt schon mit Recht hervor, daß das Verhältniß des bebauten Landes zu der gesammten Fläche in den einzelnen Provinzen sehr verschieden ist und — was auch mit den Angaben über ihre Bevölkerung ziemlich übereinstimmt — wenn im bevölkerten Kiang-nan fast $\frac{1}{3}$ der ganzen Fläche, in Yun-nan nur $\frac{1}{45}$, in Kueitscheu gar nur $\frac{1}{99}$ bebaut sei, was aus der bergichten Beschaffenheit dieser spät cultivirten Provin-

*) Pauthiers Angaben über China's frühere Bevölkerung: 2250 v. Chr. angeblich 13,553,923 E. und 1100 v. Chr. 13,704,923 E.; 2 n. Chr. aber schon 59,594,970 und nicht viel mehr noch 1580, nämlich 60,692,856 E., sind theils sehr unkritisch, theils sehr unvollständig, und diese chinesischen Angaben können ohne ein Eingehen in die Einzelheiten der Geschichte gar nicht gewürdigt werden.

zen sich genugsam erklärt, und zeigt übrigens, wie irrig die vielfach noch verbreitete Meinung sei, die P. Amiot früher, und noch 1820 P. Lamiot nährten, als ob in China kein Zoll Landes unbebaut sei; weit richtiger, bemerkte schon du Halde, daß wenn in den bevölkerten Ostprovinzen dieß zum Theil der Fall sei, in vielen Provinzen man Gegenden von 20 fr. M. finde, die wenig bevölkert, fast unbebaut und oft so wild seien, daß sie fast unbewohnbar sind. Indessen ist sehr fraglich, ob die Thatsache, von der er ausgeht, wirklich so ist. Es hängt dieß, wie bemerkt, von der Berechnung der Größe des King ab. E. Biot rechnete den King zu 22,48 Hectaren und berechnete so die im J. 1745 bebauten 7,360,000 King zu 162,920,000 Hectaren — den chinesischen Fuß (Tschi) zu 0,306 Metre gerechnet — wenn aber mit Amiot zu 0,321 Metre = 181,056,000 Hectaren. Da wäre über die Hälfte China's angebaut. P. Hyacinth rechnete die 7,674,252 King = 47,000,000 Däsjetinen, à 5,71 preußische Morgen; Sacharow 1842 die 8,137,996 King nur zu 40,689,975 Däsj. 1 King hat 100 Meu. Nach A. Rémusat ist ein Meu um $\frac{1}{4}$ kleiner, als ein Pariser Morgen; nach Gutzlaff sind $6\frac{2}{7}$ Meu = 1 engl. Acre. Die ganze Oberfläche China's berechnete Staunton aber zu 830,719,360 Acres. Die bebaute Fläche wäre darnach auch nur etwa 125,199,861 Acres, auch noch nicht ganz $\frac{1}{7}$. Die Entscheidung ist hier schwer. Was aber über das Verhältniß des Anbaues der verschiedenen Provinzen gesagt ist, behält seine Richtigkeit. Bemerkenswerth ist noch, daß der meiste bebaute Grund und Boden, nämlich 7,044,406 King im Besitze des Volkes, nur 412,028 in dem der Militärkolonien, 1699 in dem der Unterrichtsanstalten u. s. w., also wenig Land in todter Hand ist. Auch zeigt die Vergleichung mit einer frühern Angabe von 1753, daß keine bedeutende Zunahme des angebauten, besteuerten Landes stattgefunden hat; das Volk besaß damals 7,081,142 K. 88 M., die Militärkolonien 259,416 K. 80 M. Die Grundsteuer, in China noch die Hauptabgabe — nicht wie in Europa Zölle und indirekte Abgaben — hat auch seit 100 Jahren sich dort wenig verändert, auch die Salzabgabe hatte man 1753 schon, ebenso Zölle. Der Betrag war sogar stärker als jetzt, nämlich der jener 5,560,540 Liang [1]) (44,484,320 Fr.) und der der Zölle 4,324,005 L. (34,592,040 Fr.) gegen 4,278,967 L. und 1,095,001 L. im Jahre 1844. Indessen fragt sich immer, welchen Werth diese chinesischen Angaben haben, und ob es nicht bloße Budgetansätze sind. Ueber das Ausgabenbudget gibt Pauthier neue, nicht uninteressante, obwohl nicht ganz genügende Data. China hat kein Schuldenwesen; das Militär, so elend es auch ist, nimmt auch da das meiste Geld weg, wie bei uns, nämlich 169,641,784 Fr.; dazu noch die Militärbeamten 16,704,736, die Post 16,000,000 Fr.; viel, wenn man es gegen Europa's Einrichtungen hält, — wo in Großbrittanien 1850 347,009,071 Briefe mit der Post befördert wurden bei 2,264,684 L. Brutto- und 803,898 L. Netto-Ertag mit 1,460,785 L. Administrationskosten, oder in Frankreich 1854 194,726,800 Briefe und 789,249 Zeitungen mit einer Brutto-Einnahme von 53,268,000 Fr., davon 43,479,109 Fr. 36 C. aus der Brieftaxe; in Nordamerika seit 1851 4,226,792 Briefe und 789,249 Zeitungen bei einer Posteinnahme von überhaupt 6,727,867 Dollar und einer Ausgabe von 6,278,402 D., — während in China fast gar kein Briefverkehr der Privaten besteht, nur eines und das andere Regierungsblatt, und die Post eigentlich nur für die Regierung und ihre Beamten ist. Die Civilbeamten kosten nur 22,891,560 Fr., die subalternen Beamten 15,319,824; die Cantonalbeamten erhalten 199,232 Fr. Rechnet man nun auch noch die 1,006,784 Fr. für die Staatsprüfungen und 1,064,884 Fr. Subvention für die Lizentiaten hieher, so ist das immer wenig für ein Reich von 360 oder jetzt 414 Millionen E. Aber wir haben schon bemerkt, daß dies bloß die Kosten für die Centralverwaltung sind, während die Masse des Volkes sich selbst regiert und sich auch zu dem Ende besteuert, worüber uns bis jetzt aber alle nähern Data fehlen, und daß die Bestechung die schwerste Abgabe ist, der kein Budget Rechnung trägt.

[1]) Pauthier rechnet ihn zu 8 Fr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. August.

III. Nr. 5. Historische Classe. 1856.

Chine moderne etc.

(Fortsetzung.)

Für die Armen waren 8,153,260 Fr., für den Cultus 1,589,552 Fr. ausgesetzt; die kaiserlichen Manufakturen kosteten 1,499,964 Fr. Für einige kaiserliche Collegia waren nur 282,680 Fr. ausgesetzt; der meiste Unterricht ist Privatunterricht, wie in Hamburg. Der Staat kümmert sich wenig darum und der Einzelne muß die Kosten tragen. Da zu den Staatsprüfungen sich immer viel mehr melden, als die Wenigen, die den Doctor-, Lizentiaten- oder Baccalaurei-Grad — nach unserer Art zu reden — oder gar ein Amt erlangen — in Kuang-tung erhielten nach Thoms von 5000 nur 75 Chinesen und 2 Tataren eine Anstellung, und 1767 promovirten nach Amiot 24,701 Baccalaurei, während die Zahl aller Angestellten nur 13,647 betrug, — die Staatsprüfung aber nur eine allgemeine Bildung, keine Fachbildung, wie bei uns, erzielt, so fehlt es in China nicht an Leuten, die, ohne den Beutel des Staates in Anspruch zu nehmen, Schulen eröffnen und Privatunterricht geben können und auch wirklich geben, und eine gewisse Fertigkeit im Lesen, Schreiben u. s. w. soll in China, auch selbst in den untersten Ständen, da keine Adelsprivilegien oder Standesvorurtheile dort herrschen, auch die höchsten Ehren und Aemter Allen offen stehen, — verbreiteter sein, als in vielen Theilen Europa's. Die Ausgaben für Brücken und Chausseen sind nicht angegeben. Wenn dieses geringe Ausgaben-Budget von nur 255,313,612 Fr. in einem Reiche von 360, oder jetzt 414 Millionen Einwohnern gegen das z. B. in Frankreich 1854 von 1,053,712,606 Fr. bei nur etwa 36 Millionen E. verwundert, so genügt es doch nicht, mit Pauthier zu bemerken, daß die Schulden in Frankreich 1854 385,742,280 Fr., und die Regiekosten 148,948,690 Fr. wegnahmen, was in China beides wegfällt. Es ist allerdings auch richtig, daß die Naturalabgabe in den Provinzialkornhäusern meist zurückbehalten wird — nämlich an 50,000,000 Hectolitres, 600,000,000 Fr. werth — während nur weniges in Natura nach Peking geht. Die Hauptsache wird aber sein, daß in China alles weit einfacher eingerichtet ist, eine Menge Ausgaben, wie für den Unterricht — in Frankreich 1854: 21,901,815 Fr., für den Cultus (hier 41,833,737 Fr.) nicht dem Staate, sondern den Privaten in China zur Last, andere Ausgaben, z. B. für fremde Angelegenheiten, Gesandtschaften u. s. w. (in Frankreich 8,335,912 Fr.), ganz wegfallen, vor allem aber der ganz verschiedene Geldwerth in Betracht kommt, wodurch zum Theil das Heer von 406,532 Mann in Frankreich 1851 eine Ausgabe von 303,814,628 Fr. 1850 veranlaßte, während in China die Armee von 888,725 Mann, wie bemerkt, nur 169,641,784 Fr. an Sold und noch 16,704,739 Fr. für die Militärbeamten kostete.

Beim Justiztribunal (Hing-pu) begnügt sich Pauthier, die Titel der 436 Paragraphen des Gesetzbuches (Ta Thsing-liu-li) anzuführen, während ein Eingehen in die Grundsätze der chinesischen Criminalgesetzgebung, die so manches Eigenthümliche und einiges Beachtenswerthe hat, und ein Vergleich mit unsern europäischen Anordnungen vielfach belehrend wäre.

Wir wollen nicht die Freunde der Prügelstrafe, die jetzt im reaktionären Deutschland, daß Gott erbarm, überall wieder auftauchen, nach China schicken, sich von dort den Bambu zu holen, aber wenn man eine Zeitlang und zum Theil noch aus dem freien Amerika die Einzelhaft und völlige Absperrung der Gefangenen auch bei uns hat einführen wollen, die nicht nur wie die alte Gefängnißstrafe den Einzelnen verkümmert, was aus seiner Familie dabei wird, gar nicht berücksichtigt, sondern ihn öfter zum Wahnsinn treibt, so möchten wir doch daran erinnern, daß China gar keine Gefängnißstrafe als solche kennt, nur Verbannung mit der Familie, zum Theil mit öffentlichen Arbeiten, dafür hat, und wenn man rohes Bauernvolk, nachdem es sich vollgesoffen, das Messer ziehen und Mordthaten über Mordthaten begehen sieht, und man meint dann, man heile das Uebel, wenn man hinterher nur die Köpfmaschine von Ort zu Ort im Lande herumschicke, so möchten wir doch fragen, ob eine Verantwortlichmachung der nächsten Familien- und Ortsangehörigen, wie sie in China und Japan stattfindet, nicht wirksamer dem Entstehen solcher Verbrechen vorbeugen sollte, wenn man nicht durch Bildung den Ausbrüchen solcher Rohheiten zuvorkommen will.

Der dritte Theil von Pauthier handelt von der Schrift- und Tonsprache der Chinesen. Er stützt sich wieder bloß auf chinesische Angaben und man sieht, daß er durchaus nicht selbst tief in die Sache eingedrungen ist. Nur so konnte er S. 281 einer so unbegründeten Hypothese, als ob die Chinesen ihre Bilderschrift aus Aegypten erhalten haben könnten (2353 v. Chr.), Raum geben, die er besonders ausgeführt hat in Sinico-Aegyptiaca, ou Essai sur l'origine et la formation similaires des écritures figuratives chinoise et égyptienne. Paris 1842. De Guignes der ältere hatte bekanntlich schon diese unhaltbare Hypothese. Nachdem jetzt die Hieroglyphenschrift durch Champollion und seine Nachfolger näher bekannt worden ist, sollte ein Sinologe dergleichen gar nicht mehr vorbringen. Da dieser Abschnitt in die Philologie eingreift, werden wir in einem Artikel der philologischen Klasse darauf zurückkommen.

Der vierte und letzte Theil von Pauthier über die chinesische Philosophie bedarf nur einer kurzen Erwähnung. Die Chinesen haben in einem Werke Tschu-tse wei han eine chronologische Sammlung ihrer s. g. 92 Philosophen (Tse), von welchen 5 (?) vor 720 v. Chr., 9 von da bis 480, 25 bis 255 v. Chr., 6 unter den Thsin (254—202 v. Chr.), 11 unter den W.-Han (201 v. Chr. bis 25 n. Chr.), 9 unter den O.-Han (26—220 n. Chr.), 4 unter den 3 Reichen (221—264 n. Chr.), 6 unter den Tçin (265—419), 3 unter den Sui (581—617), 6 unter den Thang (619—905), 5 unter den Sung (960—1119), 2 unter den Mongolen (1260—1341) und nur 1 unter den Ming lebten (1368—1573). Das Werk erschien im J. 1621. Man sieht aus dieser kurzen Andeutung schon die Abnahme der Philosophen. China ist nemlich schon lange in das Compilationszeitalter eines Photius und Stobäus getreten. Diese sogenannten Philosophen sind überhaupt weniger speculativ als moralisirend, obwohl es an einzelnen speculativen Elementen nicht fehlt. Was die Form betrifft, so ähnelt sie meist einigermaßen der der indischen, mehr noch der der mittelalterlichen Glossatoren, indem man in Form von Commentaren, Glossen, mit neuen Glossemen die alten klassischen Schriften von Confucius und seinen Schülern erklärt, auslegt, erweitert, auch wohl seine Ideen ihm unterschiebt. Die ältern sind wohl nur noch theilweise erhalten. Wir kennen die Schriften von Confucius und seinen Schülern, und Lao-Tse's Tao-te-King durch Prof. Julien's treffliche Ausgabe derselben, die Pauthier nicht einmal anführt, sondern nur seine unvollkommene Arbeit, wovon bloß die erste Lieferung 1838 erschien. Wenn nun überall das sorgfältigste Quellenstudium einer geschichtlichen Darstellung und Entwicklung vorhergehen muß, so wird man vor allem für die Geschichte der Philosophie zuvor, wenn nicht die Herausgabe der Texte, doch eine zuverlässige Uebersetzung der Philosophen abwarten müssen, ehe an eine Geschichte der Entwicklung der chin. Philosophie zu denken ist. Pauthier wird nicht einmal alle Philosophen gelesen haben.

Der zweite Theil des Buches von Prof. Bazin zerfällt in 2 ganz verschiedene Parthien, den ersten

über die chin. Literatur zum Theil aus den fleißigen, originellen Studien des Hrn. Professor geschöpft und daher neu und vielfach belehrend, und in einen zweiten über allerhand Gegenstände, die sein Fach nicht sind, sehr leicht und oberflächlich aus einigen gedruckten Büchern zusammengerafft und zusammengedruckt. Die erste Abtheilung enthält zwei Haupt-Abschnitte über das chin. Theater und über die neuere chin. Literatur. Wir haben hier namentlich beim ersten nichts zu kritisiren, sondern setzen uns nur zu den Füßen des Hrn. Professor und lernen von ihm. Bazin hatte schon früher das Theatre Chinois (4 Stücke) Paris 1833 herausgegeben. Das erste erhebliche dramatische Monument der Chinesen setzt er unter den Thang 720 n. Chr., obwohl andere Chinesen Sui Wen-ti (581 n. Chr.) den Erfinder des chinesischen Drama's nennen. Pantomimen mit Balletten hat es freilich schon früher gegeben 1766 u. 827 v. Chr. (S. Chou-king von Gaubil pag. 329). Irrig läßt Voltaire den Ursprung des Theaters in China 3000 Jahre hinaufreichen, P. Cibot, Mem. T. VIII. p. 228 folgend. Der Irrthum rührt daher, daß Yeu-jin, was jetzt Schauspieler heißt, früher nur den Pantomimen bezeichnete. Uebrigens ist auch Bazin noch kein Stück aus der Zeit der Dynastie Thang, nur eines aus der Dynastie Sung — die Geschichte des westlichen Pavillons (Si-siang-ki) — bekannt; genauer kennt er nur die Stücke aus der Zeit der Mongolen. Auf diese bezieht sich auch vorzugsweise seine Darstellung und das erwähnte, von ihm früher herausgegebene Werk. Sein Siecle des Yuen im Journ. as. 1851 hat darüber schon viel Licht verbreitet.

Nachdem er von der äußern Form des chinesischen Drama, der Sprache der Stücke, gesprochen, das Theater und den scenischen Apparat beschrieben, die Charaktere geschildert, nennt er 40 der vorzüglichsten dramatischen Autoren aus der Zeit der Mongolen (Yuen) 1260—1341; einer hatte 60 Stücke verfaßt. Das dramatische Repertoir der Yuen (Yuen-jin-pe-tschung), das hundert Stücke enthält, hat davon nur 8 aufgenommen. Bazin theilt die Dramen mit den Chinesen in 7 Klassen und gibt nähere Nachricht von 10 historischen, 6 der 8 Taosse-Drama's, 3 Charakter-Komödien von den 5, 7 Intriguen-Komödien von den 24, 3 aus dem häuslichen Leben von 18, 4 mythologischen von den 6, und 4 gerichtlichen von den 10 derartigen Stücken in der Sammlung.

Herausgegeben sind aus jener Sammlung: von historischen Dramen Tchao-chi-kou-eul, ou l'Orphelin de la Chine, traduit du Chinois par St. Julien. Paris 1838. 8, früher von Prèmare im du Halde T. II. übersetzt. Ein Charakterstück „der Geizige" hat derselbe übersetzt, aber noch nicht herausgegeben. Ein Intriguenstück ist „La Soubrete accomplie", übersetzt von Bazin. Ein Familien-Drama „der Alte, der einen Sohn bekömmt" (Laoseng-eul), wurde schon früher von J. F. Davis engl. übersetzt, London 1817, sowie das gerichtliche Drama „Hoei-lan-ki" ou l'histoire du cercle de craie, von Julien, London 1832, 8.; der chin. Text in Molinier's Chrestomatie Chinoise. Paris 1833. Hft. I. Nr. 4, der Art ist auch Le Ressentiment de Theoungo, übers. von Bazin. Han-Koong-tsew, or the sorrows of Han, by J. F. Davis. London 1829, 4. Von den 4 Stücken, die Bazin übersetzt hat, sind 2 schon genannt.

Der zweite Abschnitt über die moderne chin. Literatur enthält doch fast nur eine etwas genauere Analyse von den „Werken der 10 schönen Geister", 10 neueren chin. Romanen und andern Werken ihrer schönen Literatur. Es sind: „die Geschichte der 3 Reiche" (San-kue-tschi), ein historischer Roman in 130 Kapiteln aus der Mongolenzeit, unter den Ming aber in eleganten Familienstyl (Siao-Tschue) umgesetzt, wovon Th. Pavie, Paris 1845 u. 51. 2 B., 7 von 24 Büchern enthaltend, herauszugeben angefangen hat. Zweitens der Hao-kieu-thschuan, oder die glückliche Vereinigung, genauer die vollendete Frau, ein Roman, der schon 1766 aus dem Portugiesischen in's Englische und aus diesem in's Französische übersetzt, in Lyon erschien, dann neu aus dem Chinesischen übersetzt von J. F. Davis, The Fortunate union, London 1829, 8., französisch von Guillard d'Arcy, Paris 1842, 8. Drittens der Ju-Kiao-li, ein Roman, von A. Remusat bekanntlich französisch übersetzt: Les deux Cousines,

Paris 1826, 4 B., 12.; ein Heft des chin. Textes von Levasseur, Paris 1829, 8. Viertens der Phing-schan-ling-yen, d. i. die beiden jungen gelehrten Töchter, ein Sittenroman in 20 Kap., von Prof. Julien 1845 in der Bibliothèque choisi du Constitutionel übersetzt. Fünftens der Schui-Hu-Tschuen, oder die Geschichte der Flußufer, der erste komische Roman der Chinesen, aus der Zeit der Mongolen, unter den Ming in eleganten Familienstyl umgesetzt, in 70 Büchern, 140 verschiedene Intriguen enthaltend, noch nicht übersetzt. Bazin gibt den Inhalt der ersten beiden Bücher und eine Probe. Sechstens der Si-siang-ki, oder die Geschichte des westlichen Pavillons, ein berühmtes Drama in 16 Akten, wovon Prof. Julien die 9 ersten in der Europe littéraire (vergl. Ausland 1833 Nr. 155—59) übersetzt hat. Siebentens der Pi-pa-ki, ou l'Histoire du luth, traduit par Prof. Bazin, Paris 1841. 8.; es ist ein Drama. Achtens der Hoa-Tsien, Chinese courtship in verse, by Peter Perring Thoms, Macao 1824, 8, chinesisch und englisch, und deutsch von Kurz: das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Originale übersetzt. St. Gallen 1836. 8. Sie ist aus der Zeit der Ming, eher ein erzählendes Gedicht, oder ein Roman in siebensylbigen Versen. Neuntens der Ping-Kueï-Tschuen, oder Erzählung des Sieges über Dämonen, ein mittelmäßiger mythologischer Roman, voll Extravaganzen, in 10 Kap., noch nicht übersetzt. Endlich zehntens der Pe-Kueï-Tschi, oder Geschichte des Jaspis-Scepters, auch noch nicht übersetzt.

Die Schriftsteller zweiter Klasse erwähnt Bazin nur kurz. Aus einer chin. Sammlung in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris Kin-ku-ki-kuan, die 40 Geschichten und Novellen enthält, sind 16 von P. d'Entrecolles (bei du Halde T. III.), Davis (Chinese novels, London 1822) u. a., dann einige von Julien (hinter seinem Tschao-chi-kou-eul) und R. Thom Lasting resentment of Miss Wang-kiaou-lwan, Canton 1839. 8., übersetzt, und 10 von A. Remusat gesammelt; Contes chinois [1]), Paris 1827, III. B. 12. 7 mythologische Märchen übersetzte Th. Pavie, Choix de contes et nouvelles, Paris 1829, 8. Ein kleiner Roman ist noch Blanche et Bleue ou les Deux Couleuvres fées roman chinois, traduit par St. Julien, Paris 1834. 8. Fragmente von Hoa-thu-Yuen, „dem geheimnißvollen Buche", hatte Fresnel (Journ. as. T. I. u. III.) übersetzt. In Berlin ist noch die „Geschichte der verschiedenen Königreiche" (Lie-kue-tschi). Ein anderer ist Kin-phing-mei, das Leben eines reichen verschwenderischen Specereihändlers Si-men-king in 100 Kapiteln. Dieser und Nr. 1 und Nr. 5 heißen mit dem Si-yu ki, d. i. der Beschreibung der Westreiche in 100 B., die 4 großen Romane oder Wunderbücher (Sse-ta-ki-schu).

Die zweite Abtheilung von Prof. Bazin spricht von den Mineralien China's nur nach einer Notiz von E. Biot in Journ. as., Sept. 1839; über einige chin. Mineralien in dem Musée d'histoire naturelle und über die Bearbeitung der Metalle in China nach einem Aufsatze von ebendemselben (1835 August). Viele gelegentliche Notizen, z. B. von Landresse über das Gold und dessen Fabrikation da (Journ. as. T II.) oder auch nur in Murray's China, Th. III., den Mémoires de la Chine, T. 13, Pansner in Leonhardt's Jahrbuch der Mineralogie u. a. sind gar nicht benutzt.

*) Eine dieser: „die zärtlichen Gatten", ist ganz wie die Matrone von Ephesus, auch b. Phaedrus Fabularum appendix secundus. Fab. 14. p. 86 vidua mulier.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. August

III. Nr. 6. Historische Classe. 1856.

Chine moderne etc.

(Schluß.)

Ueber die chin. Botanik gibt er bloß ein botanisches Verzeichniß von Pflanzen aus W. Williams English and chinese Vocabulary. Macao 1854, und erwähnt einige neue Werke über Japans Flora, ohne nur M. Boym's Flora sinensis, 1652, die Icones Plantarum sponte in China nascentium e Bibliotheca Bramaniana excerptae. London 1821, zu erwähnen, oder die mannigfaltigen Notizen bei Murray, in den Memoiren und Reisen zu sammeln. Den besten Ersatz der noch so unbekannten chinesischen Flora liefern aber die Werke über die bekannteren verwandten japanischen oder cochin-chinesischen Floren, diese von Laureiro. Ueber die Zoologie gibt er nur ein paar Bemerkungen von Remusat und ein paar einzelne Notizen aus Grosier, Murray, Osbeck (Reise); die naturgeschichtlichen Werke, z. B. Edwards (Natural history of uncommon Birds), Shaws General Zoology u. a. auch besondere Werke, wie J. E. Donavons Epitome of the history of the Insects of China. London 1842, mit 100 Kupfern, Bremer's Beitrag zur Schmetterlingsfauna in Nord-China. Petersburg 1853, 4., u. a., liefern doch mancherlei Material. Ueber den Ackerbau der Chinesen gibt er einige Auszüge aus Leon d'Hervey Saint Deny's ungenügenden Recherches sur l'agriculture et l'horticulture des Chinois. Paris 1850. 8. Eckeberg's Nachricht von der Landwirthschaft der Chinesen hinter Osbeck's Reise, sowie ein in Petersburg erschienenes Werk über den Ackerbau der Chinesen, russisch, mit 72 Abbildungen chin. Ackerinstrumente, und Fortune's An account of the agriculture and horticulture of the Chinese, hinter seinen Tree years wanderings u. s. w., London 1847, der Ackerbau in China, u. d. Franz. des J. Hedde. Leipz. 1853. 8. bleiben unbeachtet. Ueber den Theebau gibt er Auszüge aus M. J. Houssaye's Monographie du thé. Paris 1843. Die neuern Werke, namentlich v. Ball: Account of the cultivation and manufacture of thea in China, London 1848. 8., Fortune's A Journey to the thea countries of China. London 1851, 8,, u. a. werden gar nicht erwähnt. Dann folgen vereinzelte Notizen über den Anbau des Wachsbaumes von Julien aus verschiedenen chin. Schriftstellern; über die Zucht der Maulbeerbäume und Seidenwürmer aus desselben bekanntem Werke darüber, und ebenso abgerissene Notizen über einzelne chin. Industriezweige, z. B. die Papierfabrikation von Julien aus den Comtes rendus, 1840, — Karmarsch in Prechtel's technologischer Encyclopädie, B. 10, hat darüber als Kunstverständiger gesprochen, — dann über den chin. Holz- und Bücherdruck, oder eigentlich dessen Erfindung, nach Julien (N. Journ. as., 1847, T, 9), — A. F. Didot Essai sur la typographie. Paris 1851, (Auszug aus der Encyclopedie moderne, T. 26) hat davon gehandelt; — über die Lackarbeiten in Canton von Natalis Rondot im Journ. as. 1848 Jan. T. XI. — den Firnißbaum beschreibt genauer Cossigny Voyage à Canton, p. 581 — 84, — eine Notiz von Julien über die Bereitung des Zinobers (aus Journ. as. 1830), der magischen Spiegel und Tams-Tams (aus den Comtes rendus, T. XXIV.), des Porzellan, worüber jetzt Julien's Histoire de la fabrication du Porcelain

Chinois. Paris 1856 erschienen ist, und ihre Pyrotechnik nach Grosier. Zuletzt gibt er noch Williams Verzeichniß der chin. Feste, spricht über ihr Schachspiel und ihre fliegenden Drachen nach Julien und Lavalle aus der Zeitschrift Palamède 1842, und schließt mit einem Verzeichnisse von Werken über China.

Diese Uebersicht wird unser Urtheil über das Buch rechtfertigen. Es enthält, zum Theil gesammelt, manche schätzbare Nachrichten über China, ohne sie zu einem Ganzen verarbeitet zu haben oder irgend vollständig zu sein. Wir bedauern, daß wir Herrn Professor Bazin namentlich, der einige so gründliche und schätzbare Arbeiten über China geliefert hat, nicht ein durchaus gleiches Lob wegen dieser Arbeit haben ertheilen können.

Dr. Plath.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit*).

4) Charles-Quint, Chronique de sa vie intérieure et de sa politique, de son abdication et de sa retraite dans le cloitre de Yuste. Par Amédée Pichot. Paris 1854. 8. XV. u. 560.

Dieses Buch behandelt in seinem größeren Theile denselben Gegenstand, wie die drei vorhergehenden; nur daß, wenn die beiden letzteren für die historische Betrachtung von zu engen Gesichts-Punkten ausgiengen, dieses sie weiter faßt, und in der Behandlung in alle Weite abspringt; denn es ist ein Dichter von starker Phantasie, der schreibt. Nun wird aber mit den erweiterten Gesichtspunkten auch in weiter gefaßtem Titel die Aufgabe so umfassend gesteckt, daß man gleich stutzt, wenn man die Chronik nicht nur der ganzen Politik des mit seinen Plänen die Welt umspannenden Kaisers, sondern auch seines inneren Lebens in zwölf einleitenden Capiteln abgethan sieht, von welchen zwei auf die Ahnen und die Jugend des Helden kommen, und zwei auf die Verlobungen und die Frauen. Wie aber die Betrachtung sich durch alle Zeitalter in die weite weite Welt ergeht, wird am besten aus einer Uebersicht des Cap. X. pag. 153—180 ersichtlich, wo von den Tanten und Schwestern des des Kaisers, Eleonore, Marie, Isabelle, Juana, Katharina und beiläufig über die folgenden Punkte gehandelt wird: La femme sous l'empire de Charles-Quint. Régéneration de la société romaine par le mariage chrétien. La femme en Grèce et a Rome. Lois d'Auguste pour ramener les citoyens romains au culte du foyer domestique. Le célibat et la continence au point de vue chrétien. La femme chez les Osmanlis. La terreur des Turcs. Solyman. Les odalisques de la cour de Constantinople et les maitresses de la cour de France. La politique du serail. Les Janissaires. Le recrutement des enfants chrétiens. Roxelane et la duchesse d'Etampes. Les femmes d'Etat sous Charles-Quint. — Les femmes illustres de la France au XVI. siècle. François I. et Louis XIV. Les veuves chastes de l'Italie, de l'Espagne, du Portugal et de l'Allemagne. Les femmes savantes sous la reine Isabelle. Wir sehen, daß wir es mit einem nicht bloß kenntnißreichen, sondern auch geistreichen Manne zu thun haben, der seinen Gegenstand in ein recht volles Licht setzen will. Wollten wir annehmen, der Verf. habe vorzugsweise die Damenwelt im Auge, das Buch gehöre also nicht vor ein wissenschaftliches Forum: so gibt er sich doch den Schein umfassender Studien aus den Quellen; nimmt, weil er von Kindesbeinen auf mit Karl V. sich beschäftigt habe, das Terrain gewissermaßen als das seinige in Anspruch; spricht in seinen Urtheilen mit so vollem Munde und mit einer Confidenz, als gebe er nur Resultate eben so tiefer, wie umfassender Studien. Dazu kommt, daß das Buch von Männern der Wissenschaft bereits in einer Weise genannt wurde, welche demselben eine gewisse Autorität beizulegen scheint. Wenn dieß von den Concurrenten aus einem gewissen Takt der Bescheidenheit und aus Höflichkeit geschah, so fällt für uns nicht allein

*) Vergl. Gel. Anz. Bd. XLII Nr. 16—18 u. XLIII Nr. 1—3.

diese Rünsicht weg; sondern es stellt sich uns auch vom Standpunkt der Wissenschaft aus unbefangener die Aufgabe der Prüfung und Vergleichung. Jene wird uns eben durch diese erleichtert. Obwohl Gachard sowohl als Mignet dieser Folie nicht bedürfen, so wird es doch dem Referenten wie dem Leser durch die Gegenüberstellung bequemer zu veranschaulichen und augenfälliger zu erkennen, wie wenig Mr. Pichot wissenschaftlichen Anforderungen entsprochen hat. Indem wir dieses Urtheil näher darzulegen haben, treten wir etwas tiefer ein, weil dieses Buch ein ebenso eclatantes als warnendes Beispiel von der Art Geschichtmacherei ist, welche durch übermäßiges Licht und brillante Darstellung blendend den nicht historisch gebildeten Leser — und es ist hier auf den weiten Lesekreis der höheren Gesellschaft abgesehen — am Erkennen der Wahrheit hindert. Denn diese ergibt sich dem gesunden Sinn und Verstand am einfachen Faden des historischen Zusammenhangs der Facten, selbst bei nur nothdürftiger Beleuchtung reiner, als im Reflex der aus allen Zeiten und Gegenden hergeholten Lichter und in der Färbung tendenziöser Befangenheit des Autors.

Daß es demselben gar nicht sowohl um Beleuchtung des Gegenstandes zu thun ist, als um Verwendung desselben als Vehikel für grelle Parteiansichten, gibt sich auf jedem Blatt zu erkennen. Er ist sich der Subjectivität seiner Darstellung selbst so sehr bewußt, daß er für nöthig hält — zugleich auch in der Ueberzeugung von dem petit bruit qui s'est fait parfois autour de son nom — in einem Avant-propos und im Appendix weitläufige Particularitäten zu geben, welche dazu beitragen sollen, ihn selbst besser zu begreifen (p. 543). Wir heben daraus hervor, was uns dienen kann über den Werth des Buches uns gleich von vorne herein einen Maßstab zu geben. Da lesen wir nun, der Verf. stamme aus einer Familie zu Arles, die einer Tradition zufolge den Kanonier zum Ahnherrn hat, welcher im Jahre 1536 den Kaiser Karl, der sich zur Belagerung der Stadt anschickte, durch zwei Schüße zum Aufgeben derselben veranlaßte. Als Inhaber einer darauf bezüglichen forterbenden Familienmedaille und als Erbe einer Familienanimosität (p. IX.) gegen Karl V. sah er sich von Kindesbeinen auf als gebornen Feind desselben an und lernte spanisch, um Waffen gegen denselben zu finden. Unter der Restauration wollte er die liberalen Ideen, „welche sich seiner bemächtigten", durch eine Geschichte der Insurrection der Comuneros in Cours bringen, worin man hören sollte gronder le canon du siège de 1536. Nachher befaßte er sich mit Tragödieen, Comödieen und anderen ouvrages d'imagination, und es modificirten sich seine Ansichten, d. h. sie schlugen in's gerade Gegentheil um. Nun sieht er in dem Kaiser „den Repräsentanten des christlichen Princips", will ihn moralisch rehabilitiren, seinen wahren Charakter ihm restituiren (p. II.). Dieses Werk soll eine Campagne gegen seine Antagonisten eröffnen.

Wir sehen zur Genüge, daß wir es mit einem Tendenzwerk in vollem Sinne des Wortes, mit einem gebornen und passionirten Parteimanne zu thun haben, mit einem Dichter von starker und lebhafter Phantasie, kurz mit einem Manne, dem zum Historiker eben die ersten Erfordernisse abgehen: jene Unbefangenheit und Ruhe des Geistes, ohne welche die Erfassung der Wahrheit unmöglich ist. Alle poetischen und rhetorischen Talente, die Vorzüge einer belebten und energischen Darstellung, welche durch feurigen Eifer imponirt, können dann in eben dem Verhältnisse, als hierin abgeirrt wird, nicht dem Ziele der Wahrheit zuführen; sie müssen der Ausbreitung des Irrthums dienen.

Wird man also für die Zwecke der Wissenschaft sich besser zu den Quellen bei Gachard wenden, so käme es darauf an, ob denjenigen Lesern, welche die Dinge lieber durch eine gefärbte Brille ansehen, mit demselben gedient, und ob aus dem vielseitigen Wissen, aus der Belesenheit des Mannes, die da ausgelegt sind, ein Nutzen zu ziehen sei. Denn der Verf. gibt sich einen Anstrich nicht allein von Gelehrsamkeit, sondern auch von Kritik, und imponirt mit einer Zuversicht, die ihre Blößen nicht ahnt, durch eine Charlatanerie, die in Deutschland ihres gleichen sucht. Hören wir den Verf. selbst über sein Werk, so bringt er nicht allein die Resultate umfassender Studien und genialer Divination, son-

dern insbesondere neue Entdeckungen im Einzelnen und Ganzen. Sobald ihm das Mſ. Gonzalez zugänglich wurde, ſtürzte er ſich mit aller Haſt des Ehrgeizes über den Gegenſtand her *), um ſeinem einheimiſchen concurrent redoutable noch zuvorzukommen, ihm und dem engliſchen durch jene appréciations, „worauf ihm das Recht der Priorität unbeſtreitbar zukomme“, den Rang abzulaufen. Er meint, wie das ſeit einigen Jahrzehnten von Wien, Paris und Brüſſel aus bekannte Itineraire des Vandenesse, ſo auch neue Tugenden ſeines Helden entdeckt zu haben; und glaubt in der That in den vorausgeſchickten Skizzen den Charakter des Kaiſers durch ein neues Licht aufgeklärt, ihm „eine neue moraliſche Phyſiognomie gegeben“ zu haben. Zwar in Publication von Documenten, welche dieſes Licht bringen, konnte er nicht der erſte ſein; mais le mérite, ſagt er, que j'ose surtout revendiquer, c'est d'avoir le premier donné a ces faits nouveaux, comme aux faits depuis long temps connus, leur vraie couleur et leur interpretation logique. Seine Leſer ſollen mit ihm in Karl bewundern une des grandes intelligences de la civilisation moderne, le politique consequent — et en même temps (révélation qui n'est pas la moins curieuse) le coeur le plus romanesque, le chevalier le plus respectueux pour les Dames.

Sehen wir, in welcher Weiſe und mit welchen Mitteln der Verf. verfährt, jene neue Phyſiognomie, dieſe logiſche Interpretation zu geben.

Er nennt ſein Werk — eine Reihe von Skizzen, welche den Kaiſer in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen der Betrachtung vorführen — l'histoire du caractère de Charles-Quint plutôt que celle des événements de son règne. Wir ſollten denken, die Geſchichte eines politiſchen Charakters, der

*) La publication simultanée de ces documents a nécessairement hâté mon travail, quand je me suis vu menacé de perdre ma juste part dans la découverte du nouveau caractère de Charles-Quint (p. XI), den er übrigens längſt geahnt habe.

mit anderen an der Spitze der Dinge ſteht, müße ſich durchaus auf Kenntniß und Prüfung der Thatſachen, worin ſich der Gang und Sinn ſeiner Politik darlegt, baſiren, wenn auch die Reſultate ſich für die Betrachtung nach gewiſſen Geſichtspunkten gruppiren. Davon iſt ſo wenig eine Spur, wie überhaupt von dem, was Methode genannt werden könnte. Von den einleitenden Capiteln, deren wir vier bereits bezeichnet haben, betreffen die übrigen die Kaiſerwahl, Rivalität mit Franz I., Hof und Cabinet, die Verhältniſſe zu den Niederlanden, zu ſeinem Bruder Ferdinand und ſeinem Sohne Philipp, zuletzt die Abdankung. Zur Beleuchtung dieſer Situationen und zum Vehikel des continuirlichen Räſonnements werden fragmentariſche Notizen Anecdoten und fremde Urtheile, untermiſcht und durchdrungen von Reflexionen und Vergleichungen, ganz tranſultoriſch beigebracht. Die Verwendung documentlichen Apparates darf da nicht täuſchen, wo beſonnene Kritik, gewiſſenhafte Prüfung, ein geordneter Gang der Gedanken mangelt. Jene ſcheint er zwar, und mit Schärfe, zu üben; aber die Kriterien liegen in der zum Voraus geſteckten Abſicht, in der mit Leidenſchaft erfaßten Anſicht, im Gutdünken der eignen Phantaſie. So iſt er zwar ſtrenge in Verwerfung der Kloſtermährchen; aber die Leichenfeier läßt er — obwohl etwas reducirt — gelten, weil ſie ihm wahrſcheinlich dünkt nach der romantiſchen Vorſtellung, die er ſich von Karls träumeriſch-melancholiſchem Charakter macht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. August.

III. Nr. 7. Historische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit.

4) Charles-Quint, Chronique de sa vie intérieure et de sa politique, etc.

(Schluß.)

Derselbe war, meint er, seit dem Tode seiner Gemahlin en communion continuelle avaic la mort; der Tod hatte für ihn eine eigenthümliche Schönheit, dans la pensée mélancholique de s'ensevelir vivant auprès de son cerceuil, wie für seine Mutter, die spanische Artemisia, welche so viele Jahre lang den Sarg ihres Gemahls begleitete, wie sein Großvater Maximilian Jahre lang seinen Sarg mit sich herum führte. Von diesem urtheilt er (p. 5): la douleur pesa tousjours, dit-on, comme un nuage sombre sur sa pensée. Plus d'une fois sa raison semblait au moment de succomber, et quelques-uns des historiens expliquent par l'amertume de ses souvenirs les fautes de sa politique et les bizarreries de son caractère; und citirt als Beleg aus X. Marmier (Souvenirs du Tyrol) die Stelle: Maximilien I, chevaleresque empereur avait pour la belle Marie de Bourgogne dans l'âme une si profonde affection, que trente ans après l'avoir perdue il ne pouvoit encore parler d'elle sans être attendrie jusq'aux larmes.

Eine Hauptquelle für die Geschichte des Charakters seines Helden mußte ihm dessen Correspondenz sein, und er gibt sich auch das Ansehen, als sei er „in den volumineusen Werken" gehörig zu Hause. Doch genau besehen, hat er sie nur fragmentarisch benützt. Ein Beispiel über den Gebrauch dieser ersten Quellen möge genügen. Aus einem Brief des Kaisers an Heinrich VIII., worin er einen Antrag des letzteren auf Entthronung des Königs Franz' und Theilung Frankreichs abweist mit dem Bemerken: „qu'il ne croyait pas que le peuple de France consentit jamais à un démembrement de la monarchie française", nimmt er den Beweis, daß Karl die Eroberung Frankreichs nicht wollte: er wollte nur réaliser par la conquête la confiscation prononcée a plusieurs reprises par la Chambre Imperiale „des terres autrefois usurpées et subjectées à l'empire, sicome du royaulme d'Arles, du Dauphiné, Lyonnais, comté de Valence, principauté d'Oranges etc. etc." Das nimmt sich so aus, als habe nur das Reichskammergericht es so gewollt; die citirte Stelle aus einem Briefe Karls an seinen Bruder (Lanz I. 83) besagt, daß er diesen aufs dringendste auffordert, durch das R. K. G. die Acht und Confiscation in aller Förmlichkeit aussprechen zu lassen, welche dann sein Heer bei dem beabsichtigten Einfall in Ausführung bringen sollte. Daß er zugleich das Herzogthum Burgund für die Dynastie in Anspruch nahm; daß er 1523 zugleich mit Bourbon und Heinrich VIII. (die Verträge bei Le Glay Négociations II.), die auch ihren Theil bekommen sollten, die Zerstückelung vornehmen wollte: ist ihm wohl auch nicht unbekannt. Daß er 1536 denselben Versuch wiederholte, motivirt er mit der Ent-

rüstung über den Bund mit Soliman, die den Kaiser vergessen ließ, was er früher Heinrich VIII. geantwortet. Nun kam dem Verf. nach Vollendung des Drucks noch der erste Band der Monumenta Habsburgica II. zur Hand, woraus er nachträglich zum Beleg seiner Behauptung eine Stelle bringt, die aber eigentlich eine andere (p. 33) berichtigt. Ein flüchtiger Blick in das Buch, das zum größeren Theile das Verhältniß Karls zu Heinrich betrifft, konnte ihm nicht nur einige grobe Irrthümer (p. 44 ff.) zeigen, und das Inhaltsverzeichniß den Vertrag Karls mit Heinrich v. 25. Aug. 1521 zu Calais, worin in extenso (p. 241—268) der gemeinschaftliche Eroberungs- und Zerstückelungsplan stipulirt ist, dessen Ausführung nur verschoben wurde. Daß davon nicht mehr die Rede ist, scheint nicht bloß in der Hast versehen zu sein, obwohl ein Tendenzverfahren, das nur nach Belegstellen jagt für das, was man beweisen will, blind machen kann gegen Beweise fürs Gegentheil. In einem so bedeutenden Punkte seine Ansicht zu modificiren, stritt wohl mit der Logik seiner Interpretation. Denn eine solche Gefahr für die Nationalität und Integrität Frankreichs, für welche Franz in die Schranken trat, einmal zugegeben, schwand ihm der Boden für die Beweisführung gegen diesen.

Denn wir haben hier das seltene Beispiel, daß ein französischer Historiker nicht allein von nationaler Befangenheit sich völlig emancipirt, sondern gegen einen gefeierten König, der das Bestehen des Staates gegen die Universalmonarchie vertheidigte, zu Felde zieht. Wie dieser Vorwurf gegen Karl allen Vertheidigern des Königs Franz geläufig ist, so muß sich die Operationsbasis der Campagne gegen diesen Hauptantagonisten darauf stützen, diesen Plan und jene Gefahr gänzlich abzuläugnen, malgré ce qu'en ont dit presque tous les historiens (p. XV.).

Er hält dafür, dieser kindische Traum, diese Follie ist ihm nur von seinen Gegnern aufgebürdet worden (64). Daß der allgemeine Friede, Schutz des Glaubens, der heilige Krieg gegen die Türken erstes und letztes Ziel der Politik des Kaisers war, glaubt er diesem auf's Wort — in mehr als 200 Briefen und Documenten hat er's ja ausgesprochen. Dafür habe sich Franz ihm anschließen und unterordnen müssen, um besser für Religion und Handel zu sorgen. Ein politisches System, das ihn rechtfertigen könnte, vermag er nicht zu erkennen, sieht ihn nur durch dépit personnelle zum Kampf für die mauvaise cause getrieben, gegen die Ehre und Interessen seines Landes. Die Immoralität der Politik mit Protestanten und Türken gegen den Kaiser in Bündniß zu treten, gab diesem, der nur durch Franz am heiligen Krieg gehindert wurde, das Recht und den Vorwand zu seinen Invasionen in die Hand. Er meint, man müsse staunen, daß Karl ihm so oft verzeihen konnte und sich wiederholt mit ihm aussöhnte. So weit in der Entäußerung des Nationalgefühls ist doch nicht leicht ein französischer Schriftsteller gegangen. Wir sehen, es ist der religiöse Eifer, der die nationale Stimme übertäubt; obwohl er den Deutschen die Lection gibt, sie hätten dem religiösen Eifer — esprit de secte — ihre Nationalität geopfert. Aber ultramontan ist er darum keineswegs. Die Päpste, welche es mit Franz I. und Heinrich II. gegen Karl hielten, und durch diese ebenfalls den Protestanten und Türken die Hand reichten, kommen eben so schlechtweg. Es ist ihm ein kaum glaublicher Widerspruch, daß sie, angegriffen von der Hereſie und dem Islam, den Schutz des mächtigen Protectors nicht annahmen, vielmehr von seiner Seite eine größere Gefahr sahen. Karl war réellement plus catholique que les successeurs de St. Pierre; er war nicht complice beim sac de Rome, sondern profitirte nur von den Umständen. Pure persönliche Animosität trieb auch Paul IV. gegen den Kaiser, zu einer verkehrten Politik gegen England, zum Bund mit Heinrich II.: beide bevölkerten die Harems mit Christinnen, und machten das mittelländische Meer zu einem lac turc.

Daß bei Beurtheilung deutscher Verhältnisse Unwissenheit und Passion am meisten zu Tage treten, ist begreiflich. Der Verf. ist so gut katholisch gesinnt, daß er in Luthers Lehre nur die Keime der antisocialen Doctrinen erkennt, und in Ansichten, welche der seinigen widersprechen, auch wenn sie nicht in Beziehung zum Confessionellen stehen, die

sentiments d'hostilités protestantes wittert. Die Protestanten waren dem Kaiser feind, weil er die Politik der Religion unterordnete: Karl war, meint er, vielleicht der Einzige in Deutschland (p. 63), der die religiöse und politische Einigung wollte. Daß die Fürsten ihre Verpflichtungen gegen ihn nicht halten wollten, nöthigte ihn, seinen Bruder zum römischen König zu machen; er triumphirte über seine Gegner, aber Ferdinand ließ sich zu den deutschen Interessen hinüberziehen. Für diesen, — der von seinem Großvater Ferdinand nur deshalb dem älteren Bruder vorgezogen wurde, weil er ihm selber ähnlich sah (p. 139), und der die Confiscation Wirtembergs auf seine Schultern nehmen muß, — hat er nur den Maßstab der Beurtheilung, daß er den Passauer Vertrag vermittelte aus Streben nach Popularität. Da die deutschen Schriftsteller ihm zu parteiisch sind (auch wohl, weil er die Sprache nicht versteht), kann er von da keine Waffen für Karl holen. Der Venetianer Tiepolo, obwohl er ihm Ferdinand nicht streng genug beurtheilt, dient zum Ersatz: „Karl versuchte alle Mittel väterlicher Güte, sie auf den Weg ihres Heils zurückzuführen; nur ihre unbesiegliche Hartnäckigkeit erregte seinen Zorn und rechtfertigte die Gewaltmittel.“ Sein but final war la paix; nie war er intolerant, heuchelte auch nicht Toleranz; seine Politik war in den Niederlanden etwas zu streng, in Deutschland nicht streng und nicht habil genug: er hätte, wie in Spanien, die Reformation im Anfang ersticken sollen. Den Successionsplan behandelt er — obwohl er Ranke's Werke kennt, auch die Abhandlung in der historisch-politischen Zeitschrift von 1832 durch englische Uebersetzung — als Conjectur, von den Protestanten ihm aufgebürdet, um den Abfall zu motiviren. Den innerlichen Zwist mit Ferdinand, der sich in einer Reihe von Briefen bei Lanz kund gibt, bemüht er sich aus einer anderen Quelle herzuleiten, und da das nicht völlig gelingen will, erklärt er die Sache für controvers und obscur aus Mangel an positiven Documenten. Von den Familienverträgen und Instructionen, deren Ranke erwähnt und die in Lanz Staatspapieren abgedruckt sind, und was der letztere über die Unterhandlung mit den Kurfürsten in der Einleitung beibringt, weiß er also nichts, oder findet es zum Beleg nicht hinreichend.

Den Vorwurf, daß die Deutschen ihre Nationalität opferten, begreifen wir erst völlig, wenn wir lesen, wie er die grausamen Ketzerverfolgungen in Spanien im J. 1558 in Schutz nimmt. Zwar verwahrt er sich in einer Note, daß er die persécution nicht gut heiße, erklärt auch mit Bedauern, er könne seinen Helden nicht völlig vom Makel der Intoleranz rein waschen; doch bietet er alle Beredtsamkeit auf, vom Standpunkt der Nationalität die Nothwendigkeit sowohl der Inquisition (Maures et juifs formèrent deux castes de suspects en conspiration permanente contre la religion et la nationalité des vieux chretiens. — Tous les convertis juifs ou mauros ne pouvaient être de bonne foi), als jener strengen Maßregeln des Kaisers zu beweisen. Wo nicht Toleranz, doch zu große Sicherheit von Seiten des Kaisers und der Behörden sei Schuld gewesen, daß die heretische Pest nur so weit in Spanien Platz finden und wurzeln konnte. Karl habe Grund gehabt, darüber sich zu alarmiren und die Protestanten als doppelte Verräther an ihrem Gott und ihrem Souverän anzusehen. Was sich nicht in Abrede stellen läßt, billigt er vom Gesichtspunkt der Staatspolizei aus: der Großinquisitor war für Karl der Generalpolizeimeister; und er findet sich befriedigt, daß er bei den Acten, die heut zu Tage unser Gefühl empören, nicht den Namen Gottes einmischte. Die Angabe des M. de Angulo, Karl habe bedauert, Luthern nicht das gegebene Wort gebrochen zu haben, weist er zwar als Entstellung ab; doch angenommen, sie sei begründet, so will er nicht den Kaiser verdammen, sondern den Geist seines Jahrhunderts. Der Fanatismus war in Spanien national, und Karl war un interprète du sentiment populaire, als er durch prompte Exstirpation der Ketzerei Spanien retten wollte. Nur darin fehlte Karl sowohl als Philipp, daß sie die weltliche Justiz der geistlichen unterordnen ließen. Dennoch erwiesen sie Spanien damit eine große Wohlthat, denn c'est un grand bienfait que l'unité de la foi dans la vie d'un peuple.

Diese Nachweisungen werden hinreichen, über

den Charakter und Werth des Buches sich ein Urtheil zu bilden. Unsere Tendenzmänner werden sich an der moralischen Rehabilitation vielleicht erbauen, schwerlich aus dem Buche einen Nutzen ziehen. Die Uebersetzungsfabriken werden sich hüten, eine Speculation damit zu riskiren. Jedenfalls aber irrt der Verf. gründlich in der Meinung, die er p. 11 äußert: mon point de départ deviendra désormais celui des historiens français et étrangers qui voudront refaire une histoire de Charle-Quint ou de François I. **

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Historia.

G. W. Röder, Der schweizer. Reformator Mag. Huldreich Zwingli. St. Gallen 1855.

Dr. Ch. Sigwart, Ulrich Zwingli, der Charakter seiner Theologie mit besonderer Rücksicht auf Picus von Mirandula. Stuttg. 1855.

A. Spieß, Göthe's Leben und Dichtungen. Wiesbaden 1854.

W. Wilks, Edward Irwing: an ecclesiastical and literary biography. Lond. 1854.

Zefirino Re, La vita di Cola Rienzo. Firenze 1854.

K. Ziegler, Grabbe's Leben und Charakter. Hamb. 1855.

M. C. Defrémery, Mémoires d'histoire orientale, suivis de mélanges de critique, de philologie et de géographie. P. I. Par. 1854.

P. Mérimée, Mélanges historiques et littéraires. Par. 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

Historia.

W. H. Smyth, The Mediterranean, a Memoir physical historical and nautical. Lond. 1854.

J. Purdy, A map of Cabotia; comprehending the provinces of upper and lower Canada. London 1828.

A. Schlagintweit u. H. Schlagintweit, Epreuves de cartes géographiques produites par la photographie d'après les reliefs du Mont-Rose et de la Zugspitze. Leipz. 1855.

Spencer, Turkey, Russia, the blak sea and Circassia. Lond. 1854.

R. F. Burton, Personal narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

M. Arnaudtizon, Exploration commerciale dans les mers du Sud et de la Chine. Rouen 1854.

J. J. Ampère, Promenade en Amérique. Etats-unis-Cuba-Mexique. Vol. 1. 2. Par. 1855.

Chr. Wordsworth, Athens and Attica: Notes of a tour. 3. édit. revised. Lond. 1855.

Vicary, Notes of a residence at Rome in 1846. London 1847.

C. W. M. van de Velde, Narrative of a journey through. Syria and Palestine in 1851 and 1852. Vol. 1. 2. Edinb. 1854.

H. Newland, Forest scenes in Norway and Sweden. Lond. 1855.

W. Knight, Oriental outlines or a rambler's recollections of a tour in Turkey, Greece. Lond. 1839.

Journal of a deputation sent to the East by the committee of the Malta protestant college in 1849. Vol. 1. 2. Lond. 1854.

G. Hines, Oregon: its history condition and prospects. Buffalo 1853.

J. W. Colenso, Ten Weeks in Natal; a Journal among the Colonists and Zulu Kafirs of Natal. Cambridge 1855.

Dr. J. J. v. Tschudi, Peru-Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. Bd. 1. 2. St. Gallen 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. August.

I. Nr. 3. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Chine moderne par M. G. Pauthier. Paris 1853. 8.

Wir haben den größten Theil des Buches schon in III. 4 ff. beurtheilt, und behielten uns nur den philologischen Theil noch vor. Wenn wir kürzlich in der Beurtheilung von Andrews Buche in XLII. 1. Nr. 20 dieser „Gelehrten Anzeigen" ausführten, daß der Gedanke, der seiner Arbeit zu Grunde liegt, gut, die Ausführung aus Mangel an gehöriger Quellenforschung aber gänzlich verfehlt sei, darum aber die etymologische Erforschung der chin. Schrift- und Tonsprache nicht aufgegeben werden dürfe, so tritt uns hier in Pauthier eine durchaus nicht eigenthümliche, aber sehr verbreitete, ganz entgegengesetzte Meinung gegenüber, die in der chinesischen Schriftsprache, wie ein Missionär sich ausdrückte, nur un mélange bizarre de quarante-mille caractères affreux sieht, und die daher bekämpft werden muß.

Ohne selbständige tiefere Forschung werden nach den Chinesen alle Charaktere in die bekannten sechs Classen, (S. 279) eingetheilt, und Beispiele der verschiedenen Classen S. 292 u. fgg. gegeben, die alten Charaktere nur aus A. Rémusat's Grammatik wiederholt. Das Unpassende und Unlogische der chin. Eintheilung ergibt sich leicht. Die fünfte Classe der Tschuàn-tschú, wo ein Charakter umgekehrt die entgegengesetzte Bedeutung hat, wie die rechte und linke Hand, stehender und liegender Mensch (Leiche), ist offenbar nur eine besondere Art der ersten Klasse der Bilder oder figurativen Charaktere (Siáng-hing); eben so die dritte (Tschì-ssé), die die Gegenstände andeutende, wie wenn man oben ursprünglich durch einen Punkt, jetzt durch einen Strich über, unten durch einen Punkt, jetzt durch einen Strich unter einer horizontalen Linie bezeichnet. Einige davon sind einigermaßen schon zusammengesetzt, wie wenn die Sonne über einer horizontalen Linie den Morgen bedeutet; einige bloße Metaphern, wie wenn ein halber Mond den Abend bezeichnet. Die vierte Klasse, begreift die Composita (Hóëi-i), die zweite die Metaphern (Kià-tsiei); (bei Pauthier p. 292 herrscht eine Verwirrung in den Beispielen). Metaphorisch werden aber einfache, wie zusammengesetzte Charaktere gebraucht, so daß man keine eigene Klasse daraus machen kann. Die sechste Klasse, die Ideo-phonetischen (Khiei-sching), sind ebenfalls meist zusammengesetzte, bei welchen der erste Charakter das Genus bildlich, der zweite, oft eine Gruppe, die Species phonetisch bezeichnen soll. Es zerfallen also die chin. Charaktere vielmehr nur in 2 Klassen, einfache und zusammengesetzte. Beide werden nun in ursprünglicher, sinnlicher Bedeutung gebraucht oder in abgeleiteter metaphorischer, die zusammengesetzten besonders auch ideophonetisch.

Die Hauptfrage nun ist, in welchen Verhältnissen diese verschiedenen Klassen vorkommen und namentlich, ob die der ideophonetischen so überwiegend ist, wie Pauthier und viele gewöhnlich angeben. Ein chin. Werk, den Thung-tschi von Tsching-tsiao, aus der Zeit der Sung, zu Grunde legend, rechnet er S. 302 und ebenso Williams (I. p. 461 ffg.) und Gutzlaff (China opened I.

p. 393 ffg.) von 24,175 (24,235) Charakteren, die das Werk enthält, 21,810 ideophonetische, nur 588 figurative, 107 indicative, 332 inverse, 598 metaphorische und 740 combinirte. Wenn dieß richtig wäre, sieht man, wäre die eigentliche etymologische Erforschung der Bedeutung der Charaktere auf eine sehr geringe Anzahl beschränkt und das übrige eine Unmasse von meist nur phonetischen Zeichen. Interessant ist Pauthier's Bemerkung S. 335, daß auf den ältesten chin. Denkmälern in Inschriften und auf Vasen fast nur Bilder, wenig oder gar keine ideophonetischen Charaktere vorkämen. Da die Kings schon ganz die jetzige Schrift haben, besäßen wir sie nur in diese wohl erst nach dem Bücherbrande umgeschrieben; denn die in alten Charakteren in Paris (S. 336) sind wohl erst später in diese wieder zurückgeschrieben. A. Rémusat erklärt den Ursprung der ideophonetischen Zeichen so: Wenn man alle einzelnen Gegenstände z. B. der Natur bildlich hätte darstellen wollen, so wäre es eine Malerei und nicht eine Schrift geworden. Man half sich also so, daß man bloß das Genus bildlich darstellte, z. B. Vogel, Baum, Fisch, die Species aber durch ein Zeichen ausdrückte, das hier nicht in seiner ursprünglichen sinnbildlichen oder metaphorischen Bedeutung erscheint, sondern bloß den Laut wiedergibt, mit dem die Sache in der Tonsprache bezeichnet wird, z. B. die Cypresse durch: der Baum Pĕ, wie er in der Tonsprache heißt; das Zeichen für Pĕ, sonst weiß, soll hier nicht in dieser seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht werden, sondern nur phonetisch den Ton Pĕ ausdrücken. Wir halten diese Auffassung, die Pauthier, Williams, Gutzlaff und besonders Callery vertreten, aber für gänzlich irrig. Denn wenn in der Tonsprache Pĕ die Cypresse heißt und auch weiß, so fragt man doch billig, sollte da nicht ein Ideenzusammenhang stattfinden. Dieser ist aber wirklich da; er liegt nur nicht für Jeden auf der Oberfläche. Der Ideenzusammenhang ist einfach dieser: Die Cypresse ist in China der Trauerbaum, die Trauerfarbe weiß, wenn also die Tonsprache die Cypresse Pĕ: den weissen und die Schriftsprache nur bestimmter: den weissen Baum nennt, so bezeichnen beide nur den Trauerbaum, da die Trauerfarbe weiß ist, und da die Häuser eines höhern Beamten aus Cypressenholz sind, auch das Haus eines Präfekten. So ist es auch mit den andern Compositis [1]) von pĕ, z. B. mit dem Zeichen Mann (Cl. 9), das nach Pauthier auch phonetisch sein soll: der weiße (graue) in der Tonsprache, bestimmter in der Schriftsprache: der weiße Mann, bezeichnet, wie er sagt, den ältern Bruder oder vielmehr den Oheim, auch früher einen Oberfürsten; mit Cl. 96 kostbarer Stein, bezeichnet der weiße (kostbare Stein) den Bernstein oder nach andern Ambra; mit Cl. 119 Reis, die weißen Hefen des chin. Reiswein; mit Cl. 50 Zeug ein Stück, wohl ursprünglich weißen Zeuges; mit Cl. 145 phá Kleid, Gewand, das weiße Stück Zeug, Leinwand, Schnupftuch; mit dem Zeichen Herz, wo es aber Pha lautet, Furcht, vielleicht, wo das Herz gleichsam erbleicht oder erblaßt. [2]) Wenn einige Zusammensetzungen nicht gleich deutlich sind, so ist dies nicht zu verwundern, da wir oft die eigenthümlichsten und sonderbarsten Ideenassociationen der Chinesen gegenwärtig haben müßten; so wenn es mit dem Cl. 194 Manes, den irdischen Bestandtheil des Todten, im Gegensatz des himmlischen (Hoën), bezeichnet; eben so wenn es mit Cl. 167, Metall, Gold, Goldblättchen bezeichnet; mit Wasser Cl. 85 ankern; mit Schiff, Cl. 137 ein großes Seeschiff; mit gehen Cl. 162 eilen, drängen; mit Hand Cl. 64 oder mit Cl. 130 Fleisch, streicheln, schlagen, caressiren. An weiß schließt sich der Begriff leicht, schnell, leicht an [3]). Man muß sich hüten, voreilig alles erklären zu wollen. Für phonetisch würde man den Charakter halten müßen, wenn er sich aus dem Zeichen Pĕ: weiß gar nicht erklären ließe, wohl aber

1) Die Charaktere s. bei Callery S. 92.

2) Da aber der Ton Phá noch dazu aspirirt lautet, so könnte die Bezeichnung Furcht auch von percussus ausgehen.

3) Da in der Bedeutung von schlagen, streicheln phĕ aber aspirirt ist, eben so wie in phá fürchten und phá ein Turban, umgeschlagenes Kopftuch, gehen diese vielleicht nicht von pe, weiß, aus, sondern sind phonetisch. In vielen Sprachen drückt das phe, pha etwas der Art aus.

aus einer andern ähnlich lautenden Gruppe, mit der diese dann verwechselt oder promiscue gebraucht wäre.

Wir erläutern dieß noch durch ein anderes Beispiel. Das Zeichen für Kù [1]), alt, ist zusammengesetzt aus den Zeichen 10 (Cl. 24) und Mund (Cl. 30), was 10 Munde (nacheinander) geredet haben. Mit Cl. 149 Worte heißt es die Worte der Alten, auch Commentar, Erklärungen; mit Cl. 38 Frau kù die Schwiegermutter des Mannes, soll es nach Pauthier phonetisch sein — es bedeutet aber offenbar nur die Alte (Frau), durch den Gebrauch auf die Tante beschränkt, wie avunculus Onkel, der kleine Großvater, auf den Oheim; mit dem Zeichen Ochse Cl. 93 kù bedeutet es Stier, offenbar nur der alte (Ochse); mit Cl. 123 Schaf kù die alte, das Mutterschaf. An den Begriff des Alten schließt sich natürlich mit dem Zeichen Krankheit Cl. 104 — durch einen Mann bezeichnet, der sich an eine Mauer stützt — der Begriff kú alte, unheilbare, Krankheit oder Schwäre an, mit dem Zeichen Fleisch Cl. 130 links kū erhält es die Bedeutung: altes getrocknetes Fleisch, an der Sonne trocknen; warum es auch der Hintere heißt, ist nicht klar. Mit dem Zeichen Baum Cl. 75 ist kū ein alter, trockner Baum, vertrocknen; mit Cl. 115 Korn khú alte, hohle Aehren; mit Cl. 140 Gewächs khù ein altes, bitteres Kraut; dann Mühe, Qual [2]); mit Cl. 46 Berg kù ein (alter), dichtbewaldeter Berg. Warum mit Cl. 196 Vogel, Kū die Wachtel, mit Cl. 142 ku die Fledermaus heißt, ist nicht deutlich; eher wie kù mit Cl. 199 Weizen oder mit Cl. 193 Dreifuß, Leim, Kleister, altes Mehl und wie mit Cl. 157 Fuß kū subsidere heißt. Mit Cl. 44 liegender Körper, bildet es eine neue Gruppe: lange wo liegen, wohnen; diese hat aber einen etwas verschiedenen Ton Kiü. Das Alte wird in China besonders geschätzt, kein Wunder, daß mit Cl. 9 Mann Kù daher schätzen, Schatzung, Abgabe heißt. Wenn kū mit Cl. 164 Wein — durch ein Weingefäß bezeichnet — einen Vertrag schließen heißt, so wird dieß eine alte Sitte andeuten, daß dabei Wein getrunken oder gespendet wurde. Wenn statt des Zeichen Wein, Cl. 85 Wasser gesetzt wird, in derselben Bedeutung, so ist das nur eine Variante des vorigen; man setzt bald ein generelles, bald ein specielles Zeichen hinzu; bald den Stoff, aus dem das Gefäß ist, Erde, Holz, Metall, bald das Gefäß und dadurch entstehen eine Menge promiscue gebrauchter Varianten. Interessant ist die Zusammensetzung des Charakters Kū mit Cl. 66 anstoßen, bewegen, die eine neue Gruppe bilden, mit der Bedeutung Grund, Ursache. Der Charakter der Chinesen spricht sich hier deutlich aus. Das Alter ist ihnen ehrwürdig und die lange Dauer einer Einrichtung läßt dieselbe als begründet erscheinen, und so sieht man, wie dasselbe Wort Kū alt — in der Schriftsprache noch näher bezeichnet durch den Zusatz bewegen, berühren (zusammengesetzt aus Hand und Stock) Grund, Ursache bezeichnet. Auch eine andere Gruppe aus Cl. 31 eine Umfangmauer, inwendig mit dem Zeichen Kú, alt, in der Bedeutung kú fest (eingeschlossen), beständig, stark, gewiß erklärt sich so leicht, wie auch seine Composita bei Callery S. 246: mit Cl. 15 Eis, gelu concretum; mit Cl. 75 Baum, Holz: Mause-Falle (Holz, das fest einschließt); mit Cl. 167 Metall obstruo rimas aere, dann impedio, opprimo; mit Cl. 38 Frau adhaerere alicui, diligere, alle haben den Accent Khiu (kú). Erschwert wird das Verständniß der einzelnen Charaktere dadurch, daß man oft Abkürzungen zusammengesetzter Charaktere schrieb, oft auch synonyme Gruppen promiscue brauchte. Die Stellung der Bestandtheile ist auch nicht gleichgültig. Mit dem Zeichen Fleisch rechts gesetzt, bezeichnet das Zeichen für Alt (Nr. 8472) z. B. das lang herabhängende Fleisch am Halse eines Thieres und bildet eine eigene Gruppe, die in Zusammensetzungen meist nur lang, groß bezeichnet, in der Tonsprache aber nicht mehr Ku sondern Hu lautet, vielleicht aber mit der Bedeutung alt gar nicht mehr zusammenhängt. Ein Charakter erhält natürlich auch im Laufe der Zeit oft mehrere Bedeutun-

1) S. die Charaktere bei Morrison P. II. Vol. I. p. 176 seq. u. Callery S. 75. Die Nummern sind die bei Glemona; Cl. bedeutet den Clef.

2) Bemerkenswerth ist, daß in beiden letztern Bedeutungen Khu' aspirirt ist. Die Aspiration bezeichnet da wohl das Schlechte, Mangelnde oder so etwas.

gen, dem Simplex bleibt oft nur eine abgeleitete metaphorische, während im Compositum sich die alte, ursprüngliche, sinnliche Bedeutung wohl erhielt.

Diese Analyse der Schriftsprache gewährt aber nun zugleich die beste Einsicht in den Charakter der alten chin. Tonsprache, die in ihrer Einfachheit einzig auf Erden dasteht und mehr noch als das Altägyptische eine Einsicht in die älteste Sprachenbildung gewährt. Was Pauthier über die chin. Tonsprache sagt, ist nur das gewöhnliche. Wenn man sie einsylbig nennt, so sind es nur die Wurzelwörter, die es in allen Sprachen sind. Schon die ältere Sprache hat, wenn auch nur wenige, zusammengesetzte Wörter, wie unser Tischtuch, Bettzeug z. B. Thian-tse der Himmelssohn, der Kaiser; Kiun-tse der Fürstensohn, der Weise; Thian-hia was unterm Himmel ist, die Welt, das Reich u. s. w.; die neuere Sprache hat aber wohl viel mehr als wir, da sie der Unbestimmtheit der alten, einfachen, vieldeutigen Ausdrücke durch den Gebrauch von Zusammensetzungen wie Tao-lu für Weg, als wenn wir etwa Weg und Steg sagen würden, zu entgehen sucht [1]). Unsere gewöhnlichen Wörterbücher, wie Morrison, nur aus Khang-hi's Tsetian geschöpft, erstreckten sich nur lediglich auf die klassischen und die historischen Schriften, Geographien und etwa eine Naturgeschichte. Man kann daher keinen Roman, kein Theaterstück, noch weniger die Volkssprache oder technische Ausdrücke bloß mittelst derselben verstehen. Die Chinesen besitzen aber eigene Wörterbücher über die Composita, wie den Tschi-sian phien tseu lui pien. Peking 1719 in 129 Heften; das einzige Exemplar in Europa ist aus de Guignes Sammlung nach Rußland verkauft.

Wenn die Wurzelwörter des Chinesischen einsylbig sind, so hat es dieses mit den Wurzeln aller Sprachen gemein. Der Unterschied des Chinesischen besteht nur darin, daß in ihr die Wurzeln bloß liegen blieben und nicht mit Endlingen verwuchsen,

1) Kidds China. S. 28 erläutert dieß gut durch Beispiele.

wie in andern Sprachen, ein Unterschied zu dessen Entstehen, was auch W. v. Humboldt dagegen sagen mochte, die Schrift wesentlich beitrug, indem sie, wenn z. B. Tse der Sohn in Compositis Diminutiva bildet, wie das lateinische ulus oder culus und ähnlich Jen Adverbia, wie artig, durch die Bezeichnung dieser Wörter mit besondern Charakteren, die immer noch ihren Ursprung verrathen, sie sie mit dem Hauptworte nicht zusammenwachsen ließ. Alle diese Wurzeln können nur ganz allgemeine Begriffe, — wie wir oben bei Kù, alt, Pĕ, weiß, sahen, die dann aber noch viele abgeleitete Bedeutungen erhielten —, ursprünglich bezeichnen, die erst im Zusammenhange der Rede, durch den Sprachgebrauch oder in Zusammensetzungen, auf eine specielle Bedeutung beschränkt worden sind. Es ist dieß zuletzt ebenso mit den Wurzeln aller Sprachen. Die Endlinge, die damit verwachsen sind, tragen zur Modification des Begriffes nur sehr wenig bei, obwohl sie zur Unterscheidung der so verschiedenen damit bezeichneten Begriffe jetzt einen guten Anhalt geben, wie die chinesischen nicht. So drückt im Lateinischen: in Ac-us die spitze Nadel, ac-ies die spitze, keilförmige Schlachtordnung ac-uo ich schärfe, ac-ūmen der Scharfsinn, ac-ētum der scharfe Essig, die Wurzel ac, das deutsche Ecke nur den Begriff spitzig, scharf, proprie oder metaphorisch, aus; die Endlinge tragen wenig zu den verschiedenen Bedeutungen bei. Die alte chin. Tonsprache würde für alle diese Wörter nur das Wurzelwort ac haben, die Schriftsprache durch Zusatz der irrig so genannten Clefs die so verschiedenen Bedeutungen aber specialisiren und unterscheiden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. August.

I. Nr. 4. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Chine moderne etc.

(Schluß.)

Ein anderer Unterschied des Chinesischen von den übrigen Sprachen könnte der scheinen, daß die chin. Wurzeln alle auf einen Vocal oder einen Nasal enden, und im Japanisch-Chinesischen ist auch der letztere nicht einmal immer da. Hier aber zeigt sich die eigene Erscheinung, daß die chinesischen Volksdialekte Wörter der Mandarinensprache, die auf einen Vocal enden, hinten mit einem Consonanten schließen lassen, namentlich mit t, k und p. Z. B. i: eins in Fukian it; pa acht: pat; schi: zehn sip, in Canton schap; sse vier sek; lu sechs, in Canton luk. Man weiß nicht, sind sie in der Mandarinensprache abgeschliffen, was wohl das wahrscheinlichere ist, oder in den Volksdialekten hinzugesetzt. Auch andere Buchstaben, namentlich das r, das die Chinesen jetzt nicht aussprechen können, — wie ihnen auch das b, d, g, z fehlen soll, — scheinen weggefallen zu sein; so das r in sse, Seide, in den Volksdialekten und Nachbarsprachen ser, sir, daher σῆρ, Seres. Die Beachtung dieses Punktes bringt manche chin. Wurzeln denen unserer Sprache näher, z. B. fu, mu, — die aber auch im Canton-Dialekte fu oder hu und mau lauten, dieß tübet. ma, annam. me, camboj. mi mit — pater (camboj. pato), mater; ma, das Pferd, cor. mor, mong. mor-in, zu Mähre, und Wörter ganz verschiedenen Sinnes, die jetzt ganz gleich klingen, sind ursprünglich vielleicht ganz verschieden und nur durch die Abschleifung gleich geworden, so sse, in Fu-kian sek, vier; sse, cor. aber noch ser, Seide.

Einen dritten wesentlichen Unterschied bilden im Chinesischen nicht nur, sondern auch in allen hinterindischen Sprachen, die dem Wesen, wenn auch nicht den Wörtern nach, mit dem Chinesischen nahe verwandt sind, die sogenannten Accente oder Tonarten. Wie wichtig diese, ergibt sich schon aus der Bemerkung William's (Middle kingdom I. p. 467 u. 492) u. Meadow's: der Chinese unterscheide leichter mīng u. míng mit verschiedenem, als mīng und mēng oder mīng und pīng bei gleichem Accente. Pauthier berührt die Accente nur ganz oberflächlich und wiederholt die gewöhnliche Angabe, die keinen Grund hat, daß die Verwandlung des Accentes ˆ Hia-ping in den ´ Khiu aus dem Substantiv ein Verbum mache, z. B. aus wáng, König, das Verbum wáng — es ist agere regem — regieren, was schon deshalb nicht sein kann, weil die Chinesen den Unterschied zwischen Substantiv und Verbum, wenigstens durch eine bestimmte Form ausgedrückt, gar nicht haben. Wir glauben schon länger gefunden zu haben, daß die Accente oder Tonarten bei den Chinesen dazu dienen, was man in der hebräischen Grammatik Modifikationen nennt und in den lateinischen Conjugationen [1]) noch keineswegs erkannt hat, zu be-

1) Die erste auf āre bildet Factitive, die zweite auf ēre von eo, esse, sein, Zustandswörter, albāre, weiß machen, albēre, weiß sein, die vierte auf ire, ausgehen auf etwas, nähert sich bald der zweiten, bald der ersten; die dritte enthält die Wurzel, ohne einen solchen Endling.

zeichnen. So wird aus hŏ unio : hó conciliare; aus tschĭng (4652) rectus, tschíng rectifico, und es können auch verschiedene Bedeutungen daraus entstehen, wie eùl (Cl. 128) auris, eúl (783) aures amputo, tsè (Cl. 39) filius, tsé (2065) filios excolo, mài (10,437) emo, mái (10,486) vendo. Man sieht aus letztem Beispiele, wie daraus ganz verschiedene Wörter werden können, gerade wie im lateinischen aus Cav-us, hohl, Cav-āre, hohlmachen, aushöhlen, aber auch Cav-ēre, sich kauern, hohl, niedergeduckt sein, sich hüten. Auch die Aspiration, die Pauthier gar nicht erwähnt, hat eine ähnliche Bedeutung und scheint oft ein Heraustreten aus dem Zustande anzudeuten, z. B. Tschŭng (2748) der mittlere Zustand des Herzens, Ruhe, auch Rechtschaffenheit, tsc'hŭng aspirirt (2749), wie das Bild andeutet, heraustreten aus diesem Zustande, z. B. bei der Trauer; Tscháo, der Morgen, Tsc'háo aspirirt, Morgens ausgehen, dem Kaiser aufwarten. Die Cour findet noch Morgens um 2 — 3 Uhr früh statt (S. Plath, Geschichte des östlichen Asiens, Th. II. p. 892). Auch eine privative Bedeutung kann dadurch entstehen, oder es drückt das Schlechte aus.

Die Grammatik, wenn man überhaupt von einer im Chinesischen sprechen kann, hat zwar Remusat schon sehr vereinfacht, doch ist noch viel darin zu thun. Man übersetzt z. B. Khung-tse yuei: Confucius dicit, und sagt, das erstere sei Substantivum, das letzte Wort Verbum; aber man kann es eben so gut übersetzen Confucii dictum oder Confucianum dictum; das Chinesische besagt alles dieses oder nichts davon. Formell werden weder Substantiv noch Verbum oder Adjectiv unterschieden. Man kann nur sagen, daß dieses oder jenes Wort oder Zeichen, wie Yuei (Cl. 73) sagen, Yeu, haben, als Verbum, andere wie Yen (Cl 149), das Wort, Ji (Cl. 72), die Sonne, als Substantiv, noch andere, wie (Cl. 37) Ta, groß, als Adjectiv gebraucht zu werden pflegen. Auch die Stellung der Worte, die die grammatischen Formen anderer Sprachen ersetzen soll, — so daß z. B. ein Hauptwort vor dem andern im Genitiv oder adjektivisch stehen, ein Substantiv oder Pronomen, nach dem Verbo, im Objektivkasus gedacht sein soll, wie im Dativ oder Accusativ bei uns, — ist auf diese Fälle nicht beschränkt. So bezeichnet Hu-nan z. B. das Land südlich vom See. Die eigentlichen grammatischen Wörter der chin. Sprache — bei den Chinesen zum Theil leere oder Hilfswörter genannt (hiu-tsé oder tsú-tsé), im Gegensatze der vollen Wörter (schĭ-tsé), Hauptwörter, Adjective, Zeitwörter — erscheinen erst, wenn man sie etymologisch erforscht, als das, was sie sind. Nur ein Beispiel. Wenn wir Tschi (Nr. 41) als Nota Genitivi nehmen, und ein andermal als Pronom, z. B. hinter dem Verbum eum, ei u. s. w., übersetzen, so ist das nur Sensus, non significatio; es kommt z. B. bei Meng-tse noch in seiner ursprünglichen Bedeutung ausgehen von etwas, wohin gehen vor, und wenn ich sage, Fu tschi tse, gewöhnlich: des Vaters Sohn übersetzt, so bezeichnet es eigentlich nur: den Sohn, der vom Vater ausgeht, wie ngai tschi, gewöhnlich übersetzt; er liebt ihn, bloß die Liebe bezeichnet, die auf einen oder etwas gerichtet ist, gleichsam zu ihm hin, oder auf ihn übergeht. Das Zeichen für alle drei Bedeutungen von Tschi in der Schriftsprache läßt daran nicht zweifeln. Das alte Zeichen — jetzt freilich bis zur Unkenntlichkeit entstellt — zeigt deutlich noch das Bild einer Pflanze, die aus dem Boden hervorkommt. Nur so erforscht, sieht man, erschließt sich die Ton- und Schriftsprache erst ihrer Wesenheit nach.

Wir müssen bei unsern Forschungen immer von der Schriftsprache ausgehen, die erst die Erklärung, gewissermaßen einen Commentar zur Tonsprache, gibt. Das nächste muß sein, die wirklichen, einfachen Grundcharaktere der jetzigen Schrift zu ermitteln. Wir werden sie in einer ersten Abhandlung geben nach einer sorgfältigen Analyse aller Charaktere. Pauthier (S. 303) gibt nur die bekannten, irrig so genannten 214 Radicaux oder Clefs, unter die man seit dem Jahre 1616 mit dem Lexicon Tsé-wei alle übrigen ordnet, mit der Zahl der Ableitungen eines jeden in jenem Wörterbuche und in dem Khang-hi's; ihre Wahl ist willkührlich, die Vertheilung der Charaktere unter die einzelnen sehr ungleich, ihre Anzahl könnte daher mit Gonçalves reducirt werden. Die Analyse, die P. und schon Morrison (Chinese Miscellany. London 1825. 4.) von denselben, meist nach dem Schue-

won, gibt, zeigt schon, daß, wenn sie auch viele einfache Grundcharaktere enthalten, manche schon sehr zusammengesetzt sind, wie Cl. 33, 125, 136, 147 und viele folgende. Es nutzt daher auch nichts, wenn Williams (I. S. 469) diese bloß sachlich ordnet; auch ein Verzeichniß, wie das bei Kidd (S. 11) oder Remusat, ohne die alten und neuen Charaktere, jeder sorgfältig erläutert, kann nur wenig nutzen.

Demnächst müssen die Combinationen dieser Grundcharaktere nach Form und Bedeutung sorgfältig erläutert werden und namentlich die Gruppen, d. h. die einfachen oder aus mehreren zusammengesetzten Charaktere, die mit den sogenanten Clefs sich verbinden, und deren Kenntniß um so wichtiger ist, als an ihnen, wie oben aus den Beispielen der Gruppen pé, weiß, und Ku, alt, erhellet, derselbe oder ein ähnlicher Ton haftet und sie den allgemeinen Begriff ausdrücken, nach dem eine Sache in der alten Tonsprache bezeichnet wird, und die die Schriftsprache, wie wir gesehen, durch Zusatz der sogenannten Clefs nur specialisirt und näher bestimmt. Wir haben schon sonst (Gel. Anz. I, 21. S. 124) das Wort Fen zur Erläuterung noch angeführt, noch andere Beispiele von diesem Zeichen und Worte s. bei Morrison II. Vol. I. p. 181 oder Callery S. 53 f. Auf die Bedeutung dieser Gruppen, auf die freilich jedes chinesische Tonwörterbuch führt, hatte schon J. Marshmann (Clavis sinica. Serampore 1814. 4.) aufmerksam gemacht, und auch Williams I. p. 499, der sie Primitivs nennt, empfiehlt sie nächst den sogenannten Radicals zunächst auswendig zu lernen. H. Kurtz (Tableau des élémeuts vocaux de l'écriture chinoise. Paris 1829) gab zuerst ein Verzeichniß von 700 solcher angeblich phonetischer Gruppen, die wenigstens 6 Composita haben — 9 bilden, nach Marshman 60 — 74 Composita, 1726 haben nur 1, — aber bloß aus Glemona's Wörterbuch zusammengestellt und ohne Angabe der Bedeutung. Callery (Systema phoneticum scripturae sinicae. Macao 1841. 2 Bd.) hat 1040 Gruppen mit ihren Compositis gesammelt, mit Angabe der Bedeutung. Er hält diese Gruppen mit Recht für fundamentale und nicht bloß accessorische Elemente, hegt aber den gewöhnlichen Irrthum, daß sie nur phonetisch seien, bringt daher in den Zusammenhang der Bedeutung des Wortes mit dem Bilde oder Tone nirgends ein. Pauthier's Verzeichniß der sogenannten phonetischen Gruppen, nach den 489 chinesischen Wurzelwörtern geordnet (S. 325 — 34), könnte durch Angabe der Gruppen mit Zahlen neben den sogenannten Clefs wenigstens zur Bezeichnung der so verschiedenen chinesischen Schreibart desselben Tones — das Wort I wird z. B. mit 27 verschiedenen Gruppen geschrieben, die für uns alle gleichlautend, im Grunde aber sehr verschieden sind, — dienen, aber sein Verzeichniß ist auch dazu zu unvollständig. Es weiter zu gebrauchen, dürfte wenigstens die Bedeutung bei den Einzelnen nicht fehlen. Es müssen aber diese Gruppen — und dieß werden wir in einer zweiten Abhandlung versuchen — sorgfältig ihrer Zusammensetzung und Bedeutung nach erklärt werden, da die Charaktere, aus welchen sie zusammengesetzt, oft sehr verstümmelt, entstellt und zusammengezogen sind, man aber mit dem rechten Verständnisse des Bildes erst den rothen Faden erhält, der durch das Labyrinth der damit zusammengesetzten Charaktere sicher hindurchgeführt. Von manchen blieb uns freilich Bild und ursprüngliche Bedeutung noch dunkel.

Für den Druck des Chinesischen ist die bloß äußerliche Unterscheidung der Gruppen und der sogenannten Radicaux schon von Nutzen, und Pauthier hat sich in dieser Hinsicht verdient gemacht, indem er schon 1836 in seiner Notice sur la fonte des types mobiles d'un caractère chinois gravé sur poinçons d'acier par M. Marcellin-Legrand diesen veranlaßte, durch dieses System der typographischen Zusammensetzung der Charaktere ⅓ von den 30,000 Punzen, die sonst erforderlich gewesen wären, zu ersparren. Seine Texte des Confucius und Laotseu Paris 1837—38. u. R. Thoms The Chinese Speaker. Ningpo 1846. 8. sind schon mit diesen seinen beweglichen Typen gedruckt, und die amerikanischen Missionäre in China fangen an, die Bibel damit zu drucken. Beyerhaus in Berlin hat ein ähnliches Verfahren angewandt.

Dr. Plath.

Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrhundert vor Christus, von Jakob Kruger. Frankfurt 1856. XXII. 527. S. 8.

Wer den Fortgang der orientalischen Studien in den letzten Jahrzehnten aufmerksam beobachtet hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß sich auf diesem Gebiete ein neuer Zweig der Philologie auszubilden beginnt, für den die gewöhnlichen Methoden nicht ausreichen. Die Forschung beginnt in Gebiete vorzudringen, welche mit jener Cultur des Orients nur in losem Zusammenhange stehen, wie sie uns dort innerhalb der geschichtlichen Zeiten vorliegt und in zahlreichen Denkmalen der Literatur erhalten ist. Die Gebiete, von denen wir sprechen, liegen entweder vor, oder doch außerhalb der Geschichte, die Literaturwerke, aus denen wir unsere Kenntniß dieser Gebiete schöpfen können, sind meistens Fragmente, die uns aus religiöser Verehrung oder anderen Gründen halb oder gar nicht verstanden, überliefert wurden. Der Philolog hat nun die Aufgabe, diese stummen Zeugen wieder verständlich zu machen, durch mittelbare Quellen zu ergänzen, was die unmittelbaren nicht bieten. In solcher Weise wird jetzt von den indischen Philologen das Studium der Vedas betrieben, der Geist dieser Bücher, der von den späteren Anschauungen der Inder wesentlich abweicht, wird durch genaues Studium der Texte selbst wieder gefunden, die fehlende Kenntniß der Grammatik wieder hergestellt. In gleicher Weise hoffen wir durch das Studium der noch erhaltenen Texte des Avesta nicht bloß zu einem genaueren Verständnisse des Sinnes vorzudringen als es der theologisch befangenen Exegese der Parsen gelingen konnte, sondern auch die so gut als verloren gegangene Kenntniß der Grammatik und der Wortbedeutungen wieder zu gewinnen. Auf keinem Gebiete sind aber die Schwierigkeiten so groß als auf dem Gebiete des Assyrischen. Hier ist Alles unbekannt, Schrift wie Sprache, ja selbst der Stamm zu dem wir das assyrische Volk zu rechnen haben. Zwar fehlt es auch da nicht an Hülfsmitteln, die einen gedeihlichen, wenn auch langsamen Fortgang dieser Studien hoffen lassen. Auch leuchtet ein, daß dem Forscher auf diesem Gebiete eine eigenthümliche Vorbildung weniger als auf irgend einem anderen erlassen werden kann. Giebt es auch keine eigenthümlich assyrische Sprache zu erlernen, so ist um so mehr zu erwarten, daß man mit den Dialecten der benachbarten Völker um so besser bekannt sei, um die Winke zu benützen, die sie für das Altassyrische geben. Der nächste Zweck der assyrischen Philologie muß natürlich der sein, die Masse der assyrischen Inschriften lesen und verstehen zu lernen. Man ist also jeden Augenblick genöthigt, entweder selbst Versuche zum Lesen zu machen oder doch zu prüfen, was Andere gelesen haben. Gründe, welche hier zu erörtern zu weitläufig wäre, nöthigen den Entzifferer, seine Forschungen an die über die altpersischen Keilinschriften anzuschließen. So ist denn auch einige Kenntniß der altpersischen Sprache erforderlich und in der That nicht wenig hat derjenige zu bewältigen, der mit Glück sich an den assyrischen Denkmalen versuchen will.

Mit diesen Anforderungen haben wir uns sofort in Gegensatz zu dem Verf. der ebengenannten Schrift gesetzt. Derselbe beabsichtigt nichts Geringeres als eine gänzliche Umwälzung auf dem Gebiete der assyrischen Geschichte, aber ohne Sprachkenntniß, wie er dies selbst zugesteht und aus dem ganzen Buche sattsam hervorgeht. Ohne alle Kenntniß der orientalischen Sprachen hat nun aber einmal Niemand das Recht, auf diesem Gebiete eine entscheidende Stimme zu beanspruchen. Legen wir auch an den Geschichtsforscher einen andern Maßstab, wie an den Philologen, so kann doch die Kenntniß der Sprachen, die in das Gebiet einschlagen, welches er zu bearbeiten übernommen hat, ihm nicht gänzlich ermangeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. August.

I. Nr. 5. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis 5. Jahrhundert vor Christus.

(Fortsetzung.)

Was würde man von einem Geschichtschreiber sagen, der es unternähme, eine römische, eine englische Geschichte zu schreiben, der uns aber von vorneherein erklärte, er sei des Lateinischen, des Englischen nicht mächtig? Und doch, ein solches Unternehmen wäre doch immerhin ausführbar, die Lösung der Aufgabe aber, die sich Hr. K. gestellt hat, ist ohne Kenntniß orientalischer Sprachen schlechterdings undenkbar. Das hier einschlagende Material ist noch nicht einmal vollständig herausgegeben, viel weniger übersetzt. Wer die orientalischen Sprachen nicht versteht, lauft also jeden Augenblick Gefahr die wichtigsten Quellen zu übersehen. So ist es denn auch Hrn. K. ergangen und zwar nicht bloß mit ungedruckten, sondern mit gedruckten und selbst übersetzten Werken, welche zu kennen für ihn durchaus nothwendig gewesen wäre.

Ref. will nun zwar nicht leugnen, daß es möglich sei auch ohne Kenntniß der orientalischen Sprachen Ersprießliches für die assyrische Geschichte zu leisten. Es ist aber dann klar, daß das vorzüglichste Gewicht auf die Sichtung und Mittheilung der fragmentarischen Berichte gelegt werden muß, welche uns die klassischen Autoren über die assyrischen Angelegenheiten gegeben haben, von den Forschungen Rawlinsons und Anderer mag man bloß die Resultate benützen, wo es angeht. Daß auch dieses Geschäft mit Geschmack und Kritik geübt werden kann, das hat noch neuerlich M. Duncker bewiesen. Doch, auf Hrn. K. findet diese Ausnahme keiner Anwendung, denn die griechischen Nachrichten benützt derselbe fast gar nicht und findet kaum Worte genug um uns zu sagen, wie wenig Gnade in seinen Augen sie gefunden haben. Um so mehr war zu erwarten, daß er auf die orientalischen Quellen, die er benützt, einen besondern Fleiß gewendet haben werde. Aber nirgends läßt sich nur die Spur einer auch nur oberflächlichen Sprachkenntniß entdecken, Hr. K. benützt durchweg Uebersetzungen, diese Unkenntniß rächt sich denn auch in mehrfache Weise durch die lächerlichsten Mißverständnisse. Die verschiedenartige Schreibung der Namen ist Hrn. K. selbst so sehr aufgefallen, daß er in der Vorrede (p. XVII) sich bei seinen Lesern entschuldigt und sie belehrt, daß man selbst über den Namen Firdusi noch im Streit sei, ob nicht vielmehr Firdewsi, Firdausi oder Firdosi zu schreiben sei. Offenbar will Hr. K. seinen Lesern glauben machen, die Aussprache orientalischer Namen sei im Allgemeinen sehr unsicher. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, und, nebenbei bemerkt, auch über den obigen Namen ist durchaus kein Streit. Die ursprüngliche Schreibung ist Firdausi, dafür sprechen namentlich die Türken Firdewsi, ungefähr mit demselben Rechte, wie man Zevs statt Zeus spricht. Firdosi ist eine neuere Aussprache, die ganz auf denselben Lautregeln beruht, wie die Umwandlung des lateinischen aurum in das französische or; Firdusi endlich ist die moderne Aussprache. Man sieht, alle diese Ausspra-

chen des nämlichen Wortes sind theils dem Orte, theils der Zeit nach verschieden, aber um solche Unterschiede der Rechtschreibung handelt es sich in Hrn. K's Buche gar nicht, die Verwirrung geht dort nur von der verschiedenen Umschreibung der orientalischen Laute durch europäische, namentlich englische Gelehrte aus. Wenn z. B. Malcolm Kysar schreibt, so hat er dies nie anders gelesen haben wollen als Kaisar, wie jedes arabische oder persische Lexikon auszusprechen lehrt, und man braucht nur die richtige Aussprache vor sich zu haben um zu sehen, daß es das griechische *Καῖσαρ* ist, nicht eine Verstümmlung von Kyaxares, wie Hr. K. p. 390 lächerlicher Weise annimmt. Solcher Dinge ließen sich noch mehr anführen, wenn es sich verlohnte Einzelnheiten zu besprechen, bei einem Buche, das im Ganzen verfehlt ist.

Der Hauptmangel des Kruger'schen Werkes liegt nach Ansicht des Ref. vorzüglich in zwei Dingen: in der mangelhaften Kenntniß der Quellen und in der noch mangelhafteren Kritik derselben. Wir haben schon gesagt, daß Hr. K. nicht einmal das gekannt hat, was er mit leichter Mühe hätte kennen können, wir werden noch Gelegenheit genug haben, dies zu erweisen. Der Kritik der Quellen hat Hr. K. einen eigenen Abschnitt seines Werkes gewidmet, in den meisten Fällen weicht er von den gewöhnlichen Ansichten ab, aber seine Gründe haben Ref. nicht überzeugt. Ueber den hohen Werth der biblischen Berichte für die Geschichte Assyriens kann zwar kein Zweifel sein und wenn Hr. K. die Urkunden des Aveſta, als historische Quelle, nicht hoch anschlagen will, so wüßten wir dagegen nicht viel einzuwenden. Aber bei den klassischen Berichten tritt die Liebe des Verf. zu Paradoxen an das Licht. Er bezweifelt die Fähigkeit der Hellenen im Allgemeinen, fremdländische Verhältnisse aufzufassen und darzustellen. Während es die allgemeine Ansicht ist, daß Herodot der glaubwürdigste, Ktesias der am wenigsten zuverlässige unter denjenigen Griechen sei, die uns über den Orient berichten, kehrt Hr. K. das Verhältniß geradezu um. „Namentlich heißt es p. 17, suchte Herodot das mangelnde Verständniß noch mehr als seine übrigen Landsleute durch philosophische Combinationen vom griechischen Standpunkte aus zu ergänzen.“ Am höchsten wird dagegen Ktesias gestellt, „der lange am persischen Hofe lebte, und, wie er selber sagt, aus den Reichsannalen schöpfte.“ Offenbar ist der Maßstab, den Hr. K. hier an die griechischen Quellen legt, ein ganz falscher. Es handelt sich ja gar nicht darum, ob die Griechen je antiquarische Untersuchungen über die Alterthümer des Orients angestellt haben oder auch nur anstellen konnten, sondern ob sie das was sie dort sahen unbefangen beobachtet, was sie hörten treu berichtet haben. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man dem Herodot seine hohe Glaubwürdigkeit niemals absprechen können, während man den Ktesias höchstens entschuldigen, nicht aber rechtfertigen kann.

Die griechischen Nachrichten sind also für Hrn. K. nur von sehr untergeordneter Bedeutung, wichtig findet er nur die überlieferten Königslisten. Seine Hauptquelle sind die persischen Heldensagen, die sich bei Firdosi und anderen finden, und die er in wirkliche Geschichte umsetzen will. Das Unternehmen ist nicht neu, es ist namentlich in England (von Malcolm, Shea u. A.) öfter in ganz ähnlicher Weise wie bei Hrn. K. versucht worden und stets mißglückt. Auch hier vermißt man nicht nur jede tiefer eingehende selbständige Forschung, sondern auch die genügende Kenntniß der bisherigen Untersuchungen. Obwohl z. B. Hr. K. p. 28 richtig sagt, daß Firdosi nur eine abgeleitete Quelle sei, die sich auf ältere Königsbücher stütze, so nimmt er doch wieder das Ganze als aus einem Guſſe, während es doch für Jedermann deutlich und auch allgemein anerkannt ist, daß Firdosi's Quellen von sehr verschiedenem Werthe waren, daß mit der Gustasp-Sage Firdosi's ältere Quelle abschließt, daß die Erzählungen von Dârâ und Iskender nicht einmal auf national-persischen Ueberlieferungen, sondern auf den griechischen Alexanderromanen beruhen. Ueberhaupt ist Hr. K. mit den Forschern auf dem Gebiete der orientalischen Literatur in nicht geringerem Widerspruch, als mit den klassischen Philologen. Er findet die Methode, nach der man bisher die altorientalische Geschichte erforscht hat, ganz ver-

fehlt. „Die seitherige Forschungsmethode, sagt er p. 19, ging nicht sowohl darauf aus, Thatsachen zu vergleichen, als Worte. Man suchte in den Quellen, wo man sie auftreiben konnte, die Namen heraus, prüfte und verglich sie. Fand man sie identisch, so mußten es auch die Träger der Namen sein, fand man sie nicht so, dann waren sie verschieden". In diesem Punkte nun würde Hrn. K's. Tadel sehr gerechtfertigt sein, verhielte sich die Sache so, wie er sagte. Die Sache verhält sich aber nicht so, und es würde Hrn. K. schwer sein, irgend einen namhaften Forscher auf dem Gebiete der orientalischen Alterthumskunde zu nennen, auf welchen die obige Beschreibung paßte. Wichtiger ist die andere Neuerung, welche Hr. K. in die orientalische Geschichtsforschung einzuführen gedenkt und über die er sich p. 20, 21 ausspricht. Er findet es nämlich unbegründet, daß man den Werth einer geschichtlichen Quelle nach ihrem Alter bemesse. Uns dagegen will scheinen, daß auf das Alter der Quelle sehr viel ankomme. Wir haben ja, das wiederholen wir, in dem was uns das Alterthum über die Geschichte des Orients überliefert hat, nicht Resultate antiquarischer Forschung zu sehen, sondern bloße Berichte von dem, was man theils selbst gesehen, theils von glaubwürdigen Zeugen erfahren hat. Je näher also ein Schriftsteller der Zeit lebte, von der er uns berichtet, um so mehr ist anzunehmen, daß er Gelegenheit hatte sich genau zu unterrichten. Freilich ist damit nicht jede ältere Nachricht durchaus glaubwürdig, jede jüngere unglaubwürdig. Auch ein neuerer Schriftsteller kann Glaubenswürdiges mittheilen, wenn ihm gute Quellen zu Gebote standen; daß aber dies der Fall gewesen sei, muß vor Allem bewiesen werden. Gelingt nun dieser Nachweis, so hört dadurch die Nachricht auf eine junge zu sein, würde sie auch von einem noch so jungen Schriftsteller mitgetheilt. In diesem Sinne lassen wir es uns gefallen, wenn Hr. K. sich nicht ausschließlich auf alte Quellen beschränken will. Seine Praxis zeigt jedoch hinlänglich, daß er seinem Satze eine viel weitere Ausdehnung giebt, man kann es fast als Regel annehmen, daß die jüngeren Quellen ihm mehr gelten als die alten. Ein recht auffallendes Beispiel zeigt sich gleich bei den persischen Quellen. Außer dem Schâhnâme des Firdosi benützt Hr. K. — Mouradgea d'Ohssons tableau de l'orient und Malcolms history of Persia, also zwei europäische Sammelwerke!! Ist es denn Hrn. K. nicht eingefallen, daß diese beiden Werke aus orientalischen Autoren compilirt sind und daß er weit besser thue, sich an ihre Quellen zu halten als an sie selbst? das wäre in vielen Fällen gar nicht so schwer gewesen, denn der von D'Ohsson für die ältere Periode benützte Mirchond liegt schon seit 1832 in englischer Uebersetzung von Shea vor, der persische Auszug aus Tabari (Tubri schreibt Hr. K. nach der englischen Umschreibung) in einer französischen von Dubeux. Ist es denn ferner Hrn. K. gar nicht eingefallen, daß in dem langen Zeitraume, der seit der Veröffentlichung der beiden von ihm benützten Werke verflossen ist, andere, seinen Gewährsmännern unbekannte Werke an das Tageslicht getreten seien, deren Benützung für ihn höchst wichtig wäre? Er würde gefunden haben, daß das Mujmil uttewârich, aus welchem Mohl schon im Jahre 1841 große Auszüge mit französischer Uebersetzung gab, dann die kleine, aber gerade für iranische Geschichte höchst bedeutungsvolle Geschichte des Hamza von Ispahân von höchster Wichtigkeit seien, die er nicht übergehen könne, ohne seinen Untersuchungen wesentlich zu schaden.

Können wir also demnach nur bedauern, daß Hr. K. das Material für altiranische Geschichte so unvollständig benützt hat, so müssen wir dagegen eine neue Quelle, die er für die assyrisch-persische Religionsgeschichte erschlossen zu haben meint, nicht minder entschieden zurückweisen. Hr. K. belehrt uns p. 53 mit großen Buchstaben: „es existirt noch heutzutage eine schriftliche Quelle vorzoroastrischer oder assyrischer Religion, welche man aber aus den schon oben gerügten Tagesvorurtheilen seither gleich so vielem anderen schätzbaren Material gänzlich bei Seite liegen gelassen, die aber die Identität des vorzoroastrischen Glaubens mit dem assyrischen glänzend bestättigt." Dieses Buch ist kein anderes als — der Dabistan. Hätte man dies Buch bisher wirklich unbeachtet liegen lassen, so wäre dies freilich ein Vorwurf. Dem ist aber nicht so und Hr.

K. hätte wohlgethan, sich um die Sachlage etwas genauer zu erkundigen, ehe er seine Beschuldigung aussprach. So höre denn Hr. K.! Es ist keineswegs bei der kleinen Probe des Dabistan geblieben, die im zweiten Bande der Asiatic Researches erschien und die Hr. K. nach der deutschen Uebertragung von Dalberg (Aschaffenburg 1816) kennt; es ist vielmehr bereits im Jahre 1809 der ganze Originaltext herausgegeben worden. Diesem sind bereits im Jahre 1818 die Desatir gefolgt, das Grundwerk und Religionsbuch, auf das sich der Dabistan in seiner Darstellung der angeblich altpersischen Religion stets beruft, und zwar wurde dieses letztere Werk nicht nur im Grundtexte sondern auch mit englischer Uebersetzung herausgegeben. Endlich ist der Dabistan selbst im Jahre 1843 zu London in englischer Uebertragung von Shea und Troyer veröffentlicht worden. Beide Werke haben in Europa und selbst in Deutschland hinreichende Beachtung erfahren, es würde zu weit führen alle die kleineren Arbeiten aufzuzählen, nur so viel mag hier gesagt werden, daß sich die meisten nach de Sacy's Vorgange für die Unächtheit der in den beiden Werken erhaltenen Berichte über die persischen Religionslehren ausgesprochen haben. Und in der That, man würde auch nur mit dem Satze, daß eben die neuesten Quellen die glaubwürdigsten sind, beweisen können, daß man dem Dabistan, so weit er die altpersische Religion behandelt, das mindeste Gewicht beilegen dürfe. In der gesammten ziemlich reichen Literatur der Araber und Perser findet sich auch nicht eine Spur von dem Bestehen einer Secte, wie sie der Dabistan namhaft macht. Mehr noch, sogar der Dabistan selbst weiß von keinem Gläubigen, der älter wäre, als das 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es kennt ferner diese sogenannte altpersische Religion keine einzige Lehre, die sich nicht aus dem Gesichtskreise eines modernen indischen Muhammedaners erklären ließe. Mit dieser Behauptung steht auch durchaus die Entdeckung nicht im Widerspruche, welche Hr. K. p. 59 flg. gemacht haben will. Nach dem Dabistan waren die Götter der von ihm für altpersisch ausgegebenen Religion die Planeten, sehr natürlich, denn nach allgemeiner Ansicht des muhammedanischen Orients ist der Sabäismus die älteste Religion der Welt. Jeder dieser 7 Planeten hat seine eigene Farbe und hierbei combinirt nun Hr. K. die 7 Ringe an der Burg von Elbatana und die Farben der 7 von Rawlinson entdeckten Stockwerke im Birs Nimrud. Wir halten diese Combination für ganz richtig, was aber Hr. K. daraus schließt, daß zwischen der im Dabistan beschriebenen altpersischen Religion und der assyrischen ein unmittelbarer Zusammenhang statt finde, ist durchaus zu verneinen. Die Sache ist einfach diese. Die Muhammedaner haben ihre Astrologie von den Chaldäern gelernt, darum stimmt ihre astrologische Beschreibung der Gestirne mit der chaldäischen zusammen, und die letztere hat sich das ganze Mittelalter hindurch erhalten. Alle die Beschreibungen, die der Verfasser des Dabistan von den Gestirnen gibt, konnte er ohne Mühe in dem ersten besten kosmographischen Werke der Araber haben. Wer Genaueres hierüber zu wissen wünscht, den verweisen wir z. B. auf die Nachrichten, die im ersten Bande der Fundgruben des Orients mitgetheilt sind. Unsere bisherigen Bemerkungen erstrecken sich nur auf die Einleitung, welche Hr. K. seinem Werke vorausgeschickt hat. Wir haben es für nöthig gefunden, gerade bei diesem Theile des Buches länger zu verweilen, weil eben in der eigenthümlichen Anschauung, die Hr. K. von orientalischer Geschichtsforschung sich gebildet hat, der Grund zu seinen Resultaten liegt, die jedem andern Forscher auf diesem Felde befremdlich erscheinen müssen. Nach dem Widerspruche, den Ref. gleich gegen die leitenden Grundansichten des Verf. erheben mußte, wird man nicht erwarten, daß er mit der Durchführung dieser Grundansichten zufrieden sei. Der Verf. gibt nämlich den persischen Quellen vor allen andern den Vorzug.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. August.

I. Nr. 6. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis 5. Jahrhundert vor Christus.

(Schluß.)

In dem Werke des Firdosi sieht er kein poetisches Werk, nicht die Reproduzirung der im Volke lebenden Heldensagen, sondern ein historisches Werk: „Nicht der kindlich und kindisch unbewußt schaffenden Sage verdankt der Mechanismus des Schachname seinen Ursprung, sondern dem überlegten Schaffen eines großen Geistes, welcher in hoher Vollkommenheit die Gaben der Phantasie und Denkkraft vereinigte“ (p. 39). Allerdings bietet uns das Schâh-nâme eine fortlaufende Königsreihe, aber gerade in dieser Anordnung hat man ein Zeichen der spätern Zeit zu erkennen, (cf. Westergaard in Weber's Indischen Studien. III. p. 433 und auch mein Avesta I. p. 44). Die Zahlen, welche für die einzelnen Herrscher angegeben werden, überschreiten die menschliche Lebenszeit bei Weitem. Diesen Uebelstand will nun Hr. K. dadurch beseitigen, daß er annimmt, die einzelnen Königsnamen bezeichneten nicht Personen, sondern ganze Dynastien. Diese Annahme ist nicht neu, auch Shea z. B. hat sie gehabt, aber Hr. K. allein hat sie ganz durchgeführt und ihr das ganze erste Buch seines Werkes gewidmet. Wir können uns über diesen Abschnitt kurz fassen, wir möchten bloß unsere Leser fragen, ob wohl eine Chronologie richtig sein kann, wenn die chronologischen Angaben, auf die sie gebaut ist, unrichtig sind? Fällt die Antwort verneinend aus, so kann kein Zweifel sein, daß Hrn. K's Resultate falsch sind. Ueberhaupt nimmt Hr. K. von vorne herein an, die chronologischen Angaben der Perser müßten zuverlässig sein. Die Perser selbst waren darüber anderer Meinung. Der mehrfach genannte Hamza von Ispahân bemerkt ausdrücklich, es sei schwierig, über die persische Chronologie etwas Bestimmtes zu sagen, denn theils hätten die älteren Perser keine fortlaufende Chronologie gehabt, sondern nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige gerechnet, dann aber seien auch die Angaben über die Regierungsdauer der Könige bei der Uebertragung von einem Schriftsystem in das andere (noch unter den Sasaniden war bekanntlich eine ziemliche Anzahl verschiedner Schriftarten nebeneinander im Gebrauche) vielfach verdorben worden. Hamza hat aber ganz dieselben Angaben vor sich gehabt, die auch wir noch haben. Ganz unrichtig ist auch die Scheidung in heilige und profane Chronologie, denn die Berichte sind wesentlich überall dieselben. Als den wichtigsten unter den sogenannten heiligen Chronologen nennt Hr. K. den Mobed Behram Schapur. Offenbar weiß Hr. K. gar nicht, wer dieser Behram Schapur ist, er kennt ihn nur aus den sporadischen Angaben bei Anquetil und nur der Titel Mobed hat ihn veranlaßt, denselben zu den heiligen Chronologen zu rechnen. Es ist aber dieser Behram Schapur der Verfasser eines Königsbuches, das Hamza unter seinen Quellen aufzählt, und aus welchem der Verfasser des Mujmil ut tewârich einige Auszüge aufbewahrt hat. Hätte Hr. K. diese eingesehen, so wäre er wohl von einem bedeutenden Irrthume frei geblieben, den er gleich beim ersten Schritte in die

Chronologie begeht. Er giebt nämlich an (p. 71), daß Behram Schapur dem Kajomors 30 Jahre gebe, was zwar richtig ist, aber er vergißt hinzuzufügen, daß derselbe Autor ausdrücklich angiebt, der Zeitraum von Kajomors bis auf Hosheng betrage 294 Jahre. Durch diese so bedeutende Auslassung fallen natürlich alle die Berechnungen, die Hr. K. p. 71—74 anstellt. Auch andere Zahlenangaben erregen gerechtes Bedenken, und wenn man mit Kritik die am besten beglaubigten Angaben aufnehmen wollte, so würde auch die historische Chronologie der Perser, wie Hr. K. sie nennt, d. h. d'Ohssons Angaben, bedeutend modificirt werden müssen und zwar nach d'Ohssons eigenen Quellen. So, um nur einiges zu erwähnen, gibt Mirchond dem Dschemschid nicht 350 Jahre, sondern er führt an, nach einigen habe er 1000, nach andern 700, nach noch andern 300 Jahre regiert. Die Regierungsjahre des Dahak betragen auch da 1000 Jahre, wie bei den ältern Schriftstellern. Ueber andere, wie über Nuder, schwanken die Angaben beträchtlich. Die Regierungszeit des Gershasp wird gleichfalls verschieden angegeben; nach den zuverlässigsten Angaben ist er aber ein bloßer Unterkönig während der Regierung des Zab gewesen. Man sieht, daß schon die Angaben der persischen Historiker selbst das Vertrauen in die Richtigkeit von Hrn. K's Chronologie wesentlich erschüttern und man braucht nicht einmal kritische Fragen aufzuwerfen, wie z. B. die, ob Hr. K. denn das Recht gehabt habe, Schöpfungsmythen wie die von Kaiomors, welche nicht einmal die besonneren persischen Historiker für geschichtlich halten, uns als wirklich historische Zeit zu berechnen?

Wir brechen hier füglich ab, denn es versteht sich von selbst, daß, wenn wir weder mit der Wahl der Quellen noch mit dem chronologischen Systeme einverstanden sein können, auch die Ausführung nicht auf unsere Zustimmung rechnen kann. Daß Hrn. K's Buch ein verfehltes sei, ist gewiß und wird wohl allgemein zugestanden werden. Es schien uns aber nöthig, etwas ausführlicher zu zeigen, warum dasselbe mißlungen ist, um, so viel an uns ist, den Wahn zu zerstreuen, als sei die assyrische Geschichte ein Feld, das ohne Weiteres jedermann anbauen und daß man auf demselben auch ohne vorhergegangene Studien Ersprießliches leisten könne.

Fr. Spiegel.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Historia.

G. H. Mason, Life with the Zulus of Natal, South Africa. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

Ed. Greswell, Origines Kalendariae Italicae. Nundinal-Calenders of ancient Italy. Vol. 1 — 4. Oxford 1854.

G. A. Ackermann, Ordensbuch sämmtlicher in Europa blühender und erloschener Orden und Ehrenzeichen. Annaberg 1855.

J. Overbeck, Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. I. Hälfte. Leipz. 1856.

M. Lettieri, Monumenti arabici. Napoli 1841.

Dr. F. E. C. Dietrich, Zwei sidonische Inschriften u. eine altphönizische Königsinschrift. Marburg 1855.

E. Roß, Archäologische Aufsätze. I. Sammlung. Leipz. 1855.

J. Roulez, Choix de vases peints du Musée d'antiquités de Leide commentés. Bruxelles 1855.

Dr. K. Friederichs, Praxiteles und die Niobegruppe nebst Erklärung einiger Vasenbilder. Leipz. 1855.

C. Baudi a Vesme, In diploma militare imperatoris Gordiani Pii anni ab U. C. 996 post Ch. N. 243 Lugduni repertum anno 1781, Seguieri et aliorum scripta et commentationes variae. Torino 1849.

J. Lelewel, Etudes numismatiques et archéologiques. Vol. I. Type gaulois ou celtique avec Atlas. Bruxell. 1841.

H. Brat, Études historiques XVI. siècle. Par. 1855.

G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Band 1. Leipz. 1855.

Histoire générale des divers états de l'Europe et de l'Amérique depuis 1848. Bruxelles 1853.

K. Neumann, Die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie und Handelsgeschichte. Bd. 1. Berlin 1855.

G. C. Lewis, An enquiry into the credibility of the early Roman history. Vol. 1. 2. London 1855.

E. Beulé, sur le Péloponèse. Par. 1855.

Dr. M. Redslob, Thule. Die phönizischen Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande, sowie die Reise des Pytheas von Massilien. Neu nach den Quellen untersucht. Leipzig 1855.

Ed. de Muralt, Essai de chronographie Byzantine pour servir à l'examen des annales du Bas-Empire . . . de 395 à 1057. Petersburg 1855.

Dr. Giles, Original lives of Anglo-Saxons and others who lived before the Conquest. Lond. 1855.

E. de Beaumont-Vassy, 1830—1855. Geschichte meiner Zeit. Th. 1. Leipz. 1855.

P. Calcara, Descrizione dell' Isola di Linosa. Palermo 1851.

— — Richerche sulla storia naturale de' dintorni di Nicosia. Palermo 1851.

R. H. Wrightson, A History of modern Italy from the French-Revolution to 1850. London 1855.

G. Ricci, Del Municipio, considerato come unità elementare della Città et della Nazione Italiana. Livorno 1847.

F. Ranalli, Le istorie italiane dal 1846 al 1853. Vol. I. II. Firenze 1855.

Quintino, Giulio de' Conti di San, Osservazioni critiche sopra alcuni particolari delle storie del Piemonte e della Liguria nel 11. e 12mo secolo. P. 1. 2. Torino 1851—54.

C. de Tournon, Etudes statistiques sur Rome et la partie occidentale des états romains. T. 1. 2. avec atlas. Par. 1855.

A. Cheruel, Dictionnaire historique des institutions, moeurs et coutumes de la France. Vol. 1. 2. Paris 1855.

Cartulaire de l'abbaye de Savigny, suivi du petit cartulaire de l'abbaye d'Ainay, publiés par A. Bernard. Vol. 1. 2. Par. 1854.

Roussel-Defontaine, Histoire de Tourcoing. Lille 1855.

Lambert, Chronique de Guines et d'Ardre, par le Marquis de G. Menilglaise. Paris 1855.

De la Ferrière, Histoire de Flers, ses seigneurs, son industrie, Par. 1855.

M. Fouqué, Fastes de la Provence ancienne et moderne. Marseille 1837.

A. Cochet, La Normandie souterraine ou notices sur des cimetières romains et des cimetières francs explorés en Normandie. 2. édition. Par. 1855.

Cénac-Moncaut, Histoire des Pyrénées et des rapports internationaux de la France, depuis les temps les plus reculés (jusqu' à nos jours. Vol. 1—5. Par. 1853—1855.

J. F. Baudiau, Le Morvand, ou essai géographique topographique et historique sur cette contrée. Vol. 1. 2. Nevers 1854.

D. Grenier, Introduction à l'histoire générale de la province de Picardie. Livr. 1. 2. Amiens 1853.

Mémoires de Mme. de Motteville sur Anne d'Autriche, et sa cour. Nouvelle édition par M. F. Riaux. Vol. 1—4. Par. 1855.

Mémoires de Mathieu Molé, procureur général . . . . publ. par Aimé. Champollion-Figeac. T. I. 1614—1628. Par. 1855.

Mémoires de M. Dupin. T. I. Souvenirs du barreau. Paris 1855.

D. Stern, Histoire de la révolution de 1848. Vol. 1—3. Par. 1850.

Dictionnaire encyclopédique de la révolution française depuis 1789 jusqu' à la fin de l'assemblée constituante de 1848 par A. V. Decmanville. I. Série. Livr. 1—10. Par. 1854.

F. P. Pictet, A letter to a foreign nobleman on the present situation of France. Lond. 1793.

M. Guizot, Nos mécomptes et nos espérances. Par. 1855.

V. de Beaumont-Vassy, Histoire de mon temps I. Série, regne de Louis Philippe — seconde republique 1830—1851. Par. 1855.

F. Rittiez, Histoire du règne de Louis Philippe I. 1830 à 1848. T. I. Par. 1855.

Dr. J. Kutzen, Das deutsche Land. Breslau 1855.

Dr. Deecke, Die freie und Hanse-Stadt Lübeck. 2. verb. Aufl. Lübeck 1855.

Joh. v. Schröder und H. Biernatzki, Topographie von Holstein und Lauenburg, des Fürstenthums Lübeck und der freien Städte Hamburg und Lübeck. 2. neu bearb. durch die Topographie von Lauenburg verm. Aufl. Lief. 1. Oldenb. 1855.

A. Brönnenberg, Sammlung zur hannoverisch-braunschweig. Landesgeschichte. 1. Beitrag. Verden 1854.

Dr. F. W. Barthold, Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüthe und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens Soest 1855.

W. Schäfer, Der Montag vor Kiliani vor 400 Jahren. Irrungen und Rechtsstreit zwischen Kurfürst Friedrich II. u. Conrad v. Kaufungen und der dadurch am 7./8. Juli 1455 herbeigeführte Prinzenraub. Dresden 1855.

Fr. Prahl, Chronika der Städte und Flecken in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Lief. 1. Altona 1855.

Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogthümer Bremen und Verden. 2 Theile. Göttingen 1825.

G. Kaut, Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche. Offenbach 1846.

Göttingen. Umrisse einer Beschreibung und Geschichte der Stadt, der Universität ꝛc. Göttingen 1855.

C. J. Erben, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae. P. I. Prag 1855.

J. G. Dronsen, Geschichte der preußischen Politik. Th. 1. die Gründung. Berl. 1855.

E. Weinreich, Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preussen und Polen. Herausg. von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. Berl. 1855.

Dr. H. Luchs, Ueber einige mittelalterliche Kunstdenkmäler von Breslau. Breslau 1855.

Franscini, La Suisse géographique industrielle et agricolé. Leipz. 1855.

Urkunden für die Geschichte der Stadt Bern und ihres früheſten Gebietes bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts, gesammelt von Karl Zeerleder. 2 Bde. Text, 1 Bd. Register u. 1 Bd. mit 69 Tafeln Siegel-Abbild. Bern 1855.

Les Actes et Gestes mervilleux de Genève nouvellement convertie à l'Evangille faictz du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue redigez par escript en fourme de Chroniques Annales ou Hystoyres commençant l'an LDXXXII. Par Anth. Fromment. Genève 1854.

H. G. Moke, La Belgique ancienne et ses origines gauloises, germaniques et franques. Bruxelles 1855.

Th. Juste, Les Pays-Bas sous Charles-Quint. Vie de Marie de Hongrie, tirée des Papiers d'Etat. Bruxell. 1855.

R. Naunton, Fragmenta Regalia. Memoirs of Elizabeth her court and favourites. London 1824.

The Lockhart Papers . . published from original manuscripts in the possesion of A. Aufrere. Vol. 1. 2. Lond. 1827.

J. O'Connell Recollections and experiences during a parlamentary carcer from 1833 to 1848. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

H. Rink, De danske handels distrikter i Nordgronland. Deel I. Kjobenh. 1852.

J. M. Schnitzler, Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas. T. 1. 2. Par. 1854.

A. de Lamartine, Histoire de la Russie. T. 1. 2. Paris 1855.

R. Harrison, Notes of a nine years residence in Russia from 1844 to 1853. Lond. 1855.

Léouzon Le Duc, L'empereur Alexandre II. Souvenirs personnels. Par. 1855.

Niegolewski, Les Polonais a Somo-Sierra en 1808 en Espagne. Par. 1854.

Sadyk Pasha, The Moslem and the Christian: or adventures in the East. Translat. by Col. Lach Szyrma. Vol. 1—3. Lond. 1853.

E. Pellisier de Reynaud, Annales Algériennes. Nouvelles édition avec un appendice contenant le resumé de l'histoire de l'Algerie de 1848 à 1854. Vol. 1—3. Par. 1855.

Ed. Laboulaye, Histoire politique des états-unis. T. I. Histoire des colonies. Par. 1855.

Dr. H. Handelmann, Geschichte der amerikanischen Kolonisation und Unabhängigkeit. Bd. I. Lief. 1. Kiel 1855.

G. C. Smyth, A history of the reigning family of Lahore. Calcutta 1847.

W. H. Smith, Canada: past, present and future. Vol. 1. 2. Torento 1851.

J. Quincy, A municipal history of the town and city of Boston during two centuries. Boston 1852.

Th. Jefferson, Notes on the state of Virginia. A new edition. Virginia 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. August.

II. Nr. 4. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Aus dem Gebiete der Meteorologie.

IV.

Humphrey Lloyd. Notes on the meteorology of Ireland, deduced from the observations made in the year 1851, under the Direction of the Royal Irish Academy. (From the transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XXII. Science). Dublin 1854.

Zur Erforschung der größeren Bewegungen der Atmosphäre und ihrer Beziehung zu den nichtperiodischen Aenderungen der Temperatur-Verhältnisse ist ein ausgedehntes, nach gemeinschaftlichem Plane durchzuführendes Beobachtungssystem nothwendig. Für derartige Untersuchungen über allgemeine Klimatologie sind alle jene meteorologischen Reihen als unzugänglich zu betrachten, — selbst wenn sie mit dem größten Eifer der Beobachter vorgenommen wurden — welche nicht so vorbereitet werden, daß bei der Darstellung zusammenhängender Phänomene unmittelbar von denselben Gebrauch gemacht werden kann. Mit Recht hebt daher Hr. L. diesen Gegenstand in umfassender Weise in der Einleitung zu seiner Meteorologie Irland's hervor, und bemerkt, daß die Hindernisse, welche dem Fortschreiten der Meteorologie sich noch immer entgegenstellen, und die zum großen Theile darin bestehen, daß die Erfolge bisher nur zu sehr von den Forschungen der Dilettanten abhängig gemacht waren, nur dann beseitiget werden können, wenn, wie dieß in einzelnen Staaten des Continentes schon der Fall ist, die Landes-Regierungen diese Angelegenheit unter ihrer Obhut nehmen, und die Leitung solchen Männern anvertrauen, welche vermöge ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit und Leistungen erkleckliche Erfolge erwarten lassen. Was in den nordamerikanischen vereinigten Staaten in dieser Beziehung für die Beobachtungen zur See, an welchen sich gegen 1000 für die Marine und den Handel bestimmte Schiffe zu betheiligen beauftragt sind, geleistet wurde, beurkunden die für Meteorologie und Hydrographie gewonnenen Resultate, wie sie von Maury bearbeitet wurden, in schlagender Weise. Diese Beobachtungen versprechen auch noch weitere ergiebige Erfolge, indem ein gleichförmiges System derselben durch die im August und September 1853 in Brüssel stattgehabte Conferenz der Seestaaten angebahnt wurde, bei welcher Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Frankreich, die Niederlande, Großbritannien, Portugal und die vereinigten Staaten vertreten waren. Die Festhaltung eines gemeinschaftlichen Systemes für meteorologische Beobachtungen überhaupt, dürfte in kurzer Zeit seine Früchte tragen, insbesondere wenn die angestrebte Verbreitungsweise meteorologischer Aufschreibungen auf telegraphischem Wege, so wie unter Benützung der Eisenbahnen einmal zu Stande gekommen sein wird.

Für Erforschung der klimatischen Verhältnisse Irland's wurden zu Anfang des Jahres 1850 die ersten Einleitungen getroffen, und es wurde zur Herstellung eines gleichförmigen Systemes in einer Versammlung der irländischen Akademie die Behand-

lung der nachstehenden Fragen zur besonderen Aufgabe der irischen meteorologischen Anstalt erhoben:

1. Die Vertheilung der Temperatur, der Feuchtigkeit und der Niederschläge als Wirkung der geographischen Lage und örtlichen Umstände, dann die Berücksichtigung der übrigen klimatischen Erscheinungen.

2. Der Einfluß der Jahreszeiten auf die Vertheilung der Temperatur (in Verbindung mit den erwähnten Einwirkungen) und die monatlichen Veränderungen der Isothermen.

3. Die nicht periodischen Aenderungen des Luftdruckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit und ihren Zusammenhang mit dem Gange und der Richtung der Luftströmungen.

4. Die Erscheinungen und Gesetze der wiederkehrenden und sonstigen Stürme.

5. Die in gewissen Jahreszeiten herrschenden periodischen Winde und deren Modificationen in Folge der geographischen Lage oder der lokalen Verhältnisse.

6. Der Lauf und das Fortschreitungsverhältniß atmosphärischer Wellen.

Diese Beobachtungen, sowie ihre Bearbeitung sind der Leitung des Hrn. Lloyd unterstellt, die mit den meteorologischen Beobachtungen verbundene Erforschung der Erscheinungen und Gesetze der Meeresströmungen dem Hrn. Haughton übertragen. Der vorliegende Bericht bezieht sich nur auf die im J. 1851 gewonnenen Beobachtungsreihen der ersten Classe, und sein Inhalt ist beiläufig folgender:

Beschreibung der meteorologischen Stationen und der an diesen aufgestellten Instrumente, die Aufstellungsweise der letzteren, und Plan, nach welchen die Beobachtungen durchzuführen sind.

Ueber Temperatur-Beobachtungen überhaupt, Vertheilung der Temperatur im J. 1851.

Ueber Barometer-Beobachtungen; monatliche Mittel des Luftdruckes im J. 1851.

Windstärke und Richtung, und Beobachtungen hierüber.

Cyclonische Bewegungen (durch graphische Darstellungen auf 3 Tafeln erläutert).

Stürme.

Ueber die Bestimmung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft.

Regen-Verhältnisse.

Die Stationen der meteorologischen Anstalt Irland's waren im J. 1851 folgende:

Station.	Grafschaft (County).	Breite.	Länge.	Höhe über dem Meere, engl. Fuß.
Portush.	Antrim.	55° 13′	6° 41′	29
Bunchrana.	Donegal.	55 8	7 27	48
Donaghadee.	Down.	54 38	5 33	16
Killybegs.	Donegal.	54 34	8 27	20
Armagh.	Armagh.	54 21	6 39	211
Killough.	Down.	54 13	5 40	23
Markree.	Sligo.	54 14 (?)	8 28	132
Westport.	Mayo.	53 50	9 37	17
Dublin.	Dublin.	53 21	6 15	19
Portarlington.	King's, Grafschaft.	53 9	7 12	230
Athy.	Kildare.	53 0	6 58	200
Courtown.	Werford.	52 39	6 13	34
Kilrush.	Clare.	52 38	9 30	19
Dunmore.	Waterford.	52 8	6 59	66
Cahirciveen.	Kerry.	51 56	10 13	52
Castletownsend.	Cork.	51 33	9 9	18

Von diesen befinden sich die ersten drei Beobachtungspunkte, dann die letzten vier auf Küstenwache-Stationen, der 4., 6. und 8. Punkt auf Leuchtthürmen und die übrigen sind mit Observatorien vereiniget. Die letzte Rubrik der vorstehenden Tabelle enthält die Höhen der Barometergefäße über dem Meere.

Was nun vor Allem die Beobachtungen im Allgemeinen betrifft, so reichen, nach der muthmaßlichen Meinung des Hrn. Verf., für einen Bezirk von so beschränkter Ausdehnung, wie dieß bei Irland der Fall ist, einjährige Beobachtungsreihen aus, um bei Anwendung gehöriger Vorsicht und Herstellung einer vollkommenen Vergleichbarkeit der Resultate die Gesetze der Vertheilung der Temperatur, Feuchtigkeit und der Regenmenge (?) annähernd bestimmen zu können. Außerdem war es nothwendig, zur Erreichung dieses Zweckes solche Beobachtungsstunden zu wählen, die für die meisten Witterungselemente das wahre tägliche Mittel liefern. Als solche hat man, in Folge der unten angeführten Untersuchungen, unter den zu zweien Stunden innerhalb eines Tages anzustellenden Beobachtungen die Zeitpunkte 9^h 46′ Mgs. und 9^h 46′ Abds. für Temperatur, dann 9^h 30′ Mgs. und 9^h 30′ Abds. für den Feuchtigkeitszustand der Luft erkannt; es wurden daher 9^h Mgs. und 9^h Abds. als feste Beobachtungsstunden gewählt, weil die Mittel der Temperatur und Feuchtigkeit zu diesen Zeiten annähernd das tägliche Mittel jedes dieser Elemente liefert. Um aber die in Folge stärkerer Bewegungen der Atmosphäre eintretenden Störungen nicht zu übersehen, wurde dafür gesorgt, daß beim Eintritte derartiger Veränderungen sowohl, wie auch um die Zeiten des Aequinoctiums und Solstitiums die Beobachtungen zu jeder Stunde gemacht wurden. — Unter Benützung der umfassenden Beobachtungen, wie dieselben an der Normalstation angestellt wurden, ist man im Stande, den Gang der Elemente an allen übrigen Punkten des Beobachtungsnetzes herzustellen, wie wir dieses auch aus den nachfolgenden Erörterungen erkennen werden.

Zur Erlangung richtiger Temperatur- und psychrometrischer Angaben wurden die sämmtlichen Stations-Thermometer mit einem und demselben Normalinstrumente verglichen, die Fehler jener Instrumente genau ermittelt, und dieselben bei Herstellung der Mittel gehörig berücksichtiget. Die Angaben der Tab. II., welche die mittleren Fehler der Thermometer von 15 Stationen umfassen, zeigen, daß die größte Abweichung in wenigen Fällen $0^o,33$ R. beträgt. Um die aus Beobachtungen zu zweien Stunden (9^h M. und 9^h A.) des Tages für Temperatur erhaltenen Mittel auf die wahre mittlere tägliche Temperatur zu reduciren, hat Hr. Lloyd die zweistündigen Beobachtungen (von 1^h M. bis 11^h A.), welche in den Jahren 1840 — 1843 in Dublin angestellt worden sind, benützt, und so ergaben sich für die einzelnen Monate im Mittel die folgenden Correctionen, mit welchen das Mittel aus 9^h M. und 9^h A. verbessert werden muß, um das wahre tägliche Mittel zu erhalten:

April,	Corr.:	$+ 0^o,05$ R.
Mai,	„	$+ 0^o,05$ „
Juni,	„	$- 0^o,05$ „
Juli,	„	$+ 0^o,05$ „
August,	„	$+ 0^o,00$ „
September,	„	$+ 0^o,09$ „
Oktober,	„	$+ 0^o,22$ „
November,	„	$+ 0^o,31$ „
December,	„	$+ 0^o,26$ „
Januar,	„	$+ 0^o,31$ „
Februar,	„	$+ 0^o,26$ „
März,	„	$+ 0^o,22$ „

Man ersieht hieraus, daß für die Sommer-Correction (für die Monate April bis September) $+ 0^o,05$, für die Winter-Correction (für Oktober bis März) $+ 0^o,26$ angenommen werden kann.

An zweien Stationen — Portarlington und Athy — wurde bloß einmal an jedem Tage, nämlich 9^h M. beobachtet, und außerdem ein selbstregistrirendes Extrem-Thermometer benützt. Nach dem Ausdrucke

$$t_0 = t + a\,(T - t)$$

wurde sodann die mittlere Temperatur t_0 aus dem Maximum T und dem Minimum t berechnet, und hiebei $a = 0{,}41$ angenommen, worin allerdings noch einige Unsicherheit liegen möchte.

Die Temperatur-Beobachtungen sind in den Tabellen IV. bis XI. für Lufttemperatur, in Tab. XII. und XIII. für Seewärme enthalten, und außerdem enthalten die Tab. XXXIII. u. XXXIV. diejenigen Temperatur-Angaben ꝛc., welche eingetretener Störungen oder anderweitiger Umstände halber an verschiedenen Stationen nebst den übrigen Witterungs-Elementen aufgezeichnet wurden. Da die sämmtlichen Thermometer des irischen meteorologischen Systemes nach der Fahrenheit'schen Scala graduirt sind, so begnügen wir uns, für den vorliegenden Zweck nur diejenigen Resultate hervorzuheben, welche von besonderem Interesse erscheinen, und die eine nicht zu große Anzahl von Reductionen der Fahrenheit'schen in die Reaumur'sche Scala erfordern.

In der 4. Tabelle finden wir die monatlichen Mittel der Temperatur aller Stationen für das Jahr 1851. Um hieraus die allgemeinen Monatsmittel annähernd bestimmen zu können, sind in Tab. V. die monatlichen Mittel von zwölfjährigen Beobachtungen (1840—1851) zu Dublin zusammengestellt, und die Abweichungen für das Jahr 1851 berechnet worden. Die Monatstemperaturen für Dublin aus 12jährigen Beobachtungen mit den Abweichungen (die im Nachstehenden einklammirt wurden) sind in Reaumur'schen Graden folgende:

Januar	+ 4°,1	(+ 1°,07)
Februar	+ 4 ,3	(+ 0 ,85)
März	+ 5 ,1	(+ 0 ,22)
April	+ 6 ,7	(— 0 ,09)
Mai	+ 9 ,2	(— 0 ,40)
Juni	+ 11 ,9	(+ 0 ,04)
Juli	+ 12 ,5	(+ 0 ,04)
August	+ 12 ,3	(+ 1 ,02)
September	+ 10 ,8	(— 0 ,18)
Oktober	+ 7 ,9	(+ 1 ,11)
November	+ 6 ,0	(— 1 ,9)
December	+ 4 ,9	(+ 0 ,13)
Jahr:	8°,0	(+ 0°,13).

Aus der Tabelle sowohl, wie aus diesen Zahlen läßt sich die Eigenthümlichkeit des Dubliner Klima erkennen, welche wegen der geringen Ausdehnung der ganzen Insel wohl dieser selbst zukömmt. Die mittlere Temperatur des kältesten Monates erreicht nie den Frostpunkt, und wir finden sogar die niederste Temperatur des Monates Januar für 1851 an allen Stationen über 0° R., die Temperatur des Januar und Februar, dann jene der Sommermonate unterscheiden sich im Allgemeinen um nicht viel, die Monatswärme des Oktober kömmt der mittleren Jahrestemperatur sehr nahe, und die Differenz der Temperaturen des wärmsten und kältesten Monates erreicht nur 8°,2, während diese auf dem Continente unter mittleren Breiten im Allgemeinen mehr als das Doppelte betragen kann. Am veränderlichsten zeigt sich in den verschiedenen Jahren die Frühlings- und Herbsttemperatur, und wir finden im Jahre 1851 für November eine negative Abweichung, wie sie in den 11 vorhergehenden Jahren nie eintrat. Von dieser Abweichung weist Hr. Lloyd nach, daß dieselbe über das ganze irländische Gebiet nach und nach sich erstreckte, von Nordost gegen Südwest sich ausdehnte und an der westlichen Küste verschwunden ist, und daß die Zeit, innerhalb welcher die Abkühlungswelle ihren Lauf vollendete, etwa 9 Tage betrug.

Bei Vergleichung des Temperaturganges an den verschiedenen Stationen zeigt es sich, daß im Allgemeinen die Monatstemperatur, insbesondere aber die Jahrestemperatur gegen die Binnenlandstationen hin geringer wird. Hr. Lloyd hält es daher für nothwendig, um den Gang der Temperatur auf der ganzen Insel kennen zu lernen, die Küsten- von den Binnenlands-Stationen getrennt zu betrachten. Für jene zeigt sich aus den Beobachtungen, daß die mittlere Jahrestemperatur sowohl von Norden gegen Süden, als auch von Ost gegen West hin zunimmt. So ist z. B. die mittlere Jahrestemperatur für Portush und Buncrana 7°,6, für Dunmore 8°,9; ferner für Killough und Dublin 8°,1, für Westport aber 8°,8 ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. August.

II. Nr. 5. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Aus dem Gebiete der Meteorologie.

IV.

Humphrey Lloyd etc.

(Fortsetzung.)

Um die Art und Weise des Ganges der Temperatur, sowie die wahre Größe ihrer Zu- oder Abnahme zu erforschen, schlägt der Hr. Verf. folgenden Weg ein. Bedeutet t die mittlere Monatstemperatur irgend einer der gegebenen Stationen, T die wahrscheinliche Temperatur desselben Monates an einer gedachten Centralstation, sind ferner y und x die gegebenen senkrechten Coordinaten (in geogr. Meilen ausgedrückt), bezogen auf ein Coordinaten-System, dessen Ursprung die gedachte Centralstation ist, die Axe y in der Meridianlinie der letzteren, die x aber in der auf jener gezogenen Senkrechten sich befindet, werden ferner die Messungen von Nord über West nach Süd ꝛc. vorgenommen, und sind V und U die Aenderungen der Temperatur beziehungsweise von Nord gen Süd, und Ost gen West von Meile zu Meile, so hat man

$$t = T + Ux + Vy.$$

Da diese Gleichung für jede Station — innerhalb gewisser Grenzen — wahr sein muß, so wird man, da die Werthe von t bekannt sind, die Größen U und V unter Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate bestimmen können. Nimmt man jenen Punkt als Centralstation an, dessen Lage durch das arithmetische Mittel der Breiten und Längen der einzelnen Beobachtungsorte bestimmt ist, so hat man $T = \frac{\Sigma(t)}{n}$, wo n die Anzahl der gegeb. Stationen bedeutet,

$$U\,\Sigma(x^2) + V\,\Sigma(xy) = \Sigma(xt)$$
$$U\,\Sigma(xy) + V\,\Sigma(y^2) = \Sigma(yt).$$

Wendet man diese Ausdrücke auf die Küstenstationen (deren Zahl hier 12 ist) an, so wird

$$\Sigma(x^2) = 39094,\ \Sigma(xy) = -22569;$$
$$\Sigma(y^2) = 65811.$$

Es wird daher

$$U = 0{,}0000319\,\Sigma(xt) + 0{,}0000109\,\Sigma(yt)$$
$$V = 0{,}0000109\,\Sigma(xt) + 0{,}0000189\,\Sigma(yt).$$

Auf diese Weise wurden nun die Constanten für jeden Monat und das Jahr berechnet, und es ergab sich, daß für die jährliche Aenderung

$$U = +0^\circ{,}0073\ \text{F.}$$
$$V = -0^\circ{,}0085\ \text{F.}$$

ist. Als Jahrestemperatur der Centraletation findet man

$$T = 8^\circ{,}3\ \text{R. für das Jahr 1851,}$$

und unter Berücksichtigung der für Dublin berechneten Abweichung vom vieljährigen Mittel, als solches

$$T = 8^\circ{,}1\ \text{R.}$$

Bezeichnet man die Größe der mittleren Temperaturänderung mit W, die Neigung der Isothermen gegen den Meridian, von Nord über West gemessen durch u, so hat man

$$\text{tang}\,u = \frac{V}{U};\quad W = \sqrt{U^2 + V^2}.$$

Für u und W sind nun die monatlichen und jährlichen Werthe bestimmt worden, und es ergab sich

$$u = 49^\circ$$
$$W = 0^\circ,0112\ F.$$

als jährliche Aenderung. Hieraus geht also hervor, daß die mittlere Neigung der Isothermen N 49° W beträgt, und die Zunahme der Temperatur im Jahresmittel in der gegen die Isotherme senkrecht gedachten Geraden 0,0112 eines Fahrenh. Grades, also beiläufig 1° R. für 200 Meilen ausmacht. Die Zunahme der Temperatur von N. gegen S. beträgt dabei 0°,0085 F. per Meile oder beiläufig 1° R. auf 266 geogr. Meilen, die Zunahme von Ost gen West aber ist 0°0073 F. für jede Meile, oder beiläufig 1° R. auf 308 geogr. Meilen. Die Tab. VI. zeigt, daß die jährliche Aenderung der Isothermen sehr ungleichmäßig ist, und daß das Fortschreiten und die Abnahme der Temperatur von Monat zu Monat ꝛc. durch die Neigung der Isothermen nicht genügend dargestellt werden kann. — Für den Monat Juni hat man u = N 106° W und W = 0°,0114 F., für December aber u = N 9° W, W = 0°0104 F., so daß also die Richtung der Isothermen innerhalb des Winkels 97° variiren, und die Juni-Isotherme (sowie auch die für Mai und Juli) fast senkrecht gegen den Meridian, die des Decembers aber nahezu parallel zum Meridian läuft, wie dieses aus dem beigefügten Temperatur- und Isothermen-Kärtchen, welches die Vertheilung der Temperatur über die ganze Insel erläutert, noch ersichtlich ist. —

Vermittelst des Ausdruckes

$$t = T + Ux + Vy$$

wurden dann weiter die Monatsmittel der vier Binnenlandstationen (Armagh, Markree, Portarlington und Athy) berechnet, und die Unterschiede aus den beobachteten und berechneten Mitteln theilweise als Lokaleinflüsse betrachtet. Es wurde nämlich für jede Station, unter der Annahme, daß die Correction wegen der Höhe über dem Meeresspiegel 1° F. auf 276′ (engl.) Höhe betrage, die anzubringende Correction berechnet, und diese sodann von der erwähnten Differenz abgezogen; die so erhaltenen Zahlen gaben die wegen der Lokalstörungen stattgehabten Temperaturänderungen zu allen Zeitabschnitten während des Jahres.

Den täglichen Gang der Temperatur bestimmt Hr. Lloyd aus den mittelst der selbstregistrirenden Thermometer erhaltenen Temperatur-Extremen während eines jeden Tages. Es wurde nämlich für jeden Monat das Mittel aller höchsten Temperaturen sowohl, wie auch das Mittel aller an den sämmtlichen Monatstagen beobachteten niedersten Temperaturen genommen, und die Differenzen der so erhaltenen Mittel als täglicher Temperaturgang von Monat zu Monat angesehen. Die Tabellen VIII bis XI sind die Resultate dieser Rechnungen, und es geht unter anderen aus denselben hervor, daß für die Küstenstationen der tägliche Gang im Sommer 5°,2, im Winter 3°,6 und im Jahre also 4°,4 R. beträgt, für die Binnenlandstationen aber diese Elemente beziehungsweise 6°,6, dann 5°,0 und 5°,8 ausmachen. Hr. L. bemerkt bei der Erörterung dieser Elemente, daß die auf den Stationen benützten Extremthermometer vermöge ihrer Construction (dieselben sind Rutherford'sche Thermometrographen) so viele Fehlerquellen an sich tragen, daß die mittelst derselben gewonnenen Beobachtungen als mangelhaft betrachtet werden, und daher auch jene Resultate als ungenau angesehen werden müssen.

Diese Resultate müssen übrigens auch deshalb als mangelhaft erscheinen, weil die beiden Stunden des Maximums und Minimums der Tagestemperatur nicht ausreichen, um den täglichen Gang hinreichend zu erkennen, indem für diesen mindestens zwei Beobachtungen am Tage und eine Beobachtung zur Nachtzeit nothwendig sind.

Außer den an den Küstenstationen angestellten Beoachtungen der Lufttemperatur sind noch mehrjährige Beobachtungsreihen der Seetemperatur von sechs solchen Punkten vorhanden. Bei den für diese Beobachtungen angewandten Thermometer war das Gefäß mit einem mit Seewasser gefüllten kupfernen Gehäuse umgeben, und das Instrument etwa einen Fuß tief in das Wasser versenkt. Die Beobachtungen wurden täglich von zwölf zu zwölf Stunden angestellt, und das Mittel derselben konnte, da der

tägliche Gang der Seewärme sehr gering ist, als ausreichend angesehen werden. Die Monatstemperaturen der sämmtlichen Stationen, die unter sich im Allgemeinen wenig abweichen, geben die folgenden Mittel:

Januar	+	6°,7 R.	(— 2°,3)
Februar	„	6 ,4 „	(— 2 ,6)
März	„	6 ,5 „	(— 2 ,5)
April	„	7 ,5 „	(— 1 ,5)
Mai	„	8 ,8 „	(— 0 ,2)
Juni	„	10 ,3 „	(+ 1 ,3)
Juli	„	11 ,8 „	(+ 2 ,8)
August	„	12 ,5 „	(+ 3 ,5)
September	„	12 ,2 „	(+ 3 ,2)
Oktober	„	10 ,3 „	(+ 1 ,3)
November	„	7 ,8 „	(— 1 ,2)
December	„	7 ,2 „	(— 1 ,8)

Aus diesen Zahlen ersehen wir, daß der Gang der Seewärme im Laufe des Jahres von dem der Lufttemperatur in mehrfacher Beziehung sich unterscheidet. So finden wir vor Allem aus den einklammirten Zahlen (welche die Differenzen aus dem Jahres- und dem zugehörigen Monatsmittel sind), daß erst vom November an das Monatsmittel hinter der Jahrestemperatur zurückbleibt, daß aber diese Abnahme erst gegen Ende Mai wieder ausgeglichen wird, während der Temperaturüberschuß gegen das Jahresmittel vom Juni an bis zum November sich erstreckt; im Gange der Lufttemperatur hingegen sind die Temperaturen der Monate Oktober bis April unter, die übrigen über dem Jahresmittel; hier kömmt die Oktoberwärme, für die Seetemperatur aber das Mittel für Mai dem Jahresmittel am nächsten. Die Abweichungen der Monatsmittel der Seetemperatur sind außerdem weit geringer, als die entsprechenden Abweichungen der Temperaturmittel der Luft vom Jahresmittel. Sie erreichen ihre niedersten Werthe in den Monaten Januar, Februar und März, ihre höchsten in den Monaten Juli, August und September; das absolute Minimum der Seetemperatur fällt auf die Mitte Februar, das Maximum aber tritt beiläufig in der Mitte des Monates August ein. Ferner finden wir die Seetemperatur von einem Monate zum andern nicht in so rascher Weise wechseln, wie die der Luft, und diese ist, mit einigen geringen Ausnahmen, im Laufe des ganzen Jahres niederer, als die Seewärme. Letzteres geht sehr deutlich aus der nachstehenden Zusammenstellung hervor, welche für 4 Stationen herausgehoben wurde:

Station.	Sommer.		Winter.		Jahr.	
	Seetemperatur.	Ueberschuß.	Seetemperatur.	Ueberschuß.	Seetemperatur.	Ueberschuß.
	R.	R.	R.	R.	R.	R.
Portrush.	10°,0	+ 0°,4	7°,3	+ 1°,7	8°,7	+ 1°,1
Donaghadee.	9 ,2	— 0 ,3	7 ,4	+ 1 ,6	8 ,3	+ 0 ,7
Courtown.	10 ,3	+ 1 ,0	7 ,1	+ 1 ,3	8 ,7	+ 1 ,2
Castletownsend.	10 ,1	+ 0 ,4	7 ,5	+ 0 ,7	9 ,3	+ 0 ,6
Mittel.	— —	+ 0 ,4	— —	+ 1 ,3	— —	+ 0 ,9

Wir sehen, daß der Ueberschuß der See- gegen die Luftwärme im Sommer geringer als im Winter ist, und im Jahresmittel gegen 1° R. beträgt. Der Ueberschuß der Seetemperatur gegen die Luftwärme an den Binnenlandstationen beträgt aber im Mittel 1°,7 R. Hr. L. gibt eine Erklärung für diese Erscheinung, die beiläufig darin besteht, daß vor Allem der Einfluß des Golfstromes sich an den irländischen Küsten geltend mache, daß aber noch außerdem die durch den Wellenschlag und bei der Bewegung der Wassermassen überhaupt durch die hiebei verrichtete mechanische Arbeit, frei werdende Wärme eine Erhöhung der Seetemperatur (wie dieß aus ähnlichen Betrachtungen von Mayer,

Joule und Rankine hervorgehe) erzeugen könne.

Der Gang des Luftdruckes kann durch einjährige Beobachtungen nicht genügend dargestellt werden, wie dieß bei anderen Gelegenheiten schon näher erörtert wurde. Die für die ganze Insel gewonnenen Barometer-Beobachtungen können daher, wenn dieselben nicht ebenso, wie dieß schon jetzt bei mehreren Stationen der Fall ist, durch mehrjährige Reihen künftig ergänzt werden können, nur relativen Werth haben. Die Art und Weise aber, wie Hr. L. die vorhandenen Beobachtungsreihen benützte und die sorgfältigen Correctionen, durch welche dieselben verbessert wurden, berechtigen zu mehreren Schlüssen, die von Interesse sind. Die in der Tabelle XVI unter Anwendung der Correctionstabelle XV aus den Beobachtungen der Tab. XIV ermittelten Reihen, geben die folgenden Hauptresultate für die monatlichen Mittel des Luftdruckes für vier Gruppen des Beobachtungsnetzes in par. Linien auf 0°R. reducirt:

(330‴ +)

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.	Wint.	Frühl.	Sommer	Herbst	Jahr
Nordost	3‴,06	7‴,90	4‴,75	7‴,00	9‴,03	7‴,79	6‴,44	8‴,24	10‴,38	5‴,77	8‴,24	10‴,04	5‴,24	7‴,94	8‴,35	8‴,02	7‴,34
Nordwest	1,93	7,45	4,64	6,77	9,15	7,67	6,66	7,90	10,04	5,54	8,91	9,93	4,67	7,86	8,20	8,13	7,22
Südost	3,29	7,90	4,97	6,66	8,92	8,02	6,55	8,35	10,38	6,22	8,47	10,49	5,39	7,87	8,43	8,39	7,56
Südwest	2,84	7,45	5,09	6,44	9,03	7,90	6,66	8,13	10,15	6,44	9,48	10,38	5,13	7,79	8,31	8,77	7,45

Die sämmtlichen Barometerstände wurden, um die vorstehenden Resultate herzustellen, auf den Meeresspiegel reducirt, indem der Hr. Verf. dabei die Correction 0,‴0011 Barometerhöhe für jeden Fuß in der Höhendifferenz annahm. Also stellen diese Zahlen den Gang des Luftdruckes auf verschiedenen Theilen der Insel vor, unabhängig von der Höhe über dem Meere. Aus diesen ist sogleich zu erkennen, daß im Allgemeinen der Druck im Norden geringer, als im Süden der Insel ist, daß er in Südost sein Maximum, in Nordwest aber sein Minimum erreicht. Der Luftdruck erscheint im Winter am kleinsten, nimmt an allen Theilen der Insel, den südwestlichen ausgenommen (!), im Sommer sein Maximum an, und nimmt im Herbste wieder ab; nur im Südwesten erscheint der Wendepunkt im Herbste. Von einem Monate zum andern sind die Schwankungen bedeutend, das absolute Minimum fällt in allen Gruppen auf den Januar, das Maximum des Druckes aber in den nördlichen Stationen auf den September, in den südlichen auf December. Diese Eigenthümlichkeiten sind wohl theilweise den auf der Insel herrschenden Windverhältnissen zuzuschreiben, theils aber durch den Gang des Dampfgehaltes der Atmosphäre zu erklären.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. August.

II. Nr. 6. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Aus dem Gebiete der Meteorologie.

IV.

Humphrey Lloyd etc.

(Schluß.)

So wie für die Untersuchung aller Elemente durch die zweckmäßigsten Vorbereitungen vom Vorstande des irländ. meteorol. Institutes gesorgt war, so wurden auch die Windverhältnisse der aufmerksamsten Beobachtungsweise unterworfen. Die Tab. XVIII–XX enthalten die Frequenz der verschiedenen Windgattungen, die Tab. XXIII und XXIV die Mittel der Windstärke (Means of the Force).

In Beziehung auf die Häufigkeit der Windgattungen ergeben sich für die ganze Insel die folgenden Resultate:

	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.
Sommer	12,3	9,4	8,9	10,0	10,7	17,1	16,3	15,7
Winter	9,6	5,2	5,0	8,6	16,4	23 4	17,6	14,4
Jahr	10,8	7,3	6,9	9,2	13,6	20,2	17,0	15,0.

Aus diesen Zahlen ersieht man, daß die südwestlichen und westlichen Luftströmungen auf der ganzen Insel vorherrschend, die östlichen und nordöstlichen selten vorkommen; daß ferner im Sommer die W.S.W.-Winde am häufigsten, die aus O.S.O. von geringer Zahl sind, während im Winter die S.W.-Strömungen vorherrschen. Uebrigens gelten diese Verhältnisse eigentlich nur für das Jahr 1851, und sind in jedem Jahre von diesen einigermaßen verschieden. Außerdem scheint aus den Tab. XVIII bis XX hervorzugehen, daß die östlichen Winde an der Westküste, die westlichen an der Ostküste im Sommerhalbjahre vorherrschen, während im Winter die häufigsten Strömungen aus S.W. und W. an allen Punkten der Insel erfolgen.

Am Anfange beabsichtigte man, die Messung des Winddruckes mittelst des Lind'schen Anemometers vorzunehmen, und hat deshalb auch jede Station mit einem solchen Instrumente versehen. Die Schwierigkeiten aber, welche sich der allgemeinen Anwendung dieses Windmessers entgegenstellten, gaben die Veranlassung, die Windstärke durch Schätzung nach einer hiezu vorgeschriebenen Scala*) zu bestimmen, und die so erhaltenen Beobachtungen für die Berechnung des Winddruckes zu benützen.

*) Diese Windscala enthält folgende Grade: **0** (Windstille); **1.** Light breeze; **2.** Moderate breeze; **3.** Strong breeze; **4.** Moderate gale; **5.** Strong gale; **6.** Storm. Dieselbe erscheint aber noch zu umfassend, und es möchte auch hier wieder das bei einer anderen Gelegenheit für diesen Punkt Erwähnte seinen Platz finden. (Münch. gel. Anz. XL. 70).

Die Vergleichung der mittelst Schätzung erhaltenen Zahlen mit den Angaben eines Robinson'schen Anemometers zeigte, daß jene nicht dem Winddrucke correspondiren, sondern zur Geschwindigkeit in einer einfachen Beziehung stehen, so daß man aus

$$V = V_1 n,$$

worin V_1 einen Erfahrungscoefficienten (hier 11,6) und n die nach der Scala geschätzte Windstärke bedeutet, die Geschwindigkeit V (in engl. Fußen per Secunde) berechnen kann. Um aus den Werthen von n den Druck P gegen die Flächeneinheit bestimmen zu können, hat man

$$P = P_1 n^2$$

zu setzen, woraus man, bei $P_1 = 0{,}3$, den Winddruck in engl. Pfunden auf den Quadratfuß berechnen kann. Diese Gleichung wurde von Hrn. L. angewendet, um die mittleren Windstärken — wie dieselben in den Tab. XXIII. und XXIV. enthalten sind — für alle Stationen zu berechnen. Vereiniget man die sämmtlichen hiefür gefundenen Reihen, so erhält man für die vier Gruppen der Stationen die folgenden mittleren Werthe:

Nordost-Gruppe: 1,64; Nordwest-Gruppe: 1,94,
Südost-Gruppe: 1,61; Südwest-Gruppe: 2,00.

Um die mit der Verbreitung eines gewißen Systemes von Luftströmungen verbundenen Drehungen — die cyclonischen Bewegungen — und deren Fortpflanzung — zu untersuchen, benützt Hr. L. eigenthümliche Wege, die theilweise in graphischen Darstellungen, theils aber in theoretischen Ermittelungen bestehen. Zuerst wurden für gegebene Distrikte diejenigen der gleichzeitig herrschenden Windgattungen hervorgehoben, in deren Richtungen sich Unterschiede von 90° oder mehr als 90° zeigten, und deren Stärke mindestens dem 2. Grade der Windscala entsprach. Diese Windrichtungen wurden in Karten eingetragen, und man erhielt so eine graphische Darstellung, aus welcher sich nicht bloß die allenfalls statthabenden Drehungen erkennen ließen, sondern auch diejenige Stelle sich nahezu ergab, von welcher der Wirbel in der betrachteten Epoche ausgieng. Mit Hilfe der Detailbeobachtungen, die an den einzelnen Stationen mindestens von 12 zu 12 Stunden vorgenommen wurden, konnte man die

Richtung sowie die Geschwindigkeit der drehenden Bewegung erkennen. — Nimmt man nun irgend einen bekannten Punkt des Beobachtungsnetzes als Ursprung eines senkrechten Coordinatensystemes an, von welchem die Meridianlinie des Ursprunges die eine Axe (Y) ist, und sind y und x die bekannten Coordinaten irgend einer Station (in geogr. Meilen ausgedrückt), Y und X die Coordinaten des Centrums des Wirbels, ist ferner m der Winkel, welchen die Windrichtung an der Station (x,y) mit dem Meridian bildet (von Nord über Ost gemessen), so kann man mit Anwendung der Gleichung

$$y - Y + (x - X) \text{ tang. } m = 0$$

die Lage des gesuchten Centrums (X,Y), und zwar unabhängig von den Beobachtungsfehlern und den Lokaleinflüssen der einzelnen Beobachtungsstationen bestimmen, wenn man mit Hilfe der Methode der kleinsten Quadrate die Ausgleichungen vornimmt. Die Resultate, welche auf diese Weise unter Benützung aller einzelnen Beobachtungsreihen abgeleitet worden sind, zeigten eine überraschende Uebereinstimmung mit den zahlreichen Beobachtungen, die Hr. L. (auf S. 450—460 ꝛc. seiner Abhandlung) der Betrachtung unterwirft, und die hiebei ermittelten Thatsachen berechtigen zu mehreren Conclusionen, die wir hier in Kürze hervorheben wollen:

1) In Irland treten häufig cyclonische Bewegungen ein, und zwar selbst bei mäßigen Windstärken.

2) Die Drehung der Winde findet dabei immer nach einem Sinne statt, welcher der täglichen Bewegung der Sonne im Azimuthe entgegengesetzt ist.

3) Jede Rotation ist von einer bedeutenden Störung des barometrischen Gleichgewichtes begleitet, die im Verhältnisse der Geschwindigkeit der Drehung zunimmt, und in der Weise sich gestaltet, daß der Luftdruck am Centrum des Wirbels ein Minimum ist, und regelmäßig mit der Entfernung von diesem Punkte zunimmt.

4) Die Stelle der größten Geschwindigkeit scheint in keiner bestimmten Beziehung zur Lage des Centrums zu stehen. Häufig kann die rotatorische Bewegung in eine fortschreitende übergehen.

5) Der Wirbel (vortex) hat eine fortschreitende Bewegung, deren Geschwindigkeit im Mittel 220 geograph. Meilen per Tag (also gegen 59 par. Fuß per Secunde) beträgt, und die innerhalb 100 und 300 Meilen für den Tag variiren kann. Die Richtung dieser Bewegung geht gewöhnlich von SW gen NO.

6) Denkt man sich eine Gerade durch den Mittelpunkt von Irland in der Richtung SW. gen NO. gezogen, so liegt der Weg der Mittelpunkte der größten Zahl jener cyclonischen Bewegungen, wie sie über oder nahe an Irland vorbeigehen, auf der Nordseite jener Linie.

7) Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß solche rotatorische Bewegungen durch den Kampf (conflict) zweier entgegengesetzt gerichteten Luftströme entstehen.

Seine umfassenden Untersuchungen über Stürme und deren Gang ꝛc. in Irland führen Hrn. L. ebenfalls zu Resultaten, die besondere Eigenthümlichkeiten dieser Insel erkennen lassen, und die im Allgemeinen von solcher Wichtigkeit erscheinen, daß wir wenigstens die Conclusionen, welche denselben entnommen werden dürfen, hier noch anführen müssen. Diese sind beiläufig folgende:

1) Die größeren Stürme kommen weit häufiger an der westlichen als an der östlichen Küste der Insel vor. Im Norden ist die Frequenz derselben fast dieselbe, wie im Süden.

2) Die Stürme kommen in der Regel aus Süd und West, und werden in ihrem Verlaufe zum größten Theile cyclonische Bewegungen. Der niederste Barometerstand tritt dabei im nordwestlichen Quadranten der Insel ein.

3) Die Axe eines Sturmes bleibt in manchen Fällen parallel zu sich selbst, und zwar ostwärts. Es scheint dabei, daß auf jeder Seite der Wind gegen diese hin blase. — Zuweilen treffen die Punkte des stärksten Windes und des niedersten Druckes der Luft zusammen, zuweilen auch nicht. Im letzteren Falle befindet sich die Linie des geringsten Druckes westlich von der Axe des Sturmes.

Der Gang der **Feuchtigkeit** auf Irland ist an verschiedenen Orten, wie auch wohl zu vermuthen war, sehr verschieden. Im Allgemeinen ist der relative Feuchtigkeitsgrad im April und Mai am geringsten, in den Wintermonaten aber am größten. Unter allen Stationen, von welchen Psychrometerbeobachtungen bekannt geworden sind (es sind dieselben, sowie die Resultate hiefür in Tab. XXVI bis XXVIII enthalten), ist Portarlington der Punkt der größten Trockenheit, Westport aber jener der größten relativen Feuchtigkeitsmenge. Die jährlichen Mittel der relat. Feucht. beider Orte sind beziehungsweise 80 und 96; der geringste Feuchtigkeitsgrad für Portarlington tritt in den Monaten April bis Juni ein, und ist 72, der größte fällt auf November und December und ist 90 bis 91; für Westport ist die geringste relative Feuchtigkeit 89 (im Januar), die größte Feuchtigkeitskeitsmenge 98 (Nov. und Dec.).

Was die **Regenverhältnisse** betrifft, so hat Irland mehr Regionen aufzuweisen, als man von dieser Insel und ihrer Terraingestaltung erwarten sollte. Da die einjährigen Beobachtungen keine bestimmte Beurtheilung zulassen, so hat Hr. L. es versucht, durch Vergleichung der Beobachtungen für 1851 (Tab. XXXI) mit den Mitteln der 11jährigen Reihen für Dublin (1841 — 1851) und der 12jährigen für Armagh (Tab. XXIX und XXX) annähernd die normalen Regenzustände zu ermitteln.

Im Mittel war die Regenmenge für Irland im Jahre 1851 gegen 32¼ par. Zoll. Auf die einzelnen Stationen war die Regenmenge in folgender Weise vertheilt. (Die folgenden Zahlen bedeuten die Regenhöhen in par. Maaß ausgedrückt.)

Portarlington, ...	19″	11,04‴
Kilough, ...	21	9,11
Dublin, ...	24	9,25
Athy, ...	25	1,08
Donaghadee, ...	26	2,48
Courtown, ...	27	9,74
Kilroush, ...	30	6,84
Armagh, ...	31	0,13
Killybegs, ...	31	1,82
Dunmore, ...	31	5,65

Portrush, ...	34″	11‴,30
Buncrana, ...	36	6,27
Markree, ...	37	9,87
Castletownsend, ...	39	9,87
Westport, ...	43	0,34
Cahirciveen, ...	55	3,49

Es folgen aus den Beobachtungsreihen der Regenhöhen die wichtigen Punkte:

1) Die Orte des geringsten Regens befinden sich entweder im Binnenlande oder an den östlichen Küsten, jene des geringsten entweder an oder in der Nähe der westlichen Küsten.

2) Die Größe der Regenmenge hängt zum größten Theile von der Nähe einer Gebirgskette an einer Station ab, wenn diese nicht am östlichen oder nordöstlichen Ende derselben liegt.

Nachdem wir nunmehr, soweit es die Umstände gestatten, ein gedrängtes Bild der gründlichen Arbeit des Hrn. L. sowohl, wie der klimatischen Verhältnisse Irlands im Allgemeinen darzustellen versucht haben, müssen wir in Beziehung auf die Details auf das Original hinweisen, und diese wirklich originelle Bearbeitung als einen der gediegensten Beiträge zur Meteorologie bezeichnen. Es wäre nur der einzige Wunsch beizufügen, daß statt des englischen Längenmaaßes dieselben Maaße künftig für Barometer- und Regenhöhen auch in den englischen meteorologischen Schriften benützt werden könnten, wie sie in anderen europäischen Staaten zum größten Theile schon eingeführt sind (nämlich das alte Pariſermaaß, seltener das Metermaaß), indem hierdurch, wenn das lästige Reduciren wegfallen könnte, die Benützung der mitgetheilten Resultate um Vieles erleichtert würde.

Kuhn.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Mathematica.

A. v. Burg, Lehrbuch der Maschinenlehre. Mit Atlas. Wien 1855.

J. P. Muirhead, The origin and progress of the mechanical inventions of James Watt. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1855.

H. B. Lübsen, Einleitung in die Infinitesimalrechnung. Th. 1. Hamb. 1855.

O. Fort und O. Schlömilch, Lehrbuch der analytischen Geometrie. Th. 1. 2. Lpz. 1855.

Dr. H. Schwarz, Die Zahlentheorie. Halle 1855.

Duhamel, Lehrbuch der Differential- und Integral-Rechnung. Deutsch von W. Wagner. Lief. 1. Braunschweig 1855.

J. Dienger, Theoretisch-prakt. Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Stuttg. 1855.

F. Redtenbacher, Die Gesetze des Locomotivbaues. Mannheim 1855.

J. Whichcord, The history and antiquities of the collegiate church of all Saints, Maidstone. Lond. 1845.

E. Hatzet, Die Statik der Bauconstructionen ohne Anwendung der Differenzial- und Integral-Rechnung. Frankf. 1855.

E. Hacault, Der Eisenbahn-Hochbau. Lief. 1. Berl. 1855.

T. C. Simon, Scientific certainties of planetary life. Lond. 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. August.

III. Nr. 8. Historische Classe. 1856.

Die belgischen Zeitschriften.

1) **Messager des sciences historiques, des arts et de la bibliographie de Belgique publ. par MM. de St. Genois, Serrure, van Lokeren, van der Meersch et Ph. Kervyn de Volkaersbeke. Gand 1854 — 56.**

2) **Revue trimestrielle publié par M. Eug. van Bemmel. Bruxelles 1854 — 56. 10 Bdchen.**

Wer die literärischen Zustände Belgiens vor vierzig Jahren gekannt hat und die jetzt dort so erfreulichen damit vergleicht, kann seine Bewunderung einem Lande nicht versagen, das sich aus dem Nichts zur Höhe der allgemeinen Cultur Europa's erhoben hat, so daß es jetzt keinem andern nachsteht. Nach der Trennung der belgischen Provinzen von Frankreich blieb seine geringe Literatur nur ein Nachhall der französischen, der damals erscheinende Mercure belge war ein Abklatsch der Minerve française; seine politisch-literärischen Zeitschriften der libérale Observateur und der clericale Spectateur waren in nicht anziehender Sprache geschrieben und hatten eine beschränkte Richtung.

Die 1817 errichteten Universitäten in Lüttich, Löwen und Gent waren Jahre lang ohne Rückwirkung auf die freie literärische Bewegung. Erst 1823 begann in Gent der Messager des sciences et des arts du royaume du Pays-bas bis 1831. 6 Bände. Seit 1832 nahm derselbe (erneuert von Refer. und de Bast) als Messager des sciences et des arts en Belgique einen bedeutenderen Aufschwung, verwandelte sich aber 1838 in den Messager des sciences historiques de la Belgique, in ein historisch-antiquarisches Magazin, ähnlich den Archiven unserer Alterthumsvereine, leistete aber seitdem, den Titel mehrmals modificirend, von 1854 an als Messager des sciences historiques, des arts et de la bibliographie de Belgique, jetzt in neunundzwanzig Bänden (der dreißigste begann 1856) den geschichtlich-antiquarischen und artistischen Studien einen unendlichen Vorschub, auch durch die Beifügung von Kupfertafeln, Lithographien, von Kunstdenkmalen aller Art, Münzen u. s. w. Die Zahl seiner Mitarbeiter beläuft sich über 160, und die in der Zeitschrift enthaltenen Artikel sind so zahlreich, daß am Ende von 1853 ein Bändchen von 189 Seiten Tables générales derselben erschien, welcher dessen Benützung sehr erleichtert. Refer. hat im Jahr 1840 in den Gelehrten Anzeigen der königlichen Akademie Nr. 160 — 165 eine Inhaltsanzeige der 6 Bände der zweiten Serie gegeben. Von einem näheren Eingehen auf den Inhalt der in den von 1839 bis 1853 erschienenen, die dritte bis fünfte Abtheilung der Zeitschrift bildenden Bände muß er hier abstehen; alle einzelnen Abhandlungen, Artikel, Notizen u. s. w. sind in dem Bande der Tables mit einer bewunderungswürdigen Vollständigkeit angegeben *). Er beschränkt sich, darauf

*) Die Tables bestehen aus 3 alphabetischen Verzeichnissen, einem des Inhalts der Artikel, einem der

aufmerksam zu machen, daß diese Bände, wie die 12 früheren und die 3 neuesten ein auch für die deutsche Geschichte unentbehrliches, leider bei uns jetzt nicht beachtetes Materialienmagazin sind und, obwohl vor Allem deshalb, weil die belg. Provinzen außer Flandern jenseits der Schelde bis unter Karl V. zum deutschen Reiche gehörten, doch auch aus dem Grunde, weil manche Artikel in denselben auf die Geschichte der eigentlich deutschen Lande sich beziehen.

Beispielsweise führt Ref. an im Bande vom J. 1852 S. 121 eine Notiz über die Verbindungen Wallensteins mit dem Hofe zu Brüssel und den Offizieren der belgischen Armee; über die Verbindungen der deutschen Hansa mit den Niederlanden (Bd. von 1840 S. 291); über die Nautae des Schwarzwalds (Bd. von 1842 S. 352): eine mit Zeichnungen versehene Darstellung, Abhandlung über celtische Gräber im Badischen (Bd. von 1840 S. 350), welche beide, so wie noch 16 andere Artikel den auch als Zeichner vorzüglichen Privatgelehrten Herrn Max von Ring in Straßburg, früher in Freiburg, zum Verfasser haben, z. B. der sehr lesenswerthe über den berühmten belgischen Compositeur Orlando Lasso (Roland de Lattre) (Bd. von 1850 S. 161).

Die Zahl der Artikel über die Geschichte belgischer Baukunst und Malerei, in der Regel illustrirt durch Umrisse in Stahlstichen, ist so groß, daß nicht einmal die bedeutendsten angeführt werden können. Ferner findet sich in der Sammlung bis 1854 87 Biographien und 72 nekrologische Artikel berühmter oder namhafter Belgier, geschichtliche Notizen über die belgischen Universitäten und gelehrten Gesellschaften: ferner Grab- und Monumental-Inschriften aller Art, wie auch Zeichnungen aller in Belgien seit 1823 aufgefundenen römischen Alterthümer nebst genauen Notizen über dieselben. Schon aus der Zahl der Beiträge der in der gelehrten Welt berühmt gewordenen Mitarbeiter der Zeitschrift ergibt sich der Werth derselben.

Kupferstiche und Lithographieen und einem der Namen der 162 Mitarbeiter und ihrer wissenschaftlichen Beiträge.

Wir beschränken uns darauf, anzugeben, daß in den 27 Bänden bis 1854 von Herrn Archiv-Direktor Gachard in Brüssel 7, von dem flamändischen Historiker Kervyn de Volkaersbeke 27, von dem ersten Historiographen der flandrischen Kunst A. van Lockeren 34, von S. S. Raepsaet 9, von Hrn. v. Reiffenberg 29, vom berühmten Archäologen Roulez in Gent 13, von Altmeyer 5 längere oder kürzere Artikel sich darin finden; und daß die 2 Hauptredaktoren Serrure und van der Meersch gegen 100, und der dritte, Herr v. Saint-Genois, einige 100 Artikel geliefert haben *). Ref. braucht kaum zu sagen: daß die Sammlung des Messager, dessen 6 erste Bände freilich nicht mehr zu haben sind, in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen darf, wie dieselbe denn auch in Deutschland häufig zu finden ist **).

Um von den zwei letzten Bänden und der neuestens erschienenen ersten Lieferung des Messager vom J. 1856 etwas Näheres zu berichten, hebt Ref. hervor, daß der Bd. von 1854, der von 1855 24 Hauptartikel, der erste 14, der zweite 13 Kupferstiche oder Lithographien enthalten. Besonders anziehend sind unter jenen eine geschichtliche Beschreibung der Marienkirche in Gent (Bd. von 1854 S. 1 — 56), eine Reihe von Artikeln unter der Aufschrift: Archives des arts, sciences et des lettres von Piechart (Ebend. p. 247, 361, 441, Bd. von 1855 p. 389); der Abdruck bisher ungedruckter Briefe und Depeschen des Marquis von Ferriol, französischen Gesandten in Constantinopel (v. 1707—1709) Bd. von 1854 S. 417); Beiträge zur Geschichte des öffentlichen Unterrichts im Mittelalter — nämlich Geschichte der höheren Schulen in Tournay (Bd. von 1855 S. 171, 274, 433) von Lecouvet, Prof. in Tournay, nebst den Statuten der ersten Ecolatrie des Martinstifts allda. Eine anziehende Biographie des letzten Grafen von

*) Vom Ref. finden sich 12 Artikel in demselben.

**) In Tübingen ist die Sammlung vollständig vorhanden: dem germanischen Museum in Nürnberg machte Ref. ein Exemplar vom J. 1839 an zum Geschenk.

Thiennes von Rumbeke, geb. 1777, † den 28. April 1855, eines eben so sehr durch seinen edeln Charakter als seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Mannes; der Verf. des Artikels ist Herr Kervyn van Volkaersbeke. Wichtig für die neueste belgische Geschichte ist eine kritische Anzeige des ersten Bandes eines Werkes von Professor Thonnissen in Löwen: La Belgique sous le regne de Leopold I. (Bd. von 1855 p. 193 — 211), er enthält neue Aufschlüsse über die Kriegsereignisse Belgiens im August 1831. Ferner sind sehr lesenswerth 3 Artikel über die Geschichte des brabantischen Strafrechts im Mittelalter (Bd. von 1855 p. 315, 469 und Bd. von 1856 S. 30) von G. van Coetsem in Gent. Ref. war es hier befremdend, daß dem Verf. die Darstellung des in der Hauptsache gleichen mittelalterlichen Strafrechts in Flandern in des Ref. Flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte unbekannt blieb. Auch die Lebensgeschichte des deutschen Cardinals Clesel (geb. in Wien 1553) von Graf Villermont (in Bd. von 1855 S. 255) ist rühmlich zu erwähnen.

Die erste Lieferung des Bandes von 1856 enthält u. A. Untersuchungen von D. St. Genois über den Geburtsort, die Familien u. s. w. des belgischen Gelehrten Schepperus (p. 1 — 28) nebst Bildniß desselben, die Kirchengesänge des Thomas v. Kempis (p. 66) mit 3 in Kupfer gestochenen Facsimiles der Melodien dazu, nebst Uebertragung in moderne Notation.

Die Zahl der unter der Aufschrift: Chronique des sciences et des arts enthaltenen Notizen ist sehr beträchtlich und überaus mannigfaltig. Ref. macht unter Anderem aufmerksam auf eine (Bd. von 1855 S. 101 enthaltene) archivalische Angabe der Gehalte der Professoren der Rechte an der Universität Löwen im 17. Jahrhundert; der erste Professor des canonischen Rechts hatte 400, der des römischen Rechts 500, der bekannte Civilist Godelinus 225, und der sogar berühmte Zoesius, Prof. der Institutionen, 200 fl. Gehalt; ferner macht Ref. aufmerksam auf eine Statistik der gegenwärtigen Archive in Belgien und deren Einrichtung u. s. w. (Bd. von 1855 S. 499 — 507).

Er versäumt nicht einer in demselben Band S. 69—73 enthaltenen Bitte des Pfarrers Andrées von Middelburg (in Flandern) zu entsprechen. Es war im deutschen Kunstblatt von 1836 S. 279 von demselben gesagt und im Messager von 1841 wiederholt worden: er habe ein der Kirche dieser Stadt gehöriges Gemälde von Bledeleu, † 1472, nach Berlin verkauft. Der Herr Pfarrer protestirt hiegegen und theilt mit, daß dies Gemälde durch seine Sorgfalt restaurirt und nur eine Kopie desselben nach Berlin gekommen sei.

Schließlich führt Ref. eine nachahmungswerthe Sitte des neuesten Messager an, dessen sog. Questionaire historique, biographique et bibliographique. Es besteht in der Bekanntmachung wichtiger geschichtlicher, biographischer und literärhistorischer Fragen, worauf die eingehenden Antworten in späteren Heften mitgetheilt werden.

So viel über den Messager. Ref. glaubt nun die Aufmerksamkeit Deutschlands auf eine andere und zwar allgemeine literärische Zeitschrift Belgiens lenken zu sollen, die seit Jan. 1854 in Brüssel erscheint unter dem Titel: Revue trimestrielle. Ihr Redakteur ist der belgische Literat Eugen van Bemmel. Dieselbe ist nicht die erste Zeitschrift dieser Art; von 1839 — 1845 erschien von dem jetzigen Staatsminister Hrn. Devaux, Chef der belgischen Doctrinäre, eine ähnliche — die Revue nationale de Belgique (angezeigt vom Ref. in Menzels Literaturblatt von 1841 Nr. 55 — 57), sie hatte aber einen vorherrschend gegen die clericale Domination gerichteten politischen Charakter. Aehnlich sind ferner die in entgegengesetzter Richtung geschriebenen älteren und neueren Revue de Bruxelles, welche zuletzt der jetzige Minister des Innern Herr De Decker dirigirte. Seit Sept. 1855 begann der ausgezeichnete französische, seit 1852 in Belgien lebende Literat Pascal Duprat, unterstützt von gleichgesinnten Gelehrten aller Länder Europas und Amerikas das mit der Revue concurrirende Libre recherche *) von entschiedenem philosophisch-rationa-

*) Vom Ref. erscheint von derselben und verwandten literarischen Erscheinungen eine Anzeige in der von

listischem Charakter, so daß alle Geistesrichtungen in Belgien jetzt ihre Organe haben.

Von der hier nun näher zu besprechenden Revue trimestrielle liegen dem Ref. 10 elegant gedruckte Bändchen in klein Octav, jedes von über 300 Seiten, von so universellem Gehalte vor, daß kein literarisches oder wissenschaftliches Fach leer ausgeht. Man begegnet unter den Verfassern der Artikel den Namen der tüchtigsten belgischen Gelehrten, Schriftsteller, Künstler. Die speculative Philosophie ist auf das würdigste darin vertreten, durch den verdienstvollen Krausianer Tiberghien, Prof. an der Universität zu Brüssel, durch Alph. Leroy, Prof. an der von Lüttich, durch den jüngeren van Meenen und einige andere, die Geschichte durch den freilich etwas kühnen P. A. F. Gerard, den überaus gründlichen Altmeyer, den Archivisten A. Wauters, den Hennegauer Geschichtsforscher Duvivier u. a., und die volkswirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen Fächer sind mit geistvoller Gründlichkeit und nach allen Richtungen hin behandelt; als Verfasser höchst lesenswerther Artikel erscheinen die Herren Tielemans, Ducpetiaux, Verhaegen, Lehardy de Beaulieu, de Molinari, Orts, Rittinghausen, Dehasse, dessen Skizzen der hommes politiques de la Belgique (von Schottrand im Bd. III. p. 265 und v. Frere-Orban B. IX. p. 221—294) sehr anziehend sind. Interessante Reiseberichte geben (B. II. 21. III. 121. VI. 119. VII. 53. VIII. 151.) von einer Reise nach Guatimala Jul. de Bye, von einer nach Griechenland Wagner (B. IX. 138. X. 269.). Die klassische Philologie ist vertreten durch die Herren A. Baron M. Veydt und andere, die neuere (wallonische und flamändische) durch Stecher, A. Le Roy, Alph. Willems, die Musik durch Samuel und Gust. de Penmarch, die moderne schöne Literatur und die Geschichte der literarischen Entwicklung des Landes durch H. Delmotte, James, Fuerison, Baron, Olin, Driesen, Wacken, Lacroix u. a., vor Allem aber durch den Redakteur der Revue selbst; die Naturwissenschaften, Industrie und verwandte Fächer durch Stappaerts; die mittelalterliche Kunstgeschichte durch Piechart und Podesta. Auch der unterzeichnete Referent lieferte der Revue einen Beitrag: de l'esprit et de l'organisation des Universites allemandes (B. V. p. 111). Der Artikel wurde veranlaßt durch einen 1854 den belgischen Kammern von der Regierung mitgetheilten Reformentwurf der dortigen Universitäten, dessen Zweck war, den höheren Unterricht wieder mehr nach der Art der französischen zu organisiren und die letzten Reste der 1835 mehr deutschen Organisation zu entfernen *).

Die Revue zerfällt in drei Abtheilungen; die erste bei Weitem größte enthält selbständige Abhandlungen und Darstellungen der Verf.; die zweite Gedichte, die dritte unter der Aufschrift: notices litéraires, kritische Anzeigen neuer, vorzugsweise in Belgien erscheinender Schriften (Ref. zählte deren 63 und fand sie in der Regel sehr gediegen). Kurze Notizen unter der Aufschrift Revue musicale (von Sauret) nebst der Chronique dramatique schließen den Band.

Befremdend scheint es auf den ersten Blick, unter den Mitarbeitern keinen der vielen Mitglieder der königlichen Akademie von Brüssel zu finden, und nur einige Mitglieder der Staatsuniversitäten. Allein dies erklärt sich am besten daraus, daß die ersten ihr eigenes Organ für ihre kleineren Arbeiten im Bulletin der Akademie haben, auch von einem Mitarbeiter der Revue Herrn Gerard ein feindlicher Angriff auf die historische Classe der Akademie in der Revue erschien, und die genannten Universitätslehrer, welche Nichtakademiker sind, ihre literarischen Produktionen auf andere Weise bekannt machen.

*) Der Artikel wurde alsbald abgedruckt in der zu Paris erscheinenden Revue des cours publics.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. September.

III. Nr. 9. Historische Classe. 1856.

Die belgischen Zeitschriften.

1) **Messager des sciences historiques etc.**

2) **Revue trimestrielle etc.**

(Schluß.)

Gerne würde Ref. hier den Inhalt der bedeutendsten Artikel der Revue in Kürze wiedergeben, er muß sich aber darauf beschränken, einige der ausgezeichnetsten zu bezeichnen. Zu denselben gehört vor allen Altmeyers Essai d'histoire diplomatique de la Belgique. Première invasion de la Belgique par Louis XIV. (B. III. 89—120. IV. 114—133. V. 82—110. VI. 140—155. VIII. 78—120. X. 5—36.), ein geschichtliches Thema, welches auch für Deutschland von Interesse und in v. Raumers Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Bd. VI, S. 10—42 behandelt ist *). Hr. Altmeyer folgt zwar oft wörtlich dem deutschen Geschichtschreiber, geht aber viel tiefer in's Einzelne ein, indem er vieles aus Quellen schöpft, welche 1838 (wo Raumers Darstellung erschien) wenigstens noch nicht vollständig zugänglich waren; dieß sind vor Allem Mignets Notices et memoires historiques, dessen Negociations relatives à la succession d'Espagne, Macaulay's Geschichte von England, Groen van Prinsterers Handboek der Geschiedenis van het Vaderland u. a., die derselbe nicht benützt zu haben scheint, wie Kluit, Historie der hollandsche Staatsregering t. III., Van Kampen vaterlandsche Letterkunde t. II., Desrodes, histoire de Dunkerke; sowie die sich einander bekämpfenden Gutachten der französischen Gelehrten Guy u. Jolly und der belgischen P. Stockmans *) und Loyens über die Frage: ob die Grundsätze des belgischen Civilrechts, wornach eine Tochter erster Ehe in die Stammgüter ihres Vaters mit Ausschluß der aus einer zweiten Ehe stammenden Söhne succedirt, auch im belgischen Staatsrecht gelten, so daß schon beim Tode Philipps IV. von Spanien die belgischen Provinzen an die Gemahlin Ludwigs XIV. gefallen wären, was auch durch den bei ihrer Heirath gemachten Verzicht nicht hätte aufgehoben werden können.

Eine andere anziehende Reihe von Artikeln sind die schon genannten Reiseberichte des belgischen Naturforschers Julien de Bye, früher Prof. an der Centralschule in Brüssel, jetzt am gelehrten Institut zu Rom, im Staat Georgien. Derselbe reiste im Febr. 1852 von Antwerpen nach Quatemala, wo mit Hilfe der belgischen Regierung eine belgische Colonie gegründet war, welche aber keinen Bestand hatte. Herr Debye beschreibt in der Revue nun 3 Episoden seiner Reise, zu welchen seine Familie

*) Ferner in A. Menzel's deutscher Geschichte B. IX., den der Verf. gleichfalls benützt.

*) Im Auszug gibt sie der Verf. in B. VIII. p. 79—83 und 95 wieder. Auch der Baron Livola aus der Franche Comté hatte in seinem Memoire de l'état et de justice gegen Ludwig XIV. geschrieben und von Raumer gibt S. 32 u. 34 Auszüge aus seinem Memoire, desgl. Altmeyer a. a. O. S. 84—95.

die Notizen seines auf der Ueberfahrt vom 21. Febr. bis nach der Ankunft in der Stadt Guayza in seinem Tagebuche aufgezeichneten Notizen der Zeitschrift überließ. Diese Reisebeschreibung in B. 7. S. 83—111 ist in einfachem, aber lebendigem Styl geschrieben und erzählt die nicht uninteressanten Eindrücke der Ueberfahrt auf den zum ersten Mal zur See reisenden gebildeten jungen Mann mit einer Frische, welche die Lectüre des Tagebuches überaus anziehend macht. Der erste der von ihm zur Veröffentlichung ausgearbeiteten Artikel ist ein reizendes Gemälde eines 24stündigen Aufenthaltes auf der Spitze von Mosambique (B. II. S. 21—36), d. h. auf einer Erdzunge gebildet durch die Flüsse von San Francisco und Montagua im Golfe von Honduras. Der Artikel ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geographie jener Gegenden. Der zweite in B. III. S. 121 — 147 unter der Aufschrift: Une coupe de bois de Magahoni sur la Golféte, (im Mai 1852) enthält das Gemälde von den Magahoniholzfällungen, welche Hr. de la Faille, ein Landsmann unsers Reisenden, in dem Bezirk Golfete am Rio dulce vornehmen ließ. Eine Beschreibung der Lebensweise der Caraiben ist darin verwebt. Der letzte Artikel endlich in B. VIII. S. 151 — 173 ist der Beschreibung der belgischen Colonie Santo Thomas in Guatemala selbst gewidmet. Man findet in derselben die Namen wohlbekannter belgischer Familien wieder als der Fontaine, Cochemommens, Cloquet u. a., deren Träger freilich zum Theil nicht mehr zu finden waren (p. 152). Die Colonie hatte einen ihr nachtheiligen Krieg mit den eingebornen Indianern der Lunos zu bestehen gehabt und lebte auch nachher auf unfreundlichem Fuße mit ihnen. Nach einem 14tägigen Aufenthalt in S. Thomas bestieg der Reisende das 3000 Fuß hohe San-Gillgebirg und erzählt die von ihm dabei überstandenen Reiseabenteuer wieder auf eine sehr ansprechende Weise.

Ref. kann sich nicht enthalten, die 4 Reisebilder des Hrn. J. De Bye, welche oft an die von Hrn. Fr. Loeher erinnern, zu den Lieblichsten zu zählen, die in neuer Zeit geschrieben sind. Sie haben auch einen nicht unwichtigen naturhistorischen Werth.

Zum Schluß dieser Anzeige macht Ref. noch besonders aufmerksam auf die Beschreibung des Hrn. A. Wagner, Prof. an der Universität Gent, Notizen einer Reise im Peloponnes (B. IX. p. 135—172. X. p. 269. 292.), von Athen aus gemacht in Gesellschaft des Hrn. Stilling, eines Laureaten der Universität in Copenhagen im Aug. 1854. Das Ziel derselben war der Tempel des Jupiters auf Aegina. Die Beschreibung ist vor Allem Natur- und Sittengemälde, colorirt durch die zwar kurze, aber sehr anschauliche Schilderung der Erlebnisse der Reisenden und Reflexionen des Schreibenden, z. B. die an Fallmerayer gerichteten S. 163: „Les Grécs sont encore tous comédiens et sophistes!“

Das Endurtheil des Ref. über die neue belgische Vierteljahrschrift geht dahin, daß sie zu den besten periodischen Schriften über Wissenschaft, Literatur und Kunst gehört, und in keinem deutschen Museum oder Lesezirkel fehlen sollte.

L. A. Warnkönig.

Römische Geschichte von Theod. Mommsen. Dritter Band. Von Sullas Tode bis zur Schlacht von Thapsus. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1856.

Es ist, wenn man will, die Geschichte eines Tages aus dem römischen Volksleben, welche uns dieser dritte Theil des Mommsen'schen Werkes vorführt, das erste Stück der großen Trilogie, welche man nach Pompejus, Cäsar und Antonius oder den Tagen von Thapsus, Philippi und Actium abscheiden könnte. Liegt doch in jener ganzen Periode des Verfalles eines riesenmäßigen Volksthumes ein wahrhaft tragisches Element! Tönt es nicht oft, wie im feierlich-ernsten Melos, herauf aus dem Reiche der Schatten, in das ein jähes Geschick die letzten Römer unerbittlich hinabschleudert? Hört man nicht den furchtbaren Tritt der Erinyen, der

εὐθυδίκαιοι, wenn sich im grauenvollen Hader der Herrschsucht Verbrechen an Verbrechen schließt, wenn im blutigen Kampf der gespaltenen Brüder Mord durch Mord vergolten wird?

Der Verfasser hat das ganze Buch überschrieben: „Die Begründung der Militärmonarchie", nicht bloß, weil überhaupt das Recht da zu sein pflegt, wo die Gewalt ist, und dies nirgends offenbarer bewiesen wurde, als durch Cajus Julius Cäsar, sondern weil in diesem Ausdrucke das Wesen der Epoche am besten gezeichnet und zugleich den Zeitgenossen die Möglichkeit gegeben wird, analoge Erscheinungen von Sonst und Jetzt zu recht heller Anschauung, vielleicht auch zur Stufe des richtenden Urtheils zu bringen.

Das erste Kapitel „Marcus Lepidus und Quintus Sertorius" schildert zunächst die allgemeine Lage nach Aufrichtung der Oligarchie durch Sulla; wie sich gegen dieselbe eine mehr schleichende, aber auch eine offene und thatkräftige Opposition entwickelte, wie im Grunde genommen Niemand zufrieden war und zufrieden sein konnte, weil eben die sullanische Revolution den Besiegten fast alles genommen, den Siegern aber auch nicht alles gegeben hatte.

Obwohl nun die strengen Juristen und die altliberalen Senatoren, die Populären und die Demokraten, die hohe Finanz und der Pöbel der Hauptstadt, die Freigelassenen, die Landschaften, die Bürgerschaften, je nach verschiedenem Interesse, gegen das neue Regiment waren, obwohl die armen Emigranten, die von Sulla verfehmten Kinder der Proscribirten, und alle ruinirten Leute — „all' das vornehme und geringe Gesindel, dem im eleganten oder im banausischen Schlemmen Habe und Haltung darauf gegangen war: die adelichen Herren, an denen nichts mehr vornehm war, als ihre Schulden: die sullanischen Lanzknechte, die der Machtspruch des Regenten wohl in Gutsbesitzer, aber nicht in Ackerbauer hatte umschaffen können und die nach der verpraßten ersten Erbschaft der Geächteten sich sehnten, eine zweite ähnliche zu thun," — des Kampfes gegen die Oligarchie gewärtig waren, blieb diese dennoch vorderhand am Ruder, weil sie trotz eigener Schwäche und Talentlosigkeit gegen zerrissene und zerfahrene Coterien nur den festen Platz, den Sulla geschaffen hatte, zu vertheidigen brauchte.

Unter diesen Umständen zerscholl der eitle Versuch des M. Lepidus, sich mit Hilfe der hauptstädtischen und landschaftlichen Revolution eine Tyrannis zu erbauen, und brach sich allmählich der Aufstand auf der pyrenäischen Halbinsel, nachdem der edle Quintus Sertorius durch elenden Mord beseitigt war.

Unter den Männern, welche diese Zeit in den Vordergrund bringt, erscheint natürlich Gnäus Pompejus am meisten markirt. So viel das Glück für diesen berühmten Mann im Voraus gethan, so viel Schmeichelei und Declamation für ihn hinzu gethan haben mag, so möchte doch einzelnes in der mikroskopischen Charakteristik, welche S. 9. ff. gegeben ist, zu sehr bloßgelegt oder wenigstens zu beißend gefaßt sein. Die Historiographie muß am Ende doch der Komödie noch ihren Spielraum lassen: freilich wo diese, wie bei uns, so ist, wie sie ist, d. h. gar nicht besteht, da ist es auch kein Wunder, wenn der gesunde Witz anderswo sich Luft zu machen sucht.

Mit besonderer Theilnahme ist dagegen Sertorius behandelt; seine Organisationsplane in Spanien werden mit Recht als eine Steigerung des großen Gedankens des Gajus Gracchus angesehen, die Provinzen allmählich zu romanisiren. Es ist Sertorius einmal eine Persönlichkeit, welche durch das Außerordentliche ihrer Natur, durch den Adel der Gesinnung und den lebenslangen Conflict mit einer entarteten Zeit, endlich durch den tragischen Ausgang eines mühseligen Daseins unwillkürlich fesselt und einnimmt.

Schon das Alterthum schmückte daher den Helden mit dem Dufte der Poesie. Warum folgte er nicht dem sehnsuchtsvollen Drange, fern von Gewaltherrschaft und Kriegsnoth, in Ruhe zu leben auf den atlantischen Inseln, dem Homerischen Eden? (Plutarch. Sertor. C. VIII. IX.: ... *ταῦθ' ὁ Σερτώριος ἀκούσας ἔρωτα θαυμαστὸν ἔσχεν οἰκῆσαι τὰς νήσους καὶ ζῆν ἐν ἡσυχίᾳ τυραννίδος ἀπαλλα-*

γεὶς καὶ πολέμων ἁπάντων.) Warum stürzte er sich als Haupt der furchtbaren Kiliker von neuem in zweckloſen Kampf zu ſicherem Untergang?

Das zweite Kapitel, „die ſullaniſche Reſtaurationsherrſchaft," zeigt uns das äußere Regiment der Oligarchie, die Unternehmungen gegen die Dalmater und Thraker, gegen die Piraten und ihr „ſchwimmendes Seekönigthum", gegen welches bei dem Verfall der italiſchen Marine nur Schimpf und Schande eingeerntet wurde, und vor Allem den Kampf zwiſchen Orient und Occident in dem Innern Kleinaſiens. Tigranes von Armenien hatte ein neues Weltreich erobert, nach Oſt und Weſt und Süd diente alles dem Großkönig, und der Pontiſche Mithradates trat auf's neue auf den Plan, ein entſetzlicher raſtloſer Gegner.

Das ausgedehnte Theater des wechſelvollen Krieges, die Belagerungen, Schlachten und kühnen Züge bis ins Hochland von Armenien, die Gefahren, welche L. Lucullus durch Feind und Freund, durch Meuterei im Heere und Intriguen zu Hauſe zu bekämpfen hatte — all dieſes gab dem Talente des Vf's. reichen Stoff zu trefflich-klarer Schilderung. Man verweilt um ſo lieber und länger an dieſer Abtheilung, je näher die Verflechtung der letzten großen Weltbegebenheiten uns dieſe alten Walſtätten europäiſch-aſiatiſcher Antipathieen vor die Augen gerückt hat.

Außerdem erzählt uns dieſes Kapitel den traurigen Gang des Seeräuberkrieges, wo nur Metellus (Creticus) mühſame Erfolge hatte, ſonſt aber das Corſarenthum in ſchönſter Weiſe erblühte, den Aufſtand des Sclavenproletariats und der Gladiatoren im loſen Bunde mit keltiſchen und thrakiſchen Horden.

Italien und Rom, das ganze große Reich litt unſäglichen Jammer in jener Zeit. Die materiellen Wohlthaten des ſtaatlichen Daſeins: Sicherheit der Grenzen, ungeſtörter friedlicher Verkehr, Rechtsſchutz, geordnete Verwaltung fingen an, alle miteinander den ſämmtlichen im römiſchen Staate vereinigten Nationen zu verſchwinden; „die ſegnenden Götter alle ſchienen zum Olymp emporgeſtiegen zu ſein und die jammervolle Erde den amtlich berufenen oder freiwilligen Plünderern und Peinigern überlaſſen zu haben".

Solche Zuſtände ſind unhaltbar; Noth bricht Eiſen. Der letzte Tag des oligarchiſchen Regiments war gekommen: „der pontiſch-armeniſche Krieg und die Piratenangelegenheit wurden die nächſten Urſachen zum Umſturz der ſullaniſchen Verfaſſung und zur Einſetzung einer revolutionären Militärdictatur". Wie das zugieng, die Präludien der Anhänger der gracchiſchen Conſtitution, den Uebergang des Gnäus Pompejus und Marcus Craſſus in's Lager der Demokratie, und die erſte Coalition dieſer ſich ſelbſt widerſprechenden Parteien zum Sturz der Oligarchie ſchildert zuvörderſt das dritte Kapitel: „der Sturz der Oligarchie und die Herrſchaft des Pompejus." Ebendasſelbe zeichnet dann ſcharf und ſchneidend, welche gewaltige Revolution im ganzen ſtaatlichen Organismus Roms vorgieng, durch Uebertragung eines unumſchränkten Militärkommandos von Seite der Bürgerſchaft an Gn. Pompejus.

Es iſt keine Frage, ſobald der Gabiniſche Vorſchlag zum Geſetz erhoben war, hatte Rom's Senat aufgehört zu ſein, was er geweſen, es war factiſch die Monarchie, nur des Namens bar, in Rom eingeführt. Als durch den Antrag des Manilius dem Pompejus auch die Führung des aſiatiſchen Krieges zufiel, war er Gebieter der römiſchen Welt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. September.

III. Nr. 10. Historische Classe. 1856.

Römische Geschichte von Theod. Mommsen.

(Fortsetzung.)

Daß Pompejus sich seine fünfundzwanzig Adjutanten selbst küren konnte und diese, während er selbst sein Amt verwaltete, doch legati pro praetore genannt wurden, dies war, wie der Vf. S. 100, 101 erörtert, nach dem staatsrechtlichen Begriff der früheren Zeit eine unerhörte Neuerung. „Es war nun erreicht, was einst als kecker Traum erschienen war; der Senat hatte aufgehört zu regieren. Aber wenn die einzelnen alten Männer, die noch der ersten Stürme der Revolution, der Worte der Gracchen sich erinnerten, jene Zeit und diese mit einander verglichen, so fanden sie alles inzwischen verändert, Landschaft und Bürgerschaft, Staatsrecht und Kriegszucht, Leben und Sitte; und wohl mochte schmerzlich lächeln, wer die Ideale der Gracchenzeit mit ihrer Realisirung verglich.“

Das vierte Kapitel „Pompejus und der Osten“ gibt die Eroberung Asiens; den schnellen Fang der Kilikischen Räuber, die Unterwerfung Armeniens, die Niederlage und den Tod des Mithradates und die Ausdehnung römischer Oberhoheit bis an den Orontes und Jordan.

Die Klugheit und Bedächtigkeit, welche Pompejus sowohl im Kriege, als in der Behandlung und Politik des chaotischen Ostens, bei Syrern und Juden, beharrlich gezeigt hat, wird mit Glimpf hervorgehoben. Die Schilderung der Völker des Kaukasus, „den die Natur selbst zwischen Europa und Asien als Damm gegen die Völkerfluthen aufgerichtet zu haben scheint“, das Ende des Pontischen Sultans, des „Vorpostens der nationalen Reaction des Orients gegen die Occidentalen“, die Bilder aus dem Seleukidenreich, der Beduinen der syrischen Wüste, der Nabatäer auf der Sinaitischen Halbinsel, die kraftvolle Episode des Makkabäerstaates, den theologischer Hader und Parteiwuth so rasch ertödtete — all dieses faßt der kunstreiche Rahmen dieses reichen Abschnittes.

Culturgeschichtlich der wichtigste Moment ist die Sorge, welche die römische Politik dem Städtewesen Kleinasiens in jener Zeit angedeihen ließ. „Die Römer verkannten es nicht, daß mit der Aufgabe den Hellenismus zu vertreten und im Osten Alexanders Marken zu schirmen und zu erweitern, vor allem die Hebung des städtischen Wesens ihnen zur Pflicht geworden war; denn wie die Städte überall die Träger der Gesittung sind, so faßte vor allem der Antagonismus der Orientalen und Occidentalen in seiner ganzen Schärfe sich zusammen in dem Gegensatz der orientalischen militärisch-despotischen Lehenshierarchie und des gewerb- und handeltreibenden städtischen Gemeinwesens der Hellenen und Italiker.“ Das Bestreben des Lucullus in diesem Belange und die bleibenden Verdienste des Pompejus gibt unser Buch auf S. 138 u. die ff. zu erkennen. Zuletzt folgt noch die Darstellung der ägyptischen Verhältnisse, welche bereits damals zur militärischen

Occupation des Landes führten, dem letzten Stadium scheinbarer Selbständigkeit.

Daran reiht das fünfte Kapitel: „der Parteienkampf während Pompejus Abwesenheit“, die Vorgänge in der Stadt; das traurige Verkommen der Optimaten, die demokratische Reaction, die Wiedereinehrenbringung verfehmter Todten, die offenen und geheimen Machinationen von Cäsar und Crassus, die verschiedenen Phasen der Catilinarischen Verschwörung bis zur Niederlage von Pistoja.

Eine eingehende Kritik wird hiebei auf die Rolle gewendet, welche Cäsar (und auch Crassus) in diesem revolutionären, antipompejanischen Treiben gespielt haben. Die Einseitigkeit oder Parteilichkeit der Ueberlieferung räth hier zu großer Vorsicht; der Vf. wird sowohl deshalb, als auch wegen des Endspruches, zu dem er nach mehrfacher Untersuchung des Gegenstandes (vgl. S. 168 ff. und 174) gelangt, die Anerkennung unbestochener Leser erhalten.

Wie man erst in neuerer Zeit den Umschwung der Dinge in Paris vom J. 1789 an und das Regiment der Schreckensmänner ohne angestammte Hyperbeln aufzufassen gelernt hat, so ist auch das sicherlich ruchlose Unterfangen Catilinas durch die immer deutlicher constatirte Gesellschaft der ersten Männer der Zeit gewißermaßen entschmutzt und der allzugrelle rhetorische Firniß abgezogen worden. Der Zustand der Gesellschaft in der Hauptstadt war in der That entsetzlich: es war nur ein Wetteifer in ausgesuchter Wollust und im Haschen, vor der Sindfluth, die da drohte, noch nach Kräften zu genießen: ein Zeitalter des après nous le deluge.

Unter den hervorragenden Männern wird M. Porcius Cato der Jüngere alla Don Quixote behandelt. Wir sind begierig, wie später die energische Natur des geistesverwandten M. Brutus ihm gegenüber zu stehen kommt. Ganz unfreundlich wird M. Tullius Cicero abgefertigt. Daß er ein „politischer Achselträger“ gewesen, wird Niemand leugnen. Seine Schmiegsamkeit nach dem Ausschlag der Dinge trat später noch auffallender hervor, als er der aufgehenden Sonne des Octavianus sich zuwandte. Wie läßt ihn da Brutus in seinen Briefen an!

Trotz dem wird das ruhige Urtheil bei der Leidenschaftlichkeit der vorliegenden Zeugen selbst und bei der Verwitterung des staatlichen Lebens in jener Zeit über Sinn- und Denkart dieser Männer, wie auch über die literarischen Produkte des Arpinaten zu etwas milderem und gerechterem Wahrspruch gelangen, als hier geschieht. Wenn Cäsar nachher in fast einzigem Lichte strahlt, weil er eben „wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigenthümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein anderer in sich trug“ (vgl. S. 435), so erfährt die Hartnäckigkeit und, wenn man will, Beschränktheit des einen, oder die Eitelkeit und Glätte des anderen eben auch aus dem Geiste der Zeit und dem Strome des Lebens eine Entschuldigung, wenn auch keine Rechtfertigung. Man hat — wer wüßte es nicht — eine gute Weile für Cicero geschwärmt: die Eurhythmie seiner Perioden hat lange als das Einzige gegolten, was der schülerhaften Nachahmung nutzbar vorzulegen sei. Es war das in einer Beziehung ein Fehler, aber auch diesen Fehler bedingte die Entwickelung der Zeit. Wenn wir hier durch den Fortschritt des menschlichen Geistes gescheidter und damit gerechter geworden sind, so wollen wir uns hüten, in den entgegengesetzten Fehler abzuirren und zu wenig Korn in den Ausschlag zu legen.

Ein so ehrlicher Mann aber, wie Cato war, mag er auch für ein verlornes und unwiederbringliches Gut gekämpft haben, ist doch zu brav gewesen, um im Helden von der Mancha seinen possirlichen Abklatsch zu finden.

Das sechste Kapitel: „Pompejus Rücktritt und die Coalition der Prätendenten“ bewegt sich auf der Arena der Weltstadt, wo die Aristokratie den letzten Anlauf nimmt, vor der Militärmacht einen rettenden Ausweg zu erstreiten. Wohl greift Gnäus Pompejus nach der Rückkehr aus dem besiegten Orient nicht nach der Krone; er entläßt seine Legionen, er erlebt, wie seine Anträge im Senat durchfallen; es bleibt ihm nichts

übrig, als „sich zu ärgern“. Aber um so breiter und des Erfolges sicherer tritt nun J. Cäsars Gestalt auf die Tenne. Er kommt (694 d. St.) triumphirend aus Spanien zurück; in seiner Person finden die Demokraten und die Rivalen den einigenden Punct; eine neue Coalition der zwei Parteien schließt sich. Cäsar als Consul des nächsten Jahres bringt die früheren Anträge des Pompejus zum Siege und erhält bald im gallischen Commando die Macht eines Generalissimus in bisher ungekannter Ausdehnung.

Durch die Ehe seiner Tochter Julia mit Pompejus scheint dem politischen Bund ein sittlicher Halt und der römischen Bürgerschaft „die Gewähr einer friedlichen und gedeihlichen Zukunft“ gegeben. Die Aristokratie muß noch Cato und Cicero aus dem Lande scheiden sehen, ehe Cäsar Italien verläßt, „um sich ernsteren Aufgaben zu widmen“.

Die Großthaten Cäsars jenseits der Alpen, die Eroberung und Latinisirung Galliens, das Vorrücken der römischen Marken bis an den Rhein und an die Straße von Calais erzählt uns das siebente Kapitel, „die Unterwerfung des Westens“.

Dieser Abschnitt ist in jeder Hinsicht vortrefflich; die Darstellung echt klassisch, die Combination voll Schärfe und Lebendigkeit, die Gedanken tief und voll und weithin Licht verbreitend.

Es ist kaum möglich, aus dunkeln und spärlichen Ueberlieferungen, aus zerfahrenen Fragmenten und verschollenen Klängen das Sein und Wesen eines Volkes, seine politische Entwicklung, seine inneren und äußeren Zustände kräftiger, gedrungener und lebendiger zur Anschauung zu bringen, als es Hr. Mommsen in dem ethnologischen Bilde des Keltenvolkes hier geleistet hat.

Dieses Kapitel ist zugleich vorzüglich jenen zu empfehlen, welche mit der Jugend des großen Römers Commentarien zu lesen haben. Wer künftig ohne die hier niedergelegten Ergebnisse zu würdigen, ohne genaue Rücksicht auf die ethno- und geographischen Notizen, ohne weise Benützung der culturhistorischen Bemerkungen seinen Cäsar abhandelt, wird sich nicht lange und ungestraft dem

Makel eines faulen und stümperhaften Magisters entziehen.

Die Parallele zwischen Hannibal und Vercingetorix (S. 264, 265) möchten wir gerne als ein Muster in ihrer Art ausheben, beschränken uns aber nur aus den Schlußbetrachtungen des Vf's. einiges im Auszuge wiederzugeben: „Daß durch Cäsars transalpinische Kriege ein großes Volk zu Grunde gieng, ist noch nicht das bedeutendste Ergebniß dieses großartigen Unternehmens; weit folgenreicher als das negative war das positive Resultat. Es leidet kaum einen Zweifel, daß, wenn das Senatregiment sein Scheinleben noch einige Menschenleben gefristet hätte, die sogenannte Völkerwanderung vierhundert Jahre früher eingetreten sein würde, als sie eingetreten ist, und eingetreten sein würde zu einer Zeit, wo die italische Civilisation sich weder in Gallien, noch an der Donau, noch in Afrika und Spanien häuslich niedergelassen hatte. Indem der große Feldherr und Staatsmann Roms mit sicherem Blick in den deutschen Stämmen den ebenbürtigen Feind der römisch-griechischen Welt erkannte; indem er das neue System offensiver Vertheidigung mit fester Hand selbst bis in's Einzelne hinein begründete, und die Reichsgrenzen durch Flüsse oder künstliche Wälle vertheidigen, längs der Grenze die nächsten Barbarenstämme zur Abwehr der entfernteren colonisiren, das römische Heer durch geworbene Leute aus den feindlichen Ländern recrutiren lehrte, gewann er der hellenisch-italischen Cultur die nöthige Frist, um den Westen ebenso zu civilisiren, wie der Osten bereits von ihr civilisirt war. Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Thuns; der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, daß Alexander nicht bloß ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe; wieder Jahrhunderte, bis man begriff, daß Cäsar nicht bloß den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisirung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zunächst resultatlosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späteren Nachfahren den Sinn er-

kannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viele Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen .... Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizontes durch Cäsars Züge jenseits der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereigniß so gut wie die Erkundung von Amerika durch europäische Schaaren. Zu dem engen Kreis der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mitbestimmte ..... Daß von Hellas und Italiens untergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, daß Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, daß die Namen Themistokles und Scipio für uns einen anderen Klang haben als Asoka und Salmanassar, daß Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den litterarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Cäsars Werk; und wenn die Schöpfung seines großen Vorgängers im Osten von den Sturmfluthen des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Cäsars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunkt der Civilisation selbst ihm verschoben haben, und für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht."

Vom Kriegstheater und den Heldenthaten in Gallien führt uns sodann das achte Kapitel: „Pompejus und Cäsars Gesammtherrschaft" auf das „politische Lumpentheater" des antiken Paris mit seiner „Legion kleiner großer Männer", wo der Demagog P. Clodius den Protagonisten spielt. Die ruhende Passivität des Pompejus, gegenüber dem leidenschaftlichen, aber zwecklosen Wühlen und Revolutionmachen, die Veränderung, welche allmählich in dem Verhältniß der beiden ersten Männer im Staate heraustrat, die Umstimmung in der Popularpartei, das Aufathmen der Aristokratie beim empfindlichen Vorgefühl der nahen Militärmonarchie, dazwischen und dagegen die Conferenzen der „drei

Dynasten" in Luca, wie in Folge davon der Senat nichts anderes mehr war, als ein „monarchischer Staatsrath", wie nur noch die Wahlen der ordentlichen Beamten und die Geschwornengerichte den Gewaltherren uneroberte Gebiete blieben, wie bei aller Servilität doch in der Litteratur das Epigramm seine freie Wirkung hatte, wie zuletzt der Clodius-Milonische Skandal den Pompejus mit unumschränkter Gewalt bekleidete, all dies, mehr ein Stoff der politischen Komödie, erzählt nicht ohne bitteres Salz der angegebene Theil.

Das neunte Kapitel, „Crassus Tod. Der Bruch der Gesammtherrscher", schildert zuerst die Schreckenstage des parthischen Krieges, die Todtentänze von Carrhä und Sinnaka, den Untergang der römischen Euphratarmee durch Surenas und seine furchtbaren Reiter. Nur das sultanische Wesen des Orients, Vergeltung des Dienstes durch Mord der Besten, rettete die Grenze am Euphrat auch ohne militärischen Zuzug!

Dann aber wird in ergreifender Darstellung und mit unwiderstehlicher Wirkung vorgeführt, wie sich nach dem Tode der schönen Julia die Collegialität zwischen Schwäher und Schwieger zuerst persönlich löste, dann bald, wiewohl durch Cäsars Taktik verzögert und verstreckt, auch politisch zerbrach.

Je mehr sich die Kluft zwischen den beiden Männern im Kampf um den Besitz der Krone Roms erweitert, um so gewaltiger drängt sich die Kraft der Rede zur Darstellung der Wirklichkeit. Wir können nicht umhin, solche Proben histdrischen Kraftstyles wiederholt zu loben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. September.

III. Nr. 11. Historische Classe. 1856.

Römische Geschichte von Theod. Mommsen.

(Schluß.)

Als mit Cäsars Uebergang aus seiner Provinz in das italische Gebiet die Würfel des Bürgerkrieges gefallen waren, stand zweifelsohne die Größe der Macht und der Reichthum der Mittel auf Seite des Pompejus; er erschien nicht nur als Vorkämpfer der Legitimität, sondern gebot mit Ausnahme der beiden Gallien über alle Länder und Clientelstaaten des römischen Imperiums und über die ganze Macht zur See. Cäsar hatte nur sich und seine Armee; in sich aber den einheitlichen Kriegsherrn und Meister der Schlachten, in seiner Armee die erprobtesten, treuesten, ausharrendsten, im letzten furchtbaren Entscheidungskampfe siegesgewissen Legionen. Um zu sein, was er wollte, mußte Cäsar eine Welt erobern. Vom Ebro bis zum Nil, vom Atlas bis zum Amanus, in Europa, Asien und Afrika, auf allen Inseln, in allen Gewässern des Mittelmeeres mußte nicht bloß der Gegner und seine erbitterte Partei bis zur Vernichtung geschlagen, sondern überall Land und Leute dem neuen Herrn gewonnen werden.

Die vier Jahre dieses welthistorischen Kampfes knüpft die vorliegende Geschichte im zehnten Kapitel an die Namen „Brundisium, Ilerda, Pharsalos und Thapsus".

So schnell und glücklich Italien dem Usurpator zufiel, so gewagter und gefahrvoller stellte sich das Spiel in allen übrigen Theilen. Bedenkt man den schwierigen, zuletzt fast verzweifelten Stand der Armee in Spanien, die Belagerung von Massalia, die Niederlage des Curio in Afrika, die Verluste der Cäsarianer in den illyrischen Buchten, die Gefahren beim Uebergang von Italien nach Epirus, die Noth und Drangsal in den Gefechten um Dyrrhachium, Scenen der Kriegsarbeit wie jüngst auf der taurischen Chersonesus, das Mißverhältniß der Kräfte in dem Blachfelde der Hundsköpfe, die Vielköpfigkeit des Krieges nach dem Tage von Pharsalus, die Schrecken und Bedrängnisse in Alexandrien, den asiatischen Feldzug gegen Pharnaces und die Nachtheile, welche diese östlichen Aufgaben für Cäsar im Westen brachten, wie hier den Pompejanern Zeit gelassen ward, in Afrika eine furchtbare Macht zu sammeln und trefflich zu organisiren, während es in Italien unter den eigenen Legionen zu einer heillosen Meuterei kam, als sie des Feldherrn Wille zur Einschiffung nach Sicilien, zur afrikanischen Expedition rief, beherzigt man die ganz eigenthümlichen Gefahren eben dieses Heerzuges, die Verschiedenheit der Kampfart gegen ein mauretanisches Kriegsvolk, die nationale angeborne Wuth und Blutgier eines Juba im Bunde mit der Leidenschaft oder Todesverachtung entschiedenster und grundsätzlicher politischer Widersacher, erwägt man endlich das Geschick des grausen Tages auf der Walstatt von Thapsus, so neigt sich nicht bloß voll ernster Bewunderung die Seele vor dem großen Manne, der zuletzt selbst das Glück zu seiner Gefährtin zu zwingen schien, sondern sie hebt sich zugleich über Vergänglichkeit und Verfall menschlicher Dinge hin-

weg zur Erkenntniß jener ewigen Gesetze, nach denen eine gütige Vorsehung dem Geiste und der von ihm getragenen höheren Ordnung trotz alles Widerstrebens überlebter Formen durch auserwählte Rüstzeuge Sieg, Leben und Fortschritt verleiht.

Der lange Abschnitt — er begreift S. 342—427 — enthält in seinem Rahmen außer trefflichen Schilderungen und scharfgezeichneten Charakteristiken — so z. B. das Verhältniß Cäsars zu seinem Heere S. 343—346, der Untergang des G. Curio S. 372—373, das Emigrantentreiben in Thessalonika, „dem römischen Koblenz“ S. 376 f., das Lagerleben der Pompejaner S. 379, Alexandria S. 411, Cäsar gegenüber den meuterischen Legionen S. 418 f. — viele und wichtige Bemerkungen im Detail.

Ob bei der Begrenzung und Bestimmung des Schlachtfeldes von Pharsalus auf Appian das Gewicht gelegt werden darf, wie es hier geschieht (S. 392), und ob nicht auf dem linken, sondern auf dem rechten Enipeus-Ufer gefochten ward, dürfte doch leichter zu entscheiden sein, nachdem uns ein sicher messendes Auge den Plan der Walstatt im Einklang mit Cäsars Bericht an Ort und Stelle eingesehen und fest gezeichnet hat. Vgl. Jac. Phil. Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient. II, 335—341.

Den Anfang des elften Kapitels, „die alte Republik und die neue Monarchie“ schmückt ein Charaktergemälde Cäsars. Der Verfasser glaubt zwar, es sei fast unmöglich, diesen einzigen Mann anschaulich zu schildern, aber gleichwohl entsteht ihm unter der Hand ein mit aller Liebe und Hingebung gezeichnetes, mit Tiefe und Wärme aufgefaßtes Bild des „Gewaltigen des Herrn“.

Mit vollem Rechte werden dann die Gefahren Cäsars nach dem Siege in den Vordergrund gestellt; wie er bei seinem Bestreben das Wohl aller neu zu begründen und in seiner Nation die Welt, die höhere Bildung und Gesittung zu retten, alle Parteien gegen sich vereinte und als Reformator auf dem Thron die höchsten Pflichten des Herrschers unter und inmitten einer tausendfach verdorbenen Generation treu und mit idealer Erhebung erfüllte. Es mag von manchem versucht werden, die Lage Wilhelms von Oranien nach seiner Proclamation, wie sie Macaulay im XI. Kapitel seines Werkes ganz ausnehmend scharf gezeichnet hat, mit der Stellung Cäsars als Imperator in dem berührten Abschnitte des vorliegenden Buches zu vergleichen.

Die organischen Einrichtungen, welche Cäsar zu seinem Zwecke zu treffen hatte, umfaßten vor allem den Senat, die Nobilität, das Gerichtswesen, das Militär, die Finanzen. Alle waren der Art, daß von nun der persönliche Griff des Imperators das Werkzeug schnell und sicher lenken konnte und die eigentliche Gewalt im Kabinet desselben geschlossen lag.

Für die Geschichte des Rechts ist dabei von Belang, wie sich neben den wiedergeschaffenen königlichen und den älteren republikanischen Gerichten, die sich gegenseitig bedingten oder vielmehr gleiche Befugniß hatten, eine besondere Appellationsinstanz des Kaisers entwickelte und damit der „rechtliche Instanzenzug entstand, der der älteren Geschichte des Rechts durchaus fremd ist und der für die Folge und noch für die heutige Zeit so wichtig werden sollte“. Obwohl diese Form erst mit Augustus nachweisbar hervortritt, konnte der leitende Gedanke ungefährdet auf Cäsar selbst zurückgeführt werden.

So wenig man in die innerste Tiefe des Genius blicken kann, so gewiß ein Cäsar neben der colossalen Aufgabe, die sinkende Roma neu zu stützen und zu stärken, weitgehende Plane in der Seele trug, so hat ihn der kluge Sinn der neueren Zeit freigesprochen und mit vollem Recht von mehr eiteln, als großen Eroberungsgedanken. So weist auch Herr M. alle „fabulosen Projecte“ der Art in noch schärferer Beurtheilung glücklich von dannen. Er, von dem, wie von Perikles, thatsächlich galt, daß er als der erste Mann zugleich unbeschränkter Herrscher war, (ἐγίγνετο .. ἔργῳ ὑπὸ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή — Thukyd. II, 65, 6), er bedurfte weder des schimmernden Namens, noch weiterer Triumphe.

Cäsar hatte aber nicht bloß die Aufgabe „die alten Parteien aufzulösen und das neue Gemeinwesen mit einer angemessenen Verfassung, einer schlagfertigen Armee und geordneten Finanzen auszustatten", sondern es galt die Wiedergeburt der italischen Nation, es bedurfte einer Reorganisation „die alle Theile des großen Reiches, Rom, Italien und die Provinzen in ihren Grundfesten umwandelte". Der Geschichtschreiber hat hier eine doppelte Aufgabe, vorerst die Schilderung der Lage, in der damals Rom, Italien und die Provinzen waren, und dann die Angabe dessen, was der Imperator nach den drei Theilen hin that und ordnete und schuf. Trüb und traurig, finster und voll Elend treten jene Bilder des sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes vor unsere Augen, in dem Rom und das ganze Reich, geschlagen und zertreten vom Krieg, zerrüttet und zerrissen vom Hader, rechtlos, schutzlos, eine Beute feiger Wollust und schnödester Habsucht, in gräßlichem Siechthum daniederlag. Um so edler und höher erscheint hier die Menschlichkeit des Imperators. Der Hauptstadt hilft er durch Verminderung des freien Proletariats vermittelst Colonisationen, durch Maßregeln gegen die Preisschwankungen des Getreides (Aediles cereales), durch Einschreiten gegen die Clubs und Associationen, durch Aufbesserung der Criminalpflege, durch Handhabung einer Straßenpolizei, durch große öffentliche Bauten und Arbeiten.

In Italien hatte sich der Zersetzungsprozeß der früheren Periode rapid und entsetzlich beschleunigt. Bevölkerung wie Grundbesitz, Cultur wie Sitte und Leben war vollends ein Anderes geworden. Der Ackerbauer und Kleinbesitzer war verdrängt und ausgekauft vom Kaufmann und Capitalisten, der Feldbau hatte der Gutswirthschaft, die freilich in seltener Weise blühte, fast alles abtreten müssen. Luxus und Völlerei verschlang den Rest des Wohlstandes; die mittleren Leute vergiengen im Elend. Neben Banquerott und Verschuldung schritt in gefährlichem Hohn faule Liederlichkeit, Unzucht und Unsitte. Emancipierte Damen, dissolute Ehen, die impia pietas des Pharisäerthums und was sonst ein Zeitalter auszeichnet, dem man heute nicht gar ferne steht, da zu Verödung von Städten und ganzen Landstrichen, geben allerdings ein „grauenvolles Bild Italiens unter dem Regiment der Oligarchie."

Unser Geschichtschreiber gibt es in drastischen Zügen und zeigt dann, wie Cäsar, soweit menschenmöglich, suchte, die ökonomischen, sittlichen und Familienverhältnisse zu heben und zu bessern, wie er durch Zinscassation und Zinsgesetze die Last der Schulden milderte, durch Rechtsschutz die persönliche Freiheit der Schuldner als ein ewiges Menschenrecht anerkannte, wie er mit aller Rücksicht des Eigenthums den Kleinbesitz wieder zu mehren bestrebt war.

So traurig, wie in Italien, ebenso und noch ärger stand es in den Provinzen. Hier hatte Lokaltyrannei und Wucherei das höchste Maß unmenschlicher Härte erreicht. Wie hier der Imperator als ein wahrer Retter und väterlicher Helfer eingriff, wie er zugleich die großen Gedanken seiner demokratischen Vorgänger weiter führte und begründete, das möge der Leser als einen der wichtigsten Momente in der Culturgeschichte der Menschheit im Buche selbst zu Herzen lesen.

Das Schlußkapitel, das zwölfte, handelt von der „Religion, Bildung, Litteratur und Kunst."

Wir müssen uns bescheiden, theils aus andern Gründen, theils um dem Zwecke dieser Anzeige nicht zu ferne zu rücken, nur die Schlußworte des Abschnittes hier auszuheben: „Wir stehen am Ende der römischen Republik. Wir sahen sie ein halbes Jahrtausend in Italien und in den Landschaften am Mittelmeer schalten: wir sahen sie nicht durch äußere Gewalt, sondern durch inneren Verfall politisch und sittlich, religiös und litterarisch zu Grunde gehen und der neuen Monarchie Cäsars Platz machen. Es war in der Welt, wie Cäsar sie vorfand, viel edle Erbschaft vergangener Jahrhunderte und eine unendliche Fülle von Pracht und Herrlichkeit, aber wenig Geist, noch weniger Geschmack und am wenigsten Freude im und am Leben. Wohl war es eine alte Welt; und auch Cäsars genialer Patriotismus vermochte nicht sie wieder jung zu machen. Die Morgenröthe kehrt nicht wieder, bevor die Nacht

völlig hereingebrochen ist. Aber doch kam mit ihm den vielgeplagten Völkern am Mittelmeere nach schwülem Mittag ein leidlicher Abend; und als sodann nach langer geschichtlicher Nacht der neue Völkertag abermals anbrach und frische Nationen in freier Selbstbewegung nach neuen und höheren Zielen den Lauf begannen, da fanden sich manche darunter, in denen Cäsars Same aufgegangen war und die ihm ihre nationale Individualität verdankten und verdanken."

G. M. Thomas.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Historica.

Sir George Grey, Polynesian Mythology and ancient traditional History of the New Zealand Race, as furnished by their priests and chiefs. Lond. 1855.

De Chavannes, Conquêtes en Asie, par les Mongoles et les Tartares, sous Gengiskan et Tamerlan. Tours 1855.

J. Fenimore Cooper, History of the navy of the united states of America. Continued to 1853. New-York 1854.

M. Hansal, Neueste Briefe aus Chartum in Central-Afrika. Wien 1855.

W. Gillespie, The land of Sinim or Chine and Chinese missions. Edinb. 1854.

B. F. French, Historical memoirs of Louisiana. New York 1853.

— — Historical collections of Louisiana. Vol. 1—4. New York 1846—1852.

L. Dussieux, Le Canada sous la domination française, d'après les archives de la marine et de la guerre. Paris 1855.

C. de Witt, Histoire de Washington et de la fondation de la république des états-unis. Par. 1855.

E. Thornton, A gazetteer of the territories under the government of the East-India Company. Vol. 1—4. Lond. 1854.

P. Percival, The land of the Veda. Lond. 1854.

J. F. G. Brumund, Indiana. Stuk 1. 2. Amsterd. 1853—1854.

J. Stuart, de Hollandsche Afrikanen en hunne republiek in Zuid-Afrika. Amsterd. 1854.

West-Indië. Bijdragen tot de bevordering van de kennis der Nederlandsch West-Indische Kolonien. Aflev. 1. Haarlem 1854.

Ch. H. Sixt, Petrus Paulus Vergerius, päpstlicher Nuntius, kathol. Bischof und Vorkämpfer des Evangeliums. Braunschweig 1855.

J. Barthélemy, Histoire de Jeanne d'Arc. T. 1. 2. Par. 1847.

W. Stirling, Velazquez and his works. Lond. 1855.

D. Brewster, Memoirs of the life, writings and discoveries of Sir Isaac Newton. Vol. 1. 2. Edinb. 1855.

Biographie nationale, vies des hommes et des femmes illustres de la Belgique. Publié sous la direction de A. van Hasselt. Livr. 1—75. Bruxelles 1853—1854.

Fr. Mason, der Karenenapostel oder Nachrichten von Ko-Tha-Byu, dem ersten Karenen-Bekehrten. A. d. Engl. Berlin 1854.

A. Floquet, Etudes sur la vie de Bossuet. Tomes 1. 2. 3. Paris 1855.

The military achievements of Field-Marshal the Duke of Wellington. Vol. 1. 2. Emden 1854.

Politica.

Dr. L. v. Morgenstern, Mensch, Volksleben und Staat, im natürlichen Zusammenhange. Bd. 1. 2. Leipz. 1855.

R. Blakey, The history of political literature from the earliest times. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

L. Rupert, Lettres sur l'aristocratie et la propriété. Par. 1855.

Dr. C. Fr. Meyer, die Statistik des ethischen Volkszustandes. Lpz. 1851.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. September.

I. Nr. 7. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

J. H. Fichte, Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftl. Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Leipzig. Brockhaus, 1856. XXVIII. und 609 S.

Wir begrüßen freudig die Erscheinung eines Werkes, welches sein berühmter Verf. selbst als ein gewissermaßen abschließendes, die Untersuchungen eines der Philosophie geweihten Lebens zusammenfassendes zu bezeichnen beliebt. Ausgezeichnet nicht nur durch die gründlichste Kenntniß alles vor ihm in der psychischen Anthropologie Geleisteten, hat sich derselbe auch eine klare Einsicht in jene Zweige der Naturwissenschaft erworben, ohne welche auf diesem Gebiete weder die rechte Richtung, noch die volle Sicherheit der Bewegungen möglich ist, und ausgestattet mit dieser Vielseitigkeit der Erkenntniß konnte er es unternehmen, ein System aufzustellen, welches den tiefsten Grund und die höchsten Entwicklungen in gleicher Harmonie umfaßt. Der Verf. strebt jedoch nicht nach dem eiteln Ruhm eines Systemes, welches zusammenhangslos mit der historischen Entwickelung die Wissenschaft wieder ganz von Neuem anfängt: wir begegnen in dem seinigen vielmehr Gedanken, alt wie die Menschheit selbst, aber neu und erschöpfend begründet, in höheren, oft überraschenden Zusammenhang gebracht.

In der „kritischen Geschichte der Seelenlehre“ (welche Buch I. bildet, während Buch II. das allgemeine Wesen der Seele, Buch III. Seele u. Geist behandelt) werden die verschiedenen Vorstellungsweisen über das Wesen der Seele weniger nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge als nach der Differenz ihrer Prinzipien mit großer Klarheit und Schärfe entwickelt und es wird mit tief eindringendem Blick auf die Mängel und Einseitigkeiten hingewiesen, welche die Wahrheit ganz oder theilweise verfehlen ließen. Der Verf. geht von der Grundvorstellung aus, daß das bewußte Leben des Menschen nicht sein ganzes Leben, sondern vielmehr nur dessen untergeordnete, getrübte Hälfte sei, daß gerade die Substanz des menschlichen Daseins in einem aprioriischen, vorzeitlichen Wesen ruhe, und daß aus dieser sich der Leib und das sinnlich empirische Bewußtsein erzeuge, welche nur einen phänomenalen Charakter haben. Die auf das Reale in den Dingen gerichtete „intuitive Erkenntnißart“, deren Ideal dem Menschen nach Kant's Ausdruck „höchst merkwürdigerweise“ vorschwebt, faßten Hegel und Schelling irrig so, daß sie aus einem innern Durchschauen der Dinge einen logisch formalen Abstraktionsakt machten. Der Verf. weist die Unhaltbarkeit des Spiritualismus und Materialismus sowohl als des abstrakten Dualismus von Seele und Leib nach und zeigt die Nothwendigkeit, die Vorstellung der Unräumlichkeit der Seele aufzugeben, weil die Erscheinungen des Lebens nur aus einem Durchwohnen der Seele, einer dynamischen Allgegenwart derselben im Körper zu erklären sind, — eine Wahrheit, der bereits Kant nahe stand, als er von einer „virtuellen“ Gegenwart der Seele im Leibe sprach. Eben so erweist der Verf. das Unzureichende aller

pantheistisch-monistischen Systeme von Spinoza an, dem die Seele eine einheitslose Reihe von Vorstellungen ist, entsprechend den Theilen und Veränderungen eines gleichfalls zusammengesetzten Körpers, bis zu den neuesten Gestaltungen dieser Anschauung. Aus einer bloßen Weltseele ist individuelles Bewußtsein nicht zu erklären; unmöglich könnten wir nur als Individualwesen, wir müßten uns als allgemeines Wesen fühlen, — was nicht der Fall ist, — hätte das Individuum keine Wahrheit. Doch tritt in Schellings Vorstellung vom Verhältniß der Seele zum Leib bereits die Ahnung der Wahrheit hervor, wenn er die Seele als „eine Kraft der Vergegenwärtigung des Vielen in Einem" definirt und die Individualseele durch Sonderung von der Weltseele abzuleiten versucht, die Seele eines jeden Dinges im Gemüthe der ewigen Natur, demnach in der inneren ewigen Gegenwart aller Dinge enthalten, insoferne daher selbst Gegenwart aller Dinge sein läßt, während sie abstrakt, als Seele eines bestimmten Dinges gefaßt, auch nur so weit unmittelbare Empfindung der Dinge ist, als dieselben mit jenem bestimmten Dinge in unmittelbarer Beziehung stehen. Der Leib ist die Seele selbst, aber die in die endlichen Relationen der Zeit und des Raumes und in das Verhältniß zu andern endlichen Dingen getretene Seele, demnach die endliche Seite der Seele, deren unendliche die innere Ewigkeit und Beständigkeit des Leibes ist, so daß Seele und Leib die untrennbaren Seiten jedes Individualwesens darstellen und das Zeit- und Raumverhältniß der an sich ewigen und urbeharrlichen Seele eben das sie Verleiblichende ist, — Vorstellungen, manchen bereits in der Platon'schen Philosophie gelehrten ähnlich. — Während Steffens als Ziel der Natur erklärt: Das Vollkommenste in Gestalt des Individuellen darzustellen und der Mensch vollkommenstes Individuum, Persönlichkeit ist, hat Troxler das große Verdienst, auf ein Urbewußtsein im Menschen zurückzugehen, eine unter- oder vorsinnliche Psyche, welche die Entwicklung des Bewußtseins und reflektirenden Denkens begleitend, sich zuhöchst in das reine Anschauen, die intuitive Einheit mit Gott und dem Wesen der Dinge steigert, „in welcher das menschliche Ur-Ich, als Ding an sich, sich selbst durchsichtig wird", — ein Urbewußtsein, welches er wohl auch Gemüth oder Phantasie: die seiende Einheit der schlafenden oder wachenden Psyche nennt.

Ist die Verleugnung des Individualitätsprinzips der gemeinsame Mangel aller pantheistisch-monistischen Systeme, welcher sie unfähig macht, die Thatsache des Selbstbewußtseins, der Ich-Vorstellung zu erklären, die nur bei Annahme einer endlichen, concreten Substanz denkbar wird, so ist damit der Uebergang zum realistischen Individualismus bedingt, einem neuen von Herbart aufgestellten, jedoch nicht richtig fortgeführten und unvollendet gelassenen Prinzip. Für Herbart ist das „reine Ich", als Identität des Subjectiven und Objectiven, das allgemeine Selbstbewußtsein und alles damit Zusammenhängende, „der ärgste aller Widersprüche"; das reine Subjekt wie das reine Objekt in ihm sind inhaltslose Bilder; niemals kann ein vorgestelltes Objekt mit dem vorgestellten Subjekt zusammenfallen und mit ihm identisch sein. Zur Ich-Vorstellung kommt es nur dadurch, daß dem Ich ein individuell Reales, eine Einzelseele zu Grunde liegt, die bei allen Veränderungen, allem Wechsel ihrer Vorstellungen als dieselbe beharrt und dieses Beharrens immer ausdrücklicher inne wird. Löst aber Herbart die Vorstellungen von der Seele, dem an sich einfachen Wesen ohne Vorstellung und Bewußtsein gleichsam ab, so daß sie als selbständige Elemente nur in oder an die Seele treten, so faßt Drobisch die Seele als ein unablässig vorstellendes Wesen, die Vorstellungen als Wirkungen ihrer Thätigkeit. Die Herbart'sche Psychologie vermag aber eben so wenig als der Materialismus das Bewußtsein aus einem bloß einfach realistischen Zustande zu erklären, um so weniger, als von außen nichts in die Seele kommt und ein allmähliches Bewußtwerden bei seinem einfachen, wahrer Entwicklung ganz unfähigen Seelenwesen so ursprünglich ist, als ein plötzliches, indem in keiner Zeit die einfache Reihe innerer Veränderungen sich auf sich selbst zu repliziren und in eine doppelte zu verwandeln vermag, — womit unbedingt geboten ist, das einfache Herbart'sche Reale zu einer ursprünglichen, jedoch noch unentwickelten Duplicität im monadischen Seelenwesen zu steigern. Nur im Anfange ihrer Ent-

wicklung erscheint die Seele einfach und gleichartig, entfaltet aber den Reichthum ihrer innern Anlagen durch eigene Kraft aus sich, wobei letztere durch die äußeren Reize nur geweckt wird.

Wenn weder dualistische Theorieen mit ihrer abstrakten Scheidung des Menschenwesens in Seele und Leib als zwei ganz entgegengesetzte Substanzen, noch monistische, nach welchen diese abstrakt dasselbe sind, die realen Thatsachen und Erscheinungen zu erklären vermögen, so bleibt zunächst kaum etwas Anderes übrig, als Seele und Leib als verschiedene, jedoch innigst verbundene, sich wechselseitig durchdringende Substanzen zu fassen, so daß (im lebenden Menschen) überall im Leibe Seelenkraft wirksam, und umgekehrt diese nirgends ohne leibliche Unterlage gefunden wird. Sind aber jene Substanzen auch verschieden in ihrer Erscheinung, so sind sie doch dem Wesen nach identisch. Also nicht etwa substanzlos sind Leib und Seele, nur Momente eines sich in ihnen darstellenden Absoluten, wie die Alleinslehre des pantheistischen Monismus behauptet, weil sonst kein individuelles, sondern bloß allgemeines Selbstbewußtsein möglich wäre. Das Seelenwesen der Herbart'schen Psychologie kann, weil eben einfach, immateriell, unräumlich und unzeitlich wie im früheren Spiritualismus, mit dem Leibe, der ein Complex gleichfalls einfacher Wesen ist, nur in einem Verhältniß des Neben- und Außereinander stehen, so daß deren Aufeinanderwirken nur durch „eine wohlthätige Einrichtung der Vorsehung" (Herbart), „zweckmäßige Einrichtung der Organisation" (Lotze) und ähnliche an den Occasionalismus, Leibnitz' vorausbestimmte Harmonie ꝛc. erinnernde unorganische Vorstellungen erklärt zu werden vermag. Indem unser Verf. die Irrthümer der früheren Systeme abstreifend, ihre Wahrheit festhält, gelangt er zu einer befriedigenden Fassung des Begriffes der Seele, welche für ihn „ein reales, aber durchaus individuelles Wesen ist", und sich ihren Organismus anbildet, der, weil nur die nach außen gewendete, in Raum und Zeit sich darstellende Seele selbst, auf's vollkommenste ihrer spezifischen und individuellen Eigenthümlichkeit entspricht. Die menschliche Seele, anfangs bewußtlos, entwickelt sich parallel ihrem Leibe und mittelst desselben zu einem Wesen, das theils bewußte, theils unbewußt bleibende Zustände in sich vereint und kann sich zu einer Mannigfaltigkeit aufschließen, weil sie schon ursprünglich Einheit eines Mannigfaltigen, und des Bewußtseins dieser Einheit fähige Geistesmonade ist, die, was sie auch von außen empfangen mag, sich nie bloß receptiv verhält, sondern das Fremde selbständig sich aneignet. Die Seele ist weder raum- noch zeitlos, noch ist sie auf dieselbe Weise in Raum und Zeit, wie der Leib und dieser ist nicht bloß ein Convolut von Stoffen, sondern ein Produkt organisirender Kraft, so daß nach Fichte das ganze Menschenwesen durch Geist, organisirende Kraft und Stoffe vollendet wird. Wenn Lotze sich den Leib nur als „kunstreiche Maschine" denkt, die nach einem „genau bestimmten Gesetze" mit der Thätigkeit der Seele in Einklang gebracht wäre, so widerspricht diesem der mächtige, verschieden geartete, nach den Umständen veränderliche Wechseleinfluß des Geistes und Körpers aufeinander. Fichte sucht die Einheit des Menschen und die Einfachheit der Erklärungsprinzipien dadurch herzustellen, daß er die organischen Verrichtungen als dem unbewußten Theile angehörige auffaßt, in welchem Unbewußten auch die geistige Originalität und künstlerische Schöpferkraft gründet.

Die Seele, ein individuelles, beharrendes, vorstellendes Reale, in ursprünglicher Wechselbeziehung mit anderem Realen begriffen („Realsein heißt seinen Raum und seine Zeit setzen = erfüllen") setzt ihren Raum und überwindet eben dadurch dessen trennende Bedeutung, so daß sie in jedem Theile ihres Leibes gleich gegenwärtig ist. Das Reale setzt seinen Raum, nicht daß es im Raume entstände; die falsche Vorstellung eines leeren Raumes hat zur Annahme der mechanischen Atome genöthigt. F. geht in eine ausführliche Kritik der gewöhnlichen Atomistik ein und setzt an die Stelle der mechanischen Atome „einfache Unzerlegbarkeiten qualitativer Art, welche ihren Raum setzen = erfüllen", qualitativ einfache, aber an sich unterschiedene Urelemente, unzerstörbar, immer weiterer Diskretion und Gliederung fähig. Die sogenannte Anziehung und

Abstoßung der raumerfüllenden Wesen beruht ihm nur auf ihrer größeren Verwandtschaft oder Nichtverwandtschaft. Für F. hat alles Quantitative lediglich in qualitativen Verhältnissen seinen Grund und er erklärt alle Erscheinungen der Körperlichkeit „aus der inneren Wechselanziehung und mehr oder minder innigen Verbindung qualitativer Elemente", womit im Ganzen auch Cornelius und Lotze übereinstimmen. Behauptet man, wie Herbart, Unräumlichkeit der Urelemente, so ist räumlich durchwirkende Einheit und Beseelung im Organismus undenkbar, die Seele bleibt nur einfaches Element neben den einfachen Elementen des Leibes; es ist unbegreiflich, wie Störung und Krankheit zur Regel, zur Harmonie zurückgeführt werden kann. — Gleich jedem Realen verleiblicht sich die Seele, ein Vorbildliches, indem sie ihren Raum und ihre Zeit setzt = erfüllt, das spezifisch Verwandte anzieht und mit ihm ihr Nachbildliches, das Körper-Phänomen erzeugt, überall ihr Wo und Wann mit sich bringend. Das ganze Weltall ist ein System von Besitzungen und Einwohnungen des Höheren im Niederen, dessen sich Ersteres bemächtigt, es gestaltet und durchwohnt. Lotze, auf physikalisch-chemischem Grunde stehend, eifert gegen die Lebenskraft und kann doch das Leben nicht aus Physik und Chemie erklären; er eifert zugleich — mit Recht — gegen die dynamisch-idealistische Ansicht, die „Idee" der Naturphilosophen, welche nur legislative, keine exekutive Macht habe, während die Seele nicht bloße Idee, sondern etwas Reales und Substantielles sei. Bis dahin auf richtigem Wege, fehlt Lotze, indem er mit Herbart die Seele als ein schlechthin einfaches Reale betrachtet, welche zum Leibe nur in einem äußerlichen Verhältniß des Nebeneinander stehen kann, während für Fichte die Seele, welche nicht „irgendwo" im Körper ihren Sitz hat, vielmehr so in diesem wirkt, daß sie die Getrenntheit der Raumtheile aufhebt, dynamisch allgegenwärtig, „das Gegentheil alles ruhenden Wo" ist. Deshalb ist auch die Empfindung nicht in einem Centralorgan concentrirt, wie die Physiologie lehrt, sondern man empfindet den Schmerz an der Stelle der Einwirkung. Weil das Beharrende im Wechsel der Stoffe, das Einende der Funktionen und Prozesse nichts Stoffliches sein kann, so haben schon die Alten eine δύναμις ἕκτική, eine beharrliche, zusammenhaltende, harmonisirende Kraft im Leibe angenommen, welche Fichte als den wahren, innern, unsichtbaren Leib betrachtet, anknüpfend an die Vorstellungen der εἴδωλα καμόντων, der Manen, Lemuren, des σῶμα πνευματικόν, des Nephesch der Kabbalah, den siderischen Leib des Paracelsus. Die organisirende und zusammenhaltende Kraft im Menschen ist aber untheilbar Eines mit der geistigen Individualität, dem „Genius" des Menschen, der vom Moment der Erzeugung an sich im Leibe sein entsprechendes Organ erbaut. Findet schon während des Lebens fortwährend Absterben und Neubilden der Theilchen statt, so kann der Tod nicht als Gegensatz des Lebens, sondern muß als organischer Vorgang, als Abstreifen einer bestimmten Form der Sichtbarkeit betrachtet werden, bei welcher die Seele nur sinnlich imperceptibel wird, ohne von ihrer Wesenheit etwas einzubüßen. Jenen pneumatischen Leib bildet sich der Mensch schon im gegenwärtigen Leben an — wir möchten lieber sagen aus, da wir ihn als δύναμις ἕκτική schon von Anfang an seinem Wesen nach haben müssen — und beim Tode wird er „vollständig zur Bewußtheit befreit".

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. September.

I. Nr. 8. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

J. H. Fichte, Anthropologie. Die Lehre von der menschl. Seele ꝛc.

(Fortsetzung.)

F. scheint aber diesen pneumatischen, aus dem allverbreiteten Aether dargestellten Leib doch nicht als eigentlichen (inneren) Leib zu betrachten, da er später (S. 371) behauptet, daß nur eine Offenbarung uns darüber belehren könne, ob dem abgeschiedenen Geiste ein eigentlicher, höher organisirter Leib beschieden sei, — wie auch sonst etwas genauere Bestimmungen wünschbar wären, da der Aether bald als das den pneumatischen Leib darstellende, bald nur als das allgemeine Medium für den Verkehr der der Stofflichkeit entrückten Geisterwesen gefaßt wird. — Durch das Sterben gelangen wir nicht unter ganz andere Lebensbedingungen, nicht in eine völlig neue Welt, in der wir vielmehr mit unserem Inneren, obschon unbewußt, bereits gegenwärtig leben, es findet nur vollständige Abstraktion von den stofflichen Medien des gegenwärtigen Leibes und ein Percipiren durch den Aether statt, wie jetzt schon in den ekstatischen Zuständen, die durch mehr oder minder stattfindende Entleiblichung bedingt sind, und bei welchen z. Th. die rascheste Gedankenfolge deshalb beobachtet wird, weil hier das Denken nicht mehr an die verhältnißmäßig langsame Nervenleitung gebunden ist. Es ist dieser Vorstellungsfolge ganz angemessen, daß F. einen Verkehr der dies- und jenseitigen Welt für möglich hält, vermittelt durch den Weltäther, „dieses reine Medium des Leuchtens und Tönens", obschon hiebei an ein sinnliches Percipiren nicht zu denken ist. Sprach schon Kant aus, „es werde künftig noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslichen Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe", daß Einflüße dieser „in das persönliche Bewußtsein des Menschen zwar nicht unmittelbar, aber doch so übergehen können, daß sie nach dem Gesetz der gesellschaftenden Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind und analogische Vorstellungen unserer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, doch aber sein Symbol sind", so läßt F., an diese Gedanken anknüpfend, den Verkehr der Abgeschiedenen durch flüchtige, nicht leiblich beharrende Raum- und Tonbilder, welche deren innere Zustände abbildlich, oft nur symbolisch darstellen, vermittelt werden, so daß der „nächst" künftige Leib ganz Geberde, unmittelbarer Phantasieausdruck der abgeschiedenen Seele und ihr Perzipiren und Wirken ein ununterbrochenes Sichversetzen ist. Die objektive, leibgestaltende Phantasie, schon im Leben die verborgen leitende „Vorsehung" des äußeren Leibes, der mit uns schaltende und gebahrende νοῦς, das wirksame Grundvermögen der künstlerischen Thätigkeit und des Hellsehens, welcher uns auch nach dem Tode bleibt, bewirkt jene plastischen Gestaltungen und kundgebenden Phänomene des Jenseits, und wenn das Wahrnehmen durch Sinne und Nervensystem, das „Erdgesicht", geschwunden ist, so bleibt doch die „ursprüngliche Sehe", das Ur- und Grundvermögen des menschlichen Wesens. Ist der Stoffleib nicht das Hervorbringende, sondern nur das Veranlassende der Bewußtseinsakte, so kann

nach der Zerstörung des Stoffleibes jenes allgemeine ätherische Medium das Veranlassende sein, welches den Gedankenverkehr der Geisterwesen vermittelt. F. weist sehr gut die Unstatthaftigkeit der verbreiteten Vorstellung nach, daß Hellsehen und Ekstase in Hirnaufregung beruhen und für ersteres das sympathische Nervensystem Organ sei, weil hier überhaupt von eigentlicher Sinnenthätigkeit nicht gesprochen werden kann, vielmehr ein Allsinn waltet, verbunden mit relativer Entleibung, mit Wahrnehmung und Wirkung durch den Leib hindurch, wobei im magnetischen Hellsehen das Localisiren der Perceptionen etwas Zufälliges oder Beliebiges ist, und am natürlichsten, subjektiv am meisten entsprechend in der Herzgrube, der Mittelgegend des Leibes stattfindet. Ist das ekstatische Sehen durch relative Entleibung bedingt, so kann man mit Lotze den Leib als ein System von Schranken bezeichnen, welche die immer vorhandene unmittelbare Wirkungsfähigkeit der geistigen Wesen aufeinander eingrenzt und auf bestimmte „Wege zurückdrängt", oder auch mit Kant als eine Hemmung des „ewigen Geistmenschen". Wir müssen freilich darauf aufmerksam machen, daß eben diese Hemmung für das gegenwärtige vorbereitende Leben eine Nothwendigkeit sei, daß jenes centrale Schauen, daß alle ekstatischen Zustände vom Standpunkte des Diesseits gesehen, als krankhafte erscheinen müssen, weil sie eine anomale Anticipation des Jenseits, Verfrühung sind. Wir sollen für jetzt unter den empirischen Formen des Raumes und der Zeit schauen, welche mit dem in Raum und Zeit erzeugten Leibe vergehen, wie auch jetzt schon beim ekstatischen Schauen und Wirken dieselben überwunden werden und eine Verbindung des Verwandten mit Aufhebung der Raum- und Zeitschranken geschieht. — F. rügt die Inconsequenz der Skeptiker, welche Sich selbst sehen, Doppelgängerei, Fernsehen und Fernwirken („Geistererscheinungen bei Leibesleben") begreiflicher finden, als den Verkehr mit einer Geisterwelt, deren Perception allerdings nicht nach den Gesetzen des Nerven- und Sinnenlebens, sondern nach denen des Traumes und der Vision zu beurtheilen sind und legt überhaupt auf jene Phänomene wegen der subjektiven Beimischungen, welche deren objektive Beurtheilung erschweren, keinen besonderen Werth, z. Th. auch, „weil wir als Stütze für die Gewißheit unserer individuellen Fortdauer jenes Glaubens nicht bedürfen". Wir möchten jedoch zu bedenken geben, daß viele der vorhin erwähnten Skeptiker die hiebei genannten Phänomene deshalb begreiflicher finden, weil sie am lebenden Menschen statt haben und daß sie nur aus dem Grunde alle behaupteten Offenbarungen einer Geisterwelt negieren, weil sie die Fortdauer, überhaupt die Existenz der Seele ohne den Stoffleib für unmöglich halten. Hier können nur Thatsachen eine unwiderlegliche Kraft bewähren, durch welche uns Aufschlüsse über Verhältnisse gegeben werden, die Lebenden sonst unbekannt bleiben mußten, und insoferne scheint die Beobachtung, Sammlung und Kritik hier einschlagender Erfahrungen von zweifellosem Werthe.

Für F. ist die Seele die auf die Sinnenwelt gerichtete „Machterweisung" des Geistes, die Lebenskraft nur die Seele selbst, der äußere Leib „das wechselnde Abbild des inneren Seelen- und Lebensherganges", die Entwicklung „eine nothwendige organische Erziehung". Eben die Entwicklungsvorgänge und Metamorphosen mit ihrer fortwährenden Umbildung des Leibes widersprechen schlechterdings der Vorstellung „einer weise veranstalteten Maschinerie" der Körper für ihre Seelen. Wir treffen in einer Maschine immer nur die gleichen Wirkungen, im Organismus auch neue unerwartete Aufgaben und ihre Lösung; alle mechanische Zweckthätigkeit hat ihren Zweck in einem außer ihr liegenden, das Organische ist zweckmäßig für sich selbst. Die auf einen inneren allgegenwärtigen Zweck gerichtete Thätigkeit des Organismus ist eine vollkommen vernünftige; der Verf., welcher die Identität des Lebensprozesses und Instinkts richtig erkannt hat, steigt von diesen Vorgängen zur Vergleichung mit der Phantasie des Künstlers auf, welche er nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von den Kunsttrieben der Thiere verschieden sein läßt. Wir können jedoch ein Bedenken nicht unterdrücken, wenn F. behauptet, daß die das Leben der Organismen normirende Weisheit und Vorsehung nicht über ihnen schwebe, sondern ihnen eingeprägt, ihre Seele selbst sei. Kann in der That die individuelle Seele in

ihrer bewußtlosen Region so Vollkommenes vollbringen, warum irrt sie in ihrer bewußten so sehr? Ferner besteht kein Wesen in der Schöpfung für sich allein, alle sind nach ihren Kräften und Wirkungen gegeneinander abgewogen, Glieder eines Gesammtorganismus. Soll den Individualseelen das über allen Individuen nicht nur, sondern über allen Gattungen stehende Gesetz auch eingeprägt sein und zeigt sich nicht vielmehr hier das Wirken einer übergreifenden, alle umfassenden Macht? Läßt der Verf. diese bei der Betrachtung des geschichtlichen Prozesses hervortreten, so mußte er es auch, glauben wir, bereits bei der organischen Natur thun und nicht zu viel der Autonomie ihrer Individualseelen überlassen, neben welchen allerdings noch an etwas „Allgemeines, Weltseelenartiges" zu denken ist, gegenwärtig zwar auch in ihnen, aber zunächst nicht als das Ihrige. Warum aber jene, durch das ganze Universum wirksame bewußtlose Thätigkeit der Weltseele wie die bewußtlos wirkende Individualseele eine vernünftige sei, darüber haben auch wir einige Worte in unserem unlängst erschienenen Vortrag „über die Seele" gesagt (S. 54).

Körperliches und geistiges Leben ruhen nach F. auf demselben gemeinschaftlichen Grund, dem „organisch bildenden, unmittelbar bewußtlosen Vermögen: der Phantasie"; in ihr wurzeln Lebensgefühle, Instinkte, Stimmungen. Die Phantasie gehört also nicht bloß der bewußten Sphäre der Seele an, sondern ist vielmehr „ein Mittleres, ein ebenso bewußtlos realisirendes, wie ideelles Vermögen", gestaltend demnach im körperlichen, wie im geistigen Leben, formend nicht bloß äußerliche gegebene Stoffe, sondern diese auch zum Leibe gestaltend und in ihm umbildend, — eine bedeutend erweiterte Fassung des Begriffes der Phantasie, welche jedoch ein tieferes Eindringen berechtigt finden muß. — Keine organische Species wird durch Umbildung einer andern, jede ist ihr eigener Anfang, jede durch generatio originaria entstanden. In der Zeugung hingegen entsteht der neue psychische oder organische Keim aus der realen Verbindung der ganz in diesen Akt eingehenden Elternseelen, die, weil auch im Blute und den Zeugungsstoffen gegenwärtig, übertragbar sind; bei jenem Zusammentritt werden die Elternseelen weder getheilt, noch verlieren sie etwas von ihrer Ganzheit. Die Thatsache, daß in sehr früher Zeit kein Geschlechtsunterschied am Embryo wahrnehmbar ist, speziell die Zeugungsorgane einen neutralen (wir möchten genauer sagen, mehr weiblichen) Typus an sich tragen, läßt den Verf. die Ansicht aussprechen, daß das Geschlecht nicht im Zeugungsakt bestimmt, sondern erst aus sich selbst und der Art seiner Entwicklung zu männlichen oder weiblichen werde, die Geschlechtsdifferenz das Werk einer „vorbewußten, organischen Selbstthat des (werdenden) Individuums sei, zu welcher sich das geistige Prinzip, der Genius, indifferent oder transcendent verhält", was mit des Verf's. Meinung übereinstimmt, daß der Geschlechtsunterschied nicht bis in den Geist, das eigentlich Menschliche, hinaufreiche. Absehend von dem Umstande, daß die Entstehung des neuen Individuums nicht sowohl an den Moment des Zeugungsaktes, als vielmehr an den Moment der Begegnung von Ovulum und Sperma und die Durchdringung ihrer Substanzen gebunden ist, der nicht nothwendig immer mit jenem zusammenfällt, möchten wir rücksichtlich der angeblich autonomen Bestimmung des Geschlechts darauf aufmerksam machen, daß die Zahl der beiden Geschlechter des Menschen eine bestimmte und gleichbleibende ist, daß hier ein großes, die Menschheit umfassendes Gesetz und wieder jene übergreifende höhere Macht walte, der schon gedacht worden ist. So scheint es vielmehr, daß jene konstante Proportion an ein Gleichgewicht der zeugenden Mächte gebunden ist, das seinen Ausdruck im Leben und Bestand der Gattung findet und nicht in die Bestimmung der Individualseele gegeben ist. Daß die Geschlechtssonderung „eine der größten Vollkommenheiten der Schöpfung" sei und zu einer Quelle z. Th. herrlicher Erscheinungen werde, schildert unser Verf. (S. 523) mit beredten Worten. — Derselbe weist nach, daß sowohl die Erzeugung des neuen seelischen Individuums, als auch Wollen, Vorstellen ꝛc. sich zu den hiebei stattfindenden physiologischen und materiellen Vorgängen, Nervenströmungen ꝛc. transcendent verhalten, so daß die genaueste Analyse der letzteren keine Ahnung davon geben kann, was eigentlich bei ersteren vorgeht. Die Seele ist jedoch nicht bloß eine Mischung aus den Gaben der El-

tern; bei ihrer Entstehung gesellt sich vielmehr ein Neues zu, es senkt sich in die Natur ein präexistirendes Höheres, Jenseitiges ein, der Genius, welcher jeden zum scharf abgeschlossenen Individuum macht und durch welchen, im Gegensatz zur stationär bleibenden Thierwelt, Geschichte möglich wird. So findet bei der Entstehung jedes menschlichen Individuums doch auch wieder generatio originaria statt, ähnlich wie bei der Entstehung jeder Spezies der organischen Wesen, welchen „ein seelenartiges Reale, eine Universalseele" vorangeht, so daß die Verleiblichung im Laufe der Erdentwicklung eintritt, sobald sich die nöthigen Bedingungen darbieten, — Lehren, welche zu erweisen auch wir uns bemüht haben (Allgem. Naturgesch. Bd. II. Buch VI. S. 136 ff. Ueber die Bedeut. d. Anthropologie, Bern 1853, S. 41.), so wie auch in der allgem. Naturgesch. Bd. III. S. 1073 rücksichtlich des Menschengeschlechts die Individuen als das Bedeutsame hervorgehoben und in Analogie mit den Spezies der übrigen organischen Schöpfung gebracht wurden. — Wenn es auch nicht an Gründen fehlt, welche F's. Ansicht von der Präexistenz und Einsenkung des individuellen Geistesprinzips bei der Entstehung des Menschen zu stützen geeignet sein mögen, so dürften doch die S. 591 beigebrachten nicht ganz unwiderleglich sein. Weil die Zeugung „ein Herabstimmendes für die bewußte Potenz im Menschen, ein Verdunkelndes für das geistige Zeugen, der stärkste Gegenpol gegen die geistige Ekstase" ist, so soll bei ihr das geistige Wesen des Menschen nicht mit hervorgebracht werden. Ist aber der Geist charakteristisches Eigenthum des Menschengeschlechts, ihm von Anbeginn seiner Entstehung an verliehen, zeigt er sich im Individuum wenigstens nach seiner zeitlichen Erscheinung als das aus der Seele Entwickelte, so ist um so weniger abzusehen, wie er nicht bei der Zeugung so gut fortgepflanzt werden könne, als die Seele, wenn man noch bedenkt, daß die Zeugung nach ihren wesentlichen inneren Vorgängen ganz dem unbewußten, dem Denken und der Willkür des Individuums entrückten Leben angehört, in welchen ja nach F. selbst die geistige Originalität begründet ist; nicht dieses unbewußte Leben, sondern nur die egoistische Sinnlichkeit des bewußten und reflektirenden Menschen ist ein Gegenpol des höheren Geisteslebens. Die individuelle Bestimmtheit hat sicherlich auch noch andere Quellen, als die des „Genius", worüber man unseren Vortrag über die Seele S. 59 vergleichen kann.

F. hegt die Vorstellung, daß gleich den Organismen jeder Erdepoche, auch das Menschengeschlecht ein geschlossenes System bilde, weil es im ewigen Realgrunde Eins ist und daß hiedurch Offenbarung möglich werde. Er ist ferner geneigt, die Thiere psychisch höher zu stellen, als gewöhnlich geschieht, worin wir ihm beistimmen müssen, ebenso, wenn er die spezifische Verschiedenheit der Thiere stärker betont als Lotze, welcher die Instinkte und den Vorstellungskreis der Thiere hauptsächlich durch körperliche Strukturverhältnisse bedingt sein läßt. Es ist uns nicht ganz klar geworden, wie der Verf. sich mit Flemming einverstanden erklären kann, daß die Seele des Menschen nur quantitativ von der der Thiere verschieden sei, was doch hinreiche, den Menschen „als ein spezifisch neues und qualitativ höheres Seelenwesen zu bezeichnen", es müßte denn von unserem Verf. die Seele im engeren Sinn ohne den Geist gemeint sein. — Das spezifische Wesen des Geistes setzt F. in das Selbstbewußtsein, die frei bewußte Selbstbestimmung und den apriorischen Inhalt der Ideen; das Wahre, Schöne, Gute haben wir apriorisch, nicht durch Erfahrung; die Ideen sind „aprioriſche Geistesinstinkte", wie die seelischen Eigenschaften der Thiere „aprioriſche Seeleninstinkte"; der Geist hat nicht bloß aprioriſche Bestandtheile, sondern ist selbst ein aprioriſches Wesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. September.

I. Nr. 9. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

J. H. Fichte, Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele ꝛc.

(Schluß.)

Vermittelndes und Ueberleitendes aus der Bewußtlosigkeit in das Bewußtsein ist die Phantasie: Vernunft auf der niedersten Stufe, ursprünglichstes Denken. „Der Geist selbst ist es, der in der Phantasiethätigkeit auf die Stufe der Bewußtlosigkeit und des Bewußtwerdens, im (ausdrücklichen) Denken zum Bewußtsein erhoben, lediglich sein eigenes Wesen und den ihm immanenten Gehalt vor sich auslegt und auf allen jenen Stufen nur zu sich selber kommt“ (S. 567), jedoch durch die Sinnlichkeit hindurch gehend, die instinktive Sicherheit einbüßt. Persönlichkeit ist die Grundform aller Geister von der niedersten bis hinauf zur Gottheit selbst; der Unterschied der Persönlichkeiten beruht in der Fülle des Geistesgehalts und der Klarheit und Intensität des Bewußtseins, in welches vom Menschen alles Apriorische erhoben werden soll, obwohl das reflexive Denken die Leuchte dieser Welt ist. Gemeinsame Grundeigenschaft der Individualität wie der Persönlichkeit ist der Trieb, ein noch bewußt- und erkenntnißloser Wille, jedoch mit der Potenz des Erkennens und der ahnungsvollen Gewißheit dessen, was er aus sich zu verwirklichen hat; seiner Wirkung nach heißt er Instinkt, seinem Grunde nach Phantasie. Dieser Trieb (oder Wille) ist ganz individuell; der allgemeine Wille Schopenhauers und dessen reine, an kein Subjekt gebundene Willenserweisungen sind undenkbar.

Den faktischen Bestand des Menschengeschlechts betrachtet F. seinem religions-philosophischen System gemäß als einen „innormalen, nicht sein sollenden“; der Geist ist verdunkelt durch seine Verbindung mit einer ihm heterogenen Stoffwelt, die ihn aber nur trüben konnte, weil er durch das Böse, — eine vorhistorische Thatsache — geschwächt ist, deshalb zum Sinnlichen tendirt und den Leib nur unvollkommen zu beherrschen, zu durchgeisten vermag. Jeder Einzelne präexistirt, ist „vorausgeschaut“ in der allgemeinen Weltordnung und wird eben deshalb in der endlichen Welt zum demiurgischen Princip, zum Mitschöpfer und Vollender des Erddaseins. Der Zug gegenseitiger Liebe, die Wechselbeziehung der Einzelnen aufeinander erklärt sich aus ihrer vorzeitlichen Gemeinschaft im ewigen Grunde, das Ethische und Religiöse durch den Trieb, die unwahren Schranken der individuellen Absonderung zu durchbrechen. Weil die Menschheit vorausgeschaute, individuell gegliederte Geisterschöpfung ist, so hat sie ihren bestimmten Umfang, ihre Grenze und einstiges Ende. Während Humanität und Religion immer das Individuum im Auge haben, verkennt die Philosophie der Geschichte von Herder bis Hegel den Werth des Einzelgeistes und das Ziel der Geschichte ist für sie ein bloß diesseitiges; in Wahrheit jedoch fügt sich das ganze geschichtliche Dasein nur als ein Glied in die Reihe künftiger Entwicklungen ein, wobei irdische Vervollkommnung

immerhin bestehen mag. Keiner geht für immer verloren, indem in der unabsehbaren, dem Geiste gegönnten Zeit auch „der in der Tiefe der Persönlichkeit sich einfressende Wahnsinn des Willens, das Böse, sich entwirren und das gerettete Glied der vollen Geistesgemeinschaft zurückgegeben sein wird". Das wahre Leben des Geistes ist aber nur möglich durch seine Gemeinschaft mit dem göttlichen Geiste, in welchem allein der Menschengeist sich zu erfassen vermag, so daß die Anthroposophie in Theosophie ihren Abschluß findet und der rastlose, in sich zwiespältige Geist in Gott seine Liebe und Ruhe.

Wir haben uns bemüht, die Hauptgedanken des schönen und reichen Werkes klar und übersichtlich darzustellen und nehmen keinen Anstand, unsere vielfache Uebereinstimmung mit selben auszusprechen. Nach unserer Ansicht befindet sich der Verf. auf dem rechten Wege zur Lösung der großen Räthsel, und besitzt, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, den Instinkt der Wahrheit. F. selbst ist jedoch überzeugt, daß sein Grundgedanke: „die Verläugnung der Sinnenwelt, als von durchaus nur phänomenalem Charakter, die Behauptung eines jenseitigen Lebens der Seele innerhalb ihrer diesseitigen Lebensform, der Satz, daß alles Reale, auch das natürliche, unsinnlicher Beschaffenheit sei", nie an die Stelle der natürlichen, nur im sinnlichen Bewußtsein wurzelnden Ansicht treten könne, sondern der Wissenschaft vorbehalten bleibe, und daß für die große Zahl derer, welche sich hiezu nicht aufschwingen können, nur der positive Glaube, die große Lehre vom „Himmelreich" bleibe, die eigentlich dasselbe behauptet. Wir sehen die größten Hemmnisse für diese Lehren nicht im Mangel der Bildung, sondern in der Verbildung und Verschrobenheit der Zeit, im tiefen Zerwürfniß der Geister, die ihren Grund hauptsächlich in der den ewigen Interessen entfremdeten Selbstsucht hat. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der für diese Fühlenden und Handelnden groß genug, um auch diesesmal ihre nachhaltige Zurückdrängung zu verhindern. Je klarer die Wahrheit erkannt, je überzeugender sie von edeln Geistern dargestellt wird, desto siegreicher, die Herzen durch ihre Schönheit gewinnend, wird sie sich bewähren. Möge diese trostreiche Aussicht den Hrn. Verf. auch bei seinen künftigen Forschungen ermuthigen.

Prof. Dr. Perty.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Encyclopaedia.

H. Prat, Etudes littéraires. XVI. siècle. Par. 1855.

Ald. Allegrinus, De Inscitia, hujus aetatis relig. cathol. reiquepub. inimica, lib. IV. Rom 1792. 4.

A. Kirchhoff, Weitere Beiträge zur Geschichte des Handschriftenhandels im Mittelalter. Halle 1855.

M. Colombo, Alcuni scritti inediti . . . ed. per cura del barone G. G. Mistrali. Parma 1851.

H. C. Carey, Lettres on international copy-right. Philadelphia 1854.

Codices orientales biblioth. reg. Havniensis jussu et auspiciis regis Daniae Christiani VIII. enumerati et descripti. P. I.: Codices Indici descripti a N. L. Westergaard. Havn. 1846.

E. F. Rößler, Die Gründung der Universität Göttingen. Göttingen 1855.

G. Corniani, I secoli della letteratura italiana dopo il suo risorgimento . . . per cura di F. Predari. Vol. 1. 2. Torino 1854.

L. F. Herbst, Die Schlacht bei den Arginusen. Hamburg 1855.

E. Forberg, Zur Erklärung des Thucydides. Coburg 1854.

Th. Lefévre, Guide pratique du compositeur d'Imprimerie. Par. 1855.

Transactions of the American Institute of the city of New-York for the year 1853. Albany 1854.

The transactions of the microscopical society of London. Vol. 1—3. London 1844—1852.

Trendelenburg, Machiavell u. Antimachiavell. Berl. 1855.

Cuvillier-Fleury, Nouvelles études historiques et littéraires. Par. 1855.

J. Tardy, l'organisation céleste selon Ptolémée ou essai de physiologie universelle. Paris 1855.

C. Balbo, Pensieri ed essempi. Opera postuma. Firenze 1854.

The literary papers of the late Professor Edward Forbes. London 1855.

Philologia.

M. Lettieri, Per lo studio in Napoli delle lingue orientali e specialmente dell' Arabica. Napoli 1848.

M. Haug, Ueber Schrift und Sprache der zweiten Keilschriftgattung. Götting. 1855.

H. Parrat, Philologus chaldaicus, voces graecorum et latinorum scriptorum, quas dicunt aegyptiacas, chaldaice exponens. Bern 1854.

Dictionarium linguae Thai, sive Siamensis, interpretatione latina, gallica et anglica illustratum, auctore J. B. Pallegoix. Par. 1854.

Enniannae poesis reliquiae rec. Joh. Vahlen. Lips. 1854.

J. G. L. Kosegarten, Wörterbuch der niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. Bd. 1. Lief. 1. Greifswalde 1855.

J. Zacher, Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet. Leipz. 1855.

Dr. G. Seyffarth, Grammatica aegyptiaca etc. Gothae 1855.

H. Brugsch, Grammaire démotique etc. Berlin 1855.

G. Guizot, Ménandre. Etude historique et littéraire sur la comédie et la société grecques. Ouvrage couronné. Par. 1855.

Geographi graeci minores. E codicibus recognovit, prolegomenis, annotatione, indicibus instruxit, tabulis aeri incisis illustravit Carol. Müllerus. Vol. I. Mit einem Atlas von 29 Karten. Pars I. Par. 1855.

Theophrasti Eresii opera quae supersunt. Ex recogn. Fr. Wimmer. T. 1. 2. Lips. 1854.

Dr. Fr. Susemihl, Die genetische Entwickelung der Platonischen Philosophie einleit. dargestellt. Bd. 1. Leipz. 1855.

Dr. G. F. W. Suckow, Die wissenschaftliche u. künstlerische Form der Platonischen Schriften, in ihrer bisher verborgenen Eigenthümlichkeit dargestellt. Berl. 1855.

Scholia graeca in Homeri Odysseam ex Codicibus aucta et emendata ed. G. Dindorfius. Vol. 1. 2. Oxford. 1855.

V. Rose, De Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio. Berlin 1854.

Manuelis Philae carmina ex codicibus escurialensibus, florentinis, parisinis et vaticanis. Nunc primum ed. E. Miller. Vol. I. Par. 1855.

The works of Philo Judaeus, the contemporary of Josephus, translated from the Greek by C. D. Yonge. Fol. 1—3. Lond. 1854—55.

Homeri Odyssea ex recognitione Guil. Dindorfii. Oxford 1855.

Oeuvres choisies d'Hippocrate, traduites sur les textes, manuscrits et imprimés, accompagnées d'arguments, de notes et précédées d'une introduction par le Dr. Ch. Daremberg. 2. édit. Par. 1855.

Ch. Benoit, Essai historique et littéraire sur la comédie de Ménandre. Par. 1854.

Aristoteles, Opera omnia. Graece et lat. cum indice rerum et nominum. Vol. 1—3. Par. 1848—1850.

Suidae Lexicon ex recensione J. Bekkeri. Berl. 1854.

Euripidis tragoediae ex recensione A. Kirchhoffii. Vol. I. Berlin 1855.

Q. Horatius Flaccus recensuit codicum selectorum varias scripturas addidit Fr. Pauly. Lips. 1855.

Horatius Flaccus denuo recognovit et praefatus est A. Meineke. Berlin 1854.

Catulli liber carminum recognitus et emendatus a Th. Heyse. Berlin 1855.

A. Jellinek, Commentar zu Kohelet und dem Hohen Liede von R. Samuel Ben Meïr. Zum erstenmal herausgeg. Leipz. 1855.

Kâlidâsa, Sroutabodha, traité de prosodie Sanscrite. Par. 1855.

A. Weber, Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen. Berl. 1855.

Kálidása, Sakuntala, or, Sakuntala recognized by the ring. Ed. . . . with notes by Monier Williams. Hertford 1853.

Bhagavad-Gitâ, or the sacred lay. A new edition of the Sanskrit text, with a vocabulary by J. Cockburn Thomson. With translation. Hertford 1855.

The Baital Pachisi; or twenty-five tales of a Demon. A new edition of the Hindi text . . . by W. Burckhardt Barker, ed by E. B. Eastwick. Hertford 1855.

Chr. Rama Ayen, Vier Geheimerath-Minister. Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen. Hamburg 1855.

Dhammapadam, Ex tribus codd. Havniensibus palice ed., latine vertit etc. V. Fausböll. Havniae 1855.

M. Haug, Ueber die Pehlewi-Sprache und den Bundehesch. Götting. 1854.

Philosophia.

Dr. A. Schwegler, Geschichte der Philosophie. 2. verb. Aufl. Stuttg. 1855.

Slawische Philosophie, enthaltend die Grundzüge aller Natur- und Moralwissenschaften. Prag 1855.

Dr. C. Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande. Bd. 1. Leipz. 1855.

Dr. H. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie; ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander. Berl. 1855.

J. H. Fichte, Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. 2te verm. Aufl. Leipz. 1855.

G. Blaßmann, Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft. Leipz. 1855.

H. Delaage, Les ressuscités au ciel et dans l'enfer. Par. 1855.

L. A. Warnkönig, Philosophiae juris delineatio. Ed. altera. Tübing. 1855.

F. Vorländer, Geschichte der philosoph. Moral, Rechts- und Staatslehre der Engländer u. Franzosen. Marburg 1855.

Aesthetica.

Dr. A. Zeising, Aesthetische Forschungen. Frankfurt 1855.

Dr. K. Rosenkranz, Die Poesie und ihre Geschichte. Königsberg 1855.

O. Gigli, Studi sulla divina commedia. Firenze 1855.

Seminario pintoresco Español. 1852—53. Vol. 1. 2. Madrid 1853.

Fr. Villon, Oeuvres complétes. Par. 1854.

Ch. Decottignies, Le chansonnier Lillois. I. Rec. de chansons nouvelles en Patois de Lille. Lille 1855.

Mellusine, poëme relatif à cette fée poitevine, composé dans le XIV. siècle, par Couldrette. Publié pour la première fois d'après les manuscrits de la bibliothèque impériale, par Fr. Michel. Niort 1854.

Violett le Duc, Ancien théatre français. Vol. 1—4. Par. 1854.

Dr. A. Büchner, Geschichte der englischen Poesie. Th. 1. Darmstadt 1855.

L. Tieck, Nachgelassene Schriften. Auswahl u. Nachlese. Herausg. v. R. Köpke. Bd. 1. 2. Leipz. 1855.

Jegór v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeschichte. Berlin 1855.

E. Meier, Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Berl. 1855.

Ch. Reybaud, Oeuvres inédites précédées de documents historiques, littéraires et biographiques. Vienne 1854.

Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern u. der Nibelungen. Aus Handschriften zum erstenmal gedruckt oder hergestellt durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Bd. 1. 2. Leipz. 1855.

Wartburg-Bibliothek, herausgeg. v. L. Bechstein. I. A. u. d. T.: Das große thüringische Mysterium oder das geistliche Spiel von den 10 Jungfrauen. Halle 1855.

K. Schröder, Die Verschwörung des Catilina. Berl. 1855.

Marieken van Nijmegen. Gravenhage 1854.

Bibliothek for Oversaettelser og Bearbejdelser af den slaviske aesthetiske Literatur. Heft 1. 2 — 4. Copenhagen 1855.

L. de Baecker, Chants historiques de la Flandre. 400 — 1650. Lille 1855.

H. Otte, Grundzüge der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters. Leipz. 1855.

F. B. de Mercey, Études sur les beaux-arts depuis leur origine jusqu' à nos jours. T. 1. 2. Par. 1855.

Dr. J. Schadelach, Neues Universal-Lexikon der Tonkunst. Bd. I. Lief. 1. Dresden 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. September.

II. Nr. 7. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Die Quarzführenden Porphyre, nach ihrem Wesen, ihrer Verbreitung, ihrem Verhalten zu abnormen und normalen Gesteinen, so wie zu Erzgängen, von Gustav Leonhard. Zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit 2 Lithographieen, 2 Profiltafeln und 12 Holzschnitten. Stuttgart. 1855. gr. 8. S. VIII u. 224. J. B. Müller's Verlags-Handlung.

Fünfzehn Jahre sind verflossen, seit Hrn. Vf's. Erstlings- und Preisarbeit „über den im Odenwalde vorkommenden Porphyr", erschienen ist, und hat Hr. Vf. aus Vorliebe für diese Felsart seine Untersuchungen und Wanderungen unausgesetzt fortbetrieben, indem er die Gegenden von Meissen, Freiberg, Teplitz, Prag, Innsbruck und Botzen dazu benützte; für die Wissenschaft keineswegs zum Nachtheile. In seiner „Einleitung" führt uns Hr. Vf. die „Geschichte der Felsart" vor. Die Alten zählten bekanntlich den Porphyr unter ihre Marmorarten und selbst noch im 16. und 17. Jahrhundert gebrauchten Naturforscher das Wort Porphyr in demselben weiten, unbestimmten Sinn; es hatte eine rein technische Bedeutung. Erst Werner gab im 18. Jahrhundert diesem Worte eine wissenschaftliche Bedeutung, indem er es auf die Struktur der Gesteine anwendete. Durch die Untersuchungen von Gerhard, L. von Buch und d'Aubuisson de Voisins geschah abermals ein nicht geringer Fortschritt in der Kenntniß des Porphyrs, denen sich jene von Philipps, Bernhardi, Omalius d'Halloy, Boase Cotta, Studer, G. Rose und endlich Naumann rühmlichst anreihten. Im Allgemeinen bezeichnet Hr. Verf., der Classification Naumann's hauptsächlich folgend, die Gruppe als Felsit-Porphyre, die nach ihren petrographischen Verhältnissen in 3 Hauptabtheilungen zerfällt, nämlich:

1) Quarzführender Porphyr.
2) Granitartiger Porphyr.
3) Quarzarmer und Quarzfreier Porphyr.

Hierauf folgen „physikalisch-chemische Bemerkungen", und dürfte das specifische Gewicht des Porphyrs meist zwischen den Grenzen von 2,59 bis 2,68 liegen.

Bezüglich der chemischen Beschaffenheit sind es noch keine zehn Jahre, daß man auch nicht eine einzige Analyse von Quarz führendem Porphyr hatte; erst seit einiger Zeit haben die chemischen Untersuchungen von Schweizer, Kersten, Wolff und Hochmuth, neuerdings aber besonders die Arbeiten von Delesse, einiges Licht über die chemische Beschaffenheit des Gesteins verbreitet. Nach seinen Analysen ergibt sich: 1) daß das Gestein, wenn es wohl charakterisirt ist, auch Quarz-Krystalle und Körner umschließt, einen Kieselerdegehalt hat, jenem des Granites gleich, oft auch denselben überbietend; er wechselt im Allgemeinen zwischen 70 und 80 Proc.; ferner 2) daß die Felsart mehr Eisenoxyd enthält, als der Granit, wie dieser eine geringe Menge von Kalk, und bei gleichem Reichthum an Kieselerde weniger Alkalien. Diesen Bemerkungen läßt Hr. Vf. „die Charakteristik der Felsit-Porphyre" folgen,

als I. die des „Quarz-führenden Porphyrs“. Die Grundmasse der Quarz-führenden Porphyre ist höchst veränderlich; in der Farbe allein zeigen sie manchmal einige Beständigkeit, indem sie auf ziemliche Entfernung hin eine und dieselbe Farbe wahrnehmen lassen. Die Grundmasse selbst kann eine gefleckte, eine gestreifte sein; es unterliegt keinem Zweifel, daß beiderlei Arten durch eine ungleiche Vertheilung des Eisenoxydes hervorgerufen werden; vielleicht ist es auch möglich, daß verschiedene Oxydationsgrade des Eisens, oder auch geringe Beimischungen anderer metallischer Substanzen, wie z. B. Mangan, sich finden.

Als „Einmengungen“ in den Quarz-führenden Porphyren kommen vor: 1) Feldspath und von dieser Familie wieder: a) der gemeine Feldspath, oder Orthoklas, bei weitem am häufigsten, und wohl nie ganz fehlend; b) der Oligoklas, weit seltener und c) Albit, höchst selten. Deutliche, wohl ausgebildete Krystalle kommen davon selten vor.

Gar nicht selten kommen zweierlei Feldspath-Species neben einander in einem und demselben Porphyr vor; meist sind es Orthoklas und Oligoklas, nur äußerst selten wird letzterer durch Albit vertreten. Das Vorkommen von zweierlei Feldspath im Porphyr war schon der Aufmerksamkeit L. v. Buch's nicht entgangen. Orthoklas und Oligoklas erscheinen häufig in ziemlich gleichem Verhältniß, doch sind jenem stets die größeren Krystalle eigen.

Nur selten zeigen sich die Grundmasse und feldspathige Einmengungen von gleicher Farbe; bei weitem häufiger steht die Farbe der Grundmasse und der feldspathigen Einmengungen in einem umgekehrten Verhältniß, und zwar die erstere gewöhnlich dunkler.

Der Grund dieser verschiedenen Färbung dürfte wohl meist darin liegen, daß bei Erkaltung des Gesteins das Eisenoxyd sich bald mehr in dem Feldspath, bald mehr in der Grundmasse concentrirte. Weit seltner ist es der Fall, daß die Feldspathe dunkler wie die Grundmasse sind; selbst da, wo verschiedene Feldspathe zusammen vorkommen, tragen diese im Allgemeinen eine viel lichtere Farbe als die Grundmasse.

Die feldspathigen Einmengungen erscheinen keineswegs immer in Krystallen, vielmehr weit häufiger in krystallinischen Partieen, in Körnern oder Flecken durch die Grundmasse vertheilt.

Die „Umwandelung“ des Feldspathes beginnt auf zweierlei Weise, entweder sie schreitet von Außen nach Innen vor, oder sie fängt von Innen nach Außen an. Am räthselhaftesten ist die von der Mitte der Feldspathe aus beginnende Verwitterung. Die Umwandelungen, welche die feldspathigen Substanzen erleiden, führen zu verschiedenen Resultaten, d. h. es gehen verschiedene Substanzen aus dem Proceß hervor, nämlich: 1) Kaolin, 2) Steinmark, 3) Speckstein (?) und 4) Alaun. Die Umwandelung in Kaolin ist bei weitem die häufigste, und zwar von Außen nach Innen. Kaolin und Steinmark stehen einander in chemischer Beziehung so nahe, daß man beide Substanzen zusammenfassen kann, wie dies auch Hausmann gethan. Hingegen wurde noch keiner der angeblich zu Speckstein umgewandelten Feldspathe im Porphyr bis jetzt durch eine chemische Untersuchung als solcher erwiesen. Auch stößt man hier, wie Hr. Bf. richtig bemerkt, wenn man eine Erklärung der Umwandelung versucht, auf nicht geringe Schwierigkeiten; wo sollen namentlich die zur Bildung des Speckssteines erforderlichen 27 bis 30 Proc. Talkerde herkommen?

Keine sehr seltene Erscheinung ist es, daß in krystallinischen Feldspath-Partieen oder in Krystallen von Feldspath im Porphyr Körner von Eisenkies eingesprengt vorkommen. Bei der Zersetzung des Eisenkieses entstehen erst freie Schwefelsäure und Eisenvitriol, und später bildet sich Alaun oder Alaunstein.

Außer der Umwandelung in andere Substanzen ist der Feldspath noch häufig der Zersetzung unterworfen, die in manchen Fällen mit einer gänzlichen Zerstörung endigt. Bald sind es innere, bald äußere Einflüße, welche diese Katastrophe hervorrufen, und beginnt dieser Proceß bald von Innen nach Außen, bald in umgekehrter Richtung. Endlich gibt es Porphyre, in welchen der Feldspath gänzlich verschwunden ist, wo man nur noch den leeren, einst vom Krystall erfüllten Raum bemerkt,

in dem sich oft andere Substanzen vorfinden, deren Bildung offenbar eine spätere ist.

2) Quarz. Derselbe zeigt in seinem ganzen Auftreten in dem Porphyr viel mehr Geregeltes, wie der Porphyr. Seine Krystallform ist hier keine andere, als das Bipyramidal-Dodekaëder.

Der Quarz bildet einen Hauptgegensatz zu den feldspathigen Einmengungen, daß er, wenn diese zerfressen, verwittert, zu Kaolin umgewandelt oder gar völlig verschwunden sind, frisch und unverändert bleibt, daß alle Metamorphosen, welche das Gestein erleidet, auf ihn von keinem Einfluß sind; in dieser Beziehung kann der Quarz als eine charakteristischere und wichtigere Beimengung der Porphyre angesehen werden, als der Feldspath.

3) Glimmer. Wenn Quarz und Feldspath als wesentliche Beimengungen des Quarz-führenden Porphyrs angesehen werden müßen, so kann der Glimmer nur zu den außerwesentlichen gerechnet werden, indessen nimmt er unter diesen die erste Stelle ein.

Als „außerwesentliche Beimengungen, auf Drusen- und Gang-artigen Räumen vorkommende Substanzen" bezeichnet Hr. Verf.: die Hornblende, Pinit, Granat, Eisenkies, Magnetkies und Magneteisen, Graphit, Turmalin, Kupferkies, Orthit, Grünerde, Stilpnosiderit, Talk in kleinen Blättchen, Liebenerit. Flußspath gehört zu den Mineralien, welche sich ziemlich häufig und auf verschiedene Art im Porphyr finden; Barytspath stellt sich in kleinen Krystallen in Höhlungen, auf Klüften ein, bald bildet er Gänge; Eisenglanz, Eisenglimmer und Roth-Eisenrahm erscheinen auf verschiedene Art im Porphyr. Ferner Epidot, Psilomelan, Gypsspath, Kalkspath, Pinguit, Chromocker, Uranglimmer und gediegenes Kupfer, welches auf schmalen Klüften in zarten Blättchen als Anflug vorkommt.

II. „Granitartiger Porphyr." Hierunter versteht Herr Verf. ein Gestein, das aus einer Grundmasse von Feldspath (Orthoklas), von Quarz und etwas Glimmer zusammengesetzt ist; hin und wieder betheiligen sich noch bei Bildung dieses Teiges Oligoklas und Chlorit. In der Grundmasse, deren Struktur gewöhnlich mehr oder weniger krystallinisch, liegen außerdem Partieen oder Krystalle von Orthoklas — manchmal größer, aber weniger scharf ausgebildet, als sie sich in den Quarzführenden Porphyren einstellen, — und kleinere Krystalle von Oligoklas, jene herrschen vor. Ferner finden sich kleine Körner seltener Krystalle von Quarz und Blättchen von Glimmer pflegen nicht zu fehlen; außerdem kommen noch Schüppchen von Chlorit und Hornblende vor. Der granitartige Porphyr steht demnach gleichsam in der Mitte zwischen Quarz-führendem Porphyr und Granat, er ist gewissermaßen ein „verbindendes Glied" zwischen beiden Felsarten; indeß unterscheidet er sich von ersterem dadurch, daß Glimmer häufiger auftritt, an der Zusammensetzung größeren Antheil nimmt, ferner durch die meist krystallinische Struktur der Grundmasse; auch erscheint das sonst so charakteristische Bipyramidal-Dodekaëder fast nie an ihm. Als Beimengungen von ihm kommen vor: Granat, Pinit, Magneteisen, Eisenkies und Magnetkies, Graphit.

III. „Quarz-armer und Quarz-freier Porphyr." Die Textur der Grundmasse besitzt die nämlichen Eigenschaften, wie beim Quarz-führenden Porphyr; sie ist bald feinkörnig und porös — — geht sogar manchmal in eine Art Mandelstein über — bald ist sie dicht und hart, bald erdig und weich. Als ziemlich bezeichnend dürften trübe und unreine, überhaupt dunklere Farben sein. Feldspath kommt unter den gewöhnlichen Verhältnissen vor, wie im Quarz-führenden Porphyr, d. h. Orthoklas und Oligoklas, theils in einfachen, theils in Zwillings-Krystallen. Ob nicht bisweilen Albit sich einstellt, ist noch nicht erwiesen.

Der Herr Verf. folgt der Ansicht Naumann's, welcher beim Quarz-armen Porphyr, je nach dem Auftreten der Einmengungen, unterscheidet: 1) Feldspath-Porphyr. In diesem finden sich nur Feldspath-Krystalle als Einmengungen. 2) Glimmer-Porphyr. In der Felsit-Grundmasse liegen Feldspath und Glimmer, von welchen bald der eine, bald der andere, häufiger der letztere vorherrscht. 3) Hornblende-Porphyr. Mit ihrer größeren Häufigkeit

nimmt der Quarz immer mehr ab, ja verschwindet gänzlich.

Eine besondere Eigenschaft kommt noch den Porphyren zu, welche der ihnen in vielfacher Beziehung so nahe stehende Granit nur äußerst selten besitzt, „die säulenförmige Absonderung"; eine Eigenschaft, wodurch die Porphyre den eigentlichen vulkanischen Gebilden näher gerückt werden. Nicht weniger häufig als säulenförmige, ist dem Porphyr plattenförmige Absonderung eigen. Dieselbe verleiht dem Gestein bisweilen in hohem Grade täuschende Aehnlichkeit mit „Schichtung", so daß man sich nicht wundern darf, wenn man in älteren Schriften von geschichtetem Porphyr liest. Manche Neptunisten glaubten in der vermeintlichen Schichtung der Felsart eine Waffe in den Händen zu haben. Werner machte sogar eine besondere Abänderung daraus und benannte sie Platten-Porphyr. Eine kugelige Absonderung kommt bei Porphyren nur selten vor.

Die größte Seitenzahl des Herrn Vf's. trefflichen Monographie nimmt die Bearbeitung der „geographischen Verbreitung der Felsit-Porphyre, ihre Beziehung zu abnormen und normalen Gebilden, ihre Erzführung und ihr Verhältniß zu den Erzgängen" ein. (S. 64—205.) Die einzelnen Fundorte der Porphyre in den verschiedensten Ländern und Erdtheilen hier aufzuzählen, wie Herr Vf. mit unendlichem Fleiße und großer Sorgfalt gethan, wodurch sich eben diese Bearbeitung so rühmlich auszeichnet, erlaubt leider der Raum dieser Blätter nicht.

Im „Anhange" bespricht Herr Verf. noch die Anwendung des Porphyrs zu Kunstgegenständen in früherer Zeit und zwar in chronologischer Reihenfolge mit den alten Egyptern beginnend. Die zur Erläuterung beigegebenen Abbildungen, Profile und Holzschnitte verdienen in jeder Beziehung eine rühmliche Erwähnung, wie nicht weniger die so genaue und fleißige Angabe der sehr reichhaltigen Literatur bei den verschiedenen Abschnitten dieser Monographie.

Dr. A. Besnard.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Physica.

Dr. G. von Quintus Icilius, Experimental-Physik. Hannover 1855.

B. Cotta, Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos. 3te verm. Ausg. Th. 1. Leipz. 1855.

Dr. H. Burmeister, Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 2te verm. Aufl. Bd. 1. Leipz. 1855.

E. A. Roßmäßler, Die Geschichte der Erde. 1. Hälfte. Frankf. 1856.

The creation and deluge, according to a new theory. Philad. 1854.

Dr. J. R. Wagner, Die Geschichte der Chemie. 2te verm. Aufl. Leipz. 1855.

Dr. Frz. Doebereiner, Cameralchemie. 2te verb. u. verm. Ausg. Lief. 1. Dessau 1855.

Jekel, Fabricia entomologica. Recueil d'observations nouvelles sur les insectes. P. I. Par. 1854.

A. Moquin-Tandon, Histoire naturelle des mollusques terrestres et fluviatiles de la France. Livr. 1. 2. Par. 1855.

H. Lichtenstein und W. Peters, Ueber neue merkwürdige Säugethiere des K. zoolog. Museums. Berlin 1855.

Dr. Fr. Unger, Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Pesth 1855.

Dr. M. J. Schleiden, die Pflanze und ihr Leben. 4te verb. Aufl. Leipz. 1855.

F. A. G. Miquel, Flora Indiae batavae. T. I fasc. 1. Amstelod. 1855.

R. T. Lowe, Primitiae et novitiae faunae et florae Maderae et Portus Sancti. Lond. 1851.

Ed. Tyr. Artis, Antediluvian phytology. Lond. 1838.

Th. Kjerulf, Das Christiania-Silurbecken chemisch-geognostisch untersucht. Christiania 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. September.

III. Nr. 12. Historische Classe. 1856.

History of the supression of infanticide in Western India under the government of Bombay. By John Wilson. Bombay 1855.

Montesquieu hat es sich in der Erklärung auffälliger Sitten und Gebräuche sehr leicht gemacht. An die Stelle der Thatsachen, woraus sie hervorgehen, welche ihm nicht bekannt waren oder zu seiner Zeit nicht bekannt sein konnten, setzte er witzige Einfälle (ésprit), welche sich theilweise forterbten bis auf den heutigen Tag. Einige Beispiele, welche mit den indischen Zuständen zusammenhängen, mögen zur Bezeichnung dieser Weise hinreichen. Die Weiber zweiter und vierter Kaste dürfen in Malabar nacheinander, nicht zu gleicher Zeit, mit vielen Männern Verbindungen eingehen. Die Frau empfängt vom neuen Gatten einen neuen Anzug und erklärt vor vier Zeugen, sie trenne sich von ihrem Manne. Dieser Anzug kann zu jeder Zeit wieder abgelegt und die leichte Heirathsceremonie, sobald sich frische Liebhaber einfinden, wiederholt vorgenommen werden. Die Väter kennen ihre Kinder nicht, weshalb diese sich auch ihrer Liebe und Vorsorge nicht erfreuen. Die Kinder der Schwestern und nächsten weiblichen Verwandten folgen im Erbe. Die Ursache, welche Montesquieu für diese Vielmännerei ersonnen, ist weder in der Natur der Dinge noch in der Natur des Menschen begründet. Die Sitte sollte nämlich deshalb bei der Kriegerkaste stattfinden, damit sie den Todesmuth bewahren und nicht an Frau und Kinder denken mögen. Aber auch die vierte Kaste ist jener Vielmännerei ergeben und die Malabaren hängen mit gleicher Liebe an den Kindern der Schwestern wie an den eigenen. Eben so wenig ist die östliche Vielweiberei, wie Montesquieu ebenfalls behauptet, in der größern Anzahl des weiblichen Geschlechts begründet. Im Gegentheile sollen sich, nach dem Ausspruche der sorgfältigsten und kundigsten Männer, wie Francis Buchanan in seinen Erforschungen des Reiches Maisor, allenthalben im Morgenlande, wo man genaue Volkszählungen vornehmen konnte, eine größere Anzahl Männer und Jünglinge als Frauen und Mädchen vorfinden.

Wir sind geneigt, auch dieses Verhältniß, wo immer es in höherem Grade stattfindet, nicht aus der Natur der Dinge, welche sich gleichbleibt allenthalben auf Erden, sondern aus den Sitten, aus den Vergehen und Verbrechen der Menschen herzuleiten. Die Natur wirkt nach ewigen und unabänderlichen Gesetzen; nur wo der Mensch mit seinen Leidenschaften, mit seinem Unverstand eingreift, da kommt, freilich nur scheinbar, das Gesetz abhanden und das Maßlose tritt an seine Stelle. Dies ist sicherlich auch mit der größern Männerzahl, wo sie die Weiber bedeutend überragt, der Fall. Der Grund liegt in der Ermordung der Mädchen, welche, wie wir jetzt wissen, nicht bloß in China, sondern in den meisten Ländern des Orients und namentlich in Indien stattfindet. Das Buch des Hrn. Wilson, des verdienstvollen Vorsitzenden der asiatischen Gesellschaft zu Bombay, gibt uns hierüber sichere quellengemäße Aufschlüsse. Wie schwindet doch vor dieser furchtbaren Wirklichkeit die vielfach gerühmte

hohe Bildung im Lande der ehrwürdigen Männer, wie sich die Hindu zu nennen pflegen. Wie nichtig ist doch alle jene Weisheit der Brahmanen, das tausenderlei Ceremonienwesen und der ewig sich wiederholende Klingklang, wenn er den Erdgebornen nicht zum bessern Menschen, zum tüchtigern Bürger heranbildet, wenn alle jene Bräuche nicht auf Zähmung der wilden Lust hinsteuern, sondern, wie nicht selten geschieht, im Gegentheile sie heiligen, wenn Räuber und Mordbanden unter den Schutz irgend eines Gottes sich stellen und dann ihrem furchtbaren Geschäfte in behagender Gewissensruhe leben. In der That, es ist ein großes Stück Arbeit für die Engländer, die frommen Hindu zu Menschen zu erziehen. Die heiligen Mörderbanden haben sie bereits vernichtet; die Wittwenverbrennung haben sie beseitigt; die Menschenopfer werden seit langer Zeit als Mord behandelt. Während der letzten Jahre ward, wie wir von verschiedenen anderen Seiten wissen und das vorliegende Werk mit vielen Belegen zeigt, Alles aufgeboten, um auch jene häufigen Greuel der Kindertödtung abzuschaffen.

Wilson gibt eine ausführliche Geschichte der Kindermordung in Hindostan und Dekhan, sowie der Maßregeln, welche die Engländer mit größerem oder geringerem Erfolge dagegen ergriffen haben. Die gütige Gottheit, sagt der Verf. mit Recht, wurde und wird zum Theil noch für einen im Bösen sich gefallenden Teufel gehalten, welchen man mit Blut und vorzüglich mit dem Blute unschuldiger Kinder versöhnen könne, versöhnen müsse. Der Kindermord ist zwar in den Puranas ausdrücklich verboten. „Der Mensch, welcher Kinder umbringt, Brahmanen und Kühe, hat jedes Gesetz übertreten und ist zur dunkeln Hölle verdammt, so lange die 14 Indras existiren". Dies Verbot der Puranas wurde aber mißachtet. Die Engländer fanden die Kindermordung, vorzüglich der weiblichen, unter den Radschkumars oder Radschputen bei Benares, zu Kathiawad und Katsch, in Gudscharat und unter allen Radschputenstämmen in Radschastan. Zuerst wurde die Ermordung weiblicher Kinder im Jahre 1789, als eine herkömmliche Sitte, unter den Radschkumars entdeckt. Die Wittwenverbrennung war längst bekannt und von den Mörderbanden wurden sichere Spuren seit dem Beginne unsers Jahrhunderts aufgefunden. Viele edle Briten versuchten es, diesen mannigfachen Greueln entgegen zu treten. Vergebens. Die ostindische Hansa, fürchtend, durch gewaltsame Reformen Aufstände zu erregen, hat die kühnern ihrer Beamten zur Ruhe verwiesen. Die entschiedene Reformperiode im angloindischen Reiche beginnt erst mit der Ankunft des Oberstatthalters Lord Bentinck zu Kalkutta (4. Juli 1828). Sie dauert fort bis auf den heutigen Tag und wird fortdauern, so lange die Angelsachsen über Indien herrschen.

Die Sendboten des Evangeliums in Hindostan waren es, welche zuerst und wiederholt ihre Stimme erhoben gegen die Scheußlichkeiten im Brahmanenthum. Die Menschenfreunde und Frommen der Heimat ergreifen Partei gegen die Regierung und die ostindische Hansa; die Kaufherren sind zu Vorkehrungen und Maßregeln gezwungen, um der vielfachen und wiederholten Anklage zu begegnen. Oberstatthalter Marquis Wellesley verlangt (1805) das Gutachten der indischen Gerichtshöfe. Die Herren waren unbedingt entgegen. „Ein Verbot der Wittwenopferung könnte dem angloindischen Reiche die größte Gefahr bereiten; man müsse sich auf Abschaffung der Mißbräuche, welche nicht selten bei jenem Selbstmord vorfallen, beschränken". Es sind auch in der That einige zum Theil im indischen Gesetz selbst begründete vorsorgliche Maßregeln getroffen worden. Die Obrigkeit mußte vom Vorhaben unterrichtet werden; sie mußte sich von der Freiwilligkeit der Handlung überzeugen; das Weib durfte keine berauschenden Getränke erhalten und keine Drohungen erdulden. Frauen unter sechszehn und Schwangere erhalten niemals, so will es selbst das blutige Gesetz der Brahmanen, die Erlaubniß. Dies führte jedoch zu keinem befriedigenden Ergebniß; die Anzahl der Opfer schien seit dem Versuch sie zu mindern, im Steigen begriffen. Unter diesen Umständen erhob sich unerwartet und plötzlich, mitten aus der brahmanischen Gemeinde selbst, eine einflußreiche Stimme gegen diese und andere Greuelthaten. Rammohun Roy lehrte (1820), mittels einiger in bengalischer und englischer Sprache geschrie-

benen Flugschriften: „Die Wittwenverbrennung ist von Menu nicht vorgeschrieben, Stellen des Weda sind ihr geradezu entgegen; selbst viele spätere Gesetzbücher erheben das reine tugendhafte Leben der Wittwe über ihre Opferung". Die Beweise des kenntnißreichen Brahmanen beruhen auf festem Grunde; sie konnten nicht umgestoßen werden. Sie sind es, welche vorzüglich das entschiedene Auftreten des Oberstatthalters hervorriefen und begründeten; Rammohun Roy hat sich um sein Vaterland und die Menschheit große Verdienste erworben.

Lord Bentinck setzte einen Ausschuß nieder, welchem oblag, alle auf die Wittwenverbrennung bezüglichen Vorschriften und Ordnungen, sowie die Gefahren eines Verbots, zu untersuchen. Eingeborne und Europäer, die Auskunft geben konnten, wurden nach der schönen Sitte Altenglands aufgefordert, vor dem Ausschusse zu erscheinen, zur Mittheilung ihrer Kenntnisse und Erfahrungen. Bentinck verfolgte selbst den Verlauf der Untersuchung mit der innigsten Theilnahme; denn der Lord war keineswegs, wie seine zahlreichen indischen und europäischen Feinde behaupten, ein selbstsüchtiger, ehrgeiziger Staatsmann. Unter einer rauhen, abstoßenden Außenseite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntschaft mit den Nachtseiten der menschlichen Natur hervorgegangen, war ein für alles Gute und Edle schlagendes Herz verborgen. Das Ergebniß der vielen Zeugschaften und Berichte — sie füllten einen großen Folioband im ostindischen Hause — war keineswegs erfreulicher, ermunternder Art. Viele Beamte der indischen Verwaltung, alle angesehene, einsichtsvolle Eingeborne, widersprachen einem allgemeinen unbedingten Verbote. Ihnen hatte sich auch Horace Haiman Wilson angeschlossen — eine Thatsache, welche der große Kenner des indischen Volkes und seiner Literatur in seiner Fortsetzung von Mills Geschichte nicht berichten mochte. Selbst Rammohun Roy erschrak, als er von dem gänzlichen durchgreifenden Verbote hörte. „Man möge im Beginne das Gesetz bloß unter der weichlichen Bevölkerung Bengalens verkünden lassen; gefährlich sei es, den kräftigen Menschenschlag der nordwestlichen Marken in religiöse Aufregung zu versetzen." Ein theilweise gegebenes Verbot, erwidert der Oberstatthalter, würde von Schwäche und Unsicherheit zeugen; die Regierung möchte dadurch bloßgestellt und in der Unterthanen Augen herabgesetzt werden.

Die aus lichtvoller Erwägung aller Umstände hervorgegangene, von einer seltenen moralischen Kraft getragene Ueberzeugung hat den Lord, gleichwie so viele andere großartige Menschen, in dieser und andern wichtigen Angelegenheiten, aus dem Wirrsal entgegengesetzter Ansichten und Meinungen, schnell auf den rechten, dem Ziele entgegenführenden Weg geleitet. Das Verbot der Wittwenverbrennung wird für die ganze Präsidentschaft Bengalen erlassen und bald hernach auch in Madras und Bombay verkündet. Der oberste peinliche Gerichtshof zu Kalkata erhält den Auftrag, alle bei solchen Vorfällen Betheiligten als Mörder zu verfolgen und nach Umständen zu bestrafen.

Nirgendwo eine Spur der schrecklichen Folgen, welche schüchterne und selbst in Vorurtheilen befangene Gemüther von dieser kühnen, Großbritannien und die Menschheit ehrenden Maßnahme erwarteten und befürchteten. Eine Anzahl altgläubiger Hindu bestürmte die Regierung mit Bittschriften, angebend der Rigweda verordne bereits die Wittwenverbrennung. Es ist unbegründet. Die Stelle ward von den indischen Leviten absichtlich falsch gedeutet. Andere, an deren Spitze die Reformatoren Rammohun Roy und Dwarkanath Tagor, dankten der obersten Behörde für diesen „ewigen Segen", und baten, fortzufahren in diesem reformatorischen Wege. Die Altgläubigen erschöpften jedes gesetzliche Mittel, um die Aufhebung des Verbots zu bewirken. Vom Oberstatthalter im Rathe zurückgewiesen, wendeten sie sich nach England. Der Fall wird von dem geheimen Rathe (Juni 1832) verhandelt. Die Anwälte beider Parteien, der Hindu und der ostindischen Hansa, wurden in gewöhnlicher Weise vernommen und die Kläger, wie nicht anders zu erwarten stand, abgewiesen. In wenigen Jahren sieht sich die Regierung zu Kalkata theils durch Verträge, theils durch Eroberungen in Stand gesetzt, ihr Gebot über alle Länder vom Himalaja zum Meere,

von China's Grenzen zu den Engpässen Afghanistans auszudehnen. Hiefür zeugt das Dankschreiben Lord Hardinge's (Dec. 1847) an dreiundzwanzig Fürsten und Fürstinnen, so wie an Golab Singh, den Lehensherrn Dschamu's gerichtet. „Sie seien die letzte in Hindostan, welche auf Wunsch der englischen Behörden jene scheußlichen Bräuche ihrer Väter, Wittwen-, Kindermord und Sklaverei abgeschafft hätten".

Lord Bentinck war ein Christ, ein Mann. Des Evangeliums Verbreitung galt ihm bloß für das vorzüglichste Mittel der Civilisation, der geistigen und gemüthlichen Erneuerung der Menschheit. Nun trat aber das indische Erbrecht dieser Erhebung hindernd entgegen. Nach Menu, welcher noch immer der Grund ist des ganzen bürgerlichen Wesens im Brahmanenlande, sowie nach andern indischen Gesetzbüchern muß der Erbe irgend einer Kaste angehören; jeder Hindu, der sich zu einer andern Religion bekennt, heiße sie Islam oder Christenthum, verliert seine Kaste, verliert seinen Antheil am väterlichen Gute. „Wer in herkömmlicher Weise durch Umstürzen des Wasserkruges von den Verwandten ausgestoßen wird, der ist seines Erbes, des Leichenkuchens und der heiligen Ausgießung verlustig." Auch dem Muselman entgeht, sowohl bei den Sunniten wie den Schiiten, durch Uebertritt zu einer andern Religion, sein Erbtheil. „Und unser geschriebenes Gesetz, unsere Ueberlieferung", sagen die Muselman Bombay's in einer Eingabe an's Parlament (19. Nov. 1852), „ist ein Theil der Religion des Propheten; es darf nicht geschmälert werden durch Satzungen der Ungläubigen. Verfahrt ihr Engländer nicht in ähnlicher Weise? Würden wohl einem Pair eures Reiches, der Muselman wird, sein väterliches Erbe und seine Rechte verbleiben"?

Die christlichen Vereine und Sendboten in Indien und England erhoben sich seit längerer Zeit gegen diese intolerante unmenschliche Satzung. Petitionen und Flugschriften erschienen in Menge und es mußte, wie im Lande der Angelsachsen gewöhnlich, dem Drange von Außen nachgegeben werden. Der Direktorenhof veranlaßt (1832) den Oberstatthalter, dem Unfug auf gesetzlichem Wege entgegenzutreten. Auch der Muselman hätte das indische Gesetz nicht anerkannt; der zum Islam bekehrte Hindu behielt sein väterliches Erbe; Warren Hastings (1772) und Lord Cornwallis (1793) haben gegen die bestehende Sitte verordnet, es solle nach den Normen des indischen Erbgesetzes verfahren werden. Dies könne aber Regierung und Parlament keineswegs für alle Zukunft binden. Die Beseitigung des Gesetzes geschieht jedoch nur zu Bengalen und zwar versteckt mitten unter andern Verordnungen, in dunkler schwankender Fassung, damit sie keine neue Besorgniß erregen möge. Die Regierung hat seit der Zeit diese wichtige Angelegenheit niemals aus den Augen verloren. Dreizehn Jahre später (1845) ergieng eine lex loci, richtiger Gesetz über Gewissensfreiheit genannt, wornach jeder Einfluß der Religion aufs Erbrecht in allen Ländern des angloindischen Reiches aufhören sollte. Der Widerspruch der Hindubevölkerung war fast allgemein. Gegen das Gesetz sind Bittschriften eingelaufen, dafür nicht eine einzige. Die lex loci hieß es, sei nicht bloß eine Mißachtnng heiliger Vorschriften der Hindu und Muselman, sondern auch ein Bruch der frühern englischen Norm, der feierlichen Verheißung Großbritanniens: man werde jede Religion bei ihrem herkömmlichen Gesetz belassen. Die angloindische Regierung, ward mit gutem Grunde entgegnet, dulde und beschütze alle Glaubensgenossen. An dieser unerschütterlichen Grundlage müssen alle die früheren Gesetze und Ordnungen zurückweichen. Die Regierung ist auch immerdar dem Bestehenden entgegengetreten, ward es der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zuwider befunden. Und sie wird unbeirrt auf dieser breiten Straße fortfahren. Es gibt kein Recht gegen das Recht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. September.

III. Nr. 13. Historische Classe. 1856.

History of the suppression of infanticide in Western India etc.

(Schluß.)

In den Saggar- und Narbaddah-Ländern, wo es Sitte war, Neugeborne wilden Thieren vorzuwerfen, hat Lord Wellesley diese Schmach abgethan, und man sucht mit allen Mitteln der Ermordung weiblicher Kinder, so häufig unter den Sikh und Radschputen, entgegenzutreten. Wider die Wittwenverbrennung ist ebenfalls, im Gegensatz zum Wunsche der Altgläubigen, ein Verbot ergangen. Würde man solchen Widerspruch beachten, so wäre jede Reformation unmöglich. Mit Recht ward hinzugefügt, Bittschriften solchen Inhalts geben das sicherste Zeugniß von der geringen Bildungsstufe der Eingebornen, so daß es auch vom höhern menschlichen Standpunkt nicht wünschenswerth erscheine, ihnen jetzt schon großen Einfluß auf die Landesregierung zu gestatten. Dieses ohne Zweifel folgenreiche Gesetz — das 21. der Gesetzsammlung für's Jahr 1850 — verdient, seinem wörtlichen Inhalt nach mitgetheilt zu werden. Die Entwicklung der hier niedergelegten Idee, ihr Einfluß in's wirkliche Leben, muß den Umsturz des ganzen indischen Wesens zur Folge haben. Die Kaste ist hiemit, vor dem Staatsgesetze, nicht mehr vorhanden. Für die unterdrückten Millionen hat eine neue glücklichere Zeit begonnen.

Ein Gesetz zur Ausdehnung des Princips der Abtheilung 9, Ordnung VII. 1832 des bengalischen Gesetzbuches über alle der Regierung der ostindischen Kompagnie unterworfenen Länder. Sintemal durch Abtheilung 9, Ordnung VII. 1832 des bengalischen Gesetzbuches bestimmt wurde, daß, „wenn immer in irgend einem bürgerlichen Proceß die Parteien dieses Processes verschiedenen Glaubens sind, wenn eine Partei dem Hindu, die andere dem muhammedanischen Glauben angehören würde; oder wenn eine oder mehrere Parteien des Processes weder dem muhammedanischen noch dem Hinduglauben angehören würde; so soll den Gesetzen dieser Religionen keine Wirkung gestattet werden, um die Partei oder Parteien irgend eines Eigenthums zu berauben, worauf sie, die Wirkung jener Gesetze beseitigt, ein Recht hätten", und da es wohlthätig sein wird, das Princip dieser Satzung über alle der Regierung der ostindischen Kompagnie unterworfenen Länder auszudehnen, so wird hiemit gesetzlich bestimmt, wie folgt:

Welche Gesetze oder Bräuche immer jetzt in Kraft bestehen innerhalb der Länder unter Regierung der ostindischen Kompagnie, insoweit sie irgend eine Person mit Verlust an Rechten oder Eigenthum bestrafen, oder in irgend einer Weise ihr Erbrecht schmälern oder berühren aus dem Grunde, weil er oder sie ihre Religion aufgeben, oder von irgend einer religiösen Genossenschaft ausgeschlossen, oder einer Kaste verlustig wurden: sie sollen aufhören, in den Gerichtshöfen der ostindischen Kompagnie als Gesetz zu gelten, und in den Gerichtshöfen, angeordnet unter dem königlichen Freibrief innerhalb der besagten Länder.

Man sieht, nicht bloß das Erbe, auch alle andern Rechte und Befugnisse bleiben dem vorbehalten, der seine Religion verläßt, aus diesem und jenem Grunde die Kaste verliert. Hienach wird auch verfahren. Eine Frau, welche indischem Gebrauche gemäß ihren zum Christenthum übergetretenen Mann verließ, ist ihm mitten unter brahmanischen Verwünschungen und der Altgläubigen Geschrei durch Richterspruch zurückgegeben worden. „Frauen könnten unter keine bessere Aufsicht gestellt werden". Der Bekehrte hat eine Regierungsstelle erhalten — die gewöhnliche Belohnung der Neuchristen, wie die Altgläubigen in ihrer Beschwerdeschrift an's Parlament behaupten. Eine Rückwirkung des Gesetzes liegt bereits am Tage. Die Hindu Kalkata's beschlossen, den Rückkehrenden, im Gegensatz zur strengen Glaubensnorm, wieder in seine frühere Kaste einzuweisen. Alle Folgen des Abfalls sollten getilgt sein.

„Die Vorsehung", sprach Charles Grant, der Sohn einer der edelsten Männer Großbritanniens unserer Tage, — und es gibt dort eine einflußreiche Klasse dieses Sinnes —, „die Vorsehung hat uns in ganz anderer Absicht über das Volk der Brahmanen die Herrschaft verliehen, als unsere gemeinen Landsleute wollen und wähnen. Nicht des Gewinnstes wegen an Indigo und Opium, nicht damit die jüngern Söhne der höhern und mittlern Klassen eine Versorgung erhalten; nicht deshalb ist uns das indische Reich geworden. Wir sollen das Volk zur Menschlichkeit erziehen. Hindu und Muselman sollen an unserer Hand nach und nach die schwierige Kunst der Selbstregierung erlernen. Die Pflicht Großbritanniens erheischt, selbst die gewöhnliche Klugheit fordert es, daß wir den Einheimischen jetzt schon viele untere und mittlere Stellen einräumen. Nur dadurch werden wir die höheren Klassen der Gesellschaft, namentlich die guterzogenen, ämtergierigen Muselman, wenigstens theilweise mit unserm Regimente aussöhnen".

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Politica.

G. Nicholls, A history of the English Poor Law in connection with the Legislation. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

A. Marescottj, Storia delle guerre ossia memoriale militare politico della storia universale. Firenze 1854.

M. Viollet-le-Duc, Essai sur l'architecture militaire au moyen age. Par. 1854.

Jus.

Dr. K. Esmarch, Römische Rechtsgeschichte. 1. Hälfte. Göttingen 1855.

Domit. Ulpiani quae vocant fragmenta sive excerpta ex Ulpiani libro singulari regularum. 4. em. Ed. Böcking. Lips. 1855.

Ulpiani liber singularis regularum codicis Vaticani exemplum cur. Ed. Böcking. Lips. 1855.

Dr. C. F. Gerber, System des deutschen Privatrechts. 5. verb. Aufl. Jena 1855.

C. A. Herzfeld, Uebersicht der außerrömischen Rechtsdisciplinen. Berlin 1854.

H. Klimrath, Mémoire sur les Olim et sur le parlement. Par. 1837.

Dr. H. Hälschner, Das preußische Strafrecht. Th. 1. Geschichte des brandenburgisch-preußischen Strafrechts. Bonn 1855.

H. S. Sanford, The different systems of penal codes in Europe. Washington 1854.

L. Neumann, Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères depuis 1763 jusqu à nos jours. T. I. Leipzig 1855.

Physica.

A. G. Schrenk, Ueberſicht des obern ſiluriſchen Schichtenſyſtems Liv- und Ehſtlands. Th. 1. Dorpat 1854.

B. Sillimann and C. R. Goodrich, The world of science, art, and industry, illustrated from examples in the New-York exhibition 1853—54. New-York 1854.

Ed. Gorges, Revue de l'exposition universelle. Livr. 1—3. Par. 1855.

Dr. G. de Volpi, Manuale di Tecnologia. Milano 1854 Silvestri.

A. T. Ponſon, Handbuch des Steinkohlenbergbaues, bearb. von Hartmann. Lief. 1. Weimar 1855.

Dr. E. G. Hoechster et A. Sacré, Manuel de droit commercial français et étranger. Par. 1855.

Tableaux du commerce et de la navigation de la province du Canada, pour l'année 1850. Toronto 1851.

J. A. Molster, Het wetboek van koophandel. Amsterdam 1854.

A. Marescotti, Sugli economisti italiani del nostro secolo. Firenze 1855.

Medicina.

And. Renier, Studj medici. Vol. I. Del Cholera. Rovigo 1854.

R. Owen, Principes d'ostéologie comparée. Par. 1855.

Dr. G. H. Meyer, Lehrbuch der phyſiologiſchen Anatomie des Menſchen. Leipz. 1856.

A. Kölliker, Handbuch der Gewebelehre des Menſchen. 2. Aufl. Leipz. 1855.

Dr. J. Gerlach, Handbuch der allgemeinen und ſpeciellen Gewebelehre des menſchlichen Körpers. 2. umgearb. Aufl. Mainz 1854.

Situs viscerum. 2. Aufl. Berl. 1855.

M. Schiff, Unterſuchungen zur Phyſiologie des Nervenſyſtems mit Berückſichtigung der Pathologie. I. Frankf. 1855.

M. Coste, Histoire générale et particuliere du développement de corps organisés. T. I. fasc. 1—3. Atlas. Livr. 1—4. Par. 1847—53.

Dr. J. Henle, Handbuch der ſyſtematiſchen Anatomie des Menſchen. Bd. I. Lief. 1. Braunſchweig 1855.

Dr. Ed. Henoch, Klinik der Unterleibskrankheiten. 2. verm. Aufl. Bd. 1. Berlin 1855.

Dr. J. Hauſchka, Compendium der ſpeciellen Pathologie und Therapie. Th. 1. Wien 1855.

F. Jacquot, De l'origine miasmatique des fièvres endémo-épidémiques, dites intermittentes, palustres ou à quinquina. Par. 1855.

Dr. H. Hahn, De la méningite tuberculeuse étudiée au point de vue politique, Monographie couronnée. Par. 1853.

J. Crocq, Ueber die Behandlung der Knochenbrüche der Gliedmaſſen. A. d. Franz. von C. G. Burger. Freiburg 1855.

J. J. Straßer, Mediziniſche Beobachtungen über den Curort Interlaken. Bern 1855.

Sadler, Ueber die Macht des ärztlichen Gemüths zur Erleichterung und Heilung von Krankheiten. Leipz. 1855.

Dr. L. Posner und C. E. Simon, Handbuch der ſpeciellen Arznei-Verordnungslehre. Berl. 1855.

Dr. Fr. Kurzak, Lehrbuch der Receptirkunde. Wien 1855.

Dr. C. Kiſſel, Handbuch der phyſiolog. Arzneiwirkungslehre. Tübingen 1855.

Dr. J. Hoppe, Die Nervenwirkungen der Heilmittel. Heft 1. Leipz. 1855.

F. Dupuis, Dr. Warburg's vegetabiliſche Fiebertinktur in ihrer pharmakodynam. Wirkung und Bedeutung beobachtet u. dargeſtellt. Zürich 1855.

Graf Spàzary, Handbuch der Magnetotherapie. A. d. Franzöſ. v. Wallerſtedt. Berl. 1855.

Dr. G. Rüſch, Heiden (Kanton Appenzell) und ſeine Molkenkuranſtalt im Freihof. St. Gallen 1854.

Dr. J. Parigot, Thérapeutique naturelle de la folie. L'air libre et la vie de famille dans la commune de Gheel. Bruxelles 1852.

Dr. O. Berg, Handbuch der pharmaceutiſchen Botanik. Band 1 Botanik. 3. umg. Aufl. Berl. 1853.

J. F. Sobernheim, Handbuch der praktiſchen Arzneimittellehre. 4. verb. Aufl. von Dr. M. B. Leſſing. 1. Theil. Berl. 1855.

Dr. Remack, Ueber methodiſche Electriſirung gelähmter Muskeln. Berl. 1855.

Dr. E. Reichardt, Ueber die chemiſchen Beſtandtheile der Chinarinden. Gekrönte Preisſchrift. Braunſchweig 1855.

Dr. J. E. Dreſcher, Der große Soolſprudel zu Bad Nauheim im Frühling 1855. Frankfurt 1855.

Dr. J. Clarus, Handbuch der ſpeciellen Arzneimittellehre. 2. verm. Aufl. Abth. 1. 2. Leipz. 1856.

W. Trenkner, Der Kurort Grund am Harze. Clausthal 1855.

Dr. C. E. Kirmße, Der thierische Magnetismus und seine Geheimnisse. 4. verm. Aufl. Plauen 1855.

Dr. F. W. Scanzoni, Lehrbuch der Geburtshilfe. 3. Aufl. Wien 1855.

A. Krause, Die künstliche Frühgeburt, monographisch dargestellt. Breslau 1855.

Dr. J. Ch. G. Jörg, Zwei Jubelreden für die Vervollkommnung und gründliche Verbreitung der Geburtshilfe unter den Studirenden der Medizin. Leipz. 1855.

Dr. W. E. v. Faber, Anleitung zur gerichtsärztlichen Untersuchung neugeborner Kinder bei zweifelhaften Todesarten. Stuttg. 1855.

Dr. H. Spitta, Prakt. Beiträge zur gerichtsärztlichen Psychologie. Rostock 1855.

H. Seer, Handbuch der Thierheilkunde. Heft 1. Glogau 1855.

A. Petry, Conseils du Vétérinaire ou moyens de conserver en santé les animaux de la Ferme, de les secourir dans les maladies subites et dangereuses. Bruxell. 1855.

Anthropologia.

J. C. Nott and G. R. Gliddon, Types of Mankind: or ethnological researches, based upon the ancient monuments, paintings, sculptures and crania of races. Lond. 1854.

P. Flourens, Das menschliche Leben in seiner Dauer von mehr als hundert Jahren. A. d. Franz. Leipz. 1855.

C. Vogt, Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitfrage gegen Hofrath R. Wagner in Göttingen. Gießen 1855.

D. Buddingh, Edda-Leer of handboek voor de Noordsche mythologie. Utrecht 1837.

J. P. Trusen, Die Leichenverbrennung als die geeignetste Art der Todtenbestattung. Breslau 1855.

Fr. de Rougemont, Le peuple primitif, sa religion, son histoire et sa civilisation. P. I. Vol. 1. 2. Par. 1855.

E. E. Eckert, Magazin der Beweisführung für Verurtheilung des Freimaurer-Ordens. Heft 1. Schaffhausen 1855.

J. J. Missipporus, Ueber Alter und sittlich-religiösen Charakter der älteren und eigentlichen Freimaurerei. Bremen 1855.

S. C. Malan, Who is God in China, Shin or Shang-Te? Lond. s. a.

J. J. Hottinger, Vortrag über die Systemverhältnisse und die Angriffe auf die Maurerei. St. Gallen 1854.

S. W. Fullom, The history of Woman and her connection with religion, civilisation . . . . 2. Edit. revised. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

C. della Valle, Prospetto filosofico della storia del mondo umano. Napoli 1854.

M. A. Castrén, Vorlesungen über die finnische Mythologie. A. d. Schwedischen übersetzt v. A. Schiefner. Petersburg 1853.

M. Th. Lavallée, Oeuvres de Mme. de Maintenon, publiées pour la première fois d'après les manuscrits et copies authentiques. Par. 1854.

A. de Montaiglon, Le livre du chevalier de la Tour Landry. Par. 1854.

Lauckard, Ueber die Erziehung in der Schule. Darmstadt 1855.

A. W. Grube, Von der sittlichen Bildung der Jugend im ersten Jahrzehend des Lebens. Leipz. 1855.

H. Kothe, System der Mnemonik oder Gedächtnißlehre. Cassel 1853.

Dr. G. Scheve, Die Naturgesetze oder Erziehung und des Unterrichts. Stettin 1855.

Die drei preußischen Regulative vom 1., 2. u. 3. Okt. 1854 über Einrichtung des evangel. Seminar-Präparanten- und Elementar-Unterrichts nach ihrem Werthe beurtheilt. Essen 1855.

Wilh. Redenbacher, Der Maronite. Greiz 1855.

K. Kalcher, Die neue Volksschule. Berl. 1855.

v. Prausek, Einige der wichtigsten Tagesfragen, betr. das österr. Volksschulwesen. Prag 1855.

Dr. Lange, Erinnerungen aus meinem Schulleben. Potsdam 1855.

H. Rothstein, Die gymnastischen Freiübungen nach dem Systeme P. H. Ling's reglementarisch dargestellt. 2. verm. Aufl. Berl. 1855.

M. Lange, Zur Kritik der Eröffnungen. Ein Leitfaden für geübtere Schachspieler. Berl. 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. September.

I. Nr. 10. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Histoire générale et système comparé des langues sémitiques, par E. Renan. Ouvrage couronné par l'Institut. Première partie. Histoire générale des langues sémitiques. Paris 1855. VIII. u. 499 S. 8.

Mit wahrer Freude begrüßt Ref. das vorliegende Werk, das, wenn irgend eines, einem Bedürfnisse unserer Zeit entgegenkommt. Bei den vielseitigen Studien, welche seit geraumer Zeit den semitischen Sprachen gewidmet werden, fehlte es immer noch an einem Werke, das, über die Einzelforschungen sich erhebend, die allgemeinen wissenschaftlichen Resultate zusammenfaßte und bespräche. Das Unternehmen konnte kaum in bessere Hände fallen, als in die des Vfs. Hr. Renan hat sich vorgenommen, für den semitischen Sprachstamm das zu leisten, was Bopp u. A. für den indogermanischen gethan haben. Er will uns die Geschichte dieses Sprachstammes darstellen, die innere, indem er die Gesetze nachweist, welche seine gesammte Entwicklung beherrschen und diese Gesetze durch die einzelnen Glieder des Sprachstammes verfolgt, die äußere, indem er alle die Zweige einzeln beschreibt, die dem semitischen Stamme angehören und ihnen die Stelle bestimmt, die sie in der Entwicklung ihres Sprachstammes und in der allgemeinen Sprachgeschichte überhaupt einzunehmen befugt sind. Nur die zuletzt genannte äußere Geschichte der semitischen Sprachen wird in diesem ersten Bande behandelt, jedoch so, daß auch hier schon die Principien hervortreten, welche den Verf. bei seiner gesammten Arbeit leiten.

Keiner von allen den Sprachstämmen der Erde hat mehr Anspruch, sich neben den indogermanischen zu stellen, wie der semitische. Die Vielseitigkeit der Indogermanen in Sprache und Literatur hat zwar der Semite so wenig erreicht als ihre Ausdehnung. Während die Indogermanen dem größten Theile Europas und einem großen Theile Asiens die Bewohner gegeben haben, ist der semitische Sprachstamm auf ein weit kleineres Gebiet beschränkt; in diesem aber finden wir ihn seßhaft, so lange als die Geschichte zurückreicht, er hat sich nicht aus ihm vertreiben lassen, ist jedoch auch nicht darüber hinausgedrungen. Die Literatur hat nur wenige Zweige aufzuweisen, in denen die Semiten thätig waren, ihre Sprache, überall zum Ausdrucke des Gefühls auf das Höchste befähigt, ermangelt der strengen logischen Präcision, welche die indogermanischen Sprachen beherrscht. Dennoch hat der Semitismus selbst den indogermanischen Stamm in einem höchst wichtigen Punkte ergänzen müßen. Die Religionen, welche zu verschiedenen Zeiten aus dem Schoße des Semitismus hervorgiengen, haben den größten Theil der Welt erobert und alle Culte anderer Stämme haben machtlos ihnen das Feld räumen müßen. Mit Recht hat Hr. R. auf diesen Punkt das vorzüglichste Gewicht gelegt. Frühe schon ist der Semite zu einem verhältnißmäßig reinen Gottesbegriff vorgedrungen. Nach dem Himmel lenkte er seinen Blick in der stillen Wüste, ihre Einförmigkeit war nicht dazu gemacht, ihn davon abzulenken.

Es ermangeln daher die Semiten einer reicheren Mythologie; wenn sie sich findet, wie bei den Phöniziern, ist sie nicht reines Produkt des semitischen Geistes, sondern Erzeugniß der Wanderung und Vermischung mit anderen Volksstämmen. Vergötterung der Natur ist nicht Sache des Semiten, Niemand ist vom Pantheismus weiter entfernt als gerade er; seine Religionsform ist wesentlich die theokratische. Aus diesem Ueberwiegen des religiösen Gefühles, aus dem eigenthümlichen Verhältnisse, in das sich der Semite zu seinem Gotte gesetzt hat, entspringt nun auch der eigenthümliche Charakter desselben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Eine gewisse Einseitigkeit, ein großer Ernst ist überall sichtbar. Der Semite ermangelt fast der Fähigkeit des Lachens, er kennt kaum die Neugierde, auch nicht die Neugierde im edleren Sinne: den Durst nach Wissen. Darum ist auch die Philosophie eine Schöpfung der Indogermanen, Indien und Griechenland sind die Länder wo sie blühte, während sie auf semitischem Boden, wohin sie im Mittelalter versetzt worden war, kaum mehr diesen Namen verdient. Einseitig ist auch die semitische Poesie, sie kennt kein Drama, kein Epos, bloß lyrische Ergüsse und Spruchweisheit. Die Einbildungskraft erhebt sich nicht höher als bis zur Thierfabel, denn auch das Mährchen ist den Semiten von außenher gebracht. Die Künste haben an den Semiten keine Förderer gefunden, die Malerei, in der Perser und Türken sich Fertigkeiten erworben, ist den Arabern stets widerwärtig geblieben. Die plastische Kunst war förmlich verboten und nur die Musik erfreute sich einigermaßen eines besseren Schicksals. Selbst die Moral ist bei Semiten und Indogermanen wesentlich verschieden. Ueberall zeigt sich der Semite von weniger Ideen beseelt, als der Indogermane, aber sie ergreifen ihn tief und gewaltig. Dieser eigenthümliche Volksgeist beschränkt sich nicht auf die Anschauungen der Literatur und des gewöhnlichen Lebens, er zeigt sich vor Allem auch in der Sprache, ja diese gerade ist es, die denselben am reinsten zeigt. Die semitischen Sprachen, namentlich die älteren, von fremden Einflüßen unberührten, zeigen etwas Unbestimmtes, die Sätze sind nicht logisch gegliedert wie bei den Indogermanen, nicht einander untergeordnet, sondern neben einander gesetzt, daher die Schwierigkeit, semitische Gedanken genügend in unsere Sprachen zu übersetzen; wir müßen häufig nach der Eigenthümlichkeit unseres Geistes erst vermittelnde Begriffe suchen, die der Verfasser bei seiner Denkweise nur angedeutet hat. Sind somit diese Sprachen wenig befähigt zum Ausdrucke abstracter Vorstellungen, so sind sie dagegen im hohen Grade sinnlich und ganz geschaffen zur Darstellung von augenblicklichen leidenschaftlichen Eingebungen.

Die Grenzen dieses merkwürdigen Sprachstammes sind, wie gesagt, keine sehr weiten und Hrn. R's. Forschungen gehen noch darauf aus, sie eher noch mehr zu verengern, nach unserer Ansicht zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird nachgewiesen, daß in Kleinasien nur einige wenige Niederlassungen an den Küsten dem semitischen Sprachstamme zugewiesen werden dürfen, während die Masse der Bewohner Kleinasiens indogermanisch ist. Vollkommen begründet ist, daß man das Koptische nicht als ein wenn auch eigenthümliches und entartetes Glied der semitischen Sprachfamilie ansehen darf, wie Einige wollten, es bildet einen eigenen Sprachstamm für sich. Wenn dagegen der Verf. auch im Osten die Semiten beschränken, wenn er Assyrer und Babylonier von ihnen abtrennen will, so müßen wir uns aus gewichtigen unten näher zu erörternden Gründen gegen diese Ansicht erklären. In den Ebenen westlich vom Tigris bis an die Grenzen Egyptens ist das eigentlich semitische Ländergebiet, das dem Hange dieses Volksstammes zum Nomadenleben am meisten zusagt, dort finden wir ihn auch ansäßig, so lange die beglaubigte Geschichte zurückreicht. Aber obwohl die Einwanderung der Semiten in die fernste Vorzeit zurückgeht, so dürfen wir sie doch nicht für Autochthonen halten. Ihre eigenen Ueberlieferungen reichen nach Nordosten in ein Land, das jetzt von den Kurden bewohnt ist. Von dort aus wanderten Abrahams Väter, von dort müßen vor ihm noch die noch älteren Bewohner Kanaans ausgewandert sein, welche demselben Sprachstamme angehörten, und die Abraham schon im Lande vor-

fand. Auf dieses Urvolk endlich müßen wir alle die zu verschiedenen Zeiten losgetrennten Zweige der semitischen Sprachfamilie zurückführen, zu deren einzelnen Gliedern wir uns nun wenden wollen.

Mit Recht räumt Hr. R. unter den zu besprechenden Sprachen der hebräischen die erste Stelle ein. Das hohe Alter ihrer Literatur berechtigt sie eben so wohl zu dieser Stellung, als die Ursprünglichkeit und Reinheit des semitischen Geistes, welche sich in ihr und ihren Schriftwerken abspiegelt. Dabei ist sie nicht ungebildet, es scheint vielmehr, als sei sie schon früh zu schriftlichen Aufzeichnungen benützt worden. Eine reiche und eigenthümliche Literatur hat sich schon früh in ihr entwickelt, aber für uns ist leider der größte Theil verloren gegangen, was sich uns noch erhalten hat, genügt kaum, die Geschichte dieser Literatur in ihren Umrissen zu zeichnen. Die Schriftsprache scheint sich während der Blüthezeit des hebräischen Volkes nicht viel verändert zu haben, wenn auch zugegeben werden muß, daß bei der späteren Redaction manche Eigenthümlichkeit verwischt worden sei. Daß die gesprochene Sprache in Dialecte zerfiel, ist wahrscheinlich, wenn auch jetzt bei dem Mangel an Hilfsmitteln nicht mehr strenge zu beweisen. Es scheint, daß namentlich im Norden Palästinas, in der Nähe Syriens, die aramäische Sprache von jeher einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die hebräische geübt habe. — Die Umbildung des classischen Hebräisch in das spätere Jüdische entzieht sich unseren Blicken und es läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wann das Eine aufgehört, das Andere angefangen habe. Nach der Ansicht unseres Vf. ging die Mischung des Hebräischen und Aramäischen nicht in Babylon vor sich, wie man gewöhnlich annimmt, sondern in Palästina selbst. Die Schriften dieser späteren Periode sind keine so reinen Denkmale des Semitismus wie die der ersten. Fremde (besonders aramäische und persische) Wörter sind eingemischt, neue Ideen treten auf, die in der früheren Periode nicht bekannt waren. Aber auch nach der Schließung des Kanon, sowie nach dem völligen Aussterben des Hebräischen ist diese Sprache doch nicht außer Gebrauch gekommen, sie diente nach wie vor zu schriftlichen Aufzeichnungen. Doch führt die Sprache dieser späteren Werke nicht immer gerade auf das biblische Hebräisch zurück, in der Mishna zeigen sich eigenthümliche Weiterbildungen, neue Wörter, Zusammenziehung häufig vorkommender Ausdrücke in einen u. s. f. Ebenso das Rabbinische, die späteste Ausbildung dieses späteren Hebräisch. Dieses zeigt den Charakter, den alle solche Mischsprachen zeigen müßen, die nicht aus dem Munde des Volkes emporgewachsen, sondern durch bloß gelehrtes Bedürfniß entstanden sind. Neu erlernte Wissenschaften führten den Rabbinen des Mittelalters neue Kenntnisse zu, Dinge sollten gesagt werden, für die die alte Sprache keine Ausdrücke bot. Die Biegsamkeit der Sprache, die seit lange gewöhnt war, fremdes Gut in sich aufzunehmen, ließ sich willig die rabbinischen Um- und Weiterbildungen gefallen; natürlich ohne dabei als Sprache zu gewinnen.

Nächst den Hebräern hat das Volk der Phönizier das meiste Recht unsere Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Ihre Sprache zeigt sie uns als nahe verwandt mit dem Hebräischen, die Geschichte lehrt uns, daß ihre Blüthe in nicht sehr verschiedener Zeit beginnt. Die geschichtliche Bedeutung der Phönizier besteht, wie bekannt, in ihren ausgedehnten Handelsverbindungen und Colonien, gerade diese Beschäftigung ist es, welche Hrn. R. geneigt macht, in den Phöniziern eine nichtsemitische Völkerschaft zu sehen, weil Handel und Colonisation nicht zu dem Bilde passen, welches sich Hr. R. von dem Leben und Treiben der semitischen Völker entworfen hat. Indessen, wie er selbst zugibt, geschichtliche Anhaltspunkte für seine Meinung gibt es keine und wir halten es nicht erlaubt, einem solchen im Voraus entworfenen Bilde zu lieb geschichtliche Thatsachen anzunehmen. Wir halten daher die Phönizier entschieden für Semiten. Wie berühmt aber auch die Phönizier als Handelsvolk in der alten Welt waren, für uns sind die Reste ihres Alterthums nur spärlich vorhanden, die meisten phönizischen Inschriften auf Grabdenkmälern u. s. w. müßen wir erst in eine späte Zeit versetzen, somit fehlen uns die Zeugnisse für die Sprache der älteren Zeit; auch sind die erhaltenen Denkmale dem Um-

fange nach zu unbedeutend, als daß es möglich wäre, aus ihnen allein genau die Punkte kennen zu lernen, welche die phönizische und hebräische Grammatik unterscheiden, noch weniger sind sie natürlich geeignet uns die dialektischen Eigenthümlichkeiten zu lehren, welche sich innerhalb der phönizischen Sprache selbst entfaltet hatten. Selbst von dem berühmtesten Zweige des phönizischen Volkes, von den Karthagern, haben wir, außer den berühmten Stellen bei Plautus, nur wenige und späte Inschriften. Immerhin werden wir aber annehmen dürfen, daß auch das ältere Phönizische von dem neueren nicht wesentlich verschieden war, denn eine semitische Sprache ist ihrem ganzen Wesen nach keinen so durchgreifenden Veränderungen ausgesetzt, wie sie die indogermanischen im Laufe der Zeit zu erfahren pflegen. Uebrigens hat sich das Phönizische sehr lange im lebendigen Gebrauche erhalten, denn noch Hieronymus und Priscian erwähnen desselben als gesprochene Sprache und die bei den Kirchenvätern vorkommenden afrikanischen Eigennamen, die durch das Hebräische ihre Erklärung finden (cf. p. 187 des vorliegenden Werkes), bestätigen diese Nachricht.

Wir kommen nun zum dritten Zweige der semitischen Sprachfamilie, von nicht geringerem Alter als die beiden vorhergehenden, wenn auch für uns, bis jetzt wenigstens, nur durch weit spätere Denkmale bezeugt. Nach dem eigenen Zeugnisse der hebräischen Urkunden muß die aramäische Sprache als mindestens gleichzeitig mit der hebräischen angesehen werden. In den verwickelteren Gattungen der Keilinschriften scheinen die ältesten Denkmale dieser Sprache verborgen zu liegen, diese sind aber mit Recht von Hrn. R. in seinem Buche nicht berücksichtigt worden, da die Resultate der Wissenschaft auf diesem Felde noch nicht sicher genug sind. Für uns also beginnt die Geschichte der aramäischen Sprache, für jetzt wenigstens, erst mit dem sechsten Jahrhundert v. Chr., in diese Zeit dürfen wir wohl bestimmt die Bücher Esra und Nehemia setzen, um diese Zeit begann das Uebergewicht des aramäischen Stammes, das wir in politischen Verhältnissen suchen müßen, in der Bedeutung der am

Euphrat und Tigris entstandenen Weltreiche. Diese gebrauchten die aramäische Sprache im Verkehre mit den westlichen Ländern, und ihre Nachfolger in der Weltherrschaft, die Perser, folgten ihnen auch darin nach. Diese frühen Denkmale aramäischer Literatur, die wir eben erwähnten, sind viel früher als die eigentlichen Denkmale der aramäischen Sprache, die uns noch erhalten sind. Mehrere Dialecte dieser Sprache sind Träger eigenthümlicher Culturen geworden, mehr als der Unterschied der Sprache nöthigt aber der verschiedene Gehalt dieser Literaturen, sie in gesonderte Classen zu zerlegen; die ältesten Denkmale dieser Art scheinen die jüdisch-aramäischen zu sein, an ihrer Spitze die Targume oder Uebersetzungen des A. T. Die Frühesten setzt Hr. R. nicht unwahrscheinlich in das erste Jahrhundert u. Z. Leider müßen auch hier eine Menge von Fragen unbeantwortet bleiben, die man über diese Literatur und Sprache wie über ihr Verhältniß zu den benachbarten Völkern aufwerfen kann. Wir wissen weder, ob wir auch in diesen Denkmalen genau die Volkssprache Palästinas in den ersten Jahrhunderten n. Chr. vor uns haben, noch in welchem Verhältnisse die Volkssprache zu dem seit Alexanders Eroberung eingedrungenen Griechischen stand. Auch das hieher gehörige Samaritanische macht keine Ausnahme, obwohl wir hier gewiß ein ziemlich getreues Bild der Sprache im Norden Judäas vor uns haben. Der Beginn der samaritanischen Literatur fällt übrigens nicht um die Zeit des Exils, wie man früher annahm, sondern weit später, doch mögen ihre ältesten Denkmale etwa in die Zeit Alexanders des Großen zu setzen sein. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. September.

I. Nr. 11. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Histoire générale et système comparé des langues sémitiques, par E. Renan.

(Fortsetzung.)

Von hohem Interesse sind besonders die Ueberreste der heidnischen Aramäer, die sich in geringer Anzahl erhalten haben. Zu ihnen gehören die Schriften der Mendäer oder Johannisjünger, deren Ansichten verwandt, wo nicht identisch sind mit denen der alten Nabathäer, die im arabischen Irak wohnten. Obwohl die genannten Bücher in ihrer jetzigen Form jünger sind, als der Islam, so läßt sich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß sie uns ein ziemlich treues Bild der altaramäischen Religion geben. Leider sind diese Bücher noch sehr wenig bearbeitet, und das Wenige, was für sie geschehen ist, genügt nicht immer den Anforderungen der Wissenschaft. Hat die orientalische Philologie diese Bücher zugänglich gemacht, so werden sie nicht bloß über die Zeit, in der sie geschrieben wurden, sondern auch über die frühere vieles Licht verbreiten. Einiges von dem, was wir dieser heidnisch-aramäischen Litteratur zuzählen müssen, hat sich nur in Uebersetzung erhalten, so liegt das nabathäische Werk über den Ackerbau in arabischer Uebersetzung noch in den Bibliotheken, aber auch dieses hat noch keinen Herausgeber gefunden. In ihm soll, nach Quatremères Angabe, von Ninive und Babylon als noch bestehenden Städten gesprochen werden. Vieles hieher Gehörige wird übrigens das längst erwartete Werk Chwolsohn's über die Sabier enthalten, obwohl das selbe, nach dem, was bis jetzt darüber bekannt ist nicht sowohl die östlichen Mendäer, sondern den westlich wohnenden harranitischen Stamm behandeln wird, der erst in späterer Zeit den Namen Sabier angenommen hat.

Ueber den christlichen Theil der aramäischen Literatur haben bessere Sterne gewaltet als über den heidnischen. Die Literaturdenkmale der syrischen Christen beginnen mit der Uebersetzung des N. T., welche in sehr frühe Zeit (gewöhnlich in's 2. Jahrh.) gesetzt wird. Der Glanzpunkt der früheren Periode der syrischen Literatur ist Ephräm, dessen zahlreiche Werke gedruckt sind. Später, im 7. und 8. Jahrh., erhielt die syrische Literatur neue Bedeutung als die Vermittlerin der hellenischen Literatur zu den Arabern. Diese studierten griechische Autoren nur selten in der Ursprache, sondern nur in syrischen Uebersetzungen, auch die arabischen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller rühren fast alle von Syrern her. Diese andauernde Beschäftigung mit einem dem Semitismus fremden Literaturkreise hat die christlichen Syrer gehindert, die Träger einer eigenthümlichen Literatur zu werden. Auch die Sprache verlor die Vorzüge des Semitismus: die Lebendigkeit und Frische des Ausdrucks beinahe völlig, ohne darum an den Vorzügen der indogermanischen Sprachen Antheil zu erhalten, denn die Beimischung fremder, besonders griechischer und persischer Wörter in allen Theilen der Rede bis zu den Partikeln hinab ist keine Zierde und die Fremdartigkeit dieser Bestandtheile tritt überall deutlich hervor. Die Dialekte

des Syrischen, das Ost- und Westsyrische sind nur in unwesentlichen Dingen verschieden.

Der arabische Zweig der semitischen Völkerfamilie ist der letzte dieses Sprachstammes, der eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat. Arabien hat keinen fremden Eroberer angelockt, sein Boden eignet sich wenig zum Ackerbau, mehr zum Nomadenthum, dort hat sich auch das ächte semitische Wanderleben bis auf den heutigen Tag erhalten. Hierdurch erklärt sich denn auch, wie von Arabien noch eine Bewegung des semitischen Volksgeistes ausgehen konnte, zu einer Zeit als die anderen Völker gleichen Stammes längst durch fremde Einflüsse einen großen Theil ihrer Eigenthümlichkeit verloren hatten. Nach der Ansicht Hrn. R's. thut man Unrecht, wenn man die Erhebung der Araber und ihre Erfolge als die Wirkung der geistigen Bewegung ansieht, welche Muhammed unter ihnen hervorgebracht hatte, es sei vielmehr die Erhebung Muhammeds Folge des Erwachens des arabischen Geistes. Auch der arabische Stamm theilt sich in zwei wohl zu unterscheidende Zweige: den nord- und südarabischen. Der letztere, welcher die Himyariten in Yemen umfaßt und als dessen Grenze von den arabischen Schriftstellern die Stadt Zefar angegeben wird, ist noch heute vom Nordarabischen unterschieden und das jetzt im südlichen Arabien gesprochene Ehkili oder Mahri gibt noch jetzt ein getreues Bild einer südarabischen Sprache. Daß auch in der älteren Zeit das Himyaritische vom Nordarabischen so verschieden war, daß beiderlei Völkerschaften sich nicht gut verstehen konnten, sagen uns die älteren glaubhaften Berichte. Die himyaritischen Inschriften, deren Entzifferung kaum begonnen hat, bedecken in kaum zu übersehender Anzahl das Land der ehemaligen Himyariten und versprechen in Zukunft reiche Ausbeute für die Sprachkunde und die Geschichte des menschlichen Geistes, denn nicht etwa bloß die Sprache, sondern auch eine eigenthümliche Kultur scheidet den Süden vom Norden Arabiens. Der Charakter der himyaritischen Schrift weicht ab vom gewöhnlichen semitischen, schließt sich dagegen enge an die äthiopische Schrift an. Daß Himyariten und Aethiopier verwandt seien, wußte man schon lange vor der Entdeckung himyaritischer Denkmale, zu welcher Zeit aber die semitische Einwanderung nach Afrika begonnen habe, ist eine bis jetzt noch ungelöste Frage. Wahrscheinlich hat diese Einwanderung schon frühe begonnen und ihr Einfluß sich nach und nach mehr geltend gemacht, auch scheint es ausgemacht zu sein, daß die Aethiopier schon einen gewissen Grad von Bildung und eine Literatur besaßen, noch ehe das Christenthum zu ihnen gedrungen war. Jetzt freilich ist diese heidnische Bildung der Aethiopen bis auf wenige Spuren untergegangen, das älteste Denkmal äthiopischer Literatur ist die nach dem alexandrinischen Texte gemachte Bibelübersetzung, etwa aus dem vierten Jahrh. u. Z. Die gesammte äthiopische Literatur, die etwa aus 200 Werken bestehen mag, ermangelt aller Originalität, es sind fast durchaus Uebersetzungen aus dem Griechischen und nur besondere Umstände haben einzelnen dieser Texte, z. B. dem Buche Henoch, einen eigenthümlichen Werth verschaffen können. An das Aethiopische (Gheez) schließen sich verschiedene andere Dialecte Afrikas, wie z. B. das Amharische ꝛc., sie sind aber alle mehr oder minder mit ausländischen Bestandtheilen versetzt.

Die Sprache und das Volk des nördlichen Arabiens gehört zu den räthselhaftesten Erscheinungen der Geschichte. Ohne vorher je eine Rolle gespielt zu haben, erhebt sich plötzlich das Volk der Araber und wird Träger einer großen geistigen Bewegung, welche ihm die umliegenden geistig vorangeschrittenen Culturvölker dienstbar macht. Die arabische Sprache, ohne eine ausgedehnte Literatur zu besitzen, ja selbst erst seit einem Jahrhunderte zum Besitze einer Schrift gelangt, entfaltet plötzlich ihre Fülle, sie zeigt eine Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit, die namentlich ihren mehr verkümmerten älteren Schwestersprachen gegenüber in Erstaunen setzen muß. In dieser Vollkommenheit hat sie sich mit geringen Abänderungen bis auf den heutigen Tag bewahrt und nach den geringen Spuren, die uns von ihr aus früherer Zeit geblieben sind, scheint sie von jeher so gewesen zu sein. Ihre Literatur beginnt nur wenige Jahrhunderte vor dem Islam und wenn auch an dem wirklich altarabischen Gehalt der ältesten Denkmale nicht gezweifelt werden kann, so stimmen wir doch Hrn.

R. bei, daß die Form dieser Gedichte wahrscheinlich das Resultat einer späteren Redaktion sei, um so mehr da die Kunst des Schreibens vor Muhammed in Arabien nicht allgemein, ja fast lediglich auf die dort lebenden Juden und Christen beschränkt war. Einen großen Fortschritt machte die moslemische Literatur durch den Koran, welcher den Uebergang von der gebundenen Rede zur Prosa vermittelte. Wir können uns jetzt nicht leicht mehr vorstellen, worin der Zauber bestand, durch den dies chaotische Buch die Araber fesselte, gewiß ist es, daß die Kraft seiner Rede dem Islam mehrere seiner bedeutendsten Anhänger zuführte und daß der Koran bis jetzt das Muster für alle arabischen Prosaisten geblieben ist. Was das Vulgär-arabische betrifft, so muß man dasselbe nicht geradezu als eine Verschlechterung der arabischen Schriftsprache betrachten, vielmehr die Sache so ansehen, daß von jeher die gesprochene Sprache von der Schriftsprache sich entfernt hat und einfacher geblieben ist.

In der vorhergehenden Uebersicht haben wir meistens nur die Ansichten Hrn. R's. wiedergegeben, denen wir, wenige Ausnahmen abgerechnet, unsere Zustimmung nicht versagen konnten. Von den Fällen, wo die Ansicht des Ref. abweicht, heben wir einen aus, der für die Ethnographie Westasiens von hoher Wichtigkeit ist. Hr. R. engt nämlich das Gebiet der Semiten an der östlichen Seite bedeutend ein. Er erklärt die Chaldäer für Indogermanen und wenn er auch nicht leugnet, daß in den Gebieten von Assyrien und Babylonien viele Semiten wohnten, so spricht er doch denselben jedwede geistige Bedeutung ab und meint, ihrem ganzen Auftreten nach müßen die Stämme, die man als Träger der assyrisch-babylonischen Cultur betrachten muß, theils iränischer, theils ägyptischer Abkunft gewesen sein. Ref. ist durch seine Studien vielfach in die Lage gekommen, die ethnographischen Verhältnisse der Euphrat- und Tigrisländer zu untersuchen, er hält es um so mehr für seine Pflicht, seine von Hrn. R's. Ansicht ganz abweichenden Ergebnisse hier darzulegen und zu begründen, als er dies in seiner eben in der Presse befindlichen Huzvăreschgrammatik zu thun unterlassen hat.

Die Ansicht, daß die Chaldäer zum indogermanischen Sprachstamme gezogen werden müßen, ist allerdings eine sehr verbreitete, um nicht zu sagen die gewöhnliche. Namentlich Gesenius (cf. Commentar zu Jesaja XXIII. 13.) und nach ihm Lassen haben diese Ansicht in Aufnahme gebracht. Man hält die Kasdim des A. T. und die Chaldäer der Profanschriftsteller für das nämliche Volk, dem steht sprachlich kein besonderes Hinderniß im Wege; auch geschichtliche Andeutungen sind dieser Ansicht günstig, man darf sie daher als ziemlich gesichert betrachten. Vornehmlich aus Xenophons Angaben (Cyrop. III, 2. 7; Anab. IV. 3. 4; V. 5. 9: VII. 8. 14.) geht hervor, daß die Chaldäer ein wildes räuberisches Bergvolk waren, das in den karduchischen Gebirgen wohnte. Herodot (VII. 63.) nennt die Chaldäer mit den Assyrern zusammen *τούτων δὲ μεταξὺ Χαλδαῖοι*). Stephanus von Byzanz (s. v. *Χαλδαῖος*) leitet sie auf Chaldäus, den Vater des Ninus zurück, der die Stadt gleichen Namens erbaut habe. Daraus folgt, daß die Chaldäer ein Volk sind, das zwar ursprünglich in den karduchischen Gebirgen wohnte, später aber sich auch weiter in die benachbarten Ebenen verbreitete. Später sind sie vornehmlich als Sterndeuter (Magorum genus) den Alten bekannt geworden. In dieser Rolle erscheinen sie in Babylon im Buche Daniel, so auch bei den Classikern. Aber, daß man unter diesen späteren Chaldäern Indogermanen zu verstehen habe, hat man wohl zu voreilig aus ihrem Beinamen „Magier" geschlossen. Ein bestimmtes Zeugniß für ihren indogermanischen Ursprung kenne ich nicht, im Buche Daniel aber sprechen die Chaldäer aramäisch (mit Unrecht sieht darin Hr. R. p. 59 Note eine Fiction), Hamza von Ispâhân, ein sehr glaubwürdiger Zeuge sagt ausdrücklich (p. 5 ed. Gottwaldt) daß die Ueberbleibsel der Chaldäer in den Städten Harran und Roha zu finden seien, daß sie sich seit der Zeit des Chalifen Mamun Sabier nannten. Hiernach wären diese Chaldäer identisch mit den Sabiern, die auch Hr. R. für heidnische Aramäer erklärt. Was von der Religion und Wissenschaft dieser Chaldäer berichtet wird, stimmt gleichfalls zu der Ansicht, daß sie Semiten waren. Es war Gestirndienst und das wird doch keinem Zweifel mehr unterworfen sein

können, daß Gestirndienst ein recht eigentlich semitischer Cult ist? Auch die älteren Nachrichten stimmen überein. In dem zweiten Theile des Namens Arpachschad (Gen. X. 22), dem Stammvater der Hebräer, hat man längst die Kasdim der Bibel wieder erkannt. Man hat ferner den Namen wieder gefunden in Ἀρραπαχίτις, dem Namen eines Landstriches in eben jenen kurdischen Gebirgen, wo, wie gesagt, die Chaldäer wohnten. Somit stimmen nach meiner Ansicht biblische und nichtbiblische Nachrichten schön zusammen: die Chaldäer sind ein semitischer Volksstamm, ursprünglich in den Gebirgen Kurdistans seßhaft, später aber auch in den Ebenen Mesopotamiens an verschiedenen Punkten angesiedelt.

Es konnte in früherer Zeit Bedenken erregen, in jenen nördlichen Gegenden, wo man nur indogermanische Bevölkerung kannte, eine Urheimath der semitischen Völker anzunehmen und gewiß hat man deshalb die Chaldäer für Indogermanen gehalten. Jetzt besteht jedoch ein solches Bedenken nicht mehr, seitdem wir wissen, daß noch heute in jenen Gebirgen Stämme gefunden werden, welche aramäisch reden. Ihr Gebiet schwindet mehr und mehr zusammen, Nichts aber weist darauf hin, daß sie erst in späterer Zeit dort ansäßig geworden seien, man darf unbedentlich annehmen, daß schon zu Xenophons Zeit und noch früher die Völkerverhältnisse dieselben waren wie jetzt, nur möchte damals der semitische Volksstamm in jenen Gegenden noch weitere Grenzen gehabt haben, als jetzt der Fall ist. Der Umstand, daß die Hebräer sich selbst von Arpachschad ableiten, hat mich von jeher bedenklich gemacht, in diesem Erzvater ein anderes als semitisches Volk zu suchen.

Steigen wir aus den karduchischen Gebirgen in die Ebenen hinab, so begegnen wir den Assyrern. Auch Aschur ist nach Gen. X. 22. ein Sohn Sems, auch bei ihm spricht die Wahrscheinlichkeit für die semitische Abkunft. Auch Hr. R. leugnet nicht das Vorhandensein semitischer Bevölkerung in jenen Gegenden, nur legt er einen ganz besonderen Nachdruck auf den Kuschiten Nimrod, der von Babel kam. Dem sei nun wie ihm wolle, später nahmen ihn und seine Nachfolger die Nabathäer in Irak — wieder eine semitische Nation — als die ihrigen in Anspruch, wie Masudi ausdrücklich bezeugt. Auf die schon oft angeführte Stelle Jes. XXXVI. 11. ist nach meiner Ansicht auch für die Sprache der alten Assyrer ein vorzügliches Gewicht zu legen. Nach dieser Stelle ist und bleibt es bestimmt, daß die Assyrer aramäisch sprachen, während ein Zeugniß nicht vorliegt, daß sie je eine andere Sprache gesprochen haben. Da aus dieser Stelle zu entnehmen ist, daß die Juden in jener Zeit das Aramäische nicht verstanden, wenn sie es nicht eigens erlernt hatten, so werden dadurch auch die Stellen erklärt, wo von den Assyrern als einem Volke dunkler Zunge die Rede ist, ohne daß man darum anzunehmen braucht, sie hätten zu einem fremden Sprachstamme gehört.

Daß wir nun auch den dritten der hieher gehörigen Söhne Sem's, Elam, für ein semitisches Volk halten, versteht sich. Zwar scheint der Name auf Indogermanen hinzuweisen, doch ist nicht zu vergessen, daß noch heute im alten Elymais der semitische Stamm der Johannisjünger ansäßig ist und daß Nichts sie als Eindringlinge bezeichnet. Fassen wir nun unsere Ansicht zusammen, so waren in jenen älteren Zeiten die Völkerverhältnisse am Tigris so ziemlich dieselben, wie jetzt, oder doch im Mittelalter. Der ganzen östlichen Küste des Tigris entlang wohnten Semiten mit Indogermanen gemischt, nur daß, meiner Ansicht nach, damals die Semiten noch die Mehrzahl waren. Dasselbe Verhältniß war nördlich in den Gebirgen, auch dort wohnten Semiten und Indogermanen beisammen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26. September.

I. Nr. 12. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Histoire générale et système comparé des langues sémitiques, par E. Renan.

(Schluß.)

Dies sind in Kürze die Gründe, welche Ref. bestimmen Chaldäer, wie Assyrer, für Semiten zu halten. Es erfordert nun die Billigkeit, auch die Gründe zu hören, welche Hr. R. für seine Ansicht beigebracht hat; den Haupteinwand geben die Eigennamen, die durchaus nicht semitisch sein sollen. Dadurch ist aber noch nicht bewiesen, daß sie iranisch sind, sie fügen sich gewiß in die iranischen Sprachen noch weit weniger ein als in die semitischen. Ich glaube überhaupt, man läßt diese Eigennamen wie die Sache jetzt steht, am besten aus dem Spiele. Selbst in wohlbekannten Sprachen ist es oft ein mißliches Geschäft, Eigennamen zu erklären, wie viel mehr in Sprachen, von denen wir so wenig wissen. Auch die Methode in der Erklärung solcher Eigennamen kann ich keineswegs billigen. Die alten Erklärungen v. Bohlens, der besonders vermittelst des Neupersischen sein Heil versuchte, sind zwar bei Seite gelegt, aber die neue Methode ist um nichts besser. Gewöhnlich bildet man nämlich Sanskritwörter, die man dann den iranischen Sprachen octroyirt, im guten Glauben, daß sie iranisch sein müßten, weil sie Sanskrit sind. So z. B. die leider auch von Hrn. R. gebilligte Etymologie Amraphel = Amarapâla, die zwar für das Sanskrit ganz unbedenklich ist, nicht aber für die iranischen Sprachen. Den ersten Theil des Wortes, Amara, kann man gelten lassen, obwohl es mir durchaus unwahrscheinlich ist, daß das Wort je in einer iranischen Sprache Gott geheißen habe. Begründete Bedenken hat das Wort pâla. Erstlich die Wurzel pâl scheint eine speciell sanskritische Erweiterung von pâ zu sein, die indischen Grammatiker halten sie für das Causativ der genannten Wurzel (cf. Westergaard Radices s. v. pâ). Zweitens diese erweiterte Wurzel pâl findet sich nicht in den verwandten Sprachen (blos im Keltischen will Bopp Einiges hieherziehen), am wenigsten im Altiranischen, dort wird die einfache Wurzel pa am Ende der Composita gebraucht, z. B. khshathrapâ, ránapô oder ránapánô u. s. w. Es ist endlich drittens auch unwahrscheinlich, daß eine Wurzel pâl im Altiranischen existirt habe, denn je weiter wir in dieses Sprachgebiet vordringen, um so weniger finden wir dort den Buchstaben l, der erst eine neue Erwerbung ist und nicht lange vor dem Auftreten Muhammeds bei ihnen in Gebrauch kam. Die Erklärung des Namens Arioch = Aryaka ist zwar annehmbar aber nicht eben nothwendig. Es wäre eben so gut möglich das Wort auf ari, Löwe, zurückzuführen, gebildet mit dem Suffix k, das wir auch in Merodach etc. finden. Es lassen sich überhaupt, mit Beachtung der ostaramäischen Lautgesetze, aus dem Aramäischen diese assyrischen und babylonischen Namen ebenso gut erklären, als aus den iranischen Sprachen. Doch wozu Hypothesen über Dinge, welche möglicher Weise in wenig Jahren gewiß zu erkennen sind.

Weniger noch als mit der Ansicht, daß Assyrer und Babylonier indogermanischen Ursprungs waren,

können wir uns damit einverstanden erklären, daß diesen Völkern die Cultur von Osten zugekommen sei. Die Annahme des hohen Alters einer ostiranischen Cultur, der wir hie und da begegnen, ist bis jetzt auch durch gar kein bestimmtes Zeugniß begründet. So lange wir die Entwicklung Irans kennen, ist der iranische Volksstamm im Ganzen und Großen stets abhängig von der Cultur seiner westlichen Nachbarn. Daß die altiranischen Denkmale in Persepolis nach dem Muster assyrischer Bauwerke geformt sind, dürfte jetzt wohl schwerlich mehr geleugnet werden, doch die Frage ist ja eben, ob die Assyrer Semiten oder Indogermanen waren, wie wir eben gesehen haben. Aber auch Hr. R. dürfte die abstracte Fassung der Götternamen im Aveſta kaum anders erklären wollen als durch semitischen Einfluß. Oder sind etwa Namen wie Ahura-Mazda (weiser Herr), Amesha-çpenta (heilige Unsterbliche), Vohu-Manô (guter Sinn) u. s. w. nicht eben so abstract als wie El, Schaddai etc.? Von diesen Wörtern ist aber Ahura bereits den Keilinschriften eigenthümlich. Einen weiteren Anhaltspunkt für den frühen Einfluß der Semiten finde ich im Systeme der Keilschrift, die ich, gleichfalls im Widerspruche mit Hrn. R., für semitisch oder doch mit der semitischen für nahe verwandt halten muß. Ich will mich nicht auf die verwickelteren Arten der Keilschrift einlassen, von der ich gerne zugebe, daß sie auch mir noch nicht sicher entziffert zu sein scheinen, ich kann es auch nicht übernehmen, Hrn. R's. gewiß sehr vernünftige Frage zu beantworten, wie es gekommen sei, daß man eine so verwickelte und ungenügende Schriftart für semitische Sprachen gebraucht haben sollte, nachdem man eine der jetzigen semitischen analoge Schrift bereits kannte, und daß dies der Fall war, zeigen uns die Denkmale unzweifelhaft. Gewiß ist mir nur, daß auch die jüngste Gattung der Keilschrift, die persische, noch unzweifelhafte Spuren semitischer Eigenthümlichkeit zeigt. Dahin rechne ich 1) das ganze Vocalsystem, das, wie man längst schon bemerkt hat, auf die drei semitischen matres lectionis gebaut ist, die Schwankungen in der Kürze und Länge oder vielmehr die unregelmäßigen scr. plenae und defectivae, von welchen ich früher in diesen Blättern viele Beispiele gegeben habe. 2) Die Assimilirung des n vor Consonanten, das Oppert mit ã ausdrückt, wofür aber die Schrift gar kein Zeichen kennt. 3) Die Dehnung der vocalisch auslautenden Silben und endlich 4) die Trennung der einzelnen Wörter durch den einzeln stehenden Keil, der dem Punkte der phönizischen und der späteren sogenannten Zendschrift entspricht. Alle diese Gründe scheinen mir durchaus für einen semitischen Einfluß auf die Keilschrift zu sprechen. Sodann ist Hr. R. wohl auch gegen die Untersuchungen Rawlinson's über die verwickelteren Arten der Keilschrift allzu mißtrauisch. Es kann natürlich keinem Zweifel unterworfen sein, daß er vollkommen in seinem Rechte ist, wenn er die Sprache dieser Inschriften von seiner Darstellung gänzlich ausgeschlossen hat, auch will ich nicht leugnen, daß ich selbst bei diesen Entzifferungsversuchen ein etwas verschiedenes Verfahren wünschte. So scheint es mir z. B. ungerechtfertigt, bei der Entzifferung assyrischer Inschriften vom Hebräischen auszugehen, viel näher liegt gewiß von vorneherein die Vermuthung, daß sie einem ostaramäischen Dialekte angehören möchten. Im Ganzen aber wird man doch das Verfahren Rawlinson's billigen müssen, auch ist nicht zu bezweifeln, daß dasselbe endlich zum Ziele führen werde — soweit man dies aber überhaupt mit dem bis jetzt mitgetheilten Material beurtheilen kann. Die jetzt aufgestellten Vermuthungen über die Sprachverhältnisse Ninive's und Babylon's klingen freilich etwas abenteuerlich, indeß, die Entzifferung der altpersischen Keilinschrift liegt noch nicht so sehr ferne, daß man nicht noch wissen sollte, welche durchgreifende Veränderungen die Entdeckung eines einzigen Gesetzes oft hervorbringen kann. — Wenn wir sonach die alten Anwohner des Euphrat und Tigris für Semiten halten, so wollen wir damit natürlich noch nicht behaupten, daß ihre Cultur eine eigenthümliche gewesen sei. Diese mögen sie von Außen erhalten haben, wenn auch nicht von den Iraniern. Bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse sind eben nur Vermuthungen über diesen Gegenstand möglich, aber keine festen Ansichten.

Wir können nur noch mit wenigen Worten die Folgerungen berühren, welche Hr. R. selbst für die

semitiſchen Sprachen aus ſeinen Ergebniſſen zieht. Gleichwohl halten wir dieſe gerade für eine der bedeutendſten Partien der Arbeit, namentlich was der Verf. von der Uebertreibung der Linguiſtik in Deutſchland ſagt, iſt nicht bloß zu billigen, ſondern auch zu beherzigen. Hr. R. gibt uns hier den Eindruck, den die ſemitiſchen Sprachen im Ganzen auf ihn gemacht haben. Er ſcheidet ſie ſtrenge von den indogermaniſchen, obwohl er in den alleräußerſten Ausgangspunkten eine gewiſſe Verwandtſchaft der Sprachideen nicht leugnen will. Von den indogermaniſchen Sprachen unterſcheiden ſie ſich durch das feſtere Beharren der Laute, durch den geringeren Einfluß, den der Accent auf ſie übt, der in den indogermaniſchen Sprachen eine Hauptquelle des fortgeſetzten Wechſels iſt. Darin vor Allem ſtimmen wir mit dem Verf. überein, daß eine bloße Wurzelgemeinſchaft nicht hinreichend iſt, um die Verwandtſchaft zweier Sprachſtämme zu begründen. Doch, dies ſind Fragen, welche eigentlich ſchon dem zweiten Theile des Werkes angehören; dieſen wird uns der Verf. hoffentlich nicht zu lange ſchuldig bleiben, mittlerweile ſcheiden wir von ihm mit aufrichtigem Danke für die reiche Belehrung, die wir aus ſeinem Werke geſchöpft haben.

Fr. Spiegel.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Zweites Quartal. April — Juni.

(Fortſetzung.)

Theologia.

C. A. Bernard, La religion depuis Adam jusqu' à la fin du monde, ses diverses époques, sa divinité, ses dogmes. Par. 1855.

C. J. Ellicott, Critical and grammatical commentary on St. Paul's epistle to the Galatians with a revised translation. Lond. 1854.

Monumenta Sacra inedita. Nova Collectio. Vol. I. Fragmenta sacra Palimpsesta sive fragmenta cum novi tum veteris testamenti ex quinque codicibus graecis palimpsestis antiquissimis nuperrime in Oriente repertis. Ed. A. F. C. Tischendorf. Lipsiae 1854.

H. Hupfeld, Die Pſalmen. Ueberſetzt und ausgelegt. Bd. 1. Gotha 1855.

Codex argenteus s. sacrorum Evangeliorum versionis Gothicae fragmenta, quae iterum recognita ed. A. Uppström. Upsaliae 1854.

Dr. J. H. Kurtz, Lehrbuch der heiligen Geſchichte. 7te verb. Aufl. Königsb. 1855.

Matthaei Vindocinensis Tobias. Ad fidem librorum Mss. rec. F. A. G. Mueldener. Gottirg. 1855.

Dr. J. L. Saalſchütz, Archäologie der Hebräer. Th. 1. Königsberg. 1855.

Gedanken zur Deutung der Hieroglyphen des erſten Buches Moſis. 1. Abth.: Urgeſchichte der Welt, der Erde und des Menſchen. Zerbſt 1855.

J. J. L. Bargès, Les Samaritanes de Naplouse. Par. 1855.

Dr. D. Erdmann, Primae Joannis epistolae argumentum, nexus et consilium. Berol. 1855.

Eh. Weiſſe, Die Chriſtologie Luthers und die chriſtologiſche Aufgabe der evangeliſchen Theologie. 2te verm. Aufl. Leipz. 1855.

L. Feuerbach, Das Weſen des Glaubens im Sinne Luther's. 2te zeitgemäße Auflage. Lpz. 1855.

Uhlich, Aus der Vernunftreligion. Acht Reden. Magdeburg 1855.

Fr. Maurice, The Doctrine of the Sacrifice deduced from the Scriptures. Cambridge 1854.

Fr. Procter, A history of the book of common prayer. Cambridge 1855.

G. Stip, Das Kleinod der evangeliſchen Religionsfreiheit. Lief. 1. Leipz. 1855.

Noticia historica e descriptiva do Mosteiro de Belem. Lisboa 1842.

M. Deric, Histoire ecclésiastique de Bretagne. 2me édit. Vol. 1. 2. Rennes 1847.

T. Walsh, History of the Irish Hierarchy, with the Monasteries of each county. New-York 1854.

E. Veuillot, l'Eglise, la France et le schisme en Orient. Etudes historiques sur les chrétientés orientales et sur la guerre contre la Russie. Par. 1855.

J. G. Pitzipios, L'église orientale. P. 1—2. 3. 4. Rome 1855.

G. Leti, Vita di Sisto quinto pontifice Romano. Vol. 1—2. 3. Torino 1853.

J. B. Marsden, History of Christian Churches and Sects. P. 1—5. Lond. 1854—55.

Fabiola, or the church of the Catacombs. Lond. 1855.

J. Cretineau-Joly, Polémique sur le pape Clément XIV. Liége 1853.

P. C. Boggio, La chiesa e lo state in Piemonte, sposizione storico-critica dei rapporti della santa sede e la corte di Sardegna dall' 1000 al 1854. Vol. 1. 2. Torino 1854.

Fr. Longhena, Osservazioni sulla storia del pontificato di Clemente XIV. del Padre Agost. Theiner. Mailand 1854.

J. Le Neve, Fasti ecclesiae Anglicanae or a calendar of the principal eccles. dignitaries in England and Wales. Corrected and continued from 1715 to the present time by T. Duffus Hardy. Vol. 1. 2. 3. Oxford 1854.

Clavel de Saint-Cenies, Histoire chrétienne des diocèses de France, de Belgique, de Savoie et des bords du Rhin. T. I. Par. 1855.

J. B. Pallégoix, Memoire sur la mission de Siam. Par. 1853.

U. Klemm, Die Glaubenskämpfe der altchriſtlichen Kirche. Stuttgart 1854.

H. Hiebink, Het Zendelinghuis van het nederlandsche zendelinggenootschap in 1855. Rotterdam 1855.

Les corporations monastiques au sein du protestantisme. T. I. II. Par. 1854—55.

C. Th. Keim, Schwäbiſche Reformationsgeſchichte bis zum Augsburger Reichstag. Tübingen 1855.

A. Blaikie, The history of Sectarianism. Lond. 1854.

Die Lage der Proteſtanten in der öſterreichiſchen Monarchie einſt und jetzt. Leipz. 1855.

Dr. H. Heppe, Die Bekenntnißſchriften der altproteſtantiſchen Kirche Deutſchlands. Caſſel 1855.

K. Haſe, Die Entwicklung des Proteſtantismus. Lpz. 1855.

Dr. D. Erdmann, die Reformation und ihre Märtyrer in Italien. Berlin 1855.

J. B. Marsden, The history of the later Puritans, from the opening of the civil war in 1642 to the ejection of the non-conforming Clergy in 1662. 2. Edit. Lond. 1854.

U. Prinz, Kurze Beſchreibung des Wallfahrtsortes Mariaſchein bei Teplitz in Böhmen. Meißen 1855.

Dr. J. B. Heinrich, Das Leben und Wirken des hl. Bonifacius. Mainz 1855.

E. Härter, Bonifacius als Apoſtel der Thüringer und die Johanniskirche auf dem Allenberge. Gotha 1855.

Dr. D. Erdmann, Winfried oder Bonifacius der Apoſtel der Deutſchen. Berl. 1855.

Dr. J. Schwarz, Der heilige Winfried Bonifacius, Apoſtel der Deutſchen. Fulda 1855.

A. Scharfenberg, Die Wiederauffindung der Gebeine der hl. Eliſabeth. Mainz 1855.

G. Phillips, Kirchenrecht. 3. Aufl. Bd. 1. Regensb. 1855.

Dr. J. F. Schulte, Handbuch des katholiſchen Eherechts nach dem gemeinen katholiſchen Kirchenrechte. Gießen 1855.

Schrift und Kirchenlehre über Ehe und Eheſcheidung. Berl. 1855.

Dr. Fr. Rieder, Handbuch der k. k. Verordnungen über geiſtliche Angelegenheiten. Bd. 1.: 2te aufs neue durchgeſ. Aufl. Verordnungen von 1740 bis Mai 1846. Bd. 2.: Verordnungen von 1846 bis Novbr. 1854. Wien 1854.

Graf v. Reichenbach, Ueber den Entwurf des Eheſcheidungsgeſetzes mit Berückſichtigung der Motive. Berlin 1855.

Eberlin, Die Integrität der Pfarrpfründen und des Pfarrpfründe-Genuſſes. Mannheim 1855.

Brüel, Zur Lehre von den Kirchen- und Schul-Laſten im Königreiche Hannover. Hannover 1855.

Dr. Arndts, Ueber die Vergebung der Pfarrämter im Herzogthum Weſtphalen. Eine kirchenrechtliche Abhandlung. Trier 1855.

Dr. J. T. B. v. Linde, Betrachtungen über die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Kirchengewalt u. Schutzpflicht des deutſchen Bundes ... in Deutſchland. Gießen 1855.

Dr. Bouix, Tractatus de judiciis ecclesiasticis. Vol. 1. 2. Paris 1855.

Bordas-Demoulin, Les pouvoirs constitutifs de l'église. Paris 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. September.

II. Nr. 8. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Mikrogeologie. Das Leben und Felsen schaffende Wirken des unsichtbar kleinen selbstständigen Lebens auf der Erde. Von Christian Gottfried Ehrenberg, Dr. u. Professor ꝛc. zu Berlin. Fortsetzung. Bogen 1—22. Leipzig. 1856. Imp.-Fol. S. 88. Verlag von Leopold Voß.

Der Herr Verfasser liefert zu seinem vor 2 Jahren erschienenen großartigen Werke „Mikrogeologie", (siehe uns in diesen Blättern, II. Nr. 5 vom 10. Aug. 1855), einen neuen reichhaltigen, abermals höchst interessanten Nachtrag, indem er seine mikroskopischen Untersuchungen über „das nördliche Amerika, die vereinigten Staaten, Californien und Oregon mit allem Festland und den Inseln bis zum Nordpol" ausdehnte.

Für Hrn. Vfs. Zweck einer kürzeren Uebersicht des geologischen Verhältnisses des kleinen Lebens schien es am zweckmäßigsten, das gesammte Nordamerika in 2 große, obwohl sehr ungleiche, Theile zu trennen, so daß die Rocky mountains den Theiler bilden und östlich von ihnen die ganzen älteren Vereinigten Staaten und alle Länder bis zum Polar-Meer zusammengefaßt werden, während westlich der weit schmalere Gebirgs-Abfall gesondert wird. Die Süßwasserverhältnisse des jetzigen kleinen Lebens hat Hr. Vf. in der Folge von Süden nach Norden in Uebersicht genommen, zuerst im Osten des Felsengebirges (den südlichen und nördlichen Vereinigten Staaten), dann im Westen desselben, zuletzt im Norden bis zum Pol.

I. Florida. Die gesammte von Hrn. Vf. beobachtete Formenmenge im Caloosahatchee-River und dessen Uferland bei Fort Myers beträgt 53 Arten: 31 Polygastern, 15 Phytolitharien, 2 Polythalamien, 2 kleine Molusken-Schalen, 2 weiche Pflanzentheile und 1 Krystall. Unter diesen sind 18 Meeresformen. Die gesammte beobachtete Formenmenge im Kissimmee-River bei Fort Meade beträgt 85 Arten: 39 Polygastern, 45 Phytolitharien, 1 Pflanzenhaar. Unter diesen sind nur 2 Meeresformen. Die gesammte Formenmenge im Salakchopka-River bei Fort Meade beträgt 149 Arten: 85 Polygastern, 63 Phytolitharien, 1 Fichten-Pollen. Unter allen ist nur 1 Meeres-Bildung. Vom Lake Monroë sind hier 8 Formen: 4 Polygastern, 4 Phytolitharien, besonders 3 Arten von Spongolithen beobachtet.

Die Gesammtzahl der von Bailey 1849—1850 beobachteten mikroskopischen Formen aus Florida betrug 202 Arten: 177 Polygastern mit Einschluß von 78 Desmidiaceen und 25 Räderthieren. Andere kleine Lebensformen hat er nicht berücksichtigt. Unter den 177 Polygastern sind 72 kieselschalige, die übrige Mehrzahl sind weichschalig oder nackt. Nur jene 72 dienen zur Erdbildung. Davon sind etwas mehr als die Hälfte, 39 Arten, Meeresformen. Die von ihm beobachteten kieselschaligen Süßwasserformen betragen 33 Arten.

Hr. Vf. hat sich dagegen die Aufgabe gestellt, nicht nur die Infusorien, sondern alle Formen,

welche das Mikroskop in den Flußablagerungen und den Wasserfiltris erkennen läßt, zu verzeichnen. Alle schalenlosen weichen Formen sind dabei, weil sie beim rohen Trocknen gewöhnlich bersten und zerfließen, unerkannt geblieben, aber alle harten erdbildenden Theilchen aller Gattungen sind festgehalten worden. Es sind hier im Ganzen 215 Formen verzeichnet, nämlich 129 Polygastern, 78 Phytolitharien, 2 Polythalamien, 2 Mollusken, 3 Pflanzentheilchen, 1 Krystall. Andere Gebilde waren in all den untersuchten Stoffen nicht erkennbar vorhanden. Keine Polycystinen, keine Zoolitharien, keine Geolithien u. s. w. Von jenen Formen gehören 18 dem Meereswasser der nahen Küste an, aber 196 sind Süßwasserformen. Von diesen gehören wieder 13, — 3 Arcellae, 4 Difflugiae, 3 Closterien, 1 Euastrum, 1 Pentasterias, 1 Peridinium — den nicht kiefelschaligen, zuweilen mit erdbildenden Formen an.

Unter den von Hrn. Vf. beobachteten 129 Polygastern finden sich nur 22 auch von Bailey genannte Namen, mithin ist die von beiden Beobachtern angezeigte Formenzahl der Polygastern jetzt 155 + 129 = 284. Die sämmtlichen 202 von Bailey und die sämmtlichen 215 von Hrn. Vf. angezeigten Formen geben nach Abzug von 22 identischen eine bekannte Masse an mikroskopischen Formen, welche für „Florida“ allein 395 Arten beträgt. Davon sind 39 von Bailey und 18—20 von Hrn. Vf. beobachtete, unter welchen 5 identisch sind, mithin 54 Meeresformen. Die Formen des dortigen Süßwasserlebens betragen, nach Abzug des einzelnen Krystalls, 340 Arten.

Einige der Namen Bailey's hat Hr. Vf. abgeändert: Arcella hyalina B. ist = Arcella Enchelys, Campylodiscus Argus B. ist = C. Echeneïs, Pyxidicula compressa ist = Fragilaria paradoxa. Die charakteristischen Formen für Florida sind folgende 14 Hrn. Vf. vorliegende und seiner Beurtheilung zugängliche Arten: Cocconeïs euglypta, Craspedodiscus turgidus, Difflugia Floridae, Himantidium carinatum, ternarium, Pinnularia signata, Surirella Testudinella, Syncyclia? — ?, Tabellaria ? Venter, Amphidiscus asterocephalus und Umbraculum, Lithostylidium bicalcaratum, Spongolithis polysiphonia, sämmtlich neu, und überdies Terpsinoë musica, Triploceros Baileyi und Brachionus n. sp. (Baileyi) vermehren die Zahl auf 16 bis 17.

II. Georgia. Durch das Mikroskop entdeckte Hr. Vf. hier 121 verschiedene Körper, worunter 117 organische, 4 unorganische. Von den organischen waren 62 Polygastern, 47 Phytolitharien, 2 Polycystinen, 5 Polythalamien, 1 Pollen. Die organischen kieselerdigen Elemente sind hier überwiegend; die häufigste Form ist Coscinodiscus subtilis; Discoplea — ?; Gallionella sulcata, Triceratium Favus sind nächstdem am zahlreichsten. Von Phytolitharien ist Lithostylidium irregulare besonders zahlreich, die großen Lithodontien des Reises sind nicht verhältnißmäßig zahlreich, auch sind verhältnißmäßig wenig Meeres-Spongolithen.

III. Alabama. Im Ganzen sind nach Hrn. Vf. daselbst 119 Formenarten, organische 115, festgestellt, von denen nur eine, vielleicht 2, eigenthümlich sind.

IV. Louisiana. Die Gesammtzahl der vom Mississipi in Louisiana oberhalb des Fluthgebietes getragenen organischen Formen beträgt, nach Ausschluß des Unorganischen, 132. Alle diese Formen, und das Mikroskop zeigt bei 300- bis 1000maliger Vergrößerung keine anderen, sind Festland- und Süßwasser-Gebilde, keine einzige gehört dem jetzigen Meerleben an, indem die Polythalamien offenbar Kreidebeimischungen sind und die Spongolithen Süßwasserschwämmen angehören. Auffallend ist, daß Terpsinoë musica nicht vorgekommen.

V. Texas. Die Gesammtzahl der im Rio Grande an beiden Beobachtungspunkten festgestellten Arten der kleinen Lebensformen beträgt 123: 25 Polygastern, 50 Phytolitharien, 10 Polythalamien, 1 Polycystine, 2 weiche Pflanzentheile, 7 unorganische Formen; das Organische allein beträgt 118 Formen. Sehr auffallend ist beim Rio Grande die so überaus starke Erdtrübung mit reicher Lebensmischung. Er ist überreich an lebendigen Lebensformen und an Fossilien der verschiedensten Art. So sind die Kreide-Polythalamien hier nicht allein die Kalkmischung bestimmend, sondern die eingestreu-

ten Grünsand-Stein-Kerne gehören offenbar einer urweltlichen anderen Kalkperiode an, vielleicht der Tertiärzeit, vielleicht auch einer vor der Kreide. Der Humusgehalt gehört dem jetzigen Leben an. Die gelbbraune Farbe ist Eisengehalt. Bacillaria paradoxa fehlt.

Die Gesammtzahl der in Texas beobachteten Formen beträgt 311, davon 299 organische: Polygastern 169, Phytolitharien 90, Polythalamien (fossil) 28, Polycystinen 2, Räderthiere 2, weiche Pflanzentheile 8, unorganische 12.

VI. Cherokee-Nation. Die sämmtlichen vom False Washita dem Redriver und demnächst dem Mississippi durch Louisiana zugehenden Formen sind beobachtungsmäßig 111: 57 Polygastern, 33 Phytolitharien, 8 Polythalamien, 2 Insektentheile, 5 nennbare weiche Pflanzentheile, 6 nennbare unorganische Formen. Sie sind überall in vorherrschenden unorganischen Mulm und Sand eingestreut. Nirgends ist auch Gallionella ferruginea als färbender Ocker hervorgetreten. Die Eisenfärbung scheint jedenfalls nicht direkt organischer Natur zu sein.

VII. Neu-Mexico. Die dortselbst vorkommenden Formen sind 118: Polygastern 62, Phytolitharien 39, Polythalamien 6, bemerkenswerthe weiche Pflanzentheile 1, unorganische Formen 10. Der Kalkgehalt der Flußtrübung und Ablagerung besteht auch dort noch meist aus Kreide-Polythalamien, doch deuten die Grünsand-Steinkerne auf Tertiärschichten, während die Rothsand-Steinkerne sich aus der amerikanischen Kreide erläutern lassen. Ueberall sind die organischen Formen nicht überwiegend, sondern eine zuweilen reiche Beimischung in unorganischer Hauptmasse. Weder genera, noch species sind auffallend eigenthümlich. Der Fluß zeigt durch diese Bestandtheile seine Berührung mit Kreide und Tertiärkalk, sowie mit vulkanischen und Urgebirgsmassen an.

Obwohl im Allgemeinen die kleinen Lebensformen im Schiroki-Lande überwiegend aus weit verbreiteten Arten bestehen und kein eigenes Genus enthalten, so fehlt es doch nicht an Characterarten. Bacillaria paradoxa?, Navicula alata?, Rhaphoneïs? rostrata sind Formen, welche doch vielleicht einer salzigen Quelle angehören; Pinnularia sirokiana und die Stauroneïs sind eigenthümliche Süßwasserformen. Lithostylidium Capedo, Clavis und Trachea sind neue Phytolitharien. Sehr wenig Spongolithen, keine Terpsinoë. Einige Kreide-Polythalamien und Rothsand bezeichnen das dortige Kreidegebirg, der Grünsand wohl tertiäre Beimischungen.

VIII. Arkansas. Mit 89 Arten: 31 Polygastern, 42 Phytolitharien, 6 Polythalamien, 3 weiche Pflanzentheile, 7 unorganische Formen. Ganz neue Arten fanden sich nicht, aber es ist etwas auffallend, daß 5 von den Polygastern der heißen Quelle an den übrigen Punkten nicht vorgekommen. Die Fluß-Filtra enthalten verhältnißmäßig mehr Polygastern, weniger Phytolitharien. Die Ablagerungen verhalten sich umgekehrt. Der Kalkgehalt der Flußtrübung und des Uferlandes zeigt sich meist als Polythalamien-Gebilde. Wenn man daher schon früher dort Anzeigen von Kreidegebirg ermittelt hat, so fügt die mikroskopische Forschung hierdurch als neu hinzu, daß jene Kreide „Polythalamienkreide" ist, und die unorganischen Sandtheile bezeichnen granitisches und vulkanisches Urgebirg im Flußgebiete.

IX. Missouri. Die Gesammtzahl der hier beobachteten Formen beträgt 112: Polygastern 53, Phytolitharien 42, Polythalamien 2, weiche Pflanzentheile 11, unorganische Formen 4. Einige beobachtete Kreideformen bezeichnen die Anwesenheit solcher Gebirgsarten im Flußgebiete, so wie der Glimmer und Quarzsand granitische Bildungen verrathen. Difflugia missouriensis, Eunotia paradoxa, Syncyclia? americana sind Charakterformen. Difflugia setigera, Pinnularia Bramanorum, Lithostylidium Capedo, Lagena, sind bemerkenswerth.

X. Nebraska. Die Gesammtzahl der bekannten Formen des von den Rocky-Mountains nach Osten strömenden Platte-Flußes beträgt 80 Arten: 45 Polygastern, 30 Phytolitharien, 2 weiche organische Theilchen, 3 unorganische Formen.

Daß keine Spur von Kalkgehalt vorkommt, berechtigt zu dem bemerkenswerthen Schluße, daß von den Quellen des Platte-Flußes bis zu Fort Kearney nicht nur keine Kreide, sondern gar kein

Kalkstein vorkomme; die zahlreichen Glimmerblättchen, Quarz- und Feldspaththeilchen geben andererseits vollen Aufschluß über die granitische Natur der dortigen Gebirge, und die Schaumstein-Splitter deuten auf vom Fluße berührte vulkanische Schlackengebirge. Von den Formen ist nur Eunotia paradoxa hervorzuheben.

XI. Tennessee. Die ganze beobachtete Formenzahl der im Mississipi bei Memphis als Trübung schwebenden Formen beträgt 88 Arten. In der Trübung des Hochwassers waren zusammen 65 Formen, im Tiefstande 54. Alle Formen, mit alleiniger Ausnahme der Polythalamien, sind Süßwasserbildungen. Die Polythalamien machen überall den Eindruck von Kreideformen und sind zum Theil die vorherrschenden der amerikanischen Schreibkreide. Da sie auch die alleinigen Meeresformen sind, so ist ihre Zuführung aus Kreideschichten, welche am Missouri besonders ausgedehnt sind, unzweifelhaft. Die geringe Kalkmischung, welche sich nur auf die selteneren Polythalamien bezieht, bewirkt kein sichtliches Brausen mit Säure.

Unter den 44 Polygastern ist nach Hrn. Vf. keine sich auszeichnende neue Art, unter den 27 Phytolitharien sind 2 neu benannte Formen Lithodontium bimarginatum, gleich L. emarginatum mit 2 Ausbuchtungen der breiten Basis und Spongolithis mississipica. Letztere ist eine der Spongolithis aspera ähnliche sehr dicke und kurze, an beiden Enden spitze, rauhe Form, welche auf eine noch unbekannte Spongilla des Flußes hinweist.

Die organische Lebensmischung des Schlammes des Mississipi beträgt nach Hrn. Vfs. Schätzung $\frac{1}{50}$—$\frac{1}{33}$, d. i. in jeder Sekunde 3—4 Cubikfuß Festes, Organisches. Die organische Lebensmischung des Ganges, Nils und Mississipis, Hrn. Vf's. directen Untersuchungen gemäß, dürfte folgenden Ausdruck gestatten:

Ganges in jeder Sekunde ($\frac{1}{8}$—$\frac{1}{4}$ der Trübung) 69—139 Cubikfuß kleinste Lebensformen,

Nil, ($\frac{1}{20}$—$\frac{1}{10}$ Trübung) 6—13 und Mississipi ($\frac{1}{50}$—$\frac{1}{33}$) 2—4 C.-F.

XII. Kentucky. Besitzt 189 Arten: Polygastern 109, Phytolitharien 53, Polythalamien 13, weiche Pflanzentheile 7, unorganische Formen 7. Die große Zahl der Polygastern erklärt sich durch die Flußtrübungen, in denen sie vorzuherrschen pflegen, während Sumpf- und Kulturland reicher an Phytolitharien zu sein pflegt. Bacillaria paradoxa, Biddulphia und Grammatophora sind marine Genera; erstere Form scheint in Amerika eine Süßwasserform zu sein, die 2. ist offenbar fossil und die 3. vielleicht eine Pleurosiphonia. Die Schwarzerde enthält auch hier Eunotia amphioxys, Arcellen und Difflugien mit Phytolitharien von Gräsern, ohne Spongolithen.

XIII. Süd-Carolina. Die sämmtlichen Formen sind Beimischungen des vorherrschenden Sandes und Mulmes, und nirgends fanden sich Kalk-Polythalamien, welche dortiges Kalkgestein angezeigt hätten. Man findet hier 286 (245 Süßwasser-) Arten: 222 (177 Süßwasser-) Polygastern, 49 Phytolitharien, 9 Räderthiere, 5 weiche besondere Pflanzentheile, 1 Glimmer. Neue Arten sind dabei 7—10.

XIV. Virginien. Der Hr. Vf. hat hier 151 Arten beobachtet, nämlich 103 Polygastern, 42 Phytolitharien, 2 Polythalamien-Steinkerne, 2 weiche Pflanzentheile, 2 unorganische Formen. Höchst auffallend ist die Uebereinstimmung der neuen Fluß-Ablagerungen mit den älteren Meerestripeln in dem Charakter des Mangels an den feineren kohlensauren Kalkformen und an Kalkspuren irgend welcher Art, indem sie zu der Vorstellung leitet, daß wohl die von dem Apallachischen Gebirge kommenden Gewässer alle mehr oder weniger Gehalt an freier Säure haben, welche den Kalk leicht auflöst.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. Oktober.

II. Nr. 9. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Mikrogeologie ꝛc.

(Schluß.)

XV. Die nördlichen Vereinigten Staaten. New-Jersey. Die Polygastern-Schalen sind das Vorherrschende der Masse, die Phytolitharien mit Einschluß der Spongolithen sind zwar zahlreich, aber untergeordnet. Der Gesammteindruck der Masse bei 300 maliger Vergrößerung gleicht der von Newhaven Connecticut. Von den größeren Formen sind Eunotia granulata, Librile, Pinnularia inaequalis, viridis, nobilis, Stauroneïs Baileyi die vorherrschenden, von den kleineren, die Hauptzwischenmasse bildenden, ist Staurosira construens mit Trachelomonas und Chaetoglena sehr zahlreich.

XVI. Pennsylvanien. Die übersichtliche Zahl der im Delaware-Fluße beobachteten Süßwasser-Formen beträgt 128 Formen; jene im Schuylkill 127. Davon sind 155 organische Formen, von denen 29 den Meeresgebilden, 6 den fossilen, 23 den jetzt lebenden angehören; 126 sind jetzige Süßwassergebilde. Daraus geht hervor, daß Fort Mifflin in einer noch von der Meeresfluth berührten Gegend beider Flußmündungen liegt. Die Verhältnisse sind brakisch mit überwiegendem Süßwassercharacter. Das Meeresleben bildet nur ¼ der Formen und es fehlen die kalkschaligen ganz, während in der Elbe bei Hamburg diese noch 15 deutsche Meilen, die kieselschaligen 18 Meilen tief in's Land gehen. Auch hier mögen die Apallachischen Parallelgebirge gesäuertes Wasser herabsenden, welches die Kalke auflöst und wegführt. Ausgezeichnete Formen sind unter ihnen nur wenige: Belonidium Vibrio? Cocconema Gloeonema, Stauroneïs amphilepta? Surirella Linea? sind aber auffallende Characterformen, wozu auch Gomphonema globiferum von Madagascar gehört. Bacillaria paradoxa ist Hrn. Vf. nicht vorgekommen. Sehr merkwürdig erschienen ihm viele überaus kleine Exemplare von Coscinodiscus subtilis und Actinoptychus biternarius und senarius, welche nur bis 288 Linien maßen und die den Entwickelungskreis solcher Formen kennen lehren.

XVII. Jowa. Die Formenzahl beträgt hier 151 Arten; darunter allein 143 verschiedene organische Körperformen. Campylodiscus eiowanus, Surirella eiowana, Navicula illinoënsis und vielleicht Stephanosira sind die sich auszeichnenden Formen. Es ist auffallend, daß der Missisipi-Schlick bei Bloomington keinen Kalkgehalt zeigt. In den Trübungen des Des-Moines sind kalkschalige Kreideformen, aber selten. Der Kalkgehalt ist meist mulmartig. Die Gewässer des Des-Moines müßen dem Filter zufolge das ganze Jahr hindurch verhältnißmäßig klar und niemals stark lehmgelb oder gar roth erscheinen, sondern etwas graue Trübung zeigen. Gallionellen, Cocconemata und Gomphonemata sind selten, Eunotiae, Cocconeïs, Naviculae, Pinnulariae und Surirellen sind häufig, auch Glöonema und Synedra. Besonders karg sind auch die Spongolithen. Der periodische Magneteisensand mag von einem besonders angeschwollenen Nebenfluße zugeführt werden. Deutliche Bimsteintheilchen hat

Hr. Vf. nicht gesehen, aber der Sand ist überwiegend granitisches Urgebirg. In den Flußtrübungen sind gewöhnlich die kieselschaligen Polygastern gegen die Phytolitharien überwiegend. Die reichsten Polygastern-Belebungen des Flußes sind in den Monaten November, April, Mai und Juli.

XVIII. Minnesota. Die Gesammtzahl der im Quellenlande des Missisipi beobachteten Formen beträgt 115. Auch hier ist die Flußtrübung überall reich und in allen Monaten des Jahres mit mikroskopischem Leben erfüllt. Die feinere schwebende Trübung enthält in allen Monaten fast die Hälfte des Volumens, 50 % an Leben. Dieses Leben lagert sich weniger im sandigen Grunde, mehr am Uferlande und bei Ueberschwemmungen im Flachlande ab. Der Sand ist ohne Kalkgehalt, ein Rollsand von granitischen Felstrümmern mit vielen Magneteisenkörnern. Eine Spur von Grünsand ist fraglich, Spongolithen sind wenig. Polygastern zeigen nicht selten grünen Organ-Inhalt.

Dies in Kürze die wesentlichsten, neuesten Entdeckungen Hrn. Vf's., des unermüdlich thätigen Mikroskopikers; möge er abermals in Jahresfrist die Wissenschaft mit einer zweiten Fortsetzung bereichern.

Dr. Anton Besnard.

Elemente der theoretischen Krystallographie, von Dr. Karl Friedrich Naumann, Prof. an der Universität Leipzig. Mit 86 Holzschnitten. Leipzig. 1856. Lex. 8. S. XVI und 383. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Seitdem Weiß, wie Hr. Vf. in seiner „Vorrede" anführt, die Beziehung aller Flächen einer und derselben Krystallform auf ein bestimmtes Axensystem geltend gemacht, und das Parameterverhältniß einer jeden Krystallfläche als ihr krystallographisches Zeichen eingeführt hat, seitdem ist eigentlich für die Krystallographie die Methode der „analytischen Geometrie" als diejenige Methode bezeichnet worden, deren sie sich vorzugsweise bedienen soll, um zu einer möglichst einfachen Lösung ihrer meisten Probleme zu gelangen. Der Hr. Vf. hat sich nun bei Ausarbeitung seiner krystallographischen Elemente, indem er dabei den von Weiß vorgeschlagenen Weg verfolgte, nachfolgender Grundsätze als Richtschnur bedient:

1) Alle correlaten Flächen in simultaner Existenz zu einer und derselben Form vereinigt zu denken, mithin den Begriff der Form immer in den Vordergrund zu stellen, die Flächen aber nur als Begränzungs-Elemente der Formen und nicht als selbständige Objekte zu betrachten; 2) die Ableitung aller zu einem und demselben Formenkomplexe gehörigen Formen, so weit als nur möglich, auf eine Umschreibung derselben um die Grundform zu gründen, und also in der Regel die kleinste Ableitungszahl = 1 zu setzen, weil diese Ableitungs-Konstruktion weit leichter vorzustellen ist, als eine auf Einschreibung gegründete Konstruktion; 3) die Verschiedenheit der Krystallsysteme entweder durch verschiedene Grundelemente, oder auch durch charakteristische und häufig wiederkehrende Hilfselemente der Bezeichnung auszudrücken, und 4) in jedes Zeichen desselben Formenkomplexes ein gemeinschaftliches Grund-Element aufzunehmen, welches uns an die Grundform dieses Komplexes erinnern soll.

Dem „Inhalte" nach zerfällt des Hrn. Vf's. gediegene und umfangreiche Arbeit in 2 Theile, als in eine „analytisch-geometrische Propädeutik", S. 1 bis 72 und in eine „theoretische Krystallographie", S. 73 — 383, mit ihren verschiedenen Abschnitten und Kapiteln.

Nachdem derselbe in wenigen Sätzen „die analytische Planimetrie" erörtert hat, verbreitet er sich in größer gesteckten Rahmen über die Lehrsätze „der analytischen Stereometrie," besonders über die stereometrischen Axensysteme und deren Eintheilung, über allgemeine Zonenlehre, Transformation der Axen und Theorie der Zwillingskrystalle, indem in der Krystallwelt sehr häufig die Erscheinung vorkommt,

daß zwei gleichgestaltete Krystalle oder Individuen derselben Species nach einem bestimmten Gesetze mit einander verwachsen sind. Man nennt dergleichen gesetzmäßig verbundene Paare von Individuen „Zwillingskrystalle“. Das ihnen zu Grunde liegende Gesetz läßt sich aber in den meisten Fällen dahin aussprechen, daß beide Individuen in Bezug auf irgend eine Fläche des betreffenden Formenkomplexes, welche die Zwillingsfläche genannt wird, zu einander symmetrisch gestellt sind, oder, mit anderen Worten, daß sich das eine Individuum in einer um die Normale der Zwillingsfläche, welche die Zwillingsaxe genannt wird, durch 180° verdrehten Stellung gegen das andere Individuum befindet. Dieses Stellungsgesetz der beiden Individuen ist ganz unabhängig von der Art und Weise ihrer Verwachsung; es bleibt unverändert, beide Individuen mögen nur an einander, oder durch einander gewachsen sein; es bleibt also auch unverändert, man mag sich die Axensysteme beider Individuen um verschiedene Mittelpunkte, oder um einen und denselben Mittelpunkt ausgebildet denken.

In jedem Zwillingskrystalle ist nach Hrn. Vf. eine Kopulation zweier identischer Axensysteme gegeben, welche um einen und denselben Mittelpunkt dergestalt ausgebildet sind, daß beide symmetrisch gegen eine bestimmte Fläche liegen, welche stets eine krystallographisch-reelle Fläche des betreffenden Formenkomplexes ist.

Von dieser Vorstellung ausgehend, begründet der Hr. Vf. die Theorie der Zwillingskrystalle auf die symmetrische und krystallonomische Kopulation zweier identischer Axensysteme, und behandelt dieselbe als ein ganz allgemeines Problem der analytischen Geometrie.

Im 2. Theile bespricht der Hr. Vf. „die theoretische Krystallographie“ und bringt die sämmtlichen Krystallformen nach denen in ihren Symmetrie-Verhältnissen angezeigten Axensystemen in 7 Abtheilungen, welche man „Krystallsysteme“ heißt.

Der geometrische Grundcharakter eines jeden krystallographischen Axensystems beruht nämlich auf folgenden 3 Momenten:

1) Auf der Zahl der Coordinat-Ebenen oder Axen, 2) auf dem allgemeinen Neigungsverhältnisse der Coordinat-Ebenen und 3) auf dem allgemeinen Größenverhältnisse der Axen.

Nach der Zahl der Coordinat-Ebenen oder Axen zerfallen die sämmtlichen Krystallformen zuvörderst in die beiden Abtheilungen der trimetrischen und der tetrametrischen Formen, je nachdem sie vermöge ihrer Symmetrie-Verhältnisse auf ein 3 zähliges, d. h. aus 3 Coordinat-Ebenen bestehendes Axensystem, oder auf ein 4 zähliges, d. h. aus 4 Coordinat-Ebenen bestehendes Axensystem zu beziehen sind.

Die trimetrischen Formen zerfallen weiter nach dem allgemeinen Neigungsverhältnisse ihrer Coordinat-Ebenen in 4 Abtheilungen, die Hr. Vf. als orthoëdrische, monoklinoëdrische, diklinoëdrische und triklinoëdrische Formen bezeichnet. Die tetrametrischen Formen lassen nur das einzige Neigungsverhältniß erkennen, daß sich 3 Coordinat-Ebenen in einer und derselben Linie unter 60° schneiden, während die vierte auf ihnen rechtwinkelig ist.

In Bezug auf das Größenverhältniß der Axen, in welchem auch ihr gegenseitiges Werthverhältniß begründet ist, findet nur bei den orthoëdrischen Formen eine dreifache Verschiedenheit statt, je nachdem nämlich alle 3 Axen als vollkommen gleiche und gleichwerthige, oder nur noch 2 als solche erscheinen, oder endlich alle 3 ungleich und ungleichwerthig sind. In den verschiedenen klinoëdrischen Formen scheinen die 3 Axen immer ungleich und ungleichwerthig zu sein, weshalb denn das Größenverhältniß derselben keine weiteren Unterschiede bedingt. In den tetrametrischen Formen waltet stets das eine Verhältniß, daß die 3 in einer Ebene liegenden Axen gleiche und gleichwerthige sind, während die 4te, auf ihnen rechtwinkelige Axe ungleich oder doch wenigstens ungleichwerthig ist.

Faßt man somit alle von Hrn. Vf. angegebene Merkmale zusammen, so erhält man zuvörderst folgende Definition: „ein Krystallsystem“ ist der Inbegriff aller möglichen Formen, welche, bei gleicher Zahl und bei demselben allgemeinen Neigungsverhältnisse der Coordinat-Ebenen, dasselbe allgemeine Größenverhältniß der Axen besitzen. Nach diesem Begriffe und nach den vorhergehenden Erörterungen stellt Hr. Vf. folgende 7 Krystallsysteme auf:

A. Trimetrische Formen.

a. Orthoëdrische Formen:

1. Tesserales oder isometrisches Krystallsystem. Gleichheit und absolute Gleichwerthigkeit dreier auf einander rechtwinkeliger Axen sind bekanntlich die Eigenschaften, welche das tesserale Krystallsystem auszeichnen, und für seine Formen den höchsten Grad von Regelmäßigkeit bedingen, dem man überhaupt in der Krystallwelt begegnet.

2. Tetragonales oder monodimetrisches Krystallsystem. Dasselbe unterscheidet sich vom tesseralen Systeme wesentlich dadurch, daß eine der 3 Axen den beiden anderen ungleich geworden ist und demzufolge eine eminente Bedeutung gewinnt, kraft welcher sie die Symmetrieverhältnisse sämmtlicher Formen beherrscht. Sie erscheint daher als eine absolute, als eine von der Natur selbst gebotene Hauptaxe, während die beiden anderen Axen nur noch als Nebenaxen gelten.

3. Rhombisches oder anisometrisches Krystallsystem. Es ist dasjenige, dessen Formen auf 3 rechtwinkelige, aber durchaus ungleiche und ungleichwerthige Axen bezogen werden müßen.

b. Klinoëdrische Formen:

4. Monoklinoëdrisches Krystallsystem, dessen Formen man auf ein monoklinoëdrisches Axensystem, d. h. auf ein solches Axensystem beziehen muß, in welchem sich 2 Coordinatebenen unter einem schiefen Winkel C schneiden, während die 3. Ebene auf ihnen beiden rechtwinkelig ist.

5. Diklinoëdrisches Krystallsystem, von Mitscherlich*) vor 30 Jahren bei der Beschreibung des unterschwefelsauren Kalkes zuerst aufgestellt, ist der Inbegriff aller derjenigen Krystallformen, deren geometrischer Grundcharakter in 3 Coordinat-Ebenen gegeben ist, von welchen sich 2 unter einem rechten Winkel schneiden, während die 3. auf beiden schiefwinkelig ist. Die Axen, als die Durchschnittslinien dieser Ebenen, scheinen unter dem Gesetze der durchgängigen Ungleichheit zu stehen.

6. Triklinoëdrisches Krystallsystem ist der Inbegriff aller derjenigen Krystallformen, deren geometrischer Grundcharakter durch 3 auf einander schiefwinkelige, und zwar ungleich schiefwinkelige Coordinat-Ebenen, sowie durch 3 ungleiche und daher ungleichwerthige Axen bestimmt wird. Demnach findet in diesem Systeme eine durchgängige Ungleichheit der Angular- und Linearsdimensionen und die größte Abweichung von der Regelmäßigkeit des Tesseralsystems statt.

B. Tetrametrische Formen.

7. Hexagonales oder monotrimetrisches Krystallsystem unterscheidet sich dadurch von allen übrigen Krystallsystemen, daß seine Formen, wenn ihren Symmetrieverhältnissen Rechnung getragen werden soll, auf ein 4zähliges Axensystem bezogen werden müßen und sich folglich als tetrametrische Formen allen anderen Formen gegenüberstellen. 3 Axen liegen in einer Ebene, schneiden sich gegenseitig unter 60°, und sind vollkommen gleichwerthig, wogegen die 4. Axe auf jenen rechtwinkelig ist, und sich sowohl durch diese verschiedene Lage, als auch durch ihre verschiedene Größe sehr auffallend von den anderen 3 Axen unterscheidet. Diese einzelne Axe ist es nun, welche die Symmetrieverhältnisse der Formen vorzugsweise beherrscht, und überhaupt eine so eminente Rolle spielt, daß sie nothwendig als Hauptaxe gelten muß, während die anderen 3 Axen nur als Nebenaxen zu betrachten sind. Dies sind die Hauptgrundsätze des Hrn. Vfs. für seine krystallographischen Elemente. Derselbe hat überdies bei jedem Krystallsysteme 4—5 Kapitel den verschiedenen Formen, z. B. den holoëdrischen, hemiëdrischen und tetartoëdrischen ꝛc., ihren Kombinationen gewidmet, ebenso der Zonenlehre, der Transformation der Axen und den Zwillingskrystallen. Eine rühmliche Erwähnung verdienen bei guter Ausstattung des Buches die naturgetreuen, dem Texte eingefügten Holzschnitte, die verschiedenen Krystallfiguren darstellend.

Dr. Anton Besnard.

*) Poggendorf's Annalen, 1826. Bd. 8, S. 427.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. Oktober.

III. Nr. 14. Historische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit*).

5) G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung I. 1855. XXVI u. 424 S. II. 1855. X u. 432. III. 1856. XII u. 585.

Mit wahrem Vergnügen wenden wir uns von der borocken Charlatanerie und der ungründlichen Eleganz zu einem echtdeutschen Werke der Gelehrsamkeit und des Fleißes, das mit diesen inneren Vorzügen den einer guten Darstellung verbindet. Seitdem Ranke mit anerkannter Geschicklichkeit die klare Uebersicht der Entwickelung der deutschen Verhältnisse jener Epoche im Rahmen und unter dem Wechseleinfluß der europäischen gegeben hat, fahren wir fort, das weite Gebiet nach beiden Seiten hin zu durchforschen und in Monographieen zu behandeln, in der richtigen Erwägung, daß dieses der einzige sichere Weg ist, eine umfassende und zugleich auf die Principien eindringende Gesammtdarstellung vorzubereiten und den Ausschreitungen, wie dem Mißbrauch der Tendenzwerke zu begegnen. Die Publicationen des Materials reichen da nicht aus, wo man daneben geschäftig ist, dasselbe einseitig für Parteizwecke auszubeuten und dem lesenden Publikum in diesem Sinne zurechtzulegen und zu deuten. Wir wollen da gar nicht einmal von der Unredlichkeit reden, welche absichtlich die in Masse vorliegenden Beweise für das Gegentheil bei Seite läßt: es ist eben das der Unsegen der Tendenzbefangenheit, daß man vor Bäumen den Wald nicht sieht, und nur für das Auge hat, was man beweisen will.

Anders das rubricirte Werk, welches in mehrfacher Hinsicht den richtigen Weg einschlägt und ein Vorbild für tüchtige Ausführung aufstellt. Dabei bringen wir neben dem Verdienst der wissenschaftlichen Erledigung des in die gesammte Zeitgeschichte verflochtenen Gegenstandes auch die musterhafte Behandlung um so mehr in Anschlag, als jene Epoche eben um des principiellen Interesses willen, das sie für die Gegenwart hat, ein rechtes Terrain für die Tendenzhistoriker ist. Kommt nun also bei dem immer reicher zuströmenden oder der Benutzung geöffneten Material Alles auf eine ernste Kritik und echt historische Behandlung an, so freut es uns, auf ein Werk hinweisen zu können, das in Methode und Darstellung sich so vortheilhaft empfiehlt. Was die letztere Seite betrifft, so ergab sich eine besondere Schwierigkeit eben durch die Verwickelung der diplomatischen Intriguen und sich kreuzenden Principien. Galt es hier eine klare Auseinanderlegung der Fäden, eine kritische Erörterung und unparteiische Erwägung der Facten, so mußte das für die Darstellung eine gewisse Breite erzeugen, die dem verwöhnten Leser nicht mundet.

Es kommt nun noch dazu, daß der Gegenstand bereits in Dichterhände gerathen, und für

*) Vgl. Bd. XLII. Nr. 16—18. XLIII. 1—3. 6. 7.

Drama, Novelle und Roman*) benutzt worden ist; um so mehr mußte der Verf. sich der Form befleißigen, um die Zurückführung auf die historische Wahrheit auch in den Kreisen zugänglich zu machen, wo ihr durch jene Eintrag geschehen war. Auf der anderen Seite hatte dieselbe früher durch die nachfolgende Reaction, neuerdings durch die Rehabilitatoren**) Noth gelitten; um so mehr that gründlich eingehende Untersuchung, kritische Behandlung und Mittheilung der Belege noth. Herr Waitz hat mit Geschicklichkeit den beiden Anforderungen entsprochen, schon in der Anlage, indem er ein für wissenschaftliche Auseinandersetzung oft lockendes Detail in die Anmerkungen verwies, um die Resultate reiner für die Erzählung zu verwenden, die sich dann um so leichter liest. Jene Beigaben, welche unerläßlich waren und dem gelehrten Leser sehr wünschenswerth sind, umfassen daher gut zwei Fünftheile des Volumens. Wenn kürzlich ein Referent in der A. A. Z. gewünscht hat, es möge die Erzählung in einer kleinern Ausgabe der größeren Lesewelt geboten werden, so möchten wir aus vorhin gedachtem Grunde noch einen Schritt weiter gehen. Nachdem dem Bedürfniß der wissenschaftlichen Erörterung und des gelehrten Nachweises Genüge geschehen, möge sich die freiere Erzählung in einem concentrirteren Bilde jenen poetischen Producten gegenüberstellen.

Wenden wir uns zu den wissenschaftlichen Ergebnissen. Wir finden bei Ranke im dritten Band der deutschen Geschichte die Hauptfäden der Begebenheit in ihrem historischen und principiellen Zusammenhang auf wenigen Blättern, die für ein detaillirtes Zeitbild Raum lassen. Es handelte sich um eine von Lübeck ausgehende Bewegung in der gesammten europäischen Politik, da die in Folge der religiösen Reform emporgekommenen Volksführer unter Benutzung und mit Förderung der damaligen allgemeinen Gährung im Bürger- und Bauernstande die frühere Macht der Hansa über die nordischen Reiche zu erneuern trachteten. Besonders schien der Zeitpunkt bei Erledigung des dänischen Thrones (1533) günstig, durch kühnes Eingreifen für Geltendmachung eines verschollenen Rechtes dieses Ziel in raschem Zug zu erreichen.

Die Betheiligung so vieler Cabinette und Stadtregierungen machte die erneuerte Untersuchung auf Grund erster Quellen zu einer sehr weitschichtigen Sache, wenn man den Apparat möglichst vollständig haben wollte. Dafür kamen dem Verf. schon eine Menge Publicationen von verschiedenen Seiten — von früheren besonders die von Altmeyer, Lanz und Kalkar, von neueren vornehmlich die von Paludan-Müller und Wurm — zu statten. Hierzu konnte er noch einige fast gleichzeitige Bearbeitungen desselben Gegenstandes benutzen, die ihn von anderem Mittelpunkte aus behandeln. Von diesen konnte ihm zwar v. Alten*) wenig nützen; Handelmanns Schriftchen**) betrachtet hauptsächlich die Beziehungen zu Schweden; das bedeutendste gab Paludan-Müller, der den früher herausgegebenen Aktenstücken (Odensee 1852. 53. 2 Bde. 4.) eine ausführliche und gründliche Schilderung der Grafenfehde***) folgen ließ, welche vorzugsweise den Verlauf der Begebenheiten auf dänischem Gebiet im Auge hat. Zudem hat Hr. Waitz noch eine Reihe

---

*) Jürgen Wullenweber, Trauerspiel v. K. Gutzkow. — Die Rebellen v. Lübeck, histor. Roman v. A. Banner. — Der Grafenkrieg, histor. Roman, — aus dem Schwedischen. — Die Grafenfehde, von H. Biernatzki. — Hanseatische Charaktere im Wandsbecker Boten (1847) und in Kühne's Europa (1854). — J. Wullenweber und M. Mayer, v. L. Wolf im Taschenbuch Wintergrün 1837.

**) Dazu gehören besonders Altmeyer, histoire des relations commerciales et diplomatiques des Pays-Bas etc. 1840. (Die deutsche Bearbeitung unter dem Titel: Kampf demokratischer und aristokratischer Principien im 16. Jahrhundert. Lüb. 1843.) und Barthold, J. Wullenweber ꝛc. in Raumers histor. Taschenbuch 1853.

*) Graf Christoph v. Oldenburg und die Grafenfehde. Hamburg 1853.

**) Die letzten Zeiten hansischer Uebermacht im scandinavischen Norden. Kiel 1853.

***) Grevens Feide skildret efter trykte og utrykte kilder. 2 deele. Kiöbenhavn 1853. 54. 8.

von Archiven, namentlich norddeutsche, theils persönlich consultirt, theils durch handschriftl. Mittheilungen zu Nutzen gezogen, so daß man mit Recht annehmen kann, daß die Untersuchung durch das nur überreiche Material erschöpfend begründet sei. Daß die Archive zu Wien und München, welche der Verf. nicht mehr dafür zu Rathe ziehen konnte, nichts wesentlich Neues mehr bringen würden, wie er vermuthet, steht in Beziehung auf die Hauptsache auch richtig; nur in Hinsicht auf die Betheiligung des Kaisers und des Pfalzgrafen Friedrich ist da noch einiges Erhebliche zu finden. Doch reicht jene nicht weiter in die Entwickelung hinein, als daß sie den Verlauf und Abschluß eine Zeit lang, wie auch schon gezeigt ist, wirklich hemmte und eine völlige Erledigung hinausschob. Es verlaufen sich hier die Fäden in dem Gewirre der verdeckten kaiserlichen Politik, für deren vollständige Kenntniß noch manche Enthüllungen sich ergeben werden.

Herr Waitz hat den Stoff seiner natürlichen dramatischen Gestaltung nach — Verwicklung, Kampf, Ausgang — in die drei Bände vertheilt. Der erste zeichnet in klarer Auseinandersetzung die Verhältnisse Lübecks auf der Ostsee und zu den scandinavischen Reichen, sowie zu den näher verbündeten wendischen und den übrigen hanseatischen Städten; die reformatorische Bewegung in jenen Kreisen in ihrem Einfluß auf die politischen Verhältnisse; die Parteistellung der unmittelbar betheiligten und die sich kreuzenden Interessen der in den Kampf verflochtenen Mächte, insbesondere der deutschen Fürsten und Städte der Niederlande und des Kaisers; namentlich aber das Verhältniß der principiellen Gegensätze, der Demokratie in den Städten gegenüber der ritterlichen Aristokratie und dem Klerus sowohl als den Fürsten und Königen, der religiösen Reformer und der Altgläubigen, der Tendenzen für nationale Selbständigkeit gegenüber den Plänen des Kaisers sowohl, als der Demokraten und Fürsten. Der zweite schildert die Grafenfehde hauptsächlich von dem Centrum aus, woher die Impulse kamen, und in der Betheiligung der deutschen und europäischen Diplomatie. Der dritte behandelt ausführlich die Restauration in Lübeck, den Sturz und das Ende Wullenwebers und die Friedensunterhandlungen unter Mitwirkung Englands und besonders der Hansestädte, die Pläne des Kaisers und des Pfalzgrafen Friedrich. Wir wollen aus dem reichen Inhalt des Werkes gemäß unserm Rubrum hervorheben, was insbesondere die kaiserliche Politik betrifft, und den Gegenstand von diesem Centrum aus betrachtend einige ergänzende Notizen beizufügen Gelegenheit nehmen.

Das westliche Quartier der Hansa war von Lübeck fast ganz abgefallen, des letzteren Stapelrechte wurden von den Niederländern nicht mehr beachtet, die Interessen hatten sich entgegen gestellt. Die Verbindung Christierns mit Karls Schwester hatte dabei die nordische Emancipation im Auge, und die Wiederherstellung der Union mit der Stütze des Kaisers war im gemeinsamen dänischen und niederländischen Interesse gegen die Bestrebungen Lübecks, ja gegen dessen Selbständigkeit als Reichsstadt gerichtet. Also unterstützte dieses seine Gegner, und wesentlich mit seinem Beistand kamen mit völliger Lösung der Union Gustav Wasa und Friedrich I. von Holstein auf den schwedischen und dänischen Thron gegen Erneuerung der alten Privilegien. Daß Christiern von den Niederlanden aus mit kaiserlichem Beistand seine Restitution suchte, gab Lübeck Anlaß und Aussicht, gemeinsam mit Dänemark und Schweden die Niederländer gänzlich von der Ostsee ausschließen zu wollen. Der Kaiser dagegen trachtete, die nördlichen Reiche als Lehen zum Reich und der burgundischen Erblande beizuziehen. Aber jene täuschten sich in Gustav und Friedrich, welche den Niederlanden gleiche Handelsrechte mit Lübeck ertheilten und durch das gemeinsame Handelsinteresse eine Vereinbarung mit dem Kaiser suchten. Darauf mußte Karl, weil er noch mit Franz I. und dem Papst in Krieg war, sich einlassen, doch nur in provisorischem Abkommen. Da Christiern, um Beistand aus Deutschland zu bekommen, zu Luthers Lehre sich neigte, so gab ihn jener schon auf und gedachte die Restauration für seinen Prinzen Johann vorzunehmen. Seine Demüthigung führte zu einem Vertrage (zu Augsburg 1530), der ihn wie zur Restitution des Katholicismus im Norden, so zur För-

derung aller Zwecke und Interessen des Kaisers für das Reich und die Erblande verpflichtete (Lanz Staatspapiere VII.). In Lübeck war die herrschende Partei Wullenwebers eifrigst für die neue Lehre, der sie ihr Emporkommen verdankte, indeß seine Gegner am Kaiser eine Stütze für die Restauration fanden. Während Christiern für eine Expedition gegen Dänemark rüstete, bedrohte Karl durch Mandate die Lübecker von Reichswegen, und suchte zugleich durch Unterhandlung sie von Friedrich I. abzuziehen. Das gelang aber nicht; im Gegentheil einigte die gemeinsame Gefahr nicht nur diese untereinander und mit Gustav W., sondern auch mit den Schmalkaldener Verbündeten, und brachte sie mit der europäischen Opposition gegen Habsburg in Verbindung. Der mißlungene Versuch des vertriebenen Königs, obwohl in jenem Zeitpunkt dem Kaiser ungelegen, war doch in seinem Sinne: Amsterdam, das nicht ohne Impuls von Seiten der Regierung den Beistand gab, träumte schon durch seinen Sieg mit Kopenhagen und Helsingborg sammt den Zöllen den östlichen Handel und die Herrschaft der Ostsee an sich zu ziehen. Ueber jene Unterhandlungen der Städte mit dem Kaiser und dem dänischen König, namentlich vor und bei Gefangennehmung Christierns bringt der Verf. manches Neue bei: es liegt völlig klar, wie man allseitig nur nach einem Vorwand trachtete, das Geleite zu brechen; die Städte besonders drangen darauf, ihn festzuhalten, und es mußte ihnen die Versicherung gegeben werden, keinen Vertrag mit ihm zu machen ohne ihr Wissen und Willen.

Wie nun Dänemark von Amsterdam Schadenersatz verlangte, meinte Lübeck die Ausschließung der Holländer von der Ostsee doch durchsetzen zu können. Aber Friedrich war eben im Begriff, sich mit dem Kaiser zu vertragen, als sein Tod zu dem Kampf um den dänischen Thron Anlaß gab, welche unter dem Namen Grafenfehde bekannt ist.

Daß bei Erledigung dieser Frage die kaiserliche Politik von Anfang an nicht thätiger eingriff, lag keineswegs am Willen derselben, wie Hr. Waitz zu glauben scheint. Hier an der Grenze seines Thema's, wo die Fäden derselben ihm ausgehen, folgt

er der Ranke'schen Ansicht, welche den Kaiser überall mehr durch den Verlauf und die Entwicklung der Begebenheiten in die weiten Pläne hineingezogen werden läßt. Diese Beschränkung erweist sich aber vom Centrum seiner europäischen Politik aus als irrig. So stellte den Absichten des Augsburger Vertrags gemäß Amsterdam die Schiffe auf ausdrücklichen Befehl der Regierung, wenn schon der Kaiser die Expedition öffentlich desavouirte, ja sogar seinen Schwager in Friesland abzufangen befahl. Nach dem Verfehlen galt es nur zu beschwichtigen. Nicht Unsicherheit lag der Haltung der niederländischen Regierung zu Grunde, sondern eine Doppel- und Mehrseitigkeit, welche auf alle Eventualitäten lauernd speculirte, motivirt zugleich durch Hindernisse größerer Bedeutung von anderer Seite. Denn die Politik Karl's unterschied sich von der Maximilians in scharfem Gegensatz dadurch, daß er nicht bei dem Verfolgen der vielen und weiten Pläne durch gleichzeitige Zerstreuung zu kurz kam: sein Cabinet hielt mit der strengsten Consequenz fest, was als das Höhere, dem das Andere schon nachfolgen mußte, in erster Linie zu erzielen war. Was damals allem Uebrigen vorgieng, war das keineswegs befestigte Verhältniß zu Franz I. und dem Papst, die Religions- und Conciliumsfrage, die Anerkennung des römischen Königs und die Sprengung der großen europäisch-deutschen Coalition, welche eben zu compacter Einigung sich bilden wollte. Diese durfte Karl nicht durch ein thätiges Vorschreiten nach irgend einer Seite hin provociren; er mußte vielmehr alles Bedrohliche meiden, beschwichtigen, trennen, die Einzelnen an sich ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. Oktober.

I. Nr. 15. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit.

5) G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber u. die europäische Politik ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zudem war Christierns einziger Sohn Johann, den er für den scandinavischen Thron bestimmt hatte, kürzlich gestorben, und um einen anderen Fürsten als künftigen Gemahl einer seiner Nichten thatsächlich zu unterstützen, mußten dafür erst Unterhandlungen vorausgehen; denn es galt nicht sowohl um das dynastische Princip als solches, sondern um Beiziehung des Nordens zum Universalreich mittels desselben.

Auf der anderen Seite suchte Christian von Holstein, Friedrichs I. ältester Sohn, vor Allem sich mit dem Kaiser zu verständigen. Die niederländische Regierung war bereits auf dem Punkt, mit Friedrich über einen Vertrag einig zu werden, der diesen von Lübeck trennte, wo die Demokraten den Krieg gegen Holland auch allein zu führen entschlossen waren. Jetzt suchte der Kaiser den Christian (III.) persönlich in seinen Dienst und dadurch von der Coalition abzuziehen. Es wurde also eine doppelte Unterhandlung geführt und kamen am 9. Sept. zu Gent zwei Verträge zu Stande: der eine zwischen Maria im Namen der Niederlande, den dänischen Ständen im Namen des Königreichs, und dem Herzog Christian für Schleswig-Holstein; der andere zwischen Maria im Namen der Niederlande mit dem Herzog Christian und seinen Brüdern sammt Land und Leuten. Jener sicherte Frieden, Handel und gegenseitigen Beistand wider Schweden und Lübeck auf 30 Jahre; dieser verpflichtete die letzteren auf zehn Jahre gegen Karl als König von Spanien und Herrn der Niederlande zum Dienst wider Jedermann in allen Kriegen, ausgenommen den gegenwärtigen mit Lübeck und die Schmalkaldener während der Dauer des siebenjährigen Vertrags mit diesen, währenddessen er mit Wegfall der Pension diesen beistehen durfte, wenn der Kaiser sie angriff; nicht aber, wenn ein Angriff von ihrer Seite ausgieng. Außerdem durfte Christian keinem der Feinde des Kaisers auch nur indirect eine Förderung oder Vorschub geben, mit Niemand einen Vertrag oder nur eine Unterhandlung eingehen, au prejudice de sa majesté; und dieser ebenso en sa qualité susdicte, d. h. nicht als Kaiser. Hier lag der Punkt, wo der Vertrag jeden Augenblick zu durchlöchern war. Denn der Kaiser gab damit keineswegs (wie I. S. 230 gemeint ist) die Sache seines Verwandten und des katholischen Elements im Norden auf; er versuchte nur verdeckt und indirecte zu wirken mittels Vermählung der Prinzessin Dorothea. Wir können dafür bestimmte Belege geben.

Christiern hatte aus der Gefangenschaft (22. April) ein Schreiben an den Kaiser gerichtet, worin er ihm totum jus suum et regna sua für seine Befreiung anbot; in den Verträgen aber war seiner mit keiner Sylbe gedacht. Dagegen suchte man den Reichsrath zu bestimmen, Dorothea als Königin zu

wählen, mit der Bestimmung, daß ihr Gemahl, der katholisch sein müsse, vom Kaiser nur im Einvernehmen mit jenem gegeben werde; man wolle ihn dann gemächlich wählen. Der noch während der Unterhandlung gefaßte Beschluß, die Wahl auf ein ganzes Jahr zu verschieben, war Werk der kaiserlichen Politik, die später nochmalige Verschiebung um 1 — 2 Jahre versuchte. Der Einwand, daß weibliche Succession in Dänemark nicht gelte, sollte durch Dispens aus kaiserlicher Machtvollkommenheit beseitigt werden. Der Kaiser schwankte damals nur in der Frage, ob, wie Ferdinand vorschlug, einer der Pfalzgrafen, Philipp oder Friedrich, zu wählen sei, oder der König von Schottland, um ihn damit in eine Coalition gegen England zu bringen. Maria dachte an den Herzog von Mailand oder einen Prinzen Ferdinands mit einer Regentschaft; und da die dänischen Stände zu Friedrichs jüngerem Bruder Johann neigten, diesen mit Dorothea oder einer Tochter Ferdinands zu vermählen; dann, da man gegen Heinrich VIII. eines mächtigeren Fürsten bedurfte, für Karl oder Ferdinand selbst zu werben. Der Kaiser fand das aber zu kostspielig und schwierig der europäischen Opposition gegenüber, bestimmte dem König von Schottland die englische Prinzessin mit dem englischen Thron, später die verwittwete Herzogin von Mailand, und ließ durch Ferdinand mit Pfalz unterhandeln. Das geschah, während Maria, um eine Einigung Christians mit Heinrich VIII. zu hintertreiben, jenem durch ihren Secretär die ausdrückliche Versicherung gab, Karl werde niemand anders wie ihn als König in Dänemark dulden. Denn dieser verhielt sich doch auch seinem Bruder gegenüber nicht so passiv, wie man glaubt; vielmehr drohte er den Reichsräthen, wenn sie nicht für ihn wären, den gefangenen Christiern loszulassen, von dem sie persönlich Rache zu fürchten hatten.

Auf dessen gewaltsame Befreiung richtete sich auch die Politik der Lübecker Demokraten, als Christian und Gustav die Krone aus ihrer Hand unter den von ihnen gestellten Bedingungen, die ebenso sehr den dänischen Adel wie den nordischen Handel bedrohten, nicht annehmen wollten. Jenes Schreiben Christierns an Karl vom 22. April war in ihre Hände gefallen, sie ließen es aber durch den kaiserlichen Agenten zu Lübeck ihm zugehen (oder war es gar auf ihre Anregung geschrieben?); denn sie dachten dadurch, daß sie seine Befreiung proclamirten, mit dem Kaiser in Austrag zu kommen oder seinen thätigen Widerstand zu hemmen; obwohl sie, käme er nur einmal in ihre Hände, ihm Bedingungen auferlegen wollten, die dem Kaiser nicht genehm sein konnten. Daher ließen sie sich auch trotz der Bedrohungen von Seiten des Kaisers nicht auf glänzende Erbietungen des Königs von Frankreich ein, zu derselben Zeit — Sommer 1533 —, als auch Christian solche des Verhältnisses zum Kaiser wegen ablehnte. Da aber der Rath in Lübeck zur Restauration, auf welche der Kaiser drängte, hinneigte, so knüpfte die demokratische Partei zu derselben Zeit, als die Verträge zu Gent geschlossen wurden, wie durch Zufall, Verbindungen mit Heinrich VIII. an.

Die verbündeten Hansestädte traten nun vermittelnd zwischen Lübeck und den Niederlanden ein. Auf diese Verhandlungen geht der Verf. ausführlich ein mit viel neuen Ergebnissen. Da sehen wir auf dem Hansetag zu Hamburg, Anfang 1534, schon die Principien scharf gegenüber treten: es handelte sich außer den nordischen Handelsverhältnissen hauptsächlich um Wiederherstellung der Verfassung in Lübeck, wofür die anderen Städte mitwirkten, aus Furcht vor den überall emporkommenden Wiedertäufern. Aber Wullenweber war so leicht nicht zu stürzen. Konnte er für die Verbindung mit Heinrich VIII. nicht durchdringen und die Vereinbarung mit den Niederlanden auf 4 Jahre (26. März) nicht hindern, so gelang es auch den Gegnern nicht, ihn zu beseitigen. Im Gegentheil kamen aus diesem Anlaß Wullenweber und seine Genossen erst völlig an's Ruder, die Gegner mußten entweichen oder Bürgschaft geben. Nicht allein sich zu befestigen, sondern ihren Principien weitere Verbreitung zu geben unter der Conjunctur der fortschreitenden Erfolge in Münster, ließen die Demokraten den eben geschlossenen Vertrag mit Karl nicht in Wirklichkeit kommen. Anstatt die Clausel, welche Dänemark einbegriff, zu genehmigen, eröffneten sie den Feld-

zug in Holstein und schickten eine Flotte unter Christoph von Oldenburg nach Kopenhagen, die noch zeitig genug kam, die Wahl zu hindern; durch Erhebung der überall aufgeregten Bürger und Bauern war binnen wenig Wochen ganz Dänemark jenseits des Belt in des Grafen Gewalt.

Vor seiner Abfahrt hatte er gegen Lübeck die weitesten Verpflichtungen übernommen: nicht bloß Vermehrung der Privilegien, Beistand gegen Schweden, Holstein und Niederlande; alle Punkte, welche die Handelswege beherrschten, Helsingborg und Helsingör, Gothland und Bornhelm, Tettau und Segeberg sollten in ihre Hand gegeben, der Sundzoll mit ihnen getheilt, kein dänischer König ohne Lübecks Mitwirken gewählt werden; und für all' dieses nur mündliche Aussichten zur dänischen Krone, keine weiteren Verpflichtungen.

Diese Wendung sah man in den Niederlanden als eine Rettung an aus großer Noth; denn man hatte nicht geringe Besorgniß vor den Wiedertäufern, wie vor dem in Wirtemberg sieghaften Landgrafen. Aber dieser wollte keineswegs jener Erhebung der niederen Stände förderlich sein. Er vor Allen mit dem gesammten deutschen Fürstenthum trat auch diesmal, wie zehn Jahre zuvor, für die staatliche Ordnung ein gegen die destructiven Tendenzen der Demokraten und Socialisten. Eben diese allgemeine dem Fürstenstaate drohende Gefahr wirkte förderlich für die rasche Einigung im Cadaner Frieden. Der nach allen Richtungen thätige Landgraf stützte vornehmlich den Herzog Christian, ließ ihm einen Theil seiner Truppen zulaufen, während er mit den anderen vor Münster zog. Ueber die Betheiligung des Kurfürsten von Sachsen hören wir ganz Neues. Wullenweber bot auch ihm, wie Heinrich VIII. und dem Herzog von Mecklenburg gleichzeitig, die beiden nordischen Kronen an, und er wieß nicht ab; seinen Amtmann Bernhard v. Melan beurlaubte er, um gegen Schwaben zu operiren, nicht aber gegen Dänemark und Holstein. Ueberhaupt wollte er Christian III. nicht entgegen treten, noch irgend unrechtmäßige Wege gehen: sollte die Wahl auf ihn fallen, so war er zur Annahme bereit, um das Evangelium zu verbreiten und den burgundischen Plänen, welche Deutschland von Norden her bedrohten, zu begegnen. Er war einer der ersten, welche die noch getheilte Wahl Christians anerkannten. Beide Häupter der Schmalkaldener waren lange und eifrig für Friedensmittlung bemüht, freilich nicht im burgundischen Sinne. Wie auch der Graf von Oldenburg und der Herzog von Mecklenburg, die von den Lübecker und Kopenhagener Demokraten sollten benützt werden, doch im Grunde ebenfalls nur diese, wie die aufgeregten Bauern vorübergehend nutzen wollten, läßt sich nicht verkennen. Wir können die Notiz beifügen, daß Oldenburg schon vor seinem Abzug nach Kopenhagen durch St. Hopfensteiner dem Kaiser seine Dienste anbot mit der Versicherung, er benutze die Lübecker nur für Befreiung Christierns; daß A. von Mecklenburg, der stets ein Anhänger des Kaisers war, schon im Anfang des Jahres bei den Verhandlungen zu Hamburg bei einer geheimen Conferenz mit dem Bischof von Briren sich mit persönlichem Dienst zu einer Achtvollstreckung gegen Lübeck erbot. Freilich waren dieses nur generalia: beide hofften als kaiserliche Vasallen wenigstens eine der Kronen zu erlangen, indeß der Kaiser sie beide dem Pfalzgrafen zuwenden wollte. Da aber damals Christian sieghaft gegen Lübeck durch den Beistand Schwedens und seiner deutschen Verbündeten wieder Chancen gewann, die Entscheidung in der Schwebe stand: so hatten zwei kaiserliche Gesandtschaften Auftrag, zu lauern und mit dem Obsiegenden für jenen Zweck zu handeln, sei's Christian, Oldenburg oder der befreite Christiern. Da man aber mit dem Pfalzgrafen selbst noch zu unterhandeln hatte, um ihn recht enge an die Pläne des Kaisers zu fesseln, so mußte sich auch die Unterhandlung mit jenen und damit der reelle Beistand von Seiten der Niederlande verziehen. Darüber gerieth der siegende Graf mit all' seinen Verbündeten, — dem Herzog von Mecklenburg, Lübeck, dem Adel und den Städten in Dänemark — in Conflict und Zwiespalt, wodurch ihm das Fundament wieder schwand, während dem neugewählten König Christian von allen Seiten Förderung kam.

Es war damals in Reaction gegen den Münster'schen Aufstand, die Demokratie in den nordischen Städten und die Bauernerhebungen ein allgemeiner

Bund der deutschen Fürsten im Betrieb mit Ausschluß der Städte, der bei Niederwerfung jener zugleich die letzteren mit Mediatisirung bedrohte, hätte nicht die religiöse Frage die Fürsten unter sich getrennt, die meisten und bedeutendsten Städte mit den überwiegenden von diesen in gleichem Interesse verbunden. Diese Sachlage veranlaßte einen allgemeinen Hansetag zur Vermittlung in der lübeckisch-dänisch-niederländischen Sache, hauptsächlich aber zu dem Zweck, die gemeinsamen Interessen gegenüber der Umsturzpartei und den Fürsten zu wahren, mit letzteren und dem Kaiser auszugleichen. Ueber diese Verhandlungen finden wir wieder ein umfassendes und klar geordnetes Detail. Die Vermittelung konnte nicht gelingen, ja nicht einmal die allgemeine Versammlung zu Stande kommen, so lange die Entscheidung im Felde noch nicht gegeben war. Auf die doppelte Niederlage bei Assens aber folgte dann bald der Städtetag im entschiedenen Sinne der Restauration. Sowie der volle Rückhalt, welchen bisher die herrschenden Demokraten zu Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund ꝛc. an den in Dänemark siegenden Bürgern und Bauern hatten, gefallen war, folgten rasch die Beschlüsse des norddeutschen Städtetags für Beseitigung sowohl der neuen Räthe und Bürgerausschüsse, als der wiedertäuferischen Elemente in ihrer Mitte.

In Lübeck war das Volk, durch Absperrung der Trave äußerst bedrängt, des Krieges müde, geneigt mit der alten Ordnung die Ruhe wiederkehren zu sehen. Ein völliger Friede mit Christian war damals nicht so schwer zu erzielen, da auch dieser durch einen Bauernaufstand in Jütland zu Nachgiebigkeit gedrängt wurde. Daß es doch nur zu halbem Frieden kam, der den Krieg in Dänemark offen ließ, wurde hauptsächlich durch Wullenweber verschuldet, der, obwohl ihm der Boden des Bürgerausschusses entzogen war, doch als Bürgermeister und durch seine persönlichen auswärtigen Verbindungen noch Einfluß genug auf die Entscheidung hatte. Er selbst hat dies später bereut und die Schuld auf den Syndicus Oldendorp geschoben. Es wirkte bei ihm neben der Hoffnung auf einen Umschwung durch die dänische Demokratie sicherlich die

bereits damals durch Hopfensteiner mit dem burgundischen Hof angeknüpfte Unterhandlung, welche ihm von dieser Seite, wenn nicht mehr gelang, die Aussicht gab, im schlimmen Falle mindestens Kostenentschädigung und andere Vortheile noch zu erlangen. Aber eben der Umstand, daß dieses noch zu erhandeln war, daß man von niederländischer Seite für des Kaisers Zwecke recht gründlich und vielseitig zu wirken sich bemühte, verzögerte die Unterhandlung ebenso, als des letzteren lange schwankendes Verhältniß zu Franz und Heinrich VIII. Erst nach der Rückkehr von Tunis, da der französische Krieg in naher Aussicht war, wurde über ernstliche Hilfe für die Gegner Christians zu Gunsten des Pfalzgrafen mit diesen unterhandelt. Denn inzwischen hatte England wieder Chancen gewonnen, da Oldenburg und Mecklenburg, Christian III. und Lübeck sich an Heinrich VIII. wendeten und besonders die Häupter des Schmalkaldener Bundes dafür thätig waren, um einer habsburgischen Herrschaft des Nordens damit zu wehren. Aber die englische Politik verfuhr ganz gleich der kaiserlichen, zähe in spärlichen Subsidien, damit die Noth zwänge, ihre weitgehenden Forderungen zu bewilligen. Diese standen aber mit den Absichten Lübecks in zu großem Widerspruch: gegen eine englische Beherrschung des nördlichen Handels schien ein Abkommen mit Burgund vorzüglicher, zumal dasselbe eine Aussöhnung mit dem Kaiser einschloß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. Oktober.

III. Nr. 16. Historische Classe. 1856.

Neuere Schriften über Kaiser Karl V. und seine Zeit.

5) G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber u. die europäische Politik ꝛc.

(Schluß.)

Die Unterhandlung mit diesem zeigte ihnen Sicherung ihrer Handelsprivilegien, freilich nicht mit Nachtheil der Niederlande, selbst den Besitz von Bornholm in Aussicht. Den Dänen gegenüber waren die Absichten des Kaisers vorsichtig verdeckt: dem Reichsrath wie den Städten wurde Sicherung der alten Rechte und Freiheiten, den Bauern Schutz gegen Druck zugesagt; die weiteren Ziele finden sich in verba generalia eines mit dem Pfalzgrafen geschlossenen Vertrags eingehüllt. Darin versprach Friedrich: de nous rigler et conduire en jeeluy royaume selon l'aduis, conseil et ordonnance de l'empereur; der Kaiser dagegen: de rien proposer ny mettre en auant aud^{t} conte Frederic et dame Dorothee — qu'il ne soit conforme a toute equite et raison et tendant a la paix publique, transquillite et commun bien desd^{s} royaulmes, pays et subjects d'iceulx, comme en particulier sera lors capitule et specifie. Vor der Hand sollten unter der Form eines innigen wechselseitigen Freundschaftsbundes die Kräfte der nordischen Reiche sich den unbestimmten Zwecken des Kaisers verpflichten; die gegenseitige Hilfleistung und die näheren Bestimmungen zu Regelung der Handelsverhältnisse sollten nach völliger Eroberung festgesetzt, dem Kaiser alle Kosten ersetzt werden. Die Führung der Flotte sollte einem niederländischen Admiral überlassen, diesem und dem Bruder des Pfalzgrafen, der das Landheer befehligte, eine gemischte Commission beigegeben werden. Auf gemeinsame Verwaltung der Sundzölle und Sicherung der alten Privilegien, die vom Kaiser ebenfalls beabsichtigt waren, ließ sich jedoch der Pfalzgraf nicht ein: das hätte ihn von vorneherein mit dem Lande selbst in Conflict gebracht. Für Kaiser und Reich freilich ließ sich darauf ein Einfluß gründen, welcher die nordische Emancipation hemmte.

Für eine solche Vertretung der deutschen Interessen im Norden nahm Karl den Beistand der Fürsten in Anspruch; aber man bezweifelte doch sein Recht zum Einschreiten. Das Vorwiegende der dynastischen und niederländischen Interessen schien der deutschen Opposition gegen Habsburg ebenso bedrohlich, wie der europäischen, und durch ihr Mitwirken scheiterte der Plan. Zwar die Vermittelung zwischen dem Pfalzgrafen und Christian gelang nicht, aber die zwischen diesem und Lübeck; die große Gefahr drängte letzteren sowohl zu engerer Einigung mit den Schmalkaldenern, als zu versöhnendem Entgegenkommen, das ihm seine Städte wieder gewann mit Ausnahme Kopenhagens, wo die durch stete Zusicherung von Entsatz vertröstete Besatzung die Bürger niederhielt. Vom größten Erfolg war das Zusammenwirken von Seiten Frankreichs, mit welchem zwar ein förmliches Bündniß nicht zu Stande kam; aber die mittelbare Verbindung durch Geldern, und die Diversion durch den Feldzug im Süden (1536) wirkten entscheidend.

Auch Karl beabsichtigte mit den in den Niederlanden veranstalteten Rüstungen für die nordische Expedition eine Diversion für seinen Feldzug im Süden, um so mehr, als man damals von einem französisch-englischen Bund hörte. Trotz der Schwierigkeiten von Seiten des Pfalzgrafen und der Niederlande wurden sie vorgenommen zum Schutz der letzteren für alle Fälle. Schon zu Anfang Juni — 6 Wochen vor dem Eindringen in Frankreich — zeigte Karl Bedenklichkeit gegen das Auslaufen der Flotte; zu Anfang Juli, als er die Grenze überschritt, schrieb er entschieden, die Armee gegen Frankreich und Geldern müsse allem Anderen vorgehen. Aber ebenso entschieden erwiederte Maria und ihr Conseil, nun müsse die Flotte auslaufen, wenn auch mit geringerer Bemannung. Ueber der Zögerung fiel Kopenhagen. Diese hatte noch einen Hauptgrund in der Unterhandlung mit dem Pfalzgrafen. Seit der Kaiser die Expedition wünschte, machte dieser Schwierigkeiten, zeigte sich geneigt, durch Vermittelung Hessens sich mit Christian zu vertragen; die Rüstungen mußten erst auf niederländische Kosten gehen, angeblich für Spanien gegen Algier. Karl wollte von anderwärts her nichts dafür thun, verlangte sogar noch Geschütz nach Spanien. Endlich ward man einig, die Kosten zu ⅓ zu theilen. Erst im Mai kam Friedrich in die Niederlande, zahlte sein Drittheil und schoß ein weiteres Drittheil vor. Er mußte den Namen hergeben und sollte die Anführung übernehmen, weil die niederländische Regierung gegen Christian III. sogar zum Beistand wider Christoph v. Oldenburg verpflichtet war, um so weniger direkt gegen ihn Krieg führen durfte. Als die Flotte zum Auslaufen bereit war, die dringendsten Mahnungen der Noth dahin riefen, kam — Mitte Juni — bei Berathung der Instruction für die beiden Oberfeldherren und die Commissäre die Frage, über das Verhältniß des Pfalzgrafen zum Kaiser, Dänemarks zum Reich und den Niederlanden auf's Tapet, und da fand sich's, daß Friedrich doch nicht so gar bereit war, sich zur Puppe für die universellen und erbländischen Zwecke machen zu lassen. Jene Instruction, welche Hr. Waitz III. 299 aus Altmeyer anführt, nimmt sich mit ihren weitgehenden Ansprüchen nur dadurch lächerlich aus, daß es der Pfalzgraf war, der den Namen dazu hergab. Ein Entwurf von des Scepperus Hand (d. 17. Juni), welcher der Vereinbarung zu Grunde lag, geht in manchen Punkten noch weiter, namentlich wurde darin die Theilung des Sundzolles und die Erhaltung der alten Privilegien begehrt. Friedrich gab darin nicht nach, obwohl er horriblement desespere sich für immer ruinirt ansah, wenn die Expedition mißlinge oder zu spät komme. So kam es erst am 22. Aug. zum Abschluß, da man den bereits am 25. Juli erfolgten Fall Kopenhagens noch nicht wußte, die Besatzung bis Michaelis sich zu halten versprochen hatte. Als diese Nachricht eintraf, entließ Maria, ohne weiteren Befehl abzuwarten, sogleich die Flotte, restituirte dem Pfalzgrafen seine Vorschüsse, und drang beim Kaiser auf Frieden oder Waffenstillstand für die N. L., wenn diese nicht verloren sein sollten. Darauf entschloß sich Karl zum Rückzug aus Frankreich und zu Friedensunterhandlungen mit Franz. Auch mit Christian befahl er zu unterhandeln, so daß dem Pfalzgrafen überlassen bleibe, sich mit ihm abzufinden. So ist denn auch in dem dreijährigen Waffenstillstand, der 1537 zwischen den Niederlanden und Dänemark zu Stande kam, von demselben keine Rede. Damit wollte aber der Kaiser keineswegs seinen Absichten entsagen, ebensowenig als der Pfalzgraf ernstlich Willens war, sich mit Christian zu vergleichen.

Die Schwankungen in den allgemeinen Verhältnissen boten noch viel Aussicht für beide, wenn nur einmal der Kaiser in Deutschland Meister, durch Frankreich und die Türken nicht mehr gehindert für die Verfolgung jener Zwecke Raum und Zeit fand. Wenn auch die Verlängerung des Vertrags zwischen Lübeck und den Niederlanden nur auf vier Jahr zu Stande kam, so war das offenbar nur, weil bei definitiver Regelung der nordischen Verhältnisse durch Sicherung der alten Handelsprivilegien der ursprüngliche Conflict zwischen beiden wieder aufgeregt werden mußte, den es zu günstiger Zeit auszugleichen galt. In den späteren Unterhandlungen mit Christian wird immer darauf gehalten, daß der Kaiser und der Pfalzgraf zu nichts verbindlich gemacht werden; und als im Speierer

Vertrag (1544) dauernder Friede zugeſtanden und aller Unterſtützung und Förderung der Feinde Dänemarks entſagt werden mußte, ſo übernahm der Kaiſer doch, genau beſehen, dieſe Verbindlichkeit nur für „ſeine erblichen Königreich und Lande“, behielt gegen den einbegriffenen König von Schweden die Reichsrechte vor, und dem élu de Dannemarke gegenüber wurden den Töchtern Chriſtierns alle ihre Gerechtigkeiten väterlichen und mütterlichen Erbtheils — wozu man außer Privatgütern und Mitgabe auch die Hälfte von Schleswig rechnete — ausführlich und gründlich gewahrt. Im Frieden zu Crespi ſind einbegriffen l'élu roi de Dannemarke et le roi de Suede (der mit ihm alliirt war) pourvu qu'il soit d'accord avec sa d^e majeste imperiale et sans prejudice du droit des princesse de Dannemarke et duchesse de Lorraine. So konnte man alſo den Pfalzgrafen immer von Neuem vertröſten und zuſagen, man wolle ihm zum Beſitz verhelfen, zumal wenn es galt, ſeine Mitwirkung für andere Zwecke damit zu gewinnen, wie 1543, um Geldern erobern zu helfen, und 1545, als jener auf Kriegserklärung und Eroberung Dänemarks und Schwedens drang (disant que tousiours lon luj en avoit donné espoir), mit der Erwiederung: „Noch ſei es nicht Zeit, et en son temps y feroit toute la bonne oeuvre qu'il pourroit“. (Inſtruction Granvellas f. Champagny (14. März) bei Weiß Pap. d'Etat. II.)

Indem wir hier abbrechen, den Gegenſtand von dieſer Seite zu begleiten, wollen wir nur noch darauf hinweiſen, wie über Alles, was die Aufgabe in ihrer Abrundung um die beiden Centren, das lübeckiſch-hanſeatiſche und das däniſche betrifft, das ausführliche Detail mit Gründlichkeit geprüft, unparteiiſch gewürdigt, viel Neues für die Aufhellung dieſer Verhältniſſe beigebracht, Alles in volles Licht geſtellt iſt, und zwar erſchöpfend für das wiſſenſchaftliche Bedürfniß, belehrend und dem Intereſſe eines Leſers, der mehr als Unterhaltung ſucht, entſprechend.

* *

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortſetzung.)

Politica.

R. v. Mohl, Die Geſchichte und Literatur der Staatswiſſenſchaften. Erlangen 1855.

Blot-Lequesne, De l'Autorité dans les Societés modernes. Paris 1855.

M. Wirth, Grundzüge der National-Oekonomie. Cöln 1855.

M. Hahn, Das Zoll- und Steuerweſen und die finanziellen Ergebniſſe der verſchiedenen Zoll- und Steuerſyſteme aller Staaten der Erde zuſammen verglichen. Buch 1. Peſth 1856.

J. Kingsmill, Chapters on prisons and prisoners. Lond. 1850.

J. Fueßlin, Die Einzelhaft nach fremden und ſechsjährigen eigenen Erfahrungen im neuen Männerzuchthauſe in Bruchſal. Heidelberg 1855.

Dr. Rüſtow, Der Krieg und ſeine Mittel. Lief. 1. Leipz. 1856.

Jus.

Troplong, De l'influence du christianisme sur le droit civil des Romains. Par. 1855.

Ph. E. Huſchke, Gaius. Beiträge zur Kritik u. zum Verſtändniß ſeiner Inſtitutionen. Leipz. 1855.

Dr. A. Anſchütz, Die Lombarda-Commentare des Ariprand und Albertus, ein Beitrag zur Geſchichte des germaniſchen Rechts im 12. Jahrhundert. Heidelberg 1855.

Lex Francorum Chamavorum oder das vermeintliche Xantener Gaurecht. Herausg. u. erläutert von E. Th. Gaupp. Breslau 1855.

J. F. A. Peyre, Lois des Bourguignons vulgairement nommées loi Gombette, traduites pour la prmiére fois. Lyon 1855.

E. Regnard, De l'organisation judiciaire et la procédure civile en France. Par. 1855.

Tripier, Code politique et constitutionel de l'empire français, précédé des constitutions qui ont regi la France depuis 1789, conférées entre elles et accompagnées de notes. Paris 1855.

Dufour, G., Traité général du droit administratif appliqué. 2. ed. T. 1—4. Paris 1854.

M. Block, Dictionnaire de l'administration française. Livr. 1. 2. 3. 4. Strassburg 1855.

F. Berriat-Saint-Prix, Théorie du droit constitutionel français. Par. 1851—53.

M. Troplong, Droit civil expliqué. Des donations entre-vifs et des testaments, ou commentaire du Titre II. Livr. III. du Code Napoléon. Vol. 1. 2. Bruxelles 1855.

K. L. v. Grolmann, Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon. 3 Bde. Gießen 1810—12.

Th. L. Smith, Elements of the laws. Philadelphia 1854.

J. P. Taylor, A treatise on the Law of Evidence as administered in England and Wales. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

Dr. Th. Marezoll, Das gemeine deutsche Criminalrecht. 3. Aufl. Leipz. 1855.

Hexen und Hexenprocesse. Zur Geschichte des Aberglaubens und des inquisitor. Prozesses. Leipzig 1855.

Will. Forsyth, History of Trial by Jury. London 1852.

Dr. L. H. Fischer, Politisches Martyrthum. Eine Criminalgeschichte mit Aktenstücken und Belegen. Leipz. 1855.

J. D. H. Temme, Lehrbuch des schweizerischen Strafrechts. Aarau 1855.

E. Osenbrüggen, Das Criminalrecht und der Zeitgeist. Braunschweig 1855.

Verhandlungen und Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung in den oriental. Angelegenheiten, mit den dazu gehörigen Aktenstücken. Leipzig 1855.

F. de Cussy, Phases et causes célèbres du droit maritime des nations. T. I. Leipz. 1856.

Dr. A. W. Heffter, Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. 3. Ausg. Berl. 1855.

Embassies and foreign courts. A history of diplomacy. Lond. 1855.

Will. Giles Dix, The unholy Alliance. New-York 1855.

Historia.

Dr. M. Wagner und Dr. K. Scherzer, Die Republik Costa Rica in Central-Amerika ꝛc. Leipzig 1855.

C. W. M. van de Velde, Reise durch Syrien u. Palästina in den Jahren 1851 und 52. Bd. 1. 2. Leipz. 1855.

L. Simon, Aus dem Exil. Bd. 1. 2. Gießen 1855.

J. Oldknow, A month in Portugal. Lond. 1855.

H. A. Murray, Lands of the slave and the free: or Cuba, the united states and Canada. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

S. S. Hill, Travels in Siberia. 2 Vol. Lond. 1854.

A. G. Carus, Sicilien und Neapel. Wurzen 1855.

Brun-Rollet, Le Nil blanc et le Soudan. Etudes sur l'Afrique centrale. Moeurs et coutumes des sauvages. Paris 1855.

A. E. Brehm, Reisestudien aus Nord-Ost-Afrika. 3 Theile. Jena 1855.

W. Allen, The dead sea, a new route to India. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

G. W. D. Evans, The classic and connoisseur in Italy and Sicily. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1835.

A. Cunynghame, An aide-de-camps recollections of service in China. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

J. R. Browne, Etchings of a whaling cruise. Lond. 1846.

A. Frhr. v. Haxthausen, Transkaukasia. Th. 1. Leipz. 1855.

W. Hadfield, Brazil, the river Plate and the Falklands-Islands; with the cape Horn Route to Austria. Lond. 1854.

H. Guys, Voyage en Syrie. Par. 1855.

Brougthon, Travels in Albania and other provinces of Turkey in 1809 et 1810. A new edit. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

J. R. Bellot, Memoirs; with his Journal of a voyage in the Polar Seas in search of Sir John Franklin. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. Oktober.

III. Nr. 17. Historische Classe. 1856.

Relation d'un Voyage au Thibet en 1852. Par M. l'Abbé Krick, suivie de quelques documents sur la même mission par MM. Renou et Latry. Paris 1854.

Die große Ländermasse, im Nordwesten an Badakschan und das östliche Türkenland grenzend, im Südosten an die chinesischen Kreise Junnan und Sfetschuen, und von den Schneekoppen des Himalaja bis zur Kuenlunkette reichend, wurde in ihrer ganzen Ausdehnung noch niemals von wissenschaftlich gebildeten Reisenden durchzogen und beschrieben. Sie ist deshalb am wenigsten bekannt unter allen Gebieten des Morgenlandes. Im Alterthum waren die Gegenden in dunkle Sagen eingehüllt. Man faßte sie unter der Benennung „Land der Sakä" oder „Skythen jenseits des Imaus" zusammen, und verstand darunter wohl auch die Markgrafschaft Ili und andere benachbarte Länder bis in die unbekannten östlichen Gegenden der Erde. Die einheimische Bevölkerung bezeichnete, wie auch sonst gewöhnlich, ihr Vaterland mit dem Wort Bod, was Erde oder Boden bedeutet. Hievon stammt die indische Benennung Bhutan, Bhotangega, Bhutant und die später von den Türken verderbte Benennung Tübet. Die Araber, welche im 7. und 8. Jahrhundert gegen Mittelasien vordrangen, hörten den Namen aus dem Munde der Türken, und verbreiteten ihn über alle Länder des Westens. Die Benennung Tübet findet man zuerst bei einem Reisenden dieses Volkes aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Die spätern arabischen Geographen und Geschichtschreiber suchen ihn nach ihrer Weise zu erklären. Der eine will das Wort von Tübet, der Hauptstadt des Landes herleiten; der andere von Tobba oder Tobai, eine Ehrenbenennung der Herrscher des glücklichen Arabiens. Eine Sprosse dieses Geschlechtes, wird hinzugefügt, hätte in Zeiten, die über alle Geschichte hinausreichen, das Reich gegründet und ihm seinen Namen gegeben. Nach einer andern, der Wahrheit ziemlich nahe kommenden Angabe der chinesischen Jahrbücher, sei das Land von der einheimischen Bevölkerung Tufan oder Tupo genannt worden, woraus dann bei den benachbarten türkischen Stämmen die Benennung Tübet hervorgegangen wäre. Der Abbé Krick aus Lothringen, welcher seine Missionsreise nach Tübet ohne alle wissenschaftliche Vorbereitung unternommen hat — der Sendbote wußte kein Wort der Landessprache — hat, wie er uns selbst sagt, keine Ahnung von dem Ursprunge der Benennung. D'où vient le nom de Thibet? schreibt er an Herrn Foucaud, den Professor des Tübetanischen zu Paris, je l'ignore. Malgré mes investigations, je n'ai pas pu obtenir des Thibétains un nom générique qui servit à désigner leur pays.

Diese Ländermasse zerfällt jetzt in vier Abtheilungen: Vorder- und Hintertübet oder Hoch- und Niedertübet geheißen; Ladakh, zweites oder Mitteltübet, dann Baltistan oder Kleintübet. Bis zur Kali bildet der Himalaja die Grenze; östlich des Flußes leben Tübeter auch im Süden des Hochgebirges. Bhutan ist, wie der Name zeigt, ganz

von ihnen bewohnt. Die Magar Nepals, zu denen die herrschende Familie der Gorkha gehört, die Newar, die zahlreiche Urbevölkerung des Landes, sowie eine Anzahl Völklein in Asam und Sikkim gehören zu diesem Stamme. Man findet ihn überdies in den chinesischen Kreisen Junnan, Sfetschuen und Schensi. Die Tübeter sind Leute mittlerer Größe mit breiten Schultern, breiter Brust und derbem Gliederbau; sie haben runde, zusammengedrückte Gesichter mit hervorragenden Backenknochen, enggeschlitzte Augen, kleine flache Nasen und einen großen Mund. Die Hautfarbe ist blaßgelb, kupferartig; das Haupthaar durchgängig schwarz. Mit der Gewandtheit und Leichtigkeit der Chinesen verbinden sie den Muth und die Tapferkeit der Tataren [1]).

Die tübetische Sprache zeigt eine innige Verwandtschaft mit der chinesischen, namentlich in den Mundarten der südwestlichen Gauen des Reiches. Es waren auch in früherer Zeit die Grenzen des Landes weiter gen Osten gerückt; kam doch Marco Polo, von der Hauptstadt des Kreises Sfetschuen in China ausgehend, schon nach einem Marsche von fünf Tagen in das reiche Tübet. Heutigen Tages wird das Land von den Chinesen Si-tsang, d. h. Tsang im Westen genannt, und in Vorder- und Hintertsang eingetheilt; Tsang ist aber kein chinesisches, sondern ein tübetanisches Wort, welches Reinheit oder Klarheit bedeutet.

Indien und besonders Magadha, das Geburtsland Buddhas, ist allen Buddhisten der heiligste, herrlichste Theil der ganzen Erde, worauf sie dann, wie auch in anderen Religionen gebräuchlich, alle Geschichte, die Entstehung des Staates und der Regenten zurückzuführen. Ihr ältester Tsanpo oder Fürst, erzählen auch die Tübeter, sei aus der Familie der Schakia gewesen, und zwar aus der indischen Stadt Waisali, dem heutigen Allahabad, in welcher Buddha selbst geboren wurde; durch Geistermacht wäre er um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung an den Jarlong gebracht [1]) und von den achtundachtzig 10,000 Seelen des nördlichen Volkes, das sich der Abstammung von den Affen berühmt [2]), als Gebieter anerkannt worden.

Fünfhundert Jahre später regierte zu Jambuha, wo jetzt noch Ruinen alter Herrlichkeit vorhanden sind, König Thothori. Während seiner Herrschaft, erzählt die Legende, fiel eine Kiste mit heiligen Büchern vom Himmel herab, und eine göttliche Stimme erscholl: Nach dem Verlaufe einiger Jahrhunderte würden diese Bücher gelesen und verstanden werden. Zu der Zeit bekannten sich nämlich die Tübeter noch zur Naturreligion aller andern Völker Mittelasiens und des Mittelreiches. Sie wird auf diesem höchsten Tafellande der alten Welt Pon genannt, der einheimische Glaube, welcher sich bis zum heutigen Tag einer Anzahl Anhänger und selbst einer Literatur erfreut [3]).

Srongtsan Gambo, unter dem zuerst der Offenbarungsglaube eingeführt wurde im Lande, ist der berühmteste, auch den umwohnenden Völkern bekannt gewordene Fürst des tübetischen Stammes. Srongtsan hat selbst unter der Aufschrift, „Hunderttausend treffliche Befehle" die Denkwürdigkeiten seiner Regierung und seiner Zeit, während eines großen Theils des 7. Jahrhunderts [4]), der Nachwelt hinterlassen. Die Chinesen, welche zwei Consonanten nacheinander nicht aussprechen können und überhaupt gar kein r unter ihren Lauten haben, nennen

1) Voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. Par M. Huc. Paris 1850. II. 250.

1) So in dem historischen Werke, ein klarer Spiegel königlicher Abstammung genannt, bei Körös Grammar of the Tibetan language. Calcutta 1834. S. 192. Asiat. Research XX 209. Auch die Chinesen haben von diesen Mythen gehört. Matuanlin, Buch 32, Bl. 15.

2) Das Gesicht der Tübeter zeigt in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit den Affen, woraus wahrscheinlich die Sage entstanden ist. Pallas Samml. über mongol. Völkerschaften. II. 407.

3) Körös, Dictionary of the Tibetan language.

4) Er ward im Jahre 627 geboren. Körös Grammar 183. Dies stimmt nicht ganz mit den chinesischen Angaben überein, nach welchen er bereits 634 eine Gesandtschaft nach China gesandt hatte.

den König Longtsan [1]). Der zweite Himmelssohn der Tang mußte dem Wunsche des übermächtigen Fürsten, der mit einem zahlreichen Heere in die westlichen Kreise des Mittelreiches eingefallen war, sich fügen und (639) eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin gewähren [2]). Wie sehr die Chinesen zu der Zeit die Tübeter fürchteten, erhellt daraus, daß sie zu den vier Landplagen gerechnet wurden; die drei andern waren Türken, Uiguren und die Könige von Junnan.

Srongtsan überzog die benachbarten Völkerschaften mit Krieg und machte sie zum Theile zinspflichtig. Seine Herrschaft erstreckte sich über ganz Tübet und einige Marken der westlichen Kreise Chinas, über das Land am blauen See, über Assam und Nepal. Im Süden giengen die Grenzen bis zum nördlichen Indien, im Westen gegen Badakschan und Bochara, und im Norden grenzte sein Reich an die Gebiete des Chakan der Türken. Der König regierte mit Gerechtigkeit und Einsicht alle diese Lande; es standen ihm weise Räthe, tapfere Heerführer und ein schlagfertiges Heer zur Seite. Die hervorragenden Männer verstanden die chinesische Schrift und suchten sich die Weisheit des Mittelreiches eigen zu machen [3]).

Um diese Zeit wurde wohl der Königssitz von den Ufern des Jarlong an den Fluß von Lhassa verlegt. Man fand es wegen der großen Ausdehnung des Staates nach Westen für nothwendig, die Residenz nach dieser Himmelsrichtung vorzurücken. Man nannte sie Lhassa, Götterwohnung [4]). Und

1) Tang schu a. a. O. Bl. 2. V.

2) Ein Prinz oder eine Prinzessin heißt im chinesischen Kongtschu, und ist nicht, wie Körös und andere meinen, der eigene Name der Prinzessin. Dieser war Wen-tsching.

3) Tang schu a. a. L. Bl. 6. Gaubil in den Mémoires concernant les Chinois XV. 484.

4) Lha heißt nach Della Penna Götter, und sa Erde. In einer neuern mongolischen Geschichte Tübets wird Srongtsan die Verlegung der Hauptstadt nach Lhassa ausdrücklich zugeschrieben. Bulletin scientifique publié par l'Académie impériale de St. Petersbourgh. VIII. 380.

die Stadt, mitten in einem herrlichen grünen Thale und von vielen baumreichen Gärten umgeben, verdient diese Benennung. Die Luft ist immer rein, frisch und stärkend; die Straßen sind breit, gerade und reinlich; die Häuser, Paläste und Tempel von Stein oder Backstein erbaut, sind sämmtlich blendend weiß angestrichen. Unfern der Stadt erhebt sich ein Berg, Buddha Lha, der Weisheit Glück, genannt, zu welchem zwei große Alleen führen. Auf der Spitze des Buddha Lha wurde später der Palast des Dalai Lama erbaut. Er besteht aus mehreren Wohnungen und Tempeln verschiedener Größe und Schönheit. Der Tempel in der Mitte überragt mit seinen vier Stockwerken und der mit Goldplatten bedeckten Kuppel — auch die Säulenreihen am Eingange sind mit Gold bedeckt — alle die andern Wohnungen der in ehrfurchtsvoller Stille dienenden Lamas. Von der Höhe dieses Heiligthums sieht der Dalai-Lama auf die Tausende seiner Verehrer hinab, welche den Rosenkranz abbetend, tagtäglich zum Weisheit- und Glücksberg wallfahrten und sich am Fuße desselben in Anbetung niederwerfen [1]). Bereits unter Srongtsan wurde auf Veranlassung einer andern seiner Frauen, einer nepalesischen Fürstentochter, der erste buddhistische Tempel in Lhassa erbaut; Nepal mußte sich also schon in früherer Zeit zur Lehre des Schakiamuni bekannt haben. Der Buddhismus wurde hier, wie es scheint, in friedlicher Weise verbreitet. Jetzt noch leben Brahmanen und Buddhisten in ungestörter Ruhe neben einander im Reiche Nepal.

Khri Srong, der Urenkel des Srongtsan, ließ einige Geistliche aus Indien kommen, um Religion und Kultur unter seinen rohen Völkern zu verbreiten. Unter diesen wird Padma Sambhawa, gemeinhin Padjong genannt, als der Apostel des tübetischen Landes und Volkes gerühmt. Auf die Einladung des Königs Khri-Srong erschien er gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts in den Gegenden jenseits des Himalaja und verweilte hier über 50 Jahre. So ungegründet ist die ehemals allgemein verbreitete

1) Huc, Voyage II. 250.

Ansicht von einer Urweisheit innerhalb der Hochebene Mittelasiens, daß erst Padma Sambhawa eine Schrift einführen mußte, damit die Religionsurkunden in die einheimische Sprache übersetzt werden könnten. Die indische Götterschrift wurde zu Grunde gelegt und nach dem Lautsystem des Bodvolkes eingerichtet. Auf Geheiß des Königs entstanden viele Klöster und Uebersetzerschulen, wo Hindu und Einheimische unterhalten wurden, um die heiligen Schriften aller Buddhas aus dem Sanskrit in's Tübetische zu übertragen. Khri Srong widmete sich selbst, während eines Zeitraumes von 4 Jahren, diesem heiligen Geschäfte. Noch sind Bücher vorhanden, die ihm zugeschrieben werden.

Diese übertragene Cultur bewegt sich in einförmiger Weise innerhalb bestimmt umgränzter Ideen und religiöser Anschauungen. Die tübetische Literatur ermangelt jedes selbständigen schaffenden Geistes; sie besteht durchgängig, wie auch bei den andern Buddhisten, vorzüglich in Uebersetzungen und Bearbeitungen indischer Werke, die jetzt sämmtlich zu drei großen Sammlungen vereinigt wurden. Die Eine wird Kangzur, das heißt Uebertragung der Gebote genannt; sie umfaßt 100 Bände, worin alle Theile der buddhistischen Theologie und Philosophie abgehandelt, dann viele Traditionen und abenteuerliche Legenden erzählt werden. Eine andere Sammlung, Stangzur genannt, ist ebenfalls philosophischen und religiösen Inhalts; sie umfaßt 137 Bände, und die dritte Sammlung noch eine größere Anzahl [1]).

Unter den Nachfolgern des Khri Srong blühte die Religion des Königssohnes von Mittelindien im tübetischen Lande. Eine Menge Klöster wurden gestiftet und mit reichen Einkünften versehen; die Geistlichen sollten sich frei von weltlichen Sorgen und Mühen ihrem heiligen Berufe ganz widmen können. Nicht minder große Sorgfalt wurde auf die Ordnung im Staat und der bürgerlichen Gesellschaft verwendet: strenge Gesetze waren nothwendig, um das diebische Gelüste und die Ausschweifungen, heutigen Tages noch die gewöhnlichen Laster des Volkes, zu zügeln. Auch bedurfte man gerade zu der Zeit großer Kraft und Einsicht um die Selbständigkeit des Landes zu wahren. Die Araber hatten sich im Anfange des 8. Jahrhunderts Samarkands und vieler andern Orte Turkestans bemächtigt; sie waren die Nachbarn Tübets. Da brachen aber im Inneren des Landes Unruhen aus. Es erhoben sich Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, welche während eines großen Theils des 9. und 10. Jahrhunderts alle Macht des Reiches nach außen hin lähmten. Die unterworfenen Völker griffen zu den Waffen und errangen ihre Unabhängigkeit. Auch die Chinesen säumten nicht; sie nahmen schnell die südwestlichen Marken ihres Reiches, sowie das Land um den gelben Fluß und den blauen See. Die Partei der alten einheimischen Religion war damals noch mächtig im Lande, und den Herrschern überdies die hochgreifende Gewalt der Lama's verhaßt. Dies ermuthigte den König Langdar oder Langdarma, gegen das Ende des 9. Jahrhunderts, zur völligen Abschaffung des Buddhismus. Langdar fiel jedoch bald hernach (900) durch die Hand eines geistlichen Meuchelmörders.

(Schluß folgt.)

1) Körös in den Asiat. Researches XX. 45. Auch Wörterbücher und Grammatiken, die zu dieser Zeit verfaßt wurden, haben sich bis jetzt erhalten. Körös a. a. O.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. Oktober.

III. Nr. 18. Historische Classe. 1856.

Relation d'un Voyage au Thibet en 1852. Par M. l'Abbé Krick, etc.

(Schluß.)

Mit Langdar endigt der erste Zeitraum der Lehre Schakias in Tübet. Die Religion war damals, wenigstens in Tübet, noch nicht in eine Menge Sekten zerfallen. Alle Gläubigen beobachteten dieselben Lehren und Gebräuche, noch heutigen Tages gibt es viele Anhänger dieses alten reinen Buddhismus, namentlich in den südlichen Gauen gegen Nepal. Man nennt sie die Jünger des Padma Sambhawa. Mit der Ermordung des Königs scheint jedoch die Verfolgung der Religion nicht aufgehört zu haben; denn noch am Ende des 10. und im Anfange des 11. Jahrhunderts erhielten sich nur schwache Ueberreste in den tübetischen Landen. Um diese Zeit erschienen, von eifrigen Buddhisten eingeladen, einige indische Lehrer, und unter diesen namentlich Atischa, gemeinhin bloß der Herr genannt. Sie befestigten die Lehre des Schakia von Neuem und sie bleibt von nun an die herrschende im Lande. Aus übermäßigem Eifer entstanden eine Menge Sekten, deren neun namentlich aufgeführt werden. Das Volk ergab sich mehr und mehr einem religiösen beschaulichen Leben [1]) und die politische Uebermacht von L'Hassa war für immer vernichtet. Nach der Vernichtung des Reiches Hia durch Tschingis Chakan mußte auch bald ganz Tübet die Oberhoheit der Mongolen anerkennen. Seine Bewohner, welche damals auf mehr denn 300,000 Familien angegeben, leisteten jedoch lange Zeit den Mongolen einen tapfern Widerstand; erst Chubilai konnte sich (1253) des ganzen Landes bemächtigen, womit dann einige Jahre später (1260) der buddhistische Mönch Phagspa oder Passepa belehnt wurde. Passepa, der den Titel Lehrer des Fürsten und eine Oberherrlichkeit über alle andern Lamas erhielt, ist der erste Dalai Lama [1]) oder Oberpriester in Tübet, eine Würde, die viele Nachfolger Schakiamunis bekleideten und mehrere Geistliche in den verschiedenen Ländern des Buddhismus. Sie hängt innig mit der ganzen hierarchischen Einrichtung des Königssohnes von Kapilapura zusammen. Der Dalai Lama gilt als eine Menschwerdung des Weltgeistes Awalokiteswara, des Schöpfers der lebenden Wesen. Von Zeit zu Zeit, lehrt die Theologie der tübetischen Priesterschaft, füge sich der Weltgeist dem menschlichen Loose; er streife den Körper ab wie eine Schale, ergebe sich aber alsbald einer neuen Wiedergeburt. Den buddhistischen Hohenpriestern wurde aber auf die weltliche Herrschaft nur ein geringer Einfluß gestattet. Ihnen zur Seite standen mehrere weltliche Beamte, die unmittelbar vom Himmelssohne zu Peking abhängig und den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Ver-

1) Körös Grammar 175. 197.

1) Das Wort Dalai ist mongolisch, bedeutet ursprünglich Meer, und wird dann in dem Sinne von Groß gebraucht. Der Titel der Groß-Lamas im Tübetischen heißt wörtlich übersetzt: „Weltmeer der Vortrefflichkeit".

waltung vorgesetzt waren [1]). Mehrere Lamas, früher selbständige Bischöfe in ihren Sprengeln, widersetzten sich der Neuerung des monarchischen Kirchenregimentes, was in der Folge zu einer Glaubensspaltung und selbst zu äußerlichen Unterscheidungszeichen in der Kleidung führte. So ist gegen Ende des 14. Jahrhunderts, im Gegensatze zur Sekte der Rothmützen, welche dem Onkel des „ersten Groß-Lama" ihr Dasein verdankt, die der Gelbmützen entstanden. Ihr Gründer Tsongchaba, geboren um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Mark Amdo südlich des blauen Sees, erfreut sich eines großen Ruhms bei allen Tübetern und Mongolen, vorzüglich aber bei denen, welche sich zu seinen Glaubensansichten bekennen [2]). Tsongchaba hat mehrere Werke hinterlassen, worunter der „stufenreiche Weg zur Vollkommenheit" das berühmteste. Die Lehren und Anordnungen des Reformators zielen auf größere Enthaltsamkeit von allem Irdischen, als die des Gründers der Rothmützen. So ist den untern Klassen der Rothmützen Lamas das Heirathen gestattet, was Tsongchaba allen Geistlichen untersagte, den Niedrigsten wie den Höchsten.

Ein anderer Lama gründete einige Jahrzehnte später (1447) das Kloster Djaschi Lhumbho, die „Wohnung der herrlichen Freude", dessen Oberpriester jetzt nach dem Dalai Lama den ersten Rang einnimmt unter der tübetischen Hierarchie. Es ist dies der Bandjin Erdeni, von den Engländern gewöhnlich Teschu Lama genannt, welcher als eine Menschwerdung des Weltgeistes Manoschusri, des Schöpfers der Materie, betrachtet wird. Andere Buddhisten halten den Bandjin Erdeni für älter oder wenigstens für gleichberechtigt mit dem Dalai Lama [3]).

1) Die Titel dieser Beamten gibt Amiot in den Mémoires concernant les Chinois XIV. 129.

2) Körös Grammar 197. Pallas Sammlungen II. 114. Huc Voyage II. 104. Huc besuchte den Geburtsort des Tsongchaba — er lebte v. 1357—1419 — und beschreibt das Land Amdo, welches früher kaum dem Namen nach bekannt war, ausführlich.

3) Huc Voyage II. 276.

Wenn einer dieser beiden Schöpfer, des Geistes und der Materie, seine Hülle abstreift, so soll nach einem alten Herkommen der andere bestimmen, wo und wann er wieder geboren werde. Die Regierung zu Peking hat aber seit längerer Zeit den größten Einfluß auf diese Wiedergeburten, welche von einem so großen religiös politischen Einfluß sind auf die Bevölkerung Tübets und der ganzen Tatarei. Ohne die Zustimmung des Himmelssohnes darf keine Fleischwerdung der Unsterblichen stattfinden. Gleich nach dem scheinbaren Tode, so will es das buddhistische kirchliche System, erscheinen diese Weltgeister nochmals in Kindesgestalt auf Erden. Bis diese Kinderpatriarchen heranwachsen, führen die Kapitel oder einer aus deren Mitte die vormundschaftliche Regierung. Dies der Grund, weshalb die Regierungszeit eines jeden Dalai Lama und Bandjin Erdeni so viele Jahre umfaßt. Von Phapsga bis zur Mitte unseres Jahrhunderts werden bloß 10 Dalai Lamas genannt. Mehrere wurden wohl auch, in früheren Zeiten wie zu unsern Tagen, als Kinder ermordet, damit die Vormundschaft in ungestörtem Besitze bleibe [1]). Neben diesen beiden, dem Dalai Lama und dem Bandjin Erdeni, verehren aber die Buddhisten Tübets noch andere Erdengötter, so den Dharma Radschah oder Gesetzes-Fürst zu Bhutan, dann einzelne Lama und Chutuktu der zahlreichen Klöster, welche ebenfalls als göttliche Emanationen betrachtet werden.

Das Verhältniß Tübets zum Mittelreiche wurde von den Mandschu viel straffer gezogen. Es hatten sich nämlich die Dalai Lama wiederholt gegen die Chinesen erhoben und mit den Mongolen Verbindungen angeknüpft, um eine gänzliche Unabhängigkeit zu erringen. Die Empörer wurden gezüchtigt und für die Erhaltung der Ruhe in Zukunft die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Tübet erhielt eine chinesische Besatzung und die Macht des Dalai Lama ist auf die Verwaltung einiger geistlichen Angelegenheiten beschränkt. Ein chinesischer Statthalter regiert das Land, dem zu gleicher Zeit

1) Drei dieser Kinder Dalai Lama sind nacheinander ermordet worden. Huc II. 288.

die 39 Lehensherren des blauen Sees und andere mongolische Horden Mittelasiens untergeben sind [1]). Bald erhoben sich aber von der entgegengesetzten Seite, von Süden her, neue Feinde. Die Gorkha störten wiederholt die Ruhe der tübetischen Völker, und das Erscheinen der Engländer innerhalb des Himalaja erregte die gegründete Besorgniß der chinesischen Machthaber. Sie wurden noch mißtrauischer und suchten die tübetischen Länder auf allen Seiten vor den fremden Eindringlingen zu wahren.

Man kann sich leicht denken, daß unter solchen Umständen der Zutritt in Tübet äußerst schwierig, ein längerer Aufenthalt im Lande ganz unmöglich ist. Dies hat Moorcraft und andere Engländer, dies haben die römisch-katholischen Sendboten Hüc und Gabet, Krick, Renau und Latry hinlänglich erfahren. Herr Abbé Krick suchte von Assam her nach Tübet vorzudringen, wobei er von den englischen Behörden und von vielen Privaten in mancher Weise unterstützt wurde. Der unerschrockene Mann und seine Begleiter mußten sich erst den Weg bahnen, durch Urwälder und hoch über einander gethürmte Felsen, wo wilde Stämme hausen. Die beiden wurden mehrmals gefangen genommen, sie waren wiederholt den größten Gefahren ausgesetzt und mußten Alles bis auf ihr letztes Besitzthum hergeben, um das Leben zu erretten. „Wie unglücklich sind doch diese wilden Michemis", schreibt der Missionär, „ihr körperliches Aussehen ist so bejammernswerth, so schmutzig wie ihre Seele. Kaum daß sie einige Fetzen besitzen, um ihren Leib zu bedecken. Zwei Weiber boten sich als Trägerinnen an; die eine zählte bloß 17 Jahre und war schon Wittwe. Und doch gehörten sie zu den Ersten im Dorfe"!

Als Herr Krick die tübetische Grenze überschritten hatte, wurde er gefangen genommen und vor den chinesischen Statthalter gebracht. Nach einem scharfen Verhöre erklärte ihm der Beamte, solch' einen schlechten Unterthan, der sein Vaterland auf ewig verlassen wolle, um in der Fremde herumzustreichen, werde er unter keiner Bedingung in Tübet dulden. „Du mußt zurückkehren und deinem Fürsten Louis Napoleon dienen." Alle Widerrede blieb vergeblich. Herr Krick mußte hingehen, woher er gekommen. Der Reisende hatte Saikwah, die letzte Station an der Grenze Assams, am 15. Dec. 1851 verlassen und traf wiederum daselbst ein am 18. März 1852. Die Beschreibung der Gegenden, welche er durchzogen, und der Stämme, die er kennen lernte, ist eine wahre Bereicherung der Länder- und Völkerkunde. Die Michemis, die Abors und Padams werden ausführlich geschildert, nach ihrem Herkommen, so weit sich dieß ermitteln läßt, nach ihren religiösen, staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, ihren Sitten und Gewohnheiten. Das weibliche Geschlecht befindet sich in einem äußerst elenden Zustande; es wird bloß als eine Gattung von Lastthieren betrachtet und behandelt.

Auch die Versuche des Hrn. Renou, von der chinesischen Provinz Junnan aus nach Tübet vorzudringen, sind mißlungen. Der Missionär Latry empfiehlt jetzt den Weg über Sse tschuen, die gewöhnliche Heerstraße, welche die chinesischen Beamten ziehen, um von Peking nach L'Hassa zu gelangen.

K. F. Neumann.

1) Tay tsing Hoei tien v. d. h. Gesammelte Satzungen der Taitsing. Buch 117. Bl. 14.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Historia.

T. J. Hutchinson, Narrative of the Niger, Tschadda and Binuë Exploration. Lond. 1855.

Ed. Reuel Smith, The Araucanians or notes of a tour among the Indian tribes of Southern Chili. New-York 1855.

Le scoperte artiche narrate dal Conte Francesco Miniscalchi Erizzo. Venedig 1855.

A. Böckh, Zur Geschichte der Mondcyclen der Hellenen. Leipz. 1855.

K. Th. Pyl, Mythologische Beiträge zu den neuesten wissenschaftlichen Forschungen über die Religionen des Alterthums. Th. 1. Greifswald 1855.

Dr. G. Seyffarth, Theologische Schriften der alten Aegypter nach dem Turiner Papyrus zum ersten Male übersetzt. Gotha 1855.

G. F. Schömann, Griechische Alterthümer. Bd. 1. Berlin 1855.

A. Feuerbach, Der vaticanische Apollo. 2. Aufl. Stuttg. 1855.

G. Riccio, Notizie degli scavamenti del suolo dell' antica Capua e dei suoi monumenti. Napol. 1855.

E. Renier, Inscriptions romaines de l'Algérie. Livr. 1. Par. 1855.

Th. Panofka, Archäologischer Commentar zu Pausanias Buch II. Kap. 24. Berlin 1854.

W. Vischer, Epigraphische und archäologische Beiträge aus Griechenland. Basel 1855.

Antiquités du Bosphore Cimmérien conservés au musée impérial de l'ermitage. T. 1. 2. Avec Atlas. Petersburg 1854.

G. Castrucci, Tesoro letterario di Ercolano ossia la Reale Officina dei Papiri Ercolanesi indicata. II. Ediz. Neapel 1855.

Monumenta epigraphica Pompeiana ad fidem archetyporum expressa curante J. Fiorellio. Pars I. Inscriptionum Oscarum Apographa. Neapel 1854.

V. Langlois, Numismatique de l'Arménie au moyen age. Paris 1855.

Dr. L. Müller, Numismatique d'Alexandre le Grand. Avec un appendice contenant le monnaies de Philippe II. et III. Avec Atlas. Copenhague 1855.

Numismatica Veneta o serie di monete e medaglie dei Dogi di Venezia. Fasc. 1—21. Venezia 1854.

G. de Minicis, Numismatica Ascolana o sia dichiarazione delle monete antiche di Ascoli nel Piceno. Fermo 1853.

J. Collin de Plancy, Godefroid de Bouillon, chroniques et légendes du temps des deux premières croisades 1095—1180. Bruxelles 1842.

R. Congreve, The roman empire of the West. Lond. 1855.

J. Kenrick, Phoenicia. With maps and illustrative plates. London 1855.

N. A. Wells, The picturesque antiquities of Spain. Lond. 1846.

W. H. Prescott, History of the Reign of Philip the Second, King of Spain. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

Ag. Olivieri, Carte e chronache manoscritte per la Storia Genovese esistenti nella Biblioteca della R. Università Ligure. Genova 1855.

Monumenta historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia. Vol. I. fasc. 1. 2. Parmae 1855.

G. Dandolo, La caduta della repubblica di Venezia. Fasc. 1. Venezia 1855.

C. Cantu, Storia degli Italiani. Vol. III. Disp. 3—10. Torino 1855.

Biografie dei Dogi di Venezia . . . ed. Ant. Nani. 2. Ediz. Fasc. 1. 2. Venezia 1855.

Raccolta di cronisti e storici Lombardi inediti. Vol. I. Cronaca di Ant. Grumello sul testo a penna esistente nella biblioteca del Principe E. Barbiano di Belgiojoso pubblicata per la prima volta dal professore G. Muller. Milano 1855.

L. Bar. de Wattoville, Statistique des établissements de bienfaisence. Par. 1855.

Th. Basin, Histoire des règnes de Charles VII. et de Louis XI. par J. Quicherat. Vol. I. Par. 1855.

E. Jung, Henry IV. écrivain. Par. 1855.

Hallex-Claparède, Réunion de l'Alsace a la France. Par. 1844.

M. A. Geffroy, Notices et extraits des manuscrits, concernant l'histoire ou la littérature de la France. Par. 1855.

A. Cheruel, Histoire de l'administration monarchique en France, depuis l'avénement de Philippe-Auguste jusqu' a la mort de Louis XIV. Vol. 1. 2. Par. 1855.

Le Musée d'Aquitaine. Vol. 1—4. Bordeaux 1823.

C. P. Hodgson, Pyrenaica; or the history of the Viscounts of Bearn to the death of Henri IV the Great. Lond. 1855.

P. Christian, Souvenirs du Maréchal Bugeaud, de l'Algérie et du Maroc. T. 1. 2. Par. 1845.

Erichson (Lindner, nach Und. E. A. Fischer), Manuscript aus Süddeutschland. London 1820.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. Oktober.

III. Nr. 19. Historische Classe. 1856

A. Jäger, über Kaiser Maximilians I. Verhältniß zum Papstthum (aus dem XII. Bd. der Sitzungsberichte der philos. histor. Classe d. kais. Akademie d. Wissensch. zu Wien). Wien, Braumüller. 1854.

Indem wir diese kleine Schrift einer eingehenden Betrachtung unterziehen, geschieht es aus einigen bedeutenden Rücksichten auf den Gegenstand, die Behandlungsweise, die Stellung des Verfassers. Derselbe ist ein gereifter Mann, der durch geschätzte Schriften auf dem Gebiete Tyroler Localgeschichtforschung sich einen guten Namen erworben hat, ohnlängst an die erste Universität der Monarchie als Professor der Geschichte beigezogen wurde, Mitglied der höchsten wissenschaftlichen Instanz; es ist ihm ferner die Leitung des historischen Seminars für österreichische Geschichte anvertraut worden. Da kommt für die Beurtheilung zu einer gewissen Strenge der wissenschaftlichen Anforderungen die Pflicht hinzu, die Principien der Forschung und Auslegung, welche das Schriftchen in extenso zu Tage legt, einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen.

Der Gegenstand der Schrift ist jedoch gar nicht der weitgefaßte, wie ihn der Titel ausspricht: es handelt sich speciell um die Frage, ob Maximilian, wie nunmehr durch drei vollgiltige Zeugnisse constatirt ist, wirklich im Sinne gehabt, die päpstliche Würde an sich zu ziehen und mit der kaiserlichen zu vereinigen, oder auch, wie Ferdinand von Aragon verlangte, die letztere zu Gunsten seines Enkels Karl niederzulegen. Indessen führt die Beantwortung derselben mitten in jenen Kern der europäischen Geschichte jener Cardinalepoche hinein. Wer aber über diese dunkelste Partie der überhaupt noch sehr der Aufhellung bedürftigen Geschichte des Kaisers meinte ein weiteres Licht zu finden, als den Blitzstrahl einer Hypothese; wer auch nur erwartete, daß über des Kaisers Absichten bei dem beständig verfolgten und stets verfehlten Plan, zugleich mit dem Romzug die Reform der Kirche in Ausführung zu bringen, die zerstreuten Stellen gesammelt, combinirt und mit dem Lichte beleuchtet würden, welches sich aus einer Betrachtung der allgemeinen politischen Verhältnisse und der Lage des Kaisers inmitten derselben ergibt: der würde sich, wie es uns ergieng, sehr getäuscht finden. Und doch nimmt die Untersuchung diesen Weg. Der Verf. nimmt uns gemüthlich beim Arm. Wir sollen mit ihm durch die allgemeine Geschichte seit dem durch den französischen Einfall in Italien 1494 gegebenen Anstoß einen Gang machen. Wir folgen ihm, da er versichert, umfassende Studien darüber angestellt zu haben, werden aber bald stutzig über den engen Gesichtskreis der Betrachtung, die Befangenheit der Anschauung und die wenig zulänglichen Kenntnisse auf diesem Gebiet im Allgemeinen und für Erledigung der Titelfrage; noch mehr über eine gewisse Tendenz, die von derselben abspringt, und über die große Prätension, womit der Verf. eine neue Entdeckung uns anpreißen, das Mittel allegorischer Interpretation schmackhaft machen will, welche über die Schwierigkeiten hinaushelfen soll, die durch eine der Forschung willkürlich gezogene Schranke sich ergeben.

Hr. Jäger will den Kaiser gegen „die Beschuldigung, er habe Papst werden wollen“, vertheidigen, und den Makel des Abenteuerlichen und Phantastischen von seiner „verständigen Politik“ abwaschen. Jene gründet sich ursprünglich auf zwei Documente von Werth, einen Brief des Kaisers an seinen Vertrauten, den Grafen Paul von Lichtenstein d. 16. Sept. 1511, und einen an seine Tochter Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, d. 15. Sept., welchen zuerst Godefroy in seinen Lettres de Louis XII. et du Cardinal d'Amboise etc. (1712) weitere Verbreitung gab. Da das erstere nicht aus dem Archive von Lille, woher die übrigen Actenstücke dieser Sammlung genommen, sondern aus einer kleinen politischen Parteischrift (Monita politica Frankf. 1609) beigebracht ist, und das zweite in sehr humorischem Tone geschrieben, so hatte bei dem Chimerischen des Gedankens eine besonnene Kritik mehrfach Anstoß genommen, das Factum als hinlänglich constatirt anzunehmen. Der Verf. bringt noch ein neues, unzweifelhaft ächtes Zeugniß bei, ein Fragment aus einer Instruction des Kaisers an den Bischof von Trient, Georg von Neideck, d. d. 10. Juni 1507, welche im Original früher im bischöfl. Archiv zu Trient sich befand, nun in der k. Hofbibliothek zu Wien.

Nachdem er nun die Unverwerflichkeit der drei Zeugen nachgewiesen, und auch die Ansicht, es seien jene Aeußerungen des Kaisers nur ein heiterer Spaß gewesen, mit guten Gründen beseitigt, will ihm aber doch das Dritte nicht zu Sinn, daß dieselben ernstlich und wörtlich zu nehmen seien. Da ist gleich merkwürdig, wie er eine Reihe namhafter Schriftsteller — die leicht mit einem Dutzend guter Autoritäten zu vermehren wären — welche das Factum als ein constatirtes in verschiedenem Sinne berühren, summarisch behandelt. Er wirft sie in einen Tiegel und findet bei ihnen sämmtlich ein peinliches Gefühl, eine sichtbare Verlegenheit, die rechte Deutung zu finden; ja eben diese von ihm in ihrer Gründlichkeit erblickte Verlegenheit gibt ihm schon das erste Argument ab, das gegen sie spreche. „In die größte Verlegenheit“, heißt es S. 11, „kommt aber diese Classe, wenn sie ihre Ansicht mit der Zeitgeschichte Maximilians in Einklang bringen soll“. Nun wird eine Reihe Bedenken und Widersprüche vorgebracht, die wir anführen müssen, weil sie nicht bloß als solche geltend gemacht werden, die zu weiterer Prüfung auffordern, sondern als wirkliche Argumente, aus denen dann gleich das Facit gezogen wird: die Briefe stehen mit sich und mit der Geschichte in Widerspruch. Da heißt es: Wie hätte Maximilian auf kanonischem Wege Papst werden können, da seine Gemahlin noch lebte *)? Wie konnte der Kaiser im J. 1507 an den Bischof von Trient schreiben, „er ziehe nach Rom, um Papst und Kaiser zu werden“, da er gerade damals dem gegen den König von Frankreich zu Hilfe rufenden Papst in einem Trostschreiben seinen Schutz zusagte? Wie konnte er 1511 an P. v. Lichtenstein schreiben, „er habe beschlossen, das römische Papstthum auf was immer für eine Weise sich zuzueignen — den ohnehin ihm angehörigen Pontificat mit der Kaiserkrone wieder zu vereinigen“? Sollte er den Begriff der Schutzvogtei, den er 1507 so hervorhob, vergessen, und kein Bedenken haben gegen die antikheidnische Vereinigung der beiden höchsten Gewalten in der Hand des Kaisers? Sollte auch der Legat des apostolischen Stuhls beim Kaiser seine Sendung soweit vergessen haben, daß er diese heidnische Absicht des Kaisers billigte und sich darüber freute? In dem Briefe des Kaisers an seine Tochter sagt er, er wolle sich zum Coadjutor des Papstes wählen lassen: Der päpstliche Stuhl kennt kein solches Amt! Wie kann er diese Stelle durch Unterhandlung mit demselben Papst erlangen wollen, an dessen Absetzung er gerade damals arbeitete? Er will ihn wegen Simonie vom päpstlichen Stuhl entfernen, und spricht in seinem Briefe an Lichtenstein laut aus, daß er selbst auf dem Wege der Simonie, mit Hilfe v. 300,000

*) Der Verf. übersieht dabei, daß sie bereits am 31. Dec. des vorigen Jahres gestorben war. Selbst der Eingang des an Margaretha geschriebenen Briefs, welcher sich auf Wiedervermählungsvorschläge bezieht, mußte daran erinnern.

Dukaten, eines eigenen Heeres und 20,000 römischer Schwerter und Spieße ihn zu besteigen beabsichtige!

Solche Unmöglichkeiten genügen dem Herrn Jäger, die Ansicht jener Classe als widerlegt anzusehen. „Können Briefe, die mit sich selbst und mit der Geschichte in so grellem Widerspruch stehen, nach ihrem Wortlaute genommen werden?“ Nein, das kann und darf nicht angenommen werden (S. 15), meint er, und mit unwiderstehlicher Consequenz folge daraus, daß der darin ausgesprochene Gedanke nicht ihr eigentlicher Sinn sei, vielmehr der verständige Kaiser etwas ganz anderes mit den räthselhaften Briefen bezeichnen wollte. Allerdings, wer den geheimen und öffentlichen Verkehr der hohen und höchsten Machthaber aus der Zeit Machiavelli's verfolgt, muß vor Allem die diplomatische Sprache verstehen, welche im Verwenden der Worte nicht nur, sondern der Mienen und Handlungen nicht zum Darlegen, sondern zum Verhüllen der Gedanken bereits den Höhepunkt der Ausbildung erreicht hatte. Diese Sprache mußten Kaiser wie Papst, alle Cabinette und Diplomaten, nicht nur bei anderen verstehen, sondern mitreden, wenn sie nicht ihrer Zwecke verlustig werden wollten. Aber diese Sprache meint der Verf. nicht; es wäre ihm damit auch manches Bedenken gefallen. Vielmehr schreitet er zu allegorischer Interpretation. Es handelt sich dabei nicht etwa um die Deutung eines einzelnen Ausdrucks, wie recuperare papatum, sondern um eine Reihe von Ausdrücken und Sätzen, ja unläugbaren Thatsachen, welche nur die allegorische Hülle bilden sollen, um etwas ganz anderes zu zu bedeuten, als der natürliche Sinn besagt. Der Kaiser hatte seine Absichten bei dem ein Vierteljahrhundert lang betriebenen und öfters versuchten Romzug mit einem tiefen Dunkel umhüllt, nur wenige Vertraute wußten darum. Zweimal, da unter günstigen Conjuncturen der Plan zu glücken schien, geben seine eigenen Briefe an vertrauteste Leute den Aufschluß, daß sie über die Grenze des Erreichbaren hinausgiengen. Das kann und darf aber nicht gelten aus Gründen, die für den Verf. absolut nöthigende Kraft haben. Da kommt ihm ein anderes Räthsel entgegen, mit dessen Schleier das Licht, welches die drei unverwerflichen Zeugnisse bringen, wieder verhüllt werden soll. Die neue Entdeckung besteht darin. Zur Zeit, als im J. 1507 die Absicht des Kaisers schon halb verfehlt war, und derselbe sich anschickte, bei veränderter Sachlage den Romzug zu forciren, entfloh der Cardinal Hadrian da Corneto auf eine räthselhafte Weise aus Rom, und man wußte einige Jahre lang nicht, wo er war. Derselbe erschien im J. 1511, als Maximilian im Bund mit dem König von Frankreich den Zug vorzunehmen versuchte, an dem Ufer des Gardasees im Gebiete des Bischofs von Trient in der Zurückgezogenheit eines stillen Exils. Der Brief des Kaisers an Lichtenstein zeigt nicht nur, daß der Exulant ein Vertrauter des Geheimnisses war, sondern läßt auch als wahrscheinlich durchblicken, daß er früher mit den Cardinälen zu Rom im Sinne des Kaisers verhandelt habe. Das wirft ein Licht auf jenes Entweichen. Da der König von Frankreich lange im Sinne hatte, seinen Premier, den Cardinal d'Amboise, zum Papst zu machen, so vermuthet der Verf., Maximilian habe den Cardinal Hadrian zum Gegenpapst bestimmt, und legt dabei einiges Gewicht darauf, daß er Freudenthränen geweint, als er im J. 1511 hörte, der Kaiser wolle seinen Plan nun ausführen. Es mag sein, daß dieser, im Falle seine Absicht, die Papstwürde selbst zu übernehmen, nicht durchzubringen war (in dem Briefe Lichtenstein heißt es — quantum fieri potest — und si quoquo modo — pervenire possemus) demselben diese Bestimmung gab; und wäre dies auch durch die Gründe des Verf. erwiesen, so folgt daraus nicht im Mindesten, daß des Kaisers Absicht nicht weiter gieng. Dieses zu erweisen, lädt er uns wieder zu einem Spaziergang ein durch die Geschichte fast zweier Jahrzehnte, und meint damit seine Hypothese zur historischen Wahrheit zu erheben (S. 68): „die räthselhaften Briefe des Kaisers sollen gar nichts anderes besagen, als die Erhebung des Cardinal Hadrian, nur in allegorischer Sprache“.

Bevor wir dieser Einladung folgen, müssen wir uns über den Zweck des Ganges und die Schwierigkeit der Aufgabe, wie sie sich der Verf. gesteckt

hat, etwas näher orientiren. Der Weg, den der Kaiser wandelt, ist absichtlich mit einem so dichten Dunkel des Geheimnisses umgeben, daß uns ein „wie aus Ritzen dringender Lichtstrahl“ (S. 41) willkommen sein muß. Er will beweisen, nicht nur daß das, was er in dem Helldunkel, so weit dieser Lichtstrahl fällt, sieht, kein Phantasiebild sei, sondern daß wirklich nichts existirt, was das Gegentheil beurkundet; daß das klare Tageslicht, welches die drei Zeugen, deren Aussagen er als ächt anerkennt, beibringen, nur ein täuschendes Irrlicht sei. Er scheint das ganze Terrain, über welches der dunkle Gang führt, beleuchten zu wollen, bringt aber dafür nur einzelne spärliche Fackeln bei. Guicciardini, P. Jovius und Ger. de Roo sind doch gar wenig ausreichend, zumal um hinter die Coulissen zu leuchten; und wenn er erkannte, daß man sich dafür besonders an erste Quellen zu wenden hat, so sind die beigezogenen Reichstagshandlungen und die wenigen Briefe Le Glay's nebst dem, was etliche Monographien geben, ein allzuspärlicher Apparat, wenn auch die Aufgabe nicht in dem weiteren Umfange, wie der Wortlaut des Titels verspricht, gefaßt war. Wir wollen nicht sagen, daß es ihm nicht darum zu thun war, durch reichlicheres Licht das Helldunkel, welches den Hypothesen und Phantasieen günstig ist, zu verscheuchen; wollen aber unsererseits noch einige Fackeln, die ihm sehr nahe zur Hand waren, beibringen, um, wenn auch summarisch, so viel der Raum gestattet, zu zeigen, daß er die „genaue Kenntniß der Beziehungen Maximilians zu Italien und Frankreich, ohne welche diese Urkunden ewig ein Räthsel bleiben“, (S. 17) nicht mitbrachte, die nöthigen Hilfsmittel dafür entweder nicht kannte, oder nicht zusammenhängend gründlich studirte. Jene Documente beziehen sich auf eine Scene im Centrum der Weltgeschichte, welche dem Abschluß der zum Schutz des Lateranconcils geschlossenen heiligen Liga unmittelbar vorausgieng. Ueber die Verwickelung der diplomatischen Fäden, wie sie besonders seit dem Doppelvertrag von Cambray (8. Dec. 1508) zu einer dichten Verknotung um die beiden gegenüberstehenden Concilien gedieh, geben die vom Verf. genannten Lettres de Louis XII. et du Cardinal d'Amboise, worin die beiden fraglichen Briefe abgedruckt sind, immer noch die schätzbarsten Aufschlüße, wenn man sie in ihrem vollen Zusammenhang neben den zweiten Quellen achtsam studirt und die trefflichen Ergänzungen dazu nimmt, welche Le Glay in dem bedeutenderen Werke Négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche (Paris 1845) Vol. I. gegeben hat. Diese sind ihm wahrscheinlich unbekannt, und jene nicht benützt, um das ausreichende Licht zu gewinnen. Offenbar kennt Hr. Jäger weder die Bedeutung des Moments, den er beleuchten, noch den Umfang der Aufgabe, indem er uns „die merkwürdigsten Beziehungen zwischen Deutschland, Italien und Frankreich in der Scheidezeit des 15. und 16. Jahrhunderts“ darlegen will.

Der Zeitraum, durch welchen der Verf. mit uns den Spaziergang machen will, ist einer der am meisten verwickelten und verunstalteten der ganzen Geschichte. Obwohl seit Ende des 15. Jahrhunderts die Quellen reichlich fließen, so sind sie doch durch nationale und principielle Befangenheit mehr oder minder getrübt; nur wenige der Autoren waren im Stande hinter die Coulissen zu sehen, und selbst diese erblicken von einseitigem Standpunkt aus nicht immer das Richtige. Hier hat bei jedem Schritt die Kritik vollauf zu thun. Seitdem die ersten Quellen mehr und mehr zugänglich wurden, ist namentlich die französische Geschichtschreibung in Benutzung derselben zuvorgekommen und hat viel dazu beigetragen, die Gesichtspunkte zu verrücken, die ganze Anschauung der Verhältnisse zu verderben.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. Oktober.

III. Nr. 20. Historische Classe. 1856.

A. Jäger, über Kaiser Maximilians I. Verhältniß zum Papstthum ꝛc.

(Fortsetzung.)

Für den Kaiser Maximilian I. haben die Franzosen nun gar keinen Maßstab, weil die französische Politik der habsburgischen polarisch gegenüber stand, die Motive des Kaisers, welche in deutschen oder erbländischen Verhältnissen lagen, ihnen wenig bekannt sind, und die nationale Vorliebe für Louis XII. sie von der Voraussetzung der bonne foi ihres guten Königs ausgehen läßt. Die deutsche und speciell österreichische Geschichtschreibung hat denselben bisher so vernachläßigt, daß noch eine fable convenue neben der andern daraus zu verdrängen ist. So erwünscht da vorläufig jeder Beitrag sein muß, der in Monographien zu Erörterung einzelner Punkte dient; so könnte das doch mit günstigem Erfolg nur bei solchen geschehen, deren Erledigung ohne die richtige Gesammtauffassung möglich ist. Das ist aber bei dem Thema des Verf. nicht der Fall; es liegt im Mittelpunkte des Ganzen, von welchem aus Schritt für Schritt die Widersprüche und Verwickelungen der allgemeinen Politik zu lösen sind. Es war das gegenseitige Verhältniß von Kirche und Staat, Papstthum und Kaiserthum, und wieder beider zum Königthum und Fürstenthum, welches damals auf praktischem Wege seine Erledigung finden sollte: das von den großen Concilien ungelöste Problem mußte nun durch Unterhandlungen und Verträge Hand in Hand mit kriegerischen Operationen zur Entscheidung kommen. In diesem Sinne ward sie von den europäischen Cabinetten aufgefaßt; alle Motive der diplomatischen und politischen Bewegungen flossen in ihrem Grunde aus dieser Quelle; von allen Seiten wurde an der carolingischen Grundlage des mittelalterlichen christlichen Staates gerüttelt, von mehr als einer Seite die Universalmonarchie zu begründen getrachtet; Papst Julius ließ sich Cäsar nennen, und Maximilian gebrauchte den Titel Pontifex auf Diplomen; im allgemeinen Wetteifer gewahren wir beim Gegeneinanderstreben der Tendenzen und Principien Schritt für Schritt ein thatsächliches Vorschreiten und Zurückdrängen, Ueberlisten und Zugreifen, Ködern und Bewältigen; die vollendetste Heuchelsprache muß die wahren Absichten und Motive verdecken, um so sorgfältiger, je größer die Ziele sind, die man erstrebt.

Herr Jäger ist dem Gegenstand aus dem Bereich seiner Localstudien von außen nahe getreten: indem er zur Erklärung des räthselhaften Exils seines Cardinals Hadrian auf jenes weite, schwierige und dunkle Gebiet hinaustritt, stößt er auf ein weit größeres Räthsel und versucht ohne hinreichende Terrainkunde eins durch das andere zu lösen. Ein tieferes Eingehen in die Quellen konnte ihm — wenn er sich nicht durch eine willkürliche Schranke den Weg des Lichtes sperrte — entweder die obgedachten Bedenken und Widersprüche beseitigen oder doch zeigen, daß er wirklich umfassendere Studien für diese Frage zu machen habe. Bis zu dieser Bescheidung ist er nicht vorgedrungen. Vielmehr führt ihn sein Unstern auf ein anderes Problem, in das ihn ein guter Eifer wieder mitten hinein tappen läßt, um eine nicht mindere Blöße zu geben. Wollte

Herr Jäger sich auf das nähere Ziel beschränken, zu beweisen, daß der Kaiser bei seinem Romzug nichts weiter vorhatte, als dem projectirten französischen Papst einen Gegenpapst zu setzen; so lag ihm die deutsche Verfassungsfrage auf der Seite. Indem er aber einen Anlauf nimmt, seine Aufgabe in dem weiten Umfang des Titels zu lösen, und sich anheischig macht, die Beziehungen des Kaisers zu Italien und Frankreich darzulegen, lag sie ihm so hart am Wege, daß er nicht umhin konnte, den günstigen Anlaß zu einer Digression von specifischer Tendenz zu benützen. Indem wir ihm diese Gelegenheit gönnen, wollen wir ihn jedoch warnen, den Gegenstand vorsichtiger anzufassen, als hier geschah.

Die Frage, wie es gekommen, daß in jener kritischen Epoche der Grundlegung der deutschen sowohl wie der europäischen Gesammtverfassung die Einigung der Vertreter der deutschen Nation mit ihrem Oberhaupt nicht glücken wollte, liegt während eines Zeitraumes von drei Decennien verschlungen mit der misterieusen Titelfrage im Centrum der Weltgeschichte. Ihre unbefangene und gründliche Lösung ist eine Aufgabe, welche eine der drei Seiten der Geschichte Maximilians bildet, die noch ihres Geschichtschreibers harrt. Bei einem Kampfe der Principien, die sich versöhnend einigen sollen und nicht können, liegt der Fehler gewöhnlich nicht auf einer Seite allein: peccatur extra et intra. Hätte der Verf. ein Werkchen von L. Ranke, das schon vor mehr als dreißig Jahren erschien*), zur Hand genommen, oder den einleitenden Abschnitt seiner deutschen Geschichte unbefangen berücksichtigt: so wäre er über die allgemeinen Verhältnisse besser orientirt, und könnte über die deutschen den Stand der Frage kennen. Man braucht den Ansichten dieses Historikers von anerkannt weitem Blick und umfassenden Kenntnissen nicht gerade beizupflichten, und kann sich doch recht gut von ihm den Weg weisen lassen. Herr Jäger ist über die Frage bei sich genug im Reinen, um uns im Vorbeigehen wissen zu lassen, „daß die deutschen Stände und besonders die Krämer der Reichsstädte ihren Kaiser nicht begriffen, keinen Sinn für die Größe des Reichs hatten", weil sie erst wollten Friede und Recht in der Heimat gesichert haben, ehe sie nach Italien oder Burgund in Krieg zögen; und „daß der vielköpfige deutsche Staatskörper bereits unfähig geworden war zu jeder Art von auswärtigen Unternehmungen". Sapienti sat!

Wir müßten eine eigene Abhandlung schreiben, wollten wir auf dem proponirten Gang durch ein und ein halbes Decennium der Geschichte dasjenige, was über des Kaisers Absichten bei dem stets gescheiterten Romzug sich beibringen läßt, in eine hinreichende Erörterung eintreten. Wir beschränken uns auf einige beiläufige Nachweisungen, wie sich die Frage durch historische Forschung ohne Allegorie erledigt.

Bereits ehe Karl VIII. in Italien eindrang, machte der dem Kaiser neu verbundene Herzog von Mailand ihm den Antrag, gemeinsam mit Maximilian durch ein Concil gegen den Papst vorzuschreiten, und der letztere war zu einer persönlichen Beredung dafür zu Genf und Lausanne bereit; diese zerschlug sich zwar, es wurde aber unter Vermittelung des Herzogs fortwährend darüber beim Kaiser unterhandelt, indeß der König in Italien vorrückte. Nun kam der Reichstag zu Worms zusammen, und zu gleicher Zeit (31. März 1495) sicherte die zu Venedig geschlossene Liga den Romzug mit bestimmt vorgeschriebenen Beschränkungen. Aber ganz wie die deutschen Stände, ehe ihnen Garantieen für Friede und Recht gegeben waren, die europäischen Pläne des Kaisers nicht unterstützen wollten; ebenso wollten die italischen und europäischen Glieder der Liga den Romzug zu Gunsten der nicht normirten kaiserlichen Gewalt nicht stützen. Der beim Zutritt Englands am 18. Juli 1496 zu Rom erneuerte Bundesvertrag ad mutuam conservationem statuum contra omnes, enthielt die kleine Abänderung, daß der Schutz der Reichsrechte (pro sacri romani imperii juribus tuendis) ausgeschlossen wurde.

Eben damals, als die Stände säumten, dem Kaiser beizuspringen, um, seinem Aufrufe nach, die Absetzung des Papstes zu hindern, riefen ihn die

*) Geschichte der romanischen und germanischen Völker ꝛc.

italischen Verbündeten, doch nur um einen neuen französischen Einfall, welcher drohte, abzuwehren. Wie er dies benutzen wollte, ohne Reichshilfe gegen Rom zu dringen, mißlang der Zug. Als der Zwist zwischen Ludovico Moro und Venedig sich entspann, und die italienische Liga sich im Stillen gegen die Republik wendete, versprach das dem Kaiser eine Conjunctur, im engeren Bunde mit dem Herzog seinen Zweck zu erreichen. Diese Noth trieb die Signorie zum Anschluß an Frankreich; und als auch Alexander VI. sich zum Bunde mit Ludwig XII. neigte, war ein Gegenbund von Mailand und Neapel mit Spanien und dem Kaiser im Betrieb zur Absetzung des Papstes und zum Abhalten eines Conciliums. Das Gelingen des Planes hing an der Schweizerfrage. Hätte sich der Kaiser zeitig mit diesen verständigt und durch föderative Einigung sie von Frankreich abgehalten: so war man mit den vereinigten Schweizern, Landsknechten und Rittern Herr der Verhältnisse. Damals war des Herzogs von Mailand Bruder Ascanio von den Italienern zum Papst bestimmt. Daß die Schweizer mit Gewalt sollten bezwungen werden, trieb sie Frankreich zu und gab dem König Ludwig XII. mit dem Herzogthum Mailand die Entscheidung der Dinge in Italien in die Hand. Der Vorwand eines Kreuzzugs sollte demselben mit dem Königreich Neapel das Primat in Europa, das östliche und westliche Kaiserthum zuspielen. Ferdinand von Aragon und Maximilian hemmten ihn, jener durch eine Flotte bei Sicilien, dieser durch Berufung des Reichstags zu Augsburg, wo die Reichshilfe zum Romzug oder gegen die Türken bewilligt wurde. Zwei Jahre lang wurde neben solchen Drohungen durch niederländische und Reichsgesandte über Frieden zu Gunsten des Türkenkriegs und zugleich durch spanische über eine Theilung Neapels unterhandelt. Unter Ferdinands und seines Eidams Philipp Vermittelung fand sich ein Auskunftsmittel: des letzteren jüngstgeborner Prinz Karl wurde mit der französischen Prinzessin Claudia verlobt. Das war ein Köder, um den Kaiser für die französischen und spanischen Zwecke zu gebrauchen: nun gab er die Theilung Neapels zu und die Opposition gegen den Scheinkreuzzug auf. Aber auch der Kaiser wollte die Könige von Frankreich und Spanien für seine großen Pläne gewinnen: hinter den dynastischen Interessen lagen die kirchlichen Reformpläne. Diesen doppelten Sinn hatte die Wendung der kaiserlichen Politik zum trügerischen Bund mit dem Rivalen und Erbfeind seines Hauses. Ohne Einvernehmen mit jenen beiden Königen war die Reform an Haupt und Gliedern unmöglich durchzuführen; aber war nur erst mit Hilfe Ludwigs XII. der Papst — in der Person Alexanders VI. nur zur Satisfaction Europa's und Italiens — entsetzt; so konnte man schon hoffen, Hand in Hand mit Spanien und gestützt durch ein Reichsheer, ihm die Chancen wieder abzugewinnen, da dem Kaiser seinem Rechte nach die Leitung der Dinge zustand. Damals schon hatte Ludwig im Sinne den Cardinal d'Amboise zum Papst zu machen, und bedurfte dafür die Mitwirkung des Kaisers und Spaniens. Also gab er dem König Ferdinand vorläufig die Hälfte Neapels Preiß, mit Maximilian unterhandelte der Candidat der Papstwürde persönlich zu Trient im Herbst 1501, um bei Feststellung der Mariage — deren Bruch aber bereits damals beabsichtigt war — die gemeinsame Lösung des europäischen Problems zu bereden. Wie weit des Kaisers Absichten dabei giengen, liegt begreiflichermaßen im Dunkeln. Im Vordergrund lag die feindliche Richtung wider Venedig, auf der jede Unterhandlung mit Frankreich in jenem ganzen Zeitraum fußte. Das hatte seinen Grund in den allgemeinen Plänen; denn die nachbarlichen Conflicte ließen sich schon ausgleichen. Wenn man bei gemeinsamem Vorschreiten mit Frankreich in Italien nicht zum Voraus die Chancen aufgeben wollte, so mußte der Bund des Letzteren mit der Republik zerschnitten, die Pforte nach Italien über Verona geöffnet werden. Die alten Ansprüche des Reichs gaben dafür den Fuß. Damals wurde sowohl über einen Bund gegen Venedig als über das Concilium verhandelt, welche Frage eventuell die Entsetzung des Papstes in's Auge fassen mußte. Wir glauben urkundlich nachweisen zu können, daß bereits damals von Seiten Frankreichs die Proposition zu Gunsten des Cardinals gemacht wurde. Man verständigte sich zu der Zeit über diese Frage noch nicht; der Vertrag von Trient legte nur die Präliminarien

dafür. Der Kaiser gewann dadurch vorläufig so viel, daß die Einmischung des französischen Königs in die Reichsangelegenheiten in Deutschland und Italien sowie in die Verhältnisse zu Ungarn zurückgedrängt ward; daß derselbe den Romzug sowohl als den Türkenkrieg unter des Kaisers Anführung zu unterstützen versprach, — doch mit gewissen Limitationen. Ludwig dagegen erreichte neben der Reichsinvestitur von Mailand das vorläufige Ziel, daß er den Samen der Zwietracht zwischen Habsburg und Aragon streute, welche für die nächste Zeit, da schon der Zwist über Neapel ausbrach, in der einen Richtung; später, als es Zeit war, die mariage Claudia zu brechen, in der andern seine Zwecke fördern sollte. Auf dieser Grundlage folgte nun eine fast ununterbrochene öffentliche und geheime Unterhandlung zwischen den erbfeindlichen Häusern, welche den Kaiser durch die Stufen der Verträge von Trient (13. Oct. 1501), Blois (22. Sept. 1504), Hagenau (4. April 1505), Cambrai (8. Dec. 1508) und wieder zu Blois (17. Nov. 1510) bis zum Pisanischen Concil immer mehr in die französische Politik verstrickte. Zum ersten förmlichen Vertrag über die Reformfrage kam es insgeheim erst bei der persönlichen Zusammenkunft des französischen Premier mit dem Kaiser zu Hagenau (1505), als derselbe im Namen seines Königs die Huldigung für Mailand leistete und die Investitur empfing. Wie weit dabei die gegenseitigen Verpflichtungen und Absichten giengen, ist noch verhüllt; nur daß Ludwig den Cardinal d'Amboise zum Papst machen wollte, scheint unzweifelhaft. Ebenso gewiß läßt sich annehmen, daß der Kaiser das nicht wollte. Jene Verträge schlugen vorerst wider Ludwigs Erwarten so zu Gunsten des Kaisers aus, daß er bald ihm überlegen zu werden schien: sie verhalfen diesem erst zu erneuerter Autorität in Deutschland, damit zum Sieg in Ungarn und zu einem Reichsheer für den Romzug; zugleich seinem Sohne, dem Erzherzog Philipp, zum Besitz der seit Isabella's Tod (1504 Nov.) ihm zugefallenen Herrschaft in Kastilien. Der daraus gemeinsam drohenden Gefahr zu begegnen, einigten sich wieder die über den Besitz Neapels bisher verfeindeten Könige Ferdinand und Ludwig XII. zu dem Vertrag von Blois (Oct. 1505), welcher durch Wiedervermählung Ferdinands die großen Erbaussichten des habsburgischen Prinzen Karl schmälern, Neapel und Aragon ihm entziehen sollte. Dann folgte der Bruch der mariage Claudia (Mai 1506); Max aber und Philipp traten darum noch nicht in Feindschaft mit dem französischen König: sie waren noch durch einen geheimen Vertrag verbunden, den der letztere festzuhalten versprach, wenn sie jenen Verlobungsbruch genehmigen wollten. Der Kaiser war eben im Begriff, nach dem Siege in Ungarn mit dem Reichsheere nach Italien zu dringen, wo der gefeierte Vicekönig von Neapel, Gonsalvo de Cordova, im Einverständniß war oder schien, im Namen Philipps, der inzwischen von Kastilien Besitz genommen hatte, als dessen Vasall mit ihm zusammenzuwirken, die Reformfrage in Rom zu lösen. Diesen Plan zu hindern, gieng eben Ferdinand persönlich nach Italien, Ludwig gab ihm seine Flotte zum Beistand gegen Gonsalvo, und zog ein starkes Heer bei Lyon zusammen: als der plötzliche Tod Philipps (25. Sept. 1506) das Vorhaben des Kaisers hemmte. In diese Zeit (October) fällt die geheimnißvolle Sendung des Bischofs von Brixen (dessen Jäger S. 42 gedenkt), der in das Geheimniß eingeweiht war, nach Rom. Wir stimmen Hrn. Jäger in der Vermuthung bei, daß sein Auftrag gewesen, in der Stille unter den Cardinälen für des Kaisers Absichten zu wirken, finden aber keinen Grund zu der bestimmten Annahme, er sollte einen derselben als Gegenpapst werben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. Oktober.

III. Nr. 21. Historische Classe. 1856.

A. Jäger, über Kaiser Maximilians I. Verhältniß zum Papstthum ꝛc.

(Fortsetzung.)

Indessen nun Maximilian durch engere Verbindung mit dem König von England und den Schweizern sich für die Ausführung seines Planes zu stärken bemüht war, gab der mißliche Befreiungsversuch des Papstes dem König von Frankreich einen willkommenen Anlaß zur Züchtigung Genuas mit einem Heere nach Italien zu dringen, das mächtig genug war und deutlich genug die Absicht durchschauen ließ, den Cardinal d'Amboise unter Mitwirkung Ferdinands als Papst einzusetzen. Auf dem Zuge dahin, im Januar 1507, unterhandelte er wieder mit Maximilian um Erneuerung des geheimen Vertrags von Hagenau; denn beim Kaiser stand es, nach dem Bruch des Verlobungstractats ihn fortbestehen zu lassen, oder nicht. Man wurde nicht einig. Die Gefahr für Italien gab dem Letzteren eine Conjunctur, wie er sie noch nie gehabt hatte: es riefen ihn der Papst und die Venetianer, der Reichstag zu Constanz gab eine tüchtige Reichshilfe, und auch die Schweizer bewilligten einen starken Zuzug. An der Spitze von 30,000 Mann (S. 44.) „mit irgend einem wichtigen Anschlag im Sinne, worüber er nicht für gut fand sich zu erklären," stand er an den Grenzen Italiens. In diese Zeit fällt die von dem Verf. beigebrachte Instruction des Kaisers an einen der Vertrauten seines Geheimnisses, den Bischof Neideck v. Trient, worin er mit klaren Worten sagt (S. 74): „er habe den Anschlag gemacht, gen Rom zu ziehen und Bapst und Kaiser zu werden". Dieses etwas grelle Streiflicht hinwegzudeuten, bringt Hr. Jäger die am 10. Juni ausgestellte geheime Urkunde mit der im Sept. erfolgten Flucht des Cardinal Hadrian aus Rom in unmittelbare Verbindung zu der Deutung (S. 44): „Um für alle profanen „Augen den Plan (Hadrian zum Papst zu machen) „mit dem dichtesten Schleier zu verdecken, sprengt „der Kaiser gleichzeitig mit den Unterhandlungen „seines Agenten in Rom (des gedachten Bischofs „von Brixen) den sonderbaren Einfall aus, daß er „selbst Papst werden wolle. Dadurch gelingt ihm „die tiefste Verheimlichung des Planes vollkommen." Damit meint der Vf. nicht mehr aus den Thatsachen zu folgern, als was von selbst daraus hervorgehe. Der Verlauf der Thatsachen ist folgender. Dem Rathe Ferdinands zufolge, mit dem er persönlich zu Savona die matières secrètes besprach, entließ Ludwig XII. plötzlich sein drohendes Heer und nahm dadurch dem Kaiser seine Waffe. Nun verläugnete der Papst sein breve, worin er den Kaiser gerufen; die Venetianer rüsteten sich, ihm den Weg zu sperren; der Reichstag und die Schweizer beschränkten ihre Bewilligungen. Als Maximilian trotz der veränderten Lage der Dinge mit zweifelhafter Aussicht auf Erfolg nach Italien dringen wollte, ward es dem Cardinal Hadriano zu Rom unheimlich. Wir brauchen nicht zu zweifeln, daß er sich zu Gunsten des Kaisers etwas tief eingelassen hatte; für etwas Weiteres liegt kein Grund vor eine Behauptung zu wagen, geschweige für den Beweis, daß Maximilian nicht das im Sinne gehabt, was

er in der Instruction an seinen Vertrauten vor der Heeresentlassung Ludwigs geäußert hatte. Hr. Jäger führt an anderen Stellen Aeußerungen des Kaisers an, die von großer Erbitterung gegen den Papst zeugen (wir verweisen auf die von ihm [A. 133 und 142] citirten Klagen: Le maudit preter pape pour nulle chose du monde peut souvrir que nous alions en armes pour nostre coron imperial a Rome —; car yl creint d'y estre chapitré — veu ses grans piechies et abusions etc.) Dennoch findet er es (S. 38) unmöglich anzunehmen, er habe dasselbe thun wollen, was er dem König von Frankreich so übel nahm. Wir machen dagegen auf den eigenthümlichen Reflex aufmerksam, welchen des Kaisers Klage über den König von Frankreich beim Reichstag zu Constanz, „er stehe in Uebung das Papstthum seiner Krone einzuverleiben", auf die eigene Absicht wirft, da dessen Plan der Einsetzung seines Ministers wohl constatirt genug ist, nicht aber die behauptete Einverleibung. Der Vf. argumentirt nun folgendermaßen S. 39: Maximilian setzte den Bestrebungen der französischen Politik stets gleichartige Mittel entgegen: der Waffengewalt — Waffengewalt, den Bündnissen — Bündnisse; folglich mußte er dem französischen Hofpapste einen Gegenpapst gegenüberstellen. Könnte man nicht weiter argumentiren: Ludwig XII. wollte das Papstthum seiner Krone einverleiben; also mußte er es zum Kaiserthum einziehen? Gerade so schrieb er an Lichtenstein.

Ohnerachtet dieser feindlichen Begegnung hatte der Kaiser seine Verträge mit Ludwig XII. nicht aufgegeben, obwohl auch nicht erneuert. Als nun der Herzog von Geldern die Niederlande bedrängte, die Venetianer den Versuch durch ihr Land zu dringen schmählich abwiesen, bot er demselben die früher angetragene Erneuerung der Verträge an. Dieses führte zu der monströsen Ligue de Cambray, und jene Erneuerung findet sich innerhalb des einen der beiden Verträge vom 8. Dez. 1508, und zwar des öffentlichen, worin es heißt (Du Mont IV. 1. 113,): quod tractata in Tridento, Blesis et Haguenauo — remaneant in suo robore etc. Der letztere enthielt aber die geheimen Stipulationen betreffend Concil und Reform. Das Duumvirat für Lösung der europäischen Frage ist der wohl umhüllte Kern der beiden Verträge. Im Vordergrunde wollte Maximilian mit Hilfe der übrigen Verbündeten durch Eroberung seines Antheils der terra ferma die stete Pforte nach Italien gewinnen. Der Papst trat zögernd bei und Ferdinand von Aragon wie Heinrich VII. standen auf der Lauer, um mit dem Papst und Venedig eine neue Coalition zu bilden, wenn Ludwig und Maximilian im Bunde — einer den andern benutzend — gefährlich werden wollten. Der Letztere kam nach den ersten Erfolgen bald so in Nachtheil, und Ludwig wurde durch seinen Bund mit demselben so bedrohlich, daß jene beiden Alles aufboten, in geheimer Unterhandlung durch die Statthalterin Margaretha den Kaiser mittels Aussöhnung mit Venedig vom König von Frankreich abzuziehen und an die Spitze der Coalition zu bringen.

Drei Jahre schwankte Maximilian zwischen der heiligen Liga, die sich bilden wollte, und dem geheimen Bund mit dem König von Frankreich, von dem er sich nicht losmachen konnte, indem dieser für seinen Krieg mit dem Papst, der über Ferrara zum Ausbruch kam, ihn immer enger zu fesseln suchte: von beiden Seiten trachtete man ihn *) durch Versprechungen und Aussichten beizuziehen, „man wolle ihn zum größten Kaiser machen, der je gelebt habe." Dies war das große und gefährliche Geheimniß, das während dieser Zeit in vielen Briefen zwischen Margaretha und Maximilian bald mehr bald minder verhüllt berührt und besprochen wird. Die Sache konnte, da der Kaiser bereits so sehr von Frankreich abhängig war, sehr bedenklich werden, wenn ein Schritt zu weit oder zu früh geschah. Er ließ sich durch alle Bemühungen der beiden Könige und Margarethas nicht von der Erneuerung seines Bundes mit Ludwig abhalten, die ihn immer mehr in dessen Politik verwickelte. Zu

*) Hr. Jäger meint (S. 50), Maximilian sei es gewesen, der die anderen für die große Liga gegen Frankreich zu gewinnen trachtete. Dutzende von Stellen bei Le Glay und in den Lettres de L. XII. konnten ihm das Gegentheil zeigen.

Blois wurden (Nov. 1510) schon bestimmtere Verpflichtungen in Betreff des Concils eingegangen, worauf nachher die Schritte zur Berufung desselben nach Pisa geschehen. Im Sommer 1511 standen die Dinge auf der Spitze. Dem Pisanischen gegenüber war das Lateranconcil berufen; dem für jenes verbündeten Könige und Kaiser entgegen standen England und Spanien auf der Seite des Papstes für letzteres, warnten und mahnten dringend den Kaiser; aber das Glück des franz. Königs vor Bologna und die mit seiner Hilfe neu gewonnenen Erfolge gegen Venedig fesselten ihn wieder enger an diesen; Schottland vermittelte eifrig. In diese Zeit fällt die tödtliche Krankheit des Papstes. Als der Kaiser zum persönlichen Vordringen bereit an der italienischen Grenze stand, kam ihm mit der Nachricht vom nahen Tode des Papstes die geheime Meldung, daß Adel und Volk zu Rom sich für einen Papst nach seinem Willen erhoben hätten; er konnte hoffen, wenn er nun gemeinsam mit den Franzosen vorschritt, durch jene Partei diesem Rivalen überlegen zu werden. In dem Moment, da es galt durch rasches Handeln diesen zu benutzen, gibt uns der in vollem Ernste an den Vertrauten P. v. Lichtenstein geschriebene Brief (16. Sept. aus Brixen) eine Auskunft über seine Absicht, die so klar ist, wie irgend das Tageslicht, und gar keiner Umdeutung bedarf. Er meldet demselben, er wolle den schon früher ihm mitgetheilten Entschluß Pontificatum Romanum, si quoquo modo ad illum pervenire possemus, ambire ac appetere. Darauf seien längst alle seine Gedanken gerichtet; namque domi docti sumus, et ita sese res ipsa habet, nihil nobis honorabilius, nihil gloriosius, nihil melius obtingere posse, quam si praefatum Pontificatum ad nos proprie pertinentem imperio nostro recuperaremus. Daher habe er beschlossen, den Plan quantum fieri potest, persequi eaque intentione et cura agere atque procedere, ut dicti Pontificatus acquirendi modum non neglexisse videamur. Der Cardinal Hadrian glaube, er werde bei den Cardinälen keine Schwierigkeit finden. Auffallend ist es dabei, daß ohngeachtet aller Breite der Behandlung nun die Raumersparniß eintritt, daß die zweite Hälfte des Briefes, die nur einmal vorübergehend von dem Vf. als ein genialer Scherz bezeichnet, ein andermal als Argument für die Unmöglichkeit der wörtlichen Bedeutung verwendet ist, nicht abgedruckt wird. Wir lassen daher die Hauptstelle, welche etwas ganz Ernstes und Reales meldet, das jeder Allegorie widerstrebt, in extenso folgen. Da heißt es: Episcopum Gurcensem (Mathäus Lang) Romam ablegavimus, qui negotium interim nostrum de recuperando Papatu practicetur. Das sei nur durch große Summen möglich. Visum nobis est e re fore nostri propositi, ut cardinalibus et proceribus aliis romanis, quos ad partes nostras pertrahere satagimus, polliceamur ac spondeamus tercentum millia ducatorum a Fuggeris mutuandorum. — Diesen sollen daher 4 Kisten Kleinodien, darunter der dem Hause Oesterreich gehörige Investiturmantel, und der dritte Theil der päpstlichen Einkünfte verpfändet werden. — Vor dem Antritt der Papstwürde wolle er sich die Kaiserkrone aufsetzen lassen, dann sich mit dem Mantel des heil. Karl begnügen; der österreichische sei dann schon entbehrlich. — Die Schlußstelle, welche die geheime Sendung der Aufständischen aus Rom meldet, kommt fast wörtlich in dem 2 Tage darauf an Margaretha gerichteten Briefe vor, zum Beweis, wie ernstliche Geltung das Factische des Inhalts hat, trotz des Humors, der an einigen Stellen vorsprudelt. Auch der Bestechung der Cardinäle ist darin gedacht; nur darin weicht derselbe ab, daß von Coadjutorie die Rede ist: Mr. de Gurce soll den Papst zu gewinnen suchen de nous prenre pour ung coadjuteur, affin que apres sa mort pouruns estre assure de avoer le papat. Es war inzwischen die Meldung eingetroffen, er sei nicht gestorben, könne aber nicht mehr lange leben. Dann noch die Mittheilung, Ferdinand wolle seine Werbung unterstützen, wenn Max die Kaiserwürde zu Gunsten des gemeinsamen Enkels Karl resignire.

Das volle Licht, welches diese beiden Briefe bringen, hinweg zu allegorisiren, werden sie beide als komisch behandelt S. 58. Den Cardinal als projectirten Papst im Kopfe liest der Vf. in eine beigezogene Stelle (A. 178) des Coccinius hinein, wovon nicht das Mindeste darin steht: es heißt da

nur, der Tod des Papstes habe für so gewiß gegolten, ut Caesar voluerit, ut Gurcensis cum Cardinale Adriano Romam proficisceretur ad novam Pontificis electionem. Daraus macht der Vf., Coccinius unter allen Schriftstellern habe allein entdeckt, daß der Bischof von Gurk bereits den Auftrag in der Tasche hatte, im Namen des Kaisers den dafür in Bereitschaft gehaltenen Cardinal Hadrian von Corneto entweder von ergebenen Cardinälen wählen zu lassen oder selbst zum Papst zu proclamiren. Die zwei Briefe, nimmt er an, seien in der seinem Vertrauten vollkommen verständlichen allegorischen Sprache nur geschrieben, den geheimen Plan vor den Uneingeweihten zu verbergen. Derselbe bestehe aber nur darin, „das Pontificat den Franzosen zu entreißen und dem Reiche zuzuwenden". Der höchst joviale Auftrag den Kaiserornat zu verpfänden heiße nur „Geld auftreiben um jeden Preis". Der Auftrag des M. Lang, um die Coadjutorie zu unterhandeln, bedeute: „mit dem neuen Papst Hadrian (versteht sich!! S. 60) das Verhältniß zwischen Papst und Kirche im Sinne des Kaisers zu ordnen". Die Meldung, Adel und Volk zu Rom hätten ihm sagen lassen, que yl veolunt estre pour nous pour faere ung papa a ma poste et ne veulent avoer ne Françoys, Aregonoes etc. ist zwar rein wörtlich genommen, doch wird hineingedeutet, er habe ihnen Hilfe zugesagt unter der Bedingung, daß sie einen Papst nach seinem Sinne wählen. Wahrhaft drollig aber ist die Meinung, der ganze Brief an Margaretha enthalte nur eine Persiflage des Königs von Aragon, weil es gelungen sei, diesen zu hänseln, der sein Vorgeben für baare Münze genommen habe. Betrachten wir den vollen ernsten Hintergrund, worin der Schlaueste unter den Schlauen auf der Lauer stand, die Fehler der Uebrigen für seine Zwecke zu nutzen und bedenklichen Plänen einen Riegel vorzuschieben. Fürs Erste stand er mit dem Kaiser trotz der Aussöhnung noch in einer wesentlichen Differenz. Dieser meinte, er handle mit ihm einstimmig zu Gunsten ihres Enkels Karl, um durch die Vereinigung der spanischen und deutschen Macht das Kaiserthum zu stärken; er trachtete aber gerade im Gegentheil, im Sinne des Königthums gegenüber der nicht normirten Kaisergewalt seine ganze Stellung in Spanien, Italien und Europa dem jüngeren Enkel Ferdinand zuzuwenden. Mit Mühe hatte er jenem nach dem 20. Jahre während persönlicher Anwesenheit die Verwaltung in Kastilien zugestanden; sein Testament 1512 lautete zu Gunsten Ferdinands, und Neapel sollte laut der im vorigen Jahr erneuerten Investitur dem älteren Bruder nicht zufallen dürfen, wenn er Kaiser werde. Wir sehen, wohin der Rath, zu Gunsten Karls auf's Kaiserthum zu resigniren, zielte: er wollte einen unmündigen Kaiser, über dessen Vermählung er mitsprechen durfte, und rechtlichen Anfall Neapels an Ferdinand. Die allgemeine Situation des Moments war aber diese. Die Hauptstütze des Papstes gegenüber dem mit Maximilian verbundenen König von Frankreich war Ferdinand. Derselbe war seit dem August mit ihm völlig einig, er zog seine Streitkräfte zu realem Beistand zusammen, während die Vermittelung der anderen Mächte sich abmühte: es handelte sich darum, Venedig, England und den Kaiser zu der Liga beizuziehen, welche nach allen Seiten hin die spanische Präponderanz begründen sollte. Indeß nun nicht bloß der Kaiser, sondern auch England und Venedig zögerten den Artikeln beizutreten, gab das Dringende der von Seiten Ludwigs und des Kaisers drohenden Gefahr den Impuls, daß der Vertrag vom 4. October ganz im Sinne Ferdinands zu Stande kam. England hielt sich zwar vorsichtig außerhalb der heiligen Liga, trachtete vielmehr seitdem in Verein mit dem Kaiser das spanische Uebergewicht zu paralysiren. Aber Venedig und der Papst mußten zum Abschluß schreiten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. Oktober.

III. Nr. 22. Historische Classe. 1856.

A. Jäger, über Kaiser Maximilians I. Verhältniß zum Papstthum ꝛc.

(Schluß.)

Dazu verhalf ihm ohne Zweifel die Mittheilung der weitgehenden Absicht des Kaisers; ja es ist ihm zuzutrauen, daß er längst dazu beigetragen, den Kaiser zu Schritten zu verleiten, die ihm den Vortheil in die Hand gaben. Die Maßnahmen, welche sodann der Papst, gestützt auf Ferdinands bereiten Beistand, zur Sicherung einer kanonischen Wahl vornahm (S. 69), sind offenbar nicht allein gegen Frankreich und das pisanische Concil gerichtet; sie wenden sich direkte gegen Pläne, wie sie jene zwei Documente klar legen; so daß es für Jemand, der das Richtige sehen will, kaum zu verkennen ist, wie jene gleich dem Abschluß der spanischen heiligen Liga in Reaction dagegen erfolgten.

Mit dem Zustandekommen dieser war freilich so chimärischen Plänen, wie sie im Bunde mit Frankreich ausgeführt werden sollten, ein Riegel vorgeschoben. Obwohl es noch ein ganzes Jahr dauerte, bis der Kaiser von der Theilnahme am pisanischen Concil sich lossagte, und weitere 6 Monate, bis er entschieden mit dem König von Frankreich brach, so erfolgte doch damals die Wendung, und nach dem Beitritt Englands zum Bündniß für das Lateranconcil konnte der Kaiser nicht lange mehr zögern, sich auch entschieden für dasselbe zu erklären.

Wir sehen, wie durch die beiden Documente ein helles Schlaglicht auf einen bedeutenden und kritischen Moment der Geschichte fällt, und zwar auf den innersten Kern der verschlungenen Verhältnisse, auf den Mittelpunkt, von wo aus das richtige oder falsche Licht weithin ausstrahlt. Indem wir die Fäden dieser Verknotung hier nicht weiter verfolgen können, müßen wir nur noch einen Blick auf einen Versuch des Vf. werfen, mit dem neugewonnenen Licht seiner Hypothese, die er zur historischen Wahrheit erhoben zu haben meint, einige andere Briefe zu beleuchten, welche, obwohl „sehr dunkel gehalten", doch wieder ihr Licht auf seinen Gegenstand zurückwerfen sollen. Die Allegorie liebt das Zwielicht. So wenig es jedoch glücken konnte, ein Räthsel durch das andere zu lösen, so wenig kann Klarheit durch Dämmerlicht gewonnen werden; und wenn man sich einmal erlaubt, den strengen Weg wissenschaftlicher Methode zu verlassen, so geräth man von Irrthum zu Irrthum. So begegnet es dem Vf. Von den Briefen, welche er noch beizieht, gehören drei in das vorhergehende Jahr 1510: sie beziehen sich auf das große durch Margaretha vermittelte Geheimniß der projectirten spanisch-englischen Coalition, und sind daher voll Andeutungen, die jedoch durch Verfolgung dieses Fadens in ihrer natürlichen Beleuchtung hinlänglich verständlich sind. Da es dem Zwecke des Hrn. Jäger dienlicher ist, sie näher mit den besprochenen zwei Documenten zusammen zu gruppiren, so müßen sie nothwendig in das J. 1511 herüber. Der Vf. glaubt es sich erlauben zu dürfen wegen der Verwirrung, welche durch den alten Styl der Zeitrechnung von Ostern

zu Ostern hervorgebracht werde. Diese Unsicherheit kann aber doch nur die Stücke treffen, welche in die Zeit vor Ostern fallen. Nun liegt von den drei Briefen, die zusammen gehören, der v. 29. Juni so fest, daß nicht daran zu rütteln ist: außerdem, daß kein irgend genügender Grund vorliegt, hier einen lapsus vorauszusetzen, ist darin des Marschalls Chaumont als lebend gedacht, welcher, wie der Herausgeber sogar in der Note erwähnt, am 29. Juni 1511 bereits todt war (er starb 11. März 1511). Hr. Jäger führt als Grund der nothwendigen Verlegung an, weil er sich als Antwort auf einen v. 14. März bezieht (Le Glay I, 386.), der ohne Jahresbestimmung von ihm ebenfalls irrig in 1511 verlegt wird; vielmehr stützt die feste Lage jenes vom 29. Juni auch für den letzteren die Annahme, er müße in 1510 gehören, wie es auch dem übrigen Zusammenhang gemäß ist. Ebenso die bedeutsame Antwort Margarethas, die zwar ohne Datum ist, doch abgesehen von den anderen Beziehungen des Inhalts, welche auf den Sept. 1510 weisen, nicht zu weit von jenem vom 29. Juni abliegen kann. Durch diese willkührliche Verlegung entsteht nicht nur eine Verwirrung in Verschiebung der Verhältnisse, sondern natürlich auch ein falsches Licht; dazu kommt wieder die allegorische Beleuchtung, die feine Witterung, wie Maximilian und Margaretha den schlauen König von Aragon zu düpiren wissen, alle irrigen Voraussetzungen des Vfs.; vor Allem aber drängte wieder die in den Vordergrund gestellte Annahme, daß das, was mit klaren Worten als Gegenstand der geheimen Verhandlung ausgesprochen ist, — nicht möglich sei, der ganzen Geschichte widerspreche, in den Wirrwar von Irrthum hinein. Hätte Hr. Jäger, um eine solche Behauptung wagen zu dürfen, nur das Allernächste gethan, in den Lettres de Louis XII. (aus welchen er den Brief an P. Lichtenstein citirt) nur die auf das große Geheimniß bezüglichen Stücke und Stellen gesammelt und combinirt, so wäre ihm, um nur den einen Beleg anzuführen, der Brief Margaretha's vom 14. April 1511 nicht entgangen, der viel Aufklärung gibt. Das Factische besteht in aller Kürze in Folgendem. Gleich nach der Convention Ferdinands mit Maximilian über die spanische Succession (zu Ende 1509) trachtete jener ein enges Verständniß des letzteren mit Heinrich VIII. durch Margaretha zu Stande zu bringen. Dafür diente ihr Secretär Marnix, welcher vorher in ihrem Auftrag bei Ferdinand gewesen war, und darauf in vertrauter Sendung mit einem Mémoire Margaretha's über die Politik des Kaisers an diesen gesendet wurde, um einem spanischen und englischen Gesandten (Toison d'or und Wingfeld) den Weg zu bahnen. Darauf bezieht sich der Brief vom 14. März, ganz richtig 1510. Als die Antwort, jener unverrückbare vom 29. Juni, geschrieben wurde, war Toison d'Or mit einem Vorschlag Ferdinand's angekommen, Wingfeld wurde noch erwartet. Aus diesem Brief, der Antwort Margaretha's (S. 399) und dem vom 14. April 1511 (Lettres de Louis XII. t. III. 155.) — abgesehen von anderen Belegstellen — ergibt sich schon völlig klar: jener Vorschlag war eine liga trina gegenüber dem König von Frankreich nicht nur, sondern auch dem Papst. Die zwei Könige wollten vereint mit dem Kaiser die Berufung des Concils und die Reform in die Hand nehmen, also eventuell auch zur Absetzung des Papstes schreiten. Margaretha spricht davon (Lettres de Louis XII. ib. 156.) mit einer gewissen Weihe als von einer Repräsentation der heil. Trinität; der Bund solle auch keinem Christenfürsten Gefahr bringen. Ferdinand wußte längst, daß dem geheimen Bundesverhältniß des Kaisers mit Ludwig XII. die europäische Reformfrage zu Grunde lag; daß er von dem Bund mit letzterem nicht loszubringen war ohne ein anderes Bundesverhältniß, das genügend wäre, ihn gegen Frankreich und für die Berufung des Concils zu stützen. Diesen Plan empfiehlt Margaretha auf das Allerdringendste, und mit dem Motiv, es sei ein echtes, rechtes und sicheres Mittel, das Haus Oesterreich emporzubringen und Maximilian zum größten Fürsten der Welt zu erheben (Not. 192. S 64.); nur müße es auf's allergeheimste vor Frankreich betrieben werden. Der Kaiser zeigt sich gar nicht abgeneigt, darauf einzugehen, mit einer gewissen Erbitterung gegen die ganze widrige Haltung des Papstes (Not. 181. S. 61.), hält jedoch für gut, nur soweit darauf

einzugehen und durch Margaretha dafür die Praktik mit den beiden Königen führen zu lassen, um den König von Frankreich fester an sich zu ziehen und zu steigern, beide Parteien zu ködern zum Vortheil des Kaiserthums. Daß er die Sache fort difficil et ancor plus mervuilleos nennt, bringt Hrn. Jäger auf die Vermuthung, der spanische Antrag sei eben der gewesen, wovon der Kaiser in dem oft gedachten Brief vom 18. Sept. 1511 spricht: „konnte dieser wohl ein anderer sein, als die Aufforderung des Königs von Aragon an Maximilian, die Kaiserkrone zu Gunsten seines Enkels Karl niederzulegen und selbst Papst zu werden?“ Diese Ansicht des Verf. war schon eine Folge der Annahme, daß unmöglich hier von dem Concil und der kirchlichen Reform die Rede sein könne, weil unmöglich Margaretha und der Kaiser so davon reden konnten: „die Einberufung des Concils konnte dem Kaiser so wenig sonderbar erscheinen, als sie vor Frankreich geheim zu halten war; dieser Auffassung widerspricht die ganze Geschichte“. S. 64. Aber auch von dem Vorschlag, Papst zu werden, konnte Margaretha unmöglich so reden. Daraus folgt, „er ist in allegorischer Sprache geschrieben, ein Seitenstück zu dem Brief des Kaisers vom 18. Sept., ein diplomatisches Meisterstück, das mit der feinsten Ironie über den düpirten König von Aragon dem englischen und spanischen Gesandten Sand in die Augen streuen soll“.

Doch hiermit genug der Beweise, wie weit man sich auf diesem Wege verirren kann. Wir mußten so weit in das Detail sowohl als in die Darlegung des großen Zusammenhangs eingehen, damit wir nicht schienen, Ansicht gegen Ansicht, Hypothese gegen Phantasie und Tendenzbefangenheit zu setzen. Dafür konnten wir die Resultate von Untersuchungen, die wirklich umfassender, aber noch nicht abgeschlossen sind, nicht kürzer zusammenfassen, glauben aber damit augenfällig dargelegt zu haben, in welche Ungereimtheiten man geräth, wenn man zum Voraus der Forschung einen Riegel vorschiebt; und welch' ein gefährliches Ding die allegorische Interpretation ist. So ist's mit jeder Schranke der Autorität, welche der höhern Wissenschaft gezogen werden soll: das wahre und klare Licht zu verhüllen, verläßt man die richtige Basis und den Weg der Methode, welcher einzig zum Ziel der Wahrheit führen kann. Erlaubt man sich, auffallende Facten, die man nicht mit der herkömmlichen Auffassung oder der eigenen voreiligen oder vorgefaßten Annahme zu reimen weiß, für der Geschichte widersprechend zu erklären; an dem, was durch besonnene Prüfung der Kritik constatirt, durch hinlänglich beglaubigte Zeugnisse festgestellt ist, beliebig zu rütteln und die Verhältnisse zu verschieben; aus ethischen Bedenken die Beziehungen zu verwirren, die Argumentation auf den Kopf zu stellen; endlich den durch grammatisch-lexicalische Interpretation gefundenen klaren Wortsinn durch allegorische Deutung zu verunstalten und zu verkehren: so ist damit jedem Spiel der Phantasie, jedem Unfug der Tendenz Thür und Thor geöffnet; der historischen Forschung ist damit geradezu der Weg zum Ziele der Wahrheit versperrt.

Der Zweck, diese Gefahr an dem eclatanten Beispiel darzulegen, hieß uns jede persönliche Rücksicht bei Seite setzen. Denn wir achten die tüchtigen Bestrebungen der österreichischen Historiker um so mehr, als ihre Vorbildung bei den anerkannten Mängeln der mittleren und höheren Unterrichtsanstalten, welche das frühere Regime duldete, doch meistens der Autodidactie anheim fiel. Indem nun die jetzige Regierung die Abhilfe jener Mängel durch Bildungsanstalten für Geschichtsforscher und Geschichtslehrer an der Wurzel anfaßt, kommt es doch wesentlich darauf an, daß die junge Generation den richtigen Weg geleitet werde. Herr Jäger hatte sich auf dem Gebiet der Localforschung als tüchtig bewährt. Wenn er beim Heraustreten aus demselben sich im Thema vergriff, aus Mangel an Orientirung auf dem Terrain sich verirrte: so hätten wir ihm mit billiger Schonung in Kürze den Nachweis dafür gegeben. Indem er aber mit solcher Prätension der besonnenen Forschung gegenüber tritt, die Basis einer richtigen Auslegung verrücken, die Methode verkehren, mit Irrlicht leuchten will: so ist es Pflicht, im Namen der Wissenschaft dagegen zu protestiren. Es wäre in der That zu bedauern, wenn die Tendenzhistorie, die ohnedies jetzt wieder an gewissen

Orten schwunghaft wird, ja die Unwissenschaftlichkeit überhaupt durch solches Verfahren weiteren Vorschub gewänne.

ξ.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Encyclopaedia.

Bulletin de la Société Nivernaise des sciences, lettres et arts. Vol. I. Nevers 1854.

Th. Dick, The complete works. Vol. 1—2. New-York 1853.

G. Giacomini, Opere edite ed inedite, pubblicate per cura Q. B. Mugna. Vol. 1—10. Padova 1855.

Lord Brougham, Historical sketches of statesmen who flourished in the time of Georg III. Vol. I. II. Lond. 1855.

G. Phillips, Vermischte Schriften. Bd. 1. 2. Wien 1856.

Fr. Liszt, Gesammelte Schriften. Bd. 1. Cassel 1855.

Th. W. Danzel, Gesammelte Aufsätze. Herausg. v. O. Jahn. Leipz. 1855.

J. Baggesen, Fragmente. Herausg. v. A. Baggesen. Kopenhagen 1855.

T. Gar, Scritti di storia e d'archeologia del Conte Carlo Martini. Trento 1855.

Historia.

H. Floto, Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. Bd. 1. Stuttgart 1855.

Dr. H. Pröhle, Die Sagen des Unterharzes. Aschers leben 1856.

J. C. Kröger, Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe. Th. 1. 2. Leipz. 1855.

G. v. Reutern, An der Schwalm. Bilder aus dem hessischen Volksleben. Heft 1. Cassel 1855.

L. Mery, Histoire de Provence. T. 1—4. Par. 1830—1837.

P. Schulz, Marginalien über die Wiener Revolution vom Jahre 1848. Leipz. 1856.

Ch. L. Chassin, la Hongrie, son génie et sa mission. Etude historique, suivie de Jean de Hunyad, récit du XV. siècle. Par. 1856.

G. de Bonstetten, Recueil d'antiquités suisses. Publié par Ed. Mathey. Basel 1855.

Wet houdende vast stelling van het reglement op het beleid der regering van Nederlandsch Indie. Zalt-Bommel 1854.

H. Van Wyn, Huiszittend leeven. Deel 1. 2. Amsterd. 1801—1812.

G. Fr. Vincke, Sagen und Bilder aus Westphalen. Hamm 1855.

M. Ch. Faider, Etudes sur les constitutions nationales. Bruxelles 1842.

O. Delepierre, Précis analytique des documents que renferment le dépot des archives de la Flandre-Occidentale a Brüges. Vol. 1—3. Serie II. T. 1 8. Bruges 1840—1851.

S. van Slingelandt, Staatkundige geschriften. Deel 1—4. Amsterd. 1785.

Ed. Ducpetiaux, Budgets économiques des Classes ouvrières en Belgique. Subsistances, salaires, population. Bruxelles 1855.

J. L. A. Diegerick, Inventaire analytique et chronologique des chartes et documents. T. 1. 2. Bruges 1853.

O. Burrish, Batavia illustrata or a view of the united provinces. Vol. 1—3. Lond. 1728.

A. Kluit, Historie der hollandsche staatsregering, tot aan het jaar 1795. Deel 1—5. Amsterd. 1802—5.

A. Henne et A. Wauters, Histoire de la ville de Bruxelles. T. I—III. Bruxell. 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. Oktober.

I. Nr. 13. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Outlines of the philosophy of universal history applied to language and religion. By Chr. Ch. Jos. Bunsen. London 1854. 2. Bd. 8.

Herr Bunsen ist ausnehmend thätig. Nachdem sein „Hippolytus and his Age“ in 2 Ausgaben erschienen war, folgte dieses Werk in 2 starken Bänden und schon liegen 2 Bde. von seinem Buche: Aegyptens Weltstellung vor, auf das wir später zurückkommen werden. Alle diese Werke stehen nämlich in einem innern Zusammenhange und dieses Buch ist, wie er in der Vorrede bemerkt, nur die weitere Entwicklung der philosophischen Aphorismen der 1. Ausgabe des Hippolytus. Wenn der rege und thätige Antheil, den ein Mann in des Verfassers hoher Stellung am Bau der Wissenschaft nimmt und die mannigfaltigen Kenntnisse, die er auf den verschiedenen Gebieten der alten Geschichte, der Theologie und besonders der Kirchengeschichte, wie der Philologie und vergleichenden Sprachkunde zeigt, alle Anerkennung verdient, so ist vor allem hervorzuheben die freie, unabhängige, wissenschaftliche Forschung, die er überall zeigt und der er das Wort redet, so sehr er auch von christlichen Ideen getragen wird und an der Bibel hängt, von ihr ausgeht und auf sie immer wieder zurückkommt. Wir haben uns hier vorzugsweise an den philologischen Theil des Buches zu halten. Wir sagen philologischen Theil, denn dem Titel des Buches entspricht, offen gestanden, der Inhalt sehr wenig. Die Einleitung zwar gibt eine ganz kurze Uebersicht über die Versuche der Philosophie der Geschichte der Menschheit, aber alsbald gibt er, wie er in der Vorrede sich ausdrückt, gewissermaßen einen Vorläufer zu einem neuen Mithridates für Europa, Asien und einen Theil von Afrika, und dieser nimmt den ganzen 1. und einen großen Theil des 2. Bandes ein. Der 2. Theil des Werkes (T. II 149—341) enthält dann seine Auffassung der Entwicklung der christlichen Religion und in 4 Anhängen: Grimm's Gesetz von der Lautverschiebung der Consonanten; Dr. Böttticher's Classifikation der semitischen Wurzeln, eine Abhandlung von Prof. Dietrich über die Inschrift von Abuschadhr, im Gebiete von Basra, und endlich eine lange Relation über das projektirte Universalalphabet und die Conferenzen darüber in Bunsen's Residenz in London, (Jan. 1854), namentlich Lepsius' und Max Müller's Entwürfe dazu (II. 341—488), Sachen, die man schwerlich in einer Philosophie der allgemeinen Geschichte erwartet. Der Verf. scheint dieß selber gefühlt zu haben. Daher die besondere Vorrede zum 2. Theil. Er hebt da mit Recht hervor, daß vor dem Anfange der traditionellen Geschichte eine lange, wichtige Periode verflossen sein muß, wo Sprache und Religion sich bildeten. Er möchte nun eine Methode gefunden haben, die uns befähigte, die Phänomene der Sprache für die allgemeine Geschichte systematisch nützlich zu machen und wenigstens die der historischen Nationen als Zweige des genealogischen Baumes der Familien der Menschheit und als integrale Theile eines Gemäldes einer wahrhaft alten Epoche unserer Raçe darzustellen. Solch eine Reconstruction würde chronologisch und innerlich das

Gerüste für die Urgeschichte der Religion bilden. Fragt man aber, was diese Ansicht von der ursprünglichen Einheit der Menschheit und ihrer verschiedenen Sprachen im Anfange der Geschichte mit der Entwicklung und der Zukunft des Christenthums zu thun hat, so gibt II. S. 293 die Erklärung: Bunsen ist Millenarier, d. h. er hofft auf das tausendjährige Reich, wie er, vom Bibelglauben ausgehend, am Anfange eine Sprache und ein Geschlecht annimmt. Uns schiene der Titel: „Beitrag zur Vorgeschichte der Menschheit" für die sprachliche Untersuchung passender, da man Geschichte gemeiniglich auf die traditionelle Geschichte beschränkt und unter Philosophie der Geschichte doch etwas anderes verstehen muß.

Die Einleitung geht davon aus, daß die edelsten Nationen immer eine unwandelbare, moralische Weltordnung, durch göttliche Weisheit bestimmt, geglaubt haben; das Christenthum hat die Idee der Einheit der menschlichen Race, — einst der vereinzelte Glaube der Juden, verdunkelt durch ihr nationales Ausschließungssystem, — über die ganze Welt verbreitet. Der philosophische Geschichtschreiber, von dieser Idee ausgehend, zeigt die Entwicklung der Menschheit in diesem Lichte des Christenthums und die edelsten Geister aller christlichen Nationen haben den sichtlichen Fortschritt der Menschheit zur Wahrheit, Gerechtigkeit und Intelligenz anerkannt. Wenn die großen Geister von Hellas, wie die Propheten der Hebräer dieß ahneten, so ist der Glaube an diese Entwicklung der Menschheit die wahre Grundlage der christlichen Religion. Wenn Bossuet noch die allgemeine Geschichte der Menschheit um das Judenthum, die römisch-katholische Hierarchie und die Monarchen, die sie schützten, concentrirte, suchte Leibnitz, ganz japhetischer Tendenz, — wir behalten Bunsen's Ausdrücke bei — sein germanisches Element mit dem semitischen zu kombiniren. Voltaires allgemeine Geschichte, — zu dick für ein Pamphlet, zu leicht für ein Buch, — entkleidete doch die Idee der Menschheit von ihren semitischen Eigenheiten und hebräischen Formen. An Rousseau's krankhafter Philosophie wird seine Liebe zur Menschheit, sein Glaube an deren Fortschritt und sein Gemüth gerühmt; die leitende Idee in Vico's Scienza nuova — (1725 — 44) — anerkannt; Herder in seiner Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784 — 95) als der Gründer dieser Philosophie der Geschichte der Menschheit betrachtet, dessen Werk noch leben werde, wenn 99 von 100 Berühmtheiten des Jahrhunderts vergessen sein würden. Das 10. u. 11. Kap. erwähnt mehre, zum Theil minder bedeutende, französische, holländische, belgische Werke, unter den Deutschen vorzugsweise Hegel. Krause's Geist der Geschichte der Menschheit. Göttingen 1853. 8. scheint ihm unbekannt geblieben zu sein. Eine neue Methode für die Philosophie der Geschichte der Menschheit sieht Bunsen I. 32 in der Vereinigung des Geistes von Baco's System mit den Kategorien der deutschen speculativen Philosophie des Geistes; jener sichte die Thatsachen durch eine vollständige Classifikation und bereite sie so für eine wahrhaft philosophische Erforschung vor. Die historischen Phänomene müßten dann aber verbunden werden: sie seien die Elemente eines Prozesses der Evolution. Wenn das erste der philolog. Theil, sei das zweite der eigentlich historische. Das nun folgende Werk soll offenbar eine Probe dieser Methode aufzeigen.

Wir übergehen die kurze Geschichte der Philosophie der Sprache, namentlich von Leibnitz bis W. v. Humboldt. Bunsen (I. 61) hält mit Recht dafür, daß bloße rohe Glossarien kein geeignetes Material für vergleichende Ethnologie seien; und alle Conjunkturen und Systeme, die auf solchem Materiale erbaut würden, achtet er unter aller wissenschaftlichen Würdigung. Daher hat er schon vorher J. Klaproth's Asia Polyglotta 1829, trotz des schätzbaren Materials, wegen Vernachlässigung des grammatikalischen Elements, für ungenügend erklärt. Dieß wird mit Grund vorzugsweise mitberücksichtigt. Da hievon Bunsen die Kenntniß all' der verschiedenen Sprachen Asien's und Europa's abgeht, so hat er sich mehrere jüngere Kräfte, wie Dr. Aufrecht, Dr. Karl Meyer, Dr. Max Müller u. a. zugesellt, die ihn über die einzelnen größern Sprachfamilien berichten. Doch genügen diese nicht, und letzterer namentlich hat sich übernommen und, obwohl ein geschätzter Uebersetzer der Weda's, über eine Menge Sprachen berichtet, die er selbst nicht kennt.

Die Untersuchung soll von der empirischen Betrachtung der Sprache ausgehen. Dabei scheinen uns einige Hauptpunkte nicht genugsam beachtet, die wir kurz erörtern müßen. Erstens sollten bei solchen Sprachvergleichungen immer nicht nur die gleichen und übereinstimmenden Wörter und grammatischen Formen, sondern auch die ungleichen und nicht übereinstimmenden beachtet werden, weil man sonst nur einen einseitigen und verkehrten Begriff erhält und verbreitet. Aufrecht p. 69 gibt zwar einige nicht übereinstimmende Wörter in den indogermanischen Sprachen, vergl. auch M. Müller I. 322.; doch genügt das nicht. Zweitens sollte man nicht die Verbindungen übersehen, die zwischen den Völkern und Stämmen in historischer Zeit stattgefunden haben und in Folge davon die Aufnahme vieler fremder Wörter aus andern Sprachen, da sonst die Urverwandtschaft zwischen ihnen viel größer erscheint, als sie wirklich ist und historische Schlüsse gemacht werden, die nicht immer probehaltig sind. So wird es geschehen, daß, wenn Völkerstämme, wie die in Australien, die nach Eyre (II. 392) nur bis 3 zählen können, mit andern gebildeteren zusammenkommen, sie von diesen die Namen der übrigen und wohl auch die für jene Zahlen dann annehmen *). Es ist ferner natürlich, wenn wir im indischen Archipel nach Crawfurd's schönen Untersuchungen die Namen der Culturpflanzen und der Hausthiere alle mehr oder minder übereinstimmend finden, weil sie von einem Culturvolke eingeführt wurden, während die der wilden Thiere und Pflanzen überall verschieden sind. *) Diese Aneignung fremder Wörter findet aber auch noch rein zufällig statt, wo gar kein Bedürfniß ist und wir keinen Anlaß sehen. Chamisso erzählt, wie so auf Owaihi die fremden Wörter mehr und mehr die einheimischen verdrängen. So bemerkt Brooke von den Sibnowan Dyaks auf Borneo, daß ihre Sprache fast verschwinde und durch das sanftere Malaiische ersetzt werde; Dr. Aufrecht p. 72 daß das Wort Pflug bei den Deutschen von den Slaven entlehnt sei, und Tacit. Germ. cap. 48, sagt, daß die norddeutschen Stämme, wie die Quaden, viel von den Sarmaten (d. i. Slaven) angenommen hätten. Solche Aufnahmen neuer Wörter aus dem eigenen oder einem fremden Sprachschatze haben nun aber in historischer Zeit unter all den verschiedenen s. g. indogermanischen Völkern stattgefunden, was von den Sanscritleuten durchaus nicht gehörig berücksichtigt ist. Drittens auch grammatische Formen gehen, was gar nicht beachtet ist, von einer Sprache auf die andere über, so daß das einzelne Vorkommen derselben, z. B. lateinischer oder indogermanischer Formen im Hetruriſchen, nicht nothwendig, wie Dr. Aufrecht p. 87 meint, auf eine Urverwandtschaft dieser Sprachen hinweiset. So werden nach Steller an der Nordgrenze Kamtschatka's kamptsch. Wörter mit korjäkischen Endungen und umgekehrt gebraucht, wie in Corea chines. mit Corean. Wenn das Calmukische neben dem mongolischen Plur. noch einen auf nar, offenbar den türkischen Plur. auf lar hat, möchte dieß ähnlichen Ursprungs sein; auch vielleicht der ägyptische Plur. auf ou u. oui. Die Mandschu haben keinen Plur.; wenn einzelne Wörter te oder ta anhängen, ist es wohl das mongolische te, mit Wegfallen des n u. s. w. S. Max Müller I, 265. Viertens muß man sich klar sein, wie die Sprache und wie die Verschiedenheit der Sprachen entstanden ist und was die nothwendige

*) So hat das Brahui nach Lassen seine Zahlwörter für 1, 2, 3 erhalten, die für alle übrigen Zahlen aber aus einer fremden Quelle geschöpft; die Magarsprache neben ihren Zahlen von 1 bis 5 die übrigen aus der Parvatiya; die Sprachen Dekhans brauchen ihre einheimischen Zahlen mit den Sanskritzahlen promiscue; einige turanische Sprachen haben nach M. Müller I. 325 ihre alten Zahlen gänzlich, andere theilweise verloren, oder durch neue ersetzt. Auf den Mariannen haben sie in ihrer Sprache zu zählen vergessen und sich die spanischen Zahlen angewöhnt. Die Zahlen gehören also wohl schwerlich zu den Urbestandtheilen der Sprache und wenn im Semitischen und Aegyptischen einige mit indogermanischen übereinstimmen, möchte dieß eher eine spätere Aufnahme, als eine ursprüngliche Einheit der Sprachen beweisen.

*) Eingeführte fremde Thiere erhielten auf den Mariannen Namen aus den Philippinensprachen; auf den Pelew-Inseln haben Thiere, die die Engländer einführten, malaiische Namen, z. B. die Ziege gaming, aus dem malaiischen kambing.

Bedingung einer größern Einheit der Sprache sei. Dr. Aufrecht (I. 73) sagt: „Die ganze Idee, daß die Nachahmung von Naturlauten die Basis der Sprache sei, ist eine Absurdität.“ So allgemein möchte ich das nicht ausdrücken. Wenn der Chinese die Katze miao oder miau nennt, so faßt er offenbar den Laut auf, den sie von sich gibt, wie wir bei miauen, und dasselbe möchte auch beim gr. *βοῦς*, bo-s der Fall sein, wie gewiß bei unserm Kukuk, lat. cucu-lus, beim Finken, mlt. pinc-io, beim Pfau, pav-o die Töne der Vögel zum Grunde liegen, u. dgl. m. Richtig ist aber, daß diese Wörter meist unproduktiv sind und von ihnen die übrigen nicht ausgehen. Man faßte an den Dingen Eigenschaften auf; deren hatte jedes mannigfaltige. Die einfachen Wurzelwörter drückten den Sprachbildnern nun auch Eigenschaften aus, aber wieder Verschiedenen verschiedene: so entstanden die verschiedensten Bezeichnungen einer Sache durch verschiedene Wörter. *) In der ersten Zeit waren die Ausdrücke so zu sagen flüßig, d. h. es gab verschiedene Ausdrücke für eine Sache, und ein Ausdruck bezeichnete verschiedene Sachen, weil sie eben nur eine Eigenschaft bezeichneten, erst später setzte sich ein Ausdruck bestimmt für eine Sache fest. *) Man sieht nun, wie bei der Trennung der Menschen, verschiedene Dialekte, später Sprachen entstehen mußten, selbst wenn die Menschheit von einem Punkte oder Paare ausgegangen ist. Die Menschen sahen neue Gegenstände, gewahrten an den alten auch neue Eigenschaften, ein und dasselbe Wort, das ursprünglich verschiedene Vögel bezeichnet hatte, wie z. B. nach Lafond II. 375 auf den Philippinen Canduru die Vögel Pelidna, Gralla, Ibis, Grus, Charadrius, wurde auf eines beschränkt, von diesem Stamme auf jenes Thier, von jenem auf diesen Vogel, der Name eines bekannten Thieres auf ein neues bisher unbekanntes, ausgedehnt, wie auf den Philippinen Ussa der Hirsch auf das Pferd; wie bekanntlich das gothische Ulbandus, der Elephant, im Polnischen Wilblad und im Russ. Werbljud das Kameel bezeichnet. Unter klimatischen Einflüssen oder bei organischen Fehlern machte ein Consonantenwechsel dasselbe Wort oft unkenntlich. Wir kannten Kinder, die statt Kopf immer Topf sagten, so der Grieche: *τέτταρες, πίσυρες* für quatuor; *ταὼς* für pavo, Pfau. So macht der Japaner ri, die Meile, aus dem chinesischen li; der Spanier hijo aus filius, der Sohn, und ähnlich der Armenier. Man begreift nun die große Verschiedenheit der Sprachen in Afrika, Amerika, wo kleine Stämme von einander getrennt leben, besonders, wo hohe Gebirge, mehr noch als Flüsse, wie im Himalaja, im Kaukasus, die Stämme scheiden.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nannte der Lateiner das Himmelsgewölbe: das Hohle, coelum, *κοῖλον*; der Deutsche: Himmel, d. i. das Bedeckende, von himen, bedecken, (wovon auch Hemde), englisch: heaven von heave, erheben; der Pohle niebo zu *νέφος*, nebula, nubes: der Bewölkte, eben so der Celte debbes, lith. debbesis Wolke; der Hebräer שָׁמַיִם von שָׁמָה hoch sein: das Hohe; der Grieche *οὐρανός* von *οὖρος*, die Grenze, also: das Begrenzende. Der Lateiner nannte den Rücken dorsum, aus devorsum, den abgewandten Theil, wie wir Rücken; der Hebräer כָּתֵף von כָּתַף tragen, also: den Tragenden; der Lateiner das Silber argentum von *ἄργος* weiß, also: das Weiße, wie der Grieche, nur in einer andern Form, *ἀργύριον*; der Hebräer ähnlich כֶּסֶף von כָּסַף blaß oder weiß sein, was aber mit einem andern Worte bezeichnet wird. Das deutsche Silber, das auch im Slavischen, Baskischen u. s. w. sich findet, leitet Pott II, p. 414 ebenfalls von einem Sanskritworte sitabha weiß, glänzend, ab; obwohl das Silber im Sanskrit selber Radshatan heißt, ebenfalls aber: das Weiße.

*) In dem Vedas z. B. heißt die Erde nach M. Müller I, 295 Urvî die weite, Prithvî die breite, Mahî die große und so hat sie noch 21 synonyme Namen. Aber Urvî bezeichnet auch einen Fluß, Prithvî den Himmel und die Morgendämmerung, Mahî eine Kuh und die Rede. Diese Wörter haben also eben so allgemeine und mannigfaltige Bedeutungen, wie wir z. B. von den chinesischen Wurzeln Fen, Pe und Ku nachgewiesen haben (Gel. Anz. XLII, I, 21.).

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. Oktober.

I. Nr. 14. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Outlines of the philosophy of universal history applied to language and religion.

(Fortsetzung.)

Auf einem nicht großen Flächenraume in Sibirien fand Wrangel II. p. 5, 8—10 kleine Volksstämme durch Sprache, Sitten, selbst Aeußeres, sehr von einander unterschieden, oft nur aus 2—3 Familien bestehend, und eben solche Verschiedenheiten zeigen sich auf den einzelnen Gruppen der Karolinen nach Cantova und Chamisso. Die Einigung der Sprachen zu größern Complexen ist also erst das Produkt eines längern Zusammenlebens und einer Vereinigung vieler Menschen im Staate, wie in China, Indien u. s. w. Die Einheit aller Sprachen liegt nicht am Anfange, sondern erst am Ende der Tage. Wenn die Menschheit von einem Punkte ausgegangen, so wird der Beginn der Sprache nur ein ganz unentwickelter Keim des künftig blühenden und reiche Früchte tragenden Baumes gewesen sein, den man in unsern Neusprachen bis zum ersten Beginne so wenig wird verfolgen können, als man bei einem fruchttragenden großen Baume den ursprünglichen Keim herausgraben kann. Doch hören wir, was Bunsen und seine Reporters sagen.

Dr. Aufrecht berichtet im 1. Kap. über die letzten Resultate der germanischen Untersuchung, d. h. der Verwandtschaft des Deutschen, namentlich Gothischen mit der griechischen, lateinischen, litthauischen und der Sanskrit-Sprache. Was er vorbringt ist eben nicht neu. Wurzeln und Wörter vergleicht er nicht, sondern verweiset nur auf Bopp, Grimm, Graff und für das Gothische auf Dieffenbach's gothisches Wörterbuch, da die Vergleichungen der beiden letzteren doch vielfach einer kritischen Sichtung bedürfen. Er hebt noch den Umlaut hervor, wonach aus dem gothischen A und O durch Mischung mit J im Angelsächsischen E u. s. w. wird, wie dieß Burnouf ähnlich im Zend, im Verhältnisse zum Sanskrit, nachgewiesen hat. C. Meyer I. 165 hebt den Um- und Ablaut auch im Celtischen hervor, wo er noch entwickelter als im Deutschen sei, während er im Sanskrit fehle. Eine Spur davon findet sich indeß auch im Aegyptischen (II. p. 59) ja selbst etwas der Art im Mandschu und Finnischen (I. 329).

Die Bemerkung, daß einige Bedeutungen nur dem Germanischen mit dem Lettisch-slavischen gemein seien (I. p. 70), führt Dr. Aufrecht zu dem Schluße, daß beide länger im Contacte waren, als Latein und Griechisch, die ebenfalls enger mit einander verbunden sind. Er vergleicht dann einige Classen von Wörtern im Griech., Lat. und Sanskrit, (das Lettisch-Slavische geht im ganzen Buche fast leer aus)*) und schließt daraus, daß die indo-germanische Familie einst in einem friedlichen, patriarchalischen Hirten- und selbst Ackerbauleben in einer häuslichen Vereinigung lebte, wofür auch das Gegentheil spreche, daß die Namen für die wilden Thiere, mit wenigen Ausnahmen, so wie die Wörter für Kriegsgeräthe bei den verschiedenen Stämmen verschieden seien. Weder die zusammengestell-

*) Nach Bopp Vgl. Gr. S. 1257 trennte es sich erst vom Sanscrit, als dieses schon Entartungen erfahren, die die klassischen u. germ. Sprachen noch nicht kennen.

ten Wörter sind neu, noch der Schluß, den er daraus zieht, sondern von Ad. Kuhn *) schon gezogen und von Duncker für die allgemeine Geschichte benutzt. Weder der Ackerbau, noch Cultus, würden nach diesem, bevor die Stämme sich trennten, auch nur etwas ausgebildet gewesen sein; doch zweifeln wir, ob der Schluß überall so sicher ist.

Cap. 2 berichtet Dr. Aufrecht über die neuesten italischen Forschungen. Das Hetrurische hielt Niebuhr bekanntlich für eine barbarische Sprache, vom Norden aus Rätien gekommen, Bunsen (Annali dell'instituto 1832—36) für eine gemischte Sprache, mit einigen indogermanischen Flexionen, die meisten Wörter fremdartig; ein nicht italischer Stamm habe sich Tyrrhenien's bemächtigt, die einheimische italische Bevölkerung unterworfen und zuletzt ihre Sprache angenommen, wie die Normanen die der Sachsen, die Araber die der Perser. Dem schließt sich Dr. Aufrecht an; weiset indeß nur einige lateinische Casusendungen, die Föminium-Endung auf a, die Endung al u. s. w. nach. Das Umbrische, Sabinische und Oscische wird dagegen dem Latein verwandt gezeigt, wie schon in seinen und Kirchhoff's: Umbrischen Sprach-Denkmälern. Berlin 1849—51. 2 B. u. die südital. Dialekte in: Theodor Mommsen's Unterital. Dialekten. Leipz. 1851. Doch klingt das Umbrische schon sehr fremdartig, namentlich da für lat. d — r eintritt, und z. B. quadrupedibus — peturpursus lautet. Wenn Niebuhr das Latein für eine gemischte Sprache hielt, aus der eines italiänischen Stammes mit einem griechischen Elemente, von den Pelasgern hinzugebracht, entstanden; die Wörter, die auf die friedlichen Beschäftigungen des Landbaues sich beziehen, mit dem Griechischen übereinstimmend, die auf Krieg, Waffen und Jagd bezüglichen aber nicht, so hebt Dr. Aufrecht — da jene sich auch im Deutschen, Litthauischen und Slavischen finden — jene Beschränkung auf das Griechische auf und nennt jene das asiatische Erbtheil der civilisirten Nationen Europa's, wie auch Mommsen in seiner Römischen Geschichte B. I schon thut, und indem Aufrecht I. p. 100 die Wurzeln der latein. Wörter für die Angriffs- und Vertheidigungswaffen im Griechischen nachweist, meint er, sie nahmen das Metall, aus dem sie die Worte prägten, aus der gemeinsamen Schatzkammer, während jeder unabhängig für sich es ausprägte. Manche einzelne Etymologien, wie von bellum oder duellum von Skr. dvish (odisse) ὀδύσσομαι, möchten hier wie Cap. 1 problematisch sein; die Ableitung von duo (bis) Zweikampf, scheint doch natürlicher.

Cap. 3 berichtet Dr. Max Müller die neuesten Forschungen über das Persische. Das Zend steht dem Sanskrit näher, wie das Griechische dem Latein, das Deutsche dem Slavischen, nur h für s. Beide Sprachen und Völker müssen also noch in Verbindung gestanden haben, lange nachdem die andern Stämme sich schon von ihnen getrennt hatten. Auch Götternamen haben sie gemein, wie keine andern Stämme, aber bei dem Zendvolke sind sie zu bösen Geistern herabgekommen, ganz ähnlich, wie bei den Karian: Tin, das chinesische Thian, Himmel, Gott, zum Namen eines falschen Gottes geworden ist (I. p. 379). Es muß also ein Schisma stattgefunden haben. Burnouf meinte in Persien, in Folge dessen die Brahminen nach Indien auswanderten, weil das Zend primitivere Formen enthalte, als das klassische Sanskrit. Aber die Sprache der Vedas hat jüngst wieder ältere Formen gezeigt, als das Zend und daß die Zoroastrier während der Vedaperiode aus Indien ausgewandert seien, soll nach M. Müller so (?) gewiß sein, als die Auswanderung der Massilier aus Griechenland; die geographischen Traditionen im ersten Fargard des Vendidad seien wohl nicht Erinnerungen aus einer frühern Zeit, ehe sie gemeinsam in das Land der sieben Flüsse hinabstiegen, sondern spätern Ursprungs, als sie mit mehreren Nationen in Persien bekannt worden waren. Die persischen Keilinschriften aus der Zeit der Achämeniden zeigen schon die Sprache des Avesta im zweiten Stadium. Die Sprachformen scheinen primitiver und regelmäßiger als der älteste Theil des Avesta. Dieß erklärt Müller I. p. 116 aber daraus, daß dieser lange nur mündlich überliefert wurde; der jetzige Text des Avesta wurde erst unter den Sassaniden (226 n. Chr.) aufgeschrieben, wenn auch Zoroaster's Lehren schon früher einmal, da Alexander die Bücher seiner Anhänger vernichtet haben

*) Zur ältesten Geschichte d. indogerman. Völker in Weber's Zeitschrift f. d. Kunde des indischen Alterthums. Berlin 1850. B. I. p. 321—63, vgl. Förstemann in Kuhn's Z. I. 491. III. 43., und Lassen's Indische Alterthumskunde.

soll. Das dritte Stadium der persischen Sprache zeigen die Pehlevi- oder Huzvaresch-Uebersetzung des Avesta und die Inschriften und Münzen aus der Sassaniden-Zeit. Hier zeigt sich der starke semitische Einfluß von Babylon; die Seele der Sprache, d. i. die Grammatik, ist aber persisch. Die Sprache des Volks mag auch freier gewesen sein von semitischen Ausdrücken; wir haben nur Schulübersetzungen von speculativen Werken. S. Spiegel's Parsi Grammatik. Leipz. 1851. 8. Nach dem Sturze der Sassaniden durch die Araber erhielten sich persische Religion, Gebräuche, Traditionen und Gesänge beim Landadel (Dikhans), besonders im O; aus ihrem und dem Munde der Bauern sammelte Firdusi (1000 n. Chr.) den Stoff zu seinen Schahnameh (S. Mohl's Ausgabe), und mehrere Helden desselben sind von Bopp, Burnouf (Journ. As. 1846) als entstellte vedische Götter nachgewiesen worden.

Cap. 4 berichtet M. Müller die neuesten Forschungen über das Sanskrit. Nachdem die meisten arischen Nationen nach N. W. ausgewandert, zogen die Hindu über den Hindukusch nach S. O., zunächst in das Sieben-Fluß-Land, wo die Veda's entstanden, später in das Gangesland, wo die eigentlichen indischen Ideen von den ewigen Regenerationen der Welten, ihre Mythologie, die Lehre von der Seelenwanderung, das Kastenwesen sich erst unter dem Einfluße der indischen Natur ausbildeten, welches alles die früher ausgewanderten Stämme aus der gemeinsamen Heimat daher nicht mitnehmen konnten. Das Vorkommen der Druiden und die Lehre von der Seelenwanderung bei den Celten und einige anscheinend indische Göttergestalten bei den Slaven, werden dabei freilich zu erklären vergessen. Die theologischen Kommentare zum Rig-Veda, die Brahmana, setzt M. Müller etwa 800 v. Chr.; die Sammlung der 1017 Hymnen des Rig-Veda also noch früher, obwohl ihr Alter sehr ungleich, die jüngsten aber wohl nicht später als Lykurg seien. Wilsons Uebersetzung des ersten Buches, wörtlich nach den scholastischen Commentaren aus dem 4. Jahrh. v. Chr. bis 14. n. Chr., schließe aber den wahren Sinn des Textes noch nicht auf, der schwer zu erfassen. Manche Verse und Hymnen möchten für immer ein todter Buchstabe für uns bleiben. Die Sprache der Veda hat nämlich viele Wörter, die im spätern Sanskrit unbekannt sind, auch Formen von Wörtern, die z. B. dem Lateinischen näher stehen als das spätere Sanskrit, wie nak die Nacht, nox, im spätern Skr. nis'â; dians, das Himmelsgewölbe, der gr. Zeus; ushâhâ: aurora u. s. w. Die Deklinationen und Conjugationen sind reicher an Formen, aber regelloser im Gebrauche derselben. So findet man einen Subjunctiv, wie im Griechischen, Lateinischen und Avesta, der dem spätern Sanskrit fehlt. Dieß ist alles, was der Abschnitt enthält. Wir hätten von dem berühmten Uebersetzer der Veda's, der über die s. g. turanischen Sprachen, die nicht sein Fach sind, so weitläufig ist, hier etwas mehr erwartet.

Cap. 5 spricht Dr. Karl Meyer über die letzten Resultate der celtischen Untersuchungen. Es ist eigentlich ein Auszug seiner Vorlesung in den Transact. der British Association v. J. 1847. Daß die celtische Sprachenfamilie zur indogermanischen gehöre, hatte schon Dr. Prichard: Eastern Origin. of the Celtic nation zu zeigen gesucht; Adolf Piktet in seiner Preisschrift: De l'Affinité des Langues Celtiques avec le Sanskrit. Paris 1837. führte es weiter aus, dann auch Bopp: Ueber die celtischen Sprachen. 1838. Nach Bopp's vergleichender Grammatik ist es die 8te Sprache des Stammes, die andern sind Sanskrit, Altpersisch, Griechisch, Lateinisch, Litthauisch, Slavonisch, Deutsch. Es kommen noch dazu das Armenische, nach Windischmann's u. a. Forschungen. (S. Abh. d. bayr. Akad. d. W. Cl. I. 4. 2.: u. Zur Urgeschichte der Armenier, ein philologischer Versuch. Berlin 1854. 8.) u. dann nach Bunsen II. 6, — der darin P. Böttticher in s. Arica 1850 folgt, — der Thracische oder Illyrische Stamm in Kleinasien: die Phrygier, Mäonier, iranischen Lydier, Westcapadocier, so wie die Thracier, Epiroten und Macedonier, die jetzigen Skipitaren und Albanesen oder Arnauten in Europa. Dieffenbach's Celtica 1840 wiesen die von den Alten überlieferten celtischen Wörter im neuern Celtischen nach; J. C. Zeuß in s. Grammatica Celtica. Leipz. 1853. II. B. 8. zeigte die Veränderungen, die die Sprachen im Laufe der Zeit erlitten. K. Meyer schweift etwas zu viel in fremden Sprachen

umher und nimmt seine Vermuthungen zu leicht für ausgemachte Thatsachen, die Bunsen vielleicht etwas zu schnell sich aneignet. Das übelste ist, daß alle celtischen Denkmäler sehr neu sind, aus einer Zeit, wo Volk und Sprache schon dem Einfluße der Römer und Germanen erlegen waren.

Meyer theilt die celtische Sprache mit Prichard 1.) in das Britische a) Kymrische oder Wälsche, b) Cornische (erloschen), c) Armorische in der Bretagne. 2.) Ersische a) Irische, b) Hochschottische (Gälisch), c) die Sprache von Man. Die Bretagne wurde im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. von Großbritannien aus kolonisirt. Meyer nimmt zwei Auswanderungen der Celten zu verschiedenen Zeiten aus dem scythischen Asien an. Die erste ging nach ihm S.W. durch Syrien und Aegypten, längs der N. Küste von Afrika, setzte bei Gibraltar über nach Europa und zog durch Spanien nach Gallien, und theilte sich da in 3 Zweige. Der nördliche ging nach Großbritannien und Irland; der südliche nach Italien; der östliche längs den Alpen und der Donau zum schwarzen Meere, von wo sie ausgezogen sein mochten. Der andere große Strom erreichte Europa an seiner Ostgrenze, mehr in gerader Richtung, zog durch das europäische Scythien und dann theils durch Skandinavien, theils längst der Ostsee durch Preußen und Norddeutschland nach Großbritannien und den W.- u. N.-Inseln. Wir vermissen alle Beweise für diese historische Hypothese. Er kennt aber auch die Hauptstämme: 1.) die Alwani (Alani) vom Gott Alw genannt, daher Albion: die Insel des Alw; 2.) die Aedui, vom Gott Aed genannt, daher noch (?) Edinburgh; 3.) die Britons, vom Gott Bryt (Brutus), daher noch Großbritannien. Diese gehörten zur ältern, westlichen Einwanderung; zur östlichen nach ihm die Picten — nicht, wie gewöhnlich, von pictus bemalt, abgeleitet, sondern vom gael. pic-t-a: die fechtenden Leute — und die Scoten, nach ihm vom irischen Scuite: Nomaden. Man unterschied die schwarzen Picten, wohl weniger rein kaukasischen Ursprungs und die hellen oder weißen Scoten. Diese hießen auch Fena, ebenfalls die Hellen; daher entstand die irrige Herleitung der Iren von den Phöniziern, wie der berühmte Held Milesius aus Milet: der Krieger entstanden sei. Doch soll die irische (?) Sage der Herkunft der Fena aus Spanien und Afrika begründet sein und auf seine westliche Einwanderung oder eine frühere finnisch-celtische der alten Iberer und jetzigen Basken (?) gehen. Wir besorgen, daß das keine Sage des Volkes, sondern spätere Erfindung ist. Der östliche Strom soll Britannien im 6. Jahrh. v. Chr. erreicht haben, wo Herodot IV 13. von einer großen Bewegung der Völker im asiatischen Scythien spreche, die brachte die Ostcelten in Mitteleuropa in Contakt mit den westlichen, und eine Folge davon war der Einfall der Gallier in Italien.

Während das Eindringen vieler lateinischen und deutschen Wörter in das Celtische natürlich und klar ist, nimmt Meyer dagegen viele celt. Elemente im Deutschen und Latein an und zwar überall, wo das Lautverschiebungsgesetz des Celtischen, das er entdeckt haben will, nicht beachtet ist. Es ist nach I. p. 157 dieses

	tenuis	media	aspirata	tenuis	med.	asp.	tenuis	med.	asp.
Celtisch	t	d	d	c	g	g	p	ll	b
Englisch	th	t	d	h	k	g	f	l	b
Deutsch	d	ts (z)	th	h	k.h.	k.g.	v.f.b.	l	p.b.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. Oktober.

I. Nr. 15. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Outlines of the philosophy of universal history applied to language and religion.

(Fortsetzung.)

Auch von der celtischen Verwandlung der Anfangsconsonanten will Meyer im Englischen und Deutschen Spuren entdeckt haben. Bopp deutete dieses Gesetz schon an, Meyer entwickelte es in den Wiener Jahrb. 1844 im Juni und Juli; er stellt es hier I. p. 161 tabellarisch dar.

Obwohl Piktet und Bopp in der celtischen Grammatik eine theilweise Verwandtschaft mit dem Sanskrit und ihren Schwesterſprachen entdeckten, erkannten sie doch schon, daß ein anderer Theil diesem sichtlich fremd sei. Bopp wollte in diesen nur verstümmelte und entartete Formen seiner Lieblingssprache finden, Meyer will in der entsprechenden Sanskritform aber nur das caput mortuum eines celtischen Elements sehen!

Cap. 6 berichtet Bunsen über die letzten Forschungen hinsichtlich der Verwandtschaft der semitischen Sprachen unter sich und mit der indogermanischen Familie.

Wir können hier auf die Kritik dieses vielfach dunkeln Themas nicht eingehen und begnügen uns Bunsen's Ansicht über die Verbreitung und den Zusammenhang der semitischen Stämme kurz anzudeuten. Wie die indogermanischen Sprachen von O.-Centralasien, gingen die semitischen vom Westtheile des Urſitzes der Menschheit aus. Sie breiteten sich nicht so weit aus, als jene; bildeten aber eine compactere Masse. Nach Genesis C. 10 gingen sie vom Ararat in Armenien aus, in verschiedenen Zügen. Die babylonische Tradition leitet die erste Civilisation in Babylon vom persischen Golfe her, und Babylon, wo nach Berosus der Weizen wild wuchs, war nach der Bibel ein Mittelpunkt, von wo aus die Menschheit sich zerstreute und wo ein babylonisches Reich Tausende von Jahren vor dem Assyrischen blühte. Dieß und die ägyptische Sprache zeigen nach Bunsen, daß eine Auswanderung schon vor der Sindfluth stattgefunden haben müsse. Von dem Satze ausgehend, daß die weniger entwickelte Sprache vor der mehrentwickelten vom Urstamme abgezweigt sein müsse, nimmt er diese Folge der semitischen Sprachen an: 1. Die Aegyptische, ein vorhistorischer Semitismus, die mit dem Coptischen endet. 2. Die Chaldäische in Babylon, von der das spätere Chaldäisch und Aramäischen stamme, der älteste N.-Semitische Stamm. 3. Das Arabische oder der S.-Semitische Stamm in 2 Zweigen: dem Himyaritischen, mit der Ablagerung des Abyssinischen, und dem N.-Arabischen, mit dem Amalekiter-Dialekte in den sinaitischen Inschriften. 4. Das Hebräische mit seinem Dialekte, dem Kananitischen (dem Ostphönizischen und Karthagischen), der jüngere Zweig des N.-Semitischen Stammes. Wir können aus der weitläufigen Darlegung p. 185—262 nur einzelne Punkte hervorheben. Man vgl. jetzt Renan.

Das Aegyptische ohne weiteres zu einer semitischen Sprache zu machen, ist so gewagt als die Verwandtschaft bis über die Sindfluth hinaus zu rücken! Zwar hat auch Th. Benfey, — den er nicht erwähnt, — die Verwandtschaft des Aegyptischen in der Grammatik mit dem Semitischen nach-

weisen wollen, ist aber von Ewald hart deshalb angelassen. Auch er nimmt bei beiden eine gemeinsame Muttersprache an, aber eine sehr frühe Trennung, ehe noch die meisten Flexionsformen sich fixirt hatten. Bunsen stützt sich darauf, daß die meisten ägyptischen Wurzeln einsylbig und im Ganzen mit den sanskrit- und hebräischen Wurzeln (?) identisch, wie 2. die grammatischen Formen beiden analog, vorwaltend aber semitisch seien. Von ersterem gibt er gar keinen Beweis, beim zweiten die bekannten Zusammenstellungen; er schließt daraus etwas kühn, 1. daß die Semiten und Arier ursprünglich im Zusammenhange standen. 2. Daß die Auswanderung aus Asien nach Aegypten vornoachisch *) sei, folgert er daraus, daß die ägyptische Sprache unter der 4. Dynastie schon stereotyp gewesen, das ägyptische Leben aber (?) 2000 Jahre vor Menes begonnen habe, die Aegypter keine Tradition von der Sindfluth hätten! Was wissen wir aber von der ägyptischen Tradition? Sem heiße der ältere Bruder von Japhet, aber nicht Kham (Aegypten). Wenn Kanaan der Sohn Kham's heiße, bedeute dieß, daß die Kananiter als ein Theil des Volkes der Hirtenkönige, nach einem tausendjährigen Aufenthalte aus Unterägypten eingewandert seien; wie Nimrod, der Kuschite, aus Kusch (Aethiopien), aber darum kein Aethioper, sondern (?) von dem verheerenden Zuge der Turanier (Transoxanier), die bis nach Afrika vordrangen und später nach Asien zurückkehrten. Bei einem so langen Aufenthalte semitischer und anderer asiatischer Völker in Aegypten und der Verschiedenheit des Aegyptischen in der Mehrheit seiner Wörter vom Semitischen, wie den übrigen asiatischen Sprachen, meine ich, wäre es natürlicher, eine Vermischung dieser Sprachen anzunehmen, wie auch K. Meyer, Münchener Gel. Anz. 1841 Nr. 238 — 245 und im Anh. III. zu seinem Hebr. Wurzelwörterbuche thut, wenn man auch die Hyksos, die nach ihm 1500 J. über Aegypten geherrscht haben, nicht für Scythen oder gar Finnen halten kann. Bunsen läßt indeß die Aegypter von Westasien, wahrscheinlich von Norden her, durch Syrien und Palästina einwandern. Die von Freund, Bohlen u. a. angenommene Verbindung Aegyptens, — der Ablagerung des ältesten noch ungetheilten Asiens, — mit Indien, — dem jüngsten Kinde Asiens, — erklärt er mit Recht für grundlos und absurd.

Für die Sprache Babylon's ist die dreisprachische Inschrift von Behistun (Bagistana), die die Thaten des Darius erzählt, eine in persischer Sprache, die zweite nach Norris in einer turanischen für die Scythen, und die dritte in babylonischer oder aramäischer für das eroberte Babylon, höchst wichtig. Den semitischen Charakter der letzten erkannte schon Rawlinson 1845, die Schwierigkeit war nur, daß, während die persische in einer alphabetischen Schrift von 39 Zeichen geschrieben war, die babylonische mit 250 Zeichen ideographisch sein mußte. Rawlinson (1850 im Jan.) und Dr. Hinck's (Transact. of R. Irish Ac. T. 21 u. 22. 1846 u. 50) versuchten sich indeß daran. Bunsen geht sehr in's Detail ein. Man erkannte 180 ideographische Zeichen. Von mehreren weiß man den Laut noch nicht, einige sind Determinativa, andere grammatische Formen, einige einsylbige Wurzeln, es gibt aber auch welche von 3 Buchstaben. Bunsen vergleicht sie und die grammatischen Formen mit den semitischen. *)

*) Die Noachische Periode setzt Bunsen II. p. 12. 10,000 v. Chr. und den Anfang des Menschengeschlechts 20,000 v. Chr. gegen die Bibel. Gründe gibt er hier nicht; in s. Aegyptens Weltstellung wird man sie zu suchen haben.

*) Dr. Oppert (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 1856. B. 10. p. 288) will nur 2 Keilschriftarten annehmen, die arische (altpersische) und 2. die anarische mit der 5 Sprachen geschrieben wurden, in 11 Stylarten, nicht mehr unter sich verschieden, wie die phönizischen. Diese assyrisch-babylonisch-scythische Schrift soll von einem tatarisch-uralischen Volke erfunden sein, das in Hieroglyphen schrieb und wurde von einem Volke zum andern übertragen; daher die Viellautigkeit der Zeichen. Er gibt das Beispiel der Hieroglyphe von Fisch, wie daraus das altassyrische Keilschriftzeichen und später das altbabylonische und der neuere Schriftstyl entstand. Die 100 grammatischen Tafeln aus der thönernen Bibliothek Sardanapals III. (650 v. Chr.), jetzt in London, sollen darüber den Aufschluß geben.

Zum Aramäischen im spätern Syrien, (Syrisch im W.)

Vom Arabischen wird das Himyaritische in S.-Arabien nach Prichard 1844 T. III, p. 579 fgg. besprochen. Die Inschriften copirten Seetzen 1810, Wellstedt 1830, Fresnel 1830, Cruttenden u. Hutton 1838, Arnaud 1841 (Journ. As. 1845). Es analysirten sie Gesenius, Rödiger (1841) Ewald. Das Alphabet bestimmte schon Fresnel; es ist die Mutter des alten Aethiopischen, beide vom Phönizischen abstammend. Die Sprache steht dem Aethiopischen, Syrischen und Hebräischen näher als dem Arabischen, wie noch das neuere Himyaritische, die Sprache der freien Männer, (Ekkhili), die wir aus Krapff's Uebersetzung von Genesis Cap. 24 kennen.*) Das N.-Arabische scheint Bunsen dem Systeme seiner Töne nach primitiver als das Hebräische. Ueber Alphabet und Sprache der sinaitischen Inschriften, von denen jenes Ed. Beer „(Inscriptiones veteres litteris et lingua huc usque incognitis ad montem Sinai servatae. Lips. 1840—43) entzifferte, die Denkmäler und deren Sprache, Prof. Tuch in Leipzig erklärte (Zeitschr. der deutsch. morgenl. Ges. 1849. Bd. 14.), gibt er die Resultate ihrer Forschungen weitläufig. Den Schluß macht eine Uebersicht der semitischen Alphabete.

Zuletzt gibt M. Müller sehr weitläufig, aber am wenigsten genügend, die neuesten Resultate über die Forschungen in der turanischen Sprachenfamilie, indem er diesen Namen seiner ursprünglichen Bedeutung zuwider, auf alle nichtsemitischen und nichtarischen Sprachen ausdehnt. Gyarmathi 1799 suchte doch nur die Verwandtschaft des Ungarischen mit dem Finnischen, Lappländ. und Esthn. zu beweisen; Klaproth die der kaukasischen Sprachen, außer dem Osset. mit dem Samojed. und Nordasiat.; Remüsat Récherches s. l. l'ang. Tart. p. 138 (1820) leugnete sogar die Grundverwandtschaft des Türk., Mongol. und Mandschu; v. Arndt (Ueber den Ursprung der europ. Sprachen 1817) wollte nur das Baskische zur Familie des Finnischen und Samojed. rechnen; erst R. K. Rask (Ueber die Thrak. Sprachklasse 1818 u. Ueber das Alter und die Aechtheit der Zendsprache 1826) ließ das Finnische vor Alters in einem Gürtel über den Norden Europa's, Asien's und Amerika's sich ausdehnen, — (die grönländ. Sprache gilt ihm für einen Zweig des scyth. oder turan. Stammes), — der erst durch celtische, dann durch gothische, zuletzt durch slavische Einwanderungen durchbrochen wurde. Er behauptete nicht nur die Einheit des Tatar., Mongol. und Tunguf., sondern auch ihre Verwandtschaft mit dem Finnischen. Schott in Berlin in s.: Versuche über die tatar. Sprachen. 1836 und seinem Werke: Ueber das altaische oder finnisch-tatarische Sprachgeschlecht. Berlin 1849, 4. und Derf.: Die Zahlwörter der Tschudischen Sprachklasse. Berlin 1853, 4. hat diese Verwandtschaft weiter zu begründen gesucht und Freund v. der Gabelentz in der Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. stimmt dieser Ansicht bei, da er früher in seiner Mandschu-Grammatik Remüsat folgte. Schott hat aber heftigen Widerspruch vom Prof. Böhtlingk in Petersburg in seinem Werke: Ueber die Sprache der Jakuten 1851 u. a., erfahren, der mit Recht behauptet, daß eine genauere Kenntniß der Sprachen, als Schott sie von allen betreffenden besitzt, nöthig sei, um Mißgriffe, wie er sie einzeln gemacht habe, zu meiden, obwohl er ein näheres Verhältniß dieser Sprachen unter sich, als zu den andern, zugibt. Al. Castren in seinen Syrjän. (1844), Tscheremiss. (1845) und Ostjak. Grammatik (1849), dann in seinen Reiseerinnerungen. Petersb. 1853, und besonders in seiner Abhandlung: De affixis personalibus linguarum Altaicarum. Helsingforsiae. 1850 und den Bulletins de l'Acad. De St. Petersbourg, ein sehr gründlicher Forscher an Ort und Stelle, ist indeß auch für die Annahme einer turan. Sprachfamilie mit 5 Zweigen, 1. dem Finnischen, 2. Samojed.*, 3. Türk., 4. Mongol., 5. Tungusischen. Die weitere Unterabtheilung S. I. p. 275. Er betrachtet sie als vom Altai ausgegangen, später weit ge-

Mesopotamien und Babylonien (Chaldäisch im O.) rechnet Bunsen II. 10 die eigentlichen Lydier, welche die Alten selbst O.-Cappadocier oder Leuco-Syri nennen, mit W. Böttticher: Horae Aramaicae (1847) und Rudimenta mythologiae Semiticae (1848).

*) Nach Ofiander (Zeitschrift der deutschen morg. Ges. 1856. B. 10) ist indeß die Stellung der Himyaritischen Sprache im Kreise der semitischen noch nicht festgestellt und das Ekkhili nicht Sprößling des Althimyaritischen.

trennt, mit fremden Nationen vermischt, und von ihnen annehmend. Alle diese überbietet aber Max Müller, indem er nicht nur diese, sondern auch die sg. malaischen, tamul. u. hinterind. Sprachfamilien zu der turanischen rechnet. Er hat darin einen Vorgänger oder Nachfolger, — wie wir hinzusetzen — in Hodgson, der in seinen frühern Abhandlungen (As. Journ. of Bengal. 1847, 48, 49, 50 fgg.) sich mehr mit den subhimalaya-, tübetanischen u. hinterindischen Sprachen beschäftigend, erst neuerdings auch alle amerik., austral. u. tamulischen Sprachen zum turanischen Stamme zieht, S. Journ. Asiatiq. 1856. Nr. 26. Doch hat schon früher R. G. Latham: The natural history of the varieties of Man. London. 1850. 8. Nr. 15—462. *) — den Müller nicht nennt, — den Mongoliden, wie er sie nennt, eine so weite Ausdehnung gegeben. Er theilt sie 1. in altaische Mongoliden a) Seriforme (Chinesen, Tübetaner, Hinterinder und einige subhimalaische) b) turanische (Mongolen, Tungusen, Türken, Ugrier d. i. Finnen u. s. w. 2. Dioskurianische im Kaukasus (Cirkassier, Lesghier, aber auch Georgier und Osseten!) 3. Oceanische, die s. g. malaischen, polynesischen, Papuas und australischen Zweige. 4. Hyperboräische (Samojeden, Yeniseier, Yukagiren). 5. Peninsulare, (Coreaner, Japaner, Ainos, Korjäken und Kamtschadalen). 6. Die amerikanischen. 7. Die indischen Mongoliden (Tamulier, Brahui's, Singalesen, Maledivier u. s. w.). Auch Logan im Journ. of the Indian Archipelago hat so weit aussehende Sprachvergleiche. Will man einmal darauf sich einlassen, so verdient, von Einzelnem abgesehen, was die s. g. Turanier betrifft, Latham's Eintheilung, in mancher Beziehung den Vorzug vor Max Müller's. So wird man des letzteren Eintheilung p. 281 aller Sprachen in Familiensprachen (das Chinesische), Nomadische, (die s. g. Turanischen) und Staatssprachen (die andern) kaum annehmen. Malayen so wenig als Hinterindier und Tamulen sind je Nomaden gewesen, sondern diese immer zum Theil erratische Ackerbauer. Die 414 Millionen Chinesen haben längst die Grenzen der Familie überschritten. Der chinesischen Sprache erwähnt er speciell gar nicht. Die Hinterindischen, bei ihm Taisprachen (Siamesisch u. s. w.) und unpassend lohitische (birmanische u. a.) genannt und die tübetanischen (Bhotiya) schließen sich offenbar der chinesischen weit näher an durch ihre Einsylbigkeit, grammatische Formlosigkeit und selbst einzelne Wörter, die sie mit ihr gemein haben, als den s. g. tatarischen, denen allerdings die malaiischen und tamulischen näher stehen. Doch kann man eigentlich nur mit Castren sagen, daß diese letztern zu einer Sprachklasse gehören, wie Ochse, Pferd, Schaf, Hund zu den Vierfüßern, was ganz etwas anderes ist, als wenn man sie von einem Stamme betrachtet. Pott nennt sie passend agglutinirende, im Gegensatz der Inflexionssprachen, (den indogermanischen) und isolirenden (chinesischen), wozu dann die amerikanischen Sprachen als polysynthetische oder incorporative die 4te Klasse bilden. Ob übrigens alle Sprachen denselben Entwicklungsgang genommen haben oder noch nehmen, d. h. von einer isolirten zu einer agglutinirenden und von dieser zu einer Inflexionssprache fortschritten, wie Pott meint, ist wohl die Frage; so, wie es scheint, indeß das Chinesische in Schang hai nach Summer's und das Mongolische bei den Buriäten nach Castren. S. I, 284, 297.

Was M. Müller über den allgemeinen Charäkter der sog. turan. Sprachen I. pag. 286 fgg. sagt, enthält manche gute Bemerkung: Ihre Wurzeln erhalten sich weit besser, als in den arischen; die formativen Sylben erkennt man leicht auch als verschiedene Elemente; sie behalten daher auch die Fähigkeit, neue Formen zu erzeugen; dazu gehören auch die wenigen irregulären Formen, in den uralisch-tatar. Sprachen z. B. nur eine Deklination und Conjugation. Wenn er die schnelle Divergenz der Dialekte hervorhebt, so setzt er freilich die frühere Einheit voraus, die erst zu beweisen war. Selten gibt es Synonyme und Homonyme; Adjektive, Substantive und Verben werden nicht überall unterschieden.

(Schluß folgt.)

*) Neben den Mongoliden nimmt Latham nur noch 2 Hauptstämme an, II. die Atlantiden, (Neger, Caffern, Hottentotten, aber auch Aegypter, Semiten mit den Babyloniern und Malegassen begreiffend, und III. die Japetiden, die wir gewöhnlich Indogermanen nennen.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 31. Oktober.

I. Nr. 16. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Outlines of the philosophy of universal history applied to language and religion.

(Schluß.)

M. Müller will dann die Turanier unterscheiden nach dem Gebrauche der Pronominalaffixe: die Tamulier brauchen subjektive Pronomina als Suffixe und prädikative oder possessive Pronomina als Präfixe; ähnlich die Kaukasier, nur daß sie in der ersten Person des Verbum das Pronomen zugleich präfigiren und suffigiren; die Altaischen endlich unterscheiden sich dadurch, daß sie das prädikative oder possessive Pronomen hinten an das Substantiv statt vorne setzen. Wie wenige Wörter allen sog. turan. Sprachen gemein seien, muß M. Müller (I. 320) selber zugeben, aber er beruft sich unpassend mit Schott auf die abweichenden Ausdrücke für gewöhnliche Gegenstände auch im Sanskrit, Griech., Latein. und Engl. und im Roman. zum Altlatein; denn da steht die Verwandtschaft und Gleichheit vieler Ausdrücke anderweitig fest, die hier fehlt. Die Einheit der Zahlen wäre erst zu beweisen, und was die phonetischen Umwandlungen betrifft, so wird man schwerlich so wilde zulassen können, als Schott bei den Finn. annimmt oder Bopp in seinen Abhandlungen über die malaischen u. kaukas. Sprachen. Die Analogie ist hier sehr verführerisch; man darf nur 10mal dasselbe Experiment machen und schafft sich so eine. Eine zunehmende Ausbildung der grammatischen Formen in den sog. turan. Sprachen zeigt sich in der Folge der tunguf., mongol. u. türkischen, die letztere immer reicher daran, als die vorige. Was aber p. 336. den gemeinsamen Ursprung der turan. Sprachen betrifft, so scheint die der Wurzeln und Wörter nicht so erwiesen durch Schott, als er meint; die der Pronominalwurzeln soll Castren bewiesen haben; von den übrigen grammatischen Elementen sucht er eher die Verschiedenheit zu erklären. In der Syntaxis ist Aehnlichkeit da, auch im phonetischen Charakter; der historische Beweis aus Abulghasi ist aber sehr schwach. Doch ist er verständig genug (I, 477), ihre Verwandtschaft zu einander nicht der zwischen Arabisch u. Hebräisch, Sanscrit u. Griechisch oder nur zwischen dem Semitischen und Arischen gleichzusetzen.

Die sog. tatarischen Sprachen behandelt er nicht näher, nur die Bhotiya, die subhimalayischen, Taï, malaischen und tamulischen. Ueber diese nur noch einige Worte.

Die genaue Verbindung der Bhotiya-Sprachen mit der tübetanischen erkannte Hodgson schon 1828; Zahlwörter, Pronomina und Postpositionen sind oft dieselben, auch die Physiognomie der Leute spricht dafür. Sie müssen ausgewandert sein, ehe der Buddhaismus im 7. Jahrh. eindrang, ihre Traditionen sagen vor 35 — 40 Geschlechtern (vor 1000 — 1300 J.). Der Himalaia bildet keine ununterbrochene hindernde Barriere. Ueber die Transhimalaja-Dialekte haben wir nur noch wenige Nachrichten. Unter den sogen. lahitischen Sprachen ist die birmanische die einzig literärisch ausgebildete, die Aussprache aber schon sehr entstellt; sie wird, wie es scheint, in Arracan noch correkter gesprochen. Die dazu gehörigen Dialekte sind noch wenig bekannt.

M. Müller vergleicht sie mit den im Subhimalaja oder den gangetischen, so auch mit den Tai-Sprachen (in Siam) und den dazu gehörigen in Laos, dem Khamti, Kassia und Aham in Asam. Diese sind einsylbiger als das Birmanische; die Accente sind darin mehr ausgebildet — in beiden Punkten dem Chinesischen ähnlich — sie setzen die Wörter, die Casus, Numerus und Genus bezeichnen, vor das Wort und nicht hinter. Er vergleicht einige Wörter (I. 394 fgg.), die das Chinesische mit dem Birmanischen, Siamesischen u. Tübetanischen gemein hat. Zwischen dem Tai und Bhotiya sucht er etwas künstlich einen Zusammenhang herzustellen. Allen diesen Sprachen ist eigen, daß sie den Zahlen besondere Determinative hinzusetzen. Zwischen der malaischen und Taisprache sucht er aber bloß eine formale Uebereinstimmung nachzuweisen, nach Crawfurds malaischer und Robinsons Khamti-Grammatik. Die Zahlen stimmen aber nicht einmal. Die Determinative bei den Zahlen findet man im Malaischen, im Tai, Birmanischen, besonders Chinesischen, aber auch im Mexikanischen. Die Zahl der Pronomina 1. u. 2. Person ist im Malaischen wie im Siamesischen sehr groß, aus dem Grunde, weil es ursprünglich bloße Hauptwörter sind, wie Herr, Sklave u. s. w.; es kann daher auch nicht auffallen, wenn einmal das relative Pronomen im Malaischen wie im Khamti Yang lautet. Er bespricht dann, aber nur nach E. Perry, die Streitfrage, ob den Sprachen des indischen Archipels und Polynesiens, mit Ausnahme etwa der der Negritos, wie man meist noch mit W. v. Humboldt annimmt, eine gemeinsame Sprache zum Grunde liege, oder, wie Crawfurd zuletzt (Journ. of the Ind. Archip. T. II.) meinte, sie ursprünglich alle verschieden sind und die malaischen Wörter nur eingedrungen, meist aus dem Malaischen und Javanischen, durch die zahlreichen Abenteurer, besonders von Sumatra und Java aus, daher um so mehr Wörter aus diesen Sprachen in einer Sprache, je näher sie diesen wohnten. Die große Veränderung in den Wörtern zeige schon den fremden Ursprung an. Dies wird von Crawfurd l. c. mit Beispielen in Zahlen belegt.

Wenn, wie wir glauben, eine größere Spracheinheit erst das Resultat des längeren Zusammenlebens einer größeren Menschenmasse ist, müssen wir wohl Crawfurd beipflichten; auch Strezelecki p. 338 hält die Annahme einer allgemeinen malaischen oder polynesischen Sprache für ganz absurd. Die tamulischen Sprachen werden zuletzt charakterisirt und mit den ugrischen verglichen und dabei Weigle's Werk über canaresische Sprache und Literatur zum Grunde liegt. Ob die Sprachen aller der kleinen Völkerreste, die sich noch in den Gebirgen Süd-Indiens finden, alle dazu gehören, wird mit Recht bezweifelt. Zuletzt (I. 473) will er noch die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprache darthun.

Seinem Satze (I. p. 479): „nichts nöthige zur Annahme verschiedener unabhängiger Anfänge der materiellen und formalen Elemente der turanischen und semitischen Sprachzweige", läßt sich der Satz entgegenstellen: „Die wissenschaftliche Erforschung der Hauptsprachen der Erde führt zu keiner ursprünglichen Einheit der Sprachen". Er denkt sich (und eben so Bunsen II, p. 19.) die Auswanderung des Menschengeschlechts in dieser Folge 1. nach O. die der Chinesen; 2. die der Turanier, a) zunächst der Tungusen nach O., wie im S. die der Tai; b) die der Malaien nach S., und der Mongolen nach N.; c) die der Tübetaner nach S., und der Türken nach N.; d) die der Tamulier nach S., und der Finnen nach N.; 3. die der Semiten und Arier. Fragen wir, worauf diese ganze historische Hypothese beruht, so ist es lediglich die anscheinend größere oder geringere Ausbildung der Sprachen; das Ausgebildetere soll auch das später Entstandene sein. Die geschichtlichen Schwierigkeiten, die diese Annahme bietet, hier vollständig zu erörtern, fehlt der Raum. Wir bemerken nur, Aegyptens und Indiens Cultur und Sprache ist doch viel früher nachweisbar, als z. B. die tungusische. Es ist ganz übersehen, wie auf die Stabilität der gelehrten chinesischen Sprache die Bilder- und Zeichenschrift von wesentlichem Einflusse war. Jene N.-Stämme könnten eben so gut verkommene Völker sein; die türkischen, finnischen und tamulischen Sprachen aber möchten dem Einfluße der semitischen, germanischen und Sanskritsprachen wenigstens einen Theil ihrer Ausbildung verdanken.

Band II. gibt Bunsen erst Proben der Entwicklung der germanischen und romanischen Sprachen in verschiedenen Zeiten oder der secundären Formation, wie er es nennt, zu welchem Ende auch das Koptische im Vergleich mit dem Altägyptischen noch angeführt wird. Auch vom Chinesischen können die neuern Dialekte als eine solche secundäre Formation betrachtet werden. Er will dann induktiv den Ursprung der Sprache und das Gesetz ihrer Entwicklung nachweisen und schließlich durch eine kombinirte Anwendung der Thatsachen und Theorie die Einheit des Menschengeschlechts beweisen. Wir können ihm hier nicht folgen, glauben aber, daß eine solche Einheit der Sprachen nicht nachgewiesen ist, wie man beabsichtigt; wir nehmen nicht einmal, wie bemerkt, die Einheit der polynesischen und malaischen Sprachen mit Bunsen nach W. v. Humboldt an. Noch weniger vermögen solche Phrasen, wie II. p. 111, es sei wahrscheinlich, daß die nordamerikanischen Völker eines Ursprungs und ein Zweig des turanischen Stammes seien, irgend etwas darzuthun. Bei der Frage über die Einheit des Menschengeschlechts muß das physiologische, ethnologische Moment, müssen die Sitten und Gebräuche nicht weniger als die sprachlichen Momente berücksichtigt werden, ja die Verbreitung der Pflanzen u. Thiere und die geognostischen Momente kommen ebenso sehr in Betracht.

In J. C. Nott und Gliddons „Typs of mankind. Philad. 1854, 4.“, sucht Agazziz die natürlichen Provinzen des Thierreiches in ihren Beziehungen zu den verschiedenen menschlichen Racen darzustellen. Er nimmt deren 8 an. 1) Die Arctische (Esquimaux), 2) die Mongolische, 3) die Europäische, 4) die Amerikanische, 5) die Neger, 6) die Hottentotten, 7) die Malaien und 8) die Australier, jede mit einer besondern Fauna, was er schon früher in der Revue Suisse ausführte. Usher erörtert da die geologischen und paläontologischen Verhältnisse in ihren Beziehungen zum Ursprung des Menschengeschlechts. Nott zeigt die Permanenz der Racen.

Dr. Plath.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Theologia.

B. Sherlock, The works, with some account of his life. Notes by the Rev. Hughes. Vol. 1 — 5. Lond. 1830.

G. Hooper, The works of G. Hooper. Vol. 1. 2. Oxford 1855.

Correspondance de Rome. T. 1. 1848. Seconde éd. 1850. 51.

Dr. A. F. C. Tischendorf, Anecdota sacra et profana ex Oriente et Occidente allata sive notitia codicum graecorum, arabicorum, syriacorum. Leipz. 1855.

E. Reuß, Die deutsche Historienbibel vor der Erfindung des Bücherdrucks. Jena 1855.

Ulfilas; die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache, von H. F. Maßmann. Abth. 1. Stuttg. 1855.

Heliand oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelium-Harmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Uebersetzung von J. K. Köne. Münster 1855.

Ed. Strachey, Hebrew politics in the times of Sargon and Sennacherib. Lond. 1853.

Clementis III. Pontificis Romani, epistolae et privilegia, ordine chronologico digesta . . . accurante J. A. Migne. Montrouge 1855.

Spicilegium Syriacum. Now first edited, with an English translation and notes by Will. Cureton. Lond. 1855.

B. F. Westcott, A general survey of the history of the canon of the New Testament. Cambridge 1855.

T. Lewin, An essay on the Chronology of the New Testament. Lond. 1854.

J. Kennedy, Conversations on religion with Lord Byron and others. Par. 1830.

K. Kuzmany, Prakt. Theologie der evangel. Kirche augsb. u. helvet. Confession. Bd. 1. Abth. 1. 2. Wien 1856.

Sängerinnen, Geistliche — der christl. Kirche deutscher Nation. Herausg. von W. Schircks. Heft 1. Halle 1855.

P. L. Lambilotte, Esthétique, théorie et pratique du chant Grégorien, restauré d'après la doctrine des anciens et les sources primitives. Ouvrage posthume édité par les soins du P. J. Dufour. Par. 1855.

Alph. Cordier, Lettres a Edouard sur les catacombes Romaines. Par. 1852.

Jo. Ang. de Ciocchis, Sacrae regiae visitationis per Siciliam. Vol. 1—3 cum appendice Panormi 1836.

Brower et Masen, Metropolis ecclesiae Treviricae, quae metropolitanae ecclesiae originem . . . tum subjectorum illi episcopatuum . . ortus progressusque complectitur. Ed. Ch. de Stramberg. T. I. Coblenz 1855.

G. Baluffi, La chiesa romana. Imola 1854.

A. Murcier, La Sépulture chrétienne en France d'après les monuments du XI. au XVI. siècle, avec de belles gravures sur acier. Par. 1855.

J. Ch. Shea, History of the Catholic missions among the Indian Tribes of the united states 1529 — 1854. New-York 1855.

K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume. Bd. 1. München 1855.

Collectio scriptorum societatis Jesu. T. I. Scriptores provinciae Austriacae. Wien 1855.

Dr. Edw. H. Michelsen, Modern Jesuitism; or the movements and vicissitudes of the Jesuits in the 19 century in Russia, England, Belgium, France, Switzerland and other parts. Lond. 1855.

J. F. Neigebaur, Das Glaubens-Bekenntniß der ital.-evangel. Kirche. Magdeb. 1855.

J. H. Sonstral, De Primaat en de Vorst. Rotterd. 1855.

J. W. Joyce, England's sacred synods. A constitutional history of the convocations of the clergy. Lond. 1855.

Leges ecclesiasticae regni Hungariae et provinciarum adjacentium opera et studio J. C. de Batthyan. Vol. 1. 2. 3. Albae-Carolinae 1785 — 1827.

Encyclopaedia.

J. H. Deinhardt, Der Begriff der Bildung. Bromberg 1855.

H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Th. 1. Die englische Literatur von 1660 — 1770. Braunschweig 1855.

Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la bibliothèque Impériale publique de St. Petersbourg. Petersbourg 1852.

Description bibliographique des livres choisis, en tous genres, composant la librairie J. Techener. T. I. Par. 1855.

The classified Index to the London Catalogue of Books, published in Great Britain 1816 — 1851. Lond. 1853.

F. Wehl, Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. Leipz. 1856.

Dr. Const. v. Wurzbach-Tannenberg, Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreich. Kaiserstaates. 1. Bericht. Wien 1854.

Fuerison, Histoire de la littérature franç. du moyen age. Bruxell. 1855.

Dr. B. Dudik, Iter romanum. Th. 1. 2. Wien 1855.

R. Nyerup og J. E. Kraft. Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge og Island. Kjobenhavn 1820.

M. R. Bruck, Chronologische Tabellen der deutschen Literatur. Amsterd. 1855.

Trübner, Bibliographical guide to American literature. Lond. 1855.

G. Krause, Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschrein. Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert. Leipz. 1855.

Le Prince, Essai historique sur la bibliothèque du Roi, aujour d'hui bibliothèque impériale; nouv. édition revue et augmentée par L. Paris. Par. 1856.

J. Schmidt, Weimar und Jena in den Jahren 1794 — 1806. Leipz. 1855.

Mémoires de l'institut national Genevois. T. I. Genève 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. November.

II. Nr. 10. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Das Christiania-Silurbecken, chemisch-geognostisch untersucht von Theodor Kjerulf, Adjunkt an der Universität Christiania. Auf Veranstaltung des Akademischen Collegiums herausgegeben von Adolph Strecker. Mit einer geognostischen Uebersichtskarte und Profilen. Christiania 1855. gr. 4. S. 68. P. T. Malling.

Dem Wunsche und Ausspruche des um die Geologie so verdienten Leopold von Buch, wonach die Erforschung des „Christiania-Territoriums" für die Geologie wegen des eigenthümlichen und auffallenden Schichtenbau's von höchstem Interesse und besonderer Wichtigkeit sei, nachzukommen, hat sich Herr Verf. dieser mühevollen Arbeit bereitwilligst unterzogen und darin seine für die Geologie des Nordens so wichtigen Erfahrungen und Resultate niedergelegt, die in 51 von ihm selbst ausgeführten chemisch-mineralogischen Analysen ihre Bestätigung finden.

Als Hauptaufgabe aber seiner geognostischen Forschung galt Hrn. Verf. die Beantwortung der Frage: „wie folgen die Schichten im sogenannten Christianiaterritorium aufeinander?" Mit dem Namen „Christianiaterritorium" bezeichnet man bekanntlich die Gegend des südlichen Norwegens, die, durch besondere Gebirgsarten charakterisirt, die westliche Seite des Christianiafjordes und dessen fortgesetzte Richtung von Brevig über Ekers Kirchspiel, Ringeriget, bis Näs am Randsfjord und gegen Eidsvold am südlichen Ende des Mjösen, in sich begreift. Insoweit diese Strecke von geschichteten Gebirgsarten einst bedeckt war, scheinen dieselben weite, mit einander zusammenhängende Vertiefungen oder Becken im Urgebirge ausgefüllt zu haben. Sie sind aber auf mannigfaltige Weise von plutonischen Gebirgsarten durchbrochen worden.

Die unteren, geschichteten Gebirgsarten des Beckens sind wohl aus destruirten Bestandtheilen des Urgebirges, die oberen aus denen der Porphyre hervorgegangen. Die geschichteten Gebirgsarten sind: a) Schwarze Schiefer, b) graue Thon- und Mergel-Schiefer, c) Kalkstein, d) rothe Tuffe und e) ächter Quarzsandstein mit Conglomerat. Diese Schichten, die das Becken ausfüllen, sind über die ganze Strecke regelmäßig gefaltet, große Wellen über den Thalboden bildend.

Nach vorliegender Untersuchung findet die Lagerfolge von unten aufwärts in nachstehender Weise statt:

1) Alaunschiefer und schwarze Schiefer mit einzelnen großen Kalkellipsoiden, seltner mit ganzen eingeschalteten Kalkbänken. Fast nur Triboliten, gibbosus, alatus, scarabaeoides, Battus pisiformis.

2) Schwarze Schiefer mit dicken Bänken von hellgefärbtem Orthocerkalk, dann graue Thonschiefer mit kalkreichen Nieren. Graptolithen wurden bis jetzt nur im schwarzen Schiefer, mit Orthocerkalk wechselnd, in der Nähe von Aker und auf dem Stadt-Kirchhofe gefunden. Charakteristisch sind die

großen Orthoceren, gewöhnlich mit excentrischem Siphon. Dann Asaphus expansus, Illaenus crassicanda, ferner Atrypa Lens, einige Orthisarten. Die großen Clymenien, die sehr häufig sind, gehören wahrscheinlich größtentheils zu den oberen Schichten dieser Abtheilung.

3) Kalkbänke, Mergel und Schiefer, worin größere Kalknieren nicht mehr erscheinen. Der Pentameruskalk bildet einen wohl bezeichnenden Horizont dieser obersilurischen Abtheilung. Charakteristisch sind Korallen (escaroides), Crinoiden, Cyathophyllen, gewisse Leptaenen, Spirifer, Terebrateln u. s. w. Von Triboliten ist Calymene zu nennen, C. punctata und elegans in den untern Schichten. Die Gesteinsarten, die hier in die Schichten des Beckens aufsetzen, sind nach dem Alter geordnet vom Aelteren bis Jüngeren: 1) Der quarzfreie Felsitporphyr mit Oligoklas, der den älteren Schichtenabtheilungen angehört. 2) Rother und grauer Feldspathporphyr. 3) Diabas und 4) Augitgestein.

Man kann von keiner dieser Gesteinsarten mit Bestimmtheit aussagen, daß sie ausschließlich lagerförmig oder ausschließlich gangförmig auftrete. Sie durchsetzen die Schichten, breiten sich hier und da über denselben aus, oder haben sich zwischen denselben eingekeilt. Durch die Gangspalten sind sie sämmtlich aus der Tiefe aufgestiegen, wo sich Massen von ganz ähnlicher Zusammensetzung vorfinden, diejenigen nämlich, die man an den noch fortwährend wirksamen Vulkanen sich ergießen sieht. Wo man eine Leitung findet, da lassen sich wohl auch die Behälter auffinden, entweder für den Zufluß oder für den Abfluß.

Der Granit selbst entspricht hinsichtlich seiner durchschnittlichen Zusammensetzung genau den sauersten Trachytlaven. In den Porphyrbergen des Christianiaterritoriums sind mehrere Arten wohl zu unterscheiden. Außer dem gewöhnlichen chocoladebraunen Feldspathporphyr kommt auch ein hellblau gefärbter vor, der sich dem quarzfreien Felsitporphyr nähert. Derselbe ist oft stark mit Krystallen von Schwefelkies eingesprengt, die in Hexaëdern erscheinen mit Abstumpfungen durch das Pentagonaldodekaëder, während Herr Verf. in den Euriten bisher Hexaëder gefunden hat. Ein 3. sehr verbreiteter Porphyr ist der Augitporphyr, der auf der Ostoe bei Horten und oben in den Felswänden bei Holmestrand noch sehr reich an Krystallen, in der Nähe Christianias aber gewöhnlicher als dichtes Augitgestein auftritt.

Die Tuffe findet man nicht nur als einzelne Schichten zwischen den Porphyrarten, z. B. in Grosetfjeld, in Mulaasen bei Horten, u. s. w., sondern auch unter den Porphyren als ganze Formation sehr mächtig entwickelt.

Mit zelliger Struktur oder mit größeren leeren Blasenräumen hat Hr. Verf. Porphyre in der Gegend von Tönsberg gefunden; den Mandelstein aber bei Holmestrand ꝛc.

Im Augitporphyr bestehen die Mandeln aus: Kalkspath mit Grünerde, gestreiftem Chalcedon, Chalcedon mit glasglänzendem Quarz, Bergkrystallen. Im rothen oder braunen Feldspathporphyr findet sich oft in großen und rauhen Blasenräumen Kalkspath mit hell fleischrothem Natrolith in strahlförmigen Aggregaten, Quarz, Prehnit, Apophyllit, violblauer und grüner Flußspath in Oktaëdern; ferner Rhodonit, mehrere Zoll große flach ellipsoidische Blasenräume bekleidend. Oft kommen auf kleinen Krystallkellern hübsche Drusen von Bergkrystall vor; ferner sitzen nicht selten in dem Kalkspath kleine Anthrazitkugeln, die wohl durch organische Bestandtheile infiltrirten Wassers gebildet sind.

Das Eisenerz, Eisenglimmer, hält sich, wie es scheint entweder in den eisenreichen augitischen Porphyrmassen selbst, oder tritt an der Grenze zwischen denselben und Feldspathporphyr auf. Die Breccien endlich sind im großartigsten Maßstab vorhanden.

Am Schluße seiner für Topographie, Geologie wie Mineralogie gleich wichtigen Monographie hat Hr. Verf. versucht, die Hauptmomente der stattgefundenen Bildungsacte in einem Ueberblicke zusammenzufassen, ohne den Zustand des Urgebirges zu berühren. Nach seiner Meinung war ein weites Bassin in dem vom Meere bedeckten Urgebirge vorhanden. Dieses Bassin wurde allmählich gefüllt,

und die Schichten setzten sich ursprünglich mehr oder weniger horizontal auf dem Boden desselben ab. Schrittweise mit dem aufschichtenden Werk der Zeiten entwickelte sich das organische Thierleben. Auf die ältesten Trilobiten folgten die jüngeren. In dieser frühen Periode sind auch diejenigen quarzfreien Felsitporphyre ausgebrochen, die man in älteren Etagen findet, und die unter der Decke des Meeres vielleicht die Pflanzenreste verkohlt haben (Alaunschiefer).

Schon damals sind wohl einige Faltungen der Schichten entstanden. Es folgten ferner mit der vermehrten Ausscheidung des Kalks die reicheren Faunen der großen Orthoceren und Terebrateln von ganzen Korallenstöcken begleitet. Dann geschahen in der Mitte des Beckens submarine Ausbrüche von Porphyren, deren Massen durch den Angriff des Wassers wieder fast vollständig zerstört und als rothe Tuffe in der unteren Abtheilung der devonischen Formation aufgeschichtet wurden. In Verbindung mit diesen oder ähnlichen Ausbrüchen, Granit und Syenit, muß Hr. Verf. die gewaltsamen Katastrophen setzen, wodurch das gesammte silurische System zu großen Windungen gefaltet und offenbar in einen engeren Raum zusammengedrängt wurde. Die rothen Tuffe selbst scheinen mehr nur die Vertiefungen dieser entstandenen Faltungen gefüllt und geebnet zu haben. Durch diesen ersten gewaltsamen Akt, wodurch die vulkanischen Kräfte sich Auswege bahnten, so daß sie später ruhiger arbeiten konnten, wurde auf einmal alles Leben in dem Becken erstickt, so daß man ferner aufwärts keine Versteinerungen mehr findet. Gegen das Ende dieser Periode kommt, während das Bassin sich allmählich füllt, neues Material von den umgebenden quarzreichen Urgebirgsarten hinzu. Die losgebrochenen Stücke werden, zugerundet und abgeschliffen, als Gerölle zu Conglomeratsschichten zusammengeworfen, die jetzt noch oben am Abhange der Berge eine alte Strandlinie bezeichnen. Nun erfolgten im Niveau des Meeres ruhige Ergießungen, vielleicht aus denselben Schlünden, wie das vorigemal, die sich fortwährend offen gehalten hatten. Durch lange Zeiträume hindurch wälzten sich die Ströme geschmolzener Gesteinsarten, in den inneren Herden verarbeitet, langsam und gewaltig hervor, indem was im Wege stand mitgerissen und zu Breccien eingewickelt wurde. Endlich ist nach den aufklaffenden Gangspalten, die die Erdkruste zu langen Stücken zertheilten, die Hebung zu dem jetzigen Niveau ruckweise oder nur allmählich geschehen. Wenn Hr. Verf. in einer solchen Ansicht auch für die großen Granit- und Syenit-Massen einen Platz sucht, dann ist denselben kein anderer anzuweisen als der, daß sie entblößte Theile der inneren Herde selbst repräsentiren. Granit und Syenit nehmen, gerade aus der Tiefe aufsetzend, einen großen Raum zwischen den gefalteten Schichten ein, während die Porphyre offenbar auf weiten Strecken sich über dieselben gewälzt haben. Und im Granit wenigstens hat Hr. Verf. denselben normaltrachytischen Herd identificirt wieder, woraus auch wahre Laven entsprungen, und wodurch so viele Laven und plutonische Gesteinsarten gemischt worden sind.

Die in größerem Maßstabe angelegte, geologische Uebersichtskarte des Christiania-Silurbeckens trägt zur Verständigung der mitgetheilten Untersuchungen vieles bei, weßhalb dieselbe hier nicht unerwähnt gelassen werden darf.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Mathematica.

Dr. J. G. H. Swellengrebel, Analytisch-geometr. Untersuchungen über allgem. Verwandtschafts-Verhältnisse von Coordinatensystemen. Bonn 1855.

Dr. L. Mack, Analytiſche Geometrie des Kreiſes, ſyſtematiſch ausgearbeitet als Einleitung in die höhere Geometrie. Stuttg. 1855.

Darapsky, Ebene Trigonometrie mit ihrer Anwendung auf Kriegswiſſenſchaft. Caſſel 1855.

H. Weiſſenborn, Die cycliſchen Curven methodiſch und mit beſond. Rückſicht auf Conſtructionen. Eiſenach 1855.

L. Calzolari, Tentativo per dimostrare il teorema enunciato da P. Fermat sull' equazione indeterminata $z^n = x^n + y^n$. Ferrara 1855.

M. E. Roger, Essai d'une théorie mathématique des couleurs. Grenoble 1855.

J. Weale, Quarterly papers on architecture. Vol. 1—4. London 1844—45.

Fr. S. Williams, Our Iron roads: their history, construction and social influences. Lond. 1852.

F. de Lesseps, Percement de l'isthme de Suez; exposé et documents officiels. Par. 1853.

M. Kowalski, Recherches sur les mouvements de Neptune suivies des tables de cette planète. Kasan 1855.

Physica.

M. J. Maury, The physical Geography of the Sea. New edition with additional charts. Lond. 1855.

Th. G. Fechner, Profeſſor Schleiden und der Mond. Th. 1. 2. Leipz. 1855.

Dr. F. M. Troegel, Causeries sur la psychologie des animaux. Leips. 1856.

J. C. Kiener, Spécies général et Iconographie des Coquilles vivantes. Livr. 1—137. Par. 1839—1853.

F. W. J. Bädeker, Die Eier der europäiſchen Vögel, nach der Natur gemalt, mit der Beſchreibung des Neſtbaues von L. Brehm. Lief. 1. Iſerlohn 1855.

T. Vernon Wollatson, Insecta Maderensia; being an account of the insects of the Islands of the Madeiran group. Lond. 1854.

Sylv. Hanley, Ipsa Linnaei conchylia. The shells of Linnaeus, determined from his manuscripts and collection. Lond. 1855.

H. F. Stainton, The natural history of the Tineina. Vol. I. Nepticula. P. 1. Cemiostoma. P. 1. Lond. 1855.

H. Walpert, Synonyme der Phanerogamen u. cryptogamiſchen Gefäßpflanzen, welche in Deutſchland und in der Schweiz wild wachſen. Liſſa 1855.

J. F. J. Schmidt, Der Mond. Leipz. 1856.

Dr. Fr. A. Quenſtedt, Sonſt und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie. Tübing. 1855.

J. F. Klotzſch, Begoniaceen-Gattungen und Arten. Berl. 1855.

Dr. H. Schacht, Lehrbuch der Anatomie und Phyſiologie der Gewächſe. Als 2. verm. Aufl. der Pflanzenzelle. Th. 1. Berlin 1855.

Roßmäßler, Die vier Jahreszeiten. Gotha 1855.

Paxton, Magazine of Botany, and register of flowering plants. Vol. 1—16. Lond. 1841—49.

A. de Candolle, Geographie botanique raisonnée ou exposition des faits principaux et des lois concernant la distribution des plantes de l'époque actuelle à la surface de la terre. Vol. 1. 2. Genf 1855.

A. Braun, Algarum unicellularium genera nova et minus cognita, praemissis observationibus de algis unicellularibus in genere. Leipz. 1855.

C. Fr. Nyman, Sylloge Florae Europaeae seu plantarum vascularium Europae indigenarum enumeratio . . Stockholm 1855.

B. Cotta, Die Geſteinlehre. Freiberg 1855.

A. Burat, Description des terrains volcaniques de la France centrale. Par. 1833.

R. C. Taylor, Statistics of Coal. With incidental statistics of the Iron Manufacture. 2. edition, revised and brought down to 1854 by S. S. Haldeman. Lond. 1855.

R. F. Murchison, Siluria: the history of the oldest known rocks containing organic remains. With maps. Lond. 1854.

A. Soyer, The Pantropheon or history of food, and its preparation from the earliest ages of the world. Lond. 1853.

Die Kauffahrteiſchifffahrts-Akte für die vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland. Bremen 1855.

C. C. E. Hirſemenzel, Preußiſches Handelsrecht. Berl. 1855.

Dr. L. Geßner, Das Recht des neutralen Seehandels und eine Reviſion der darüber geltenden Grundſätze des Völkerrechts. Bremen 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. November.

III. Nr. 23. Historische Classe. 1856.

The visions of Hong Siu Tshuen and origin of the Kwang Si insurrection. By Theodor Hamberg. Hongkong 1854.

Geheime Verbrüderungen sind über alle die weitgestreckten Länder des Mittelreiches verbreitet, und wo immer Chinesen wohnen auf den zahlreichen Inselgruppen des östlichen Archipelagus, unter den indochinesischen Völkerschaften, in Australien und Kalifornien. Diese Hoei oder Einigungen erstreben kein Ziel, wobei die bestehenden Regierungs- und Glaubensformen ungefährdet fortdauern könnten; sondern sie bilden im Gegentheil selbständige, allem Vorhandenen feindlich entgegentretende religiöse und staatliche Gemeinwesen. Sie möchten am füglichsten mit den philosophischen Schulen des Alterthums und den Klubs zu den Zeiten der ersten französischen Revolution verglichen werden.

Der Dreifaltigkeitsbund, welcher unter verschiedenen Namen in mehrere Zweigvereine auslauft, besitzt fünf Hauptlogen: Die Mutterloge im Kreise Fokien mit der schwarzen Fahne; die zweite im Kreise Kuangtong mit der rothen Fahne; die dritte im Kreise Junnan mit der fleischfarbenen Fahne; die vierte zu Hukuang mit der weißen und die fünfte zu Tschekiang mit der grünen Fahne. Der Kreisloge sind die einzelner Marken und Gauen, einzelner Städte und Dorfschaften untergeordnet. Diese Untergeordneten haben die Verpflichtung, die Befehle der Vorsteher in den Kreishauptstädten unbedingt und rücksichtslos zu vollziehen. Denn der Dreifaltigkeitsbund hat die Aufgabe, das zerstreute Blumenvolk (die chinesische Race) zu einer Familie zu vereinigen. Das neuchinesische Christenthum hängt mit diesen Geheimbünden zusammen; es ist aus ihnen hervorgegangen und verfolgt dieselben Zwecke: Die regierende Dynastie soll vernichtet, alle Chinesen sollen unter einer neuen Religion und einem einheimischen Herrscherhause zu einem großen Ganzen vereinigt und erneuert werden.

Die römisch-katholischen und die evangelischen Sendboten aus Deutschland haben, was ihrer Besonnenheit zur Ehre gereicht, von der chinesischen Revolution niemals viel für die Verbreitung des Christenthums gehofft. Sie haben ruhig und besonnen geprüft und die Ergebnisse unverschleiert wiedergegeben. Diesen Charakter trägt auch das Buch des verstorbenen Theodor Hamberg von der Baseler Missionsgesellschaft, welches unter der obigen unpassenden Ueberschrift zu Victoria auf Hongkong erschienen ist. Das Werk zerfällt in 11 Abschnitte:

1) Genealogie der Hongfamilie; Geburtsort und Kinderjahre des Hongsiutsiuen;
2) Seine literarische Laufbahn, Krankheit und Gesichte.
3) Lesung der Tractätlein, Neugeborenschaft und Taufe.
4) Wiederholtes Lesen der Tractätlein, Predigten und Gegner.
5) Siutsiuen und Funschan verlassen die Heimat und gehen unter die Maotse. Erfolg ihrer Predigten in Kuangsi.

6) Siutsiuen kehrt nach der Heimat zurück. Er und Hongschin besuchen Kanton. Zweite Umreise in Kuangsi. Mehrung der Gemeinde. Liturgie und Taufe. Vernichtung der Idole. Junschans Einkerkerung und Rückkehr nach Kuangsi.

7) Siutsiuens Charakter, Bekehrung und Gespräche.

8) Letzte Umreise in Kuangsi. Lage der Gemeinde. Jangsiutsin und Siathiparkuen.

9) Unruhen in Kuangsi. Kämpfe zwischen den Eingebornen und den Ansiedlern.

10) Die Gottanbeter werden in die politischen Wirren gezogen. Ursache, Anfänge und Erfolge der Rebellion. Siutsiuen und der Dreifaltigkeitsbund.

11) Verfolgung in Kuangtong. Gefangennehmung der Familie des Fongtunschan. Niederlage beim Reishügel. Die Flucht des Hongschin.

Die Visionen des Hong ergänzen nicht bloß eine große Lücke in der Geschichte des Mannes, seiner Genossen und der Rebellion, sondern sie sind auch eine große Bereicherung unserer Kenntniß des chinesischen Volkslebens. Hamberg hat eine Dorfgeschichte geschrieben, wie sie wohl kein chinesischer Auerbach unserer Tage hätte schreiben können. Seine Quellen sind so gut, wie man sie nur immer in China erlangen kann, Der gelehrte Missionar lernte mehrere Mitglieder der Hong-Familie kennen, befragte sie um die frühern Schicksale und Lebensgeschichte ihres berühmten Verwandten und schrieb nieder, was sie ihm für gute Bezahlung mitzutheilen beliebten. Es waren arme Leute, die erklärten, ihr berühmter Verwandter hätte sie zu großem Unglück gebracht. Wir sind demnach auf die chinesische Wahrhaftigkeit angewiesen.

Hongsiutsiuen ward 1813 in einem Dörfchen des Hoahien-Bezirkes im Kreise Kuangtong geboren. Das Land ringsum bildet eine von Reisfeldern bedeckte, durch zahllose Ortschaften unterbrochene Ebene. In klarer Witterung sind die weißen Wolkenberge bei der Kreishauptstadt sichtbar. Die Vorältern kamen von Kiajingtscheu, weßhalb ihre Nachkommen, sowie alle jene, welche sich im Süden des Kreises niederließen und die angestammte Mundart beibehielten, von den Eingebornen immer noch Hakkas genannt werden. Die Chinesen halten streng an den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorältern. Sie arbeiten ihr ganzes Leben, um den spärlichsten Unterhalt zu gewinnen; sie scheinen sogar, durch lange Gewohnheit den Sinn für alle, den westlichen Nationen unentbehrlich gewordenen Annehmlichkeiten verloren zu haben. Man sehe nur solch ein Kolonistendorf. Die Vorderseite der Wohnungen ist gegen Süden gerichtet, um dem Lichte und im Sommer dem erfrischenden Südwestwind Eingang zu verschaffen. Hinter der Thüre ist ein offener Raum von 10 oder 12 Fuß im Geviert, auf dessen beiden Seiten sich die Koch- und Badezimmer befinden. Der Thüre gegenüber ist das große Zimmer oder des Hauses Halle, von vorne ebenfalls ganz offen, um Licht und Luft einzulassen. Auf beiden Seiten sind einzelne Stuben für die verschiedenen Familienglieder, überdies ein Versammlungszimmer für die ganze Familie. Die Häuser sind bloß ein Stockwerk hoch. Der Boden wird mittels einer Mischung von feuchtem Sand und Kalk gehärtet und dann glatt gestrichen. Die Mauern bestehen aus derselben Masse, aber mit mehr Kalk untermischt. Das Dach ist einfach aus Sparren und Latten gezimmert und mit einer doppelten Reihe von Ziegeln belegt. Bei der ersten ist die runde Aushöhlung nach außen gerichtet, bei der zweiten nach innen, wodurch das Wasser abgehalten wird, in's Haus zu dringen. Der Geburtsort des Propheten zählt nur gegen 400 Einwohner, wovon der größere Theil zur Hongfamilie gehört. Das am westlichsten gelegene Häuschen der dritten Häuserreihe war die bescheidene Wohnung seiner Aeltern. Am Eingang des Dorfes gewahrt man ein großes schmutziges Wasser, wohin aller Unrath vom Regen zusammengeschwemmt wird. Die Eingebornen benützen solche Wasser als Dünger. Wer nicht an chinesischen Ackerbau gewöhnt, dem ist ihr Geruch unerträglich. Seitwärts der Pfütze steht das Schulhaus, wo die Knaben dieselben Klassiker wie allent-

halben im Reiche ſtudiren, mit der Hoffnung, wenn ſie ſich auszeichnen, zu den höchſten Würden des Reiches zu gelangen.

Bei der Geburt erhielt Hong einen Eigennamen, welcher „glänzendes Feuer“ bedeutet. Als er erwachſen, gab man ihm nach chineſiſchem Brauch einen andern, um ſeine Verwandtſchaft mit der Familie Hong zu bezeichnen. Der Jüngling wählte ſich als literariſchen Naman Siutſiuen, d. i. „glänzend und vollkommen“. Die beiden ältern Brüder halfen dem Vater im Bebauen ihrer Reisfelder und Gemüſebeete, welche den Hauptbeſtandtheil ihrer Nahrung ausmachten. Die Familie befand ſich in gar ärmlichen Verhältniſſen. Sie beſaß bloß zwei Büffelochſen, mehrere Schweine, dann, was zu einem chineſiſchen Bauernhof gehört, einige Hunde und einiges Geflügel. Siutſiuen beſuchte ſeit dem 7. Jahre die Schule und zeigte ungewöhnliche Neigung und Fähigkeit zum Lernen. Nach Verlauf von 6 Jahren wußte er ſchon die 4 Bücher, die 5 Klaſſiker und das Buch über die kindliche Liebe und Ehrfurcht auswendig. Für ſich ſtudirte er die vaterländiſche Geſchichte und die hervorragendſten Werke der Literatur, welche er ſämmtlich, wie ſeine Verwandten und Jugendgenoſſen erzählen, beim erſten Durchleſen ganz verſtanden haben ſoll. Bald erwarb er ſich die Gunſt ſeiner Lehrer und der ganzen Familie Hong, welche von den Talenten des jungen Mannes Großes erwartete. Im Laufe der Jahre werde er wohl Doctor oder gar Mitglied der Reichsacademie werden, woraus der Kaiſer in eigner Perſon die höchſten Beamten erwählt. Seine hohe Stellung würde dann über die ganze Sippe unendlichen Ruhmesglanz verbreiten. Siutſiuen erhielt deshalb, um ungeachtet der Armuth ſeiner Aeltern fortſtudiren zu können, mancherlei Unterſtützung. Die Lehrer ließen ſich für den Unterricht nichts bezahlen, die Verwandten verſorgten ihn mit Kleidern, und da einige Schulen weit entfernt waren, reichte man ihm auch die Lebensmittel unentgeltlich. In Unterredungen mit ſeinen Freunden verweilte der Vatergerne bei den Talenten des Sohnes. Sein Angeſicht leuchtete, wenn irgend Jemand ſeinen Siutſiuen lobte; dieß war ihm Grund genug, bei aller Dürftigkeit den Sprecher zu einer Taſſe Thee oder einer Schüſſel Reis in die Familienhalle einzuladen.

Bei alledem mußte der Jüngling wegen Armuth ſeiner Eltern im 16. Jahre die Studien aufgeben. Gleichwie andere ſeines Alters, die ſich nicht den Wiſſenſchaften widmen, arbeitete er jetzt auf dem Felde oder führte die Ochſen zur Weide hinauf zu den Bergwieſen, — die gewöhnliche Beſchäftigung der Leute in China, welche zu alt oder zu jung ſind für andauernde ſchwere Landarbeit. Alle bedauerten, daß Siutſiuen den Studien entzogen wurde. Schon im folgenden Jahre änderte ſich ſein Loos zum Beſſern. Von einem Freunde gleichen Alters, welcher von deſſen Talenten manche Förderung hoffte, ward er eingeladen, ſein Mitſchüler zu werden. Nach Verlauf einiger Zeit kehrte Siutſiuen in die Heimat zurück und ward Dorfſchulmeiſter. Jetzt endlich hatte Hong Gelegenheit, ſich ungehindert den literariſchen Beſchäftigungen zu zu widmen und nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe zu entwickeln. Das Einkommen eines chineſiſchen Lehrers richtet ſich nach der Zahl der ſeine Schule beſuchenden Knaben. Es ſind deren gewöhnlich 10 bis 20. Weniger als 10 wären für den Unterhalt nicht ausreichend, und mehr als 20 kann der Lehrer nicht brauchen, da er einen Jeden beſonders unterrichten und die auswendig gelernten Aufgaben herſagen laſſen muß. Der Schüler bringt jährlich 50 Pfund Reis; für beſondere Ausgaben 45 Stück der kleinen chineſiſchen Scheidemünze, gegen 12 Kreuzer rheiniſch; 1½ Pfund Lampenöl, eben ſo viel Schmalz, Salz, Thee, und je nach dem Alter und den Vermögensverhältniſſen noch 1½ bis 4 Dollars in Geld. Im Bezirke Hoahien, dem engern Vaterlande des Hong, dauert die Schule das ganze Jahr hindurch, einen Monat Ferien an Neujahr ausgenommen. Zu dieſer Zeit endigt der Vertrag des Lehrers mit der Gemeinde; es muß ein neuer gemacht werden. Gemeinden und Lehrer wechſeln aber gar häufig im Reiche der Mitte.

Hamberg erzählt nun weiter, wie der Schulmeiſter bei ſeiner Reiſe nach Kanton, um dort die höhere Prüfung zu beſtehen, einige Schriften chriſtlichen Inhalts erhielt, und welch einen mächtigen

Eindruck sie später auf ihn machten. Bald nach seiner Rückkehr, wo er die Prüfung nicht bestand, erkrankte Hong, wahrscheinlich aus übermäßiger geistiger Arbeit. Während dieser Krankheit sind ihm die im Buche ausführlich erzählten Visionen geworden, welche seine künftige Laufbahn bestimmten. „Der himmlische Vater, der große Gott ist selbst zu seinem Sohne herabgekommen; er hat ihn manchmal zu sich in den Himmel emporgehoben und dem jüngern Bruder Jesu Christi die Weihe gegeben zur Ausrottung der bösen Geister, der Mandschu und zum Aufbau des neuen himmlischen Reiches auf Erden". Die sogenannten chinesischen Evangelien, welche wir vor Kurzem in der Ursprache aus Nanking erhalten haben, bestehen in solchen Visionen oder Offenbarungen. Wir werden sie in einigen folgenden Artikeln aufzählen, ihrem Inhalte nach charakterisiren und einige Auszüge daraus mittheilen.

K. Fr. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Historia.

W. Eekhoff, Beknopte geschiedenis van Friesland. Leeuwarden 1851.

— —, Geschiedkundige beschrijving van Leeuwarden, de hoofdstad van Friesland. Deel 1. 2. Leeuwarden 1846.

R. de Bertrand, Histoire de Mardick et de la Flandre maritime. Dunkerque 1852.

M. J. Bast, Recueil d'antiquités romaines et gauloises, trouvées dans la Flandre proprement dite. Gand 1804—1813.

C. J. Lange van Wijngaerden, Geschiedenis der heeren en beschrijving der stad van der Goude. Deel 1. 2. Amsterd. 1813—17.

The pictorial history of the county of Lancaster. Lond. 1844.

B. Poujoulat, Charles I. et le Parlement. Par. 1854.

Fr. Fairplay, A brief plea for the old faith, and the old times „Merrie England". Lond. 1846.

N. M. Mandelgren, Monuments Scandinaviques du moyen age. Livr. 1. Copenh. 1855.

Memoires inedite de l'amiral Tchitchagoff. Campagnes de la Russie en 1812 contre la Turquie, l'Autriche et la France. Berl. 1855.

M. J. v. Crusenstolpe, Der russische Hof von Peter I. bis auf Nicolaus I. Bd. 1—4. Hamburg 1855.

Lites ac res gestae inter Polonos et ordinem Cruciferorum. T. I. Posen 1855.

E. Mieroslawski, Histoire de la revolution de Pologne. T. 1—3. Par. 1838.

Philologia.

C. E. A. Letellier, Aplications de la théorie du langage qui donne naissance à la langue universelle. Sciences. Caen 1854.

Dr. Voigtmann, Etymologische Studien mit besond. Rücksicht auf das Polaritätsgesetz der Sprache. Coburg 1855. Heft 1.

A. J. Richardson, Hints on examinations in the vernacular languages of Western India. Bombay 1853.

M. J. de Bast, Recherches historiques et littéraires sur la langue celtique, gauloise et tudesque. Vol. 1. 2. Gand 1815—16.

E. Renan, Histoire générale et système comparé des langues sémitiques. I. partie. Par. 1855.

H. Ewald, Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache des alten Bundes. 6. Ausgabe. Leipzig 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. November.

I. Nr. 17. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Die Wissenschaftslehre von Gustav Biedermann. Erster Theil: Die Lehre vom Bewußtsein. Leipzig 1856. Druck und Commissionsverlag von B. G. Teubner.

Der Verfasser tritt uns in der Vorrede mit der Versicherung entgegen, daß er gewiß wisse, daß nur von diesem seinem Standpunkte aus, auf diesem Wege, nach diesem Ziele hin es möglich sein wird, wenn auch nicht das letzte Wort, denn das wird nie Einer vermögen, so doch das Wort seiner Zeit in Wissenschaft, Kunst und Leben auszusprechen. Kant, Fichte, Hegel — denn bei Schelling sei von einem eigenthümlichen Fortschritt der Wissenschaft innerhalb seiner Philosophie, weder dem Principe, noch der Methode nach, etwas besonderes zu sagen — hätten das Wissen nicht zum Begriffe zu bringen und damit des Verfassers Standpunkt zu erreichen vermocht; derselbe ist ihm das Wissen, das aus dem Denken, wie dieses aus dem Bewußtsein zu Stande kommt. Allein mit diesem Wissen könne man nicht unmittelbar beginnen, es muß dasselbe zuerst in seiner Genesis aufgezeigt werden; eben so wenig aber könne man bei demselben dann stehen bleiben, sondern das Wissen muß zur Wahrheit werden, in der Welterkenntniß sich erfüllen und bewähren. Nach dieser Erklärung, die wir nur dem Sinne, nicht dem Wortlaute nach anführen konnten, beabsichtigt der Verfasser zunächst, das menschliche Wissen in seiner allmählichen Entstehung empirisch zu verfolgen, um vielleicht dann, ähnlich wie Kant, aus der hiedurch gewonnenen völligen Einsicht in das Wesen und den Umfang desselben Grenzen für das menschliche Erkennen abzustecken und nach der erkannten Sehweite die erkennbare Objectivität zu berechnen. Möglich, daß ihm hiebei der Gedanke vorschwebte, mit seiner Wissenschaftslehre ein Mittleres zwischen der Kritik der reinen Vernunft und der Phänomenologie des Geistes herzustellen, welche beide theils den Charakter einer Propädeutik haben sollten — wenigstens hat Kant früher seine Kritik der reinen Vernunft, Hegel später die Phänomenologie für eine solche erklärt — theils aber doch, namentlich letztere, über den Begriff einer solchen hinausgehe. Denn auch die Wissenschaftslehre will der Verfasser keineswegs für eine blos einleitende Wissenschaft gelten lassen, sie ist ihm zugleich Wissenschaft des Geistes überhaupt, worin ausgesprochen ist, daß er in der Darlegung der Genesis des Wissens zugleich die Deduction des Geistes gegeben zu haben glaube und mithin Wissen und Wollen für identisch erkläre. Deutlich indeß tritt seine Absicht nicht hervor, wie denn auch seine Behauptung, das Wissen müsse zum Princip der Wissenschaft gemacht werden, in dem ganzen Buche keine aufklärende Formulirung erhält, und man daher nicht weiß, ob etwa damit die ganz triviale Wahrheit, daß durch Wissen Wissenschaft entsteht, gemeint sein soll, wobei bereits Ungenauigkeit des Ausdrucks und Mangel an Distinction zu tadeln wäre, oder ob das Wissen, vielleicht im Selbstbewußtsein, als die erste sichere Thatsache und Gewißheit als principium cognoscendi, festgehalten und von hier aus in mehr reeller Folgerung das Gebäude der Wissenschaft aufgeführt werden soll. Ueber Art und Weise

des Fortschrittes vom Princip aus, über die Methode, erfahren wir ebensowenig Genügendes; denn die ganz vage Erklärung, daß Fortschritt und Ziel der Wissenschaft ist: aus dem Begriffe mittelst des Urtheils zum Schlusse zu kommen, bietet keinen Anhaltspunkt dar. Der Verf. selbst aber hat bereits in der Vorrede uns diese Ungewißheit, in der wir über Ziel und Ausgang der Wissenschaftslehre gelassen werden, voraus verkündigt und vertröstet uns auf die folgenden Theile, welche die nöthigen Berichtigungen bringen werden. Indeß deutet er uns zugleich an, daß wir uns nicht der Hoffnung einer baldigen Erfüllung unserer etwaigen Wünsche hingeben dürften, indem nicht die Verhältnisse darnach wären, die übrigen Theile rasch erscheinen zu lassen. Fragt man aber hierauf, wozu dann dieser erste Theil, aus welchem wir eigentlich in der Hauptsache nichts gewinnen, veröffentlicht worden ist, so erhalten wir die Antwort, es wäre aus mehr als einem Grunde nicht räthlich gewesen, denselben länger zurückzuhalten. In Ermanglung einer bestimmten Erklärung über Princip und Methode der Wissenschaft ist natürlich eine kritische Betrachtung hierüber unmöglich, und wenden wir uns daher zu des Verf. Eintheilung der Wissenschaft überhaupt. „Die Eintheilung (das System) der Wissenschaft ist: die zwei Theile und das die Theile eigenthümlich vermittelnde Ganze. Ist Philosophie die Wissenschaft überhaupt, so sind Naturwissenschaft und Wissenschaft des Geistes eben jene Theile, die in der Lebensweisheit so weit geeint sind, daß das Leben Natur und Geist in jeder Stufe bezeuget". Diese Eintheilung ist nun offenbar nicht umfassend genug; denn „die Wissenschaft des Geistes wird im Besondern bedeutungsvoller als Wissenschaftslehre bezeichnet: der Geist schaffet das Wissen und lehret dieses Schaffen, es ist der Geist der Schöpfer und Lehrmeister der Wissenschaft". Demnach werden aus dem Bereiche der Philosophie, die, unbestimmt genug, als Wissenschaft überhaupt bezeichnet wird, die Philosophie der Geschichte, der Kunst u. s. w., hinausgeworfen und kennt der Verf. keine Wissenschaft, die, etwa als Metaphysik oder speculative Theologie betitelt, eine dem ganz empirisch aufgegriffenen Gegensatz von Geist und Natur zu Grunde liegende transcendente Einheit beider zur Erörterung brächte und damit eine speculative Einsicht in das Wesen von Geist und Natur, sowie in die Möglichkeit einer Vereinigung beider in der Lebensweisheit anzubahnen und zu vermitteln suchte; namentlich ist eine solche Möglichkeit nicht einzusehen, wenn der Gegensatz von Geist und Natur als ein ursprünglicher erscheint, wie er sich nach dem empirischen Verfahren des Verf. offenbar herausstellen müßte. Der Ethik gegenüber, als der Wissenschaft der Einigung des Geistes und der Natur mußte also eine Wissenschaft entwickelt werden, welche die vor ihrem Gegensatz liegende Einheit beider zum Objecte hatte. Sollte es sich aber nach des Verf. Prämissen herausstellen, daß dieselbe nicht zum Begriff erhoben werden könne, so mußte doch wenigstens ganz allgemein auf die Nothwendigkeit einer solchen hingewiesen werden, für welchen Nachweis aber nach der vorliegenden Eintheilung der Wissenschaften sich keine offene und passende Stelle entdecken läßt. Schleiermacher, an den uns diese Eintheilung vielfach erinnert, verfuhr gleichfalls in der letztern Weise. Wie aber hier, so vermissen wir überhaupt an dem Verf. philosophisches Talent. In dem hierauf folgenden ersten Theil der Wissenschaftslehre, der von den drei Theilen derselben den ersten, nämlich die Lehre vom Bewußtsein, behandelt, tritt uns ein ganz flacher Empirism entgegen, der die Acte der Empfindung, Wahrnehmung u. s. w. mit einer einfachen Beschreibung ihres Herganges vollständig erklärt zu haben glaubt und auf einmal im Besitz des Begriffes Uebersinnlichkeit sich befindet, ohne daß wir über ihr Wesen oder über den Geist einen genügenden Aufschluß erhielten. Indem der Verf. diese Lehre vom Bewußtsein an die Stelle der empirischen Psychologie treten lassen will, verräth er nur, wie wenig er mit Inhalt und Umfang dieser bekannt ist.

In ermüdender Breite und unter beständiger Wiederholung des bereits oftmals Gesagten, in langgestreckten und darum schwerverständlichen Perioden *)

*) Als eine Probe des Styles und der ganzen Darstellungsweise des Verf. diene Folgendes: „Ist aber

sucht der Verf. die Entstehung des Bewußtseins und Selbstbewußtseins durch die Stufen der Sinnlichkeit und Uebersinnlichkeit zu erzählen, auf welchem Wege ihm kritisch nachzufolgen der Mühe nicht werth wäre; daher wir es denn auch vorziehen, über Ziel und Ausgang der Wissenschaftslehre für immerhin im Ungewissen zu bleiben, als durch die Lectüre der folgenden Bände die Zeit zu vergeuden. Zum Schluße erlauben wir uns nur, dem Verf. gleichfalls zu versichern, daß wir gewiß wissen, daß von diesem seinem Standpunkte aus, auf diesem Wege, nach diesem Ziele hin es unmöglich sein wird, den von der Gegenwart geforderten Weltbegriff zu gewinnen.

Dr. J. Huber.

---

schon der, zufolge der Erscheinung der Gegenstände bedingte Schein, obgleich die Erscheinung der Gegenstände ganz unbehindert zu den Sinnen gekommen war, ist schon dieser der Erscheinung der Gegenstände unmittelbar entsprungene Schein, ob der mannigfaltigen Eigenthümlichkeit der Sinne, nicht unverkümmert, nicht ganz so, wie der Gegenstand erschienen war, an den Sinnen vorhanden gewesen; dann ist es um so weniger noch der Sinnesanschein, wenn während der Zurücklegung des Weges der Erscheinung der Gegenstände zu den Sinnen, die Erscheinung überdieß durch verschiedene, vielleicht zufällige Vorkommnisse verändert, somit der Sinnesanschein von der eigentlichen Erscheinung der Gegenstände mehr oder weniger, oder auch wohl, einmal zu Stande gekommen, von jener sodann ganz und gar entblößt worden, und insofern eigenthümlich geworden war; um so weniger ist es der Sinnesanschein, der eben, wie der Gegenstand, wenn derselbe aus weiter Ferne vor den Sinnen zur Erscheinung gekommen, oder in der Erscheinung besonders wirkungsvoll gewesen ist, auch dann noch erschienen war, obgleich derselbe längst nicht mehr vor den Sinnen dagewesen ist, um so weniger ist es der Sinnesanschein, der etwa ebenso, als von der Erscheinung mehr oder weniger, oder auch gänzlich unabhängig zu Stande gebracht worden ist" (p. 87 — 88).

Jahrbuch der kaiserl. königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 1856. Mit 17 Tafeln und 26 Holzschnitten. Wien 1856. Aus der kais. königl. Hof- und Staatsdruckerei. 4.

Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark. Herausgegeben von dessen Ausschusse. Viertes — sechstes Heft. Gratz 1853 — 55. 8.

Dreizehnter und vierzehnter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Nebst der achten und neunten Lieferung der Beiträge für Landeskunde von Oesterreich ob der Enns. Linz 1853 — 54. 8.

Mittheilungen des historischen Vereins für Krain. Redigirt von Klun. IX. u. X. Jahrgang. Laibach 1854 — 55. 8.

„Mit vereinten Kräften" ist Oesterreichs Wahlspruch, und, getreu diesem, streben die historischen Vereine und an ihrer Spitze die kaiserl. Akademie zum gemeinschaftlichen Ziele, die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit Oesterreichs in Bild und Schrift zu erhalten und zu erklären, um durch sie die Geschichte des Gesammtlandes immer mehr aufzuhellen. Nach den von Seite der kais. Akademie herausgegebenen Schriften haben in jüngster Zeit das Jahrbuch der kaiserl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, so wie die historischen Vereine für Steiermark, das Museum Francisco-Carolinum für Landeskunde von Oesterreich ob der Enns und für Krain die Aufmerksamkeit der Geschichts- und Alterthumsforscher am meisten auf sich gezogen.

Bei Bearbeitung des obgenannten Jahrbuches war der Zweck, in gemeinfaßlicher Belehrung ein Gesammtbild einer monumentalen oder archäologischen Statistik zu geben, um durch dasselbe den Reichthum an den verschiedenen Kunstdenkmalen im Kaiserstaate mit Leichtigkeit übersehen zu können.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt nun die k. k. Central-Commission eine Reihe von Veröffentlichungen, welche theils einen Ueberblick ihrer Leistungen gewähren, theils wissenschaftliche Abhandlungen über historisch oder archäologisch wichtige Denkmale des Kaiserstaates enthalten.

Dieser Aufgabe entsprechend zerfällt dieses Jahrbuch in zwei Abtheilungen. Die erste umfaßt die auf die Gründung dieses Institutes bezüglichen organischen Bestimmungen, unter Anderem den Vortrag des Handelsministers Frhrn. von Bruck, den Wirkungskreis der k. k. Central-Commission und den Bericht über die Wirksamkeit dieser Central-Commission seit deren Activirung bis zum Schlusse des Jahres 1855. Die zweite Abtheilung enthält die nachstehenden wissenschaftlichen Abhandlungen und Berichte.

I. Die römischen Alterthümer und deutschen Burgen in Siebenbürgen mit einer Uebersichtskarte von M. J. Ackner. S. 3 — 50.

II. Ueber das im Jahre 1851 entdeckte Hypokaustum und die Inschrift der Gens Barbia zu Enns von Jos. Arneth. S. 51 — 72. Mit VII Tafeln.

III. Bericht über die Grabhügel bei Lövö in Ungarn und die daselbst vorgekommenen Nachgrabungen von Frhr. v. Sacken. Mit 1 Tafel. S. 73 — 83.

IV. Die Trajans-Inschrift in der Nähe des eisernen Thores von Jos. Arneth. Mit 1 Tafel. S. 83 — 91.

V. Bericht über einen archäologischen Ausflug nach Ungarn in den Jahren 1854 und 1855 von Rudolph Eitelberger von Edelberg. Mit 6 Tafeln und 26 Holzschnitten. S. 91 — 104.

Endlich das Register.

Ehe Ref. die einzelnen Abhandlungen bespricht, muß er die allgemeine Bemerkung vorausschicken, daß sämmtliche Arbeiten als wohlgelungene bezeichnet werden können. Die Abhandlung über die Alterthümer in Siebenbürgen entrollt ein sehr interessantes Bild über den ehemaligen Aufenthalt der Römer in diesem Lande und den Reichthum von Denkmalen, den sie uns hinterlassen haben. Die Abhandlung zerfällt in 4 Abschnitte: I. Die Römer im Maros-, II. Altfluß-, III. Szamos-Flußgebiete und IV. die deutschen Burgen in Siebenbürgen. Die Ueberreste der Vorzeit sind durch ganz Siebenbürgen, dem ehemaligen Central-Dacien, verbreitet, am häufigsten finden sie sich jedoch in den Kreisen von Hermannstadt, Karlsburg und Broos, namentlich an den größern Flüssen des Landes am Alt-, Maros- und Szamosflusse, an der Strehl und großen Kockel und in den lieblichen Weitungen ihrer Neben- und Zuflüsse. Einige Andeutungen aus dieser interessanten Abhandlung werden genügen, den Reichthum Siebenbürgens an antiken Denkmälern zu zeigen. Als Fundorte solcher ist am linken Ufer des Maros das römische Castrum bei Vetzel und Németi zu nennen, wo mehr als 60 Inschriften theils auf Altären und Marmortafeln, theils auf Bildwerken ausgegraben wurden (S. 5). Anderthalb Meilen davon, stromaufwärts, liegt der Markflecken Deva, wo Monumente aus Porphyr, Säulen mit Capitälern, Inschrift-Tafeln und Altäre zu Tage kamen (S. 6). Das Dorf Grebischtie (ungrisch Várhely), das jetzt einen kleinen Theil des großen Raumes über den weitläufigen Trümmern der ehemaligen Königsstadt Sarmizegethusa und nachmaligen, zu Ehren Kaiser Trajans benannten Metropolis Ulpia Trajana enthält, ein viereckiges Castrum im Umfange von 3000 Schritten, mit einem Flächenraume von 90,000 Geviertklaftern, ist voll von zerstreuten Trümmern großer Mauer- und dicker Dachziegel, Bruchstücken von Gefäßen, Urnen, Amphoren, Mosaikwürfeln von Marmor und aus Thon.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. November.

I. Nr. 18. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Jahrbuch der kaiserl. königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark ꝛc.

Dreizehnter und vierzehnter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Krain ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Amphitheater in der Nähe mißt 450 Schritte und seine Höhe 15—18′. Die Mauerverkleidung und die Säulen liefern jetzt ein reiches Material für die Kalköfen. Die im Jahre 1823 nördlich außerhalb des Castrums entdeckten 2 Mosaikböden, welche die Veranlassung und das Ende des trojanischen Kampfes bildlich darstellen, sind unter freiem Himmel dem Wechsel der Witterung preisgegeben, jetzt gänzlich zerstört (S. 7). Es ist daher sehr dankenswerth, daß Herr Arneth in seinen archäologischen Analekten, Taf. XV u. XVI, eine farbige Abbildung davon lieferte. Die im Jahre 1832 ausgegrabene Mosaik mit einer Victoria und Siegeskränzen (gleichfalls abgebildet von Arneth l. c. Taf. XVII. XVIII.) ist mit Schutt und Mist bedeckt (S. 8). Den Reichthum von Sarmizegethusa überbietet Apulum, zwischen Karlsburg und dem rechten Marosufer bei Maros Porto, wo das umfangreichste Trümmerfeld röm. Größe war, von wo 281 ausgegrabene Inschriften und 70—80 andere, weitige antike Gegenstände vorhanden sind (S. 15).

Von inschriftlichen Denkmälern führt der Verf. 13 in extenso an, und beruft sich bei ihrer großen Zahl auf Seivert und Neigebaur's Dacien. So viel Verdienstliches letzteres Werk rücksichtlich der Aufzählung der in Siebenbürgen entdeckten Alterthümer auch hat, so ist doch zu bekennen, daß der Text der Inschriften die schwächste Seite des Buches bildet. Da eine populäre Darstellung im Plane des Jahrbuchs liegt, so hätte der Verf. den Inschriften, deren Sinn lokaler Verhältnisse wegen, die auf ihnen vorkommen, oft ziemlich schwer zu deuten ist, wenigstens eine lateinische Paraphrase beifügen sollen. Es wäre nicht unnöthig gewesen, bei der einen oder der andern Inschrift den kritischen Obolus anzuwenden: so ist auf der Altarinschrift von Mikeháza (S. 24) statt VIRICLARIORVM offenbar die richtige Lesart VTRICLARIORVM. In der S. 35 angeführten Inschrift ist AEL statt A·EL und AET und XL statt IX zu lesen.

Sehr interessant sind die Berichte über die Münzfunde. Das Dörfchen Fiskal Gredist (S. 12) lieferte viele griechische Goldmünzen mit der Aufschrift *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΛΥΣΙΜΑΧΟΥ* und andere mit *ΚΟΣΩΝ*, dann über 500 Silbermünzen, darunter viele Consularmünzen und Münzen beinahe von allen Kaisern bis auf Trajan. In Bölz (S. 20) fand man einen ziemlich gut erhaltenen stählernen Stempel mit dem belorbeerten Kopfe des L. Verus und mit der Umschrift: L·VERVS·PARTH. MAX· und auf der Kehrseite IMP·VIII·COS·

III · P · P · Der Imperator zu Pferd, mit aufgehobener Rechten.

Ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des Berg- und Salinenwesens des alten Daciens ist die Auffindung der alten Gold-, Silber- und Eisenbergwerke, der Marmorbrüche, der Salinen, an die sich die Heilbäder anschließen. Die Unterscheidung der Stollen und tieferen Schachte von alter und neuer Bauart unterliegt keiner Schwierigkeit. Die Mundlöcher der alten Arbeiten sind gewöhnlich im Ganzen in festes Gestein getrieben und in trocknen Mauern aufgeführt. Ihre Figur ist elliptisch (S. 17). Beim Bergorte Nagyág finden sich die reichsten Goldadern Siebenbürgens. Hier sind unbezweifelt antike Stollen, die mit Feueransetzen betrieben wurden (S. 13). Aehnliche Arbeiten des alten Bergbaues finden sich bei Verespatak am Kajanelbach nächst Boitza, so auch am Körösfluß bei Ruda, Brad, Csébe und Körösbánya (Altenburg), wo auch Gold und Silber gegraben wurde. Man fand dort röm. Bergeisen (S. 13, 14), alte bergmännische Werkzeuge: Keilhauen, Bergkratzen, Schlägel, Säubertroge, Breitkeile und Lampen von gebranntem Thone (S. 19) und einen eisernen Mörser mit doppelter Handhabe. Bei Rodna sind gold- und silberhaltige Erz- und Bleibergwerke, in welchen sich uralte Grubenbaue finden, die mit Schlägel und Eisen in den Felsen gehauen sind (S. 39). Bei Offenburg beginnen die deutlichsten Spuren von den alten röm. Seifenwerken. In der Nähe dieses Ortes entdeckte man eine sogenannte Hunka oder Goldwaschbrett aus Kupfer, das sonst gewöhnlich nur von Holz zu sein pflegt (S. 19). Bei Alvinz, wo noch jetzt die vorzüglichste Goldwäscherei Siebenbürgens ist, fand man gleichfalls die Anzeigen alter röm. Goldseifenwerke und viele kleine Alterthümer (S. 14). Spuren des Betriebes von Eisenbergbau und verschütteter Eisensteingruben, bei deren Eröffnung sich menschliche Skelette, Gebeine von Pferden, röm. Münzen und Bergeisen vorfanden, entdeckte man bei Gyalár (S. 6). Ein Marmorbruch wurde bei Bukova aufgefunden; in ihm lagen angefangene Säulen, architektonische und künstlerische unvollendete Arbeiten der Römer (S. 7); ein Steinbruch bei Deva zeigt deutlich Spuren des Abbaues und der uralten technischen Benützung desselben. Noch liegen von Menschenhänden mit Schlägel und Eisen abgelöste ungeheure Massen, angefangene und bis zur Hälfte ausgemeißelte riesige Quadern, Cylinder, Säulen, Platten, Sarkophage und Anfänge gewölbähnlicher Formen da (S. 6). In Thornda, das die Stelle der röm. Salinenstadt Salinae eingenommen hat, sieht man noch die alten, jetzt unter Wasser stehenden Salzgruben, welche die Bewohner Daciens einst reichlich mit dem schönsten Krystallsalze versahen (S. 22). Spuren alter Salzgewinnung fand man am linken Marosufer im Maros Ujvár, wo man selbst auch alte Werkzeuge entdeckt hat (S. 23). Durch die Auffindung der Heilquelle bei Klein Kalán, die in einem 45′ langen und 30′ breiten künstlich ausgehauenen Bassin sprudelt, ist der Badeort Ad Aquas der Tabula aufgefunden, dessen Lage Mannert zwischen Hátzeg und Vaida Humiad vermuthete (S. 11). Eine zweite warme, von den Römern benützte Quelle mit antikem Becken, befindet sich bei Feredő (S. 13).

Unter den vielerlei kleinen Alterthümern, die in den röm. Bergwerken des alten Daciens gefunden wurden, sind unstreitig die Wachstafeln und Grubenbücher die merkwürdigsten, von denen es scheint, als wollten die Römer durch Hinterlassung dieser Urkunden ihr Eigenthumsrecht an die Goldbergwerke erhärten und außer Zweifel setzen, falls es ihnen selbst oder ihren Nachkommen geglückt wäre, in das Land zurückzukehren (S. 18). Man fand solche Tafeln zu verschiedenen Zeiten bei Verespatak in alten verschütteten Römerschachten. Doch hatten bloß die ersten drei Tafeln mit den vier innern beschriebenen Ceratseiten das Glück, von Dr. Maßmann entziffert und in seinem Libellus Aurarius edirt und commentirt zu werden, die andern sind verloren gegangen (S. 18). Später wurde wieder ein Duzend solcher Tafeln in Verespatak entdeckt, wovon 9 in das Pesther National-Museum kamen (S. 18). Diese Wachstafeln sind aber nicht die einzigen Urkunden, die sich über den alten römischen Bergbau in Siebenbürgen erhalten haben. Es kom-

men die Namen verschiedener montanistischer Beamten, als Q. Lusius Sabinianus, M. Scaurianus, T. Aur. Diocles, C. Aur. Atilianus, C. Sempronius Urbanus, Neptunius Hermius, M. Ulpius, P. Macrinus u. a. theils auf marmornen Altären und Votivtafeln, theils auf Grabsteinen, Sarkophagen und großen Ziegeln vor. Wir finden Bergverweser, Bergbaudirektoren, Administratoren, Procuratores aurariarum, Quaestores aurariarum, duumviri, triumviri, quatuorviri auro, argento, aeri flando feriundo, auch die Benennungen ganzer gesellschaftlicher Vereine, als ein Collegium aurariarum, fabrorum, hecatenorum, dendrophorum, negotiatorum etc. (S. 16). Indem R.f. auf die reichhaltige Abhandlung selbst verweist, erwähnt er nur noch der ihr beigegebenen Karte. Sie wurde von dem Verf. zur bequemen Uebersicht der bezüglichen, bis jetzt bekannt gewordenen Entdeckungen gefertigt, um ein mühsames und zeitraubendes Nachschlagen und Herumsuchen in den Werken, wo dieselben zerstreut vorkommen, zu erzielen und bei archäologischen Studien dieselben vor Augen aufgerollt zu haben und zu benützen. Bei Angabe und Andeutung der archäologischen Gegenstände wählte der Verf. achterlei möglichst passende Bezeichnungen für die wahrscheinlichen Römerstraßen, für die wirklich noch vorhandenen, für die Spuren röm. Ansiedelungen, die Fundorte von Geräthen, Münzen, Waffen u. dgl., die Fundorte von Denkmalen, Gräbern, Inschriften, Meilensteinen, für die Orte, wo sich archäol. Sammlungen befinden und endlich für die deutschen Burgruinen.

In der folgenden zweiten Abhandlung beschreibt uns Hr. Arneth, nach eigener Anschauung mit gewohnter Gründlichkeit, ein röm. Hypokaustum, das in der Nähe von Enns, wo das alte Lauriacum stand, im J. 1851, durch Einsinken eines Pferdes, entdeckt wurde. Das Gebäude ist in seinen Ruinen den großartigsten dieser Gattung beizuzählen. Nach sorgfältiger Untersuchung ergab sich kurz gefaßt folgendes Resultat: Die Ausdehnung erstreckt sich auf einen Raum von mehr als 80 Klaftern in der Länge und 18 in der Breite. Der Untergrund ist Diluvialschotter und Sand, darüber eine Art Estrich von 6" Dicke, aus einer kalkigen Lage bestehend, dann eine von grobem Geschiebe mit wenig Ziegeltrümmern, über diese wieder eine Kalklage, die oberste Fläche darstellend, worauf der Sockel der Säule ruht, die das Gewölbe trägt, das aus Ziegeln besteht, die 8¼" lang, 5¼" breit und 1 — 1¼" dick und theils ohne Bezeichnung sind, theils den Stempel der zweiten italischen Legion (LEG. II. IT.) führen, theils flüchtig in die weiche Masse mit einem scharfen Instrumente geschriebene Aufschriften zeigen. Die Bogenhöhe vom Estrich bis zum Scheitel des Gewölbes beträgt 3′ 8″, die Entfernung der Säulen, von denen man 74 auffand, 2′ 1″. Sie sind sämmtlich aus Granit — 24 derselben bestehen aus einem Stücke — die meisten aus zwei. Die Höhe der Säulen sammt den Capitälern ist 3′ 4″, der Durchmesser des Säulenschaftes 13″. Die auf dem Capital aufliegende Wölbung ist 6″ stark, aus Ziegeln gebaut; dieser aufliegend folgt eine 9″ mächtige Lage eines aus Kalkmasse und vorherrschend kleinen Ziegelfragmenten, sowie aus einzelnen Rollsteinen zusammengesetztes künstliches Conglomerat u. s. w. Eine Säule wurde aus Ziegeln gemauert vorgefunden. Ueber der Fläche des Estrichs liegt 3′ mächtig die Dammerde.

Unter den Fundgegenständen werden aufgeführt 119 Stück Münzen, Fragmente von Töpfergeschirr, Thonlampen mit dem Fabrikstempel CRESCES und VIBIANI, Glasschmelze u. dgl.

Zur Vergleichung des Ennser Hypokaustums mit andern macht uns der Verf. auf die unterirdischen Heizgemächer von Alt-Ofen, Nußdorf bei Lienz in Tyrol, Buronville, Lichtenberg bei Zweibrücken, Badenweiler, Rottenburg am Neckar, St. Cernin und Salona aufmerksam und gibt zum Schlusse auf Blatt V. eine vergleichende Zusammenstellung des Unterschiedes zwischen den Säulen zu Enns, St. Florian, Ofen, Lienz und St. Cernin. Zur Erläuterung der Beschreibung des Ennser Hypokaustums dienen 6 lithogr. Tafeln.

Der zweite Theil der Abhandlung des Herrn Arneth gibt eine Zusammenstellung von 26 Steininschriften, auf denen, wie auf einem in Enns ge-

fundenen Denkmale, Glieder der weit verbreiteten Gens Barbia erwähnt werden. Die Tafel VIII. zeigt den Kopf einer zu Laibach gefundenen Bronzestatue des Ti. Barbius Titianus. Nachdem der Verf., in Bezug auf das Geschlecht der Barbier, auch die Münzen aufgezählt und gewürdigt hat, die zu Ehren der Kaiserin Sallustia Barbia Orbiana, wodurch die gens Barbia den meisten Glanz erhielt, geschlagen wurden, spricht er sich am Schlusse dahin aus, daß Orbiana die Gemahlin des vom J. 222 — 235 n Chr. regierenden Kaisers Severus Alexander gewesen sei.

In der dritten Abhandlung bespricht Frhr. v. Sacken die Grabhügel bei Lövö, einem kleinen Flecken 5¼ Meilen von Steinamanger, der ehemaligen Römer-Colonie Claudia Sabaria und die Nachgrabungen daselbst, die unter seiner Leitung vorgenommen wurden. Der Verf. unterscheidet zweierlei Grundformen der Grabhügel, die runde und die längliche, und in ihnen sechserlei Arten von Grabstätten und Bestattungsweisen. Die runden sind 6—10′ hoch, stehen unregelmäßig und vereinzelt, haben oben meist eine Vertiefung, welche auf einen in ihnen angelegten hohlen Raum, der erst später verschüttet wurde, deuten. Die länglichen sind 3—4′ hoch, 12—14′ lang und erheben sich am obern Ende.

Bei den sämmtlichen Bestattungsweisen fand die Verbrennung ihre Anwendung.

Die erste Bestattungsweise zeigt die verbrannten Gebeine in Urnen in einer Grabkammer. Diese bestand aus einem von Bruchsteinen aufgeschichteten Mauerwerke, wobei wenig Kalk angewendet wurde. Sie war 9′ lang, 8′ breit und 3′ hoch, oben mit Ziegeln bedeckt, welche stufenartig, einer gegen den andern hervorragend, gelegt waren. Zu diesem Gebäude führte an der Westseite ein schmaler Zugang, gebildet durch zwei niedrige, 2½′ von einander entfernte Mauern aus zusammengelegten Steinen, ohne Mörtel. Der Fußboden bestand aus einer weißen Estrichmasse von Kalk mit gestoßenen Ziegeln gemischt. Er ruhte auf einer Unterlage von Bruchsteinen, am Rande zeigten sich Spuren einer gemalten Einfassung von grünen Blättern zwischen zwei braunen Linien. Auf dem Boden lagen zerbrochene Urnen, die verbrannte Gebeine enthalten hatten (S. 74).

Die zweite Bestattungsweise zeigt verbrannte Gebeine in Urnen ohne Grabkammer. In einer Tiefe von 1½′ standen in bloßer Erde die Urnen, und zwar so, daß 10 Töpfe von verschiedener Form und verschiedenem Thone und eine Glasurne um einen großen Topf im Kreise herumgestellt waren. Sie enthielten verkohlte Knochen und eine schwarze fette Masse (S. 75).

Die dritte verbrannte Gebeine, ohne Urnen, auf einen abgestutzten Erdhügel gelegt.

Die vierte zeigt eine ausgemauerte überwölbte Grabkammer, in der ausgemalte Vertiefungen zur Aufnahme der Ueberreste des verbrannten Körpers angebracht wurden; das Ganze war mit Erde überdeckt. Das Grabgebäude bestand in einem runden Raum von 7′ Durchmesser; die Mauern, aus wohlgefugten Steinen, sind 2½′ dick und bis zum Anfange des Gewölbes beiläufig 3′ hoch. In der Mitte war der aus zwei Lagen bestehende Estrichfußboden ziemlich erhalten. Die untere Lage desselben bestand aus Kalk mit etwas feinem Kiessand vermischt, die obere hatte eine starke Beimengung von Ziegelmehl. Auf diesem Boden in der Mitte lagen mehrere 2′ im Quadrat haltende Steine, unten flach, oben halbrund. Unter diesen war die eigentliche Begräbnißstätte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. November.

I. Nr. 19. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Jahrbuch der kaiserl. königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark ꝛc.

Dreizehnter und vierzehnter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereins für Krain ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es kamen nämlich unter den erwähnten großen Steinen zwei viereckige Vertiefungen von 3½′ Länge, 2′ Breite und 2′ Tiefe zum Vorschein, mit der schmalen Seite nebeneinander liegend, durch eine kleine 1½′ breite Mauer getrennt. Sie waren inwendig mit einer feinen dicken Mörtelschichte überzogen, auf dieser lag eine Lage Kalk mit zierlicher Malerei bedeckt, theils Streifen von abwechselnd weißer, grüner und rother Farbe, theils Ranken mit spitzen hellgrünen Blättern und rothen Blumen vorstellend. In einer dieser Vertiefungen fand man reichlich verkohlte Gebeine, jedoch ohne Topf, in der andern, die besonders schön ausgemalt war, wieder halbverbrannte menschliche Ueberreste, Scherben eines Thon- und eines Glasgefäßes nebst dem Bruchstücke einer eindochtigen Lampe. Unter dem wohlgeglätteten Boden waren Steine als Substruction unmittelbar auf dem geröllartigen Untergrund gelegt.

Die fünfte Bestattungsweise zeigt bloß verbrannte und mit Erde bedeckte Leichname.

Die sechste verbrannte Leichname in Urnen. In der Mitte des Hügels fanden sich vier krugartige Gefäße aus röthlichem Thone, die ganz mit den Ueberresten verbrannter Leichen und mit einer schwarzen schmierigen Masse angefüllt waren. Bei jedem Topfe befand sich eine kleine, einfache, eindochtige Lampe aus grauem Thone, ohne Schrift (S. 78). Anlangend das Volk, dem die angeführten Grabstätten angehörten, so glaubt der Verf., daß sie in Rücksicht auf ihre außerordentliche Uebereinstimmung in der Hauptanlage wie in allen Nebenumständen mit denen in Nord- und Süd-Deutschland, Illyrien, Croatien ꝛc. entschieden von den zum illyrischen Volksstamme gehörenden Pannoniern herrühren. Ref. ist der Meinung, daß man hier den Mittelweg einschlagen und die einen Gräber dem eingebornen Volke, die andern den Römern zuerkennen müsse. Für röm. Beerdigungsgebrauch sprechen die Lampen, die Glasurnen, der Estrichboden, und die gemalten Wände, für illyrisch-pannonischen die rohgearbeiteten und halbgebrannten Graburnen, die Grabgewölbe aus Bruchsteinen und die Gräber in bloßer Erde. Die von Seite der Römer und Eingebornen stattgefundenen Ehebündnisse, wovon die Inschriften der Grabdenkmäler Zeugniß geben, lassen nicht ohne Grund schließen, daß Bestattungen von beiden Völkern und oft in einem und demselben Grabe vorkamen. Wer ruht auch im Grabe nicht gerne bei den Seinigen! Schließlich kömmt der Verf., indem er er die Lage der in dem Iti-

nerar auf der Straße von Boetovio nach Carnuntum angeführten Orte zu ermitteln ſucht, zu dem Schluße, daß das zwiſchen Halicanum (bei Mura Szerdahely) und Sabaria (Steinamanger) gelegene Salle das jetzige Lövö ſei.

In der IV. Abhandlung des Jahrbuches berichtet Herr Arneth über die Trajans-Inſchrift in der Nähe des eiſernen Thores und liefert zum erſtenmale eine genaue Abſchrift derſelben nebſt einer Abbildung des ganzen Denkmals. Dieſes iſt in der Nähe des eiſernen Thores, Ogradena gegenüber, in einer Höhe von 2 Klaftern über der Erde, ganz aus lebendigem Felſen ausgehauen. Mit Ausnahme der vertieften Inſchrift ſind alle Bildhauerarbeiten en relief gearbeitet. Die Inſchrifttafel, 1 Klafter 2′ lang, 4′ 7″ hoch, mit in den erſten 2 Zeilen 7½″ langen, ſchön geformten Buchſtaben wird von einer nackten männlichen Figur, die mit ausgeſpreizten Beinen und emporgehobenen Armen daſteht, getragen. Zu beiden Seiten halten dieſelbe fliegende Siegesgöttinnen. An den Handhaben der Tafel taucht oben zu beiden Seiten ein Delphin nieder. Ueber der Tafel befindet ſich ein Geſimſe, wovon der untere Theil aus Blätterwerk, der obere aus ſechs Roſetten, in deren Mitte ein auffliegender Adler abgebildet iſt, beſteht. Die Buchſtaben der Inſchrift ſind, nach antiker Weiſe, ſämmtlich roth ausgemalt.

Die Inſchrift nach Arneths glücklicher Ergänzung lautet:

IMP · CAESAR · DIVI · NERVAE · F
NERVA TRAIANVS AVG GERM
PONTIF · MAXIMVS TRIB POT IIII
PATER · PATRIAE COS III(I)
MONT(IS) · (F)L(VVII) AN(FRACTI)B(V)S
SVP(ER)AT(IS) (VIAM) (PAT)E(CIT).

An die Leiſtungen der Central-Commiſſion ſchließen ſich die der hiſtoriſchen Vereine, von denen Ref. hier zuerſt den für Steiermark namhaft macht. Sein erſtes Auftreten erfolgte im 1. Hefte der im J. 1848 in Gratz erſchienenen Schriften des hiſtor. Vereines für Inner-Oeſterreich, worunter Steiermark, Kärnthen und Krain begriffen ſind. Nachdem dieſes Geſellſchaftsverbündniß ſich ſchon im J. 1849 gelöſt hatte, trat der Verein für Steiermark ſelbſtändig auf, und eröffnete ſeine literäriſche Thätigkeit mit der Herausgabe des 1. Heftes der Mittheilungen des hiſtor. Vereines für Steiermark, Gratz 1850, dem bis zum J. 1855 noch 5 andere Hefte nachfolgten. Die Mitarbeiter dieſer Vereinsſchrift erweiſen ſich als Männer von Fach: von keinem der gelieferten Aufſätze möchte man wünſchen, daß er nicht geſchrieben wäre. Den Heften ſind häufig lithogr. Abbildungen beigegeben. Die techniſche Behandlung iſt bei den Anſichten von Schlöſſern ꝛc. im Ganzen gut zu nennen, bei der Darſtellung antiker Denkmäler aber iſt der alterthümliche Charakter nicht gehörig aufgefaßt. Die Abhandlungen ſcheiden ſich in ſolche, die dem Mittelalter und der Neuzeit und in ſolche, die der Kelten- und Römerzeit angehören. Die erſtern fanden die zahlreicheren Bearbeiter, unter denen die Namen Göth, Ankershofen, Harb, Tangl, Leitner, Puff, Robiſch, ſowie unter den letztern Knabl, Pratobevera, Pichl, Macher von gutem Klange ſind. Ref. wendet ſeine Aufmerkſamkeit beſonders den Aufſätzen archäologiſchen und epigraphiſchen Inhaltes zu. An der Spitze der Verf. ſolcher ſteht der ebenſo thätige als kenntnißreiche Hr. Richard Knabl, Pfarrer in Gratz, deſſen unermüdlicher Eifer ein jedes der Hefte mit einem Aufſatze bereichert hat, von denen Ref. nur die Beantwortung der Frage: Wo ſtand das Flavium Solvense des C. Plinius? ſeine epigraphiſchen Excurſe, die antiquariſche Reiſe in das obere Murthal und die Abhandlung über den angeblichen Deus Chartus auf einer röm. Inſchrift zu Videm namhaft macht. In dieſen Abhandlungen, die mehr als 300 Inſchriften und Abbildungen röm. Denkmäler enthalten, iſt ein reicher Schatz von Kenntniſſen niedergelegt. Ein beſonderes Intereſſe gewinnen die Inſchriften und die Bildwerke durch die Verſchmelzung der Römer mit den Landeseingebornen in Hinſicht auf die gegenſeitig eingegangenen ehelichen Verbindungen. In einer Familie heißt der Gatte Secundinus, die Gattin Nice, des Nuomars Tochter und der Sohn Secundinus; auf andern hat Cotaius zur Gattin die Justa, Aurelia zum Bruder den Jantullus; ein

Domitius Secundinus hat die Derva, des Malaus Tochter zur Frau, beider Sohn heißt Junianus. In Verbindung mit röm. Namen kommen beispielsweise folgende Namen der Landeseingebornen vor: Cumuorvus, Nertomarus, Jantumarus, Coviodomarus, Ressimarus, Japarunus, Eluisianus, Burranus, Burrus, Brinubus, Loturus, Jantullus, Adiatullus, Cnullus, Mannus, Gammus, Irmadius, Leucamulus, Totlus, Couso, Muffo, Dubnissus, Saitullus, und Nertomaria, Ulonia Andina, Cotulia, Devognata, Brogimara, Albricantia, Seha, Camula, Bellicia, Sacela, Maxiona, Tatuca, Suaducia, Samuda, Jalandina u. a. Von nicht minderm Interesse als die Inschriften sind die Reliefe mit ihrem reichen Bilderschmucke. Abgesehen von der Darstellung verschiedener Gottheiten sind es die Kostüme der Römer und der Eingebornen, die durch ihre Mannigfaltigkeit in Gewandung, in Halsketten, im Haarschmucke, in Waffen, häuslichen und Opfergeräthschaften den brauchbarsten Stoff für ein Trachtenbuch Steiermarks aus der Periode der röm. Landesinhabung liefern könnten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht nun Ref. auf das Einzelne über und bespricht dasjenige, worin er in seinen Ansichten vom Verf. abweicht.

S. 35 in Flavium Solvense (Schriften des hist. Ver. für Innerösterreich) wird die Stelle C · KANVLANIO NEPOTI F · MIL etc. „und dem Enkel Kajus Kanulanius, getreuen Soldaten“ übersetzt. Nepos ist hier Cognomen, wie S. 48 C. Octavius Nepos, und nicht Verwandschaftsbezeichnung, die in der Sigla F = filio angedeutet ist.

S. 47 daselbst wird I... AVG. THR. mit AVCTorato THRaci erklärt, während der Sinn sein dürfte: Ala oder Cohors I Augusta Thracum.

Im 1. Heft S. 37 (Mitth. des histor. Ver. für Steiermark) läßt der Verf. das nach CON(jugi) in der 4. Z. stehende, einem F gleichende k, der Sigla für karissimae unbeachtet.

S. 44 daf. würde Ref. die Siglä der 1. Z. D. D. O., auf einem Votivsteine, statt mit Diis Deabusque omnibus durch Deo Dolicheno optimo interpretiren.

S. 49 daf. und 5. H. S. 205 ist statt SEPTVEIVS — SEPTVLEIVS zu lesen. Ein Q. Septuleius Faustus und ein Q. Septuleius Marinus erscheinen auf einem Denkmale im Dechanthof bei Teisendorf (Hefner röm. Bayern S. 188. Dessen röm. Denkmäler Salzburgs S. 33).

S. 49 daf. lautet eine Inschr. von Weyer so:

VIBIA · TERTI · F
GRACILO SECVDI
NO MARI FIL · SIBI
V · F

Die Erklärung lautet: Vibia, des Tertius (oder Tertus) Tochter, hat (dies Denkmal) dem Gracilus Secundinus, Sohne des Marius (oder Marus) und sich noch bei Lebzeiten errichtet. Die Paraphrase wird so lauten müssen: Vibia, Tertii filia, Gracilio Secundino marito et sibi fecit.

S. 49. Eine zweite Inschrift daselbst lautet:

SEROTINVS ET
VERECVNDA
C · ANNI RVFINI F

Die Sigla F. der 3. Z. ist mit Tochter erklärt, während sie, in Bezug auf Serotinus und Verecunda als Kinder (des C. Annius Rufinus) zu fassen ist.

S. 52. In einer Kobenzer Inschrift wird in der 2. Z. eine ATIBRICANTIA und in der Uebersetzung eine Albricantia genannt. Der erstere Name ist wohl der richtige?

S. 63. Die letzte Zeile einer Grabinschrift lautet so: KALENDINVS CELATI · F · MA · L · II · AD · AN · XVI Dazu kommt die Erklärung: Falendinus (st. Kalendinus, wie H. 3 S. 113) Celati filius annorum 50 Secundae annorum 16.

In einer Note bemerkt der Verf., die Sigl MA (in einem Schriftzug) hätte eigentlich lauten sollen AN; allein dem Steinhauer beliebte, es so wie hier zu geben, und in einer zweiten Note: Die Siglen II AD (in einem Schriftzuge) können nichts anders als Secundae bedeuten. Hierin weicht in der Erklärung Ref. ganz von dem Verf. ab, und interpretirt Kalendinus Celati filius magister legionis secundae adjutricis annorum XVI. Die

magistri, die Ref. in der Sigla MA findet, kommen bei röm. Heeren häufig vor, z. B. ein Magister utriusque militiae (Mommsen Inscr. Regni Neapol. No. 1885), ein magister equitum (Grut. p. 298, 4.), magistri equitum et peditum in der Notitia dign. capp. IV. V. 17 ... 24. 184 etc.), wo viele Gattungen der Magistri namhaft gemacht werden. Siehe Index S. 104 u. 105 der Ausgabe Böckings.

Aus der Erklärung der Sigla MA. ergibt sich die der Siglen L · II · AD · d. i. legionis secundae adjutricis, mit welchem Beinamen die zweite Legion häufig vorkommt.

S. 67 daſ. gibt der Verf. eine Inſchrift von Semriach ſo:

M · AUREL · SAANVS · VET · LEG · II · IT · P · F
SEVERIANE ERATORE COS · ET AVREL
MARTIA CON · VI FECERVNT SIBI ET M
AVR · VRSIGNO FIL · PRAETORIANO CH
IIII P · STIIII Θ AN · XX

Die Erklärung lautet: Marcus Aurelius Saanus veteranus legionis II. Italicae Piae Fidelis Severianae imperatore consule et Aurelia Martia conjux vivi fecerunt sibi et Marco Aurelio Ursigno filio praetoriano cohortis IIII post stipendia IIII mortuo annorum XX.

Die Schwierigkeit in der Interpretation liegt in dem Worte SEVERIANEERATORE der 2. Z.; der Verf. glaubt dieſe dadurch zu überwinden, indem er es in die 2 Worte Severiane und Imperatore auflöſt und dazu die Erklärung gibt: Der Nachſatz ERATORE als Zeitbeſtimmung, wenn Saanus unter dieſer Legion diente oder ſeinen Abſchied bekam, weiſet in den Conſularbüchern auf keinen Conſul dieſes Namens hin, ſondern iſt ein unvollſtändiges Sigl uud deutet an, daß der Veteran in dieſer Legion diente oder verabſchiedet war, während das Conſulat des L. Septimius Severus in ſeine Regierungszeit als Kaiſer fiel, alſo entweder 194 oder 202 n. Chr., und hätte eigentlich lauten ſollen imp ERATORE CONSule, was der Veteran vielleicht nicht auf dem Stein bezeichnet haben wollte, damit er eines der Jahre angebe ꝛc. Dem Ref. ſpricht obige Erklärung nicht zu. Er ſcheidet dieſes Wort in 3 Theile: SEVERi-ANT-ERATORE. Die beiden erſten deuten auf die bekannten Beinamen der 2. Ital. Legion Severianae Antoninae. Das dritte Wort, das offenbar falſch copirt iſt, bezeichnet eine dienſtliche Stellung, die Saanus bei dem Conſul oder Conſularen bekleidete, wie Strator oder dergl., und, da ſich das Wort auf E endigt, auf ein Amt, das Saanus bei Errichtung des Denkmals nicht mehr ausübte, wie Exstratore. Die Sigla P nach Cohors IIII darf nicht durch post erklärt werden, was gegen den Styl der Inſchriften wäre, ſondern es iſt darin der Anfangsbuchſtabe des Namens einer Völkerſchaft oder eines Präfecten, wie Pannoniorum oder Publii zu verſtehen. Zweifelhaft iſt auch die Lesart Praetorianus, da gewöhnlich miles praetorius vorkommt. Die Sigla CON. in der 3. Z. iſt mit Conjuges, nicht conjux zu erklären.

2. Heft S. 65. Nach einer Inſchrift von Gobernigg errichtet eine VAL(eria) VALENS ihrem Gatten VIBINIANVS einen Denkſtein. Der Verf. glaubt, daß ſtatt Valens Valensia zu leſen ſei; allein dies iſt nicht nöthig, indem Valens, als urſprüngliches Particip, die Masculin- und Femininform in ſich begreift.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. November.

I. Nr. 20. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Jahrbuch der kaiserl. königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark ꝛc.

Dreizehnter und vierzehnter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Krain ꝛc.

(Fortsetzung.)

3. Heft S. 102. In Pettau fand sich die fragmentar. Inschrift:

... IDI
... RIO
... MAE
... RVCTO
.... IIVERAN
... DVCT

die Ergänzung: Isidi Myrionymae Eructus Quinti Sabini Verani conductoris Portorii Poetoviensis servus vilicus posuit, nach Inhalt anderer Steiermärker Denkmale, ist als eine sehr gelungene zu bezeichnen. Was den Fundort des der Isis Myrionyma gesetzten Denkmals, worauf sich der Verf. mit Hinweisung auf Gruter p. 835, 11 (soll heißen 83, 5), bezieht, betrifft, so ist dieser nicht an der Isar in Bayern, wie Gruter an der citirten Stelle angibt, zu suchen, sondern am sogenannten Konterwege an der Eisack in Tirol, worüber Hefner: „Die röm. Denkm. Oberbayerns (im oberbayersch. Archive VI. B. S. 166)“ nachzusehen ist.

S. 113 lautet eine Inschrift von St. Ruprecht an der Raab so:

C · TERTVLLINVS
ET D · TERTVLLA
C · ET TERTINO F
KALANDINO F
F · MIL · LEG · X
CRISPA ET DIG.

Die Sigla des Pränomens D der zweiten Zeile wird mit Didia erklärt, gewöhnlicher wäre Decima und das F der verletzten Zeile mit fidó, wofür Ref. frumentario vorziehen würde.

Unter den Steiermärkischen Inschriften findet sich auch eine vielbesprochene, vom Verf. 4. H. S. 35 angeführte, die so lautet:

INVICTO
DEO
CHARITO
NEVIOD
SVMM.

Der Verf. erklärt sie so: Invicto Deo (Mithrae) Charito Nevioduni Summus Magister „dem unbesiegten Gotte (Mithras) hat Charito Oberpriester (Oberlehrer) zu Neviodunum (diesen Stein gewidmet“. Mit Recht versteht der Verf. unter Charito den Namen dessen, der das Denkmal widmete, und zeigt, daß sich dieser auf mehreren andere Inschriften wieder finde. Den hier gegebenen Citaten fügt Ref. noch die bei: Boissieu Inscript. de Lyon p. 476. Kellermann Vigil. p. 26, 2. 20. Reinesius p. 800 XX. Mommsen Inscr. Regni Neap. N. 2132 vorkommenden bei. Die einfache und richtige Deutung genügt aber Herrn Prof. Terstenjak nicht, sondern

weil Czarni, Czarn, zhern, czerni in allen slavischen Dialekten „schwarz, pechschwarz, höllenschwarz“ heißt, so wird aus dem (Sklaven) Charito ein Deus Chartus, ein schwarzer Gott, im Gegensatze zu dem Lichtgott Belibog gemacht und in den Mitth. des histor. Vereines für Krain Neunter Jahrg. S. 49 eine Controverse, nicht zum Vortheile der Wissenschaft — worüber Ref. schließlich sprechen wird — geführt. Ob die Erklärung der Sigle SVMM, mit Summus Magister, die richtige ist, läßt Ref. aus dem Grunde anheimgestellt, weil er nach epigraph. Regeln in dem Worte SVMM ohne Trennung der beiden M durch einen Zwischenraum oder einen Punkt nicht 2 Worte erkennen kann; man müßte den Summagister geschrieben und gesprochen haben.

4. Heft S. 209. Der Anfang einer in Kalsdorf gefundenen Inschrift lautet so:

C. CORNELIVS C · F
POM · DERT · VERVS

Die Uebersetzung gibt: Cajus Cornelius Verus, des Cajus Sohn, aus der pomtinischen Zunft, wobei der Geburtsort des Verus, die Cisalpinische Stadt Dertona, ausgeblieben ist.

5. Heft S. 157. In Pettau weiht ein EVCARPV ‖ AVG · LIB · ‖ TAB · P · P · S den Nymphen einen Altar. Die Siglen P · P · S glaubt der Verf., weil in der Inschrift die Weiheformel V · S · L · M · nicht da steht, mit posuit pecunia sua interpretiren zu müssen; Ref. aber ist der Ansicht, daß die obigen Siglen mit Tabularius provinciae Pannoniae superioris zu erklären seien, wie sie auch auf den andern Pettauer-Steinen in dieser Bedeutung vorkommen. Eucarpus will sich nicht als einen Privat-Archivbeamten des Kaisers, sondern als einen Staats-Archivar bezeichnet wissen. Die Auslassung der Weiheformel macht den Altar als einen zum wirklichen Opferdienst für die Nymphen bestimmten, nicht als einen, in Folge eines Gelübdes gesetzten, kenntlich.

6. Heft S. 127. Die 1. Z. einer Inschrift von Frauenthal lautet: P · ALB · CALANDINVS · Die Sigla ALB. erklärt der Verf. mit Albinus. Ref. würde Albius vorziehen, wodurch statt des doppelten Cognomens das fehlende nomen gentilicium erscheinen würde.

S. 133 daselbst. Dem Bemühen des Verf. ist es gelungen, einen, wegen der an ihm als Relief angebrachten Waffenrüstung für mittelalterlich gehaltenen Denkmale die nachstehende sehr interessante Inschrift zu entziffern:

M · PETRONIVS
M · F · ARN · CLASSI
CVS · MARRVCINVS
> LEG · VIII · AVG
HIC EST · CREMATVS
OSSA RELATA DOMI
FRATER ET · CON
CA POSV.

Die Erklärung lautet: Marcus Petronius, Marci filius, Arniensi (tribu) Classicus, Marrucinus (natione), Centurio Legionis octavae Augustae, hic est crematus. Ossa relata (sunt) domi. Frater et Conjux cara posu (erunt.). Die Form domi wird hier als eine Abkürzung der Dativform domui zu nehmen sein, so wie auch auf Steiermärkischen Steinen als Ablativ domu vorkommt; referre ist in der Bedeutung etwas dahin bringen, wohin es gehört, zu faßen. Statt cara würde Ref. carissimo erklären und es auf Petronius beziehen.

S. 143 daselbst: Eine Altarinschrift in Ober-Pettau beginnt mit I · O · M · D, welche Siglen der Verf. mit Jovi optimo maximo dedicatum erklärt. Ref. würde für die Sigle D die Deutung Dolicheno vorziehen.

S. 146 daf. ist bei der Inschrift von Ruscitza Z. 3 LEGI ITAL mit legionis primae Ital. zu erklären, wohin die vollständige Schreibung der 1. Z. LEGIONIS PRIMAE ITALIC. hinweist.

S. 170 daf.: In der 12. Z. einer Seckauer Inschrift gibt die Abschrift AVENINVS wofür AVENTINVS zu lesen ist, ebenso ist die Sigle VL, die vor PRIMITIVS steht, mit VLORENTINVS zu deuten, so wie auch eine PATERNIANA VLORENTINA, ein PATERNIVS VL. und eine

ABIAME VLORENTINE auf Salzburger Denkmälern vorkommen. (Hefner, die röm. Denkm. Salzburgs S. 49 u. 50).

Anlangend die Ueberſetzung des Textes der Inſchriften, ſo weicht die Anſicht des Ref. in Nachſtehendem von der des Verf. ab.

1. H. S. 29. Der Kaiſertitel Augustus, wie er auf einem Meilenſtein Conſtantin des Großen, vorkommt, wird vom Verf. mit Mehrer des Reiches überſetzt. Ref. würde dafür das Wort Erlauchter wählen.

4. Heft S. 46 wird in einem Militär-Diplome die Stelle: IMP · CAESAR und TR · POT · II · IMP · VI ſo überſetzt: Der oberſte Feldherr Kaiſer — zweimaliger Volkstribun, ſechsjähriger Regent, ſtatt der Kaiſer — in ſeinem zweiten Regierungsjahre, nachdem er 6mal zum Imperator ausgerufen war.

S. 48 daſelbſt wird SACRA IOVI STYGIO überſetzt: Dem unterweltlichen Jupiter ziemen Weihgeſchenke, ſtatt: dieſe Graburne iſt dem unterweltlichen Jupiter heilig.

S. 50 daſ.: SIGNVM I. ARVB · CVLT · DD iſt zu überſetzen: das Standbild iſt den Verehrern des Jupiter von Arubium geweiht, ſtatt den Verehrern Jupiters zu Arubium.

Anlangend die Deutung der Bildwerke, ſo erkennt der Verf. in dem Reliefe eines Grabdenkmals von Marein (1. Heft S. 27) einen Schreibgehülfen mit aufgerollter Schriftrolle und eine Sklavin mit einem Schmuckkäſtchen und in einem zweiten Reliefe (S. 28) Sklave und Sklavin, erſtern mit Schriftrolle, letztere mit Metallſpiegel, der dazu beſtimmt iſt, den letzten Lebenshauch des Verſcheidenden auf der kalten Spiegelfläche aufzunehmen. Dieſe Deutung ſcheint dem Ref. für die damaligen Zeiten zu ſentimental. Die Sklavin gehört der Klaſſe der Ornatrices an, daher hält ſie den Spiegel in der Hand. Der Sklave mag allerdings einer von dem Schreiberperſonale ſein, doch deutet die Schriftrolle in den Händen der auf Grabmälern abgebildeten Perſonen oft nur auf ihre teſtamentariſche Verfügung hin. Verum ubi plurima nitent — non ego paucis offendar maculis!

Die Zeitſchrift des Museum Francisco-Carolinum in Linz, deren Zweck es iſt, nach der Einrichtung des dortigen Vereins, die Forſchungen der Mitglieder über Landes- und einheimiſche Naturgeſchichte zu veröffentlichen, erſchien zuerſt unter dem Titel: Erſter Bericht über die Leiſtungen des vaterländiſchen Vereines zur Bildung eines Muſeums für das Erzherzogthum Oeſterreich ob der Enns und das Herzogthum Salzburg. Linz 1835. 4. Von dem vierten Berichte änderte ſie Format und Titel, der nun ſo lautet: Bericht über das Museum Francisco – Carolinum. Nebſt Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oeſterreich ob der Enns und Salzburg. Linz 1840—1855. 8. Seit dem Beſtehen der Zeitſchrift ſind 15 Berichte und 10 Lieferungen der Beiträge erſchienen. Ref. hebt für ſeinen Zweck nur aus der 8., dem 13. Berichte beigegebenen Lieferung zwei, beſonderer Aufmerkſamkeit werthe Aufſätze, heraus, der eine, unter dem Titel: Ueberbleibſel aus dem hohen Alterthume im Leben und Glauben der Bewohner des Landes ob der Enns, iſt von Herrn Pritz, der andere: Römiſche Inſchriften im Lande ob der Enns von Hrn. Gaisberger verfaßt. Beide enthalten recht viel brauchbares Material. In der Einleitung ſpricht Herr Pritz zuerſt über die Veränderungen in Natur und Geſchichte und über das Bleibende in denſelben. Die Abhandlung ſelbſt zerfällt in zwei Abſchnitte. Der I. Abſchnitt behandelt im Allgemeinen die Ueberbleibſel aus dem Heidenthume im Aberglauben, in manchen Gebräuchen, Meinungen und Feſten des Volkes, beſonders in Bezug auf die alte Religion der Deutſchen. In dieſer Rückſicht ſpricht nun der 1. § ſpeziell über die Geburt und die Beſtimmung des Schickſals — die Kindheit und Jugend; der 2. § über die weiſen und prophetiſchen Frauen der Vorzeit — Kehr- und Schattenſeite in der Gegenwart; der 3. § über die Hexen und Truthen; der 4. § von Zauberei in weiterm Umfange; der 5. § vom Glauben an verſchiedene Geiſter und Geſpenſter — einſt und jetzt; der §. 6 über Verehrung von Thieren im Heidenthume. — Heilige Gewächſe und Bäume; Ueberbleibſel in der Gegenwart;

der 7. § von den alten religiösen Festen und Gebräuchen an denselben — den Ueberbleibseln in jetziger Zeit. Der II. Abschnitt hat zum Hauptinhalte das Alterthümliche bei den Gebäuden und Wohnungen, im Zunftwesen, in Spielen und Unterhaltungen, im Gerichtswesen und in den Todtengebräuchen. Insbesondere behandelt der 8. § die Wohnungen und das Zunftwesen; der 9. § die Spiele und Unterhaltungen. — Die Trinksucht der Deutschen; der 10. § die Sitten und Gebräuche, erklärbar aus dem Gerichtswesen der alten Deutschen; der 11. und letzte § die Gewohnheiten, Gebräuche und Meinungen des Volkes bei dem Tode und den Begräbnissen.

In der Abhandlung über die röm. Inschriften im Lande ob der Enns erklärt Herr Gaisberger deren 81. Er theilt sie in Denkmale A in Bezug auf Religion und B auf Profan-Geschichte ein. In letzterer Hinsicht zerfallen sie ihm a) in solche, die öffentliche Verhältnisse besprechen, wozu 1. das Kriegswesen und 2. der Straßenbau gehören und b) die Privatverhältnisse betreffen, wozu er 1. Gewerbe und Industrie, 2. die Geräthschaften und 3. die Grabdenkmale und die Denksteine rechnet. Zur leichtern Uebersicht und zum bequemen Auffinden des behandelten Stoffes sind 3 Inhaltsverzeichnisse am Schlusse beigefügt, wovon das I. die Uebersicht über die Eintheilung der Denkmäler, das II. die Personen-Namen und das III. die Namen der Sachen und Orte enthält. Das interessanteste der hier veröffentlichten Denkmäler ist die Inschrift eines zwischen Passau und Engelhardszell bereits im XVI. Jahrhunderte aufgefundenen, seitdem aber wieder zu Verlust gegangenen Meilensteins, dessen Inschrift so lautet:

IMP · CAESAR
MAVRELIV
S ANTONI
NVS PIVS FE
LIX AVG PAR
T · MAXIMVS
BRIT MAXIM
VS R P.
VIAM IVXTA
AMNEM DA
NVVIVM FI
ERI IVSSIT A
BOIIODVRY
SALOATONB
XV

Wie aus den Titeln, die hier dem Kaiser M. Aurel Antoninus, dem Erbauer der Donau-Heerstraße, beigelegt sind, erhellt, ist dieser Caracalla. Da das Tribunat fehlt, so bleiben, als Anhaltspunkte zur Zeitbestimmung der Aufstellung dieses Meilensteines, nur die Titel des Kaisers. Hier ist der Titel Felix maßgebend, den Caracalla in seinem 16. Regierungsjahre oder im J. 213 n. Chr. annahm. Die Errichtung des Denkmals fällt also zwischen die Jahre 213 und 217, in welchem letztern Caracalla ermordet wurde, und zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit auf das J. 213, wo dieser Kaiser gegen die Alemannen, die er am Main schlug, zu Felde zog und seinen Rückweg nach Dazien nahm, auf welchem er die Donaustraße benützte. Für die Geographie ist dieser Meilenstein von großer Wichtigkeit, da er eine Straße längs der Donau anführt und an derselben 2 Stationen und ihre Entfernung voneinander namhaft macht, ein Fall, der bisher nur von dem im k. Antiquarium in München befindlichen Meilenstein von Volkertshofen oder Nassenfels, der auf der Straße, die von der Donau bei Abensberg nach dem Rheine zog, gestanden hatte, bekannt war. Diese zwei Ortsbestimmungen sind in der 13. und 14. Z. unserer Inschrift, die so lauten: A BOIIODVRY SALOATONB XV. enthalten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. November.

I. Nr. 21. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Jahrbuch der kaiserl. königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark ꝛc.

Dreizehnter und vierzehnter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum ꝛc.

Mittheilungen des historischen Vereines für Krain ꝛc.

(Schluß.)

Herr Gaisberger vermuthet die Namen Boidurum und Slanaco; der erstere Ort ist unzweifelhaft, der letztere aber kann nicht Slanaco sein, das nicht an der Donau, sondern am Inn, bei Schärding lag. Die auf dem Meilensteine genannten 2 Stationen lagen aber an der Straße, die unmittelbar am rechten Donauufer (juxta amnem Danuvium) hinzog. Sehen wir uns in dem Itinerar, das die Ortschaften an der Donaustraße verzeichnet, um, so finden wir Joviacum, wofür auch die Lesart Loviacum durch die Codices geboten wird, und dies ist wahrscheinlich der durch die schlechte Abschrift unkenntlich gewordene Ortsname auf unserm Meilensteine. Jovinenum, das Gaisberger in seiner Abhandlung: Ueber die Ausgrabungen röm. Alterthümer und die Lage des alten Joviacum (in den Beiträgen zur Landeskunde des 4. Berichtes über das Mus. Franc. Carol.) in Schlögen wieder findet, lag 15,000 Schritte von dem Fundorte unsers Meilensteines, der ungefähr eben so viele wieder von Passau entfernt ist; so daß also der ehemalige Standort unsers Denkmals in der Mitte zwischen der Innstadt von Passau (Bojodurum) und Schlögen (Joviacum), in der Nähe von Englhardszell, wo auch wirklich der Meilenstein im J. 1590 aufgefunden wurde, gelegen, bestimmt werden kann. So trifft nun das auf demselben bezeichnete Maaß von M · P · XV sowohl von Bojodurum als von Joviacum auf seinen Fundort zusammen. Die Meilenstein-Inschrift würde nach Verbesserung der fehlerhaften, durch den Abschreiber veranlaßten Lesarten, so lauten:

IMP · CAESAR
M · AVRELIV
S ANTONI
NVS PIVS FE
LIX AVG · PAR
T · MAXIMVS
BRIT · MAXIM
VS P · P ·
VIAM IVXTA
AMNEM DA
NVVIVM FI
ERI IVSSIT A
BOIODVR · M
P · XV A IOVIACO M · P ·
XV.

Ref. schließt seinen Bericht mit den Mittheilungen des histor. Vereines für Krain, in denen sich im Jahrg. 1854 S. 49 ꝛc. eine Streit-

schrift des Prof. Terstenjak gegen Pfarrer Knabl als Entgegnung auf den Aufsatz des Letztern unter dem Titel: „der angebliche Deus Chartus auf einer röm. Inschrift zu Videm“ (von der Ref. bereits gesprochen hat) befindet, die nicht ohne Leidenschaftlichkeit geschrieben ist. Hätte Prof. Terstenjak die goldene Regel des Horaz: Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam viribus et versate diu, quid ferre recusent, quid valeant humeri mit der Nutzanwendung auf die Epigraphik, daß man sich nicht zur Erklärung einer Inschrift herbeilassen soll, wenn man nicht den theoretischen und praktischen Theil dieser Wissenschaft versteht, wohl beherzigt, so würde er gewiß seine Abhandlung mit der Sklaven-Apotheose des Charito nicht dem Drucke übergeben haben. Ref. mißkennt jedoch nicht manches Gehaltvolle und historisch Schätzenswerthe, was der Verf. hiebei vorbringt. Der Angelpunkt, um den sich der Streit gegen Knabl dreht, ist das Wort CHARITO mit der Ligatur von R u. I geschrieben. Ob Charito oder Chairto zu lesen sei, darüber zu streiten, wäre nicht nöthig gewesen, da mehr als ein Duzend Beispiele die erstere Lesart bestätigen, während sich für die zweite keines finden läßt. Mit Feststellung des Männernamens Charito fällt also auch der schwarze Gott Chartus selbstverständlich weg. Ref. kann die Bemerkung nicht unterdrücken, die er bei mehrern österreichischen Geschichtsforschern machte, daß sie, indem sie Stellen aus griechischen Schriftstellern in der Ursprache anbringen, die gröbsten Verstöße gegen Accentuation, ja selbst gegen etymologische Regeln sich zu Schulden kommen lassen. Dieses zweckwidrige Verfahren verdient dann noch eine ernstere Rüge, wenn auch eine latein. Paraphrase dem Urtexte beigegeben ist. Der Laie ist nicht im Stande die Richtigkeit der Uebersetzung zu prüfen und der Mann von Fach bedarf sie nicht. Sie ist ihm höchstens ein Behilf, den in jenen Citaten fast nicht mehr verständlichen griechischen Text zu entziffern. Oft finden sich sogar im Urterte ganz andere Lesarten, als sie die lat. Uebersetzung gibt, so daß man sieht, daß der Verfasser einer fraglichen Abhandlung sie ohne Sprachkenntniß nebeneinander stellte. Ungern bemerkte Ref. in Terstenjak's Abhandlung eine nicht unbedeutende Anzahl von Druckfehlern, von denen er nur einige hier namhaft macht: Seite 51 steht dreimal der Mannenkönig st. Manenkönig Pluto; S. 52 Zauaria st. Zaccaria, Gunter st. Gruter; S. 53 Aneus st. Ancus, Metus Tufelius st. Fuffetius, Marini Atta st. Atti, ebenso S. 59 Oreli st. Orelli. Auch muß Ref. gegen die Gewohnheit eifern, Inschriften zur Hälfte in Unzialen und zur Hälfte mit Cursivschrift zu veröffentlichen, und dazu noch ohne alle Bezeichnung der Zeilenabtheilung, wie dies z. B. in der Abhandlung des Herrn P. Hitzinger unter dem Titel; Zur Frage über die ältesten Bewohner der innerösterreichischen Länder (in den Mitth. des hist. Ver. f. Krain. 1855, S. 33 ꝛc.) der Fall ist, wo man z. B. S. 64 D · M · C · Clodius. CHARITO QVIETO FILIO suo clarissimo u. S. 69 Q. Tessignius Maximian. Patr. pro St. Aur. Victore. V·S·L·M. liest.

Dr. Jos. v. Hefner.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Philologia.

Ch. Ph. Brown, A dictionary, Telugu and English, explaining the colloquial style used in business and the poetical dialect. Madras 1852.

Bresnier, Cours pratique et théorique de langue arabe. 2e édit. Par. 1855.

A. B. Jocher, Pelasgia. Petropoli 1851.

P. E. Huschke, Die Oskischen und Sabellischen Sprachdenkmäler. Elberfeld 1855.

J. B. Gardin Dumesnil, Synonymes latins. Nouvelle édition par J. A. Auvray. Par. 1853.

H. Weil et L. Benloew, Théorie général de l'accentuation latine. Par. 1855.

G. G. Sulzer, Dell' origine e della natura dei dialetti comunemente chiamati Romanici. Trento 1855.

Fr. Mandet, Histoire de la langue Romane (Roman provençal). Par. 1840.

G. Peignot, Essai analytique sur l'origine de la langue française. Dijon 1835.

Dr. K. Bartſch, Provenzaliſches Leſebuch. Mit einer literar. Einleitung und einem Wörterbuche. Elberfeld 1855.

M. Morin, Traité de prononciation. 4me édition. Par. 1855.

L. de Wik-Potel, Dictées récréatives. Bizarreries et singularités de la langue française. Par. 1854.

J. A. Schmeller, Cimbriſches Wörterbuch, das iſt deutſches Idiotikon der VII u. XIII Comuni in den venetianiſchen Alpen. Herausg. von J. Bergmann. Wien 1855.

R. G. Latham, The english language. 4. Edit. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

Fr. Bopp, Ueber das Albaneſiſche in ſeinen verwandtſchaftlichen Beziehungen. Berl. 1855.

S. W. Koelle, Outlines of a grammar of the Vei language together with a Vei - English vocabulary. Lond. 1854.

A. Vannucci, Studi storici e morali intorno alla letteratura latina. Torino 1854.

J. T. Wheeler, The life and travels of Herodotus in the fifth century before Christ. Vol. 1. 2. Lond. 1855.

L. Vaucher, Etudes critiques sur le Traité du Sublime et sur les écrits de Longin. Zürich 1854.

P. J. Girard, Des caractères de l' Atticisme dans l'éloquence de Lysias. Par. 1854.

A. Ditandy, Etudes sur la comédie de Ménandre. Par. 1854.

Herodoti Halicar., Musae. Textum ad Gaisfordii editionem recognovit etc. J. C. F. Bähr. Editio altera emendatior et auctior. Vol. I. Leipzig 1856.

W. Rüſtow, Heerweſen und Kriegführung C. Julius Cäſar's. Gotha 1855.

C. von Noorden, Symbolae ad comparandam mythologiam vedicam cum mythologia germanica, imprimis pertinentes ad pugnam dei aestivi cum dracone. Bonn 1855.

Dſchami, Liebe, Wein und Mancherlei. Perſiſche Lieder, zum erſten Mal deutſch gegeben von M. Wickerhauſer. Leipz. 1855.

Bocharie van Djôhor, De kroon aller koningen, naar een oud Maleisch Handschrift vertaald door P. P. Roorda van Eijsinga. Batavia 1827.

Fr. Baudry, Etudes sur les Vêdas. Par. 1855.

Ballala, Bhodjaprabandha, histoire de Bhodja, roi de Mâlwa et des Pandites de son temps. Texte Sanskrit. Par. 1855.

B. Dorn, Vier ſyriſche Handſchriften der K. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg. Petersb. 1853.

Hymni, XXI, Dei Indrae dedicati qui in libris VIII., IX et X Rigvedae continentur; e cod. Londinensi primus ed. C. de Noorden. P. I. Bonn 1855.

Philosophia.

The collected works of Dugald Stewart, ed. by Will. Hamilton. Vol. 1—7. Edinb. 1854—1855.

Locke's Writings and Philosophy historicaly considered and vindicated from the charge to the Scepticisme of Hume. Lond. 1855.

M. Liberatore, Institutiones philosophicae. Editio 8. Vol. 1—3. Romae 1855.

F. W. Tittmann, Ueber Leben und Stoff. Dresden 1855.

Dr. J. Püllenberg, Fundamentalphiloſophie. Paderborn 1856.

P. Paganini, Il P. Bernardo e la civiltà cattolica. Lucca 1854.

Dr. Th. Jacob, Aus der Lehre vom Ganzen. Metaphyſiſche Unterſuchungen. Berl. 1855.

J. Schaller, Leib und Seele. Zur Aufklärung über Köhlerglauben und Wiſſenſchaft. Weimar 1855.

C. G. Carus, Organon der Erkenntniß der Natur und des Geiſtes. Leipz. 1856.

M. E. Chevreul, Lettres adressées à M. Villemain sur la methode en général et sur la définition du mot Fait. Par. 1856.

Dr. E. Frhr. v. Meyſenburg, Zur Vollendung der Erkenntnißlehre mit beſonderer Rückſicht auf Hegel. Berlin 1855.

N. Chatelain, Du Goût considéré sous ses faces diverses et dans ses rapports avec la société. Par. 1855.

B. d'Haussez, Nouvelles études morales et politiques. Par. 1851.

C. Levi, The law of nature and nations as affected by Divine Law. Lond. 1855.

Aesthetica.

Dr. Merzdorf, Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Oldenburg 1855.

F. Ch. Schloſſer, Dante-Studien. Leipz. 1855.

G. Regaldi, Canti. Nona ediz. corretta et accresciuta. Vol. I. Disp. 1. 2. Torin 1854.

G. Prati, Satana e le grazie. Pinerolo 1855.

P. Giuria, Racconti storici e romantici. Voghera 1854.

M. Zani de' Ferranti, Di varie lezioni da sostituirsi alle invalse nell' inferno di Dante Alighieri. Bologna 1855.

Angel de Saavedras, Duque de Rivas, Obras completas. T. 1—3. Madrid 1854.

L. Braunfels, Dramen aus und nach dem Spaniſchen. Th. 1. 2. Frankf. 1856.

D. Ant. Vinageras, Obras, ed. Nic. Vinageras. T. I. Par. 1855.

E. Berthet, Les catacombes de Paris. La tombe-Issoire. Vol. 1—4. Paris 1855.

Rog. de Collerye, Oeuvres. Nouv. édition par Ch. d'Héricault. Par. 1855.

F. Bungener, König und Prediger. Baſel 1856.

Th. Middleton, Works, with some account of the author and notes by Al. Dyce. Vol. 1—5. Lond. 1840.

R. G. White, Shakespeare's scholar. New-York 1854.

Wollheim, Raphael Sanzio. Romantiſches Trauerſpiel. Leipzig 1855.

P. Trede, Klaas von Brochdörp. Zwei plattdeutſche Gedichte in der Wilſtermarſch-Mundart. Hamburg 1856.

M. v. Riedwald, Bilder aus dem orientaliſchen Kriege. Bd. 1—3. Leipz. 1855.

B. Reber, Bilder aus den Burgunderkriegen. Baſel 1855.

W. Oſterwald, König Alfred. Epiſche Dichtung. Berlin 1855.

E. R. Neubauer, Lieder aus der Bukowina. Wien 1855.

Hartmann v. Aue, Der arme Heinrich und zwei jüngere Proſalegenden verwandten Inhalts. Herausg. von W. Wackernagel. Baſel 1855.

K. Groth, Vertellu. Plattdeutſche Erzählungen. Kiel 1855.

— — Quickborn. Volksleben in plattdeutſchen Gedichten Ditmarſcher Mundart. In's Hochdeutſche übertragen von F. A. Hoffmann. Braunſchweig 1855.

L. Erk, Deutſcher Liederhort. Berlin 1856.

A. Weiſſer, Schubart's Wanderjahre oder Dichter u. Pfaff. Hamb. 1855.

Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutſche Schauſpiele. Herausg. v. O. Schönemann. Hannover 1855.

Heinrich, Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach et la légende du Saint-Graal, étude sur la littérature du moyen-âge. Par. 1855.

A. Hartmann, Kiltabend-Geſchichten. Bd. 1. 2. Bern 1855.

Dr. Funkhänel, Ueber das geiſtliche Spiel von den zehn Jungfrauen. Weimar 1855.

Fr. Gerſtäcker, Amerikaniſche Wald- und Strombilder. 2. verm. Aufl. Leipz. 1855.

Th. Apel, Geſammelte dramatiſche Werke. Bd. 1. Leipzig 1855.

Friedr. Krug von Nidda, Nachlaßſchriften. 1. Bdch. Markgraf Eckard von Meißen. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Querfurth 1855.

E. J. Sauppe, Göthe's Fauſt. Leipz. 1856.

L. G. Visscher, Bijdragen tot de oude letteren der Nederlanden. Utrecht 1839.

Die Edda, die ältere und jüngere, nebſt den mythiſchen Erzählungen der Skalda, überſ. und mit Erläuterungen begleitet von K. Simrock. 2. verm. Aufl. Stuttg. 1855.

J. Arany, Toldi's Abend. Poetiſche Erzählung. A. d. Ungar. v. M. Kolbenheyer. Peſth. 1856.

P. C. Hooft, Brieven. I. 1600—1629. Leiden 1855.

C. A. Vogell, Kunſtarbeiten aus Niederſachſens Vorzeit. Hft. 1—3. Hannover 1855.

Frz. Kugler, Handbuch der Kunſtgeſchichte. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Stuttgart 1856.

H. G. Hotho, Die Malerſchule Huberts von Eyck, nebſt deutſchen Vorgängern und Zeitgenoſſen. Th. 1. Berlin 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. November.

II. Nr. 11. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi, professore di Zoologia nella Regia Universitá di Torino. — Estratto dal Cimento. Fasc. IV. Torino 1852.**
2. **Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen und das Verfahren, welches zur künstlichen Vermehrung der Perlen dem hohen königl. sächsischen Ministerium der Finanzen vorgeschlagen wurde. Von Dr. Küchenmeister. Müller's Archiv. Jahrg. 1856. S. 269—281.**
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague, H. B. M. Consul at Ningpo. Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain et Ireland. 1856. Vol. XVI. Part. 2. Art. XV. p. 280—284.**

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern galt die Perle wegen ihres unvergleichlichen Glanzes als ein Gegenstand der Bewunderung, des größten Luxus und in Folge davon eines ausgebreiteten Handels; kein Wunder also, wenn trotz aller mißlungenen Versuche und getäuschten Erwartungen das Bestreben immer wieder auftauchte, Perlen auf künstlichem Wege hervorzubringen. Die angewendeten Methoden, die Muschelthiere zur Erzeugung von Perlen in kürzerer Zeit und größerer Menge zu bestimmen — denn nur von diesen kann hier die Rede sein, keineswegs von jenen aus andern Stoffen künstlich bereiteten und bloß den edlen in Gestalt, Glanz, Farbe und Glätte ähnlichen, unächten Perlen — lassen sich im Allgemeinen auf drei Arten zurückführen. Sie beruhen meistentheils auf der Nachahmung derjenigen Mittel und Wege, welche nach theoretischen Hypothesen die Natur bei der freien Produktion der Perlen einzuschlagen scheint.

I. Die erste Verfahrungsweise besteht in einer Verletzung des Thieres, seiner theils weichen (Körper), theils harten Theile (Schale). Jene finden wir in sehr frühen Zeiten; sie gehört fast in's Reich der Sage. Im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sollen nach den Berichten des Apollonius [1])

1) Philostratus in vita Apollonii, III. 57. edit. Olearii p. 139. Nach Conrad Gessner's (Hist. nat. lib. IV, p. 634) Uebersetzung lautet diese Stelle: „Dignum existimavi, quae de altero margaritarum genere (arte facto scilicet) traduntur, non praetermittere, quandoquidem nec ipsi Apollonio res visa est levis, sed auditu jucunda et mirabilium omnium mirabilissima. Nam qua parte insula pelagus respicit, immensa est maris altitudo; fert autem ostreum in testa alba, quadam pinguedine referta. Lapidem autem nullum producit. Inde maris tranquillitatem observant et aquae superficiem etiam ipsi olei infusione levigant. Tum ad ostrea capienda ingreditur aliquis, ita instructus paratusque, sicut qui spongias colligunt. Est autem ei ferreus later, σπλην ϑὶς σιδηρᾶ, et ala-

die Küstenbewohner des rothen Meeres eine Methode, den Muschelthieren Perlen abzuzwingen gekannt haben. Sie goßen vorher Oel in das Meer, um es zu beruhigen und zugleich dadurch heller und durchsichtiger zu machen; alsdann giengen sie in dasselbe, reizten die Muschelthiere durch eine Lockspeise zur Oeffnung ihrer Schalen, stachen sie mittelst eines spitzen Instrumentes und fiengen den davon auslaufenden Saft in kleinen Gruben eines eisernen Models auf, worin derselbe zu wirklichen Perlen erhärtete.

Jünger ist die andere Methode der Perlenerzeugung durch Verletzung der Schalen. Linné bot im Jahre 1761 sein Mittel, die Fluß- und Teichmuscheln zur Bildung von Perlen zu veranlassen, dem Könige und Staatsrathe als Geheimniß zum Besten des Staates an [1]). Da aber diese darauf nicht eingiengen, verkaufte er dasselbe an einen Kaufmann Namens Bagge zu Göthenborg, für 18,000 Kupferthaler — circa 500 Ducaten — in einem wohl versiegelten Pakete. Letzteres haben Bagge's Erben im Jahre 1780 öffentlich an die Meistgebenden zum Kaufe angeboten [2]). Ob aber

---

bastrum unguenti; atque ita prope ostrea considens Indus unguento, quasi esca ad fallendum utitur. Namque illo perfusa ostrea sese aperientia inebriantur. Tunc ferreo stilo (κέντρῳ) perforata quasi saniem quandam emittunt. Hanc venator ferreo latere (πλινθίδι) excipit, qui in varias multiplicesque formas concavatus est. Ea vero postmodum sanies lapidescit, atque in modum naturalis margaritae albus ille sanguis obdurescit. Et haec est quae ex rubro mari colligitur margarita. Huic autem venationis generi etiam Arabes intendunt, ex opposito maris habitantes."

1) In Stockholmer Blättern vom 3. Dezember 1762, und in deutschen Zeitungen zu Anfang des Jahres 1763 war folgende Nachricht zu lesen:

„Dem Herrn Archiater Linnäus ist von den Reichsständen die Freiheit zugestanden worden, einen Nachfolger in seiner Profession zu verordnen, und das als eine Erkenntlichkeit für die entdeckte Erfindung, die Perlen in den Muscheln auf eine künstliche Art zu vermehren. Von des Königs Majestät ist er geadelt worden und führet im Wappen ein Ei und auf dem Helme die Linnäa."

Davon rührt die allgemeine Ansicht, Linné sei wegen seiner Erfindung geadelt worden. (Vergl. D. G. Schreber's Sammlung verschiedener Schriften, welche in die ökonomischen, Polizei- und Cameral-Wissenschaften einschlagen. Halle 1763. Thl. X, S. 353). Allein dieses ist falsch, denn Linné erhielt den Adelsbrief, welchen Prof. Beckmann mit dem beigefügten Wappen in den Händen hatte, im Jahre 1756, also fünf Jahre früher, ehe er diese Erfindung, deren darin nicht gedacht ist, bekannt machte.

Ferner ist in seinem Wappen keine Perle, sondern ein Ei, womit der Landeshauptmann Tilas, der damals die Wappen der geadelten Familien blasoniren mußte, nach der Weise der alten Aegyptier die ganze Natur andeuten wollte. Das Wappen ist in drei Felder getheilt, deren jedes durch die Grundfarbe eines der Naturreiche andeutet, z. B. das rothe Feld das Thierreich, das grüne das Pflanzenreich. Ueber dem Helm ist die Linnäa angebracht; statt der Quasten hängt an den Kleinodien die Phalaena linneella, welche kleine Motte in vortrefflicher Silberfarbe spielt; unter dem Wappen liest man: Famam extendere factis. (Vergl. Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1788. B. II, S. 318).

2) Ueber den Verkauf des Geheimnisses findet sich folgendes Actenstück:

An den Landeshauptmann Baron Du Riez.
Gustav etc. etc. etc.

Wir haben uns in Gnaden Euer untertäniges Schreiben vom 3 u. 29 vor. Monats März vortragen lassen, worinn Ihr untertänig berichtet, daß, nachdem Ihr in Erfahrung gebracht, daß des verstorbenen Kaufmanns Bagge Erben Willens wären, den 30sten selbigen Monats ein versiegeltes Convolut in öffentlicher Auction verkaufen zu lassen, welches Schriften, eine von dem verstorbenen Archiator von Linné erfundene aber geheim gehaltene Kunst, Muscheln mit ächten Perlen zu imprägniren, betreffend, enthalten soll, wofür Bagge 18000 Kupfer Daler [500 Ducaten] an Linné bezahlt hat: so sei bei Euch, weil Euch erinnerlich sei, daß diese Sache in den geheimen Ausschluß beim Reichstage 1761 in Ueberlegung gewesen, die Bedenklichkeit entstanden, ob auch die Baggischen Erben befugt wären, ein solches Convolut in öffentlicher Auction zu verkaufen. Daher Ihr den Erben angedeutet, dieses Convolut bis auf's weitere nicht aus den Händen kommen zu lassen, sondern es unerbrochen zu behalten; und Euch Unsre gnädige

der Verkauf wirklich statt gefunden und wer der Käufer war, ist unbekannt geblieben, wenigstens wußte im Jahre 1783 Prof. Retzius zu Lund noch nichts davon und war ihm, wie Linné's Sohne selbst, das Geheimniß, d. h. die Methode fremd. Dieselbe soll darin bestanden haben, daß er die Schale mit einem spitzigen Pfriemen anstach, worauf sich in Folge eines Vernarbungsprocesses perlartige Auswüchse auf der innern Schalenfläche bildeten. Die Möglichkeit dieser Procedur läßt sich wenigstens aus einem Gespräche muthmaßen, welches Linné mit seinem ehemaligen Schüler Prof. Beckmann aus Göttingen (l. c. S. 320) hatte. Letzterem zeigte Linné einmal in seiner Conchylienſammlung eine Schachtel voll Perlen mit den Worten: „hos uniones confeci artificio meo; sunt tantum quinque annorum, et tamen tam magni.“ Dieselben lagen bei mya margaritifera, woraus die meisten schwedischen Perlen erhalten werden. Als nun Beckmann ihm äußerte, er glaube sein Geheimniß in seinen eigenen Schriften gefunden zu haben, nämlich in einer Stelle in der sechsten Ausgabe des systema naturae 1746, wo es p. 195 heißt: „Margarita, testae excrescentia latere interiore, dum exterius latus perforatur“, so schien Linné verlegen, fragte nicht nach der citirten Stelle und brach die Unterredung ab.

Ungeachtet dieser Mittheilung ist die eigentliche Methode Linné's noch keineswegs vollständig bekannt. Einestheils ist es unerwiesen, welcher Muschelart er sich zu dieser künstlichen Perlenproduction bediente, da nach seiner persönlichen Mittheilung an Beckmann diese bei allen Muschelarten glücke, nach seines Sohnes Versicherung es nur die unio margaritifera, nach einem ungenannten Augenzeugen [1]) die mya pictorum gewesen sein soll. Anderntheils bleibt es noch völlig unerklärlich, wie es Linné möglich wurde, bei alleiniger Verletzung der Schale „vollkommen runde, erbsengroße, schön glänzende, weiße Perlen mit lichtgrauem Wasser“, von welchen er viele dem Sohne des erwähnten Ungenannten zeigte, zu gewinnen. Denn jeder, welcher mit dem Baue der Schalen, mit der Organisation des übrigen Thieres und dem Modus der Perlengenesis nur einigermaßen bekannt ist, weiß, und die später vielfach bis in unsere Tage gemachten Wiederholungen dieser Methoden beweisen es sattsam, daß auf die genannte Weise zwar perlähnliche, aber gewöhnlich ungestaltete, mißfarbige Auswüchse, im glücklichsten und seltensten Falle rundliche, der inneren Schalenfläche mit breiter Basis angewachsene, aber niemals freie Perlen erhalten werden; gerade so wie äußere Verletzungen der Schalen, welche die Thiere durch herabrollende Steine, Flößholz, Treibeis ꝛc. erleiden, derartige perlmutterglänzende Excrescenzen an ihrer Innenfläche hervorrufen. Doch mag immerhin die Verletzung der Schale einen Hauptbestandtheil des

---

Verordnung ausbittet, was mit bemeldetem Convolute geschehen solle, und ob die Baggischen Erben über solches, als über ein Eigenthum frei disponiren mögen.

Hierauf dienet Euch zur gnädigen Antwort, daß Eure Bedenklichkeit hierin hätte um so viel weniger statt haben sollen, weil Euch vollkommen bekannt zu seyn scheint, daß der verstorbene Bagge, durch den mit Linné getroffenen Kauf, rechtmäßiger Besitzer des Geheimnißes, Muscheln mit ächten Perlen zu imprägniren, geworden ist: welches nun, nach Bagge's Tode, nicht anders als eine dessen Erben gesezmäßig zustehende Sache angesehen werden kan, womit nach belieben, wie mit anderm wolerworbenen Eigentum, ohne alle Beeinträchtigung, wie sie auch heißen möge, verfaren werden kann. Und weil Wir genugsam einsehen, daß Ihr aus Eifer und in guter Meinung diesen Schritt, den Verkauf bemeldeten Convoluts zu hintern, getan, so wollen Wir Euch auch hiemit blos anbefolen haben, das diesem Verkaufe in den Weg gelegte Hinderniß aufzuheben; damit die Baggischen Erben je eher je lieber in Stand gesetzt werden, ihr über alle Frage hinausgesetztes Eigenthums-Recht aus zu üben.

Schloß Stockholm, 3 April 1780.

Gustav.

J. Elers.

Aus Götheborgs Allehanda 21 Jul. 1780. Nro 58.

(Schlözer's Briefwechsel. Göttingen 1780. Th. VII. S. 251.)

1) Schrebers Sammlung verschiedener Schriften zu den öconomischen, Polizei- und Cameralwissenschaften. Halle 1763. Th. X. S. 355.

Verfahrens von Linné ausgemacht haben, indem seine Zeitgenossen desselben mit großer Emphase gedachten und sogar ihre Erklärungsweisen von der Genesis der Perlen, die „als Heilpflaster gegen die Schalenverletzungen der Pholaden, nicht als Krankheiten“ anzusehen wären, dadurch zu stützen suchten.

Unter Andern sind hierher der bekannte Pastor Chemnitz [1]), Olivi [2]), Müller [3]), Martini [4]), Schröter [5]) ꝛc. zu zählen.

Eines anderen Verfahrens Linné's gedenkt Chemnitz [6]); ihm versicherten einige gelehrte Reisende, welche das Linné'sche Cabinet zu Upsala besucht hatten, der junge Prof. Linné habe ihnen eine mya margaritifera in der Ferne gewiesen, worin sie ein Paar Kügelchen (ob sie aus Elfenbein, Perlmutter oder anderer Materie gewesen, wußten sie nicht) an einem Faden bemerkt haben. Linné habe ihnen gesagt, daß sein Vater die wahre Entstehungsart der Perlen entdeckt, aber stets ein Geheimniß daraus gemacht habe, er es ihnen daher auch nicht mittheilen könne. Die Reisenden glaubten, das Geheimniß bestände darin, daß künstliche Perlen oder Kügelchen durch einen Faden am Schloß oder zwischen den mit Gewalt geöffneten Schalen des lebenden Thieres befestigt und in sein Inneres hineingehängt, das Thier alsdann in's Wasser zurückgeworfen würde. Dieß führt uns zur

II. Zweiten Methode, in den Muschelthieren Perlen zu erzeugen, welche darin besteht, daß fremde Körper in sie zwischen Mantel und Schale und theils ohne, theils mit Verletzung der letztern eingeführt werden.

1) Beschäftigungen der Berlinischen naturforschenden Gesellschaft. I. S. 348. — Naturforscher, Stück XXV. S. 122 — 130.

2) Zoologia adriatica. Bassano 1792. 4. p. 95. 297.

3) Spiegazioni del Systema di Linnéo. VI. T. 2. p. 222.

4) Dessen allgemeine Geschichte der Natur. Berlin 1778. B. IV. S. 468. 472.

5) Geschichte der Flußconchylien. Halle 1779. S. 175. Neues systematisches Conchylienkabinet. Nürnberg bey ꝛc. B. VI. S. 19.

Die erste Art und Weise, bei welcher keine Verletzung der Schalen stattfindet, ist eine der ältesten und stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von den Chinesen ab; doch hat sie manche Modificationen, und die Körper, welche eingelegt werden, sind verschiedenartiger Natur, als z. B. ganze, halbe Kugeln von Elfenbein, Perlmutter, Kunstwerke, religiöse Abzeichen ꝛc., um sie mit Perlmutter zu überziehen. Schon Strabo (Lib. XVI.) und Athenaeus (Deipnosophist. Lib. III. c. XIV.) erzählen, daß mehrere Bewohner Asiens, welche sich in der Nähe der Perlfischereien aufhalten, mit vieler Geschicklichkeit verstehen, kleine, künstlich ausgearbeitete Körper in die Schalen der Perlenmuscheln zu legen, die nach einiger Zeit sich mit der kleinen Perlmuttermaterie überziehen [1]).

Eine der ersten Nachrichten, wie die Chinesen ihre künstlichen Perlen in den Flußwassermuscheln bereiten, gibt J. Abraham Grill [2]). Wenn die Muscheln im Anfange des Sommers an die Oberfläche des Wassers heraufkriechen und geöffnet an der Sonne liegen, so hält man Schnüre, mit fünf oder sechs Perlmutterperlen an jeder aufgereiht, welche mit Knoten am Faden von einander getrennt sind, bereit, und legt in jede Muschel eine solche Perlenschnur.

1) Vergl. überdies Blainville im Dictionaire des sc. natur. B. XXXVIII. p. 505. Art. Perle.

2) Abhandlungen der schwedischen Akademie. Bd. 34. S. 88. Lpz. 1776.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. November.

II. Nr. 12. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.**
2. **Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.**
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.**

(Fortsetzung.)

Mit diesem Fange senkt sich die Muschel in's Wasser. Das Jahr darauf werden die Thiere heraufgeholt und, wenn man sie öffnet, findet sich jede der eingelegten Perlmutterperlen mit einer neuen Perlenhaut überzogen, welche dem Ansehen nach völlig den echten Perlen gleichen soll. Grill legte der königlichen schwedischen Akademie eine derartige Muschel — mytilus cygneus — aus einem See, einige Meilen von Canton entfernt, vor, die einzige, welche er in China erhalten konnte, und in welche solche Perlmutterperlen eingebracht wurden. Man konnte an ihr noch eine festsitzende Perle und die deutlichen Merkmale der übrigen losgebrochenen sehen. Solche Perlen hatten durch die neue überzogene Haut ein sehr schönes Aussehen mit Ausnahme der Stelle, an welcher sie an der Schale festsaßen. Trotz dieses Fehlers benützen die Chinesen derartige künstliche Perlen sehr häufig zu Stickereien, wobei die nicht überzogene Seite ganz gut verborgen werden kann. Ganz dasselbe Verfahren erzählte Prof. Murray zu Upsala dem bekannten Conchyologen Diakonus Schröter zu Weimar, nur mit dem Unterschiede, daß die Chinesen nur immer eine künstliche Perle in eine Muschel würfen [1]).

Eine andere Schilderung davon gibt E. Home [2]). Die Chinesen formen eine gewisse Schale (Clampshell, Riesenmuschel?) auf der Drehbank in Halbkugeln von verschiedener Größe und bringen sie in die Thiere, mit der gewölbten Fläche gegen den Mantel, mit der planen gegen die Schale; in Folge davon wird die convere Seite mit Perlmutter überzogen und erhält jedes Jahr einen schichtenweisen Zuwachs. Indem man Halbkugeln statt Kugeln einbringt, werden Unregelmäßigkeiten auf der entgegengesetzten Seite vermieden. Auf diese Art entstehen halbe Perlen, da sie ganze nicht machen können, und wenn sie gefaßt werden, können sie ein nicht geübtes Auge wohl täuschen.

J. E. Gray [3]) fand bei der Untersuchung der Muscheln in dem britischen Museum und in der Privat-Muschelsammlung von G. Humphray Exemplare von Barbala plicata mit schönen halbkugeligen

1) Dessen Geschichte der Flußconchylien. Halle 1779. S. 178.

2) Lectures on comparative anatomie. Lond. 1828. V. p. 296.

3) Annals of Philosophy. Jan. 1825. p. 27. — Edinbourgh Journ. of Science, 1825. III. p. 187. — Geigers Journal für Pharmacie 1825. XI. S. 71.

Perlen von reinem Waſſer, welche in ihrem Innern theils planconvexe Stückchen Perlmutter, theils zu beſondern Formen zuſammengewickelte Theile von Silberdraht in ſich bargen. Dieſe Körper mußten zwiſchen Schale und Thier gelegt werden, da ſich keine Spur von Verletzung der äußeren Schalenfläche in der Nähe der Perlen bemerken ließ. Durch dieſe Beobachtungen angeregt, ſtellte er ſelbſt ähnliche Verſuche mit unſern Süßwaſſermuſcheln, Anodonta cygnea und Unio pictorum, an, und von 30 bis 40 Perlmutterſtückchen, welche er ohne alle Schwierigkeiten in die Schalen einbrachte, wurden nur eines bis zwei herausgeſtoßen, wahrſcheinlich weil ſie nicht weit genug hineingelegt, während alle übrigen am hintern ſchiefen Theile der Muſcheln abgelagert waren. Ob dieſe Verſuche, von denen ſich Gray ſo viel verſprochen, wirklich gelangen, iſt zur weitern Kenntniß nicht gelangt. Aehnliche Experimente wurden, wenn auch mit unglücklichem Erfolge, ſchon früher in Böhmen von Dr. Johann Mayer angeſtellt. Brouſſonet [2]) theilte bei Banks in London Faujas-Saint Fond mit, daß man in Finnland und anderwärts ſich folgender Methode bei der künſtlichen Perlerzeugung bediene. Man öffne mit großer Sorgfalt und Vorſicht, um das Thier nicht zu beſchädigen, die Muſchel, kratze dann an einer kleinen Stelle die innere Oberfläche ab und lege da, wo man den Perlmutterglanz weggenommen hat, ein kleines rundes Stück Perlmutter höchſtens von der Größe eines kleinen Schrotkornes; dieſes Kügelchen diene der Perle zum Anſatz, wird vom Perlmutterſafte umhüllt und es entſtünde dadurch nach einiger Zeit eine ſchöne Perle. Daſſelbe theilt Children aus der Encyclopedia brittanica an Gray [3]) mit.

1) Deſſen Bemerkungen über natürliche Gegenſtände der Gegend um Schüttenhofen in Böhmen. In Ign. Edlen v. Born's Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft in Böhmen ꝛc. Prag 1779. B. IV. S. 165.

2) B. Faujas-Saint Fond, Reiſe durch England. Ueberſetzt von Wiedemann. Göttingen 1779. Bd. II. S. 129.

3) l. c. b. Geiger. S. 74.

Die ausführlichſte Schilderung von dem Verfahren der Chineſen, wie ſie noch heut zu Tage ihre künſtliche Perlbereitung betreiben, gibt F. Hague, britiſcher Conſul zu Ningpo, in dem ſo eben erſchienenen zweiten Theile des 16. Bandes der oben genannten Zeitſchrift; daſelbſt ſind zugleich ſo werthvolle hiſtoriſche Notizen aus China über unſern Gegenſtand beigefügt, daß eine genauere Mittheilung dieſes Aufſatzes hier gerechtfertigt zu ſein ſcheint.

„In China werden ſchon 22½ Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung die Perlen als Gegenſtand des Tributes oder der Steuern aufgezählt, und in einer ſpätern Periode, im Url-ja (dem älteſten Wörterbuche, welches mehr als 10 Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung verfaßt wurde, als werthvolle Erzeugniſſe des weſtlichen Theiles des Reiches erwähnt, z. B. als Schmuckſachen, Amulete gegen Feuer ꝛc.“

„Die Chineſen kamen bei ihren Anſchauungen von den Kräften des Teufels niemals in Verlegenheit, wenn ſie die Natur irgend einer Sache erklären wollten, und dieſe Kräfte gelten als der weibliche Gegenſatz des männlichen Princips. Uebrigens muß beigefügt werden, daß, wenn Naturforſcher des Weſtens, dem Plinius folgend, die Lehre aufſtellten, die Auſter erzeuge vom himmliſchen Thaue, mit welchem ſie ſich nähre, ihre Perlen, ein chineſiſcher Schriftſteller ſich ganz deutlich dahin ausſpricht, daß die Perle die Folge einer Verwundung in der Muſchel ſei“.

„Perlen, aus Süßwaſſermuſcheln gewonnen, waren zuerſt in China in Gebrauch; ſpäter aber, ſobald die Verbindung mit dem Feſtlande des indiſchen Oceans hergeſtellt war, erhielt man ſie ohne Zweifel von dorther in weit größerer Menge; dieſe officielle Verbindung fand ſchon ſehr frühe ſtatt. Der Kaiſer Wuti (140—86 vor Chr.) ſchickte Leute zur See zum Ankauf von Perlen aus. Nachdem der Buddhismus eingeführt und die Verbindung mit Indien häufiger geworden war, trifft man ſehr oft in buddhiſtiſchen Schriften Hinweiſungen auf Perlen als ſogenannte „Moniperlen“ [1]). So ſoll

1) Einſiedlerperlen.

von einer der Moniperlen, angeblich Erzeugnisse eines Drachenhaares, hinreichendes Licht ausströmen, um Reis zu kochen. Eine sonderbare, aber nicht unglaubliche Geschichte wird 806 nach Chr. von einer Perle erzählt, welche, von der Größe einer Birne, ihr Wasser nur drei Jahre bewahrte, was sicherlich stattgefundenen Molekularveränderungen zuzuschreiben ist. Unter den bemerkenswerthen Perlen wird ferner genannt eine von der Größe eines Hühnereies und von außerordentlichem Wasser, besonders zur Nachtzeit; eine andere, welche in der Mitte des achten Jahrhunderts an den Hof von China geschickt wurde, von vorzüglichem Glanze, demjenigen des Mondes ähnlich, und wieder eine andere Perle von $3\frac{7}{10}$'' im Umfange, welche mit mehreren andern von der Provinz Fokien gesendet wurde und wahrscheinlich von Ceylon herkam".

„Eine weitere abenteuerliche Erzählung findet sich aufgezeichnet von einer Gesandtschaft des Königs von Chinlien [1]), welcher 1023 n. Chr. aus Shílóch'-ayent'óh durch seinen Gesandten Púyáht'óli und Andere Geschenke, bestehend in einer Mütze, einem Wamms und einer großen Anzahl ächter Perlen, an den Hof von China überbringen ließ. Um 30 oder 40 Jahre später kamen abermals Tributträger von demselben Hofe und baten, es möchte ihnen in der Audienz gestattet werden, die Gebräuche ihres eigenen Landes zu befolgen, welches Gesuch ihnen auch gnädigst gewährt wurde. An bestimmten Tagen kamen die Abgeordneten an die Schwelle des Audienzsaales, knieten daselbst nieder und hoben eine goldene Schale empor, welche Perlen und aus Gold gefertigte Wasserlilien in sich barg; indem sie sich dem Throne näherten, schütteten sie vor dem Kaiser den Inhalt der Schale auf den Boden und die Höflinge beeilten sich, denselben zusammenzuraffen, und ihn unter sich zu vertheilen".

„Auch Marco Paolo [2]) erwähnt der Perlen in seinem bekannten Werke über China".

„In welchem Zeitabschnitte die Chinesen die Perlfischerei zu betreiben anfiengen, ist nicht genau zu erforschen, man müßte vielleicht auf lokaltopographische Werke zurückweisen und diese sind äußerst schwierig, ja fast gar nicht zu erhalten".

„Eine Nachricht meldet, Perlen würden gewöhnlich an der Meeresküste südlich von Canton gefunden; weitere besondere Thatsachen werden nirgend angeführt, außer von Fischereien im Distrikte Lien-tchéou-fou [1]) im äußersten Süden des Reichs in der Provinz Canton (Kuang-tong), und da heißt es: Im Meere liegt eine Insel mit einem Teiche oder See, welchen die Ortsobrigkeiten alljährlich besuchen, um den Tribut zu empfangen, wobei sie persönlich die Operationen beaufsichtigen. Die Perlfischer tauchen in den See, um die Perlen zu holen. Die alten Muscheln werden geöffnet. Man vermuthet, daß der in der Mitte unergründbare See mit dem Meere in irgend einer Verbindung steht; wahrscheinlich ist er der Krater eines erloschenen Vulkans. Perlen, von der Größe einer Bohne, manchmal 1'' im Umfang, wurden hier gefunden. Die jungen Muscheln werden auf einem Bambusstäbchen aufgereiht und in der Sonne getrocknet, dann mit Cassia vermischt und mit einem Medicinalstoffe geröstet. Sie enthalten Perlen so groß, wie Hirsekörner".

„Ein anderer Bericht nennt gleichfalls den Distrikt Lien-tchéou-fou (Lien-chan), in welchem Perlenfischereien stattfinden. Im Meere, heißt es, liegt eine Insel mit einem See, in welchem die eingebornen Barbaren nach Muscheln tauchen. In manchen Jahren sind diese reichlich, in andern nur spärlich vorhanden. Unter den Fischern geht die Sage von einer ummauerten Stadt auf dem Grunde, welche, von Ungeheuern gehütet, Perlen von großem Umfange und Glanze in sich birgt; letztere sind aber wegen der Wächter nicht zu erhalten, wohl die klei-

1) Ein Reich in Indien.

2) J. viaggi di Marco Paolo Veneziano etc. Venezia 1847. p. 106. 163. 165. 396.

1) Lien-tchéou-fou
21° 38' 54'' nördl. Breite,
7° 29' 10'' westl. Länge
von Pecking.

nern, welche außerhalb der Stadtmauern im Grase wachsen".

„Noch ein anderer Schriftsteller sagt: Südöstlich vor derselben Stadt gibt es einen ruhigen Fluß mit einem See, mit Namen Yuen-mei, welcher große perlhaltige Austern mit sich führt. Bei Mondeslicht steigen die Fischer in die Gewässer mit einem Korb, den sie sich um die Lenden gebunden; können sie den Athem nicht länger mehr halten, so geben sie ein Zeichen, daß man sie wieder heraufziehe. Räuberische Fische greifen alsdann manchmal die Taucher an, wenn der Strick aufwärts gezogen wird".

„Als Yong-tai-ki sich zu Canton aufhielt, stellte er einen Perlenaufseher an. Die Fischer sammelten mehrere Körbe von Seepflanzen, unsern Weiden ziemlich ähnlich, welche sie vom Felsen unterhalb der Straße abrissen und in's Amt brachten. Zwischen diesen Seepflanzen fanden sich Muscheln mit Perlen vor".

„Ein anderer Schriftsteller meldet: Die rohen Seeleute von Canton tauchen nach Perlmuscheln und lösen sie vom Grunde ab. Sie verlassen ihre Meerfahrzeuge, in welchen sie gewöhnlich sich aufhalten, und nehmen kleine Boote in den See, werfen alsdann einen schweren Stein als Anker für das Boot aus und steigen mit dem Strick um den Leib in's Wasser; wenn sie Athem brauchen, geben sie ein Zeichen und werden heraufgebracht. Man sagt, daß zwischen 1403 und 1425, nachdem so viele von den Tauchern vom Haifisch gefressen worden waren, die Fischer eiserne Stangen benützen, um die Muscheln zu sammeln, ohne tauchen zu brauchen, aber nur geringen Erfolg ihres Fanges hatten. Später bedienten sie sich des Austernetzes, eines schaufelartigen Instrumentes, welches man jetzt noch hat; zu jeder Seite des Bootes eines, das während des Dahinsegeln desselben die Muscheln auffammelt".

„Diese Bemerkungen sind von alten eingebornen Schriftstellern gesammelt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Perlfischerei gegenwärtig noch in China überhaupt existirt, indem die Plätze erschöpft sind, wie mehrere andere anderswo. Würden sie noch existiren, so würden sie kaum der Kunde der Fremden, welche sich in Canton aufhalten, entgangen sein. Jedenfalls sind die Chinesen, diese scharfsinnigen, schlauen Leute, die ersten, welche Methoden ersannen, um Perlen nachzuahmen".

„Es existirt die Kunde, daß zu Anfang des 7. Jahrhunderts Perlen aus einer Mischung oder einem Medicinalstoffe verfertigt wurden [1]). Diese Kunst mag ganz verloren gegangen sein oder sie ist die nämliche, welche man jetzt noch anwendet in Canton, wo sie entstanden und welche mit der von den Franzosen befolgten Aehnlichkeit hat; nur brächten letztere dieselbe zu einem höhern Grad von Vollkommenheit".

---

1) Ein chinesisches Wörterbuch meldet: Falsche Perlen werden aus Salpeter, gebrannter Ziegelerde, Blei und Elfenbeinstaub gemacht und mit den Schuppen des Matsisisches gefärbt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. November.

II. Nr. 13. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle**, del dottore **F. de Filippi** etc.
2. Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague** etc.

(Fortsetzung.)

„Da der Schreiber dieses ein großes Interesse für die von den Chinesen befolgte Methode bezüglich der „Muscle-pearl" hatte, schickte er im Winter 1851—52 (in Verbindung mit seinem Freunde Dr. Mc. Gowan, einem in Ningpo [1]) sich aufhaltenden amerikanischen Arzte, durch dessen Unterstützung es ihm möglich wurde, die obigen Data zusammenzustellen) einen intelligenten Eingebornen nach Houtchéou-fou (Hoochow) [2]), ohngefähr 3 Tagereisen von Ningpo, wo die Manufactur der künstlichen Perlen in großer Ausdehnung betrieben wird, und es glückte ihm, Muschelschalen zu erhalten, welche den Proceß der Perlbildung durch die verschiedenen Stadien zeigten, sowie einige lebendige Thiere, die ersten, welche je ein Fremder zu Gesichte bekam. Die Thiere werden im April oder Mai gesammelt und meist von Kindern geöffnet, welche ein kleines Stück Bambus zwischen die Schalen stecken, worauf die Erwachsenen hineinlegen, was sie wollen. Die fremde Substanz, welche dazu verwendet wird, besteht entweder aus Kupfer, Knochen, runden Kieseln oder aus Schlammerde. Gebraucht man letztere, so wird sie zuerst zu feinem Pulver verrieben, dann mit dem Safte oder Marke eines Baumes vermischt, um ihr mehr Festigkeit zu geben. Diese Stoffe werden ohne alle besondere Auswahl in's Thier gelegt, und es bedarf keiner weitern Vorrichtung, um sie an dem Ort festzuhalten, wohin sie gelegt wurden. In der That möchte es scheinen, daß die Thiere für sich selbst keine Kraft besitzen, das auszustoßen, was in sie gelegt wurde. Hat diese Operation stattgefunden, so bringt man drei Löffel voll fein gepulverter Schuppen eines Fisches, mit Wasser gut vermischt, in die kleinern, und 5 Löffel davon in die größern Muscheln; alsdann werden die Bambusstücke herausgenommen und die Thiere einige Zolle von einander sorgfältig in die Teiche gelegt. Einige von diesen Teichen mögen, wenn sie klein sind, etwa 5000 Thiere enthalten, größere in weit größerer Anzahl. Ihr Wasser braucht nicht tiefer zu sein, als 3—5 Fuß, und in trockner Jahreszeit wird gelegentlich in sie Wasser eingeleitet, aus Canälen, welche die Gegend nach allen Richtungen hin behufs der Bewässerung des Landes durchschneiden. Vier- bis fünfmal in jedem Jahre werden die Teiche mit Menschenkoth gedüngt; die Thiere nimmt man gewöhnlich nach zehn Monaten aus den Teichen, bleiben

1) Stadt in der Provinz Tchékiang.

2) Hou-tchéou-fou, 30° 52′ 48″ nördl. Breite, 3° 27′ 54″ östl. Länge von Pecking in der Provinz Tchékiang.

sie aber länger darin liegen, so erreichen die Perlen eine größere Vollkommenheit. Drei Jahre gelten als das Maximum der Zeit. Mehrere Millionen dieser Muscheln werden alljährlich in Sou-théou-fou (Soochow) [1]) verkauft; der Preis variirt bedeutend, einige sind etwa einen Penny das Paar werth, andere steigen leicht bis auf 8 Penny das Paar. Der größte Theil der Schalen wird an die Krämer verkauft, gerade wie sie aus den Teichen genommen werden. Einen Theil davon präpariren aber die Leute von Hou-tchéou-fou selbst, und der Preis einer jeden Perle oder eines Bildes steigt, bis sie zum Gebrauche fertig sind, von einem Farthing [2]) bis zu vier Penns. Die Schalen werden mit einer feinen Säge so nahe als möglich an der Perle weggenommen, das Stück Muschelschale, welches an der Perle haften bleibt, wird entfernt, ebenso wie das Kupfer, Bein oder was immer darinnen war, an dessen Stelle weißes Wachs eingelegt und an die offen gebliebene Seite der Perle ein Stückchen Perlmutter angesetzt, um die Perle so vollkommen als möglich zu machen. Es gibt nur sehr wenige Perlen von der besten Art, was ohne Zweifel von der Eilfertigkeit herrührt, mit welcher die Chinesen sie auf den Markt werfen. Schon seit mehreren Jahren ist die Aufmerksamkeit der Fremden in Ningpo auf diese „Muscle-Pearl“ gerichtet und vor dieser Entdeckung glaubten sowohl ich als Andere, daß die perlähnlichen Gegenstände, welche die reichen Eingebornen in so auffallender Weise auf ihren Mützen tragen, ächte und werthvolle Kostbarkeiten wären. Die Produktion dieser künstlichen Perlen bildet eine Art von Gewerbe in der Nachbarschaft von Houtchéou-fou, indem ganze Ortschaften sich damit beschäftigen. Man führt in der That an, daß einige 5000 Menschen ihr Leben durch diesen Betrieb erhalten“.

„Die Verfahrungsart wurde im 13. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von Ye-jin-yang, einem Eingebornen von Hou-tchéou-fou entdeckt. Nach dessen Tode wurde zu seinem Gedächtnisse ein großer Tempel an einem großen Orte, Namens Seaou-Shang, ohngefähr 26 englische Meilen von Houtchéou-fou errichtet. Dieser Tempel steht noch und es werden alljährlich zu Ye-jin-yang's Ehrenspiele gefeiert. Es existirt ein ausführliches Buch über diesen interessanten Gegenstand, war aber nicht durch Kauf zu bekommen. Diese Kunst wird auch in der topographischen Beschreibung des Bezirkes, als einen bedeutenden Handelsartikel ausmachend, aufgeführt. Das Gewerbe ist Monopol, auf eine gewisse Anzahl von Dörfern und Familien beschränkt, und jedes andere Dorf oder jede andere Familie, welche dasselbe treiben will, ist verpflichtet, für einige Spiele an Ye's Tempel die Kosten zu erlegen, sowie sich anheischig zu machen, eine gewisse Summe zur Erhaltung des Tempels beizutragen“.

„Die Chinesen im Süden von China (Canton) verfertigen gleichfalls künstliche Perlen, da, wie es heißt, die beiden Provinzen seit mehreren Jahren ihre Geheimnisse gegenseitig ausgetauscht haben. Doch gelingt den Leuten von Hou-tchéou-fou die Methode von Canton nicht besonders gut, und es muß eine besondere Eigenthümlichkeit — sei sie im Clima oder im Thiere begründet — zugegen sein, da es nicht den Anschein hat, daß die Leute von Canton, welche so bekannt sind wegen ihrer Ausdauer in Allem, womit sie sich nur das Geringste verdienen können, es jemals mit der Methode von Hou-tchéou-fou zu Etwas haben bringen können. Da die Handelsschunken sowohl von den nördlichen als südlichen Provinzen Alles, was sie nur immer in den Läden von Ningpo antreffen können, aufkaufen, so möchte man vermuthen, daß Hou-tchéou-fou der einzige Platz in China ist, wo dieses Gewerbe getrieben wird“.

So weit Hague.

Die andere Art und Weise des Einbringens fremder Körper in die Muschelthiere behufs der Perlerzeugung ist verbunden mit der Verletzung ihrer Schalen. Auch sie scheint indischen oder chinesischen Ursprungs zu sein.

---

1) In der Provinz Kiang-Nan,
31° 23′ 25″ nördl. Breite,
4° 0′ 25″ östl. Länge
von Pecking.

2) Ein Viertel eines Penny, etwa drei Pfenninge.

So soll in Ostindien schon seit langer Zeit ein derartiges Verfahren gekannt und verfolgt worden sein. Man findet in den verschiedensten Sammlungen Schalen der ächten Perlmuschel, in welchen ein Kupferdraht durch zwei Löcher der Länge nach gezogen und in dessen Nähe sich Unebenheiten gebildet haben. Daraus vermuthete man, daß sich auch möglicherweise Perlen angesetzt haben können [1]).

Ferner erzählt J. C. Fabricius [2]), er habe bei Banks in London große Chamen aus China gesehen, in welchen verschiedene spitzige Stücke Eisendraht mit einem vollkommenen Perlmutterüberzuge gelegen sind. Er gibt hierbei die naive Erklärung, das Thier habe zu seiner Vertheidigung die Spitze des Eisendrahtes mit Schalenstoff überzogen und gleichsam sie dadurch abgestumpft. Da von einer Verletzung der äußern Schalenfläche aber nichts erwähnt wird, so meint Beckmann [3]), besonders da so viele Gebräuche und Manipulationen von den Indiern zu den Chinesen gelangten, daß diese eisernen Stifte die oben beim Philostratus erwähnten κέντρα gewesen, mit welchen die Muscheln im rothen Meere verwundet wurden, daß sie den Fischern entfallen und im Thiere liegen geblieben sein mögen, oder daß sie nach der letzten erwähnten Methode geradezu ins Thier zum Perlansatze gelegt wurden.

Genauer ist eine andere Schilderung von Faujas-Saint Fond [4]). Er sah in London von China gekommene Perlenmuscheln, deren Schalen absichtlich durchbohrt waren; die gemachte Oeffnung war mit einem Messingdrahte verschlossen, welcher an der äußern Seite der Schale wie der Knopf eines Nagels umgenietet war; der Theil des Drahtes, welcher in's Innere der Muschel drang und durch die Perlmutterbekleidung gieng, hatte an seinem Ende eine schön gebildete und wie angelöthete Perle.

1) Pöppig in Ersch und Gruber allgem. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Sect. III. Theil 17. S. 125.

2) Briefe aus London. Dessau 1784. S. 104.

3) l. c. §. 317.

4) l. c. 128.

Endlich hat in neuester Zeit nach ähnlichen Principien Dr. Waltl zu Passau [1]) in Verbindung mit dem dortigen Juwelier Vara im Ilzfluße mit Bewilligung der königlichen Regierung von Niederbayern Versuche angestellt. Sie legten einen kleinen Hafen an, wo die Perlmuscheln ganz in der Ruhe blieben, sammelten eine Anzahl vollkommen gesunder Exemplare von verschiedener Größe und trepanirten sie. Durch die Oeffnung wurden kleine Kügelchen von Kalkspath, Perlmutter, Bein und verschidene andere Substanzen geschoben und diese befanden sich dann zwischen Mantel und Schale des Thieres; das Loch wurde genau mit einem Pfropf aus Perlmutter zugemacht und gut verkittet. Nach einem Jahre wurden die Thiere herausgenommen und getödtet; es fand sich ein kalkiger Ueberzug über den eingebrachten Kügelchen, die meisten waren durch eine Kalkhaut an die Schale befestigt, Perlen aber entstanden nicht. Wegen Mangel an pekuniärer Unterstützung und weiterer Aufmunterung wurden die Versuche ausgesetzt. Gleichwohl glaubt Dr. Waltl, daß durch Einschieben von sehr spitzigen Gegenständen in den Mantel mittelst einer Pincette der Austritt des Perlensaftes verursacht und dadurch zur Entstehung einer Perle Veranlassung gegeben werden könne.

III. Die letzte Methode der künstlichen Perlenerzeugung beruht auf der Einführung von Schmarozern oder deren Brut in die Muschelthiere.

Der Gedanke, daß Eier bei der Perlenbildung eine Rolle spielen, ist ein uralter, er hat sich im Laufe der Zeiten nur verschieden modificirt: bald sind es die eigenen Eier der Muschel, bald diejenigen von fremden, auf ihnen lebenden Parasiten oder die Parasiten selbst, welche den Perlen ihr Dasein geben.

In erster Beziehung machten sich zwei Ansichten geltend: entweder sind die Perlen selbst die wirklichen Eier, die fortpflanzungsfähigen Jungen

1) Der Fortschritt. Eine Zeitschrift für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft. Jahrg. VII. No. 21. S. 163.

der Muscheln, oder sie sind die Perlmutterüberzüge über abortiv zu Grunde gegangene Eier. Beide gehören nach unsern jetzigen Erfahrungen und Kenntnissen nunmehr der Geschichte an.

Daß die Perlen die wirklichen Eier der Muschelthiere seien, konnte bloß von der allerrohesten, oberflächlichsten Naturbeobachtung hervorgehen; daher wir diese Hypothese, eine der ältesten, welche überhaupt über den Perlenursprung existiren, von den Bewohnern und Fischern der arabischen, persischen und indischen Küstenländer ausgegangen finden. Sie war lange Zeit hindurch in ganz Europa die herrschendste, trotzdem daß manche andere, mythischen Traditionen oder pathologischen Dogmen entlehnte Anschauung dazwischen auftauchte; ja sie erhielt sich in Mitteleuropa und Skandinavien ohngeachtet aller Widersprüche der bessern Beobachter bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. So theilt Valentini [1]) in seinem Museum den höchst abenteuerlichen Brief eines Bartholinus Crasselius in Nidda an den Pfarrer Schilling, Stadt- und Garnisonsprediger in Gießen, noch im festesten, kindlichen Glauben an die Wahrheit des Inhaltes mit. Dieser Crasselius soll auf einer Reise durch Liefland im Jahre 1700 mit einem königlichen schwedischen Inspektor über eine Perlenfischerei in Liefland und Ingermannland, Namens Krey, zu Riga bekannt und von ihm neben vielen andern Mittheilungen über Perlen, ihre Thiere und Fischereien, über ihren wahren Ursprung in Kenntniß gesetzt worden sein. Nach jenem Krey finden sich bei den Männchen niemals Perlen, die Weibchen hätten auf dem Rücken ein Legedärmchen, welches „von der Stelle an, wo die Muschel an die Schale angewachsen ist, aus dem Leibe hervorgeht und bis zum Schwanze hinausreicht“. In diesem Därmchen lägen drei bis vier verschiedene große Perlen, von denen die größten immer vorne sind, gerade wie bei dem Huhn. Diese streichen die Fischer auf eine sorgfältige und geschwinde Weise aus dem Legedärmchen, und bringen alsdann die Muscheln behutsam ins Wasser zurück, damit sie im nächsten Jahre wieder neue Perlen erzeugen können. Seien die Perlen von der Muschel gelegt, so wüchsen sie allmählich, brächen auf, würden lebendig und eine junge Muschel entstünde daraus. Und dieses Alles sah ein Liefländischer von Adel und königlich schwedischer Major, welchem ein Fischer eine Perle auf den Tisch gelegt hatte, mit großer Belustigung und Verwunderung.

Nicht minder quält sich der anonyme Verfasser des „Lettre sur la nature et l'origine des Perles“ in den Mémoires pour l'histoire des sciences et des arts. Trevoux. Mai 1709. Art. 67. p. 881 — 897 mit langweiligen, den Leser ermüdenden Beweisgründen für seine Hypothese: „les perles ne sont autre chose, que les oeufs de huitres dans les quelles on les trouve“ ab.

Die andere Ei-Theorie, daß Perlen bloß Perlmutterüberzüge über abortive Eier seien, findet gleichfalls in Skandinavien ihren ersten Vertheidiger an dem Gelehrten Christophorus Sand. Von ihm sind zwei Briefe [1]) vorhanden, welche wir der Merkwürdigkeit halber in der Uebersetzung mittheilen.

1) Dessen Museum museorum oder vollständige Schaubühne aller Materialien und Specereien ꝛc. Frankfurt a. M. 1704. Lib. III. Cap. 36. §. 2. S. 495.

1) In den Philosophical Transactions for the year 1674. March. 25. Numb. 101. p. 11.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26. November.

II. Nr. 14. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.**
2. **Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.**
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.**

(Fortsetzung.)

Der erste Brief ist datirt aus Hamburg vom 1. Dezember 1763. Er lautet: „Die Perlmuscheln in Norwegen erzeugen sich in süßem Wasser; ihre Schalen gleichen denen anderer Muscheln, sind aber größer. Das Thier ist der Auster ähnlich und erzeugt einen großen Bündel Eier, etwa wie die vom Krebs; einige sind weiß, andere schwarz (letztere werden jedoch auch weiß, wenn ihnen die Schwärze abgenommen ist). Diese Eier werden, wenn sie reif sind, herausgeworfen, wachsen nachher und werden ähnlich denen, welche sie geworfen haben, also zu Muscheln. Doch geschieht es manchmal, daß eines oder zwei solcher Eier an der innern Seite der Schalen hängen bleiben und mit den übrigen nicht nach Außen entfernt werden. Diese werden alsdann von der Auster gegen ihren Willen ernährt, wachsen je nach der Länge der Zeit in Perlen von verschiedener Größe aus und machen je nach ihrer Lage und Gestalt in das Thier und die Schale einen Eindruck".

Der zweite Brief vom 27. Februar 1674 ist die Antwort auf einen Brief des Herausgebers der Philosophical Transactions (Henry Oldenburg), welcher den Grund, auf welchen hin Sand diese Aeußerung gemacht habe, wissen wollte; und hier heißt es:

„Was die Autorität betrifft, welcher zufolge ich einen derartigen Ursprung der Perlen behaupte, so erkläre ich hiermit, daß ein gewisser Däne, Namens Heinrich Arnoldi [1]), ein genialer und wahrheitsliebender Mann, welcher durch seine eignen Erfahrungen zu Christiania in Norwegen diese Bildungsweise aufgefunden, mir die Richtigkeit derselben mit großem Ernste versichert hat. Außerdem scheint die Sache sehr wahrscheinlich und erheben sich keine Einwürfe dagegen. Für den Fall, daß ich einmal in diese Gegenden oder in das Land des Herzogs von Braunschweig komme, in welchem ebenfalls Perlen gefunden werden, die den orientalischen bezüglich der Größe gar nicht nachstehen, werde ich mich bemühen, Untersuchungen darüber anzustellen".

Eine ähnliche Hypothese posaunt J. P. Eberhard [2]) als die Frucht eignen Denkens und Beobachtens mit großem Aufwande kritischer Spitzfindigkeit und langweiligen Abwägens aller vorhandenen

1) Nach Forbes und Hanley (Mollusc. britt. p. 152) heißt der Autor nicht Sand, sondern Sardius, und sein Gewährsmann Arnoldt.

2) Abhandlung von dem Ursprung der Perle, worin Zeugung, Wachsthum und Beschaffenheit erklärt wird. Halle 1751. §. 42 — 60. S. 105 — 141.

Meinungen in die Welt hinaus. Während dem guten Sandius die Perlen zurückgebliebene, incrustirte Eier sind, gelten sie Eberhard für zu früh gelöste, unzeitige, welche erst allmählich ihre gewöhnliche Härte erhielten. Der Hauptstützpunkt seiner vermeintlichen Entdeckung liegt in der irrigen Annahme, daß Perlen nicht in männlichen, sondern nur in weiblichen Muscheln vorkommen sollen; allein abgesehen von der Gegenwart der Perlen bei beiden Geschlechtern ist Eberhard bei dem zu seiner Zeit allein giltigen Hermaphroditismus dieser Thiere die Unterscheidungsmerkmale beider Thiere schuldig geblieben, womit an und für sich schon das Gebäude seiner Hypothese zusammenstürzt.

Lange schliefen diese verkehrten, aller Wahrheit entbehrenden Theorien in der Literatur, bis die alte Sand'sche im Jahre 1826 nochmals, aber auch zum letztenmale durch E. Home [1]) an's Licht gezogen wurde.

„Wenn ich beweise, sind Home's Worte, daß der reichste Schmuck in eines Königs Krone durch keine menschliche Kunst, weder an Schönheit der Form, noch an Glanz und Pracht nachahmbar und herrührend von einer leuchtenden Zelle in seinem Mittelpunkte, nur das fehlgeborne Ei einer Muschel ist, welches sich alljährlich mit neuen Lagen des Schalenstoffes umgibt und bis an's Ende des Thieres fortwächst — wer wird da nicht von Bewunderung und Staunen hingerissen!?“ Diese begeisternden Worte stützte er auf Folgendes: erstens fand er bei der Untersuchung der Geschlechtsorgane häufig im Eierstocke oder zugleich an jenem Theile der innern Schalenfläche, welche der Lage des Eierstockes entspricht, sogenannten Perlsamen; dann machte er die zufällige Entdeckung, daß alle orientalischen Perlen, welche er auseinander schnitt, in ihrer Mitte eine glänzende Zelle bargen, die gerade groß genug war, um ein Muschelei in sich zu bergen. Aus diesen Thatsachen zog er den Schluß, daß „die Perlen auf der äußern Schichte eines Eies gebildet werden, welches verdorben mit den andern nicht in den Eileiter gelangte, sondern an einem Stiele befestigt bleibt, und, wann die Muschel den jährlichen Zuwachs zu ihrer innern Perlmutterüberkleidung erhält, gleichfalls mit Perlmutterschichten überzogen wird“. „Dieser Schluß bestätigt sich dadurch, daß einige Perlen rund, andere pyramidal sind, bei welchen auch der Stiel mit Perlmuttersubstanz überzogen ist“. Home's Folgerung: weil er Perlsamen im Eierstocke bei Süßwassermuscheln — nach der beigegebenen Zeichnung wahrscheinlich bei Anodonta cygnea — und eine der Größe des Eies entsprechende Höhlung in orientalischen Perlen, deren lebende Thiere er aber gar nicht untersuchte, aufgefunden — also gäben die Eier zur Perlbildung die nächste Veranlassung, ist ebenso komisch als falsch [1]).

1) Comp. Anat. V. p. 302. — Philos. Transact. for the year 1826. Part. III. p. 342. 343.

1) Dr. Küchenmeister (l. c. S. 259 Anm. 1) nennt die Bedenken, welche v. Filippi gleich uns gegen die Home'sche Theorie hegt, „unbegründet und ungerechtfertigt“, weil er „auf dem Felde reiner Hypothese sich bewege und aller Selbstanschauung entbehre“, als ob seine Beweise für Home nur einigen Halt böten. Wenn er auch den ersten Home'schen Grund, daß die Perlen deshalb von Eiern gebildet würden, weil H. im Mittelpunkte orientalischer Perlen einen kleinen Hohlraum gefunden, einen schwachen nennt, so ist gleichfalls seine Erklärung von den Hohlräumen in den Perlen eine durchaus hypothetische und jeder Anschauung entbehrende; denn dieselben entstehen nicht durch Auswanderung oder Eintrocknen der Schmarozer, sondern also: Wenn Perlen den Körper der Muscheln aus irgend einer Ursache verlassen, so scheiden gleichwohl die Wände der ihres Inhaltes beraubten Höhlung im Mantel noch mehrere Schichten Schalenstoff ab, und dadurch bilden sich rundliche, oder wenn die Wandungen zusammensinken, verschieden gestaltete, meist vieleckige, perlenähnliche Körper, welche in ihrem Innern den von der Perle früher eingenommenen, jetzt leeren Raum in sich einschließen. Solche mißgestalteten Perlen heißen in der Fischersprache „Narren“. Ferner in Betreff des andern Home'schen Grundes der Kernbildung aus Eiern, weil er Perlensamen im Eierstocke gefunden, ist K's. Vertheidigung eine ebenfalls unbegründete und ungerechtfertigte, da durch das mögliche Vorkommen von kleinen Conglomeraten vertrockneter und vergilbter junger Muschelschalen, was wir nie gesehen, aber auch nicht leugnen wollen, noch lange nicht Home's Theorie bewiesen

Uebrigens ſpricht die Abbildung gerade gegen ihn, denn ſie zeigt die Perlen an der Stelle, an welcher ſie überhaupt bei Anodonta gerne vorkommen, nämlich im Mantel in der Gegend des Herzens, welche Stelle auch genau den von Home ſelbſt erwähnten Perlanſätzen der innern Scholenfläche entſpricht. Ferner finden ſich perlartige Bildungen niemals in denjenigen Organen, welche im ſogenannten Fuße verſteckt liegen, wie Darm, Leber und Geſchlechtsdrüſen, ſondern immer im Mantel und zwar an den verſchiedenſten Stellen desſelben; die freien am häufigſten, bei Anodonta wenigſtens, im demjenigen Theile, welcher dicht unter dem Schalenſchloße, über dem Herzbeutel und dem Bojanus'ſchen Organe liegt, ſelten im muskulöſen Saume desſelben, während die ſogenannten Perlanſätze an der innern Schalenfläche faſt bei jeder Muſchel in der verſchiedenſten Menge anzutreffen ſind. Die ganze Home'ſche Abhandlung iſt überdieß ſchon im Jahre 1830 von Dr. C. E. v. Baer [1]) mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung ſo erſchöpfend widerlegt worden, daß ſelbſt unſere neueſten Erfahrungen über dieſen Gegenſtand kein Jota hinzuzufügen haben, und worauf wir bei anderer Gelegenheit noch oft zurückkommen werden.

Endlich die Anſicht, daß Perlenbildung durch

iſt; denn einmal wird uns in dieſem Falle Hr. K. doch nicht glauben machen wollen, daß ein Ei, urſprünglich von Kalkſchichten umhüllt, in einer ſolchen Gefangenſchaft ſich bis zur fertigen Bildung der Schalen fort entwickeln könne, alſo junge Schalen den Beweis für früher vorhandene Eier abgeben, während ſie in dieſem Falle doch nur mit jedem andern fremden Körper auf gleicher Stufe ſtehen. Zweitens ſtützt E. Home ſeine irrige Theorie durch eine vermeintliche ſtattfindende Perlenbildung um Eier innerhalb des Eierſtocks und ſtempelt dieſelbe zu einem allgemeinen Geſetze, während Hr. K, ſelbſt von der großen Seltenheit ſpricht, mit welcher junge Muſchelſchalen den Kern für Perlen abgeben; es müßte denn ſein, daß einzelne, nur von ihm geſehene Fälle ein allgemein giltiges Geſetz ſtatuiren könnten.

1) Meckel's Archiv für Anatomie und Phyſiologie. Jahrg. 1830. S. 352 — 357.

die Gegenwart von Schmarozerthieren und deren Brut, welche auf den Muſcheln leben, bedingt werde, dadurch, daß dieſelben ſich mit Schichten abgeſonderten Kalkes überziehen, iſt ein Reſultat der neueſten Forſchungen unſerer Tage im Gebiete der Mikroſkopie. Schon v. Baer [1]) war ahnungsvoll dieſer Thatſache nahe, wenn er ſchreibt: „In und unter der Haut des Mantels am Rücken, wo derſelbe ganz dicht der Schale anliegt, findet man bei Unionen und beſonders häufig bei der Teichmuſchel kleine geronnene iſolirte Maſſen, die ich ſehr oft unterſucht habe, da ich anfänglich die Eier des Aspidogaster conchicola in ihnen vermuthete, ohne jedoch irgend eine Spur von Organiſation entdecken zu können".

„Ich bin daher überzeugt, daß die Perlen eine Weiterbildung jener iſolirten klumpigen Maſſe ſind. Es iſt wahr, daß in den hieſigen Muſcheln bei weitem die meiſten derſelben nicht zu Perlen werden; doch ſcheint dieſer Umſtand keinen Grund gegen unſere Anſicht zu enthalten. Vielleicht werden nur diejenigen Klümpchen mit Kalk überzogen, welche der äußern Fläche der Haut, die für die Kalkerzeugung organiſirt iſt, näher liegen".

Und in der That kommen bei unſern Teichmuſcheln, namentlich der bayriſchen Gebirgsſeen, außerordentlich häufig ſolche klümpchenartige Bildungen an der bezeichneten Stelle in großer Anzahl vor und weiſen ſich mit Hilfe beſſerer Inſtrumente, als ſie v. Baer zu Gebote ſtehen konnten, als krankhaft veränderte, zum Theil in Auflöſung begriffene Eier von Paraſiten, aber auch als einfache Faſerſtoffgerinnſel mit einigen abgeſtoßenen Epitelien vermengt auf, welche von Kalkſchichten überzogen, kleine Perlen, oft mit recht ſchöner Rundung und reinem Waſſer, aber niemals von nur einigermaßen bedeutender Größe darſtellen.

Unſtreitig das Hauptverdienſt, in den Perlen Schmarozer, ſo wie deren Eier als ihre Kerne auf-

1) l. c. S. 355.

gefunden zu haben, gebührt F. de Filippi [1]). Untersuchungen, in ganz anderer Absicht angestellt, führten durch reinen Zufall seine Aufmerksamkeit auf die Entstehungsweise derselben. Zu diesem Zwecke wurden alsdann eine gehörige Anzahl kleiner Perlen aus dem Mantel einiger Mollusken gesammelt und zur nähern Durchforschung der innern Substanz einige davon zerbrochen, andere in verdünnte Salpetersäure gelegt. Die zerbrochenen oder durchgeschnittenen Perlen zeigten einen Durchschnitt ähnlich dem vieler Stalaktiten [2]), nämlich den mehr oder weniger großen Kern einer undurchsichtigen, kalkigen und in's Gelbliche spielenden Materie, welche wie die involvirende wirkliche Perlmasse aus Lagen zusammengesetzt war. Die Perlen, welche längere Zeit in Salpetersäure gelegen waren, verloren, je nach ihrem verschiedenen Durchmesser, ihre ganze kalkige Substanz, behielten aber die frühere Gestalt bei, schwollen durch gasige Blasen etwas auf und zeigten eine Anzahl sehr feiner häutiger Schichten, welche einen deutlichen centralen Kern von organischer Materie umhüllten.

1) Die oben citirte Abhandlung, S. 261. Zu bemerken sei, daß alle übrigen hier, wie im folgenden Aufsatze Dr. Küchenmeisters angeführten, aber unser Thema nicht speciell berührenden Behauptungen, wie Bemerkungen in einem demnächst von mir erscheinenden größern Werke „über Perlen und ihren Ursprung" näher gewürdigt werden sollen.

2) Hr. Küchenmeister stößt sich in seiner Uebersetzung des Filippi'schen Artikels (S. 262. Anmerk. 1) an dem gar nicht übel gewählten Vergleiche angebrochener Perlen mit Stalaktiten; er vergleicht den Bau derselben mit den sogenannten Amyloidkörpern oder mit jenem Goodsir'schen Sphaeridion Acephalocystis, was nach ihm auch in den Darmwänden des gemeinen Fischotters vorkommen soll, und ihn zuerst auf den Gedanken brachte, in Perlen nach thierischen Keimen zu suchen (!). Wer den Bau der Perlen kennt, wird zu entscheiden wissen, zu welchem der beiden Vergleiche mehr überschwengliche Phantasie gehöre und wie himmelweit beide Vergleichungsobjekte von einander verschieden sind! (Vergl. Anatomical and Pathological Observations by John and Harry Goodsir. Edinburgh 1845. p. 88. Plat. III. fig. 16.)

Eine andere Thatsache, welche in dieser Frage Filippi wichtig erscheint, ist die ungleiche Häufigkeit dieser Perlen in den Exemplaren einer und derselben Species von Teichmuscheln oder andern Bivalvenarten, wenn dieselben aus verschiedenen Localitäten entnommen waren. Als sich F. eine große Anzahl von Individuen der Anodonta cygnea aus den Teichen von Racconigi verschafft hatte, war er erstaunt über die große Anzahl der vorhandenen, theils an die innere Schale angewachsenen, theils im Mantel eingebetteten Perlen, während er einige Jahre vorher in den Anodonten und Unionen einiger Seen und Flüße der Lombardei nur äußerst selten deren gefunden hatte.

Die Perlen aus den Teichen von Racconigi sind klein, von regelmäßiger Form und könnten als sogenannter Perlsamen im Handel gebraucht werden. Eine vollkommen runde Perle von der Größe eines Hanfkornes fand F. im muskulösen Mantelsaume gerade an der Stelle, wo bei der eigentlichen Unio margaritifera die Perlen gewöhnlich vorkommen [1]).

1) An derselben Stelle fand ich unter vielen Exemplaren von Anodonta piscinalis eine schöne Perle von der Größe einer kleinen Erbse aus dem Schliersee im bayerischen Hochlande, welche ich vor ein paar Jahren Hrn. v. Siebold übergab.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 28. November.

II. Nr. 15. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.**
2. **Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.**
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.**

(Fortsetzung.)

Mit der Häufigkeit der Teichmuscheln von Racconigi fällt ferner das häufige Vorkommen einer Species von Eingeweidewürmern, welche v. Baer in seiner klassischen Abhandlung [1]) unter dem Namen Distoma duplicatum kennen lehrte, zusammen, während sie den Muscheln des Sees von Varese in der Lombardei zu mangeln scheinen. Bei den genannten Muscheln finden sich im Mantel in großer Anzahl die kleinen Schläuche eingestreut, welche die Distomen enthalten, und in entsprechender Menge erkennt man perlartige Rauhheiten von verschiedener Form und Entwicklung, die durch alle möglichen Abstufungen bis zu fast sphärischen Perlen vom Durchmesser eines Hirsekorns übergehen, auf der anliegenden Fläche der Schalen. Wenn nun F. vorsichtig die dem Anscheine nach jüngsten Concretionen von der Schale abnahm und nach gehöriger Präparation unter das Mikroskop brachte, so erkannte er die Ueberreste kleiner Distomen, welche als Kern der kalkigen Materie gedient haben. Diese frischen Concretionen oder wirklichen Perlansätze unterscheiden sich durch ihre Form (bisweilen stellen sie unregelmäßige Pusteln [1]) dar), durch eine in's Gelbliche spielende Färbung und den Mangel jenes Glanzes, welcher in andern, schon ältern und größern, danebenliegenden Prominenzen zu beobachten ist.

Diese Thatsachen veranlaßten F., auch die andern im Mantel der Teichmuscheln isolirt vorkommenden Perlen einer nähern Untersuchung zu unterwerfen; er fand ebenfalls bei diesen die größte Analogie mit der Substanz ihres Kernes und der oben beschriebenen, die Distomen incrustirenden Substanz, und erkannte in jenem einen organischen Inhalt.

Nachdem nun F. durch vielfältige Forschungen zu dem Ausspruche sich veranlaßt sieht, daß der Kern der Perlen die Charaktere nicht nur einer organischen Substanz, sondern eines verstorbenen organischen Wesens an sich trage, und dieses organisirte Wesen ein Helminth sei, fährt er fort: Bei der großen Schwierigkeit, die echten Species der Unionen zu bestimmen, kann man nicht sagen, ob die Unio margaritifera eine von denjenigen Species

1) Beiträge zur Kenntniß der niedern Thiere. Nov. Acta phys. med. A. C. Leopold. Carol. Nat. curios. Tom. XIII. P. II. S. 558 sqq.. Bonn 1827.

1) Die an ihrer Spitze häufig einen leichten Eindruck haben.

sei, welche nur in gewissen Fällen keine oder wenigstens nicht in demselben Grade Perlen tragen. Doch selbst wenn man die Species bestehen läßt, so kann man nicht die Eigenschaft, Perlen zu erzeugen, als eine ihr specifische betrachten. Denn nicht alle Uniones margarit., die über Central- und Nordeuropa zerstreut sind, theilen diese Eigenschaft in gleichem Grade, sondern es gibt bestimmte Orte, welche für diese Gabe der Natur privilegirt sind; ebenso wie die Pinnen, die Anomien, Austern an einigen Gegenden perltragend sind, an andern nicht. Die Produktion der Perlen in den Exemplaren einer und derselben Species steht im engsten Rapport mit der geographischen Verbreitung der Trematoden [1]), welche in den Muscheln sich einnisten. Jene ist um so größer, je reicher diese in einer gewissen Lokalität sich vorfindet.

Dieses Alles gibt einen Wink über die Mittel der künstlichen Perlerzeugung; man muß die Species der Trematoden studiren, welche in den perltragenden Muscheln schmarozen und durch Einwanderung in jene Organe, in welchen der Kalk abgesondert wird, zur Kernbildung dienen können. Die Ausbreitung dieser Helminthen wird durch die Oertlichkeit begünstigt: wo die Helminthen fehlen oder selten sind, da fehlen auch die Perlen oder sind selten. Nach diesem Principe kann die Perlerzeugung sehr vermehrt werden.

Zwei Jahre später, 1854, machte F. seine schöne Abhandlung [2]) über die Entwicklungsgeschichte der Trematoden bekannt. Gegen Ende derselben wiederholt er seine oben ausgesprochene Ansicht auf das bestimmteste; fortgesetzte Untersuchungen lieferten ihm den sichern Nachweis, daß der Kern der Perlen immer von einem Entozoen gebildet werde, und daß die Häufigkeit der Perlen in direktem Zusammenhange mit der Häufigkeit der Parasiten im Mantel der perltragenden Muscheln stehe. In einer Note fügt er dann bei, daß dieser Parasit gewöhnlich aus der Ordnung der Trematoden, aber auch aus einer andern Classe stammen könne; denn er fand Perlen von Anodonta cygnea, welche ein junges, deutlich erkennbares Exemplar der Wassermilbe — Limnochares Anodontae — als ihren Kern enthielten.

In einer zweiten Note empfiehlt er wiederholt das Studium dieser auf den Muscheln lebenden Parasiten besonders zu industriellen Zwecken: aus Prioritätsrücksichten [1]) sei dieselbe wörtlich hier mitgetheilt: „J'ai ajouté dans mon mémoire qu'il serait peut-être intéressant d'étudier les parasites des Mollusques margaritifères même dans un but industriel, car on pourrait trouver le moyen d'augmenter la diffusion de ses parasites ou de le transporter d'un endroit à l'autre. *On pourrait faire très facilement des recherches de ce genre en Saxe*, ou la récolte des perles est toujours de quelque importance et constitue un droit du gouvernement".

Schließlich hat in diesem Jahre Dr. Küchenmeister in Zittau der von ihm veranstalteten Uebersetzung des obigen Filippi'schen Artikels seine eignen Beobachtungen und Erfahrungen über unsern Gegenstand angereiht.

Zu Anfang dieser Mittheilungen läßt Hr. Küchenmeister als das einzige factische Resultat der F.'schen Forschungen gelten, daß die an der Innenfläche der Teichmuscheln vorkommenden Rauhheiten einem Trematoden entstammen, während der Ursprung der freien Perlen durch diesen oder andere Trematoden bloß als ein Schluß F's. per analogiam, welcher sogleich als vollendete Thatsache in die Literatur [2]) übergegangen sei, gelte. Wären überdies die Perlen das Produkt der Kalkumlagerung

1) Herr Küchenmeister will diesen Ausspruch noch allgemeiner gefaßt wissen, er setzt dafür: „gewisser Schmarotzer aus den niedersten Thierreichen (?)"

2) Mémoires de l'Académie des Sciences de Turin; serie 2, t. XV. und Annal. des scienc. naturelles. Ser. 4. Zool. Tom. II. p. 255 — 284.

1) Müllers Archiv. Jahrgang 1856. S. 490.

2) C. Vogt's Bilder aus dem Thierleben, Frankfurt a. M. 1852. S. 191.

bloß um encystirte Distomenschläuche, so müßten sie wie diese auch nur schlauchförmig, cylindrisch, an den Enden abgerundet, eiförmig, statt rein und vollkommen oder doch sehr sphärisch sein, worin gerade neben ihrem Glanze ihr Hauptwerth liege. Diesen Formunterschied habe auch F. schon erkannt, allein ihn mehr mit einer Altersverschiedenheit erklärt [1]). Es sei daher a priori der Schluß gerechtfertigt, daß vielmehr jene Schmarozer die Ursache der runden echten Perle abgeben, welche bei ihrer Einwanderung in das Muschelthier vollkommen runde Kapseln, aber keine Schläuche darstellen. Einen solchen Schmarozer, der sich in runde Hüllen einkapselt, glaubt K. gefunden zu haben, ja die frühesten Entwicklungsstadien desselben sind von junger Distomenbrut so schwer zu unterscheiden, daß selbst die Perlen, welche F. durchforschte, bezüglich ihrer Kerne einer wiederholten Untersuchung zu bedürfen scheinen.

Der Gebrauch des vogtländischen Bades Elster gab K. die günstige Gelegenheit, in den dortigen Muschelbänken nähere Untersuchungen über die Perlen und ihren Ursprung anzustellen, wobei ihm auf seine spezielle Eingabe von Seiten der k. sächsischen Regierung die liberalste Unterstützung zu Theil wurde.

1) Die verschiedenen Formen der Perlen allein können durchaus keinen Gegenbeweis gegen die Richtigkeit der F'.schen Theorie abgeben: denn es kommen längliche, ei-, birnförmige Perlen mit demselben Wasser und von demselben Werthe mit runden Kernen ebenso häufig vor, als runde, glänzende Perlen mit ovalen Kernen, wie denn überhaupt die Form einer Perle durchaus nicht allein von der Form ihres Kernes abhängig ist. Ueberdieß wird Jeder, der viele Muscheln zu untersuchen Gelegenheit hatte, gerne zugeben, daß die länglichen Distomenschläuche in den verschiedensten Uebergangsformen ebenso die runde, als umgekehrt die vermeintlichen Kapseln des K'schen Schmarozers die ovale, längliche Gestalt gewöhnlich annehmen. Daß ferner die Diagnose der beiden Parasiten in ihren jugendlichen Zuständen eine gar so schwierige sei, gehört bei einiger Kenntniß zu den Unmöglichkeiten, es müßten denn bei diesem Ausspruche nur Anfänger gemeint sein.

Um über die Ursachen der Perlenbildung in's Reine zu kommen, wurden Perlen in Essigsäure [1]) und andere Mineralsäuren gelegt und nach Entfernung des kohlensauren Kalkes, sowie der äußersten Schichten die den Kern ausmachenden Theile zwischen 2 Glasplatten zerdrückt: aus einem dieser kleinen Stücke, das hohl zu sein schien, ragte einmal ein häutiges Gebilde mit sechs Beinen hervor. Bei einem Besuche der Vogtsberger und Oelsnitzer Muschelbänke ließ sich K. von dem dortigen Perlenfischer Hrn. Schmerler II. [2]) an einem nahen Mühlen-

1) Von welchem Genus?

2) Die Familie Schmerler ist schon lange mit dem Amte des Perlfischens bekleidet; denn noch ehe das Haus Sachsen den Perlenfang an der Elster als Regale an sich zog, maßten sich die ersten Perlensucher, Vater und Großvater, lange Zeit als Privatpersonen das Perlensuchen in der Elster an, und verkauften die gefundenen an die Juden und Goldschmiede in fremde Länder. Allein im Jahre 1621 zog Churfürst Johann Georg I. zu Sachsen hiervon nähere Nachricht ein. Er untersagte dem alten Moritz Schmirler, den er zu sich berufen, das Perlensuchen für sich und trug ihm das Amt eines churfürstlichen Perlenfischers auf. Er wurde am 8. Juli d. Jahres in Pflicht genommen und ihm eine Besoldung von 30 Gulden, jedoch auf Widerruf, bewilligt. Er unterrichtete seinen Bruder Abraham Schmirler, der ihm 1642 nach seinem Tode im Amte eines Perlensuchers folgte. Dieser lehrte die Kunst seinem Sohne Johann Schmirler, der ihm 1672 beigesetzt wurde. Allein da letzterer vor seinem Vater starb, wurde dessen Bruder Wolf Adam Schmirler an dessen Statt im J. 1685 dem Vater zugegeben. Nach seines Vaters Tode wurde dieser angehalten, seine Kunst noch bei Lebzeiten Jemanden zu eröffnen, damit nicht durch schleunigen Tod das churfürstliche Interesse hierinnen leiden möchte. Er eröffnete es daher seinem Schwiegervater Leonhard Thümler zu Oelsnitz, und nach dessen frühzeitigem Tode seinem ältesten Sohne Johann Gottfried, den er dazu verführte, die Wasser zu begehen, welcher auch 1706 in Pflicht genommen wurde, sowie bald nachher dessen beide Brüder, Johann Christoph Schmirler 1724 den 7. Juni und Christoph Heinrich 1734 den 10. Nov. ꝛc. Siehe Rössig, Versuch einer pragmat. Geschichte der Oekonomie-, Polizei- und Cameral-Wissenschaften. Leipz. 1782. Theil II. Abth. I. S. 573.

teiche vorbeiführen, in dem die gemeine Teichmuſchel in ziemlich reichlicher Menge vorhanden iſt. Beim Oeffnen derſelben fand er den Mantel zu beiden Seiten mit einer Menge kleiner, ſchmutzig gelber Körnchen beſetzt, welche bei der mikroſkopiſchen Unterſuchung ſich als Eier und eingekapſelte, 6beinige, in Häutung begriffene Brut einer Waſſerſpinne herausſtellten. An dieſen ſechsbeinigen Waſſerſpinnen erkannte K. alsbald jene ſechs Beine wieder, welche bei der Zerſprengung der oben genannten Perlen ihm aufgefallen war. Das andere Mal beobachtete K. ſogar in einer kleinen Perle des Herzbeutels eine achtbeinige verkreidete Waſſerſpinne, die aus dem Centrum derſelben beim Zerſprengen zum Vorſchein gekommen war.

Dieſe zwei iſolirten Beobachtungen laſſen nun nach K. keinen Zweifel mehr übrig, daß in manchen Perlen der Elſtermuſcheln eine Milbe den Kern bildet. Dieſe Waſſerſpinne iſt die Atax ypsilophora (v. Beneden), Limnochares = Hydrachna Anodontae. Sie lebt in ſchlammigem Boden ſchwach fließender, angeſtauter, mehr ſtehender Gewäſſer, beſonders in ſchlammigen Teichen; ſteigt ſelten an die Waſſeroberfläche herauf, bleibt meiſtens in den dem Bodenſchlamme angrenzenden Waſſerſchichten, alſo am liebſten im Niveau [1]) der hintern Körperhälfte der Muſcheln, wo auch K. die meiſten Individuen eingewandert fand. Dieſe achtbeinige, geſchlechtsreife Milbe treibt ſich im Waſſer herum und ſetzt ihre Eier in dem Mantel der Anodonten und Unionen [2]) ab. Die Eier, vom Muſchelthiere mit einer häutigen Hülle umgeben, verwandeln ſich in 6beinige Spinnen. Dieſe gehen aus der Eihülle und Umhüllungscyſte in's Waſſer, um nach einigem Aufenthalte in letzterem wieder in den Mantel einzuwandern; die ſechsbeinige Brut zieht alsdann ihre Füße an ſich und häutet ſich, in einer vom Muſchelthier abermals erhaltenen Hülle, darauf durchbricht das Thier dieſelbe und gelangt achtbeinig in's Freie, um ſeine Geſchlechtsfunktionen auszuüben. Die vom Muſchelthier gebildeten Hülſen ſollen zu allen Zeiten der Entwicklung eine runde Form haben, entſprechend derjenigen der Eier und der in Häutung begriffenen Thiere. Beim Ausſchlüpfen aus der meiſt ſphäriſchen Cyſte fällt die abgeſtreifte Haut der 6beinigen Spinne entweder gleichzeitig mit durch die Auswanderungsöffnung heraus oder ſie bleibt zufällig liegen. Dasſelbe wird mit dem Chorion des Eies geſchehen, wenn es ſich nicht zuvor an die Innenwand der von der Muſchel gebildeten Cyſte anlöthet.

Nach dieſen Thatſachen erklärt ſich der Perlbildungsproceß, ſoweit er die Atax angeht, leicht. Die von der Muſchel um die Ataxhaut gebildete Cyſte iſt der Perlkern, wenn ſie nicht nach Ausſchlüpfung der Brut ganz reſorbirt wird (?), was noch ungewiß iſt. Wird das Ei oder die 6beinige Spinne am Ausſchlüpfen verhindert oder bleibt die Milben- oder Eihaut in der Cyſte zurück, ſo wird die Cyſte niemals reſorbirt. Die Cyſte iſt jedenfalls das Weſentlichſte bei denjenigen Perlen, welche innerhalb des Mantels gebildet werden.

(Fortſetzung folgt.)

Auch im Baireutherland, in Oelsnitz, war in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gelernter Tuchknapp Schmörller von Oelsnitz, welcher von Bayreuth mit der Bedingung das Meiſterrecht erlangte, daß er einen gewiſſen Stützinger das Perlenfiſchen lehre ꝛc. S. Meuſels hiſtor. Literatur. Erlangen 1783. Jahrg. III. B. II. S. 358.

1) Daß an dieſer Stelle des Thieres die meiſten Ataxindividuen ſich aufhalten, kann ich nicht beſtätigen, fand ſie vielmehr in den vordern Mantelhälften am häufigſten eingeſtreut; doch ſah ſie auch v. Baer (l. c. S. 590) im hintern Ende des Mantels bei Unio pictorum.

2) In welcher Species von Unio?

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. Dezember.

II. Nr. 16. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.
2. Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.
3. On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.

(Fortsetzung.)

Will man nun Perlen künstlich erzeugen, so schlägt K. ganz einfach vor: reife Atarweibchen und junge 6beinige Brut mit perlenerzeugenden Muscheln in Berührung zu bringen. Dieß erachtet er als den Hauptpunkt seiner Aufgabe, nur will er sie von einem allgemeinern Gesichtspunkte, als es Filippi angedeutet, aufgefaßt haben.

Die Antwort auf die Frage: „Wie lassen sich schöne, echte, runde Perlen in den Perlmuscheln künstlich erzeugen?“ ist nach K. sehr einfach:

„Man muß solche niedere Schmarozerthiere zur Absetzung ihrer Eier oder zur Einwanderung in den Mantel der Muscheln zu bewegen suchen, welche selbst oder in ihren Eiern von runder Form runde Umhüllungscysten an den Seiten der Muschelthiere erzeugen, deren Zurückbleiben also einen runden Perlkern abzugeben im Stande ist“. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man sein Augenmerk richten:

1. Auf reife Atarweibchen. Das fast ausschließliche Leben dieser Thiere in stehenden Wässern ist wahrscheinlich der Grund, warum die Perlen so selten in den Perlenmuscheln der Elster und ihrer reißenden Nebenbäche gefunden werden, in welchen, wie in allen schnellfließenden, kiesigen Gebirgswässern die Atarbrut überhaupt äußerst selten ist. Wo sich daher in der Elster und ihren Nebenbächen Stauwässer mit gleichzeitig vorhandenem Schlamme befinden, z. B. hinter den verschiedenen Wehren oder den Wasserschützen, wodurch die Landwirthe die Bewässerung ihrer Wiesen ermöglichen, oder in tiefen Tümpeln an starken Beugungen des Flußbettes, wo das Wasser ruhiger steht, oder besonders in Mühlgräben oberhalb der Radstuben — überall da begegnet man am häufigsten den perlhaltigen Muscheln, überall werden sich da die Atarweibchen am liebsten aufhalten. Auch der Perlenfischer Herr Schmerler II. gab K. die Versicherung, daß die schönsten Perlen im Schlamme der Elster hinter dem Wehre bei Elsterwerda gefunden wurden. Dies Alles deutet darauf hin, daß die Ursache der Perlbildung in der Einwanderung eines Schmarozers gesucht werden müsse, welcher die stehenden schlammigen Gewässer liebt, daß die Atax ypsilophora bei der künstlichen Perlenerzeugung in Frage komme und deshalb die Muscheln mit ihr in Berührung zu bringen seien. Zu diesem Ende suche man in der Nähe der Muschelbänke solche Orte auf, wo diese Atax-Individuen vorkommen und setze in dieselben größere Muschelexemplare eine Zeit lang ein; welches Experiment auch K. bereits angestellt hat. Ferner hat man sein Augenmerk zu richten

2. Auf die spiralige sich aufrollende Brut von Rundwürmern, die in Cysten schmarozen, welche, der runden Form der Würmer entsprechend, ebenfalls rund sind. Man muß deshalb nach Meißners Untersuchung die Mermisbrut zur Einwanderung veranlassen, indem man die Muscheln in mit Wasser gefüllte Gefäße bringt und sie über Nacht mit jener in Berührung läßt. Ist dadurch die Einwanderung der Brut erfolgt, so müsse man die Muscheln in die Perlbänke zurück versetzen.

3. Auf verschiedene Cestodenbrut, welche man den Muscheln zu verschlucken gibt, in der Art, daß die aus reifen Gliedern entnommene und in's Wasser gestreute Brut einige Tage mit den Muschelthieren in Berührung bleibt.

Was die als Ursache der Perlenbildung angeklagten Trematoden anbelangt, muß man die Laien, welchen die Perlenzucht übertragen ist, das Cercariengewimmel in den Sümpfen und stehenden Gewässern kennen lehren und sie anweisen, an sonnigen, heitern Sommertagen von diesem Gewimmel zu schöpfen und dieses Wasser in Gefäße, worin die Muscheln liegen, zu bringen. Bemerkt man die Schläuche im Mantel der Muscheln, so sind dieselben wieder in die Bäche zurückzubringen. Welche Trematodenart aber es ist, die als perlenbildender Schmarozer in den Muscheln auftritt, ob die Brut von Distoma duplicatum oder von Aspidogaster conchicola, ist zur Zeit noch nicht erwiesen.

Außer diesen Schmarozerthieren gelangen aber auch noch andere fremde Körper, welche als Perlkerne dienen können, in die Muschelthiere durch das nach zwei Seiten hin offen stehende, mit dem umgebenden Wasser communicirende Wassergefäßsystem, und zwar hat das eintretende Wasser folgenden Weg zurückzulegen: Nach dem Eintritte durch den meatus branchialis gelangt es in den Vorhof des Bojanus'schen Organes, dann in den Bojanus'schen Körper selbst, herauf in den Herzbeutel, von da in's sogenannte rothbraune Organ, von diesem in das feine Wassergefäßnetz, das den ganzen Muschelkörper durchzieht, und von diesem durch besondere, frei nach Außen mündende Oeffnungen wieder in's Wasser [1]). Denselben Weg müssen natürlich fremde Körper, wenn überhaupt ihre Größe den vorhandenen Oeffnungen entspricht, durch den Muschelkörper passiren und können entweder bei fast atomenähnlicher Größe durch die Oeffnungen wieder in's Wasser austreten, oder bleiben in den engeren, mehr peripherisch gelegenen Gängen, nachdem sie den größern Theil des Wassergefäß-Systemes schon durchlaufen, stecken, um als Perlkern, zu dienen und mit dem Schalenstoffe zu Perlen incrustirt zu werden. Auch diesen natürlichen Weg, auf welchem fremde Körper den Muschelleib durchwandern, will K. zur künstlichen Perlenzucht benützen in der Art, daß man lebende Muschelexemplare vorsichtig außerhalb des Wassers so weit öffnet, daß man durch den Meatus branchialis mit einer feinen Spritze einen Strahl Wasser, worin sich die genannten Schmarozer, wie Atax, Trematoden und Cestoden befinden, oder auch feinen geschlemmten Sand einspritzt, in letzter Beziehung, um die Frage zu entscheiden, ob Sandkörner einen Perlkern zu bilden vermögen.

So weit Ks. Vorschläge und Versuche, durch welche es allein möglich sein soll, die Sache an's gewünschte Ziel zu bringen!

Angelangt am Schluße der Mittheilungen über die wichtigsten Methoden, welche zum Zwecke der künstlichen Perlenerzeugung im Laufe der Zeiten angewendet wurden, erübrigt mir noch, dieselben einer kurzen kritischen Beleuchtung zu unterstellen, auf den Grund von Erfahrungen einer sechsjährigen, fast ausschließlichen Beschäftigung mit den Süßwassermuscheln theils an unsern herrlichen Alpenseen, theils an den Perlbächen Niederbayerns, bei deren Untersuchung durch S. Majestät unsers Königs hohe Munificenz ich im ausgedehntesten Sinne des Wortes die vollkommenste Unterstützung fand. Mit Ausnahme der Filippi-Küchenmeister'schen theoretischen Vorschläge und des Verfahrens der Chinesen erweisen sich alle Methoden als erfolglos, fallen demnach

1) Ueber alle diese genannten anatomischen Verhältnisse behalte ich mir an angeführtem Orte die nähere Besprechung vor.

der Geſchichte anheim. Wir haben daher nur jene zu berückſichtigen und zu fragen: was vermögen erſtere zu leiſten, was hat letzteres geleiſtet?

I. Die Filippi-Küchenmeiſter'ſche Methode. In kurze Worte gefaßt, beruht ſie auf der Behauptung: die Produktion der Perlen, der angewachſenen wie freien in den Muſcheln, ſteht in geradem Verhältniſſe zu der geographiſchen Verbreitung ihrer Schmarozer (Trematoden, Waſſermilben): je zahlreicher dieſe, deſto größer jene; deshalb müſſen die Thiere in ſolche Verhältniſſe gebracht werden, welche die Einwanderung derſelben ermöglichen, wenn man eine künſtliche Bildung der Perlen erzielen will. Nicht das eine oder andere Genus, wie etwa die Unio margaritifera, welche beſonders dazu befähigt wäre, iſt maßgebend, ſondern einzig und allein die Gegenwart oder Abweſenheit der Schmarozer in den Gewäſſern. Während Filippi dieſen Satz unbedingt ausſpricht, läßt Küchenmeiſter nebenbei das Hineingelangen auch von andern Körpern, denn von Schmarozern, die aber immerhin die Hauptſache bleiben, als Grund der Perlbildung gelten.

Die Schilderung, welche der erſt genannte Forſcher von den angewachſenen wie freien Perlen in der Anodonta gibt, iſt naturgetreu. Von den tauſend und tauſend Teichmuſcheln des Schlierſee's und anderer Seen, welche durch meine Hand gegangen, iſt nur eine ſehr geringe Anzahl zu nennen, denen Paraſiten [1]) und die perlähnlichen Anſätze und Rauhheiten an der Innenfläche der Schalen gemangelt hätten. Letztere, meiſt am vordern mittlern Theile, doch auch hinten oft in Reihen, die den Wachsſtreifen der Schalen entſprechen, hinter einander geſtellt, geben das Bild von eingeſprenkelten Körnchen, ſind bald erhaben und dann kugelrund, oder koniſch, bald mehr flach, in ihrer Mitte eingedrückt, eingefallen und dann länglich, oval; ihre Farbe nähert ſich dem Schmutziggelben, während die erhabenen Perlmutterglanz haben. Die prallen, runden Anſatzperlen meſſen ¼—⅓ Mm. in die Höhe und 1 Mm. im Durchmeſſer, die eingefallenen, gerunzelten ſind theils kleiner, theils größer. Ja bisweilen iſt die innere Oberfläche der Schalen mit ſolchen Rauhheiten wie überſäet und ihre gelb-, matt-, ſchmutzigweiße Färbung ſticht auffallend von der mehr in's Bläuliche ſpielenden, glänzenden Oberfläche der Schale ab.

Näher mittelſt Reagens und Mikroſkop unterſucht, erweiſen ſich dieſe Anſatzperlen als verſchieden geſtaltete, vom Mantel aus geſchiedene Perlmutterſchichten, welche über einen zwiſchen ihm und der Schale gelegenen fremden Körper hinüber geſpannt ſind, in der Art, daß ihre Höhe der Größe dieſes entſpricht, daß bei den rundlichen Excrescenzen eine mehr zwiebelartige, bei den platten eine mehr flächenhafte Anordnung der Lamellen die vorherrſchende iſt. Die ſchichtenweiſe zwiſchen den organiſchen Membranen eingefügten, an manchen Stellen durchbrochenen Kalklagen haben hier eine von der übrigen innern Schalenfläche abweichende, ſchwach- bis gummiguttgelbe Färbung, wodurch eine Verwechslung mit Dotterelementen, welche mehr matt- oder ſchmutzig-graugelb ſind, ermöglicht, doch durch die dazwiſchen liegenden organiſchen Membranen verhindert wird. Der fremde Körper ſelbſt kann ganz verſchiedener Natur ſein: theils wirkliche Sandkörnchen oder Partikelchen feinen Schlammes, in welchem die Thiere

1) Gewöhnlich wohnen auf der Teichmuſchel der Aspidogaster conchicola, an der äußern Wand des Herzens und der innern Fläche des Herzbeutels haftend, bisweilen in der Flüßigkeit des letztern ſich aufhaltend; Hr. Keber beliebt ihn Aspidonotos zu nennen (deſſen Beiträge zur Anatomie und Phyſiologie der Weichthiere S. 19); der Bucephalus polymorphus, faſt in allen Organen und in ſo ungeheurer Menge, daß der Weiterbeſtand des Lebens geradezu räthſelhaft erſcheint; das Distoma duplicatum, kleine eiförmige Schläuche, etwa ½‴ lang, am häufigſten im Bojanus'ſchen Organe, welches oft davon ganz ausgefüllt wird, im Mantel, beſonders nach oben gegen das Schalenſchloß, in der Leber, dem Fuße, den Kiemenblättern, dem Herzbeutel und im Herzen; die Hydrachna concharum: im Mantel, in den Kiemenblättern, in der Haut des Fußes und den Mundtentakeln. Häufig wohnen die drei letztgenannten zugleich auf den Muſcheln, während erſterer ſchon ſeltner iſt.

sich aufhalten, theils Algenüberreste mit deutlich erkennbaren Conjugationen, deren einzelne zellenartige Abtheilungen noch mit Kalk incrustirt sind, theils Eier in den verschiedensten Stadien ihrer Entwicklung wie ihres Zerfalles, theils Schmarozerthiere auf den verschiedensten Entwicklungsstufen. Endlich aber enthalten die Ansatzperlen, namentlich die flachen, nabelförmig eingedrückten, gar keine Kerne, sondern sind in der Art entstanden, daß um den über der Manteloberfläche hervorragenden fremden Körper Kalkmoleküle schichtenweise abgelagert und diese bei der gegenseitigen nahen Aneinanderlage in der betreffenden Form an die innern Schalen geradezu angelöthet werden: und dieser Fall ist so ziemlich einer der häufigsten; doch kommen immerhin neben andern Kernen die von Filippi aufgefundenen Distomenschläuche in den Perlansätzen zahlreich vor, während andererseits nicht zu vergessen ist, daß erstere auch in großer Menge im Thiere vorhanden sein können, ohne gleichzeitige Gegenwart in letztern.

Was die freien Perlen, deren Kerne Distomenschläuche sind, in den Teichmuscheln anbelangt, so sind sie gleichfalls nicht gar so häufig zu finden: es ist ein Eröffnen von vielen Hunderten dazu nöthig, bis man eine findet; derartige Perlen haben zwar vollkommene Rundung und schönes Wasser, sind aber sehr klein, stecknadelkopfgroß, gerade wie F. von den Perlen aus den Teichen von Racconigi erzählt: also wenig zu eigentlichem Schmucke passend; am ersten begegnet man ihnen an der oben schon bezeichneten Stelle; nemlich im Mantel dicht unter dem Schloße, bisweilen im Herzbeutel und in dessen Wandung, im Bojanus'schen Organe, im Schalenmuskel, am allerseltensten im muskulösen Saume des Mantels. Zu vergessen ist aber auch hier nicht, daß von den wenigen freien Perlen auch nicht alle die Distomenschläuche in ihrem Innern als Kern beherbergen.

Was ferner die Beschreibung der Hydrachna concharum (Atax ypsilophora) und ihrer Entwicklungsvorgänge auf den Teichmuscheln, wie sie K. [1]) gibt, betrifft, so habe ich sie zum Gegenstand einer speciellen Untersuchung niemals gewählt: was ich aber davon gesehen, besteht einfach in Folgendem. Gewöhnlich trifft man zu jeder Jahreszeit und in jeder Muschel theils mehrere freie (8 — 10), meistens zwischen den Kiemen, theils eine große Anzahl von Atarindividuen, welche an verschiedenen, schon genannten Theilen des Muschelleibes sich eingegraben haben. Zwischen diesen erwachsenen Milben besonders nach vorne im Mantel zunächst den Kiemen ist eine Unzahl von Eiern in den verschiedensten Entwicklungsstufen eingestreut: dadurch, so wie durch die mannigfache Färbung der letztern erhält der Mantel das Aussehen, als wäre er mit dunklen schiefergrauen, von Nadelstichen herrührenden Pünktchen übersäet, zwischen welchen noch andere weiße — die jüngsten Eier — besonders hervortreten. Diese, mit freiem Auge eben noch sichtbaren Eier sind nur in dem allerersten Stadium ihrer Entwicklung, wenn sie eben den Eierstock verlassen haben, rund, sonst immer oval [1]), von weißlicher, blaßgelber, selbst bisweilen ins Grünliche spielender Färbung. Sie liegen in der innern Schichte (Lamelle) des Mantels und sind von mehrern dicken Bündeln feines Bindegewebes, welche sie in einem Ovale umstreichen, aufs engste eingeschlossen, während die äußere Schichte (Lamelle, Platte) des Mantels mit der Pincette leicht davon abgezogen werden kann.

1) l. c. S. 273.

1) Bleiben auch oval und werden nicht wieder rund, wenn das in Häutung begriffene Thier seine Beine anzieht, wie K. irrig angibt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. Dezember.

II. Nr. 17. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.**
2. Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.**

(Fortsetzung.)

Unter dem Mikroskope zeigen die Eier ein einfaches Chorion von spröder, glasartiger Consistenz, leichter Brüchigkeit und großer Durchsichtigkeit mit einem Stiche in's Bläuliche. Der Dotter ist hell bis schwachgoldgelb bei denen, welche zu Grunde gehen, graugelb, dunkelgrau bei denen, welche lebensfähig sind. Eine wirkliche totale Furchung desselben kommt nicht vor, sondern jedesmal findet man neben den primitiven Eiern alle möglichen Uebergangsstufen ihrer weitern Entwicklung, namentlich mit den verschiedenen Einschnürungen der Dottermasse, bis zu solchen, welche die fast fertigen jungen Milben mit deutlich gesondertem Kopfe, schwarzen Augenflecken und den drei dem Körper enge anliegenden, oft beweglichen Fußpaaren einschließen. In diesem Stadium zeigen die Eier auf's unverkenntlichste zwei ovale, genau sich aneinander anschließende, histologisch ganz identische Hüllen [1]), von welchen nicht selten die äußere, meist in zwei gleiche Theile zersprengt, der innern geschlossenen bei ihrem Hervortreten in der untern Hälfte enge anliegt, ein Verhalten, welches wahrscheinlich den Proceß der beginnenden Häutung des Thieres andeutet. Sind die jungen Milben nach vollendeter Häutung von ihren Muscheln größtentheils ausgewandert, so erscheint der Mantel wie durchlöchert und in den einzelnen Grübchen bleiben die Fetzen der durchsprengten Eihäute wie die abgestreiften Hülsen oft mit den deutlich erkennbaren drei Fußpaaren zurück.

Daß die sechsbeinige Brut nochmals, nachdem sie die Muscheln verlassen, in dieselben einwandert, um ihre letzte Metamorphose durchzumachen, wie K.

1) Die Bildung dieser zweiten innern Eihülle verlegt van Beneden in seiner vortrefflichen Abhandlung (Mémoires de l'Academie royale. Tom. XXIV. Brux. 1850. Recherches sur l'histoire naturelle et développement de l'atax ypsilophora. p. 14.) in eine frühe Zeit des Eilebens, noch ehe sichtbare Veränderungen des Dotters eingetreten sind. Auch bei den andern Hydrachnen unserer stehenden Gewässer, welche ihre Eier an die untere Bauchfläche der großen Schwimmkäfer, z. B. Dytiscus Roeselii, marginalis, dimidiatus, punctulatus etc., oder an die Wasserwanzen, z. B. Nepa cinerea, befestigen, haben diese 2 gesonderte structurlose Eihüllen. Vergl. Burmeister in der Isis (1834. Heft 12. S. 138. Tab. I. Fig. 1.). Diese Hüllen gehören also dem Eie selbst an und stehen in Betreff ihres Ursprungs in keiner Beziehung zu dem Mutterthiere.

rein hypothetiſch behauptet, darüber finde ich nirgends Anhaltspunkte aus meiner Erfahrung, wie auch v. Beneden's genaue Unterſuchungen nicht günſtig dafür ſprechen; abgeſehen davon, daß kein ſpecieller Grund zu dieſer wiederholten Wanderung ſich denken läßt, wäre es überdieß ſchwierig, die eben ausgeſchlüpften achtbeinigen jungen Milben von den alten, welche zum Eierlegen einwandern, und die junge ſechsbeinige, abermals mit einer Hülle verſehene Brut von der urſprünglichen, in den erſten Hüllen noch liegenden zu unterſcheiden.

Ob ferner die Muſchelthiere die Milbeneier noch mit einer beſondern Umhüllung einſchließen, wie K. auf das beſtimmteſte verſichert, auch dafür habe ich keinen beſtimmten Beweis gefunden; denn immer ſah ich dieſelben nur mit ovalen Bindegewebsſchichten des Mantels unmittelbar umgeben, ſo wie nirgends und niemals Ueberreſte einer ſolchen Umhüllungscyſte in K's. Sinne im Mantel vorkommen, welche überdies als Ausſcheidung des letztern gleich allen übrigen durch große Dünne, leichte Faltenbildung, feinkörniges gelbliches Ausſehen hinreichend von jedem andern Gebilde, wie etwa von den ſpröden, leichtbrüchigen Eihäuten zu unterſcheiden und gewiß doch irgend einmal aufgefunden worden wäre. Es iſt auch nicht einzuſehen, warum eine ſolide und ſtarre Umhüllungscyſte der Entwicklung der Schmarozer, welche in einer Größenzunahme, in Metamorphoſen und Abwerfen von Eitheilen beſteht, als Norm in den Weg treten ſollte. Endlich zeigen nach gelungener Präparation ſolcher Perlkerne, welche eine Milbe beherbergen, die ihr oder ihren Theilen zunächſtliegenden Schichten der Perlſubſtanz ganz dieſelbe Beſchaffenheit, wie die oben beſchriebene aller Mantelausſcheidungen, d. h. der Schalenbeſtandtheile, und es iſt mir niemals gelungen [1]), weder eine Eihülle, noch eine beſondere Umhüllungscyſte aufzufinden, vielmehr liegen dicht, gewöhnlich um Ueberreſte der abgeſtreiften Hülſe, ſeltner um erwachſene Thiere ſogleich die Schichten der Perlenſubſtanz, die übrigens von einer beſondern Umhüllungscyſte bei gleicher Urſprungsquelle gar nicht zu unterſcheiden wäre.

Dieß ſind meine geringen Beobachtungen in Betreff der Atarindividuen; ich gebe gerne zu, daß daß die hierher bezüglichen Verhältniſſe einer erneuerten Unterſuchung bedürfen, um ſo mehr, da Hr. K. ſelbſt damit noch nicht ganz im Reinen zu ſein ſcheint.

In Betreff des häufigen Vorkommens der Hydrachnen als Perlenkerne ſtehen ſie den Diſtomen faſt nach; ſehr ſelten ſah ich ſie zu Perlanſätzen an den Schalen Veranlaſſung geben, wenigſtens erinnere ich mich nur ein paar Fälle, in welchen ihre Gegenwart innerhalb Anſatzperlen ſicher conſtatirt werden konnte; nicht minder fand ich ſie in freien Perlen ſelten, wie auch K. gewiß bei einer großen Anzahl von Unterſuchungen, ohne welche man ohnedies kein Geſetz aufzuſtellen berechtigt iſt, nur zweier Fälle gedenkt, in denen er ſie fand!

So weit die Verhältniſſe der Perlen und ihrer Bildung bei der Teichmuſchel: ſie ſind bei dieſer Gattung klein, ſehr ſelten im freien Zuſtande und die den Schalen angewachſenen ebenfalls klein, mißgeſtaltet, ſowie im Handel unbrauchbar. Schmarozer bilden bisweilen, nicht immer ihren Kern. Paſſen nun dieſe Verhältniſſe auch auf die Perlen unſerer eigentlichen Perlmuſchel, der Unio margaritifera, treffen bei dieſer gleichfalls alle jene Bedingungen zu, welche die genannten Forſcher als zur Perlenbildung nothwendig angegeben haben?

Durch meine Sendung nach dem bayeriſchen Walde in dieſem Sommer war mir mehrfache Gelegenheit geboten, den Fiſchereien an den verſchiedenſten Bächen beizuwohnen, ſie nach meinen Zwecken zu leiten und ſelbſt dabei Beobachtungen anzuſtellen. Ungefähr 40,000 Thiere (eine weit zu geringe Angabe), theils von mir, theils von den Fiſchern geöffnet, kamen zu meiner Durchſicht, wurden gerade dieſer neu aufgetauchten Schmarozertheorie zu liebe auf's ſorgfältigſte unterſucht: und nicht in Einer Unio war ein Schmarozer, oder ein Ei, oder ein Merkmal, eine Spur [1]) irgend eines Herdes davon an-

1) Auch Hr. K. gibt nirgends an, daß er ſolche Hüllen beſtimmt geſehen hat.

1) Ich habe überhaupt nur zwei pathologiſche Verän-

zutreffen. Gleiches begegnete mir bei Unionen aus andern Gegenden, z. B. aus Böhmen, von denen ich in früherer Zeit schon eine große Anzahl durchmustert habe. Hunderte von Perlen, orientalische, schottische, wie besonders bayrische, große und kleine, schön gebildete und verunstaltete, weiße, röthliche, braune, schwarze wurden mit Meißel und Säge, mit organischen und unorganischen Säuren behandelt: nicht Eine Perle, welche von Unio m. abstammte, hatte in ihrem Kerne die Spur von irgend einem Ei oder Theile eines Parasiten. Wissenschaftlich gebildete wie praktische Männer, deren viele in unserer Gegend sich mit Perlenmuscheln auf's Angelegentlichste beschäftigen, nach allen Richtungen sie durchsuchen, wurden von mir nach Parasiten in denselben befragt: einstimmige Verneinung ward mir zu Theil. Zu einer Bibliothek angewachsene Haufen von fast hundertjährigen Akten, in welchen bis in's Lächerliche die geringsten Kleinigkeiten mit langweiliger Umständlichkeit und Breite geschildert sind, melden mit keiner Sylbe von Schmarozern. Endlich eine Autorität in diesem Gebiete, v. Siebold, sprach schon vor meiner Abreise gegenüber meinem Bedenken, welches ich über den Fund von Parasiten, namentlich Milben, auf Unionen gegen ihn äußerte, sich entschieden für den Mangel dieser auf letztern aus. Dies ist meine einzige, mir zu Gebote stehende, factische Antwort auf Filippi's Satz: „daß die Produktion der Perlen in den Exemplaren einer und derselben Species in engstem Rapporte zur geographischen Verbreitung der Schmarozer (Trematoden) stehe". Dies meine Antwort auf Hrn. K., welcher gleich F., wenigstens seinen Mittheilungen zufolge, in dieser Beziehung keine speciellen Untersuchungen an Unionen, trotz dem, daß ihm die Perlbäche Sachsens zu Gebote stehen, anstellte, sondern von den Verhältnissen des einen Genus auf die eines andern im buntem Durcheinander Schlüße zieht.

Doch es könnten möglicherweise die Schmarozer der Anodonta behufs einer künstlichen Perlenbildung auf Unionen verpflanzt werden, da die erstere nachweisbar so wenig gute Ausbeute liefert. F. gibt vorsichtig nur Andeutungen dazu, K. stürzt voll sanguinischer Hoffnung hervor mit einer Liste von Schmarozern verschiedener Thiere, welche man den Unionen einlegen, zum Verschlucken geben, ja einspritzen soll! Auch hierin ist mein Glaube ein sehr schwacher und zwar aus folgenden Gründen.

Abgesehen von der großen Seltenheit, mit welcher diese Thiere manuelle Eingriffe, namentlich wie sie Hr. K. vorschlägt, und noch dazu in fremden Medien vertragen, sowie von der Schwierigkeit, mit welcher man sie am Leben erhalten kann: so stehen einem günstigen Erfolge solcher Versuche schon von physiologischer Seite wahrscheinlich mancherlei Hindernisse im Wege, wenn man nur einen Blick auf die verschiedenen äußern Lebensverhältnisse beider Gattungen wirft.

Die Anodonten leben gewöhnlich in ruhigen Gewässern, Seen, tiefen Teichen und deren Ausflüßen, in sanftfließenden Bächen, schwach strömenden Flüßen, welche einen stark schlammigen, mit üppiger Vegetation versehenen, von niederen Thierformen wimmelnden Grund haben und in sedimentären Kalkgebirgen ihren Ursprung nehmen. Hier halten sie sich in großer Anzahl nebeneinander und in stiller Eintracht mit ihren zahlreichen Schmarozern auf.

Anders gestaltet es sich bei unsern Flußperlmuscheln: Alle Flüße und Bäche, in welchen diese vorkommen, entspringen aus Granit oder verwandten Urgebirgsarten: — so in Bayern: im Kreise Niederbayern[1]) laufen sie über Gneis

derungen in unsern Perlmuscheln gefunden: verkümmerte, knorpelharte, eingerollte, zum Theil gefranzte Kiemenblätter und an verschiedenen Körperstellen, z. B. in der Haut des Fußes, an der untern Fläche der Bojanus'schen Organe, im Saume des Mantels, besonders nach hinten zu gewissen Jahreszeiten constant gallerartige, zitternde, erbsen- bis haselnußgroße Geschwülste, meist mit einem dünnen Stiele aufsitzend, deren Bedeutung ich an einem andern Orte zu erläutern versuchen werde.

1) Da die Perlbäche Niederbayerns noch nirgends bekannt gegeben sind, so folge hier ihre Aufzählung.

und Granit, in Oberfranken über Gneis, Granit, Thonschiefer; in Sachsen [1]): die Elster mit ihren Nebenbächen über Thonschiefer und Diorit — und haben meistens bei einiger Tiefe eine schwarzbraune (Kaffee-) Farbe [1]). Die Muscheln erscheinen in ihnen erst da, wo sie das Hauptgehänge des Gebirges verlassen und ihren starken Fall verlieren: wo die Forelle aufhört und die Aesche anfängt [2]).

Das Rentamt Deggendorf mit Hengersberg hat 11 Bäche: Weibinger-, Mettner Mühl-, Grafinger-, Seebacher-, Frohnstetter-, Furtmühl und Rohrstetter-, Dasinger und Urladinger-, Renzlinger und Gleibmühler-, Englfinger-, Brüm-Bachl, Auerbacher Oh.

Das Rentamt Grafenau mit Schönberg hat 17 Bäche: Die kleine Oh, das Viehbach-, Stecken-, Hasel-, Biber-Bachl, die Ilz, das Jungermühl-, Kreuz-, Rohrnachmühl-, Gera-, Gmündner-, Asbergerbachl, die große Oh, das Hörbach-, Zentinger-, Langbachl, die Rainfelser Oh.

Das Rentamt Kötzting hat 5 Bäche: Der schwarze, der weiße Regen, der Altrandsberger-, Zeller-, Riedlbach.

Das Rentamt Mitterfels hat 6 Bäche: Der Mitterfelser-, Scheiblsgruber-, Rattenberger-, Gaishanser-, Saulburger-, Falkenfelserbach.

Das Rentamt Passau hat 8 Bäche: Die Ilz, die Erlau, der Dattenbach, der Wallenreither-, der Ramlinger-, Laufen-, Schleifer-, Stempbach.

Das Rentamt Zwiesel mit Regen hat 12 Bäche: Der Fahrnbach, die Schlossauer Oh, der Rohr-, Moos-, Sallitz-, Tausend-, Holzmühlbach, die Rünchnach, die Rünchnacher Oh, der Sietzbach, der große, schwarze Regen, der Bruckbach.

Das Rentamt Viechtach hat 12 Bäche: Der schwarze Regen, der Aitracher-, Schweinbacher-, Sag-, Prackenbacher-, Rind-, Asch-, Unterrieder-, Schloß-, Haberbühlbach, die Teysnach, die dürre Teysnach.

Das Rentamt Wegscheid mit Oberzell hat 17 Bäche: Die Ranna, der Staffel-, Eickerbach, die große Mühl, der Finster-, Schinder-, Au-, Gsenget-, Mühl-, Schauer-, Germannsdorfer-, Hofleiten-, Gegen-, Schleereiter-, Ranna-, Rosenauerbach, das Osterwasser.

Das Rentamt Wolfstein hat 12 Bäche: Der Karlsbacher-, Stelzer-, Ohemühl-, Wermuthbach, die Ohe oder Frey, die Ilz, das Holzmühler-, Saußmühler-, Keller-, Schauerbachl, das Reichermühl-
[illegible]lau. Also 9 Rentämter haben 100
und Flüße.

[illegible]d im k. sächs. Amte Voigts-

1) Auch Hr. K. gibt nie[illegible]wässern betrieben: im Flußgelen bestimmt geschehen und ihren Nebenbächen, im Raumbache, schon seit 1650, im Schönlinderbachl, Tetterweinbach (hier bleiben die Perlen selten), im Eisenbach, dessen reißendes und eisenhaltiges Wasser den Thieren wenig zusagt, in der Würschnitz, welche besonders die junge Brut begünstigt und vor 50 Jahren für das beste Perlwasser galt, im Ebersbache, in der Görnitz bis Brotenfeld hinauf (hier rechnet man unter 10 Muscheln eine perlhaltige), im Altmannsgrüner Bach, vom Einfalle des Lottengrüner Wassers bis zum Voigtsberger Mühlteiche, in der Triebel, seit 1701 bis nach Untertriebel hinauf, in der Trieb, die eisenhaltig ist und daher minder schöne Perlen liefert, bis nach Altmannsgrünn hinauf, endlich in vielen Mühlgräben. Vergl. Alb. Schiffner Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen. Thl. I. Leipz. 1839. S. 410. Dann besonders: J. G. Jahn, Urkundliche Chronik der Stadt Oelsnitz. Oelsnitz 1841. §. 42. S. 415. — Hugo v. Bose, Handbuch d. Geographie, Statistik und Topographie des Königr. Sachsen. Dresden 1847. S. 30. 148 und 391.

1) Welche auffallend von den klaren, blaugrünen Strömen unserer Kalkalpen absticht. Sie rührt her von dem Reichthume des Wassers an Alkalien, welche die Humussäuren des Bodens in Lösung bringen.

2) Im allgemeinen Sinne des Wortes genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. Dezember.

II. Nr. 18. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. **Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.**
2. **Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.**
3. **On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.**

(Fortsetzung.)

Starke Strömung und felsiger Untergrund, so wie, wenn er vorkommt, schlammiger Boden ist ihnen zuwider; sie weilen am liebsten und gedeihen am besten in mäßig tiefen Tümpeln mit einem Untergrund von Granitkies oder Sand, wenn sich auch kleine Steine darunter befinden. Sie lieben solche Stellen vorzüglich, wenn diese breit sind, und die Ufer durch Erlen, Weidengesträuche mäßig beschattet sind, während sie finstere, dicht beschattete Stellen, durch welche die Sonnenstrahlen nicht eindringen können, meiden. Schon einige hundert Schritte vor der Einmündung in wärmere Wasser verlieren sie sich allmählich mehr und mehr und endlich ganz, ja sterben in kurzer Zeit, wenn sie durch Fluthen in letztere fortgerissen werden.

Ferner, während die Teichmuscheln in sehr kalkreichem Wasser leben, ist dasjenige unserer Perlmuscheln durch große Armuth an Kalk [1]) eine geringe, äußerst monotone Vegetation [2]) und ein spär-

1) Beistehende Tabelle zeigt das Verhalten der Thiere zum Kalkgehalte des Wassers. Die Angaben stützen sich auf Johnson's und Sendtner's Analysen:

Gewässer.	Gehalt an Perlmuscheln	In 1 Liter Wasser befinden sich Grm. Ca,CO_2	1 Th Ca,CO_2 ist enthalten in Gewichtstheilen Wasser
Münchner Quellwasser	keine	0,1480 Grm.	6758
Isarwasser	keine	0,1287 „	7770
Regen bei Zwiesel	wenig a)	0,0154 „	65000
Ilz bei Hals	Perlen	0,0092 „	108000
Perlbach b. Ortenburg	Perlen	0,0087 „	114943
Wolfach b. Ortenburg	keine	0,0012 „	819672
Rachelsee b).	keine	0,0010 „	1000000

a) Rührt von der überhand nehmenden Holztrifft her.

b) Ein am südlichen Abhange des Rachels 3345′ hoch gelegener Bergsee.

2) Die Flora dieser Gewässer besteht aus: **Fontinalis squamosa, Chiloscyphus polyanthus, Potamogeton pusillus, Montia minor, Callitriche verna**; die ihrer Ufer aus: **Salix fragilis**, seltner **S. purpurea, cinerea, aurita**; **Alnus glutinosa**, seltner **A. incana**; ferner **Aconitum variegatum, Spiraea Ulmaria, Achillea Starmica, Strutiopteris germanica**; in Bergthälern: **Aconitum Napellus, Thalictrum aquilegi-**

liches Vorkommen niederer thierischer Organismen ausgezeichnet. Aus diesem Verhalten stellt sich die physiologisch merkwürdige Thatsache heraus: Teichmuscheln in kalkreichen Gewässern haben die dünnsten Kalkschalen und ihnen entsprechend die kleinsten Perlen; Flußperlenmuscheln in kalkarmen [1]) Bächen und Flüßen, auf krystallinischen Gebirgsarten die stärksten, dicksten Schalen von unsern Süßwassermuscheln, und die größten Perlen; besitzen also die Fähigkeit bei wenig dargebotenem Kalkvorrathe viel mehr Kalk sich anzueignen, als die Thiere des kalkreichen Wassers, gerade wie nach den trefflichen Untersuchungen meines Freundes Prof. O. Sendtner [2]) kalkreiche Pflanzen (z. B. Pinus Pumilio) auf kalkarmem Boden wachsen und gedeihen und diesem mehr Kalk entnehmen, als es die Gattungsverwandten dem kalkreichern Boden thun, was er dadurch zu erklären sucht, daß diese Organismen eine große Gier nach Kalk besitzen und deshalb eines kalkarmen Bodens bedürfen, weil bei diesem Verlangen nach Kalk ihnen ein kalkreicher Boden mehr, als die erforderliche und zuträgliche Menge dieses Stoffes darbieten würde.

Endlich kommt in keinem unserer kalkreichen Bäche Unio margaritifera vor, so wenig, wie in keinem der Bäche des bayrischen Waldes Anodonten anzutreffen sind, während andere Species von Unio, wie Unio batava, tumida, pictorum gar wohl neben Anodonten in einem und demselben Fluße sich aufhalten können. Ja es hat sich als Thatsache herausgestellt, daß alle Versuche, die Perlmuscheln in unsern kalkreichen Bächen von gleichem Formate des Flußsandes, von gleicher Temperatur wie im bayerischen Walde zu erhalten und zu züchten, über kurz oder lang mißglückten, weil die Thiere in einem ihnen fremden Medium zu Grunde giengen. Die Wasser, in welchen die Unio marg. nicht lebt, haben wesentlich keine andern Eigenschaften, als entweder gänzlichen Mangel oder Ueberfluß an Kalk, und für ihre Gesundheit, ihr Fortkommen ist gerade diese bestimmte geringe Menge nothwendig, während ein Ueberfluß von Kalk den Teichmuscheln zur unveräußerlichen Bedingniß ihrer Existenz wird [1]).

folium, Mulgedium alpinum, Doronicum austriacum, Petasites albus, Rosa alpina.

1) Sie brauchen nur sehr wenig Kalkgehalt des Wassers: 1 Th. Ca,CO_2 in 150,000 Theilen Wasser reichen hin.

2) Chemische Untersuchungen verschiedener Pflanzenaschen, Bodenarten und Gewässer; von H. S. Johnson u. ihre Beziehungen zu gewissen Vegetationsverhältnissen in Bayern; von Prof. O. Sendtner. Liebig's und Wöhler's Annalen der Chemie und Pharmacie. B. XCV. S. 226 — 242.

1) Zu allen Zeiten bis in die jüngsten Tage taucht der durch Theorie wie Erfahrung zu widerlegende Vorschlag, die Muscheln zur Erzeugung einer größern Menge von Perlen in kalkreichere Wasser zu versetzen, immer wieder auf. So sagt schon M. Liſter (Exercitatio anatomica, in qua de cochleis etc. agitur. London 1694. p. 184): „Imo vero nullus dubito, quin, si ostreae conchaeve margaritiferae musculive fluviatiles istiusmodi aquis, vel dulcibus, vel salsis et marinis, nutrirentur, quibus succus petrescens abundaret, margaritas faetificare, et ex id genus bestiolarum miseria et morbo alicui industrio ditescere liceret". Besondern Nachdruck auf eine derartige Versetzung legt Hr. Rect. Jahn, welchem alle andern Beschreiber der sächsischen Perlbäche folgen (l. c. S. 405.), aus dem Grunde, weil die Perlen und Schalen aus Kalk bestehen: also bedürfen die Thiere der kalkreichen Gewässer zu ihrem Gedeihen und der Bildung jener; gleichwohl muß Hr. J. bei seiner speciellen Schilderung der einzelnen Bäche ihre Kalkarmuth zugeben: z. B. beim Todtenweinerbach (S. 374), beim Görnitzbache (S. 376), Ebersbache (S. 378), Triebelbache (S. 379), bei der Trieb (S. 381). Auch bei uns sendete vor Kurzem Hr. Dr. Wimmer in Landshut an das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereines in München (vom 28. Dec. 1853) einen Bericht über die Mittel zur Beförderung der Perlfischerei in Bayern, zu welchen er unter Anderm besonders die Versetzung der Muscheln in kalkhaltige Wasser rechnet, ein, um ihn zur Kenntniß des eines hohen Ministeriums gelangen zu lassen. Die von Seiten dieses sowohl bei den betreffenden Kreis-Comité's, als in Sonderheit bei der k. Akademie der Wissenschaften darüber eingeholten Gutachten sprachen sich aber insgesammt mit vollem Rechte entschieden dagegen aus; namentlich lautet das von

Welche Erfolge sind nun bei diesen feststehenden Thatsachen von der Verpflanzung der Schmarozer auf unsere [1]) Perlenmuscheln zu erwarten?

Schon das Durcheinanderwerfen der den verschiedensten Gruppen angehörigen Parasitenformen bezüglich einer nach gemeinschaftlicher Methode auszuführenden Uebertragung auf eine und dieselbe Species von Seiten Dr. K's. zeugt zum Mindesten von mangelhafter Beobachtung des Haushaltes dieser Thiere. Und selbst wenn man von der bisher allgemein giltigen Erfahrung, daß bestimmte Schmarozer nur auf bestimmten, ihnen angewiesenen Mutterthieren gedeihen können, für specielle Fälle mögliche Ausnahmen gelten ließe, so werden doch niemals solche Resultate zu erzielen sein, welche auf irgend einen materiellen Gewinn Anspruch machen können; denn 1. sind manche dieser Schmarozer, z. B. Distoma, Bucephalus etc. gar nicht innerhalb der Muschelthiere zur Fortpflanzung fähig, sie müssen in höhere Thiere gelangen: erst aus den Eiern dieser verpflanzten Individuen kommen Junge, welche auf die Muscheln wieder zurückgehen und in ihnen Perlbildungen hervorrufen können. Allein wir wissen zur Stunde nicht, in welchen höhern Thieren solche Schmarozer ihren fortpflanzungsfähigen Zustand erreichen, um mit ihnen die Gewässer zu bevölkern, worin die Uniones marg. leben, wobei auch noch lange nicht bewiesen ist, ob diese Thiere in dem für jene zuträglichen Medium zu leben im Stande sind.

2. Bringt man ferner die Perlmuscheln in die Gewässer, in welchen die Teichmuschel mit ihren Parasiten haust, in der Absicht, daß diese sich auch bei jenen beherbergen mögen, so werden die Perlenmuscheln bald und viel eher wegen des ihnen unzuträglichen Wassers zu Grunde gehen, ehe überhaupt die Bildung einer Perle ermöglicht werden kann, abgesehen davon, daß noch lange die Gewißheit fehlt, ob die Schmarozer der Teichmuschel auf Unionen überhaupt ihre Larvenzustände durchzumachen im Stande sind.

3. Verlegt man umgekehrt die Schmarozerthiere der Anodonten oder anderer Thiere auf die Perlmuscheln und bringt dieselben zur Erzeugung der Perlen in die ihnen eigenthümlichen äußern Verhältnisse, in ihren Standort zurück, so ist hundert gegen Eins zu setzen, daß dieselben nicht gedeihen werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Erfahrung durch den totalen Mangel von Schmarozern bei den Perlmuscheln nachweist, daß für ein Fortkommen derselben alle Bedingnisse fehlen.

Doch nach Hrn. K's. Behauptung werden [1]) sich in der Elster [2]) und ihren Nebenbächen, welche

---

letzter Stelle abgegebene (Prof. v. Siebold): „Daß der durch Dr. Wimmer in Landshut veranlaßte Vorschlag, die Perlmuscheln aus ihrem natürlichen Aufenthaltsorte der Gebirgswässer in kalkhaltige Bäche der Ebene zu versetzen und so eine vermehrte Perlbildung zu bewirken, zur Ausführung noch nicht geeignet erscheine, da das Vorkommen und Gedeihen der Mollusken außerordentlich von den sie zunächst umgebenden geographischen Verhältnissen abhänge. Bis jetzt unterliege es nicht blos Schwierigkeiten, die Muscheln, entfernt von ihrem natürlichen Wohnorte, zur Vermehrung zu bringen, sondern es sei auch sehr zweifelhaft, ob die künstlich vermehrten Perlmuscheln auch wirklich Perlen erzeugen".

1) Von andern Species der Unio kann natürlich keine Rede sein, weil diese noch seltener als unsere Teichmuscheln Perlen produciren.

1) Also bestimmt weiß es Hr. K. selbst noch nicht.

2) Schon 1768 gibt G. L. Groh eine den Charakter der Perlbäche überhaupt bezeichnende Schilderung des Elsterflußes: „Derselbe wird von Adorf bis Elsterberg und weiter hinunter von einer schönen Wiesenau und auf beiden Seiten mit fruchtbaren Bergen eingeschlossen, von welchen sich verschiedene reine Quellen und kleine Bäche herabstürzen, die den Muscheln sehr zuträglich sind. Der Fluß an sich ist eines sanften und schleichenden Ganges, die Wasser sind rein und süß, der Grund ohne sonderlichen Schlamm, hart, steinig und deswegen zur Nahrung der Muscheln edel zu schätzen, weil er schöne Sand- und Goldkörner führt". „In Sonderheit werden Asche, eine Art von Fischen, die den Forellen beikommen, darinnen gefangen. Man trifft sie nicht in allen Flüßen an, und will behaupten, daß Forellen, Asche und Muscheln einerlei Wasser, Grund und Boden liebten". Wittenbergisches Wochenblatt. Jahr 1768. B. I. S. 179.

zufolge der geognostischen Verhältnisse der dortigen Gegend gleichfalls wie die bayerischen nur Spuren von Kalk mit sich führen können, da, wo Stauwässer mit gleichzeitig vorhandenem Schlamme sich befinden, z. B. hinter den verschiedenen Wehren oder den Wasserschützen, wodurch die Landwirthe ihre Wiesen bewässern, oder in tiefen Tümpeln an starken Beugungen des Flußbettes, besonders in Mühlgräben oberhalb der Radstuben ꝛc. Atarweibchen am liebsten aufhalten: uud warum? weil man hier am häufigsten den perlhaltigen Muscheln begegnet. Auch in dieser Beziehung habe ich im bayrischen Walde auf die erwähnten Stellen aus Rücksicht für diese Behauptung mein besonderes Augenmerk gerichtet und muß nach vielfältigen Untersuchungen bekennen, daß Hrn. K's. Perlenfischer Schmerler II. vollkommen Recht habe, insoferne als an genannten Stellen allerdings perlhaltige Muscheln vorkommen, aber von den prophezeiten Atarweibchen des Hrn. K. in Hunderten von Muscheln ich nicht Eines, ja nicht Spuren ihrer früheren Gegenwart gefunden habe; auch der Schlamm aus genannten Stellen untersucht, bot keine Atarindividuen dar. Was endlich die perlhaltigen Muscheln an den genannten Stellen betrifft, so gilt: an allen denjenigen Orten, wo von den Wiesencanälen [1]) schlechtes, trübes Wasser in die Bäche läuft, kommen wenig Thiere vor, und haben diese wenigen Thiere Perlen, so sind sie in der Regel braun, also unbrauchbar; wo hingegen reines, frisches Quellwasser sich in die Bäche ergießt, da sind die Thiere zahlreich, und wenn sie Perlen haben, sind diese weiß. Als Beweis von vielen nur dieser: Zu dem Gute Rammersberg bei Schönberg gehörte früher eine große saure Wiese mit vielem darüber stehenden Wasser, welches sich in die Oh, einen bedeutenden Perlbach, ergoß. Im Umkreis seines Abflußes in dieselbe wurden jedesmal — bei viermaligem Fischen nach den betreffenden Zwischenräumen — bei den Thieren alle Perlen braun oder schwarz gefunden. Als aber das Gut in andere Hände übergieng und die Wiese trocken gelegt wurde, hat man bei der letzten Befischung alle Perlen weiß angetroffen. Richtig ist ferner, daß in den Mühlgräben, wenn auch nicht die zahlreichsten, doch die gesündesten Thiere sich aufhalten. Sie haben, wenn sie perlhaltig sind, meistens weiße; aber in allen Mühlgräben, die ich untersuchte, waren nirgends Atarindividuen zu sehen. Dieses Wohlbehagen scheint von dem reinen, immer beweglichen Wasser, Schutze und der Sicherheit, welche sie hier genießen, herzurühren. Merkwürdig ist, daß an denjenigen Stellen, wo in die Mühlbäche die Flüßigkeiten der Düngerhaufen abtaufen, die Thiere gerne verweilen, häufig weiße Perlen enthalten, wenn sie überhaupt Perlen haben, was auffallenderweise der Mittheilung Hague's entspricht, daß die Chinesen ihre Perlenmuscheln in den künstlich angelegten Teichen mit Menschenkoth füttern.

1) Namentlich von Mooswiesen.

II. Die zweite Frage, welche uns beschäftigt, ist: was haben die Chinesen durch ihr Verfahren [1]) geleistet? Der Zufall führte mir vor einigen Tagen durch Prof. v. Siebold's Güte zwei derartige chinesische Muschelschalen zu; an der innern Fläche der einen waren Perlen, der andern religiöse Embleme (Abbildungen einer buddhistischen Gottheit) angebracht, d. h. auf's genaueste mit ihrer Perlmutterschichte überzogen.

1) Außer den obigen Citaten s.: Histoire de l'Academie des sciences de Paris. Ann. 1769. — Ainslie materia medica. London 1826. T. I. p. 295. — Milbourne Oriental Commerce.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. Dezember.

II. Nr. 19. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Ueber die Erzeugung künstlicher Perlen.

1. Sull' origine delle Perle, del dottore F. de Filippi etc.
2. Ueber eine der häufigsten Ursachen der Elsterperlen ꝛc.
3. On the Natural and Artificial Production of Pearles in China. By F. Hague etc.

(Schluß.)

Eine besondere Schilderung dieser merkwürdigen, der Beschreibung Hague's ganz entsprechenden Kunstprodukte kann hier füglich unterbleiben, indem v. Siebold dieselbe nebst Abbildung, welche nach einer äußerst getreuen Photographie verfertigt wird, in seiner und Kölliker's Zeitschrift für wissenschaftl. Zoologie veröffentlichen wird. Die Schalen sind außerordentlich dünn, ihrer äußern Form nach dem Genus Anodonta verwandt, und von bedeutender Größe, welche das Einführen solcher fremder Körper, wie ihr Liegenbleiben zwischen Mantel und Schale sehr erleichtert. Die Perlen, d. h. planconveren Körper, etwa $\frac{1}{2}$'' im Durchmesser, 15 an der Zahl, liegen, an Fäden gefaßt, in drei Reihen (6, 5, 4,) nach vorne, die buddhistischen Gottheiten, ovale Körper, etwa 1'' lang, 11 an der Zahl, gleichfalls in drei Reihen (4, 4, 3.) mehr in der Mitte der innern rechten Schalenfläche. Woraus die eingelegten Körper bestehen, läßt sich ohne eine Verletzung der Schalen nicht bestimmen, jedenfalls scheinen sie zufolge des vollkommen gleichen Aussehens eines jeden einzelnen nach einem gemeinschaftlichen Model gefertigt zu sein; vielleicht ist letzterer aus Blei oder Thon gebildet. Die Dicke des Perlmutterüberzuges ist gleichfalls schwierig zu bemessen, doch scheint sie wegen des deutlichen Hervortretens der einzelnen Theile bei den buddhistischen Bildern, z. B. der Arme, Brustwarzen, Nase ꝛc., sowie wegen des sichtbaren Fadens, an welchem die Perlen gereiht sind, nicht sehr stark zu sein.

Sollen diese mit dem Schalenstoffe der Thiere überzogenen Gegenstände wirklich in Gebrauch kommen, so müssen sie, ganz nach Hague's Angabe, von den dünnen Schalen herausgeschnitten und entweder je zwei mit ihrer vollkommen gleichen, nicht überzogenen Seite zu einem einzigen Körper aneinander gefügt oder, will man sich nur eines bedienen, derselbe an seiner abgelösten Fläche mit einer einfachen Perlmutterplatte belegt werden. Dabei bleibt es — insoferne die fertigen Gegenstände selbst nicht untersucht werden, — immer noch zweifelhaft, ob der eingelegte Körper von der Perlmutterhülse getrennt, ob an seine Stelle ein anderer, z. B. Wachs eingebracht, oder ob der Ueberzug innen ganz hohl gelassen werde. Während nun die religiösen Embleme, deren man sich vielleicht nach Art unserer Amulete bedient, auf genannte Weise angefertigt, recht schmucke Gegenstände abgeben, so stellt sich die Frage bei der Nachahmungsweise der Perlen ganz anders, nemlich ob die so bereiteten die ächten in

allen ihren Eigenschaften erreichen: und hier wird jeder mit der Sache nur einigermaßen Vertraute den himmelweiten Abstand eingestehen müssen.

Zugegeben, daß die auf solche Weise gewonnenen Perlen eine regelmäßige Gestalt, vollkommene Rundung besitzen, daß sich ihre Größe durch dieses Verfahren bedeutend steigern läßt; abgesehen davon daß sie wegen ihrer halbkugeligen Form nur gefaßt, nicht gereiht werden können, so mangelt ihnen trotz aller dieser Eigenschaften, welche sie mit den echten theilen, die größte: jener unnachahmliche, milde, fast „schwärmerische" Glanz, die Reinheit des Wassers und vor Allem die zu allen Zeiten und bei allen Völkern gepriesene weiße Farbe [1]), der „candor" des Plinius; ja nicht einmal die den Schalen angewachsenen Perlen, die physemata der Alten [2]), welche nicht selten den freien an Glanz ziemlich nahe kommen, werden von ihnen erreicht. Solche Perlen sind und bleiben Perlmutterüberzüge über fremde Körper, welche statt von Menschenhänden, vom Thiere selbst gefertigt werden, sie sind nach dem technischen Ausdrucke nichts, als die längst vergessenen Perles coques, die Niemand für echte in den Kauf nehmen wird. Das Wasser hängt allein ab von der gleichmäßigen Uebereinanderlage gleichfarbiger, weißer Lamellen, und variirt schon bei den echten Perlen bedeutend, wenn die Schichten ihre Farbe und ihren Bau ändern; um so viel weniger ist es je der Kunst gelungen, diese nöthige, schon vom Kerne an beginnende Schichtung durch fremde, von ein paar Perlmuttermembranen überkleidete Körper zu ersetzen.

1) Als einst der König von Persien Tavernier, jenen großen Kenner der Juwelen, über die Eigenschaften der Perlen fragte, antwortete er: „Sire, wenn ich wählen sollte, so würde ich allemal die weißesten Perlen, die weißesten Diamanten, das weißeste Brod und die weißesten Weiber nehmen". Dessen vierzigjährige Reisebeschr. in Indien. Nürnberg 1681. S. 214.

2) C. Plinii Sec. naturalis Historiae Lib. IX, 35, 54. Recens. Jul. Sillig. Hamb. et Gothae. 1852. T. II. p. 172.

Wenn nun beide genannten Methoden, die chinesische Bereitungsweise und Filippi's [1]) Vorschlag, theoretisch der rationellste, die gehegten Hoffnungen nicht zu erfüllen scheinen, so bleibt immerhin die Frage nach der Möglichkeit anderer Methoden überhaupt offen. Wer aber bewandert ist in dem Baue und den Lebenserscheinungen der Muscheln, der wird bei allen Versuchen einer künstlichen Perlerzeugung ungläubig das Haupt schütteln: denn Perlen sind Kinder des Zufalls, d. h. ihre Bildung folgt den Gesetzen derjenigen der Schalen, die Ursache dazu hängt von den verschiedensten Aeußerlichkeiten ab und diese dürfen nimmermehr Gesundheit und Leben der Thiere gefährden, was bei Eingriffen in den Organismus, in welchem allein freie Perlen entstehen können, unmöglich ist. Anders freilich gestaltet sich die Frage nach Mitteln und Wegen, auf welchen bei gleichzeitiger Erfüllung aller Bedingungen für Leben und Gesundheit gleichwohl eine natürliche Vermehrung der Perlen erzielt werden könne: die Beantwortung dieser Frage sei meine nächste Aufgabe.

München den 20. Oct. 1856.

Theodor v. Heßling.

1) Filippi allein gebührt das Verdienst, die Schmarotzertheorie zuerst in die Literatur gebracht zu haben. Schon zu Anfang des Jahres 1854 besprachen wir während seiner Anwesenheit in München die Sachen gerade in der Art und Weise, wie sie jetzt noch stehen. Daß Parasiten, Distomen und Milben in Perlen der Anodonten vorkommen, habe ich schon vor Jahren meinen hiesigen Freunden und Collegen vielfach gezeigt, ohne die Veröffentlichung für nöthig zu halten, oder gar sanguinische Hoffnungen auf den Erfolg einer künstlichen Perlerzeugung zu setzen.

Die Lehre von den Flötzformationen. Bearbeitet von Bernh. Cotta, Prof. der Geognoſie in Freiberg. Mit einer in Farbendruck ausgeführten Tafel und in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Freiberg 1856. gr. 8. S. VII u. 285. Verlag von J. G. Engelhardt.

Wie heutzutage in keiner Sparte der Naturwiſſenſchaften ein momentaner Stillſtand zu finden iſt, ebenſowenig iſt dies der Fall in den in jüngſter Zeit ſo ſehr gehegten und begünſtigten Doktrinen der Geologie und Geognoſie, zu deren Glanze die Namen ihrer Lehrer wie Vertreter, und unter jenen wieder beſonders der unſers Hrn. Verfs., welcher erſt vor Jahresfriſt ſeine „Geſteinslehre“ veröffentlichte (ſiehe in dieſen Blättern 1855 II. Nr. 9 u. 10 vom 4. u. 7. April), ungemein viel beitragen. Bei der Ausarbeitung ſeiner „Lehre von den Flötzformationen“ ließ ſich Hr. Verf. von den aus den bisherigen Erfahrungen abgeleiteten, nachſtehenden Principien thatſächlich leiten. 1) Die Flötzformationen ſind nicht allgemeine, ſondern in ungleichem Grade lokale Bildungen. 2) In jedem Zeitraume ſind in verſchiedenen Erdgegenden etwas verſchiedenartige Ablagerungen erfolgt. 3) Die Geſteinsnatur entſcheidet nie ſicher über das Formationsalter; denn in demſelben Zeitraume ſind in verſchiedenen Waſſerbecken oder Theilen eines Waſſerbeckens ungleichartige Sedimente abgelagert worden, in ganz ungleichen Zeiten dagegen zuweilen höchſt ähnliche. 4) Der Unterſchied, welcher allerdings gewöhnlich zwiſchen den Geſteinen älterer und neuerer Ablagerungen ſtattfindet, iſt in der Regel kein urſprünglicher, ſondern ein ſekundärer, bedingt durch Umwandlungen der erſten Ablagerungsprodukte. 5) Sogar in ein und demſelben Ablagerungsgebiet ſind oft durch ſpätere lokale Vorgänge die urſprünglich gleichen Sedimente ungleich ſtark verändert, und deshalb jetzt verſchieden. 6) Urſprünglich entſcheiden nur ungeſtörte Lagerungsverhältniſſe, oder die nachweisbare Auflöſung geſtörter, über das relative Alter der Ablagerungen, daraus aber iſt erſt durch die Erfahrung das meiſt viel bequemere Hilfsmittel der Beſtimmung des Alters durch organiſche Reſte abgeleitet worden. 7) Auch die Organismen, deren Reſt man verſteinert findet, gehörten in keiner Periode über die ganze Erde hinweg ganz gleichen Arten an. 8) Die Eintheilung in beſtimmte Formationen oder Zeiträume iſt mehr ein Hilfsmittel der Syſtematik, um die Ueberſicht zu erleichtern, als ein treuer Ausdruck der Natur der Dinge. Die Grenzen ſolcher Formationen laſſen ſich zwar lokal, aber nie allgemein ſcharf feſtſtellen. 9) Irgend eine Formation als wirklich erſte, als ſogenannte Urformation zu bezeichnen, erſcheint ſehr bedenklich.

Die Geſteine, welche an dem inneren Baue der feſten Erdkruſte weſentlichen und überwiegenden Antheil nehmen, zerfallen nach Hrn. Verf. in folgende 3 Hauptgruppen, als: 1) in „Schichtgeſteine“, aus einzelnen, durch Ablagerung von oben übereinander gebildeten Schichten beſtehend. 2) „Kryſtalliniſche Schiefergeſteine“, aus kryſtalliniſch verbundenen Mineraltheilchen beſtehend, unter denen Quarz, Feldſpath, Glimmer, Chlorit, Talk und Amphibol vorherrſchen. 3) „Kryſtalliniſche Maſſengeſteine“, ebenfalls aus kryſtalliniſch verbundenen Mineraltheilchen beſtehend, unter denen Feldſpath, Quarz, Glimmer, Amphibol und Pyroxen vorherrſchen. Außer dieſen 3 Hauptgeſteinsgruppen läßt ſich noch eine 4. unterſcheiden, die aber räumlich nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt, das ſind die „Mineral- und Erzgänge“, Spaltenausfüllungen durch allerlei Mineralgemenge, welche nicht in konſtanter Weiſe zu beſtimmten Geſteinen miteinander verbunden und wohl auch auf verſchiedenartige Weiſe in den Spalten entſtanden ſind. Somit beſteht alſo ein Theil der feſten Erdkruſte aus übereinander geſchichteten Ablagerungen, aus „Schichtgeſteinen“, welche in der Regel organiſche Reſte aus früheren Perioden als Verſteinerungen enthalten. Man nennt dieſe Ablagerungen „Flötzformationen“ im weiteſten Sinne des Wortes, weil ſie meiſt vom Waſſer zuſammengeſchwemmt oder wenigſtens unter Vermittelung desſelben abgelagert ſind, man nennt ſie aber auch „ſedimentäre Bildungen oder exogene Geſteinsbildungen“ im Gegenſatz zu den endogenen oder eruptiven.

Als „Gesteinsverbindungsformeln“ nimmt Hr. Verf. an:

1) Thon wechselnd mit Sand.

2) Schieferthon, Grauwackenschiefer oder Thonschiefer wechselnd mit Sandstein.

3) Thon, wechselnd mit Sand u. Geschieben.

4) Schieferthon, Grauwackenschiefer oder Thonschiefer wechselnd mit Sandstein und Conglomerat.

5) Dieselben Gesteinwechsel mit untergeordneten Einlagerungen von Anthrazit, Steinkohle oder Braunkohle oder Sphärosiderit oder Kohlen und Sphärosiderit.

6) Mergel, wechselnd mit Sand.

7) Mergelschiefer wechselnd mit Sandstein.

8) Mergelschiefer oder Schieferthon wechselnd mit Kalkstein oder Dolomit.

9) Grauwackenschiefer oder Thonschiefer wechselnd mit Kalkstein oder Dolomit.

10) Kalkstein lokal übergehend in Dolomit.

11) Mergel mit dünnen Gypszwischenlagern.

12) Gyps, Anhydrit, Steinsalz oder Salzthon oder Mergel.

13) Kalkstein mit Hornstein oder Feuersteinlagen.

14) Grauwackenschiefer oder Thonschiefer mit untergeordneten Einlagerungen von Kieselschiefer oder Alaunschiefer, oder beiden.

15) Grauwackenschiefer oder Thonschiefer mit untergeordneten Einlagerungen von Quarzit oder Quarzschiefer.

16) Tuffgesteine wechselnd mit eigenthümlichen Conglomeraten.

Bezüglich des „Werthes und Bedeutung der Versteinerungen“ als Hilfsmittel der Altersbestimmung der Ablagerungen hebt Hr. Verf. vor allen Dingen hervor, daß I. die Ungleichheit der Versteinerungen in den Ablagerungen ungleichen Alters — der Art, daß jeder Bildungsperiode auch besondere Organismen angehören — kein theoretischer, sondern ein Erfahrungssatz ist. Die Erfahrung hat weiter gelehrt: II. In den Ablagerungen gleichen Alters, wenn sie unter ähnlichen Umständen gebildet wurden, werden oft über sehr große Flächenräume hinweg dieselben Arten, Species, versteinert gefunden. III. In der Altersreihe der übereinander liegenden Ablagerungen läßt sich eine Art von Entwicklungsreihe der organischen Formen verfolgen. IV. Zugleich hat sich gezeigt, daß die Organismen der ältesten Zeiträume meist viel mehr von den jetzt lebenden abweichen, als die neueren, so daß auch in dieser Beziehung eine reihenartige Entwickelung und Annäherung zur gegenwärtigen organischen Schöpfung stattfindet. V. Auch ganz natürliche Gruppen, Familien, Sippen oder Genera organischer Formen sind für gewisse Zeiträume bezeichnend, so daß man aus ihrem Auftreten oder aus ihrer Häufigkeit ebenfalls ohne specifische Uebereinstimmung ungefähr auf das relative Alter zu schließen vermag. VI. Es ist ferner die Aehnlichkeit der organischen Formen gleicher Lebenselemente, die Zahl der identischen Arten, in den zunächst übereinander folgenden Abtheilungen der Reihe stets größer, als in den durch mächtige Zwischenlagerungen von einander getrennten. VII. Die geographische Verbreitung, wie die vertikale, d. i. die historische oder Lebensdauer der Arten ist und war stets eine sehr ungleiche, ein Umstand, der natürlich von großem Einfluße ist auf ihre Benutzung zur Bestimmung des relativen Alters. IX. Gewisse Arten, welche eine vorzugsweise große horizontale oder eine vorzugsweise geringe vertikale Verbreitung besitzen, oder noch besser beides, eignen sich natürlich ganz vorzugsweise zur Bestimmung des relativen Alters der Ablagerungen — leitende Versteinerungen, Leitmuscheln. —

Ehe Hr. Verf. zur Schilderung der einzelnen Formationen überging, hielt er es für zweckdienlich, allgemeine Uebersichtstabellen der Zeiträume, Formationen und Gruppen vorauszuschicken und dabei zugleich die Eintheilung in Zeitabschnitte zur Anschauung zu bringen.

(Siehe Beilage).

(Schluß folgt.)

I.

Zeitabschnitte.		Normalreihe.		Einige Aequivalente.	
Recentes Zeitalter.		Neuzeit.	Recente Formationen.		
Quartär-Zeitalter.		Diluvialzeit.	Erratische u. Lößformation.	-	Höhlenformation.
Tertiär-Zeitalter.	Tertiär- oder Molasse-Periode.	Pliocenzeit.	Subapenninen-Formation.	Molasse-Gruppe.	Caspische Formation. Leithakalk.
		Miocenzeit.	Molasseformation.		Tegel, Septarienthon. Braunkohlenformation.
		Eocenzeit.	Flysch- u. Nummulitenformation.		Grobkalk. Londonthon. Ronkatuff, Volcakalk.
Sekundäres Zeitalter.	Kreide-Periode.	Kreidezeit.	Kreideformation.	Kreide-Gruppe.	Greensand, Gault.
		Quaderzeit.	Quaderformation.		Gosauformation. Karpathensandstein.
		Neocomzeit.	Neocomformation.		Hippuritenkalkstein. Hilsformation. Alpenkalk-Gruppe.
					Unter-Greensand.
	Jura-Periode.	Wieldenzeit.	Wieldenformation.	Jura-gruppe Hatith-Gruppe.	Oeisterformation.
		Jurazeit.	Juraformation.		Klippenkalk.
		Leiaszeit.	Leiasformation.		
	Trias-Periode.	Keuperzeit.	Keuperformation.	Triasgruppe Salzgruppe.	Unter- u. Ober-Rewred-Sandstone. Cassianformation.
		Muschelkalkzeit.	Muschelkalkformation.		
		Buntsandsteinzeit.	Buntsandsteinformation.		Roth. Alpensandstein. Vogesensandstein.
		Zechsteinzeit.	Zechsteinformation.	-	Permische Formation. Magnesianlimestone.
Transitions Zeitalter.	Kohlen-Periode.	Rothliegendzeit.	Rothliegendformation.	Kohlengruppe.	
		Steinkohlenzeit.	Steinkohlenformation.		
		Kohlenkalkzeit.	Kohlenkalkformation.		Hainicher Formation.
	Grauwacken-Periode	Devonzeit.	Devonformation.	Grauwacken-Gruppe.	Old-red-Sandstone.
		Silurzeit.	Silurformation.		
		Cambrische Zeit.	Cambrische Formation.		
Primär.	Azoische Periode.	Azoische Zeit.	Kryſtallinische Schiefer.		

II.

Chronologische Aufeinanderfolge einiger Abtheilungen des Thier- und Pflanzenreiches.

Recent.	Herrschaft der Menschen.					
Diluvialzeit.	Herrschaft der Säugethiere. Raubthiere.	Elephas primigenius und Ursus spelaeus.				
Pliocenzeit.						
Miocenzeit.		Dinotherium, Mastodon.				Dicotyledonen. Araucarien. Taxodien.
Eocenzeit.		Nummulithen.				
Kreidezeit.	Herrschaft der Knochenfische.	Echiniten.	Ammoniten.	Belemniten. Mucronati.	Rhotomagenses. Ligaten. Hamiten. Scaphiten. Baculiten. Turrilithen.	Credneria.
		Inoceramen.				
Quaderzeit.		Exogyren.				
		Hippuriten.				
Neocomzeit.						
Wielденzeit.		Iguanodon.		Belemniten. Canaliculati.	Falciferen.	Cycadeen.
Jurazeit.	Herrschaft der Saurier. Knorpelfische.	Pterodactylus. Pentacrinus.			Ornaten. Coronaten. Planulaten. Macrocephalen.	
Leiaszeit.		Ichthyosaurus. Plesiosaurus.		Belemniten. Paxillosi.	Arieten. Capricornen. Amaltheen.	
Keuperzeit.		Nothosaurus. Mastodonsaurus.				Baumförmige Equiseten.
Muschelkalkzeit.	Herrschaft der Fische. heterocerce - Ganoiden - homocerce.	Ceratiten. Encriniten.				
Buntsandsteinzeit.		Trematosaurus. Labyrinthodon.				Coniferen. Voltzien.
Zechsteinzeit.		Protorosaurus.				
Rothliegendzeit.						Pfaronien. Tubicaulen.
Kohlenzeit.		Palaeonis-cus. Productus.				Calamiten, Asterophyllen, Lepidodendra, Sigillarien und Stigmarien.
Kohlenkalkzeit.						
Devonzeit.						Kryptogamen.
Silurzeit.	Trilobiten-Herrschaft. Orthoceren. Goniatiten. Clymenien. Orthis und Spirifer. Cyathocrinus.	Graptolithen. Obolus.				
Cambrische Zeit.						Fucoideen.
Krystallinische Schiefer, ohne organische Reste.						

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. Dezember.

II. Nr. 20. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Die Lehre von den Flötzformationen ꝛc.

(Schluß.)

Nach der Anlage dieser Tabellen bespricht Hr. Verf. zuerst die „Neuzeit“, die Periode der Gegenwart, und bestehen die neuesten Ablagerungen als mechanische aus Wasser, als chemische, phytogene, zoogene und atmosphärische. Für die älteren Zeiträume konnte bisher diese Mannigfaltigkeit von Aequivalenten oder Parallelformationen nicht nachgewiesen werden, da wir zur Zeit den innern Bau erst von einem verhältnißmäßig sehr kleinen Theile der festen Erdkruste kennen; es mögen die lokalen Gesteinsablagerungen auf der Landoberfläche, wie diese selbst, in den älteren Perioden vielleicht wirklich minder mannigfach gewesen sein. Ebenso können manche ganz lokale Ablagerungen auf der Landoberfläche auch wieder zerstört und weggeschwemmt worden sein, ehe sie von neueren Ablagerungen bedeckt wurden.

Daß aber die Mannigfaltigkeit der Gesteinsbildungen überhaupt auf der Erdoberfläche mit der Zeit etwas zugenommen habe, und jetzt die gleichzeitig größte sei, ist a priori wahrscheinlich, weil alle früheren Vorgänge in gewissem Grade auch auf die späteren einwirkten, und somit durch eine Art von Summirung der Einflüsse sich auch die Bedingungen der Gesteinsbildung immer mannigfaltiger gestalten mußten, gerade so wie man findet, daß sich das organische Leben auf der Erde immer reicher gestaltet hat.

Ueber einen großen Theil des Flachlandes der nördlichen Hemisphäre sind Ablagerungen ausgebreitet, welche schließen lassen, daß diese Regionen vor der gegenwärtigen Periode von Wasser und zwar vom Meere bedeckt waren. Die Zeit, in welcher diese Ablagerungen erfolgten, hat man „Diluvialzeit“ genannt und jene Ablagerungen „Diluvialgebilde“ oder kurz weg „Diluvium“. Diese weit verbreiteten Ablagerungen bestehen vorherrschend theils aus vereinzelten erratischen Blöcken, theils aus Lehm (Löß), Sand und Geschieben, und danach unterscheidet Hr. Verf. sie als erratische Blockformation und als Lößformation.

Die Ablagerungen der „Tertiär- oder Molasse-Periode“ sind meist durch eine geringere Festigkeit von den älteren verschieden. Sie finden sich ganz gewöhnlich in noch ziemlich horizontaler Lage, von einander abgesonderte Becken oder Buchten der früheren Erdoberfläche erfüllend.

Die Mannigfaltigkeit der bis jetzt bekannten tertiären Ablagerungen in ihren einzelnen Verbreitungsgebieten und die Zahl der letzteren erscheint größer, als bei allen Ablagerungen älterer Zeitabschnitte. Ablagerungen aus der „Kreide-Periode“ sind fast über den ganzen Erdball verbreitet aufgefunden worden, und auch einzelne zusammenhängende, selbständig ausgeprägte Formationen nehmen einen sehr großen Flächenraum ein. Man kennt bis jetzt fast nur marine Bildungen aus diesem Zeitraume, dessen Benennung von dem sehr charakteristischen und weit verbreiteten Gliede der weißen Kreide entlehnt ist.

Die organische Welt der „Jura-Periode“ unterscheidet sich sehr wesentlich von der der Kreideperiode, nur wenige Arten hat man in beiden als übereinstimmend erkannt, dahin gehörte Terebratula biplicata und Chondrites Bollensis. Die Ablagerungen dieser Periode sind bis jetzt noch nicht in so weiter Verbreitung bekannt, als die der Kreideperiode. Ihre Reihe beginnt von oben herein mit nicht marinen Bildungen, die ihrer Natur nach nicht so weit und so zusammenhängend verbreitet sein können, als die darunter folgenden Meeresformationen.

Die Juraformation theilt man gewöhnlich in 2 Hauptabtheilungen, in den weißen und braunen Jura.

Ablagerungen aus der „Triasperiode“ sind mit voller Sicherheit bis jetzt nur in Europa bekannt, doch gehört wahrscheinlich auch ein Theil des nordamerikanischen New-red-sandstones ihr an. Ihre Gruppe besteht aus 3 Formationen, Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein.

Die Benennung „Keuper-Zeit und Formationen“ ist von einer in den fränkischen Ablagerungen dieses Zeitraumes herrschenden Sandsteinbildung entlehnt, welche in jener Gegend Keuper genannt wird. Er besteht aus 3 Abtheilungen; in der oberen herrschen Sandsteine vor, die aber zuweilen mit bunten Thonmergeln wechsellagern. Die mittlere Abtheilung besteht vorherrschend aus buntem Mergel mit Gyps; sie erreicht eine Mächtigkeit von 300 bis 600 Fuß, ist aber sehr arm an organischen Resten. Die untere Abtheilung, welche zuweilen als besondere Lettenkohlenformation bezeichnet, von Einigen auch wohl noch zur Muschelkalkformation gerechnet worden ist, besteht vorherrschend aus grauem Schieferthon und Sandstein mit einem unreinen Kohlenflötz (Lettenkohle).

Die Benennung „Muschelkalkformation“ ist von einigen Kalksteinschichten entlehnt, welche außerordentlich reich an versteinerten Muscheln sind; jene der „Buntsandsteinformation“ von dem häufigen Vorkommen bunt gefärbter Sandsteine oder von dem Wechsel von Sandstein und rothen oder grünlichen Schieferthonschichten.

Außer diesen vorherrschenden Gesteinen treten auf: Rogenstein, Gyps, Anhydrit und Steinsalz. Die Verbreitung entspricht der der Triasgruppe überhaupt.

Der Name „Zechsteinformation“ wird von einem im Mannsfeldischen vorkommenden, grauen bituminösen Kalkstein abgeleitet.

Die „Kohlengruppe“ besteht nach Hrn. Verf. in Deutschland aus den 3 Formationen:

Rothliegendes,

Steinkohlenformation und

ältere Steinkohlenformation oder Kohlenkalkstein.

Gewöhnlich kommen indessen nur 2 derselben zusammen vor.

In Deutschland findet sich die so wichtige Kohlenformation vorzugsweise in folgenden von einander getrennten Gebieten: 1) in Oberschlesien zwischen Tarnowitz und Krakau, 2) im Glatz-Waldenburger-Becken, 3) bei Brünn in Mähren, 4) in Böhmen mehrere kleine Becken erfüllend zwischen Mies und Przibram, 5) im Potschappler-Becken bei Dresden, 6) im erzgebirgischen Hauptbecken zwischen Zwickau und Oederan, 7) in dem Saar- und Nahe-Becken am Südfluß des Hundsrück, endlich 8) am nördlichen Fuß des rheinischen Schiefergebirges in den Ruhrgegenden und in der Gegend von Aachen, von da weit fortsetzend durch Belgien, auch bei Ibbenbühren unweit Osnabrück lokal hervortauchend.

Die Steinkohlenformation besteht fast überall, wo sie auftritt, vorherrschend aus einem vielfachen Wechsel von hell- oder dunkelgrauem Sandstein mit grauem bis fast schwarzem Schieferthon. Ihre Entstehung ist jetzt eine allgemein bekannte.

Die „Grauwacken-Periode“ ist der älteste Zeitraum, aus welchem organische Reste bekannt sind. Man kennt ihre Gruppe so ziemlich in allen Welttheilen; sie besitzt gewöhnlich eine ganz außerordentliche Mächtigkeit, große Gebirgszüge bestehen vorherrschend aus ihr.

Die „krystallinischen Schiefer“ bestehen nach Hrn. Verfs. eigenthümlicher Ansicht vorzugsweise aus krystallinischen und zugleich schiefrigen Verbin-

dungen von Quarz, Feldspath, Glimmer, Chlorit, Talk und Hornblende. Untergeordnet zwischen sie parallel eingelagert treten aber auf: Graphitschiefer, Kiesel-Quarz-Felsit-Schiefer, körniger Kalkstein, körniger Dolomit, Magneteisenstein, Eisenglimmerschiefer, Rotheisenstein, Brauneisenstein, Schwarzeisenstein und ziemlich selten Itakolumit, Schörlschiefer, Strahlstein-Serpentin-Schiefer und Gyps. Als Gesteinsverbindungsformeln hat Hr. Verf. folgende gefunden: 1) Glimmerschiefer mit untergeordneten Einlagerungen von Quarzschiefer und halbkrystallinischem Thonschiefer. 2) Glimmerschiefer mit untergeordn. Einlagerungen von Graphitschiefer. 3) Glimmerschiefer mit untergeordn. Einlagerungen von Hornblendeschiefer. 4) Glimmerschiefer mit Einlagerungen von körnigem Kalkstein oder Dolomit. Beide letztere Gesteine sind zuweilen glimmerhaltig, als Cipolin, oder sie zeigen sich theilweise eruptiv, letzteres vielleicht durch stärkere Erweichung bei hoher Temperatur. Vielfache dünne Wechsellagerungen dieser Gesteine hat man Kalkglimmerschiefer genannt. 5) Glimmerschiefer mit untergeordneten Einlagerungen von Magneteisenstein, Eisenglimmerschiefer, Roth-, Braun- oder Schwarzeisenstein. Mit dem Magneteisenstein und Eisenglimmerschiefer ist dann gewöhnlich auch noch Chloritschiefer, Hornblendeschiefer oder körniger Kalkstein verbunden. 6) Chloritschiefer mit denselben untergeordneten Einlagerungen. 7) Chloritschiefer mit untergeordneten Einlagerungen von Itakolomit und Talkschiefer. 8) Hornblendeschiefer ebenfalls mit denselben untergeordneten Einlagerungen wie der Glimmerschiefer. 9) Gneiß mit untergeordneten Einlagerungen von Glimmer- oder Quarzschiefer. 10) Gneiß mit Felsitschiefer. 11) Gneiß mit untergeordneten Einlagerungen von Syenit-Gneiß oder Hornblendeschiefer und 12) Gneiß mit untergeordneten Einlagerungen von körnigem Kalkstein oder Dolomit, entsprechend denen im Glimmerschiefer. Dasselbe gilt für die Eisensteinablagerungen. Die Reihenfolge der Schiefergesteine stellt sich von oben nach unten so dar: Thonschiefer, Glimmerschiefer und Gneiß. Die krystallinischen Schiefer gehören zu den, namentlich in Gebirgsgegenden, sehr verbreiteten Gesteinen.

Hiernach läßt Hr. Verf. in einem 36 Seiten haltenden „Anhange“ eine gedrängte tabellarische Uebersicht des Auftretens (der vertikalen Verbreitung) der geologisch wichtigsten Pflanzen- und Thier-Geschlechter in den Hauptformationsgruppen folgen, welche ein nur wenig veränderter Auszug aus Bronn's Lethaea ist, aber viel compendiöser und dadurch für Hrn. Verfs. Zwecke geeigneter.

Derselben reihen sich „Anmerkungen und Zusätze“ an, in welchen specielle Bemerkungen über Einzelnes oder literarische Notizen zur Ergänzung des Textes aufgenommen sind. Dieselben zeigen neuerdings von Hrn. Verfs. umfangreicher Literaturkenntniß und noch größerem Sammelfleiße. Es sind ihnen 29 Seiten gewidmet. Den Schluß des Werkes macht ein höchst genauer und kompendiöser „Inder“. Auch von Seite der in dieser Branche rühmlichst bekannten Verlagshandlung ist hinsichtlich des Farbendruckes, der vielen Holzschnitte und der Ausstattung überhaupt dem Werthe des Buches nachgekommen.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Medicina.

H. Lebert, Traité d'anatomie pathologique générale et spéciale. Livr. 1—9. Par. 1855.

Eckhard, Beiträge zur Anatomie und Physiologie. I. Gießen 1855.

Dr. L. Beale, The microscope and its application to clinical medicine. Lond. 1854.

J. Quain and E. Wilson, A series of anotomical plates. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

Dr. Bergson, Recherches sur l'Asthme. Mémoire couronné. Milan. 1855.

C. Pinel, De la Monomanie considerée sous le rapport psychologique, médical et légal. Par. 1855.

Dr. J. Rex, Ueber die Geschwüre. Eine gekrönte Preisschrift. Prag 1854.

Dr. H. F. Kilian, Armamentarium Lucinae novum, oder umfassende Sammlung von Abbildungen der in der Geburtshilfe gebräuchl. Instrumente. Bonn 1856.

Anthropologia.

H. Spencer, The Principles of psychologie. Lond. 1855.

J. W. Redfield, Comparative physiognomy or resemblances between men and animals. Redfield 1852.

E. Legouvé, Histoire morale des femmes. Par. 1849.

R. Keyser, The religion of the Northmen. Lond. 1854.

J. Simpson, The philosophy of education. Edinb. 1836.

Aesthetica.

Th. Gautier, Les beaux-arts en Europe 1855. I. Série. Par. 1855.

W. Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei. Leipz. 1855.

Dr. A. H. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. Stuttg. 1855.

A. Auer, Die Entdeckung des Naturselbstdruckes. Leipz. 1855.

Ed. About, Voyage a travers l'exposition des beaux-arts. Par. 1855.

G. Planche, Etudes sur les arts. Par. 1855.

V. de Maud'Huy, Du genre gothique, avec comparaisons du génre payen des anciens temples. Par. 1842.

C. F. Becker, Die Tonwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts. 2. mit einem Anhange vermehrte Ausgabe. Leipz. 1855.

Ch. E. Poisot, Essai sur les musiciens Bourguignons du IX. au XIX. siecle. Dijon 1851.

L. Girod, La musique religieuse. Bruxelles 1855.

E. J. Hopkins, The Organ; its history and construction. Preceded by an entirely new history of the Organ, by Ed. F. Rimbault. Lond. 1855.

Viertes Quartal. Oktober — December.

Historia.

S. Steinhard, Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde. Bd. I. Gotha 1856.

R. Tomes, Panama in 1855. Lond. 1855.

Dr. Nisard, Souvenirs de voyages. Par. 1855.

Ed. Lundy, Soggiorno in Venezia . . . pubblicato da Pasquale Negri. 2. ediz. Fasc. 1. 2. Venezia 1855.

P. de la Gironière, Aventures d'un gentilhomme Breton aux îles Philippines. Par. 1855.

Th. Forester, Rambles in Norway among the Fjelds and Fjords of the Central and Western Districts. Lond. 1855.

S. A. Bard, Waikna; or adventures on the Mosquito shore. Lond. 1855.

L. Oliphant, Minnesota and the far West. Edinb. 1855.

The Englishwoman in America. Lond. 1856.

Nach Constantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen. Berl. 1855.

Döring, Das interessante Turnier- und Ritterbuch der Vorzeit. Lpz. 1847.

R. T. Hampson, Origines Patriciae; or a deduction of European titles of nobility and dignified offices from their primitive sources. Lond. 1846.

Code des ordres de chevalerie du royaume. Par. 1819.

G. B. Niccolini, Lezioni di mitologia ad uso degli artisti. Vol. 1. 2. Firenze 1855.

B. Biondelli, Importanza degli studj archeologici in Lombardia. Milano 1854.

Th. Panofka, Phocus und Antiope. Berlin 1855.

L. Laboulaye, Les tables de bronze de Malaga et de Salpesa traduites et annotées. Par. 1856.

K. F. Hermann, Ueber den Kunstsinn der Römer u. deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst. Götting. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. Dezember.

III. Nr. 24. Historische Classe. 1856.

Personal Narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah. By Richard F. Burton. London. 1855—56. III. B. 8.

Diese Reise ist eine der wichtigeren unter den neuern nach Arabien. Seit William Pitts — dessen Pilgerfahrt nach Mecca und Medina 1680, London 1708. Appendix III, wie eine frühere von Ludovikus Bertomannus vom Jahre 1503. Mailand 1511, App. II. gibt — hatte nur Giovanni Finati aus Ferrara, unter dem Moslem-Namen Hadji Mohamed, — der vom französischen Heere desertirt, zu den Türken floh, Muhamedaner wurde, nach Aegypten und mit dem ägyptischen Heere 1811 nach Arabien kam, wieder desertirte und bei der Gelegenheit Mecca sah, — eine dürftige Nachricht von Mecca gegeben, Lond. 1830 (S. App. IV). Außerdem besitzen wir nach Burton nur die Nachrichten von Burckhardt vom Jahre 1811 (Travels in Arabia, T. II), und Medina konnte dieser wegen seiner Krankheit nicht sorgfältig beschreiben. Cap. Sattlier durfte wegen seiner fränkischen Tracht die Stadt nicht betreten; nur Bertolacci, schwedischer Consul in Kairo, und Dr. G. A. Wallin (Wali el din), Prof. des Arabischen zu Helsingfors, hatten, nicht als Apostaten, nur verkleidet, (dieser 1845), Mecca besucht; aber die Furcht, entdeckt zu werden, hinderte sie, Beobachtungen zu machen. Burckhardt und Burton mit dem Wenigen, was die Anhänge des Buches aufführen, enthalten daher nach dem Herausgeber alles, was wir über die heiligen Städte bis jetzt von Europäern besitzen. Doch müssen wir noch hinzusetzen: Blanc's Reise in beide heilige Städte 1566, herausgegeben von Bergeron, Paris 1649, und Johann Wild's Neue Reysbeschreibung und Gefangenschaft eines Christen. Nürnberg 1613. 4. u. 1623. 4. II. c. 10—30 — Ein österreichischer Soldat in Ungarn von den Türken gefangen, begleitete er seinen Herrn auf der Pilgerfahrt — dann Ali Bey el Abbasi, nach Bank's eigentlich Badia, von jüdischer Abkunft, aus Catalonien, 1807 (Travels 1816. 2. B. 4.). Er gibt sich für einen Orientalen aus, verräth aber den Occidentalen.

Burton hatte bereits früher ein Werk über Sind (Lond. 1851. 8.) herausgegeben, und seitdem ist von ihm schon wieder erschienen: First footstep in East Afrika or an Exploration of Harar. London 1856. 8. Während seines vieljährigen Aufenthalts in Indien hatte er sich mit den verschiedenen Dialekten Arabien's und Persien's vertraut gemacht, und auch sein Aeußeres (S. das Titelkupfer zu Bd. II) eignet ihn ganz zu einem solchen Unternehmen. Im Herbste 1852 bot er der kgl. geograph. Gesellschaft in London seine Dienste an, den großen weißen Fleck auf unsern Karten in O.- u. Mittel-Arabien's auszufüllen. Eine Deputation der Gesellschaft hielt beim Präsidenten des Hofes der Direktoren für ihn um einen 3jährigen Urlaub an, aber Sir James Hogg, in Betracht, daß schon so viele europäische Reisende bei dem Unternehmen zu Grunde gegangen, schlug es ab und gewährte nur 1 Jahr Urlaub, im Lande seine arabischen Studien zu vervollkommnen. Er reiste also den 3. April 1853 von London ab und durch Aegypten in das heilige Land der Mohamedaner. Die Erzählung, wie der Titel

besagt, ist vorwaltend persönlich; aber als Mohamedaner, zunächst als persischer Wanderer, reisend, konnte er, bei seiner genauen Kenntniß von Sprache und Leben, das innere Leben eines Moslem in einem rein muhamedanischen Lande genau schildern und ergänzt daher im I. Theile, der Aegypten behandelt, Lanés Modern Egyptian's und im II. u. III. über Nordarabien, Burckhardt u. a. wesentlich. Den Plan, die unbekannte arabische Halbinsel von Medina nach Mascat oder von Mecca nach Makallah zu durchschneiden, mußte er aufgeben. Von der großen östlichen Wildniß Ruba el Khali (dem leeren Wohnorte) unserer Karten hörte er genug. Sie schwärmt von einer großen, halb verschmachtenden Bevölkerung, hat indeß viele Wadys, Thäler, Vertiefungen, Bergschluchten, zum Theil durch intermittirende Waldbäche fruchtbar. Einen eigentlichen Fluß hat ganz Arabien nicht. Nach dem Zeugniße der Eingebornen, glaubt er (I, 5. III, 146) mit Wallin, gegen Ritter u. a., daß Arabien nach S. abfalle, nicht sich erhebe; endlich, daß auch seine Bevölkerung aus verschiedenen Raçen und zwar dreien zusammengesetzt sei: 1. den Urbewohnern, die, wie die Bhils u. a. Autochthonen Indiens, in die Wildnisse im O. u. S.-O. am Rande des Oceans, in Mahrah und zwischen Mascat und Hadramaut zurückgedrängt worden sind; 2. einem syrisch-mesopotamischen Stamme, durch Sem und Joktan repräsentirt, der 2200 v. Chr. aus Mesopotamien eindrang, die Eingebornen vertrieb und die große Masse des arabischen Volkes ausmache, und 3. einem unreinen ägyptisch-arabischen Clan, durch Ismael und Esau personificirt, vom J. 1900 v. Chr. (vgl. I, 5 u. III, 29 fgg.), wie er noch in der sinaitischen Halbinsel sich findet. Doch die Begründung dieser Sätze behält er späterer Ausführung vor. Bis mitten in Mecca fand er noch Reste vom alten Heidenthume.

Da die öffentlichen Blätter schon vielfach Auszüge aus diesem interessanten Werke, namentlich über Medina und Mecca gebracht haben, solche auch hierorts nicht angemessen wären, das Werk aber auf selten gewährter Autopsie gegründet, der Kritik sich natürlich entzieht, so können wir nur den Hauptinhalt angeben und einiges besonders Wichtige oder Neue, namentlich über Aegypten, hervorheben.

Der 1. Band: El Misr, betrifft seine Reise von Alexandrien auf dem Nildampfboote nach Kairo und von da nach Suez und dann auf dem Pilgerschiffe nach Yambu und Bir Abbas. Alexandrien wird flüchtig geschildert. Die Unannehmlichkeiten des gegenwärtigen Mittelzustandes zwischen alter Barbarei und den eindringenden Formen der Civilisation werden, theils im Allgemeinen und dann speciell nach den vielen Umständen, die es machte, einen Paß zu bekommen, ausführlich S. 26 — 34 geschildert; hierauf sein Reisecanzug, seine Einrichtung; die Fahrt mit dem Nil-Dampfer als Deckpassagier; seine Mitreisenden und das Leben in der Karavanserei (Wakalah). Hier legte er sein persisches Derwisch-Gewand ab; — er würde in Arabien als Ketzer geprügelt worden sein — und gab sich für einen Pathanen aus: in Indien von afghanischen Eltern geboren, in Rangun erzogen und wie Leute dieser Art häufig auf die Wanderschaft ausgesandt. Er konnte Persisch, Hindustani und Arabisch genug dazu und kleine Ungenauigkeiten mußte sein langer Aufenthalt in Rangun entschuldigen. Als ein „indischer Arzt" legte er die Tracht eines kleinen Effendi an. Das Leben eines Doktors im Oriente wird dabei geschildert, auch die Noth, die er mit seinem Bedienten hatte und p. 95 die tägliche Ausgabe eines Junggesellen in Kairo, im Einzelnen 13 Piaster oder 2 Sh. 9 Pence, einschließlich der Hausmiethe (18 Piast.) und des Dieners 80 Piast. den Monat berechnet. Das folgende Kapitel 5 schildert den Ramazan, R. 6. beschreibt die Moscheen und was dazu gehört. Wie die Architektur der Moschee in Medina und Mecca zuerst sich bildete, mit einer kurzen Angabe über die ältesten Moscheen Kairo's, wird als Einleitung zu einer Beschreibung jener beiden heiligen Städte nicht unzweckmäßig erwähnt. Der Gegenstand konnte hier natürlich aber nicht erschöpft werden und Pascal Costés Architecture Arabe ou monuments du Caire. Paris 1839. veranschaulicht dieß besser. Die Moschee el Azhar u. die damit verbundene Studienanstalt und die Bücher die man da braucht, werden im Einzelnen ge-

nannt. An 2000—3000 Studenten von jedem Alter und jeder Nation werden von 150 Lehrern hier umsonst unterrichtet; sie erhalten ein jeder Brod, etwas Zeug an Festtagen und einmal im Jahre einige Piaster. Nachdem sie aber 7 und manchmal 2mal 7 Jahre sich halb blind studirt, bleibt ihnen oft nichts, als der Laden eines Droguisten, die Stelle eines Pädagogen oder eine Pfründe auf dem Lande mit 8 L. das Jahr Gehalt. Der Widerwille gegen die Europäer verbirgt sich unter artigen Formen. Die Franzosen sind noch am populärsten, die Engländer gelten für Teufel, die Oesterreicher sind verachtet, — man weiß im Oriente nur, daß die Osmanli's einst Wien bedrohten; — die Griechen werden als Betrüger gehaßt, die Italiener sind nur bekannt als Istruttori und Distruttori (Aerzte). Wir übergehen hier manche Mittheilungen aus seiner Reise nach Suez. Dieses schildert er ausführlich. Es hat 36 Karavanserein, 33 kleinere für Waaren und 3 für Reisende. Seine Bekanntschaften da werden uns vorgeführt. Er suchte vor allem ein Schiff nach Yambu. Der Bey hält die Pilger gerne zurück. — Ende der Saison werden Arme auf Regierungsbefehl umsonst befördert. — Der Pascha will sie in Aegypten 14 Tage länger festhalten und begünstigt daher die Fahrt den Nil aufwärts mit Pilgern, von wo dann die Schiffe mit Korn beladen zurückkommen. Die Zahl der Pilger, die von Suez nach Mecca gehen, hat daher beständig abgenommen; 1838 noch 10—12,000, waren es $18\frac{4}{5}\frac{1}{2}$ (1268 H.) nur noch 489 3, $18\frac{5}{5}\frac{3}{3}$ nur 3136. Sie sind nicht nur aus der Nachbarschaft von Aegypten, sondern aus Bokhara, Persien, Tschérkassien, der Türkei und der Krimm, dann aus Westen: Algier, Tunis, Inner-Afrika, Bornu, Sudan u. s. w. Die Schiffsbauer in Suez sind meist Candioten und Alexandriner, deren Väter Mohamed Ali hieher versetzte.

Der Hafen hat an 92 Schiffe von 25—250 Tonnen, wovon $18\frac{5}{5}\frac{3}{3}$ 38 die Fahrt machten; 4 Monate gehen wöchentlich 2mal Pilgerschiffe ab, die andern Monate 6—10. Burton schätzte die Einfuhr vornemlich von Kaffee und Gummi-Arabicum, dann Wachs, Perlmutterschalen, Pfeffer u. s. w. auf 350,000 L., die Ausfuhr nach Djeddah auf 300,000 L., meist englische Zeuge, syrische Seife, Papier u. s. w. Suez hatte 4800 E., 16 Jahre früher nur 3000; die Cholera hatte 1850 die Hälfte weggerafft. Das Leben auf dem Pilgerschiffe von 50 Tonnen wird gut geschildert. Tags fährt man längs der Küste, Nachts kehrt man in der ersten besten Bucht ein, bei starkem Winde fährt man nicht, daher ist im Winter die Fahrt sehr langwierig. Yambu, eines der Thore der heiligen Städte, die dritte Station auf der Caravanenstraße von Kairo nach Mecca, wo die Herrschaft des Sultan beginnt, hat gutes Wasser. Das Volk ist sehr bigott und streitsüchtig; von hier geht es nach Bir Abbas.

Band II enthält dann die kurze Reise von da nach Medina, die wenig bietet und dann die ausführliche Beschreibung von Medina und all den heiligen Oertern, der Gebete und religiösen Ceremonien, die bei der Pilgerfarth üblich sind. Zunächst besuchte er das Grab des Propheten. Seine Moschee ist der zweite unter den drei verehrungswürdigsten gottesdienstlichen Plätzen des Islam, die andern beiden sind die in Mecca und Jerusalem. — Die orthodoxe Schule von el Malik hält Medina noch für heiliger als Mecca, obwohl der Consensus des Islam dem Gotteshause hier (Bait Allah) den Vorzug einräumt. Die Wahabiten, die die Intercession des Propheten am Tage des Gerichtes verwerfen, plünderten dagegen sein Grab und verboten den Besuch; weßhalb Ali Bei 1807 nicht hin konnte. Burton II. 60 gibt den Grundriß der Moschee, wie früher einen Plan von Medina und eine detaillirte Beschreibung. Die Moschee bildet ein Parallelogram, 420′ lang, 340′ breit, mit 5 Minarets. Ob Muhamed's Reste da wirklich ruhen, meint er p. 108, sei eben so zweifelhaft als die Aechtheit des heiligen Grabes zu Jerusalem. Man kannte vom Anfang an nicht einmal die Form des Grabes des Propheten; das angeblich blendende Licht, das es umgeben soll, werde nur ein Priestereinfall sein, die Lücke zu verbergen. Er konnte übrigens keine Untersuchungen anstellen. Ein besonderes Kapitel (17) gibt die Geschichte der Moschee des Propheten

weitläufig; die urſprüngliche, die zweite des Islam, ſtammte noch aus Muhameds Zeit. Die jetzige iſt die ſechste, 888 H. von Kaid Bey, dem 19ten tſcherkeſſiſchen Mameluken-Sultan von Aegypten erbaut. Die Beamtung der Moſchee hat ſich ſeit Burckhardt ſehr geändert. 1. Der Vorſtand der Moſchee (Scheykh el Haram) iſt nicht mehr ein Eunuch, ſondern ein türkiſcher Paſcha, von Konſtantinopel aus angeſtellt, mit 30,000 Piaſter Monatsgehalt; ſein Stellvertreter (Naib) ein ſchwarzer Eunuch, mit 5000 P.; der Schatzmeiſter ein Eunuch, mit 2000 P.; der Oberſchreiber mit 1500 und ſein Aſſiſtent mit 1000 P. Gehalt; 120 Eunuchen ſtehen unter 3 Scheykhs mit 700 — 1000 P. Monatsgehalt. Dann gibt es noch Portiers, Auskehrer, Lampenanzünder, eine Anzahl freier Diener aus der untern Klaſſe der Bürger, 50 Waſſerträger u. ſ. w. Der Kazi (Cadi) kommt jährlich von Konſtantinopel und geht dann noch ein Jahr nach Mecca. Unter ihm ſtehen 3 Mufti's von den 3 Hauptſchulen, 48 Gebetausrufer mit 60 P., unter 6 Häuptern mit 100 P. und einem Scheykh von 150 P. Gehalt; 45 Khatib's, die Freitags für 120 P. den Monat, beten und predigen, und 75 Imam's, mit gleichem Gehalte, die die 5 täglichen Gebete herſagen. Das Geld, das jährlich von Konſtantinopel und Kairo kommt, deſſen Betrag Burton nicht weiß, wird nach dem Range und der Zahl in jedem Haushalte nach 5 Kategorien unter die Ulema's und Mudarriſin — die Imam's und Khatib's — die Nachkommen des Propheten, — arme Theologen, die Unterricht geben — und dem nobile vulgus der heiligen Stadt vertheilt.

Das folgende Kapitel 18 handelt von Medina, Cap. 21 von ſeinen Einwohnern, 3 andere noch von der Moſchee von Kuba, einem Beſuche bei Hamzah's Grabe und dem Kirchhofe der Heiligen. Die Stadt des Propheten, Medinat el Nabi, am Rande des Hochplateaus von Arabien gelegen, iſt alt, hat reichliches aber ſchlechtes Waſſer, einen langen, verhältnißmäßig kalten Winter. Burton ſpricht ausführlich von den Krankheiten da. Nach Cole, dem engliſchen Viceconſul von Dſchiddah, hatte es 16—18,000 E. und 400 M. Garniſon; Mecca 45,000 E., Yambu 6—7000, Dſchiddah 2500 und Taif 8000; Hedſchas 3,500 M. Beſatzung, 500 M. Artillerie u. 4500 irreguläre Truppen, obwohl 6000 bezahlt werden. Die Bezahlung geſchieht durchaus in Papier, das man zu 40% wegſchlägt. Das Caſtell von Medina liegt im N.-W.-Winkel der Stadt; die Vorſtädte im S. u. W., die ſüdlichen bewohnen meiſt angeſiedelte Beduinen in ummauerten Dörfern. Die Stadt hat 5 Moſcheen. Von den Einwohnern ſtammen nur 4 Familien ſicher von Muhameds Genoſſen ab. Es gibt auch Sektirer. Die übrigen Einwohner ſind Miſchlinge von allen möglichen Nationen des Islams, darunter 100 Familien von Sindiern, — die verachtet ſind, — daher man hinduſtaniſch in den Straßen ſprechen hört. Begünſtigt, zahlen ſie, gleich den Einwohnern von Mecca, keine Abgaben und beziehen noch allerlei Einkünfte vom Sultan aus Haus- und Landrenten, und wenn ein Madani reiſen will, erhält er vom Mudir el Haram ein Papier, auf welches er in Konſtantinopel nach 4 Klaſſen, 12, 8, 6, 4 Beutel (60—20 L.) Honorar (Ikram) erhält; auf erſtere Summe haben 300, auf die zweite 100—150 Familien Anſpruch. Sie leben daher meiſt müßig. Es gibt wenig Kaufleute; der reichſte hat vielleicht nur 20,000 Dollars Capital. Das Leben iſt nicht billig. Burton II. 269 gibt die Preiſe der Lebensmittel. Man hält viele ſchwarze Sklaven, die von Mecca kommen. Der Bazar iſt ärmlich verſehen. Die Meccaner ſagen, das Herz der Madani ſei ſchwarz, wie ihre Haut weiß. Die Sprache des Korans hat ſich ſehr verändert und der Unterſchied der Dialekte iſt ſehr bedeutend.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. Dezember.

III. Nr. 25. Historische Classe. 1856.

Personal Narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah.

(Schluß.)

Während Burckhardt die Sultansstraße längs der Seeküste einschlug, zog Burton von den 4 Straßen von Medina nach Mecca die Oststraße (Darb el Scharki), die Harun el Raschid's Gemahlin ihren Ursprung verdankt. Sie ist nach S. 148: 248 e. M. lang, auf Burckhardts Karte 10 M. zu lang. Eine dritte geht über das Gebirge und eine vierte schlagen die Dromedar-Karavanen ein. Burton beschreibt die Straße, die er zog, und gibt eine ausführliche Schilderung der Beduinen von Hedschas, mit Abbildung ihrer Köpfe und Haartrachten. Burckhardt hat sie bekanntlich in einem eigenen Werke geschildert. Jener ergänzt ihn in mancher Beziehung und gibt auch eine statistische Uebersicht der Stämme; doch sagt er selbst (III. 99) daß Genauigkeit in den Zahlen in Arabien nicht zu erwarten ist. Burton gibt dann die Beschreibung der Hauptmoschee Bait Allah (das Haus Allah's), auch die Kaabah oder das viereckige Haus genannt, aus Burckhardt, mit Berichtigungen und Ergänzungen und einem Plane der Moschee*) nur aus Ali Bey; beschreibt seinen ersten Besuch da; die Pilgerfahrt, die Ceremonien des Yaum el Tarwigah, die des Tages von Arafat, die des Tages der Opfer, die Tage des Fleischtrocknens, das Leben in Mecca, die kleine Pilgerfahrt und die Oerter bei Mecca, die die Frommen noch besuchen.

Die Kaabah steht in einem länglichen Viereck, 257 (250 n. B.) Schritte lang, 210 (200 n. B.) breit, im O. durch eine Colonade von 4 Reihen, auf den andern Seiten von 3 geschlossen. Die Araber rechnen 152 Dome — Burton 118 längs den Kreuzgängen —; die Säulen sind 20′ hoch, 1½′—1′ oder ¾′ im Durchmesser, wenig regelmäßig; einige aus weißem Marmor, Granit oder Porphyr; die meisten aus dem gewöhnlichen Steine der Meccaberge. Er zählte 554 Säulen, keine 2 Capitäler oder Basen völlig gleich; jene von grober saracenischer Arbeit. Mehrere — n. Burton 8 — Chausseen führen zu der Kaabah in der Mitte, einem oblongen, massiven Bau, 22 (n. Burckhardt 18 Schritte) oder 55′ lang, 18 Schritte (n. B. 14) od. 45′ breit, 35—40′ hoch, aus grauem Granit, 1627 neu aufgebaut, da der Wasserstrom das Jahr zuvor 3 Seiten eingerissen hatte. Im N.-O.-Winkel der Kaabah, nahe dem Thore ist der berühmte schwarze Stein, nach Burton ein großer Aerolith. Ringsum geht ein Marmorpflaster und an den 4 Seiten sind 4 kleine Gebäude für die 4 orthodoxen

*) Wir kennen 4 Pläne von Mecca: 1. aus einem Ms. der Bodlejana zu Oxford in Gagnier und in Sale's Koran. Lond. 1734. S. 114. 2. bei Reland de relig. Muham. Traj. ad Rh. 1717. S. 128, nach e. Ms. das ein Baseler, Enemann aus Aegypten mitbrachte. 3. in e. Ms. in Dresden, s. Merkwürdigkeiten der k. Bibliothek zu Dresden III. 457. 4) in e. Ms. in Berlin, b. dem poetisch-historischen Werke in persischer Sprache Futuh el haramain.

Sekten, die Versammlung bei ihren Gebeten zu leiten. Die Moschee soll 10mal gebaut und wieder aufgebaut sein, zuerst von Allah, — 40 oder nach Andern 2000 J. vor der Schöpfung! — zum 4. von Abraham und seinem Sohne. Alle Feierlichkeiten beim Besuche und den Pilgerfahrten werden ausführlich beschrieben. Ali Bai 1807 rechnete 83,000, Burckhardt 1814, 70,000, Burton 1853 50,000 u. 1854 wegen der politischen Verhältnisse nur 25,000 Pilger, darunter 10,000 Meccaner. Der Meccaner ist dunkler von Farbe als der Einwohner von Medina, eine Folge der stärkern Mischung mit afrikanischen Sklavinnen; der Scheriff sah wie ein Neger aus. Die Pensionen, Stipendien, Geschenke und der Ikram, hier wie zu Medina *), laßen sie ein müßiges Leben führen; sie sind stolz, eingebildet; ihre Sprache ist grob. Der Franke in europäischer Tracht wird zwar nicht mehr, wie Capitän Head, am Thore zu Dschiddah 1829 insultirt, aber der erste Beduine, der einen fränkischen Hut sieht, wird dem Inhaber eine Kugel durch den Kopf schießen. Zuletzt beschreibt Burton noch Dschiddah, 55 e. M. von Mecca. Es zeigt alle Ausschweifungen einer See- und Garnisonsstadt. Jährlich kamen 25 — 30 Schiffe von Indien und es wurden für 25 Lacs Rupies umgesetzt.

Dr. Plath.

*) Ueber die Beamtung des Tempels ist Burton kürzer als bei Medina. An der Spitze steht ein Vice-Intendant (Naib el Haram) der damalige indischer Abkunft. Es waren an 80 Eunuchen mit 100 — 1000 Piaster Monatsgehalt bei der Moschee angestellt. Ihr Vorstand war ein ehemaliger Sklave Mohamed Ali Pascha's.

Neuere Werke über China.

Erster Artikel.

1. **Th. de Ferrière le Vayer, Une ambassade française en Chine, journal de voyage. Paris 1854. 8.**
2. **Der Ackerbau in China. Nach dem Französischen von J. Hedde. Leipzig 1853. 8.**
3. **Voyage en Chine du Capitain Montfort avec une appendice historique sur les derniers évenements par G. Bell. Paris 1854. 8.**
4. **Voyage en Chine et dans le mers et Archipels de cet Empire 1847 — 50 par Jurien de la Gravière. Bruxelles 1854. 3 kl. Bl. in kl. 8.**

Der wenige Raum dieser Blätter könnte es vielleicht zweckmäßig erscheinen lassen, sich auf ausführlichere Anzeigen bedeutender Werke, wie wir über Thornton's Indien, Pauthiers und Bazins China geliefert haben, zu beschränken. Indeß würde einem doch zu viel entgehen. Nicht viele Orte sind, wie München, so geeignet durch seine reiche Bibliothek, die mannigfaltigen Erscheinungen der Literatur auch in fremden Sprachen den Gelehrten zur Kunde zu bringen, als daß dieser nicht eine Verpflichtung gegen ein weiteres Publikum zu erfüllen glaubte, wenn er nach der größern oder geringern Wichtigkeit der vorliegenden Werke durch eine bald kurze, bald ausführlichere Beurtheilung die Leser über sie orientirte. China ist seit Eröffnung der fünf Häfen, der gestatteten Ausbreitung des Christenthums und der furchtbaren Revolution mit einem Communismus in Nan-king, der an die Zeiten Johann van Leydens erinnert, einer der Punkte Asiens, der im Augenblicke die größte Aufmerksamkeit erregt.

In Folge des Friedens von Nan-king und der gleichen Rechte, die England den übrigen europäischen Mächten zugestanden hatte, schickte die französische Regierung auch bekanntlich im Jahre 1843 den Grafen von Lagrené nach China, ihrerseits

einen Vertrag mit China abzuschließen und wie sie im Interesse der Wissenschaft zu thun pflegt, sandte sie aus den verschiedenen Fächern kenntnißreiche Männer mit, unsere Kunde des zum Theil noch so unbekannten Reiches zu erweitern. Von Haußmann erschien zuerst eine ausführliche Reisebeschreibung, die sehr belehrende Nachrichten besonders über die Handelsverhältnisse enthielt (Voyage en Chine u. s. w. Paris 1847 u. 48. 3 Bde. 8.). Später haben auch andere Mitglieder der Gesandtschaft ihre Reisen herausgegeben, so C. Lavollé, Voyages en Chine. Paris 1852. 8.; — J. Itier, Journal d'un voyage en Chine. 2 Bde. 8.; — Dr. Yvan, Voyages et recits. Paris 1853. 8. Diese zwei sind uns nicht zu Gesichte gekommen. Itier soll schätzbare Nachrichten über die chinesische Industrie geben. Zu diesen gehört auch die Reise Nr. 1 von Ferrier le Vayer, dem ersten Sekretär der Gesandtschaft, jetzt französischem Gesandten in Stuttgart. Sie ist im Ganzen sehr unbedeutend. Ueber die eigentlichen Verhandlungen des Gesandten mit China erfahren wir nichts aus dem Buche. Er sagt: le travaux de l'ambassade appartiennent aux archives du ministère des affaires étrangeres. Die Reisebeschreibung ist sehr flüchtig. Er mußte zweimal die Reise machen, den Traktat zur Ratifikation nach Paris hin- und von da zurückbringen. Die erste Reise geht über Teneriffa, Rio de Janeiro, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Bourbon, Malacca, Singapore, Manilla nach Canton. Den 2. Dez. 1843 abgereist, gieng er den 6. Nov. 1844 zurück über Calicut, Bombay, Aden, Kairo, Alexandrien. Die zweite Reise ist noch kürzer beschrieben. Das Gastmahl bei Ki-yng (Buch 7), das Edikt Tao-kuang's zu Gunsten der Christen (B. 12) und einige Schilderungen aus dem Leben zu Makao, Calcutta und Penang möchten im Buche das Bemerkenswertheste sein.

Andere Mitglieder der Gesandtschaft haben erheblichere Abhandlungen über einzelne Gegenstände herausgegeben, so Rondot, Renard, wie Haußmann vom Ministerium des Handels. Zu diesen gehört auch Js. Hedde's Schrift über den Ackerbau in China (Nr. 2) mit 20 Holzschnitten. Die Uebersetzung ist aus Fr. G. Wiekh's deutscher Gewerbezeitung besonders abgedruckt. J. Hedde hatte schon früher herausgegeben: Déscription méthodique des produits divers recueillies dans un voyage en Chine. St. Etienne 1848. gr. 8., mit schätzungswerthen Nachrichten über die chinesische Industrie. Diese kleine Abhandlung über den Ackerbau umfaßt zu vielerlei; manches ist entlehnt, wie aus Meadows, und doch sind die frühern Arbeiten über den Ackerbau der Chinesen — ich habe sie in diesen gelehrten Anzeigen III. 6. S. 42 genannt — nicht einmal benutzt. Doch enthält sie einiges Neue, z. B. über die Ackergeräthe der Chinesen S. 15 fgg. mit Holzschnitten, ausführliche Preise sämmtlicher Lebensmittel in Schang-hai, s. 48 u. a. Wir sehen freilich aus ersterem, wie wenig wir noch von dem großen Reiche im Einzelnen wissen; jede Provinz, ja vielleicht jedes Departement mag oft seine eigenthümlichen Ackergeräthe nicht nur, sondern nach Hue auch oft seine eigenthümliche Physiognomie, Sprache, Nahrung, Kleidung, Wohnung, selbst Sitte und Recht haben, während wir uns ganz China nur zu lange als eine einförmige Masse gedacht haben.

Nr. 3. Capit. Montfort hatte schon 5mal die Reise in das chinesische Meer gemacht, als er von Mery ermuntert, seine 5te Reise beschrieb und mit Bemerkungen aus seinen früheren herausgab. Er befehligte ein Kaufmannsschiff, fuhr den 6. Febr. 1846 ab und kam den 30. Juli 1847 nach Marseille zurück. Er besuchte P. Pinang, Singapore, Makao, Canton, Fu-tscheu, Ning-po, Nan-king, Emui, Lombok und kam zurück über Bourbon. Das Buch enthält allerdings mehrere einzelne interessante Züge und Nachrichten, besonders über Makao, Nanking und das noch wenig bekannte Lombok; doch können wir ihm keine wissenschaftliche Bedeutung zugestehen.

Nr. 4. De la Gravière, der Capitän der Corvette la Bayonnaise, führte diese den 24. April 1847 aus der Rhede von Cherbourg, um das Personal des neuen französischen Gesandtschaftspostens

nach Canton zu führen. Er bemerkt, wie man statt sonst 18 Monate — vom Anfange Januars bis Juni des folgenden Jahres — zu der Hin- und Rückreise nach China zu brauchen, weil man sich nur der Monsune bediente, jetzt in weniger als 4 Monaten die 5000 fr. Meilen, die Europa von China trennen, zurücklege, indem zuerst die Clippers oder Contrebandeschiffe, die das Opium Bengalens nach China bringen, lehrten, gegen den Monsun zu fahren und die Kriegs- und Handelsschiffe jetzt auf einer weniger direkten, aber sicherern Route durch eine der Meerengen in der Nähe des Aequators in den stillen Ocean eindringen, so den Monsun nicht bezwingend, aber umgehend. Die Reise geht nach Timor, Amboina, Ternate und von da nach Makao. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein gewöhnlicher Schiffskapitän, der eine oder die andere Insel eben anläuft, nicht viel Erhebliches aus eigener Wissenschaft darüber mittheilen kann. Ihre Reisebeschreibungen bekommen nur einige Bedeutung, wenn sie aus neuern Werken, die uns nicht zugänglich sind, oder Mittheiluneen von Privaten und Behörden neue Data mitbringen, die wir noch nicht kennen, was beim Verf. aber nicht der Fall ist. Noch unglücklicher ist es, wenn einem solchen Capitän es einfällt, ohne alle vorgängigen Studien und die geringste Kenntniß der Sprache des Landes über die innern Verhältnisse eines großen alten Reiches, wie China, mitreden zu wollen. Man bekommt dann solches Gewäsch zu lesen, wie Cap. 3 u. fgg. der Fall ist. Nur ein paar Zeilen zur Probe: p. 55. Le fils du ciel, le souverain maître du monde, l'empereur (welche Tautologie), vit enfermé dans son palais à quatre lieues de Pe-king, et sait à peine ce qui se passe dans ses États. Das Gegentheil zeigt Meadows The Chinese. Lond. 1856. 8. S. 123—136.

Was sich von Thatsachen darin findet, ist natürlich aus andern Büchern aufgelesen, so die dürftigen Notizen über den englischen Krieg und die Missionen. Neuer und interessanter ist, was er über die Thaten der französischen Marine in den Meeren vor China, namentlich des Schiffskapitän Lapierre's Angriff gegen die Cochinchinesen in Turane S. 106, und seinen Schiffbruch an der Küste Coreas — die Révue des deux Mondes theilte es aber schon mit — und dann über die Zwiste der Europäer mit den Chinesen und den portugiesischen Gouverneur von Makao, Amaral, der ein so trauriges Ende nahm, mittheilt. Canton und Hong-kong werden geschildert. Von Makao wurde der französische Consul für die Philippinen hiehergebracht und die Mariannen- und Lieu-kieu-Inseln besucht. So weit reicht der erste Theil. Der 2te enthält die Fahrt nach dem nördlichen China, nach Schang-hai, Chinhai, Ning-po, Amoy, die Rückkehr nach Makao und gibt zum Schluße Nachricht über die Philippinnen, 200 fr. M. davon, die man in 5—6 Tagen erreicht. Der 3. Theil berührt Celebes, Batavia u. andere holländische Besitzungen, Singapore, die Verhältnisse von Makao; spricht von den chinesischen Seeräubern, der Insel Ualan, 1100 fr. M. davon und dem Könige Georg, von dem Tode des Kaisers Tao-kuang und seinem Nachfolger Y-sching, den Sandwich-Inseln und Taïti und der Königin Pomaré. Es leuchtet ein, daß dies auf den Paar Blättern in dem phrasenreichen Französisch nur sehr oberflächlich geschehen kann. Am belehrendsten ist noch, was er über Schang-hai sagt. Das englische Consulat da kostet (II. p. 16) 99,750 Fr., nemlich 37,500 Fr. für den Consul, 18,750 Fr. für den Viceconsul, 22,500 für den Dollmetscher, 10,000 für den Arzt, 5000 für einen Unterbeamten und 6000 für Wohnung. Ueber das Leben der Europäer da gibt er auch einige interessante Details, so wie über die Stadt Schang-hai und die andern genannten chinesischen Städte selbst; es ist aber nicht Alles eigenes Produkt, was er zu Markte bringt.

Dr. Plath.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. Dezember.

I. Nr. 22. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Homeros und die Homeridensage von Chios, von Dr. Em. Hoffmann, Prof. d. class. Philologie an der k. k. Universität zu Gratz. Wien 1856 *).

Der Verf. des genannten Werkes hat sich eine zweifache Aufgabe gestellt. Erstens sucht er zu beweisen, daß der Name Homeros Zusammenfüger, mithin Erzähler und Dichter, nebenbei auch Bettler und blind bedeuten könne, und daß das nom. propr. Ὅμηρος „der concrete und individualisirte Ausdruck der dichterischen Thätigkeit des epischen Zeitalters" sei; zweitens daß das Homeridengeschlecht auf Chios mit dem Dichter nichts zu schaffen habe, vielmehr ein Priestergeschlecht sei, das seinen Namen von einem „priesterlichen Sänger Ὅμηρος" herleite. Die erste Hälfte der Schrift zeichnet sich, abgesehen von einer überschwänglichen Linguistik, durch eifrige Opposition gegen G. Curtius aus. Dieser Gelehrte hat in einer kurzen, nur 12 Oktavseiten füllenden, dabei aber verdienstlichen commentatio academica de nomine Homeri (Kiliae 1855) die Behauptung, daß weder ὅμηρος noch ὁμηρός den aktiven Sinn von Zusammenfüger haben könne, sprachlich zu begründen unternommen. Der erste Theil des zusammengesetzten Wortes, der Nominalstamm ὁμο, behauptet Curtius, sei nicht identisch und schlechthin verwechselbar mit der Partikel σύν, der zweite Theil aber, die Wurzel ἀρ habe intransitiven Sinn, das compositum ὅμηρος (nicht ὁμηρός) sei daher eine ähnliche Sprachbildung wie das deutsche gefuege, und habe gleiche Bedeutung mit den mhd. Formen geselle, gehelfe, „quibus nominibus poetae medii aevi se salutabant". Wie nun, heißt es weiter, z. B. aus εὔμολποι (schön singende) die Εὐμολπίδαι (ein attisches Priestergeschlecht) mit ihrem auctor eponymus entstanden seien, ebenso haben die zu Innungen vereinten Sänger, die ὅμηροι, nach einem altgriech. Brauche sich den Stempel der Gentilität aufgedrückt, die ὅμηροι seien so zu Ὁμηρίδαι geworden, und Homer bedeute daher soviel als „Ahnherr der Sängerinnungen". Man begreift, daß patronymische Benennungen wie Εὐμολπίδαι, Εὐαγγελίδαι, Εὐπυρίδαι etc. in dem von Curtius (natürlich nicht zuerst) ausgesprochenen Sinne erklärbar sind; denn da dieselben eine Thätigkeit, das kennzeichnende Merkmal einer Innung, bezeichnen, so haben sie eine zur Gentilisierung geeignete Bedeutung. Eine solche charakteristische Bezeichnung fehlt aber den Homeriden des Curtius, sie wären Gesellen und hätten einen Gesellen zum Ahnherrn, eine Ansicht, welche auch Dr. Hoffmann erfolgreich bekämpft zu haben scheint. Ueber die Begriffsverschiedenheit zwischen den mit ὁμο und den mit σύν zusammengesetzten Worten macht Curtius zwar eine scharfsinnige, doch wie es scheint keine völlig genügende Bemerkung; es war nachdrücklicher hervorzuheben, daß σύν in der Zusammensetzung oft auch den Sinn von ὁμο, ὁμοῦ, ὁμῶς, ἅμα, aber nicht umgekehrt ὁμο auch den abstraktern Sinn der Partikel σύν (den

*) Anm. Wir ließen nach dem Wunsche des Hrn. Ref. seine etymologische Schreibart unberührt.

D. Red.

Sinn der Vereinigung, Vollendung, Verstärkung), entsprechend dem lat. cum, auszudrücken vermag; συλλαμβάνω z. B. kann comprehendo und una prehendo, σύμφρων so viel als ὁμόφρων, aber ὁμοφωνία kann nicht soviel als συμφωνία und concentus bedeuten; es war ausdrücklich auch einzuräumen, daß σύν in zahlreichen Zusammensetzungen, namentlich mit nominibus, nichts anderes bedeutet, als der Nominalstamm ὁμο. Deshalb aber muste Curtius, indem er zeigen wolte, daß ὅμηρος nicht Zusammenfüger sei, weniger den Sinn als vielmehr die grammatikalische Kategorie von ὁμο hervorheben; ὁμο ist eben keine Partikel wie σύν, es ist Nominalstamm, und darum ist ὅμηρος, selbst abgesehen vom Accent, im Sinne von Zusammenfüger eine Unform gleichwie ὁμαραρίσκων, ὁμαραρεῖν, ὁμαρηρώς Unformen sind; es gibt griech. Formen wie συναγωγός, ἐπῳδός, aber ὁμαγωγός, ὁμῳδός wären im Sinne der mit σύν zusammengesetzten Formen jede Analogie höhnende Monstrositäten. Dr. H. hat noch mit Recht den bei manchen Zusammensetzungen unterschiedslosen Gebrauch von ὁμο und σύν gegen Curtius geltend gemacht; aber indem er sofort die Sache besser machen und dem proparoxytonon ὅμηρος den Sinn von Zusammenfüger vindicieren will, verirrt er sich auf den schlimmsten Abwegen. Dr. H. behauptet, der erste Theil des nom. comp. Ὅμηρος sei eine Partikel, abgeleitet vom componierten Stamme ὁμάρω (ὁμάρω also ein Stamm!), und dieses ὁμ gehöre zu den Partikeln, mit denen man längst frei zu „operieren“ aufgehört habe; indem Curtius die Form ὁμο für die Partikel ὁμ substituiere, verrücke er die ganze Untersuchung und kämpfe ohne Gegner. Eine Gegnerschaft der Art konte Curtius freilich nicht berücksichtigen, er durfte voraussetzen daß er Leuten, die in solchen Dingen etwas lernen wollen, nicht bloß in seinen mehr wissenschaftl. gehaltenen Schriften, sondern auch in seiner Schulgrammatik hinlänglichen Aufschluß ertheilt habe. Also ὁμ soll eine Partikel sein? gibt es denn eine griech. Form die auf μ auslautet? worauf deuten Formen wie θεόν, πατέρα, εἶην, ξύν gegenüber von deum, patrem, sim (siem), cum? setzt sich ὁμ mit einem einzigen consonantisch anlautenden verbum zusammen, existiert etwa eine Form wie ὁμφέρω? Wenn Dr. H. meint daß ὅμαδος aus jener Partikel ὁμ und dem Verbalstamm ἀδ, ebenso ὁμαλός aus ὁμ und ἀλ, ὁμείρω aus ὁμ (aus ὁμ) und εἰρ u. s. w. zusammengesetzt seien, so sind das nichts als linguistische Träumereien; statt dergl. Sprachkünste zur Schau zu tragen, hätte Dr. H. S. 16 an einer Reihe von Formen lieber die jedem wackern Gymnasialschüler bekannte Wirkung des äolischen Digamma beachten sollen. Daß die Wurzel ἀρ vom verb. ἀραρίσκειν nur intransitiven Sinn habe, das hat Curtius, wie dem Ref. scheint, nicht zu beweisen vermocht. Aus der Bedeutung der Formen ἀρηρώς, ἄρμενος, ἄρτι etc. folgt keineswegs ein intransitiver Sinn für die Wurzel ἀρ; eben so wenig wird man aus der Vergleichung von ἀραρεῖν mit ὀρορεῖν, von ἄρσαι mit στῆσαι etc. überzeugt. Die Beweisführung des D. Curtius scheint auf eine petitio principii auszulaufen. Allein Dr. H. hat auf jeden Fall die Sache verschlimmert, indem er allen Verbalwurzeln ohne Ausname sowohl transitiven als intransitiven Sinn zuspricht, und auf Grund dieser Hypothese dann allenthalben „operiert“. Wie die Sprachen nun einmal seit Jahrtausenden sind, zeigen sie uns auch Wurzeln ohne solchen Doppelsinn; z. B. griech. στα (ἑ-στη-[τ]), arab. câma, magy. áll bedeuten nur „stehen“, nirgends haben sie eigentl. transitiven Sinn. Von der verkehrten Accentregel, welche der Verf. zum Gebrauch für seinen proparoxytonierten Zusammenfüger erdacht hat, wird später die Rede sein. Hier wollen wir über die commentatio von Curtius nur noch ein paar Bemerkungen beifügen. Dem „Herrn Curtius“ wird nämlich auch Mangel an Sachkenntnis vorgehalten, als kulturgeschichtlicher Anachronismus, Häufung der Widersprüche gegen allen historischen Hergang, Unbekanntschaft mit den selbst in der historischen Zeit des griech. Volkes noch sichtbaren Resten der orientalischen Kastengliederung. Diese Vorwürfe verdient Curtius nicht, und wenn er z. B. im altgriech. Gewerbswesen nicht sonderlich viel oriental. Kastenzwang und Zunftzwang wittert, so stehen wohl gewiegte Kenner des class. Alterthums auf seiner Seite, man vgl. K. Fr. Hermann's Privatalterthümer §. 43, wo „aller und jeder Zunftzwang“ unter den griech.

Handwerken geläugnet wird. Dagegen hält es gar nicht schwer in dem Werk des Dr. H. sachl. Irrthümer zu entdecken. So wird dem Hermes das Prädikat „Erzähler“ beigelegt — vom Seidenwurm ist die Rede, als ob die ältesten Griechen ihn schon gekannt und benannt hätten, und ein „herumschwirren“ des Seidenfalters wird wenigstens als möglich hingestellt — S. 62 steht: „bei den Joniern erstarb die homerische Poesie zuerst, weil ihr rastlos vorwärtsstrebender Sinn des erworbenen Schatzes nicht achtete“, und hernach: „nur in dem gleichmäßig dahin fließenden Leben des Landmanns und Hirten mag die traditionelle Poesie gedeihen“ — die Funktionen der altgriech. Priester, Sänger und Seher werden wie Kartenblätter gemischt; man hört von priesterlichen Sängerschaften, Melampus ist priesterlicher Sänger und Seher, Kalchas ist Seher und Opferpriester, während doch jeder der den Homer nur halbweg inne hat wissen wird, daß man hier scheiden und nicht mischen soll, daß z. B. Kalchas bei Homer nirgends als Opferpriester sondern nur als Seher auftritt — auf der letzten Seite des Buches steht, daß der Mord in der ältern Zeit zunächst nur von seiner religiösen Seite in Betracht kam, insofern nicht die Angehörigen des Getödteten die Bestrafung des Mörders veranlaßten; auch diese Behauptung der Nothwendigkeit einer Mordsühnung steht mit dem hiebei jedenfalls wichtigsten Zeugnis der homerischen Dichtung in schnurgeradem Widerspruch, und dann ist zu bedenken, daß im heroischen Zeitalter der Griechen die Angehörigen des Getödteten die Bestrafung des Mörders nicht allein veranlaßt haben, daß sie dieselbe vielmehr vollzogen, daß sie die Blutrache geübt haben. — Endlich muß Curtius gegen den Vorwurf geschützt werden, als ob er die Frage in welchem Verhältnis die Homeriden zu den homerischen Gedichten stehen unbeantwortet gelassen habe. In der commentatio de nomine Homeri ist hievon freilich nicht die Rede, wohl aber in der Abhandlung: „Andeutungen über den gegenwärtigen Stand der homerischen Frage“ — Zeitschrift für die österr. Gymnasien. 5. Jahrg. 1854, 1. u. 2. Hft. Es ist auffallend, daß Dr. H., während er sonst mit zahlreichen Citaten seine Gelehrsamkeit kund gibt, gerade jene werthvolle Abhandlung ignoriert hat; die Beachtung derselben hätte vielleicht die Fragen S. 64 als: „wozu die Anname einer Homeridensippschaft, wenn man doch nicht durch sie allein die Erhaltung Homers erklären kann“ u. s. w., und sonst noch manches entbehrlich gemacht.

Ueber Dr. Hoffmanns Homeriden auf Chios, über diese „priesterl. Sängerschaft“ wollen wir nur weniges bemerken, da die zweite Hälfte der Arbeit einer eingehenden Besprechung kaum werth sein dürfte. S. 64 liest man: „daß die Homeriden zu Chios ein wirkl. Geschlecht gewesen seien, keine Schule, kein Verein, darüber sind die alten Berichterstatter einig“; aber schon S. 67 liest man: „Die Meinung des Krates differirt von der des Akusilaus und Hellanikus, insofern diese alle Homeriden auf Chios schlechthin für Abkömmlinge des Dichters betrachteten, während Krates nur die bei gewissen Opfern fungirenden Homeriden dafür gelten läßt; und man begreift die Opposition des Seleukus, der eben hinsichtl. dieser mit gewissen priesterl. Funktionen betrauten Homeriden die Abstammung von dem Dichter läugnet“. So (und nicht anders!) Dr. H.; weiß hienach die gelehrte Welt was sie von den Homeriden auf Chios glauben soll? wie kann jemand der mit völlig neuen Behauptungen auftritt solche Widersprüche gerade in den Cardinalpunkten übersehen? Also einmal gibt es nur priesterl. Homeriden auf Chios; aber dann gibt es doch wieder zweierlei Homeriden, mag man es jetzt mit Krates oder mit Seleukus halten! Nun weiter; S. 89 sind die Homeriden ein Geschlecht und 6 Zeilen nachher sind sie eine Familie. Endlich höre man noch was S. 96 und 98 steht: Wie das Geschlecht der Eumolpiden sich zum thrakischen Volksstamm der Eumolpiden verhält, ebenso verhalten sich die Homeriden zu dem Stamme der Euphemiden; „aber die Benennungen *Ὁμηρίδαι* und *Εὐφημίδαι* erscheinen in gewisser Beziehung so congruent, daß man füglich die eine statt der andern substituiren könnte; *Εὐφημίδαι* könnte der Name einer priesterl. Sängerfamilie, *Ὁμηρίδαι* dagegen der eines Volksstammes sein“ u. s. s. Wie würde man denn über einen Mathematiker urtheilen der in einem Athem-

zuge, wie folgt, räsonnierte: *x* ist kleiner als *u*, aber *x* und *u* könte man gewissermaßen sich gegenseitig substituieren, also kann *x* für größer als *u* angenommen werden!

Ausführlicher soll noch in der folgenden Kritik die linguistische Frage besprochen werden; freilich mehr die Wichtigkeit des Gegenstandes als die linguistischen Misgriffe des Dr. Hoffmannischen Werkes werden ein wohlgemeintes Wort hierüber rechtfertigen. Das physiologische Sprachstudium, welches die Sprache nicht bloß als Mittel zum Zwecke, sondern an sich, als einen nach Naturgesetzen sich entwickelnden und sich fort- und umbildenden Organismus zu erforschen strebt, hat heutigestags bereits feste Grundlagen wenigstens theilweis gewonnen; auch sind sichere Ergebnisse dieses Studiums in zahlreichen Werken von Bopp, Grimm, G. Curtius ꝛc. so klar und verständlich dargelegt, daß sogar der Schulunterricht hieraus Nutzen ziehen kann und soll. Es ist wahr, auch in unsern Tagen kann jemand ein tüchtiger Philologe sein, obschon er in comparative und historische Grammatik keine besondere Einsicht hat; aber zwei Dinge sind schlechterdings unverzeihlich geworden, erstens wenn Philologen und Schulmänner alles neue auf diesem Gebiet starrsinnig bekämpfen oder ignorieren, zweitens wenn sie auf diesem Gebiete das große Wort führen, ohne sich genau umgesehen und in den Einzelheiten sich vertieft zu haben. Aus letzterm Gesichtspunkt ist Dr. Hoffmann's Arbeit zu beurtheilen. Wer Sprachen vergleichen, ihre Formen sowie der Formen Sinn und Bedeutung wissenschaftlich erklären will, der muß mit den Lautgesetzen und der Wortbildung der betreffenden Sprachen vertraut sein, und bei aller Vertrautheit muß er gleichwohl strenges Maß halten, keine logischen Sprünge, keine allzu kühnen oder aus zweifelhaften Vordersätzen gezogenen Schlüße machen, er muß eher einer besonnenen Skepsis huldigen.

Dem Sprachforscher dürfen die Sprachlaute, um zunächst davon zu reden, nicht wie Irrlichter um einander huschen, die Consonanten sowohl als die Vocale haben ihre natürlichen Gesetze und Schranken, die niemals aus dem Auge zu laßen sind. Sehen wir, wie es in dieser Beziehung Dr. H. gehalten hat. *Χίλιοι* und *χήλη* (Geschwulst) sind ihm stammverwandt! aber eine solche Verschiebung anlautender Consonanten ist nur bei kaum bestreitbarer Gleichheit oder Verwandtschaft der Bedeutung annehmbar, z. B. bei *ποιμήν* und *βόσκω*, *θεός* und deus, bibo und potus; gleiche Rüge trifft die Zusammenstellung von *βόμβος* (das Summen) und *πομφός* (Geschwulst, Blase), von *θάμνος* und *δάμνημι*, von binden und pfand etc. — in arbos, honos heißt das schließende *s* eine Abschleifung von *r*! aber *r* ist in solchen Formen umgekehrt aus *s* entstanden, gerade wie in verlieren, frieren, war das *r* aus *s* entstanden ist, vgl. goth. fraliusan, vas etc. — tempus wird in tem-pus zerlegt und mit *ὄρωρα* als stammverwandt erklärt! aber griech. *ρ* beibt lat. *r*, geht nicht in *s* über, vgl. *δοτήρ* und dator — haveo denkt sich Dr. H. als h–aveo und *h* = sankr. *s* (a)! aber sanskr. *s* bleibt lat. *s*, geht nicht in *h* über, vgl. sanskr. svapnas und somnus — mit diesem sanskr. Präfix sa wird arger Misbrauch getrieben: so wird mittels desselben svadeo in s–vad–eo, sero in s–er–o u. s. w. zerlegt! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. Dezember.

I. Nr. 23. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Homeros und die Homeridensage von Chios ꝛc.

(Fortsetzung.)

Pott läugnet, daß *ϑ* für den griechischen spiritus asper eintreten könne; diß läßt Dr. H. S. 53 noch „ruhig dahin gestellt sein“, aber schon S. 60 feiert er den Triumph das nom. propr. *Θεστορίδης* und *ἵστωρ* (und zwar mit der Bedeutung „Erzähler“!) als stammverwandt entdeckt zu haben! — *λέγω* und *λειχήν* (Flechte), sanskr. vâda (Rede) und vêda (Wissenschaft), *ἐπί* und ibi sollen stammverwandt sein! Das willkürliche Spiel mit dem Sinn der Worte fällt dem Leser von selbst auf; der Ref. will an dergleichen Beispielen nachdrücklicher darauf hinweisen, daß Dr. H. die schönen Gesetze des indogermanischen Vocalismus mit Füßen tritt. Die Grundlaute der indogerm. Wurzeln sind kurz *A*, *I*, *U*; die Kürze des *A* steht zwar theilweis in Frage (z. B. *στα* oder *στα*? dă oder dā?), allein das ist uns hier gleichgültig. Worauf es hier ankömt, ist die Thatsache daß jene Grundlaute von den Sprachen, namentlich von den älteren, regelmäßig festgehalten werden, und meist nur unter gewissen Bedingungen, z. B. wenn eine liquida mitwirkt oder wenn die Wurzel nicht consonantisch schließt, das *A* dem *U* oder *I* weicht. Es kömt wohl sehr häufig, im Germanischen sogar gesetzlicherweise vor, daß eine Sprache neben dem Grundlaut *A* auch die Laute *ŭ* oder *ĭ* anschlägt, z. B. band binden gebunden, facio conficio, calco conculco, *ὄνομα* (name) *ἀνώνυμος*; allein diese *u* und *i* sind keine Grund-, keine Wurzellaute, sie haben sich aus *A* ähnlich wie im griech. *ε* und *ο* aus *A*, wie germanisch *o* aus *U* etc. erst entwickelt. Hinsichtlich der festen Haltung der Grundlaute vergleiche man etwa *ποῦς* pes goth. fôtus aus Wurzel PAD, *λευκός* lucidus liecht aus Wurzel LUK oder vielmehr RUK, *δείκνυμι* dico goth. gateiha aus Wurzel DIK; wenn daher, wie G. Curtius meint, *καρπάλιμος* mit goth. hlanpan (die Gunierung a+u zeigt den Grundlaut *U*) stammverwandt ist, so könte diese Ausweichung der Sprache von einer Tonart in die andere etwa noch auf Rechnung des *ρ* und *λ* kommen. Aber entschiedene Misbilligung verdient die von manchen Philologen gebilligte Ableitung des nom. *ἀηδών* von *ἀείδω*. Diß verbum weist auf eine Wurzel, deren Vocal *I* ist, vermuthlich auf vid. Aus *I* kann sich nun im griech. Verbalstamme *ει*, *οι*, *ι*, (*αι*), aber niemals *η* entwickeln, denn *η* gehört zu *A*. Annehmbarer und mit den griech. Vocalgesetzen übereinstimmend ist die Stellung von *ἀηδών* zu *ἀνδάνω*, *ἥδος*, *ἥδομαι* (angelf. svête, engl. sweet, nhd. süz). Die Wurzel von *ἀηδών* wäre demnach svad, das *α* könte als Bestandtheil von *ἅμα* wie in *ἀ-λείφω* (cf. *λίπα*) etc. alpha intensivum sein, und *ἀηδών* sodann „den süße Luft erregenden“ Vogel bezeichnen.

Ferner betrachte der Leser an einem wichtigen Beispiel, nämlich an der Gunierung, die größere oder geringere Beschränkung der Vocale auf gewisse Consonanten. Gunierung heißt in der Sanskritgrammatik der Zutritt des *a*-lautes zu den Stamm-

lauten *u* und *i*. Im Griechiſchen nun entſpricht, inſofern es ſich um die Gunierung handelt, dem ſanskr. *ai* (ſpäter *ê*) *ει* und *οι*, dem ſanskr. *au* (ſpäter *ô*) *ευ* [*ου*]; im Gothiſchen entwickeln ſich auf dieſe Weiſe *ei* und *ai* aus *I*, *iu* u. *au* aus *U*; *φεύγω ἔφυγον*, *λείπω λέλοιπα ἔλιπον*, und goth. fraliusa fralaus fralusans, sneitha snaith snithans zeigen die Vocalſteigerung, die man Gunierung nennt. Dieſe Vocalſteigerung haben aber im Griechiſchen nur verba, deren Wurzeln nicht auf *ρ λ μ ν* auslauten, und wenn der Dipthong *ει* bei verbis liquidis vorkömt, ſo iſt nicht *ι* ſondern *ε* der Stammvocal, *τείνω* z. B. iſt entſtanden aus *τενιω* (man vergl. verba wie rapio und goth. vahsja etc.) und *ἔτεινα* aus *ἐτενσα*. Auch in den germ. Sprachen meiden die verba, deren Wurzeln urſprünglich auf *r l m n* auslauten, die Gunierung; nur ein paar Ausnahmen gibt es, z. B. skeina skain skinans, denn verlieren verlor iſt keine Ausnahme, weil *r* wie bemerkt nicht urſprünglich iſt ꝛc. Wenige Bemerkungen dieſer oder ähnlicher Art waren nöthig, um auf das Geſetzmäßige im indogermaniſchen Vocalismus flüchtig hinzuweiſen. Dr. H. aber hat an eine ſolche Geſetzmäßigkeit nicht gedacht, ſonſt muſte er ſich hüten véda (Grundlaut *I*) und váda etc. zuſammenzuſtellen, und gegenüber von *λέγω λόγος*, *ἀγείρω ἀγορά*, *φθέγγομαι φθόγγος* etc. das verbum *ἀγγέλλω* in *ἀν-γέλλ-ω* zu zerlegen, da man ja nicht *ἄγγολος* ſondern *ἄγγελος* ſagt. Und wie konte er ſonſt, bei gründlichem Verſtändnis von Formen wie *λείπω λέλοιπα λοιπός*, S. 41 auf den Einfall kommen *ἀοιδός* mit *οἶδος* (Geſchwulſt) zu verkoppeln und aus dem ſonnenklaren Zuſammenhang mit *ἀείδω* loszureißen! Das wollen wir noch anmerken, daß auch die termini technici verkehrt gebraucht ſind; Dr. H. ſagt Gunierung, wo er Dehnung (kŕ), oder wo er Vriddhi (âp) ſagen muſte. —

Nun wollen wir die ungenügenden Kenntniſſe des Verfaſſers auch bezüglich der Wortbildung nachweiſen. Um ein Ganzes zu begreifen, muß man ſeine Theile und die Art ihrer Verbindung kennen; das gilt auch von den indogerm. Sprachformen, da ſie in ihrem noch vollkommenern Zuſtande ſo oder ſo zuſammengeſetzt ſind. *ἐλεύθερος* z. B. beſteht aus dem Verbalſtamm *ἐλευθ*, dem Bindevocal *ε*, dem Nominalſuffix *ρο* und dem Caſuszeichen *ς* (*ἐλεύθ-ε-ρο-ς*); *φοβερός* hat gleichfalls 4 Theile, aber *ε* iſt hier nicht Bindevocal ſondern Nominalſuffix (vgl. *φόβ-ο-ς* vom Verbalſtamm *φεβ*); in *ἐλεύθερος* iſt *ρο*, ſofern es keinem andern Suffix nachfolgt, primäres Suffix, in *φοβερός* aber iſt *ε* primäres und *ρο* ſecundäres Suffix. Wer nun Sprachformen wiſſenſchaftlich beleuchten will, der muß ſie auch richtig abzutheilen verſtehen. Wie hält es Dr. H.? er theilt ser–mo und serm–o, während nur ser–mo richtig iſt; er theilt *ὄρ–μ–ος* ſtatt *ὄρ–μο–ς*, obgleich *μ* für ſich allein ein Unding iſt; er theilt ſo weiter *ἀγ–ν–ός* ſtatt *ἀγ–νό–ς*, *ὀμ–ηρ–τ–ῆρες* ſt. *ὀμ–ηρ–τῆρ–ες*, *πήγ–ν–υμι* ſt. *πήγ–νυ–μι*, *δαμ–ν–άω* ſt. *δαμ–νά–ω*, *ὄρ–ν–υμι* ſt. *ὄρ–νυ–μι*, *ἀροτ–ός* ſt. *ἀρ–ο–τό–ς*, *ὑπ–νόω* ſt. *ὑπ–νό–ω*, *νδ–νέω* ſt. *νδ–νέ–ω*, *ηδ–έ* ſt. *ἡ–δέ*, ap–io ſt. ap–i–o, ap–t–us ſt. ap–tu–s, pes–t–is ſt. pes–ti–s, or–atio ſt. or–a–tio(tio aus ti+on), ib–i ſt. i–bi, it–a ſt. i–ta u. ſ. w. Es verſteht ſich daß auch theilweis abzutheilen erlaubt iſt, Theilungen wie *ὄρν–μι*, *ἀγνό–ς*, aptu–s, ora–tio haben einen Sinn, aber *ὄρ–ν–υμι* etc. ſind eben ſo ſinnlos als etwa kran–kheit; umſonſt wird man ſich daher in den Schriften von Bopp und Curtius nach einer ſo monſtroſen Analytik umſehen. Wer ferner durch Theilung etwas bezwecken will, der darf nicht mit Dr. H. *σαφ–ής* und *σοφ–ός* etc. theilen, ſondern *σαφ–ής* und *σοφ–ό–ς* oder auch *σαφ–ής* und *σοφο–ς*, um anzuzeigen daß bei den adjectivis auf *ης* ebenſo wie bei den neutr. subst. auf *ος* das *ς* ſtammhaft, bei den masc und fem. nomm. auf *ος* aber Nominativzeichen iſt. — S. 30 leſen wir daß vielfach auch die Endung *ιος* direkt vom Verbalſtamme nomina agentia bilde, als *οὔλιος*, *ἐνάλιος*, *φύξιος*. Wenig Worte aber viel Verkehrtheit! a) Man ſagt nicht nomina agentia ſondern nomina agentis. b) Ein Sprachforſcher der es mit ſeinem Ausdruck genau nimmt, ſagt nicht die „Endung“ *ιος*, ſondern das „Suffix“ *ιο* bilde nomina. c) Direkt vom Verbalſtamm bildet das Suffix *ιο* keine nomina agentis, ſondern adjectiva mit paſſiver, ans Participium ſtreifender Bedeutung, als *ἄγ–ιο–ς* (ge-

weiht, heilig), *πάγιος* (befeſtigt, feſt), *κρύφιος* (verborgen, heimlich). d) Mit *οὔλιος* und *ἐνάλιος* konte Dr. H. nichts beweiſen, weil er ſo wenig als wir andern Philologen den Verbalſtamm ganz genau kannte; *φύξιος* aber iſt nicht nom. agentis, es bedeutet ja nicht „Fliehender", ſondern „zur Flucht gehörig, die Flucht befördernd", das *ιο* drückt die Beziehung zur *φύξις* (*φυγ–σι–ς*) aus, *ιο* iſt darum hier ſekundäres Suffix und *φύξιος* verhält ſich zu *φύξις* wie *καθάρσιος* zu *κάθαρσις*. — Dr. H. ſucht S. 47 auch „die bis jetzt noch unerklärt gebliebenen" *αὐτός* und ipse zu deuten. *αυ*, ip und eb (im Deutſchen eben) ſeien ſtammverwandt und bedeuten „ſich anſchmiegen", *αὐτός* ſei alſo ganz unſer eben dieſer! Solche Etymologien bedürfen keiner Widerlegung. Bopp hat übrigens längſt nachgewieſen daß *αὐτο* aus zwei Pronominalſtämmen beſtehe, aus dem altperſ. *ava* (dieſer, ſlav. *ovo*) und aus *το* (Stamm des Artikels). Wer pronomina ſprachgeſchichtlich erklären will, der ſolte wiſſen daß Pronominalſtämme nicht mit Verbalſtämmen ſondern nur mit ſich ſelbſt eigentlich zuſammengeſetzt werden können. — Von *στρατηγός* und *ναυπηγός* lieſt man S. 11, ſie ſeien „auf dem Genitivverhältniß beruhende Zuſammenſetzungen"! Abgeſehen von der Sanskritgrammatik, auch griechiſche Formen wie *τελεσφόρος* (endebringend), *σακέσπαλος*, *πολισσοῦχος*, *νουνεχής* etc. konten dem Verf. zeigen daß hier ein Accuſativverhältnis obwaltet. Ein Sprachforſcher ſoll ſich nicht von der erſten beſten Ueberſetzung täuſchen laßen, ſo wird er nicht etwa ſagen, in *ὁμογενής*, gleichartig, magy. hasonnemü ſtehe der erſte Theil zum zweiten im Adverbialverhältnis, da es vielmehr das Verhältnis des adj. zum subst. iſt; das Magyariſche, des Nominativzeichens und der Geſchlechtsbezeichnung entbehrend, zeigt diß am auffallendſten, hason nem= gleiche Art, und hasonnem–ü gleichartig. — Die offenkundigſten Ableitungsvocale bleiben von Dr. H. ganz unbeachtet, und weder das *a* in ora–re noch das *ε* in *ποιέ–ω* hemmte ihn an dieſen Formen die entſetzlichſten Etymologien zu verſuchen; *ποιέ–ω* ſei p–üj, aus ſanſk. pi = super und üj = texere!! —

So viel über die Laut= und Wortbildungslehre. Es wird hienach niemanden wunder nehmen, wenn der Verfaßer die dem Philologen unentbehrliche Akribie in andern Dingen ebenfalls beiſeite ſetzt. S. 24 meiſtert er den homeriſchen Text und vermuthet Od. XVIII, 5 flg. als urſprüngliche Lesart: *Ἄρναῖος δ' ὄνομ' ἔσκε, Ἶρον δὲ κίκλησκον ἅπαντες* d. i. „Arnäos war ſein (des Bettlers) Name, aber jedermann nannte ihn Iros". Fürs erſte wird der Leſer der bisherigen Lesart doch einen erträglichern Sinn abgewinnen; zweitens hat der Verf., da er die erſte Sylbe von *κίκλησκον* kurz maß, einen unverzeihlichen Fehler gegen die homer. Proſodie gemacht. Homer braucht die erſte Sylbe von *κικλήσκω* ſo wenig kurz als die zweite von *Πάτροκλος*; die Regel für muta cum liquida, wie ſie ſpäter gilt, iſt bekanntlich auf den homer. Vers nicht anwendbar, auch der Versbau hat ſeinen geſchichtlichen Verlauf. — Mit dem Sinn der Worte nimmt es Dr. H. gleichfalls nicht genau. Nicht *ἀρότός* iſt „die Zeit des Ackerns" ſondern *ἄροτος* — ala iſt nicht „Schaar und daher Heeresabtheilung" ſondern: Flügel im eigentlichen Sinn und daher Heeresflügel — *Εἰδομένη* iſt nicht „die Sehende" ſondern: die Geſehene, die Scheinende — *λιπόμεσθα* iſt S. 62 nicht „wir laßen zurück" ſondern: wir ließen zurück, an einer Stelle, wo andere Meinungen bekämpft und die Jonier charakteriſirt werden, ein arges Verſehen — einmal werden gar Waſſerblaſen (*πομφόλυγες*) und res compactae als begriffsverwandt erklärt — aus der Bedeutung „zuſammenfügen" folgert Dr. H. unmittelbar die Bedeutung „erzählen", und legt auf dieſe Begriffsentwicklung großes Gewicht, das iſt ein lucus a non lucendo; hätte Dr. H. hiebei die verſchiedenen Sprachen ſelbſt befragt, dann hätte er erfahren daß man bei „erzählen "(er=us=ex) eher an eine Sonderung als an eine Zuſammenfügung zu denken hat — daß „man" Begeiſterung und inflammatio animi auch für einen Rhapſoden als nothwendig erachtet habe (S. 41), folgt wenigſtens nicht aus dem platoniſchen Jon; alles was hierüber im plat. Dialog S. 533 flg. Sokrates dem Rhapſoden Jon vorſagt und dieſer in ſeiner Dummheit nachbetet, das iſt doch wahrlich nichts als der gründlichſte Spott und Hohn. —

Endlich ein Wort über den griechiſchen Accent. Der Verf. behauptet „durch vielfache Unterſuchungen“ die Anſicht gewonnen zu haben daß die verbalia auf ος (η, ον) im Fall paſſiver Bedeutung oxytona, im Fall activer aber barytona ſeien. Die Widerlegung einer ſolchen Accentregel macht wenig Mühe; gewöhnliche Formen in großer Zahl, als a) τροφός, κλοπός, ταγός, ἀγός, ἀρωγός etc., b) ἀπόστολος, σύντομος, μετάτροπος etc. ſtoßen ſie über den Haufen; denn nach dieſer Regel müſten die bei a) genannten Formen paſſive und die bei b) genannten active Bedeutung haben, während es bekanntlich gerade umgekehrt iſt. So einer Regel zulieb wird behauptet, der Unterſchied zwiſchen activer und paſſiver Accentuierung werde deutlich an πομπή (Sendung) und Πόμπη (Name eines att. Schiffes)! An einen Unterſchied zwiſchen Activ und Paſſiv iſt hier nicht zu denken; πομπή und Πόμπη verhalten ſich wie πομπός und Πόμπος, κρατερός und Κράτερος, διογενής und Διογένης, ξενοδόχος und Ξενόδοχος etc. Und all das S. 12, 13, 14 über den paſſiven Sinn der feminina auf η, als ἀμοιβή, ἀλοιφή etc. geſagte gehört ins Reich der Phantaſien. Ferner heißt es, man habe allenfalls wohl ſchon geahnt daß zwiſchen Ton und Bedeutung der nomina auf ος, η, ον ein feſtes Verhältnis ſtattfinden müße, aber die Nachweiſung desſelben habe man noch nicht verſucht. Dagegen iſt zu erinnern daß von einem „feſten“ Verhältnis bei der Beweglichkeit und ſelbſt dialektiſchen Schwankung des griech. Accents nicht die Rede ſein kann; in wie fern übrigens ein Verhältnis zwiſchen Ton und Bedeutung ſtatt finde (aber nicht ſtatt finden „müße“!), darauf hat u. a. auch Bopp in einem claſſiſchen Werk (vergleichendes Accentuationsſyſtem ꝛc.) hingewieſen. —

Hiemit ſei unſere Kritik beſchloßen; ſie konte im Dienſte einer guten Sache nicht anders als herb ausfallen. Wenn der Verfaßer zu einer Vermuthung Bernhardy's bemerkt, ſie folgere unſicheres aus unſicherem, ſo können wir einen ähnlichen Vorwurf auf die beſprochene Schrift zurückwälzen, und ſagen daß dieſelbe in einem Tone allzu großen Selbſtvertrauens falſches aus unſicherem herleite.

Anhang.

Ueber den Namen Ὅμηρος.

Wir wollen mit wenig Worten ebenfalls verſuchen, ob ſich das nom. propr. Ὅμηρος nicht auf eine der griech. Wortbildung ſowohl als dem Sachverhalte homer. Dichtung gemäße Weiſe erklären laße. Wenn dieſer Name aus dem Nominalſtamm ὁμο und aus Wrz. ἀρ zuſammengeſetzt iſt, dann wird man fürs erſte ὁμηρός als eine Bildung wie ἀγαθοεργός, αἰσχροποιός anzuſehen, und im Sinne von ὁμὰ ἀραρίσκων (aequalia oder aequabilia aptans) zu verſtehen berechtigt ſein. Wir meinen nun daß bei ὁμά = ὁμὰ ἔπεα zunächſt an die unvergleichlich ſchöne Kunſtform der homer. Epopöe, an das στασιμώτατον καὶ ὀγκωδέστατον τῶν μέτρων mit ſeinem gleichmäßigen Rhythmus (γένος ἴσον) gedacht werden könne. Der epiſche Geſang der Hellenen iſt zwar uralt, er war dem begabten Volksſtamm in die Wiege gebunden; allein wie ſich's von ſelbſt verſteht daß Inhalt und Form desſelben bis zur doriſchen Wanderung verſchiedenerlei Fort- und Umbildung erfahren haben, ſo iſt auch nicht unwahrſcheinlich daß gerade um die Zeit und nach der Zeit dieſer geſchichtlich wichtigen Begebenheit, als die einzelnen Theile der Nation unter einander und nebenbei mit Nichthellenen ſich mannigfach berühren und miſchen und ſomit auch geiſtig anregen muſten, die epiſche Poeſie ihren mächtigſten Aufſchwung nam, um im 11., 10. und theilweis noch im 9. Jhrh. v. Chr. wenigſtens der Hauptſache nach allmählich zu einem für die Folgezeit maßgebenden Abſchluß zu gelangen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. Dezember.

I. Nr. 24. Philosophisch-philologische Classe. 1856.

Homeros und die Homeridensage von Chios ꝛc.

(Schluß.)

Damals werden Ilias und Odyssee die Schönheiten und Vorzüge empfangen haben, welche ihr ep. Stoff durch eigentliche Umdichtung und überhaupt durch künstlerische Behandlung zu empfangen fähig war. Während die vorhomerischen Aöden überlieferten Gesang vorzutragen zwar nicht als ihre einzige Aufgabe, aber doch als Hauptaufgabe haben mochten, werden ihre begabtesten Nachfolger hauptsächlich auch mit der kunstgemäßen Gestaltung des ep. Gesanges beschäftigt gewesen sein. Der Unterschied zwischen dieser und jener Thätigkeit scheint so lebhaft gefühlt und aufgefaßt worden zu sein, daß man mit dem Ausdruck *ἀοιδός* nicht mehr ausreichte und für den Begriff der neuen Sache auch neue Bezeichnungen nöthig wurden; an die Stelle von *ἀείδειν* oder neben *ἀείδειν* scheint der Ausdruck *ῥάπτειν ἀοιδήν*, an die Stelle von *ἀοιδός* der Ausdruck *ὁμηρός* sowohl zur Bezeichnung der künstlerischen Behandlung des ep. Stoffes, als zur Bezeichnung des rhapsodischen Vortrags getreten zu sein. Wenn wir oben den ersten Theil des comp. *ὁμηρός*, den Nominalst. *ὁμο* zunächst auf den Hexameter bezogen, so meinten wir nicht daß das heroische Metrum erst für die homer. Poesie geschaffen worden sei, wir meinten nur daß dieser Vers damals sach- und zeitgemäß behandelt und abgeändert worden sei und für die ep. Poesie ausschließliche Geltung erlangt habe, die er vielleicht vordem nicht hatte; wir meinten ferner, daß bei der innigen Harmonie von Inhalt und Form hellenischer Kunstwerke gerade die tiefsinnige Form des Hexameter vorzüglich in die Augen fiel und deshalb bei Bildung des neuen Namens berücksichtigt wurde. *ὁμηροί* in dem bezeichneten Sinne konnten nun Kunst- und Gesangvereine bilden, das Gefühl ihrer geistigen Zusammengehörigkeit sodann durch die Formen der Gentilität sinnbildlich darstellen, und aus *ὁμηροί* konten *Ὁμηρίδαι* mit einem Ahnherrn *Ὅμηρος* hervorgehen. Die Verschiebung des Accentes befremdet hiebei eben so wenig als bei *κρατερός* und *Κράτερος*, bei *ξενοδόχος* und *Ξενόδοκος* etc., da der Sinn beim nom. propr. nicht mehr in Betracht kömt. Ferner dürfen wir annehmen daß, nachdem der ursprüngliche Sinn von *ὁμηρός* einmal verdunkelt war und der Glaube an einen Homer sich festgesetzt hatte, das comp. *ῥαψῳδός*, aus dem Stamm des Aorist von *ῥάπτειν* und *ἀοιδή* gebildet, aufgekommen sei; jedenfalls ist *ῥαψῳδός* als eine nachhomerische, spätere Form zu betrachten, da das Digamma bereits zu wirken aufgehört hatte und man nicht mehr *ῥαψαοιδός* sprechen wolte. Das wollen wir noch bemerken, daß auf die aus unserer Erörterung folgende Sinnverwandtschaft der Ausdrücke *ῥάψαντες ἀοιδήν* und *ὁμηροί* die bekannten Worte Pindars (Nem. 2) *Ὁμηρίδαι ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί* wenigstens mittelbar hinzudeuten scheinen. —

Pest im Nov. 1856.

Konrad Halder,
k. k. Professor der class. Philologie.

Essai de chronographie Byzantine pour servir a l'examen des annales du Bas-Empire et particulièrement des chronographes Slavons de 395 à 1056. Par M. Edouard de Muralt. St.-Petersbourg 1855. Se vend chez MM. Eggers et Comp., et à Leipzig chez M. Léop. Voss. XXXII. et 858 in 8.

Die Nothwendigkeit, jene Jahrhunderte der Geschichte endlich thatsächlich und mit unzweideutiger Sicherheit zu erkennen, auf denen unleugbar die Gestaltung der neueren Zeit beruht, das Bedürfniß, das Mittelalter von den Strahlen wahrheitsliebender Forschung allseitig beleuchtet zu schauen, und eben damit, weder geblendet noch nebelhaft umdunkelt, in die rascheren Gänge vorzuschreiten, welche seitdem das Menschengeschlecht in seiner providentiellen Entwicklungsbahn genommen hat, diese Nothwendigkeit, dieses Bedürfniß macht sich gegenwärtig überall kund und geltend. Und es ist nicht etwa bloß eine tiefe und mächtige Regung im stillschaffenden Reiche der Gelehrsamkeit, der historischen und philologischen Forschung — nein es ist ein instinktiver Drang im Leben der Völker und Staaten, ein Postulat aus dem Codex ewiger, unwandelbarer Gesetze.

Ganz naturgemäß lenkt sich dabei der Blick gerade der emsigsten Forschung, wie der vorschauendsten Politik auf den Osten, auf jenen Theil des römischen Reiches, der nicht überwältigt werden durfte, „bevor das westliche Europa aus der Flut der Barbarei emporgestiegen war“ (C. W. Friedrich Breyer), und der, als er überwältigt war, auch in seiner Umwandlung nie aufgehört hat, ein Land der Sehnsucht, hier der begeisterten, dort der habgierigen, zu sein und zu bleiben.

Es ist die nicht leichte Aufgabe des Jahrhunderts, dem Mittelalter, auch dem byzantinischen, den schuldigen Dank zu bezahlen, und das geistige Capital das es von jenem empfangen und in glücklicher Anlage tausendfach vermehrt und veredelt hat, auch dorthin wieder zu verwerthen, auf altklassischem Boden, und am Piraeus so gut, wie am Bosporus gesitteter Ordnung und freiem Geisteszug neue Heiligthümer zu begründen.

Daß dieser Sieg der Humanität erst nach furchtbarer Erschütterung des ganzen Europas wird errungen werden — daran zweifelt jetzt, nach der letzten Kolaïs-Expedition, auch kein Apostel des Friedens mehr. Wann und von wem aber — *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.*

„„Im Dezember des Jahres 1848 hat die kaiserlich russische Akademie der Wissenschaften in Petersburg ein Programm für eine Preisaufgabe über die byzantinische Chronographie von 395 bis 1056 veröffentlicht, worin gesagt ist: „Die Geschichte vom Jahre 395 bis zum Jahre 1056 ist in annalistischer Form so zu bearbeiten, daß die Ereignisse eines jeden Jahres, so weit sie in den eigentlichen byzantinischen Chroniken vorkommen, gedrängt nach den Quellen angeführt werden, wie dies bereits hinsichtlich der Geschichte anderer Völker in Schriften geschehen ist, die in der historischen Literatur unter dem Namen: Regesta oder Regesta chronologica bekannt sind.“

Die erste Anregung hiezu ist von Herrn Kunik, Akademiker in Petersburg, ausgegangen, der durch sein gelehrtes Werk über die Berufung der Rodsen (Russen) durch die Finnen und Slawen ein erfreuliches Beispiel freier wissenschaftlicher Erhebung über jeden besondern Standpunkt, auch den nationalen, gegeben hat. Die Aufgabe der Petersburger Akademie ist eine in mehr als einer Hinsicht bedeutsame Erscheinung, und kommt einem auch von mir und Andern längst gehegten Wunsche entgegen, endlich einmal ein gedrängtes Quellenbuch für byzantinische Geschichte zu erhalten, auf welchem ein Nachfolger von Lebeau, Gibbon und andern mit Hinzuziehung der wichtigsten ungedruckten Hilfsmittel eine sicherere und zugleich bündigere Bearbeitung der eigentlichen byzantinischen Geschichte versuchen kann, als dies seinen genannten Vorgängern gefällig oder möglich gewesen sein mag. Mögen in der kurzen Frist, die den Bearbeitern jener

Aufgabe vergönnt ist, recht viele jüngere und zugleich rüstige wohlvorbereitete Kräfte als Bewerber auftreten, und der dortigen hohen Akademie Gelegenheit geben, die in der That schwere Aufgabe, welche zum erstenmale schwerlich gelöst werden wird, vielleicht auch später zu wiederholen! Das Programm selbst macht mit rühmlicher Offenheit auf mehrere Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich der von ihr gewünschten Bearbeitung des Gegenstandes entgegenstellen werden. Von denselben nenne ich nur die zwei erheblichsten, nämlich den theilweise noch immer höchst verdorbenen Text der wichtigen gedruckten griechischen Quellen, u. a. des Theophanes und des Cedrenus; sodann die bedauerlich verspätete, obwohl längst versprochene Veröffentlichung ungedruckter Byzantiner, die in verschiedenen Bibliotheken Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Englands und Spaniens aufbewahrt werden.““ So Gottlieb L. Fr. Tafel (Sitzungsberichte der philos. histor. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien, Octoberheft 1850), dessen Urtheil hierin, wie im ganzen Bereich dieser Studien, die Kraft und Geltung maßgebender Entscheidung ausübt.

Trotz dieser Schwierigkeiten, zu denen wir nachher nur noch eine berühren wollen, unternahm der Herausgeber das unstreitig wichtige, aber mühselige Werk, und wenn er demselben den Titel eines Essai de chronographie Byzantine vorgesetzt hat, so liegt hierin ein bescheidenes Bekenntniß hinsichtlich der gegenwärtig, auch nur objectiv gestatteten Mittel und des redlichen Bestrebens, nach diesen Mitteln in der vorgeschriebenen Zeit das Mögliche haben leisten zu wollen.

Denn es ist keine Frage, eine erschöpfende Lösung der Aufgabe hängt von zwei wesentlichen Vorbedingungen ab; erstlich von Bekanntmachung aller wichtigen Monumente aus jener Periode, und zwar der orientalischen (griechisch und arabischen), gleichwie der abendländischen Geschichtsquellen, und zweitens von einem dem Stoffe, so zu sagen, ausschließlich gewidmeten Studium, einem Durchdringen aller Verhältnisse, einem vollkommenen Beherrschen des Gegenstandes, in der Art, daß ein Regestenbuch der Byzantiner mehr als die spontane und natürlich-reife Frucht selbstgewählter Forschung erschiene, denn als das begrenzte Ergebniß immerhin löblichen und verdienstlichen Wetteifers nach einem vorgesteckten Ziele hin.

Wir sind weit entfernt, damit irgend nach einer Seite Vorwürfe auszusprechen, — Irrungen sind bei solchen Arbeiten nicht zu verargen, und wer nicht auf dem dornigen Felde byzantinischer Litteratur und mittelalterlicher Chronographie und Historiographie im Schweiße des Angesichts sein Brod verdient hat, darf mit gespreizten und doch wohlfeilen Recensenten-Phrasen am allerwenigsten hierorts sich blicken lassen.

Was gerade diese Aufgabe noch besonders erschwert, ist der Umfang der gleichlaufenden Forschung in den zahlreichen Quellen des Abendlandes. Dies ist es, was wir oben schon angedeutet haben: denn sie sind unentbehrlich, weil sie die Byzantiner vielfach ergänzen und berichtigen, zumal in den für uns so relevanten Beziehungen zum Westen; aber auch sie sind erst theilweise zugänglich, oder von der exakten Genauigkeit wissenschaftlicher Kritik unberührt.

Alle diese Hemmnisse hat der Verf. erkannt; daß er sich dadurch nicht hat zurückschrecken lassen, bürgt uns dafür, er werde mit gleicher Unverdrossenheit bessern, nachtragen, aber auch zusammendrängen, was minder erheblich ist. So wird es ihm gelingen, zum Verdienste des ersten Versuches in harter Arbeit das Lob gewissenhaften Ausbaues hinzuzufügen.

S.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortſetzung.)

Encyclopaedia.

A. W. Volkmann, Zuſammenſtellung der geſetzlichen Beſtimmungen über das Urheber- und Verlagsrecht. Leipzig 1855.

M. Veit, Die Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck zu Gunſten der Erben verdienter Autoren. Berlin 1855.

P. F. X. de Ram, Analectes pour servir à l'histoire de l'université de Louvain. Nr. 1 — 18. Louvain 1836 — 1855.

Ch. des Guerrois, Etudes littéraires et biographiques. Paris 1855.

B. Malpaga, Quadro storico critico della letteratura italiana dalla sua origine fino ai di' nostri. Udine 1855.

E. Bessot, Etudes sur le XVIII. siècle. T. 1. 2. Paris 1855.

E. H. Gaullieur, Etudes sur la Typographie Génevoise du XV. au XIX. siècle. Paris 1855.

F. Wolf, Ueber wiſſenſchaftliche Akademien mit beſonderer Beziehung auf die k. öſterreichiſche. Wien 1856.

Voiture, Oeuvres. Vol. 1. 2. Paris 1855.

M. Ebélmen, Recueil des travaux scientifiques. Vol. 1. 2. Paris 1855.

Philologia.

M. Müller, The languages of the seat of war on the East. With a survey of the three families of language, Semitic, Arian and Turanian. 2. ed. Lond. 1855.

Faris el-Shidiac, A practical grammar of arabic language. Lond. 1856.

J. Merkel, Symbolae linguam et antiquitatem romanam in juris romani fontibus aliisque libris coaevis nobis servatam illustrantes. Leipz. 1856.

F. Ugolini, Vocabolario di parole e modi errati. Firenze 1856.

G. Rosa, Dialetti, costumi e tradizioni della provincia di Bergamo e Brescia. Bergamo 1855.

Fr. Martinez, Le nouveau Sobrino ou grammaire de la langue Espagnole. 14. edit. Par. 1854.

G. Heinrich, Formas grammaticalas del linguach tudaisch. 2. Ed. Chur 1855.

F. A. Strathmann, Beiträge zu einem Wörterbuch der engliſchen Sprache. Lief. 1. Bielefeld 1856.

J. C. E. Buſchmann, Der athapaskiſche Sprachſtamm dargeſtellt. Berlin 1856.

J. Grimm und A. Pictet, Ueber die marcelliſchen Formeln. Berlin 1855.

G. Bariţ und G. Munteanu, Deutſch-normäniſches Wörterbuch. B. 1. 2. Kronſtadt 1855.

Porphyrii de philosophia ex oraculis haurienda libri tres. Reliquias edidit G. Wolff. Berl. 1856.

Dr. H. Pernice, Die Fröſche des Ariſtophanes. Griechiſch und deutſch mit Einleitung und Commentar. Leipz: 1855.

Fl. Josephi, Opera omnia ab I. Beckero recognita. Vol. 1. 2. Leipz. 1855.

Hesiodi Scutum Herculis librorum Mss. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit D. J. van Lennep. Ex schedis defuncti edidit J. G. Hulleman. Amsterdam 1854.

Didymi Chalcenteri grammatici Alexandrini fragmenta quae supersunt omnia collegit et disposuit M. Schmidt. Lips. 1854.

Plotini Enneades cum Marsilii Ficini interpretatione castigata, iterum ed. Fr. Creuzer et G. H. Moser. Ex codice Sangermanensi ed. et annotatione critica instruxit Fr. Dübner. Par. 1855.

Ch. Chappuis, Antisthène. Par. 1854.

Aristotelis de re publica libri VIII. Iterum ed. J. Bekker. Berl. 1855.

Aeschyli Agamemnon. Rec. S. Karsten. Utrecht 1856.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. Dezember.

II. Nr. 21. **Mathematisch-physikalische Classe.** 1856.

Theoretische, praktische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe. Von Dr. Sheridan Muspratt, Begründer und Direktor des Collegiums für Chemie in Liverpool. Frei bearbeitet von F. Stohmann. Mit gegen 1000 in den Text eingedruckten Holzschnitten von G. Mezger in Braunschweig. Zweiter Band. Erste, zweite und dritte Lieferung. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1856.

Nachdem der erste Band dieses Werkes, welchen wir schon in diesen Blättern angezeigt haben, in der versprochenen Zeit vollendet worden, liegen jetzt nach einer unbedeutenden Verzögerung drei neue Lieferungen des zweiten Bandes vor.

Die Verzögerung im Beginn des zweiten Bandes findet ihren Grund in dem allerdings sehr gerechtfertigten Wunsche des deutschen Bearbeiters, erst das vollständige Erscheinen des wichtigen Artikels, nämlich der Färberei, womit der zweite Band eingeleitet wird, in der englischen Originalausgabe abzuwarten. Da diese Vollendung durch den englischen Verfasser nun eingetreten, so wird, wie wir hoffen dürfen, die Fortsetzung jetzt um so rascher erfolgen.

Wenn es auf der einen Seite als ein dankenswerther Vortheil anzuerkennen ist, daß mit dem Fortschreiten der englischen Originalausgabe die deutsche Bearbeitung gleichen Schritt in ihrem Erscheinen hält, indem hiedurch die neuesten Artikel ohne Aufenthalt dem deutschen Publikum geboten werden, so mußte andrerseits eben dadurch ein unvermeidlicher Umstand eintreten, welcher für die Benützung des bisher in lexikalischer Form erscheinenden Werkes eine Unbequemlichkeit, in sprachlicher Beziehung wenigstens, nothwendigerweise hätte mit sich führen müssen. Dies ist nämlich die Abweichung der englischen Terminologie von der deutschen. Während wir schon im ersten Bande unter der Ueberschrift „Candle“ die Artikel Talg, Stearin ꝛc., unter dem Buchstaben C nach der englischen Bezeichnung „Cheese“ den Käse abgehandelt finden, um die alphabetische Ordnung nicht zu unterbrechen, so müßten diese durch die Terminologie bedingten Abweichungen in den folgenden Bänden noch weit fühlbarer hervortreten. Der deutsche Bearbeiter, Herr F. Stohmann, hat es daher im Interesse des Publikums mit Recht für geeignet erachtet, den ursprünglichen Plan einer streng alphabetischen, durch das ganze Werk durchgeführten Ordnung, fallen zu lassen. Dieser unbedeutende Nachtheil, — wenn die stellenweise Unterbrechung der bisherigen Ordnung überhaupt als ein solcher aufgeführt werden darf, — erscheint aber vollkommen ausgeglichen dadurch, daß am Schluße eines jeden Bandes ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß beigegeben wird. Erscheint nun, wie es in Aussicht gestellt ist, nach der gänzlichen Vollendung des Gesammtwerkes ein genaues alphabetisches Register über den ganzen Inhalt, so wird ein leichtes Zurechtfinden beim Nachschlagen dem Leser sehr erleichtert und somit die Bequemlichkeit

im Gebrauche des Buches gleich einem consequent durchgeführten Lexikon ermöglicht.

Aus der Vorrede erfahren wir mit Bedauern, daß Hr. Dr. Gerding in Jena, welcher gemeinschaftlich mit Herrn F. Stohmann die deutsche Bearbeitung übernommen hatte, behindert sein werde an der ferneren Bearbeitung der folgenden Bände Antheil zu nehmen. Es ist zu wünschen, daß die bisher nicht namentlich aufgeführten „tüchtigen Kräfte", welche ihn zu ersetzen bestimmt sind, den deutschen Forschungen zur Ergänzung des englischen Originales in allen Theilen Rechnung tragen werden.

Die Kunst der Färberei (Dyeing), welche den ersten Artikel des zweiten Bandes ausmacht, eine Kunst, die bei jeder Operation Anwendung von chemischen Prozessen macht, spielt eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte der Chemie überhaupt, ja sie liefert uns beinahe allein den Beweis, daß chemische Kenntnisse schon im fernsten Alterthume verbreitet waren. Die Färberei bei den Hebräern, so weit man nach dem ältesten Denkmale, den Büchern Moses, urtheilen kann, stammt aus Aegypten, wie sich denn die Kenntnisse der alten Völker in diesem Fache überhaupt vom Orient aus nach Griechenland und von da über Italien in das gesammte Abendland verbreiteten. Wir können daher nur billigen, daß der Verf. die Geschichte der Färbekunst mit Benützung der ältesten Quellen ausführlich behandelt hat, und uns hiebei sehr interessante und bisher weniger bekannte historische Notizen zur Kenntniß bringt.

Daß die Färberei, obgleich eine der ältesten chemischen Operationen, doch in ihrer Entwickelung nur langsam fortgeschritten und eigentlich noch nicht so sehr lange auf den jetzigen Zustand der Entwickelung angelangt ist, mag wohl damit zusammenhängen, daß sie früher, ja noch bis in's 17. Jahrhundert hinein, mit hindernden Vorurtheilen zu kämpfen hatte. Der Verf. citirt hiefür ein merkwürdiges Beispiel. In der Mitte des 16. Jahrhunderts führte man den Indigo und das Blauholz in England ein, allein bald glaubten die einheimischen Waidfabrikanten sich durch diese Concurrenz ruinirt zu sehen und wußten es durchzusetzen, daß unter der Regierung der Königin Elisabeth die Einfuhr beider Droguen verboten wurde, ja sogar, daß der im Lande befindliche Vorrath zerstört wurde. Der Indigo, einer der werthvollsten Farbstoffe, wurde als Teufelsfutter erklärt! Erst unter der Regierung Karls II., also nach langen Jahren, wurde ein so unsinniges Gesetz wieder aufgehoben.

Es unterliegt beinahe keinem Zweifel, daß man das topische Färben schon in Indien seit langer Zeit gekannt. Wie es scheint, wurden die farbeabsorbirenden Substanzen — Beizen — mit dem Pinsel aufgetragen, andere Stellen wurden mit Wachs bedeckt, um farblose Partien zu erzeugen. Der Verf. erwähnt einer großen und werthvollen Sammlung verschiedener in Indien gefärbter Stoffe, im Museum der Société industrielle in Paris befindlich, welche um so interessanter ist, als die Instrumente der Anfertigung mit beiliegen. Als ein besonderes Meisterstück dieser Sammlung ist unter Anderen ein großer Shawl von 5 Ellen Länge und 2½ Ellen Breite, welcher von indischen Fürstinnen ausgeführt sein soll, zu betrachten. Die Arbeit ist so ausgezeichnet schön, daß die Vollendung dieses Kunstwerkes Menschenalter erfordert haben muß. Auch in Mexiko scheint man zur Zeit Cortez' mit dieser Kunst bekannt gewesen zu sein, denn dieser schickte Karl V. baumwollene Gewebe mit schwarzen, gelben, rothen und grünen Zeichnungen.

Die Hauptverbesserung der Neuzeit besteht in der Darstellung reiner Beizen und der mannigfachen Verwendung von Metallsalzen, die z. B. das Rostgelb, Chromgelb, Chromorange, Manganbraun, Berlinerblau liefern. Diese Farben bilden unlösliche Niederschläge, indem man zwei in Wasser lösliche Salze mischt. Das Chromgelb entsteht z. B. durch Vermischen einer Lösung von chromsauren Kali mit essigsaurem Bleioxyd. Wenn man diese Procedur so vornimmt, daß die Vermischung der Lösung erst im Innern der Faser stattfinden kann, so ist die Farbe auf und in dem Zeuge befestigt und kann dann nicht mehr durch Wasser entfernt werden.

Ehe der Verf. in die Details der einzelnen Manipulationen der Färberei eingeht, gibt er eine kurze Beschreibung der verschiedenen Farbstoffe, und

theilt sie in zwei große Klassen, die organischen und unorganischen. Da keine andere Eintheilung streng durchzuführen ist, so werden die verschiedenen Stoffe in alphabetischer Ordnung abgehandelt.

Wir können natürlich hier nicht in das Specielle der Behandlung eingehen, und müssen uns darauf beschränken, in wenigen besondern Punkten die Art und Weise hervorzuheben, nach welcher der überreichhaltige Stoff aufgefaßt und dargestellt ist. Neben den praktischen Beziehungen der einzelnen Farbstoffe sind stets auch die theoretischen Ansichten

Benzoyl . . . . $C_{14} H_5 O_2$
Benzoylwasserstoff $C_{14} H_5 O_2$

Liebig dagegen betrachtet es als das Hydrat eines Körpers, der 1 Aeq. Sauerstoff weniger als das Indigblau enthält; er nimmt einen Körper

$C_{16} H_5 ON$

an, dessen Oxyd das Indigblau und dessen Hydrat Indigweiß sei:

Indigblau $C_{16} H_5 ON + O$
Indigweiß $C_{16} H_5 ON + HO$.

Nach Brande aber enthalten diese beiden Substanzen ein gemeinschaftliches hypothetisches Radical, das Anyl: $C_{16} H_5 N$. In diesem Falle würde das Indigweiß das Anyloxydhydrat An O, HO und das Indigblau das Anylsuperoxyd An O_2 sein.

Zur Gewinnung der Pikrinsäure, welche in neuerer Zeit als beliebtes Farbmaterial in Handel kömmt, empfiehlt der Verf. die Darstellungsmethode nach Laurent aus dem Steinkohlentheeröle. Das bei 150° C aufgefangene Destillat des Steinkohlentheeres wird ganz allmählich in erwärmte Salpetersäure gegossen. Nachdem ein der Salpetersäure gleiches Gewicht hinzugefügt ist und die heftige Einwirkung nachgelassen hat, erhitzt man zum Sieden, bis die Verwandlung vollständig erfolgt ist, was man an dem Verschwinden der rothen Dämpfe erkennt. Dann läßt man erkalten, worauf man eine große Masse Krystalle erhält. Diese Darstellungsart erinnert mich an Versuche, welche ich vor einiger Zeit ausgeführt, ohne ihnen weitere Folge zu geben. Leitet man nämlich in Benzol, aus dem Steinkohlentheer gewonnen, längere Zeit einen Strom von Stickoxydgas, so setzen sich nach und nach gelblichweiße Krystalle in großer Menge ab. Die nähere Untersuchung dieser Krystalle, welche ich aber noch nicht vorgenommen habe, könnte vielleicht einen Fingerzeig geben zur Gewinnung der Pikrinsäure im Großen nach einer andern Methode, als der bisherigen.

über Natur und Zusammensetzung ausführlich behandelt, wodurch das Buch auch in rein wissenschaftlicher Beziehung den gestellten Ansprüchen zu genügen im Stande ist. Für das Indigoweiß stellt stellt der Verf. nach Dumas und Andern die Formel

$C_{16} H_6 O_2 N$

auf; es unterscheidet sich daher von dem Indigblau nur dadurch, daß es 1 Aeq. Wasserstoff mehr enthält, als jenes, weshalb es als eine Wasserstoffverbindung des Indigblau's und als analog dem Benzoylwasserstoff betrachtet werden kann:

Indigblau $C_{16} H_5 O_2 N$
Indigweiß $C_{16} H_5 O_2 N$.

Besonders ausführlich behandelt der Verf. den Krapp. Es ist eine schwierige Aufgabe für den Chemiker, die vegetabilischen Verfälschungsmittel des Krapps, gewöhnlich Sägespähne, Mandelschalen, Kleie, Mahagony-, Sandel-, Fichten- oder Gelbholz, mit einiger Bestimmtheit nachzuweisen. Ein Zusatz von diesen Körpern ist dem Färber sehr schädlich, denn es wird dadurch nicht nur das Färbevermögen des Krapps verringert, sondern diese Zusätze zerstören auch nicht selten die schönen Farbentöne, indem sie einen Theil des Farbstoffs absorbiren oder durch ihre eigene Farbe schädlich einwirken. Der Verf. führt hier die Verfahrungsarten an, welche Robiquet, Colin, Meillet, Labillardiere zur Entdeckung der Verfälschungen im Krapp vorgeschlagen haben, und kömmt endlich zu dem Schluß, daß alle diese Methoden in der Ausführung zu große Schwierigkeiten bieten, als daß sie für den praktischen Gebrauch anwendbar sein könnten. Dieses Resumé des Verf's. müssen wir leider aus eigener Erfahrung vollkommen bestätigen, wozu aber noch kömmt, daß die auf die angegebenen complicirten Methoden erhaltenen Resultate kaum eine annähernde Genauigkeit gewähren. Leider haben wir bis jetzt noch kein

Verfahren, um die Güte des Krapps genau zu bestimmen und nach der Natur und Mannigfaltigkeit der Farbstoffe, welche im Krapp enthalten sind, ist dieses nach einer einfachen und daher praktischen Methode unmöglich. Der Technik wäre ein großer Dienst durch Auffindung einer solchen Methode geleistet. Bis dieses der Wissenschaft gelingt, ist es wohl am besten, vor dem Einkauf sich durch Versuche im kleineren Maßstabe von dem Färbewerthe der Krappsorte zu überzeugen.

Nachdem der Verf. die wichtigsten der organischen Farbstoffe mit ihren chemischen Eigenschaften, ihren Anwendungen u. s. w. abgehandelt hat, geht er zu dem zweiten Hauptabschnitte dieses Artikels, den unorganischen Farbstoffen und Beizen über.

Zwischen der Manipulation des Färbens mit organischen und unorganischen Farbmaterialien besteht ein wesentlicher Unterschied, welcher gewöhnlich nicht deutlich genug hervorgehoben, vom Verf. aber hier ganz besonders berücksichtigt wird. Der Farbstoff des Safflor's z. B. ist auf der Wolle in einer Weise befestigt, die wir nicht anders erklären können, als wenn wir annehmen, daß die Faser selbst eine große Verwandtschaft zu dem rothen Farbstoffe habe, daß dieser gewissermaßen mechanisch auf ihr festgehalten werde. Anders verhält es sich mit den meisten Farbstoffen des Mineralreichs. Wenn wir Kattun mit Bleizuckerlösung tränken und dies dann durch eine Lösung von chromsauren Kali passiren, so entsteht mitten in den Poren der Faser, auf ihrer Oberfläche, kurz überall, wo die beiden verschiedenen Flüßigkeiten sich treffen, ein Austausch ihrer Bestandtheile. Es bildet sich ein unlösliches Salz, das chromsaure Bleioxyd, welches so von der Faser umhüllt wird, daß es ihr durch Waschen nicht mehr entzogen werden kann und ein lösliches Salz, essigsaures Kali, welches durch Wasser entfernt wird. Dasselbe Resultat wird erzielt, wenn man das zu färbende Zeug erst durch das chromsaure Salz und dann durch das Bleisalz passirt. Man kann daher nicht sagen, welches der beiden Salze als Farbstoff, welches als Beize diene, da jedes einzelne derselben bald die eine, bald die andere Rolle zu übernehmen im Stande ist. Mit vollem Rechte spricht sich daher der Verf. dahin aus, daß zwischen Beizen und unorganischen Farbstoffen eigentlich gar kein Unterschied bestehe und betrachtet daher auch, ohne eine bestimmte Grenze zu ziehen, die unorganischen Farbstoffe mit den sogenannten Beizen zusammen.

Der Verf. will die Arsenikfarben, welche übrigens schon längst sehr abgekommen sind, nicht nur aus Rücksicht auf Gesetze, sondern schon aus Humanität aus allen Färbereien verbannt wissen, indem die schädlichen Folgen des Arseniks sich weniger in den Werkstätten der Färber, als bei den folgenden Operationen geltend machen. Die Arsenikfarben sind nämlich bloß Niederschläge, die an der Faser haften und daher leicht nach dem Trocknen abstäuben. Wenn die Garne damit gefärbt sind, so leiden die, welche sie aufzuwinden haben, beim Weben die Weber. Man hat Beispiele, daß Arbeiter, welche nur einen Tag damit beschäftigt waren, nie die schädlichen Einflüsse überwunden haben. Mit diesen Behauptungen des Verf's., welche sich ohne Zweifel auf specielle Erfahrungen stützen, steht die bekannte Thatsache nicht recht im Einklang, daß die Arbeiter in Arsenikbergwerken gewöhnlich ein hohes Lebensalter erreichen.

Viele der hierher gehörenden Artikel konnte der Verf. kurz berühren, weil sie, wie z. B. der Alaun, schon ausführlich früher im ersten Bande, oder zum Theil der alphabetischen Ordnung gemäß später abgehandelt werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26. Dezember.

II. Nr. 22. Mathematisch-physikalische Classe. 1856.

Theoretische, praktische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe ꝛc.

(Schluß.)

Unter den Zinnsalzen, welche als Beizen angewendet werden, erwähnt der Verf. auch des oxalsauren Zinnes, mit dem Zusatze, daß dasselbe nicht häufig gebraucht werde. Daß diese Angabe in Beziehung auf die Färberei, von der hier allerdings zunächst nur die Rede ist, richtig sei, unterliegt wohl keinem Zweifel; was indessen die Anwendung des oxalsauren Zinnoxyduls im Allgemeinen betrifft, so muß ich hier bemerken, daß dieses Salz jetzt in nicht unbedeutenden Quantitäten angefertigt wird, indem durch Erhitzen daraus nach dem von mir angegebenen Verfahren Zinnasche gewonnen wird, von einer Feinheit und Sicherheit zum Poliren, wie sie auch durch lang fortgesetztes Schlämmen nicht in solcher Qualität erzielt werden kann.

An die Behandlung der unorganischen Farbstoffe und Beizen reiht sich die ausführliche Beschreibung der praktischen Operationen, das Anstellen der verschiedenen Farbbäder und Küpen, die Vorbereitung der Stoffe u. s. w. Die Apparate sind durch zahlreiche vortreffliche Holzschnitte erläutert und anschaulich gemacht.

Die richtige Vorbereitung und Behandlung des Indigo ist eine der wichtigsten Manipulationen in der Färberei; nur wenn diese mit der nöthigen Umsicht und Sachkenntniß geleitet wird, kann es gelingen, die Resultate zu erhalten, welche man gerade bei diesem Stoff besser als wie bei irgend einem anderen erzielen kann. Bei einem aufmerksamen Betriebe erhält man mit dem Indigo Farben, die sich vor allen übrigen durch ihre Eleganz, Dauerhaftigkeit und Schönheit auszeichnen, während ungeübte oder unachtsame Färber dieses nie erreichen. Der Verf. hat daher diesem Zweige der Färberei ganz besondere Ausführlichkeit zugewendet.

Nicht minder wichtig und in der praktischen Ausführung vielleicht noch schwieriger erscheint die Türkischrothfärberei, welchem Zweige daher der Verf. auch einen längeren Artikel gewidmet hat. Der ganze Vorgang dieser Art des Färbens ist ungeachtet so zahlreicher Versuche vom chemischen Standpunkte aus noch nicht gehörig aufgeklärt. Man hat es bisher vergeblich versucht, die vielen und zeitraubenden Operationen abzukürzen, welche zum Gelingen des Färbens und überhaupt zum Erzielen einer schönen Farbe nothwendig ausgeführt werden müssen. Die Schwierigkeit der Türkischrothfärberei wird noch dadurch erhöht, daß die Zeuge, welche mit Bleichkalk entfärbt sind, keine schöne rothe Farbe annehmen. Wahrscheinlich nimmt das Zeug beim Bleichen mit Chlorkalk eine gewisse Menge Kalk auf, welche die Oelseife zersetzt und sie so verhindert, sich mit dem Zeuge zu verbinden. Dagegen erhält man vollkommen gute Resultate, wenn das Zeug auf die alte Weise durch Kochen mit Sodalauge und Bleichen auf dem Rasen entfärbt worden ist.

In Berücksichtigung der Wichtigkeit dieses Färbeprozesses begnügt sich der Verf. nicht damit, nur

die praktischen Verfahrungsarten zu beschreiben, sondern er führt zum Schluße dieser Lieferung die Arbeiter Persoz's an, welcher bekanntlich auf diesem Gebiete eine der obersten Autoritäten ist.

Die Modification, welche die Fette in Berührung mit den Geweben unter dem Einfluße der Alkalien, der Luft, der Feuchtigkeit und der Wärme erleiden, sind noch nicht hinreichend erforscht. Persoz selbst bemerkt hiebei, es gebe wohl keine Aufgabe, deren Lösung jeden praktischen Chemiker mehr interessire, als diese und dem, welchem es glücke, könne ein praktischer gewinnbringender Erfolg nicht entgehen. Neuere Versuche, ausgeführt von Weißberger, einem Schüler Persoz's, haben gezeigt, daß man den geölten Stoffen durch Behandlung mit Terpentinöl oder Aceton eine eigenthümliche Substanz entziehen könne. Beim Abdampfen der Lösung im Wasserbade erhält man als Rückstand eine schmierige Flüssigkeit von fettähnlichem Ansehen, welche sich in einen festen und einen flüssigen Körper theilte und sich lange Zeit unverändert aufbewahren ließ. Diese Substanz brauchte man nur Geweben zu appliciren, um dann mit Krapp die schönsten und dauerhaftesten Farben zu erhalten. Sollte es gelingen, diese Substanz direkt darzustellen, so würden dadurch die weitläufigen Operationen der Türkischrothfärberei bedeutend vereinfacht werden können.

Wir behalten uns vor, mit dem Erscheinen der nächsten Lieferungen unsere Berichterstattung wieder aufzunehmen.

A. Vogel jun.

Die Versteinerungen der Steinkohlenformation in Sachsen von Hanns Bruno Geinitz, Dr. Phil., Prof. der Mineralogie und Geognosie an der polytechnischen Schule, Inspektor am k. Mineralkabinete zu Dresden ꝛc. ꝛc. Mit XXXVI Steindrucktafeln. Leipzig 1855. Imper. Fol. S. VI u. 61. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Nachdem es keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß alle Steinkohlenlager der Erdoberfläche aus der Zersetzung von Vegetabilien hervorgegangen sind, gieng der Verf. bei seiner Bearbeitung von der Ansicht aus, daß Pflanzen aus verschiedenen Familien bei ihrer schon ursprünglich verschiedenen chemischen Zusammensetzung auch eine Verschiedenheit in der Beschaffenheit der Kohle selbst bedingen; daß ferner auf Steinkohlenflötzen verschiedenen Alters, in ähnlicher Weise, wie andere Gesteinsablagerungen durch das Vorkommen bestimmter, für sie leitender Versteinerungen charakterisirt werden, auch eine specielle Verschiedenheit der darin begrabenen Pflanzenreste wahrgenommen werden möchte, und endlich, daß die für die Schichten in Sachsen gewonnenen Resultate auch auf entferntere Gegenden Anwendung finden. Denn mehrfache Gründe machen es höchst wahrscheinlich, daß an den meisten Orten der Erdoberfläche während der Bildung der Steinkohlenformation einander sehr ähnliche Bedingungen vorhanden gewesen sein müssen.

Aus vorliegenden Untersuchungen, wie aus jenen des um die Geognosie hochverdienten Hrn. Prof. Karl Friedrich Naumann in Leipzig, geht hervor, daß die „Flora des Hainichen-Ebersdorfer Kohlenbassins den ersten Vegetationsgürtel“ im Gebiete der Kohlenformationen von Sachsen bezeichnet, welchem die Kohlenregion an der Donetz zwischen dem Dniepr und Don in Rußland, sowie ein im Grauwackenschiefer eingelagertes Anthracitlager bei Liebschwitz zwischen Gera und Weyda parallel gestellt werden kann. Vor allen anderen sind Sagenaria Veltheimiana Sternb. sp., Sphenopteris distans

Sternb. u. Calamites transitionis Göppert leitend darin, und man kann die Kohle von Hainichen-Ebersdorf ganz vorzugsweise als „Sagenarienkohle“ bezeichnen. Die „Flora des Panitzer Flötzes“, mit welcher die auf den 3 Flötzen des Segen-Gottes-Schachtes, sowie auf den tiefen Pechkohlenflötzen auf Vereins-Glück und im Bürgergewerksschachte bei Zwickau vollkommen übereinstimmt, verschafft sich als „2ter Vegetationsgürtel“ hinreichende Geltung. Durch das Vorherrschen der Sigillarien, namentlich der Sigillaria alternans Sternb., S. oculata Schl., S. Cortei Brongn., S. tesselata Brongn., S. cyclostigma Brongn., zu welchen sich noch Sagenaria dichotoma Sternb. u. Sagenaria rimosa Sternb., sowie Calamites cannaeformis Schloth. u. Calamites Suckowi Brongn. gesellen, wird die aus jenen Pflanzen gebildete Pechkohle ganz vorzugsweise eine Sigillarienkohle, welche Bezeichnung auch für die der tieferen Flötze von Niederwürschnitz, sowie auch außerhalb Sachsens für die Kohle von Essen an der Ruhr in Westphalen gilt.

Das „Rußkohlenflötz, als 3ter Vegetationsgürtel“, verdankt seine eigenthümliche Beschaffenheit dem Vorherrschen der Calamiten, des C. cannaeformis, Suckowi und approximatus Schlotheim. Man wird daher die eigentliche Rußkohle am besten eine „Calamitenkohle“ nennen können, in der noch einige Sigillarien, welche von denen des 2. Vegetationsgürtels weniger der Art als ihrer relativen Vertheilung nach verschieden sind, zur Entstehung der einzelnen Pechkohlenschichten Veranlassung gegeben haben. Die Flora des „Schichtenkohlflötzes“ schließt sich im Allgemeinen an die des Rußkohlenflötzes an, wiewohl durch Zurücktreten der Sigillarien und Calamiten, dagegen aber ein Vorherrschen der Annularia longifolia und einiger Farren die Beschaffenheit seiner Kohle eine andere geworden ist. Sowohl durch die letztere als auch die in ihrer Nähe zu beobachtende Flora gewinnt das Hauptflötz des Plauenschen Grundes gerade mit dieser Region die größte Uebereinstimmung.

Der „4te Vegetationsgürtel“ beginnt recht eigentlich erst mit dem an Farrenkräutern so reichen „Scherbenkohlflötze“, und man ist genöthiget, die leichte und schöne Pechkohle der 4 oberen Flötze von Oberbohndorf als Farrenkohle zu unterscheiden, in welche Kategorie aber auch die Kohle von Wettin, Löbejün und Manebach bei Ilmenau zu stellen sein würde.

Diese Hauptresultate des Hrn. Verfs. finden ihre volle Bestätigung in der Vergleichung der auf den verschiedenen Steinkohlenflötzen Sachsens vorkommenden Pflanzenreste unter einander und mit denen verschiedener Gegenden.

Die Ueberreste von „Thieren“ gehören in der gesammten Steinkohlenformation Sachsens noch zu den größten Seltenheiten. Sie beschränken sich auf Spuren von Fischen, Insekten, Würmern und Muscheln. Unter diesen gehört der einzige Repräsentant der Würmer, Gordius carbonarius Geinitz, der älteren Kohlenformation von Ebersdorf bei Frankenberg, ein Haifischzahn der Kohle von Gittersee in dem Plauenschen Grunde, das Exkrement eines Eckschuppigen Fisches wahrscheinlich weniger der Kohlenformation, als vielmehr dem Rothliegenden von Zwickau an, während wurmförmig gewundene Gänge auf Sigillarien und Calamiten, welche bei Oberbohndorf und Niederwürschnitz gefunden wurden, von den ältesten Borkenkäfern herrühren mögen.

Die Cardinaria Freysteini Geinitz von Oberbohndorf ist die einzige Muschelart, die man in der Kohlenformation von Zwickau erkannt hat, andere Cardinien sind in dem Plauenschen Grunde nicht gefunden worden.

Von den „Pflanzenüberresten“ fand Hr. Verf.: I. Acotyledones: 1. Fungi, Pilze: Depazites, Excipulites, Gyromyces. 2. Equisetaceae, Schachthalme: Equisetites, Calamites. 3. Asterophyllitae, Sternhalme: Asterophyllites, Annularia, Sphenophyllum. 4. Filices, Farren: a. Sphenopterideae — Sphenopteris, Hymenophyllites, Schizopteris. b. Neuropterideae — Odontopteris, Neuropteris, Cyclopteris, Dictyopteris. c. Pecopterideae — Cyatheites, Alethopteris, Oligocarpia. d. Protopterideae — Caulopteris, Palaeopteris, Psaronius, Megaphytum.

II. Dicotyledones: 6. Noeggerathieae: Cordaites, Noeggerathia, Rhabdocarpos. 7. Cycadeae: Trigonocarpon. 8. Familie unbeſtimmt: Carpolithes. 9. Sigillarieae: Sigillaria. 10. Stigmarieae: Stigmaria.

Der Hr. Verf. hat ſich beſonders bemüht, die Abbildungen möglich zahlreich und mit einer treuen und ſehr ausführlichen Beſchreibung zu geben, und jede der Arten in ſolcher Vollſtändigkeit darzuſtellen, welche zur Kenntniß der Art und ihrer weſentlichſten verſchiedenen Zuſtände überhaupt erforderlich erſchien. Eine genaue Erklärung ſämmtlicher Abbildungen und ein umfaſſender Index generum et specierum beſchließt dies wahre Prachtwerk.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1855.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortſetzung.)

Mathematica.

A. Meyer, Manuel d'un cours de Calcul différentiel. Lüttich 1855.

Stahl, Kubiktabelle für runde Hölzer. 3. verm. Aufl. Berl. 1855.

F. Wolff, Die algebraiſche Analyſis und die Differential- u. Integral-Rechnung. 3. Aufl. Berl. 1856.

Heuſer, Verſuch, eine Kreisfläche in einer geradlinigen Figur darzuſtellen. Eſſen 1856.

Brennecke, Trigonometrie. Berl. 1856.

Dr. Fr. W. Unger, Perſpective oder Lehre von der Abbildung nach Form, Beleuchtung u. Farbe. Göttingen 1856.

A. O. Siebdrat, Azimuthal- u. Höhen-Tabellen für die Breitengrade 48 bis 54 und die nördl. u. ſüdl. Declination der Geſtirne bis zum 30. Grade berechnet. Leipz. 1856.

W. A. Becker, Der feuerfeſte Treppenbau. Abth. 1. Berl. 1856.

P. W. Forchhammer, Ueber Reinheit der Baukunſt auf Grund des Urſprungs der vier Hauptbauſtyle. Hamb. 1856.

P. Caſſel, Aus der Hagia Sophia. Ein akad. Neujahrs-Programm. Erfurt 1856.

G. A. Jahn, Der Komet von 1556 und ſeine bevorſtehende Wiederkehr. Leipz. 1856.

Physica.

Dr. A. Fick, Die mediziniſche Phyſik. Lief. 1. 2. Braunſchweig 1856.

E. Blum, Volksnaturlehre mit beſonderer Rückſicht auf Gewerbe, Künſte und die Bedürfniſſe des bürgerl. Lebens. Buch 1. 2. 3. Stuttg. 1855.

J. Frick, Die phyſikaliſche Technik oder Anleitung zur Anſtellung von phyſikal. Verſuchen. 2. Aufl. Braunſchweig 1856.

J. Buſch, Außerordentl. Eröffnungen über die natürl. u. geiſt. Beſchaffenheit des Planeten Saturn. Heft 1. Meißen 1855.

R. J. Mann, The philosophy of Reproduction. Lond. 1855.

J. E. de Mirville, Pneumatologie. Des esprits et de leurs manifestations fluidiques. 3. édit. Par. 1854.

K. J. N. Balling, Die Gährungschemie wiſſenſchaftl. begründet u. in ihrer Anwendung auf die Bierbrauerei. 2. verm. Aufl. Bd. I. Th. 1. 2. Prag 1855.

Repertorio italiano per la storia naturale. Cura J. J. Bianconi. Vol. 1. 2. Bononiae 1853—54.

G. Mettenius, Filices Lechlerianae, Chilenses ac Peruanae, cura R. F. Hohenackeri editae. Lips. 1856.

J. D. Hooker, Illustrations of Himalayan plants Lond. 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. Dezember.

Nr. 7. 1856.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 15. November 1856.

1) Hr. Conserv. A. Wagner berichtete:

„Ueber zwei neue urweltliche Arten von Antilopen aus den Tertiärgebilden von Pikermi in Griechenland".

Eine neue, im Laufe dieses Jahres mir zugekommene Sendung fossiler Säugthierüberreste aus den Tertiärgebilden von Pikermi in Griechenland hat mir theils mehrere sehr interessante und vorher unbekannte Formen zur Anschauung gebracht, theils höchst wichtige Ergänzungen zur Kenntniß der früher beschriebenen Arten geliefert. Ich habe bereits den Anfang gemacht, die bedeutendsten Acquisitionen aus dieser letzten Sendung in wissenschaftliche Bearbeitung zu nehmen und werde mir demnächst die Ehre geben, eine Abhandlung über dieselben, als vierten Beitrag zur Kenntniß der fossilen Säugthierüberreste von Pikermi, der Klasse zur Aufnahme in unsere akademischen Denkschriften vorzulegen.

Für heute erlaube ich mir nur auf zwei neue urweltliche Arten von Antilopen aufmerksam zu machen, weil fossile Ueberreste von dieser, in der jetzt lebenden Fauna überaus artenreichen Gattung bisher zu den großen Seltenheiten gehörten und daher zunächst die Beachtung auf sich ziehen.

Die eine dieser Arten benenne ich zu Ehren unsers hochverdienten Collegen, des Herrn Prof. Roth, der eben im Begriffe steht, eine neue Reise in den Orient anzutreten, als Antilope Rothii. Sie ist begründet auf ein Schädelfragment, dem noch die beiden Hörnerzapfen ansitzen, an denen jedoch die Enden abgebrochen sind. Die Hörner sind leierförmig gewunden, indem sie von der Basis an ziemlich parallel miteinander aufsteigen, dann aber plötzlich nach Außen sich wenden und schraubenförmig sich drehen, um zuletzt sich wieder einwärts zu richten; ein starker Kiel begleitet die schraubenförmigen Krümmungen. Anfangs ziemlich rundlich, werden die Hörner im weitern Verlaufe immer mehr abgeplattet. In gerader Linie sind die Hörner noch fast 4″ lang; die abgebrochene Spitze könnte aber wohl auch einen Zoll gemessen haben. An der Basis nur ungefähr 5 Linien von einander entfernt, weichen sie in ihrer zweiten Hälfte bis über drittehalb Zoll auseinander, richten sich aber gegen die Spitzen wieder etwas einwärts.

Während diese Art nur eine mäßige Größe erreichte, gehört dagegen die andere zu den größten ihrer Gattung. Sie ist ebenfalls zunächst auf ein Paar Hörnerzapfen, die noch dem Hinterschädel ansitzen, begründet, während dicht vor ihnen der ganze Vorderschädel abgebrochen ist. Die massiven Hörner steigen einfach in die Höhe und krümmen sich mit ihrer Spitze etwas rückwärts, indem sie von der Basis an allmählich voneinander weichen, aber mit den Enden selbst sich wieder schwach gegeneinander wenden. Im Umfange sind sie oval, ohne eine schneidende Längskante, und der ganzen Länge nach

mit unregelmäßigen Furchen verſehen. Die Länge der Hörner beträgt nach der vordern Fläche gegen 14″, ihr Umfang an der Baſis etwas über 7″. Ich bezeichne dieſe Art als Antilope Pallasii.

---

2) Der Claſſenſecretär Hr. Hofrath v. Martius legte folgende Mittheilung des Hrn. Dr. Wilhelm Hofmeiſter in Leipzig vor:

„Zur Ueberſicht der Geſchichte von der Lehre der Pflanzenbefruchtung“.

Eine Ueberſicht der neueren Entwickelung von der Lehre der Befruchtung der Pflanzen nimmt ihren Ausgang am zweckmäßigſten von den höheren, den beblätterten Kryptogamen. Die Unterſuchungen über dieſe ſind nicht minder zahlreich, nicht minder vollſtändig, als die über Phanerogamen; — der Entwickelungsgang bei den höheren Kryptogamen ebenſo mannigfaltig, als bei den Phanerogamen einförmig; — die Aehnlichkeit der befruchtenden Organe jener mit denen der meiſten Thiere ſo ſchlagend, daß ſchon im Voraus die gleiche Function beider zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erhoben wird.

Schon die erſten Entdecker der Samenfäden von Kryptogamen, Unger [1]) der Mooſe, Nägeli [2]) der Farrnkräuter erwähnten jener Aehnlichkeit. Daß durch eine längere Reihe von Jahren die Forſchung nicht weiter rückte, war hauptſächlich eine Folge des Einflußes der Jenaer Schule, welche kaum den Phanerogamen die Geſchlechtlichkeit zuerkennen wollte, den Kryptogamen aber ſie entſchieden abſprach. — Der nächſte Fortſchritt geſchah erſt 1848 durch Graf Leszcyc-Suminsky, deſſen über Verdienſt gerühmte Schrift [3]) neben ſehr vielem Irrigen, die eine dankenswerthe Beobachtung enthält, daß am Prothallium der Farren außer den Samenfäden erzeugenden Antheridien Organe ſich finden, innerhalb deren der Embryo, die Anlage der Blätter und Wurzeln erzeugenden Farrnpflanze, entſteht. Entwickelung und Bau dieſer, der weiblichen Organe wie des Embryo wurden von Leszcyc grundfalſch aufgefaßt. Jene richtige Angabe Leszcyc's wurde von Wigand [1]) mit Unrecht beſtritten, von Schacht [2]) beſtätigt.

Den Angelpunkt der Frage von der Geſchlechtlichkeit der höheren Kryptogamen mußten die Rhizocarpeen bilden. Schon frühere Forſcher hatten aus der Verſchiedenheit in Größe und Form der zweierlei Sporen dieſer Gewächſe auf eine geſchlechtliche Differenz geſchloſſen; Biſchoffs Beobachtungen hatten gelehrt, daß der Embryo im Innern des Prothallium, des grünen Körpers aus Zellgewebe ſich bildet, welcher bei der Keimung der großen Sporen ſcheinbar außen an dieſen ſich zeigt. Schleiden machte Rhizocarpeen zu einer Hauptſtütze ſeiner Irrlehre von der Entſtehung des Embryo aus dem Pollenſchlauchende. Er gab an, die kleinen Sporen, welche er für Pollenkörner erklärte, trieben Schläuche, welche in's Innere des Prothallium der großen Sporen (der Samenknospen nach ſeiner Bezeichnung) eindrängen, um dort, nahe über dem Innenraume der Makroſpore (dem Embryoſacke nach Schleiden's Bezeichnung) aus ſich den Embryo zu bilden. Dieſe Ausſprüche hatte Schleiden mit ſolcher Sicherheit gethan, daß ſie Jahrzehend hindurch keinen entſchiedenen Widerſpruch erfuhren. Trotzdem, daß Nägeli bereits 1846 [3]) die Entſtehung von Samenfäden in kurzen Ausſtülpungen der Innenhaut der Mikroſporen beobachtet hatte, trotzdem, daß Mettenius bei Unterſuchung der Keimung von Salvinia und Pilularia [4]) auch nicht eine der angeblich entſcheidenden Beobachtungen Schleidens zu beſtätigen vermochte: da gab 1849 Hof-

---

1) N. A. A. C. L. XVIII. 1. p. 687.
2) Zeitſchrift f. wiſſ. Bot. H. 1. 1844.
3) Zur Entwickelungsgeſchichte der Farrnkräuter. Berlin 1848.

1) Wigand, Botan. Zeitung 1849, 17. Januar.
2) Schacht, Linnaea Bd. XXII, S. 753.
3) Nägeli, Zeitſchr. f. wiſſ. Bot. III. Heft.
4) Mettenius zur Entwickelungsgeſch. d. Rhizocarpeen, Frkft. a. M. 1846.

meiſter [1]) eine Schilderung der Keimung von Pilularia und Salvinia, in welcher er darlegte, daß das Prothallium der Rhizocarpeen im Inneren der Makroſpore entſtehe, daß es, noch bevor es mit Mikroſporen in Berührung kommt, Organe erzeuge, zuſammengeſetzt aus einer dem Prothallium eingeſenkten größeren und vier von der oberen Fläche derſelben ſich erhebenden kurzen Längsreihen kleinerer Zellen, welche an ihren Berührungskanten auseinander tretend, einen auf jene größere Zelle zuführenden Kanal öffnen. Komme jetzt eine ſo weit vorbereitete Makroſpore mit Mikroſporen zuſammen, welche Samenfäden erzeugt haben, ſo entſtehe in der großen Zelle aus ſtetig wiederholter Theilung einer ſchon vorher dort gebildeten freien Zelle ein Embryo. Einen mit dem von Salvinia übereinſtimmenden Bau des Prothallium und der auf ihm ſitzenden weiblichen Organe gab Hofmeiſter zugleich für Selaginella an, und ſprach die Uebereinſtimmung der Organe, in denen der Embryo entſteht, mit den gleichen der Farrn nicht allein, ſondern auch mit den längſt bekannten Archegonien der Mooſe aus, indem er eine genauere Darſtellung des inneren Baues dieſer gab, und darlegte, wie der den Hals dieſer durchziehende Kanal auf eine geräumige im Inneren der oberen Hälfte des bauchigen unteren Theiles gelegene Zelle zuführe, in welcher ſchon vor dem Aufſpringen der Archegonienmündung eine freie Zelle entſtanden ſei, die nach erfolgter Befruchtung durch oft wiederholte Zweitheilung zur Mooſsfrucht ſich umwandele. Hofmeiſter zog aus dieſen Beobachtungen den Schluß: das Prothallium der Gefäßkryptogamen ſei morphologiſch gleichbedeutend mit der blättertragenden Moospflanze; die beblätterte Pflanze eines Farrnkrauts, eines Lycopodium, einer Rhizocarpe gleichbedeutend mit der Mooſsfrucht. Bei Mooſen wie bei Farrn finde eine Unterbrechung der vegetativen Entwickelung durch die Zeugung, ein Generationswechſel ſtatt: bei den Gefäßkryptogamen ſehr bald nach der Keimung, bei den Mooſen um Vieles ſpäter.

Dieſe Angaben und Schlüſſe wurden von Mettenius im Dezember 1850 beſtätigt [1]) und durch Mittheilungen über die Keimung von Selaginella und Isoëtes erweitert; von Hofmeiſter ſelbſt in einer größeren, Auguſt 1851 erſchienenen Schrift weiter ausgeführt, in welcher die ſpeciellen Entwickelungsgeſchichten zahlreicher Mooſe und Gefäßkryptogamen, ſowie die Embryoentwickelung der Coniferen dargeſtellt, und der Vergleich der letzteren mit der Keimung der höchſt ſtehenden unter den Gefäßkryptogamen, auf Uebereinſtimmung aller weſentlichen Züge des Baues des unbefruchteten Eiweißkörpers jener, der Prothallien dieſer geſtützt, gezogen wird. — Bei Unterſuchung der Keimung von Farrn kam Henfrey [2]) zu gleichen Ergebniſſen, wie Hofmeiſter. Das der Entwickelung der Equiſeten aus Sporen ungemein günſtige Jahr 1852 ſetzte Hofmeiſter [3]) und Milde [4]) in den Stand, die intereſſante Keimungs- und Befruchtungsgeſchichte dieſer Gewächſe näher kennen zu lernen, die vor allen Gefäßkryptogamen durch beträchtlichſte Größe der Samenfäden und der Archegonien ſich auszeichnen. Hofmeiſter gab am nämlichen Orte die vollſtändige Entwicklungsgeſchichte des Isoëtes lacustris, von der Keimung an durch alle Phaſen der Entfaltung hindurch. — Eine fernere Lücke der Kenntniß von der Keimung und Befruchtung ſämmtlicher Klaſſen der Gefäßkryptogamen wurde durch Auffindung embryonentragender Prothallien von Botrychium durch Hofmeiſter [5]), von Ophioglossum durch Mettenius [6]) ausgefüllt, ſo daß gegenwärtig unter den höheren Kryptogamen nur noch die Arten der Gattung Lycopodium es ſind, von deren Keimung jede Kenntniß uns abgeht.

Hatten dieſe zahlreichen Unterſuchungen helles Licht über die Beſchaffenheit der männlichen und

1) Hofmeister Botan. Ztg. 1849, 9. Nov.

1) Mettenius Beiträge zur Botanik I.
2) Henfrey Transact. Linn. soc. XXI.
3) Hofmeiſter, Abh. d. k. ſächſ. Geſellſch. d. Wiſſenſch. Math. phyſ. Cl. II. Bd.
4) Milde, N. A. A. C. L.
5) Hofmeister, Bonplandia 1855.
6) Mettenius, die Farrnkr. des Leipz. bot. Gartens. 1856.

weiblichen Organe, wie über die Art und Weise der Entstehung des Embryo durch fortgesetzte Theilung des schon vor der Befruchtung in letzterem vorhandenen Keimbläschens verbreitet, so blieb doch das eigentliche Wesen der Befruchtung völlig dunkel. Durch Beobachtung und Versuch war es genügend festgestellt, daß es der Einwirkung von Samenfäden auf die Archegonien bedürfe, um in diesen einen Embryo zu erzeugen. Weibliche von den männlichen entfernte Moospflanzen, von den Mikrosporen getrennte Makrosporen von Gefäßkryptogamen hatten in allen Fällen sich steril erwiesen. Aber selbst darüber war keine Sicherheit erlangt worden, bis zu welchem Punkte der weiblichen Organe die Samenfäden vordringen. Zwar hatten Leszcyc und später Mercklin [1]) den Eintritt von den beweglichen Samenfäden in die Mündungsöffnung der Archegonien von Farrn gesehen; was aber Leszcyc über die Rolle angab, die sie dort weiter spielen sollten, erwies sich als auf arger Selbsttäuschung beruhend. Hofmeister hatte bewegungslos gewordene Samenfäden im mittleren Theile des Halskanals von Archegonien des Schafthalms beobachtet; aber auch hier war nichts Näheres über die Art der Einwirkung des Spermatozoids auf das Keimbläschen zu ermitteln gewesen. Da traf es sich, daß im Frühjahr 1851 Hofmeister mit Untersuchung der Entwickelung der Vegetationsorgane der Farrnkräuter beschäftigt, mehrfach in den basilaren, das Keimbläschen einschließenden Zellen der Archegonien von Farrn in Bewegung begriffene Samenfäden, selbst in Mehrzahl das Keimbläschen umspielend, antraf. Ihre Bewegungen endeten während der Beobachtung, mit Eintritt der Veränderungen, welche der Inhalt durch Schnitte blosgelegter jugendlicher Pflanzenzellen bei längerer Einwirkung von Wasser zu erleiden pflegt. Ob die Samenfäden in's Innere der Keimbläschen der höheren Kryptogamen eindringen, oder ob sie dasselbe nur berührend die Befruchtung vollziehen, ist noch offene Frage. Die Analogie mit einigen der niedersten Algen spricht für das Erstere, die mit den Phanerogamen für das Zweite.

1) Mercklin, Beob. an dem Prothallium der Farrnkräuter. 1850.

Die Hindernisse, welche bei höheren Pflanzen complicirten Baues weniger noch die umständliche und mühsame Präparation, als die Empfindlichkeit des Zelleninhalts gegen störende Einflüsse der Beobachtung in den Weg legt, sind bei den einfachen, im Wasser lebenden niederen Algen, deren übersichtlicher Bau jede Zergliederung erspart, nicht vorhanden. Hier machte die Lehre von der Zeugung, einmal angegriffen, ungleich raschere Fortschritte. Schon 1845 waren von Decaisne und Thuret [1]) die Fructificationsorgane von Fucus genauer untersucht, die kleinen nicht keimfähigen Schwärmsporen derselben als Antheridien bezeichnet worden. Als Antheridien der Floridеen bezeichnete Nägeli 1846 die Organe, an und in denen die kleinen, ebenfalls keimungsunfähigen Sporen dieser Gewächse entstehen [2]). A. Braun [3]) wies die Bildung von zweierlei Sporen bei einer großen Anzahl von Algen namentlich des süßen, Thuret bei solchen des Meerwassers nach, so daß A. Braun schon 1850 zu dem Ausspruche sich berechtigt fand: daß durch die ganz Classe der Algen hindurch eine sexuelle Differenz sich ziehe.

1) Decaisne et Thuret. Ann. Scienc. nat. III. 3.
2) Nägeli, Zeitschrift IV. 224.
3) A. Braun, Verjüngung im Pflanzenreiche. 1849. 1850.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. Dezember.

Nr. 8. 1856.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 15. November 1856.

2) Herr Wilh. Hofmeister in Leipzig:

„Zur Uebersicht der Geschichte von der Lehre der Pflanzenbefruchtung".

(Schluß.)

Thuret erwies 1854 durch Experimente auf's Unzweifelhafteste, daß es bei Fucus der Befruchtung der großen ruhenden Sporen durch die kleinen schwärmenden nothwendig bedarf, um die Keimung einzuleiten. Pringsheim beobachtete 1855, daß unerläßlich das Herantreten der Spermatozoiden (deren Bildung in den gekrümmten kurzen Seitenästen von Vaucheria er entdeckte) an die später zur ruhenden Spore sich abrundende, noch membranlose Inhaltsmasse der am Scheitel sich öffnenden kolbigen Seitenäste der Pflanze erforderlich sei, um die Bildung der Spore zu bewirken. Den gleichen Vorgang bestätigte er für Fucus, den Angaben Thuret's noch die hinzufügend, daß in der von einer Membran bereits bekleideten Fucusspore an der Oberfläche der Inhaltsmasse die Reste der herangetretenen Spermatozoiden deutlich zu erkennen seien. Ziemlich gleichzeitig veröffentlichte Cohn Beobachtungen, welche außer Frage stellten, daß bei Sphaeroplea annulina [1]) Spermatozoiden gebildet werden, welche mit den membranlosen kugeligen Inhaltsportionen anderer Zellen in Berührung tretend, diese befruchten, zunächst Membranenbildung um dieselben anregend sie zu ruhenden Sporen umbilden, deren Innenhaut in der nächsten Vegetationsperiode zu einem gekrümmten spindelförmigen Schlauche auswächst. Aus dem Inhalte desselben entstehen mehrere Schwärmsporen, welche ausschlüpfend und keimend das Gewächs fortpflanzen. — So war die Kenntniß des Vorgangs bei der Befruchtung der niederen Kryptogamen etwa soweit gelangt, als sie es bei höheren Pflanzen und bei Thieren ist. Da gelang es 1856 Pringsheim [2]), den überzeugenden Nachweis zu liefern, daß bei Oedogonium das Spermatozoid (eine in einer Zelle des Pflänzchens, welches einer der Mikrosporen entsproßte, entstandene Schwärmzelle) durch ein vorgebildetes Loch der Mutterzelle der großen ruhenden Spore in diese eintretend, nicht allein mit der noch membranlosen aber scharf begränzten Inhaltsmasse dieser Mutterzelle in Berührung tritt, sondern vollständig mit ihr verschmilzt, in sie verfließt. So ist es denn bewiesen, daß hier die Befruchtung in der materiellen vollständigen Vereinigung zweier verschiedener Zellen besteht. — An einer Art derselben Gattung hat fast gleich gleichzeit De Bary [3]) Beobachtungen angestellt, die in untergeordneten Punkten

1) Thuret, Ann. sc. nat. IV. 1.

2) Pringsheim, Monatsb. Berl. Akad. 1855.

1) Cohn, Monatsb. Berl. Akad. 1855.

2) Pringsheim, Monatsb. Berl. Akad. Mai 1856.

3) Verhandl. der Gesellsch. zu Freiburg Juli 1856.

einige auf der Artendifferenz vermuthlich begründete Abweichungen zeigend — in der Hauptsache mit denen Pringsheim's übereinstimmen.

Es hat die Annahme etwas sehr Ansprechendes, daß es zur Befruchtung des Eintritts eines organisirten Produkts des männlichen Organes in die zu befruchtende Zelle bedürfe. Auch berechtigt keine der an Thieren wie an kryptogamischen Gewächsen gemachten Beobachtungen zu einem Widerspruche gegen dieselbe. Unvereinbar mit ihr ist aber zur Zeit unsere neuerdings sehr weit vorgeschrittene Kenntniß vom Vorgange der Befruchtung der phanerogamen Pflanzen.

Die Entdeckungen Amici's, R. Brown's und Brongniart's hatten gezeigt, daß nach der Bestäubung der Narbe die Innenhaut des Pollenkorns zu einem cylindrischen Fortsatze auswachse, welcher durch den Griffelkanal bis in die Fruchtknotenhöhle dringt und dort in die Mündung eines Ei'chens tritt. Durch vielfache Wiederholung dieser Beobachtung an zahlreichen Gewächsen stellte besonders Schleiden diese Thatsache außer allen Zweifel. Getäuscht durch die Aehnlichkeit der obersten Zelle des Embryoträgers vieler Pflanzen mit einer Pollenschlauchspitze stellte er seine Lehre von der Umwandlung der in den Embryosack eingedrungenen Pollenschlauchspitze in den Embryo auf; eine Lehre, die, in Einzelnheiten modificirt, an Wydler, Geleznow und besonders an Schacht warme Vertheidiger fand.

Den ersten treffenden Widerspruch gegen sie erhob Amici [1]), der in den durchsichtigen Eiern von Orchis-Arten schon vor der Befruchtung in der Spitze des Embryosackes eine einfache Zelle, das Keimbläschen erkannte, die er nach Ankunft des Pollenschlauchs durch wiederholte Bildung von Scheidewänden im Innern unmittelbar zum Embryo werden sah. Diese Beobachtungen wurden 1847 von H. v. Mohl [2]) und Hofmeister [3]) bestätigt und dahin berichtigt, daß in dem oberen Ende des Embryosackes vor der Befruchtung in der Regel mehrere Keimbläschen enthalten sind. Mohl's Beobachtungen waren gleich denen Amici's, an den Eichen einer Orchidee, der Orchis Morio, angestellt, die durch die Durchsichtigkeit ihrer Gewebe das Präpariren entbehrlich machen, freilich aber auch, bei Kleinheit des Objects, die Zergliederung mit der Nadel nicht gestatten. Hofmeister gelang es wiederholt, bei Oenotheren den unverletzten Embryosack vom unverletzten Pollenschlauchende abzulösen, und so jeden Halt der Schleiden'schen Theorie zu beseitigen. In einer umfangreicheren Arbeit [1]) dehnte Hofmeister seine Untersuchungen über eine größere Reihe von Pflanzen aus, überall zu dem nämlichen Ergebniß gelangend. — Als ein Gegner der Schleiden'schen Lehre trat jetzt auch Tulasne auf, der bei Untersuchung von Rhinanthaceen, Campanulaceen und Cruciferen [2]) überall aufs bestimmteste davon sich überzeugte, daß nie und nirgends ein Zusammenhang zwischen befruchtetem Keimbläschen und Pollenschlauchende bestehe. So waren schon im Voraus die Angaben widerlegt, welche 1856 Schacht in seiner Preisschrift über diesen Gegenstand [3]) machte. Gleichwohl beharrte Schacht lange und hartnäckig auf der Richtigkeit der Schleiden'schen Lehre, in den stärksten Ausdrücken für sie streitend. Einer Widerlegung Hofmeisters [4]) der von Schacht und Deecke besonders für Pedicularis sylvatica gemachten Angaben folgte 1856 eine Arbeit Radlkofers [5]), welche Hofmeisters Beobachtungen in allen Punkten bestätigte, beiläufig auch eine Darlegung der gegenwärtigen Ansichten Schleiden's in der Befruchtungsfrage veröffentlichte, — eine Darlegung, welche einen vollständigen Widerruf enthält. Zu einem ähnlichen Widerruf sah sich bald darauf auch Schacht

1) Amici, sulla fecondazione delle Orchidee. Giorn. botan. Italiano, ann. 2.

2) H. v. Mohl, Botan. Zeitung 1847 Sp. 465.

3) Hofmeister, Botan. Zeitung 1847 Sp. 785.

1) Hofmeister, die Entstehung des Embryo der Phanerogamen. Leipzig 1849.

2) Tulasne, Ann. sc. not. III, 14; IV, 2.

3) Schacht, Entwicklungsgeschichte des Pflanzen-Embryo.

4) Hofmeister, Flora 1855 Nr. 17.

5) Befruchtung der Phanerogamen.

durch Unterſuchung von Gladiolus genöthigt, ſo daß zur Zeit dieſe Streitfrage endlich aus der Wiſſenſchaft verſchwunden iſt.

In einem wichtigeren Punkte beſteht dagegen noch eine Meinungsverſchiedenheit unter den Embryologen. Die Exiſtenz der Keimbläschen vor der Befruchtung wird von Tulasne völlig, von Schacht jetzt noch inſofern beſtritten, als Letzterer die Keimbläschen für keine Zellen, ſondern nur für membranloſe Ballen von Inhaltsſtoffen des Embryoſackes erklärt wiſſen will; erſt durch die Befruchtung ſollen ſie die Membran erhalten. Abgeſehen davon, daß dieſe Auffaſſung des Weſens einer Zelle im Zuſammenhange mit der, triftiger Begründung entbehrenden Pringsheim'ſchen Lehre der vorwiegenden Wichtigkeit der Haut für das Leben der Zelle ſteht, iſt Schacht's Verſuch einer neuen Befruchtungstheorie ſchon darum von herein ein völlig verfehlter, weil nicht wenige Pflanzen beſtändig deutlich nachweisbare Zellſtoffhäute der Keimbläschen geraume Zeit vor der Befruchtung zeigen; Beiſpiele: Nuphar, Rhinanthaceen; — es iſt dies ein Punkt, in welchem Hofmeiſter, Radlkofer und Pringsheim übereinſtimmen. Wie wenig weſentlich das Vorhandenſein einer Celluloſenmembran um die Keimbläschen für den Befruchtungsakt iſt, geht ferner daraus hervor, daß in vielen Fällen jene Haut im Augenblick der Befruchtung bei vielen Gewächſen bald vollſtändig ausgebildet iſt, bald nicht; Beiſpiele: Tropaeolum, Oenothera, Crocus u. v. A.

Das durch eine große Zahl genauer Beobachtungen genügend ermittelte Verhältniß des befruchtenden Pollenſchlauchendes zu Embryoſack und Keimbläschen iſt es, welches der Ausdehnung der oben erwähnten Pringsheim'ſchen Anſichten über das Weſen der Befruchtung auf die Phanerogamen im Wege ſteht. Nicht allein daß in der großen Mehrzahl der Fälle das Pollenſchlauchende außerhalb des Embryoſackes verweilt, deſſen Haut, ebenſo wie die des Embryoſacks und des Keimbläschens, nirgends die geringſte Oeffnung zeigt; ſondern es iſt auch von Hofmeiſter zuerſt ausgeſprochen [1]), von Radlkofer beſtätigt, daß da, wo die Keimbläschen in ungleicher Höhe in der Spitze des Embryoſacks der Wand desſelben anliegen, ſtets das untere, dem Mikropyle-Ende des Sackes fernere derſelben befruchtet wird. Der Pollenſchlauch ſteigt aber ganz in der Regel außen am Embryoſack gar nicht bis zu der Stelle herab, an welcher innen das zu befruchtende Keimbläschen der Wand anliegt. Wäre es nun auch da, wo der Embryoſack der inneren Eihülle unmittelbar anliegt (wie bei Rhinanthaceen, Crocus) allenfalls denkbar, daß etwa im Pollenſchlauchende entſtandene, von der Beobachtung überſehene Spermatozoiden zwiſchen Integument und Embryoſack herumwanderten, bis ſie in das zu befruchtende Keimbläschen gelangen, ſo fällt jede Möglichkeit dieſer Annahme da weg, wo wie bei Oenothera, Ceratophyllum, der Embryoſack im parenchymatiſchen Verbande mit den allſeitig ihn umhüllenden Zellen des Eierns ſteht. Hier müßten die Spermatozoiden durch das obere, ſterile, die Scheitelregion des Embryoſacks ausfüllende Keimbläschen hindurch ihren Weg bahnen, um das untere zu befruchten, während das durchwanderte obere ſteril bliebe. — Es bleibt keine andere Anſicht von der Art der Befruchtung bei Phanerogamen übrig, als die, daß ſie bewirkt werde durch den exosmotiſchen Uebertritt von Flüſſigkeit aus dem Pollenſchlauchende in den Embryoſack.

1) Flora 1855 S. 259.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 15. November 1856.

Herr Prof. Kunstmann las:

„Ueber den Aufenthalt Ludwig's des Deutschen im westfränkischen Reiche".

Im Sommer des Jahres 858 unternahm Ludwig der Deutsche den unrühmlichen Zug, welcher seinem Bruder Karl dem Kahlen Krone und Reich rauben sollte.

Unterhandlungen, die schon seit fünf Jahren mit den westfränkischen Grafen bestanden, hatten ihn zu diesem Schritte bestimmt. Chroniken und Urkunden zeigen uns die Richtung, welche Ludwig mit seinem Heere nahm.

Er verließ Worms im Monate August, gieng durch das Elsaß und kam am ersten September nach Pontion, von wo er seinen Zug durch das Reich Karl's des Kahlen fortsetzte, bis er am 12. November ihm schlagfertig bei Brienne gegenüber stand, wo Karl sich plötzlich von allen seinen Vasallen verlassen sah und nach Burgund entfliehen mußte.

Ludwig nahm die Huldigung des Landes ein und belohnte zu Troyes die Großen, welche ihn gerufen hatten. Er begab sich von da nach Attigny, wo er am 7. December jene Urkunde ausstellte, welche das vielbesprochene Datum im ersten Jahre des westfränkischen Reiches trägt, und feierte das Weihnachtsfest zu St. Quentin, nachdem er die deutschen Lehensleute nach Hause entlassen hatte.

Mit diesem Schritte änderten sich die Verhältnisse wieder zu Gunsten Karl's des Kahlen. Die Chronisten berichten hierüber, melden aber über den ferneren Aufenthalt Ludwigs in Westfranken nur, daß er von kurzer Dauer war, denn schon am Anfange des Frühlings, quasi inchoante verno tempore, wie die Annalen von Fulda sagen, traf er als Flüchtling in Worms wieder ein.

Zur theilweisen Ausfüllung dieser Lücke dient eine bisher wenig beachtete Notiz, die sich in einer Handschrift des neunten Jahrhunderts findet, welche früher dem Domstifte zu Augsburg gehörte, gegenwärtig der k. Bibliothek zu München einverleibt (cod. Aug. eccl. 151. lat. 3851.), und für die Geschichte des canonischen Rechtes von Bedeutung ist. Am Schluße derselben ohne allen Zusammenhang mit den vorhergehenden Stücken steht nämlich folgende Mittheilung:

Cum essemus juxta fluvium Aisna in villa Ritest VIII. Kal. Februarii in vigilia sancti Praejecti martyris post horam diei nonam subito mirae magnitudinis et splendoris sidus emicuit, quod denique stellae modulum supereminens excessit, et solis mensuram non implevit. Unde nobis illud cernentibus visum est interdum flammantibus radiis ultra modum excrescere, interdum nimio pallore deficere, sicque variando, incredibili velocitate ad occasum tetendit ac novissime, priusquam se inter montium ingereret abdita obstaculumque sui occasus nostris obtutibus auferret, penitus evanuit.

Nec etenim ab re hoc stellae signum hujuscemodi ostensum conjici potest, cum potestas quorundam tunc fulgida dominabatur, peccatis autem promerentibus praepeti fine deficiens ita evanuit, ut nec quidem dignae memoriae retineatur.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 31. Dezember.

Nr. 9. 1856

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 15. November 1856.

Herr Prof. Kunstmann las:

„Ueber den Aufenthalt Ludwig's des Deutschen im westfränkischen Reiche".

(Schluß.)

Aliter. Cum se Ludovicus prosperari aestimaret in regno occidentali, quod tunc inordinate occupaverat, in quo ejus invasione sacrilegia, homicidia, stupra, incendia, ceteraque inaudita scelera perpetrata fuerant, et his vanissimis prosperitatibus animo extolleretur, industria principum qui regnum illud tunc gubernabant extra fines eorum reductus est, atque in eadem reversione amissa spe invasi regni obvios habuit Nortmannos, cum quibus bello commisso carum perdidit filium, tantaque afflictione in redeundo attritus est, ut ipse et sui vix ad propria remearent.

Ac deinde in regno suo obstacula grassabantur multiplicia atque inenarrabilibus calamitatibus undique vallatus Nortmannorumque infestatione inquietatus febre rapitur, ultimum emittens spiritum *).

Die villa Ritest ist das jetzige Rethel an der Aisne im Departement der Ardennen, die vigilia S. Praefecti ist der 24. Januar, denn an dem darauf folgenden Tage wird das Fest des heil. Präjectus, Bischofs von Clermont gefeiert, an dessen Stelle in unsern Kalendern das Fest der Bekehrung des Apostels Paulus getreten ist.

Die ganze uns von gleichzeitiger, aber unbekannter Hand mitgetheilte Nachricht zeigt, daß Ludwig der Deutsche am 24. Januar des Jahres 859 in der Villa Ritest in Westfranken war, während die bisher bekannten Quellen über seinen Aufenthalt von Weihnachten 858 bis zum Frühjahre 859 keinen Aufschluß geben; denn weder die Annalen von Fulda noch Prudentius von Troyes erwähnen in dieser Jahreszeit einer ungewöhnlichen kometenähnlichen Erscheinung am gestirnten Himmel, noch schildern sie den Rückzug Ludwigs näher.

Der unbekannte Verfasser dieser Nachricht hat die nachtheiligen Folgen, die aus der unrechtmäßigen Besetzung Westfrankens für Ludwig entstanden, bis zu seinem Todesjahre, d. h. bis zum Jahre 876 ausgedehnt. Er rechnet dahin zuerst den Einfall der Normannen, die Ludwig nach seinem Rückzuge als Gegner in seinem Reiche gefunden habe.

Die Normannen sind hier statt der Sorben genannt, deren Einfall bekanntlich Ludwig dem Deutschen einen erwünschten Vorwand gab, um Westfranken zu verlassen.

*) Eine Beschreibung dieser Handschrift steht im Archiv von Pertz Band VII. S. 810, die Stelle selbst ist aber dort nicht abgedruckt, sondern nur als kleine Notiz angezeigt.

Nicht übereinstimmend mit unsern bis jetzt bekannten Quellen ist die Nachricht, daß Ludwig einen vierten Sohn gehabt habe, der im Kriege gefallen sei.

Der Tod Ludwig's des Deutschen wird hier als durch ein Fieber veranlaßt geschildert; die Annalen von Fulda nennen die Krankheit nicht, sondern bemerken nur: crescente cotidie infirmitate 5 Kal. Septembris in palatio Franconofurt diem ultimum clausit.

Eine ungewöhnliche Erscheinung am Himmel wird von Prudentius von Troyes zwar in diesem Jahre, aber erst zur Zeit des Herbstes angeführt.

Er sagt von ihr: acies in coelo mense Augusto, Septembri et Octobri nocturno tempore visuntur, ita ut diurna claritas ab oriente usque in septentrionem continuo fulserit, et columnae sanguineae ex ea discurrentes processerint.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Juli 1856.

(Schluß.)

Von dem Verein für Siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

a) Archiv: Neue Folge. II. Band. Kronstadt 1855. 8.

b) Siebenbürgische Rechtsgeschichte. Compendiarisch dargestellt von Fr. Schuler v. Libloy. 1. Bd. Hermannstadt 1855. 8.

c) Das Privatrecht der Siebenbürger, Ungarn u. Sekler, nebst einem Anhange der siebenbürgischen Rechtsgeschichte von Friedr. Schuler v. Libloy. Hermannstadt 1856. 8.

d) Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen, von Karl Schuller, k. k. Schulrath. Hermannstadt 1856. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin: Monatsbericht, Mai 1856. Berlin. 8.

Von der Société royale des sciences in Liège: Mémoires. Tom. X. Liège 1855. 8.

Von dem Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

a) Zeitschrift. Neue Folge I. Bds. 2. Heft. Hamburg 1855. 8.

b) Die neuen hamburgischen Münzen und Medaillen. I. Abth: 1—7. Stück. II. Abth. 1—4. Heft. Hamburg 1843 — 54. 4.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

a) Correspondenzblatt 9. Jhrg. 1855. Regensburg. 8.

c) Abhandlungen. 6. 7. Heft. Regensburg 1856. 8.

c) Vier Tafeln zur Monographie der europäischen Sylvien von Heinrich Graf von der Mühle. Regensburg 1856. 4.

Von der Académie des sciences et belles lettres et arts de Rouen:

Précis analytique des travaux pendant l'année 1854 — 55. Rouen 1855. 8.

Von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. 16. Jahrgang 1. Heft. Stettin 1856. 8.

Von der finnländischen Gesellschaft in Helsingfors:

a) Acta. Tom. IV. V. fasc. I. Helsingfors 1856. 4.

b) Förhandlingar. I—III. 1838—56. Helsingfors. 4.

c) Observations faites à l'observatoire magnétique et météorologique de Helsingfors. Vol. I—IV. Helsingfors. 4.

Vom Herrn Pratobevera in Graz:

Die keltischen und römischen Antiken in Steiermark. Graz 1856. 8.

Vom Hrn. Zechler in Knittlingen:

Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation. Leiden 1854. 8.

Vom Herrn Dr. Kopp in Luzern:

Geschichtsblätter aus der Schweiz. 2. Bds. 4. Heft. Luzern 1856. 8.

Vom Herrn Brandt in St. Petersburg:

a) Beiträge zur nähern Kenntniß der Säugethiere Rußlands. St. Petersburg 1855. 4.

b) Unterſuchungen über die Verbreitung des Tigers und ſeine Beziehungen zur Menſchheit. St. Petersburg 1856. 4.

c) Bemerkungen über die Wirbelthiere des nördlichen europäiſchen Rußlands, beſonders des nördl. Urals. Ein Beitrag zur näheren zoologiſch-geographiſchen Kenntniß Nordoſt-Europas. St. Petersburg. 8.

Vom Herrn Dr. Hofmann dahier:

Die Werke der Troubadours in provenzaliſcher Sprache. Epiſche Abtheilung. Girarte de Rossilho. I. Bd. 1. u. 2. Lief. Berlin 1855. 8.

Vom Herrn Tomaſo Gar in Trento:

Episodio del medio evo trentino. Trento 1856. 8.

Vom Herrn Dr. H. Reinhold in Athen:

Noctes pelasgicae vel symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae pelasgicas. Athenis 1855. 8.

November 1856.

Von der Imprimerie impériale in Paris:

Journal des savants. Janvier — Decbr. 1855. Janvier — Mai 1856. 4.

Von der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale:

Jahrbuch 1856. Wien 1856. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances, Tom. XLII. Nr. 18 — 26. Mai et Juni 1856. Tom. XLIII. Nr. 1—9. Juil.—Aout. 1856. Paris. 4.

Von der Royal astronomical Society in London.

Mémoirs Vol. XXIV. London 1856. 4.

Von der k. k. Sternwarte in Prag:

Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag von Dr. Böhm und Franz Karlinski. 14. Jahrg. Prag 1856. 4.

Von dem hiſtoriſchen Verein von Niederſachſen in Hannover.

a) Zeitſchrift. Jahrgang 1853. 1. u. 2. Doppelheft. Hannover 1856. 8.

b) Neunzehnte Nachricht über den hiſtoriſchen Verein. Hannover 1856. 8.

c) Alphabetiſches Verzeichniß der Bibliothek des Vereins. Hannover. 1856. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein für Kärnthen in Klagenfurt:

Archiv für vaterländ. Geſchichte und Topographie. 3. Jahrgang. Klagenfurt 1856. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten:

Verhandlungen. Neue Reihe 3. Jahrg. Juli—Dezemb. 1855. Berlin 1856. 8.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsberichte. Juni, Juli und Auguſt 1856. Berlin 1856. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal. Nr. CCLII. 7. 1855. Nr. CCLIII. 1. 1856. Nr. CCLIV. 2. 1856. Calcutta 1856. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. XII. Part. 2 u. 3. Nr. 46 u. 47. Mai u. August 1856. 8.

Vom hiſtor. Verein der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz. Unterwalden und Zug in Einſiedeln:

Der Geſchichtsfreund. Mittheilungen. 12. Bd. Einſiedeln 1856. 8.

Vom Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein in Meiningen:

Landeskunde des Herzogthums Meiningen, von G. Brückner, Prof. Meiningen 1856. 8.

Von der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft in Leipzig:

Zeitſchrift. 10. Bd. III. Heft. Leipzig 1856. 8.

Von der Société française d'archéologie in Paris:

a) Congres archéologique de France. Séances générales tenues en 1855. Paris 1856.

b) Congres scientifique de France. XXIII. Session. Paris 1856. 4.

Von der Royal astronomical Society in London:

Monthly notices containing papers, abstracts of papers and reports of the proceedings. Novbr. 1854 — June 1855. Vol. XV. Lond. 1855. 8.

Von dem Verein für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtphalens in Paderborn:

Zeitſchrift für vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Neue Folge. 7. Bd. Paderborn 1856. 8.

Von der Pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und verwandte Fächer in Speyer:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. V. Heft IV. Juni, VI. Heft I u. II. Juli u. Auguſt. Speyer 1856. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein in München:

Zeitſchrift. Auguſt, Sept. u. Okt. VIII. IX. X. 1856. München 1856.

Vom Verein für Naturkunde im Herzogthum Naſſau in Wiesbaden.

Jahrbücher 10. Heft. Wiesbaden 1855. 8.

Vom würtembergiſchen Alterthumsverein in Stuttgart:

a) VIII. Jahresheft. Stuttgart. gr. fol.

b) Schriften. 4. Heft 1856. Siebenter Rechenſchaftsbericht, Juli 1854 — Dezbr. 1855. Stuttg. 8.

Von der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich:

a) Mittheilungen. Bd. XI. Heft I. Zürich. 4.

b) Die Städte u. Landesſiegel der Schweiz. Ein Beitrag zur Siegelkunde des Mittelalters v. F. Schultheß. IV. u. V. Heft: Zürich 1856. 8.

c) Katalog der Bibliothek der antiquariſchen Geſellſchaft. Zürich 1855. 8.

Von der phyſikaliſch-mediziniſchen Geſellſchaft in Würzburg:

Verhandlungen. 7. Bd. 1. Heft. Würzburg 1856. 8.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Emden:

41. Jahresbericht. Emden 1855. 8.

Von der Società reale borbonica in Napoli:

a) Rendiconto Anno IV. 1855. Jan. — Dezbr. Napoli 1855. 4.

b) Eruzioni Vesuviane del 1850 e 1855. Napoli 1855. 4.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal. Vol. XVI. Part. 2. Lond. 1856. 8.

Vom hiſtor. Verein für das Großherzogthum Heſſen in Darmſtadt:

Archiv für heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde. 8. Bd. Darmſtadt 1856. 8.

Von der Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen in Harlem:

Natuurkundige Verhandelingen 2. Verzamling. XI Deel. Dwede Stuk. Harlem 1856. 4.

Von der Kaiſerl. Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher in Breslau:

Verhandlungen. 25. Bd. 2. Abthl. Breslau 1856. 4.

Von der Société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le Grand-Duché in Luxemburg:

Publications. Année 1855. XI. Luxbg. 1856. 4.

Von der k. k. geologiſchen Reichs-Anſtalt in Wien:

Jahrbuch 1855. VI. Jahrgang. Nr. 4. Oktob. — Dezbr. Wien 1856. 8.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Kopenhagen:

a) Videnskabernes Selskabs Skrifter. 5 Rakke. Naturvidenskabelig og mathematik af deling. 4. Binds 1. Hefte. Kiobenhavn 1856. 4.

b) Oversigt over det danske Videnskabernes Selskabs. Forhandlingar. Arct 1855. Kiobenhaven. 8.

c) Observationes meteorologicae per annos 1832—54. In Groenland factae. Hauniae 1856. 4.

Vom germaniſchen National-Muſeum in Nürnberg:

a) Denkſchriften I. Bd. Nürnberg 1856. 8.

b) Syſtematiſche Ueberſicht der Kunſt- und Alterthums-Sammlungen des Muſeums. Nürnberg 1856. 8.

Von der Académie royale des sciences in Stockholm:

a) Handlingar för är 1853. 2. 1854. 1. Stockholm 1856. 8.

b) Öfversigt of Förhandlingar. 12. Arg. Stockholm 1856. 8.

c) Års-Berättelse om Botaniska Arbeten och Uppäckter för är 1856. Stockh. 1856. 8.

Von der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien:

a) Sitzungsberichte der philoſ.-hiſtor. Claſſe. Bd. XVII. Heft III. Jahrgang 1855. Oktober. Bd. XVIII. Heft I. II. Jahrg. 1855. Nov. Dez. Bd. XIX. Heft I. II. Jahrg. 1856. Jan. Febr. Bd. XX. Heft I. Jahrg. 1856. März. Wien. 1856. 8.

b) Sitzungsberichte der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe. Bd. XVIII. Hft. I. II. Jahrg. 1855. Nov. Dez. Bd. XIX. Hft. I. II. Jahrg. 1856. Jan. Febr. Bd. XX. Heft I. Jahrg. 1856. März. Wien 1855. 8.

c) Denkſchriften. Mathematiſch-naturwiſſenſchaftl. Claſſe X. u. XI. Bd. 1855. 56. Wien. 4.

d) Archiv für Kunde öſterr. Geſchichtsquellen. XV. XVI. Bd. Heft I. II. Wien 1856. 8.

e) Notizenblatt Beil. zum Archiv für Kunde öſterreich. Geſchichtsquellen. Nro. 1 — 14. Wien 1856. 8.

f) Fontes rerum austriacarum. Oeſterr. Geſchichtsquellen. II. Abth. Diplomataria et acta. XII. Bd. Wien 1856. 8.

g) Almanach. VI. Jahrg. 1856. Wien. 8.

h) Syſtemat. Ueberſicht der Vögel Nord-Oſt-Afrikas mit Einſchluß der arabiſchen Küſte, des rothen Meeres ꝛc. von Dr. v. Henglin. Wien 1856. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß des XLIII. Bandes liegt bei.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1856, Band XLIII.

Die Ziffern verweiſen auf die Nummern des Blattes: die römiſchen auf die Claſſe, die arabiſchen auf die Reihenfolge in jeder derſelben.

van Bemmel, Revue. Bruxelles 1854—56. III, 8.

Bericht über das Muſeum Franziſko-Carolinum. Linz 1853. 4. I, 17.

Biedermann, Die Wiſſenſchaftslehre. Leipzig 1856. I, 17.

Bunsen, Outlines of the philosophy of universal history. London 1854. I, 13.

Burton, Personal Narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah. Lond. 1855 — 1856. III, 24.

Cavedoni, biblische Numismatik. Uebers. von Werlhof. II. Th. Hannover 1856. I, 1.

Cotta Bernh., Die Lehre von den Flötzformationen. Freiberg 1856. II, 19.

Ehrenberg, Mikrogeologie. Leipz. 1856. II, 8.

Fichte, Anthropologie. Leipzig 1856. I, 7.

Filippi, Sull' origine delle perle. Torino 1852. II, 11.

Geinitz, Die Verſteinerungen der Steinkohlenformation in Sachſen. Leipzig 1855. II, 22.

Girard, Geologiſche Wanderungen. I. Halle 1855. II, 2.

Hague, On the natural and artificial production of pearles in China 1856. II, 11.

Hamberg, The visions of Hong Siu Tshuen. Hongkong 1854. III, 23.

Hausmann, Ueber die durch Molekularbewegungen in ſtarren Körpern bewirkten Formveränderungen. Göttingen. II, 1.

Hoffmann, Em., Homeros und die Homeridenſage von Chios. Wien 1856. I, 22.

Humphrey, Lloyd, Notes on the meteorology of Ireland. Dublin 1854. II, 4.

Jäger, Ueber K. Maximilians I. Verhältniß zum Papſtthum. Wien 1854. III, 19.

Jahrbuch der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale. Wien 1856. I, 17.

Krick, Relation d'un voyage au Thibet en 1852. Paris 1854. III, 17.

Kruger, Geschichte der Assyrier u. Iranier. Frankfurt 1856. I, 4.

Küchenmeiſter, Ueber eine der häufigſten Urſachen der Elſterperlen ꝛc. 1856. II, 11.

Leonhard, Die quarzführenden Porphyre. Stuttgart 1855. II, 7.

Messager des sciences belgiques etc. Gand 1854—55. III, 8.

Mignet, Charles Quint etc. Paris. 2. ed. 1855. III, 1.

Mittheilungen des hiſt. Vereins für Steiermark Gratz 1853—55. I, 17.

Mittheilungen des hiſt. Vereins für Krain. Laibach 1854—55. I, 17.

Mommsen, Römische Geschichte. III. B. Berlin 1856. III, 9.

Muralt, Essai de chronographie Byzantine. St. Petersbourg 1855. I, 24.

Musprat, Theoretiſche, praktiſche und analytiſche Chemie. Braunſchweig 1856. II, 21.

Neuere Werke über China. III, 25.

Naumann, Elemente der theoretiſchen Kryſtallographie. Leipzig 1856. II, 9.

Pauthier, Chine moderne. I. II. Paris 1853. III, 4. I, 3.

Pichot, Charles Quint. Paris 1854. III, 6.

Renan, Histoire générale et système comparé des langues semitiques. Paris 1855. I, 10.

Stirling, The cloister life of Charles V. London. 3. ed. 1854. III, 1.

Strecker, Das Chriſtiania Silurbecken unterſucht von Kjerulf. Chriſtiania 1855. II, 10.

Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber. I—III. Berlin 1855 — 56. III. 14.

Wilson, History of the suppression of infanticide in Western India. Bombay 1855. III, 12.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wiſſenſchaften.

Mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe:

Sitzung vom 12. Juli 1856:

Kobell, v.: Stauroſkopiſche Beobachtungen (mit einer Tafel). 1—5.

Sitzung vom 15. November 1856:

Wagner: Ueber zwei urweltliche Arten von Antilopen. 7.

Hofmeiſter: Zur Ueberſicht der Geſchichte von der Lehre der Pflanzenbefruchtung. 7—8.

Hiſtoriſche Claſſe:

Sitzung vom 19. Juli 1856:

Kunſtmann: Ueber die wahre Benennung der angeblichen Stadt Summerkent. 6.

Sitzung vom 15. November 1856:

Kunſtmann: Ueber den Aufenthalt Ludwigs des Deutſchen im weſtfränkiſchen Reiche. 8—9

Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

1856. Mai 5. 6.
„ „ Juni 6.
„ „ Juli 6. 9.
„ „ November 9.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs im Jahre 1855:

Erſtes Quartal. Januar — März. II, 1. 3. III, 3. III, 7.
Zweites Quartal. April — Juni. III, 7. I, 6. II, 6. III, 11. I, 9. II, 7. III, 13. I, 12.
Drittes Quartal. Juli — September. III, 16. 18. 22. I, 16. II, 10. III, 23. I, 21.
Viertes Quartal. Oktober — Dezember. I, 24, II, 22.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Vierundvierzigster Band.

München,
gedruckt in der königl. Central-Schulbuchdruckerei.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juni

1857.

Bulletins der drei Classen.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,

in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. Januar.

Nr. 1. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zur Allerhöchsten Geburtsfeier Sr. Majestät des Königs am 28. November 1856.

Die Ankündigung derselben gab Folgendes als Inhalt an:

„Nach einer die Feier einleitenden Rede des Vorstandes der k. Akademie, Hrn. Geheimraths Fr. v. Thiersch, wird Hr. Universitätsprofessor Dr. Conrad Hofmann, außerordentl. Mitglied der philos.-philolog. Classe,

„Ueber die Gründung der Wissenschaft altdeutscher Sprache und Literatur"

die Festrede halten".

Auch werden Erinnerungen an das Leben und die Thätigkeit jüngst verstorbener Mitglieder der Akademie, des Herrn Grafen Friedrich v. Lurburg, Ehrenmitgliedes der Akademie und des Staatsrathes Herrn Joseph v. Stichaner, ordentl. Mitglied der historischen Classe, durch den Vorstand, und an den geheimen Bergrath und Professor Herrn Christ. Samuel Weiß in Berlin, auswärtiges Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe, vom Sekretär derselben, Herrn Hofrath v. Martius, vorgetragen. Ebenso wird die Proklamation neuernannter und von Seiner Majestät dem Könige bestätigter Mitglieder der Akademie stattfinden.

Rede
über das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit,
und Nachrichten über das Leben und Wirken zweier verstorbener Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften, des Herrn Grafen von Lurburg und des Herrn Staatsrathes von Stichaner, vorgetragen von Friedrich von Thiersch, d. Z. Vorstand.

So oft die Feier des hohen Geburtsfestes unsers allergnädigsten Königs und Beschützers die Akademie, umgeben von Freunden und Kennern der Wissenschaften, an diesem Orte versammelt, erfüllen wir vor Allem die Pflicht, der Vorsehung für Seine Erhaltung zu danken und unsere Wünsche und Gebete für die ungetrübte Dauer Seiner Wohlfahrt und den Segen Seiner Königlichen Thätigkeit mit denen des ganzen bayerischen Volkes zu vereinigen. Zugleich aber ergreifen wir die Gelegenheit, Erwägungen damit zu verbinden, welche die Wissenschaften, denen Er einen großmüthigen Schutz widmet, unmittelbar berühren, und ein Licht auf ihre gegenwärtige Lage und Richtung zu werfen geeignet sind. Kaum aber wird auf diesem Standpunkte gerade jetzt ein Gegenstand von ernsterer Bedeutung sich darbieten, als die Frage nach dem Verhältnisse der Wissenschaft zur Wahrheit, von welchem ihr Verhältniß zu den höchsten Gütern und selbst zur Religion wesentlich bedingt wird.

Ein alter Spruch sagt [1]): Die Wahrheit sei unfindbar, und wäre sie zu finden, so wäre sie nicht

mittheilbar. Würde diesem Ausspruche Geltung zuerkannt, so wäre durch ihn die Wissenschaft als solche aufgehoben, und was sich für sie ausgabe, wäre Schein oder Trug.

Wir haben es erlebt, daß auch in unseren Tagen eine solche Behauptung sich an das Licht gewagt und ihre Verkündiger bis zur Verdammung aller Wissenschaft geführt hat.

Vor Allem gilt es, ein Doppeltes zu unterscheiden, das Gebiet göttlicher und creaturlicher Dinge. Allerdings ist dem Menschen nicht gegeben das Geheimniß des göttlichen Wesens, das Verhältniß Gottes zur Creatur und das Ziel der Menschheit mit eigenem Vermögen zu ergründen und in unantastbaren Formeln auszusprechen. Die Kunde davon, welche das Gemüth noch dringender begehrt als der Verstand, kommt aus höheren Quellen. Es ist die Offenbarung und die Annahme derselben der Glaube.

Darum aber ist die Wissenschaft von dieser Sphäre nicht ausgeschlossen. Ihr fallen die Urkunden der Offenbarung, die Kenntniß ihrer Sprachen, die Feststellung und Deutung ihres Inhaltes und dessen Reinhaltung von Irthümern anheim, welche sich der heiligen Ueberlieferung aus den Vorstellungen des Alterthumes von creaturlichen und dämonischen Dingen gesellt und den Aberglauben mehr als einmal bis zum Wahne und zu Thaten des Fanatismus gedrängt haben.

Ein jeder weiß, welche große Verdienste besonders die Naturwissenschaft sich in dieser Hinsicht um das menschliche Geschlecht und um die Religion selbst erworben hat.

Auch das Streben zu dem Wesen der Offenbarung vorzudringen und es in den Bereich menschlichen Verstehens überzuführen, ist hier nicht ausgeschlossen. Denn was sind die in dieser Richtung auftretenden Systeme anders, als Versuche geistiger Befriedigung für diejenigen, welchen die Einfachheit der Offenbarung nicht genügt, oder welche die Stillung ihres Wissensdurstes anderswo als im Glauben zu suchen sich bestimmt fühlen.

Man kann die Richtung beklagen, in welcher das Recht des Verstandes dem Bedürfnisse des Gemüthes vorausgestellt wird, man hat das Recht, sie mit allen ehrlichen Waffen des Geistes zu bekämpfen, aber man darf ihre Berechtigung nicht in Zweifel ziehen, ohne dem Wahne zu verfallen, daß der Glaube könnte geboten und der Unglaube müsse bestraft werden.

Treten wir auf das Gebiet der creaturlichen Dinge, so ist auch auf ihm die Wahrheit nicht unfindbar.

Zwar ist sie nicht unmittelbar oder ganz enthüllt, noch wird sie in bestimmten Aussprüchen der Annahme dargeboten, aber sie ist ausgedrückt in den ewigen und unwandelbaren Gesetzen, nach denen Werden und Denken sich zu Natur und Geist entfalten und in diesen beiden großen Thatsachen zu ihrer Ergründung mit unwiderstehlicher Gewalt auffordern.

Statt der Offenbarung und des Glaubens sind Forschung und Wissen in das creaturliche Gebiet maßgebend eingetreten, ohne den Nexus zu lösen, durch welchen beide Sphären innerlich verbunden sind. Denn was ist die Schöpfung zuletzt anders, als das nach Außen gewendete Wesen Gottes, von dem Natur und Geist erfüllt sind? Zugleich stellt sich hier das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit als ein festes und deutlich erkennbares hervor.

Die Wahrheit ist das Eine und Einfache, was der Natur und dem Geiste als Wesen zu Grunde liegt, durch die Form als Schönheit zur Erscheinung kommt und in der Durchdringung von Wesen und Form als das Gute sich kund gibt.

„Und Gott sah an", sagt die Genesis[2]), „Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut".

Die Wissenschaft ist das Viele und Mannigfache. Jedes Gesetz der Natur und des Geistes, jede Eigenschaft und Frucht von beiden[3]) liefert der Beobachtung und Forschung den Stoff des Wissens, durch dessen Ordnung und Gliederung Wissenschaften gebildet werden.

Diese gilt es als Glieder eines Organismus, als Theile eines großen Ganzen zu erkennen, das als Wissenschaft in seiner zur Einheit vermittelten lebensvollen Mannigfaltigkeit schon längst ein unveräußerliches Erbtheil unseres Geschlechtes geworden ist, die Menschheit zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Thaten erhebt und ihr die Natur unterwirft, welche auszubeuten und zu beherrschen der Mensch durch sein Bedürfniß genöthiget und durch seine Befähigung berufen ist. Von dieser gilt, was der Dichter sagt [4]): „Viel Gewaltiges ist, jedoch nichts gewaltiger als der Mensch". Schwert und Scepter seiner Macht aber ist die Wissenschaft.

Die Wahrheit ist unwandelbar, sie kann als solche nicht zugleich die Unwahrheit sein, wandelbar ist die Wissenschaft. Jede neue Kunde, Entdeckung oder Erfindung erweitert oder ändert ihren Inhalt, jede Steigerung des geistigen Vermögens ihre Gestalt. Das aber ist nicht ein Vorwurf, es ist ein Lob, ja das höchste Lob derselben. Denn dadurch manifestirt sie sich als Thätigkeit und Leben und wird zur Siegerin des Irrthumes und jeder feindseligen Gewalt, welche sich ihr auf ihrem unaufhaltsamen Gange zur Wahrheit entgegen stellt.

Wehe dem Volke wie auch dem Individuum, das gegenüber dieser höchsten Energie des Lebens sich der Unbeweglichkeit hingibt. Ueber ein solches verbreitet sich statt des geistigen Vermögens und seiner Thaten und Früchte unter dem trügerischen Schatten conservativer Ruhe die Nacht und ihre Verkümmerung, welche den Tod und durch ihn die Verwesung menschlicher Zustände herbeiführt.

Die Wahrheit endlich ist vollkommen, unvollkommen die Wissenschaft. Das Wahre als die Wesenheit der Dinge ruht in Gott beschlossen, in welchem kein Schatten und Wechsel des Lichtes ist. Die Wissenschaft suchet sie, aber sie hat nicht die Verheißung, alle Schleier aufzuheben, von denen sie verhüllt ist [5]). Im glücklichsten Falle wird sie nur einen Theil oder eine Seite des Ganzen, sie wird Wahrheiten statt der Wahrheit an das Licht bringen und hat schon oft erfahren, daß durch Auffindung bis dahin unentdeckter Gesetze der Natur und neuer Thatsachen oder durch genauere Beobachtung sich als Täuschung erweiset, was ihr wahr und unumstößlich schien.

Soll sie deshalb ihr Haupt beugen und ermatten? Unvollkommen, wie sie ist, gegenüber der höchsten Vollkommenheit und Weisheit, ist sie doch in stetem Fortgange begriffen. Wir wissen mehr und wissen es besser als unsere Vorfahren, sollte dieses neue Wissen auch auf mehreren Punkten nur ein negatives sein. Denn auch das ist Gewinn, daß man nicht meint zu wissen, was man nicht weiß, oder nicht wissen kann. In Folge jenes Fortschrittes hat die Wissenschaft jedes Feld ihres Anbaues in das Unendliche erweitert und befruchtet, ihre Fundamente befestiget, den Inbegriff ihrer Mittel vervielfältiget, und erfährt fortwährend, daß oft die scheinbar geringste Wahrheit einmal enthüllt und verstanden, die Mutter großer Entdeckungen und die Mehrerin des reichen Segens wird, welchen die Wissenschaft über das menschliche Geschlecht ausbreitet, der Sonne gleich, die das creaturliche Reich beleuchtet und erwärmt und jeden Keim des Lebens, den sie berührt, zur Entfaltung bringt.

Darum soll sie in ihrem schweren Berufe treu beharren, eingedenk des Spruches: „Pater ipse colendi haud facilem esse viam voluit" [6]), und gegen die größten Hindernisse mit dem frischesten Muthe zum Kampfe gehen, frei im Innern und frei nach Außen; aber auch frei von dem titanischen Uebermuthe, der die Schranken des Erkennbaren niederreißt und ohne Scheu die höchsten Güter der Menschheit mit Füßen tritt.

Preisen wir unser Loos als ein glückliches, welches uns zu einer Zeit in das Leben rief, in der jenes Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit und die in ihm enthaltenen Pflichten erkannt werden, und das uns unter die Herrschaft eines Monarchen stellte, welcher von der hohen Bedeutung der Wissenschaft durchdrungen ist, ihre Pflege und Mehrung als eine der höchsten Pflichten Seines Königlichen Berufes erkennt, sie mit der öffentlichen Wohlfahrt, wie mit der Ehre des bayerischen Namens eng verbunden achtet und jedes Jahr Seiner gottgesegneten Regie-

rung auch auf ihrem Gebiete mit Thaten schmückt, die noch den spätern Geschlechtern als Beispiel der Nachahmung vorzuleuchten geeignet und würdig sind.

Demnächst haben wir der neuesten Verluste zu gedenken, welche die Akademie an Mitgliedern durch den Tod erlitten hat.

Herr Friedrich Christian Johann Graf von Luxburg [7]) war zu Zweibrücken im Jahre 1783 geboren. Nachdem er seine gelehrten Studien in Göttingen vollendet hatte, trat er 1805 während seines 22. Lebensjahres in die diplomatische Laufbahn und nach neun Jahren vertrat er als Geschäftsträger seinen Hof in Cassel. Die späteren Jahre führten ihn als k. Gesandten an die Höfe von Dresden, Berlin, Paris und Wien. Bei jeder dieser Sendungen hat er das Vertrauen seiner Regierung durch rühmliche Leistungen gerechtfertigt, besonders 1833 zu Berlin, wo er in Verbindung mit dem Staatsminister der Finanzen, dem unvergeßlichen Arnold Friedrich von Mieg bayer. Seits unter den Auspicien Sr. Majestät des Königs Ludwig, die eben so schwierigen als wichtigen Verhandlungen über den Abschluß des großen deutschen Zollvereines zum Ziele führte [8]), der durch die Einigung Deutschlands auf dem Gebiete der materiellen Interessen eine Epoche der Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes eröffnet hat, welche ihren Segen stets weiter zu verbreiten die Aussicht hat.

Durch diese und andere Leistungen nimmt er Theil an der Anerkennung, welche der Nestor der deutschen Staats-Männer der Diplomatie von Bayern aussprach, als er sagte: „Keine Großmacht sei würdiger vertreten und nach außen besser bedient, als dieses Reich von vier Millionen“ [9]). Es genügt in Bezug darauf nächst Montgelas die Namen: von Bray, Pfeffel, Rechberg, Mieg, Adam von Aretin und Zentner zu nennen, denen Graf Luxburg als einer der jüngeren auf das würdigste sich anschloß.

Daß jenen Leistungen ein sehr gebildetes Urtheil über Personen und politische Zustände zu Grunde lag, daß er Befähigung, Gesinnung und Richtung der zur höheren Leitung der Geschäfte Berufenen richtig erkannt, daß er wie die innere Beschaffenheit, so den Belang ihrer Maßnahmen durchschaut und ihre Folgen vorausgesehen und mehr als einmal voraus gesagt hat, wissen außer denen, die mit ihm amtlich verkehrten, auch diejenigen, welche sich seines besonderen Vertrauens erfreuten oder mit ihm in brieflichem Verkehr standen.

Seine Neigung für die Wissenschaft, seine genaue Kenntniß der ihm zunächst liegenden Fächer, seine rege Theilnahme an Allem, was sich auf Bildung bezog, waren seit langen Jahren unter uns bekannt und haben seine Aufnahme unter die Ehrenmitglieder der Akademie herbeigeführt. Mit der tiefen Kenntniß der Staaten-Verhältnisse und dem scharfen Blicke des wahren Staatsmannes war in ihm zugleich die größte Herzensreinheit und Aufrichtigkeit im Umgange und mit dieser eine durchaus ehrenhafte Gesinnung vereint, und so wurde ihm während seines langen und vielbewegten Lebens das Glück zu Theil, von Vielen geliebt und verehrt, von Allen hochgeachtet und von Niemanden befeindet zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W 2.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. Januar.

Nr. 2. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zur Allerhöchsten Geburtsfeier Sr. Majestät des Königs am 28. November 1856.

(Fortsetzung der Festrede.)

Joseph von Stichaner [10]), am 22. Oktober 1769 zu Kürschenreuth geboren, vollendete seine juristischen und staatswirthschaftlichen Studien unter den berühmten Lehrern der Georgia Augusta, welche damals für die hohe Schule deutscher Staatsmänner geachtet wurde, und trat im 19. Lebensjahre seine Praxis beim Reichskammergericht zu Wetzlar an, doch bezog er im folgenden Jahre noch die Universität Ingolstadt, um durch Erwerbung gründlicher Kenntnisse des Rechts und der Verwaltung von Bayern sich zum Eintritt in den öffentl. Dienst seiner Heimat vorzubereiten. In seinem 21. Jahre schon ward er zu München vom churfürstlichen Hofraths-Collegium dafür als vorzüglich befähiget erklärt und stieg während der folgenden drei Jahre in demselben bis zum Amte eines Oberlandes-Regierungs-Direktors. In diesen und andern Aemtern, zu denen er in rascher Folge befördert ward, war er bald als eine der Zierden der Verwaltung anerkannt und trat 1799, dreißig Jahre alt, in der vollen Kraft und Erfahrung eines reich begabten Mannes gleich beim Beginne der glorreichen Regierung Maximilian Josephs in die erlesene Schaar von Männern, welchen der Monarch die Gestaltung und Führung des bald zum Königreiche erhobenen Staates anzuvertrauen vollkommen berechtiget war.

Mitten unter dem Geräusche der Waffen an die Spitze der Verwaltung ganzer Provinzen gestellt, hat er diese mit Weisheit und Humanität geführt und gegen das Uebermaß fremder Forderungen mit festem und unerschrockenem Muthe geschützt [11]). Nach dem Kriege wurde die wieder an Bayern gebrachte Pfalz seiner Verwaltung übergeben. Es ist noch wohl bekannt, wie viel er beitrug, während einer 11 jährigen Verwaltung ihre inneren Verhältnisse weise zu ordnen und ihren tief zerrütteten Wohlstand wieder herzustellen, und wie er es verstand, derselben ungeachtet der oft schwierigen und harten Verhältnisse den Charakter ächter Humanität und Milde aufzudrücken [12]).

Den gleichen Ruhm hat er in der Verwaltung der andern Kreise sich erworben, in die er später berufen wurde. Darum ist sein Andenken überall mit einer Popularität umgeben, welche sich bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab erstreckt, denn noch leben Viele, die, um mit dem Dichter zu reden, „seiner Sitten Freundlichkeit erfahren“. Neben dieser Thätigkeit des ausgezeichneten Administrators gieng sein Eifer für wissenschaftliche Studien und Interessen.

Auch im größten Drange der Geschäfte wußte dieser Eifer noch Stunden zu gewinnen, die er dem wichtigen Berufe wissenschaftlicher Pflege und seinem eigenen Studium widmete [13]).

Schon im Jahre 1790 hatte seine Schrift über das Entscheidungsrecht der Pfalzgrafen bei Rhein bei streitigen Kaiserwahlen ihm als historischen Forscher Anerkennung erworben und durch andere Leistungen unterstützt im Jahre 1808 zu seiner Aufnahme unter die Ehrenmitglieder der Akademie geführt.

Er rechtfertigte die Aufnahme durch eine lange Reihe von Arbeiten über die Geographie von Bayern unter den Römern und die Römerstraßen, durch Sammlung und Erklärung der römischen Alterthümer, und die rege Theilnahme an den Arbeiten der historischen Vereine des Vaterlandes[14]).

Nachdem er im vorgerückten Alter der wohlverdienten Ruhe vom Verwaltungsgeschäfte theilhaftig geworden war, trat er 1844 in das Innere der Akademie als ordentliches Mitglied der historischen Classe und hat als solches und während dreier Jahre als ihr Secretär eben so ihr, wie dem historischen Vereine von Oberbayern zuletzt als Vorstand, seine noch ungebrochene wissenschaftliche Thätigkeit gewidmet, in welcher er fortwährend Stärkung unter dem Drucke eines hohen Alters und die Freude eines nach Kenntnissen dürstenden Geistes fand.

Wie gründlich und gewissenhaft seine Forschung in der vaterländischen Geschichte und wie aufrichtig und unbefangen seine Darstellung derselben war, davon hat er im Jahre 1842 in seiner akademischen Rede: „Geschichte der bayerischen Subsidien von 1740 — 1762“ — ein die Wissenschaft und ihn selbst ehrendes Beispiel gegeben. Wir dürfen ihn als einen der seltenen Männer preisen, welche die großen Geschäfte des praktischen Lebens mit dem friedlichen Dienste der Wissenschaften auf das Glücklichste verbanden und auf beiden Gebieten einen Kranz des Verdienstes und Ruhmes davon getragen, der ihr Andenken auch bei den spätern Geschlechtern ehren und schmücken wird.

Zum Ersatze ihrer Verluste und zur Erweiterung ihrer Verbindungen hat die Akademie auch in diesem Jahre neue Wahlen vollzogen, welche, nachdem sie sämmtlich die königliche Bestätigung erhalten, hiemit verkündiget werden.

Die Akademie wählte:

A. Als Ehrenmitglieder:

den geheimen Legationsrath v. Schack aus Mecklenburg und

den geheimen Legationsrath v. Olfers in Berlin.

B. Als ordentliche Mitglieder:

a. bei der philosophisch-philologischen Classe:

den k. Professor Dr. Thomas in München,

b. bei der mathematisch-physikalischen Classe:

die kgl. Universitäts-Professoren dahier Dr. Jolly und Dr. Pettenkofer,

c. bei der historischen Classe:

den k. Universitäts-Professor Dr. Löher dahier.

C. Als außerordentliche Mitglieder:

a. bei der mathematisch-physikalischen Classe:

den k. Universitäts-Professor Dr. Harleß dahier,

b. bei der historischen Classe:

den Privatdocenten an der Juristen-Facultät der k. Universität dahier Dr. Rockinger.

D. Als auswärtige Mitglieder:

a. bei der philosophisch-philologischen Classe:

Dr. Ludwig Preller, Hofrath und Oberbibliothekar zu Weimar,

Dr. Theodor Benfey, Professor in Göttingen,

Dr. Franz Miklosich, Professor in Wien,

Adalbert Keller, Universitäts-Bibliothekar und Professor in Tübingen,

Franz Pfeiffer, Bibliothekar zu Stuttgart,

Paul Schafarik, Bibliothekar zu Prag;

b. bei der mathematisch-physikalischen Classe:

Dr. J. H. Brandt, k. k. russischen Staatsrath in Petersburg,
Dr. A. Th. v. Middendorf, Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Petersburg,
Karl Gustav Mosander, Prof. in Stockholm,
Elias Fries, Prof. in Upsala,
Dr. Daniel Friedrich Eschricht, Prof. in Kopenhagen,
Joh. Japetas Steenstrup, Prof. in Kopenhagen;

c. bei der historischen Classe:

Dr. Michelsen, Prof. und geheimen Justizrath in Jena,
Dr. Heinrich Schäfer, Prof. in Gießen,
Adolph v. Varnhagen, k. brasilianischen Geschäftsträger in Madrid.

E. Als korrespondirende Mitglieder:

a. bei der mathematisch-physikalischen Classe:

John Le Conte, Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Philadelphia,

b. bei der historischen Classe:

Dr. Birk, Adjunkt an der k. k. Bibliothek in Wien.
Dr. Thomas Gar, Professor in Trient.

Anmerkungen.

1) Cicero Academ. poster. I, C. 12. §. 43. Democritus in profundo veritatem esse demersam; opinionibus et institutis omnia teneri; nihil veritati relinqui. — §. 45. Itaque Arcesilas negabat, esse quidquam, quod sciri posset, ne illud quidem ipsum, quod Socrates sibi reliquisset.

2) In der Genesis I, 31.

3) Als Frucht der Natur wird jedes Erzeugniß, sei es organisch oder nicht, als Frucht des Geistes, jede Aeußerung desselben bezeichnet, welche sich durch die Sprache als Rede jeder Form, durch Behandlung irdischer Stoffe als Kunstwerk, durch Gesinnung, Einrichtung oder That kund gegeben und der Beobachtung oder Forschung Stoff des Wissens geliefert hat und liefern kann.

4) Sophocles Antig. v. 332 ed. Herm.: „πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.

5) Das Alterthum stellte die Unergründbarkeit der letzten Ursache der natürlichen Dinge, wie man weiß, unter dem Bilde der verschleierten Göttin von Sais dar, deren hieroglyphe Inschrift aussagte:

„Ich bin, die ich war und die ich sein werde. Meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgehoben und die Frucht meines Schoßes ist die Sonne". Proclus zum Timäus p. 30.

Unter den christlichen Dichtern, welche dasselbe obwohl in anderer Weise ausdrücken, ist vor allen Haller mit seinem Ausspruche zu nennen: „In's Innere der Natur dringt kein erschaff'ner Geist".

Als Basis der auf dieses Eindringen angewiesenen Forschung dienen die rein geistigen Wissenschaften arithmetischer und räumlicher Größen und ihrer Eigenschaften. Sie ruhen sämmtlich auf dem unbedingten Gesetze, das mit dem Bewußtsein zusammenfällt, daß jede Größe sich selbst und ihren Theilen zusammen gleich sei. Darum nehmen sie an seiner Unbedingtheit Theil und sind in ihrer ausgebildetsten Gestalt nur die höchste Entwicklung desselben.

6) Virgilii Georg. I, 121.

7) Zu Grunde liegt diesen Nachrichten eine biographische Skizze in französischer Sprache, welche Hrn. Baron von Pfeffel, Sohn des k. b. Gesandten dieses Namens und Neffen des Dichters zum Verfasser hat. Er ist aus Mittheilungen seiner Familie geflossen.

8. Der Vertrag zwischen Preußen und den beiden Hessen (dem Kurstaat und dem Großherzogthume) einerseits und Bayern und Würtemberg andererseits, dann Sachsen und den thüringischen Staaten ist am 11. Mai 1833 in Berlin abgeschlossen. Er trägt die Unterschrift von 17 dazu bevollmächtigten Staatsministern, unter diesen an der dritten Stelle Friedr. Johann Christian Graf v. Luxburg. Eben so nahm er Theil an dem Abschluß und Vollzug des Vertrages vom selben Datum, durch welchen das Großherzogthum Baden dem großen Zollverein beitrat; ferner an dem vom 10. Dezember 1835 abgeschlossenen über den Beitritt des Herzogthums Nassau, endlich an den vom 2. Januar 1836 über den Beitritt der freien Stadt Frankfurt, so daß seine diplomatische Thätigkeit sich über alle Zweige jenes großen welthistorischen Ereignisses erstreckt.

9) Es sei gestattet, aus dem oben erwähnten französisch geschriebenen Nekrolog die unsern Text in einigen Puncten erläuternden Stellen beizufügen.

Né à Deux-Ponts, en 1783, le comte de Luxbourg était le dernier survivant de cette phalange de diplomates distingués qui, sous le Roi Max-Joseph I., contribuérent si puissamment a élever et a affermir les destinées de la Bavière, et à laquelle le prince de Metternich ne faisait que rendre justice lorsqu'il disait qu'il n'y avait pas de grande puissance plus dignement représentée, plus habilement servie à l'extérieur que ne l'était alors ce petit royaume de quatre millions de sujets. — Il suffit de citer les Montgelas, les Réchberg, les Cetto, les Pfeffel, le De Bray, noms depuis longtemps connus et appréciés, même en France.

Homme de cabinet et homme du monde, partout il se fit remarquer par la solidité de son jugement, par la perfection de son travail, par l'élévation et la justesse de ses vues, ainsi que par l'aménité de ses formes et par le charme de son esprit aussi fin que bienveillant. Mais l'oeuvre capitale de sa vie publique, celle à laquelle il attacha indissolublement son nom, ce fut la part si grande qu'il prit, pendant sa mission à Berlin, à la conclusion du Zollverein.

Après le roi Louis qui fut le principal promoteur, personne ne concourut plus que lui, par son zèle habile, comme par son caractère conciliant, à cet acte mémorable, fruit des plus laborieuses négotiations, qui devait assurer la prospérité matérielle de l'Allemagne, en y fondant en même temps la seule unité compatible avec ses traditions, avec ses instincts et avec ses intérêts.

10) Ueber Herrn Jos. v. Stichaner ist eine mit Genauigkeit und Sachkunde geschriebene Biographie nach Mittheilungen der Hinterlassenen von dem k. Ministerialrathe Hrn. Grafen Friedr. Hekt. v. Hundt erschienen, dem gegenwärtigen Vorstande des historischen Vereins für Oberbayern, und aus dem XVIII. Jahresberichte des historischen Vereins von und für Oberbayern besonders abgedruckt, München 1856, welche der nachfolgenden Skizze in den wesentlichsten Punkten zum Grunde liegt.

11) Diesen männlichen Muth bewies er besonders durch die Festigkeit, mit der er die übertriebenen und unerschwinglichen Forderungen französischer Commissäre und Militärchefs abzuweisen oder zu mäßigen bemüht war. Er war am 23. Septbr. 1808 als Generalcommissär des Unterdonaukreises eingeführt worden und Passau wurde der Mittelpunkt des blutigen Kampfes zwischen Oesterreich und Frankreich. Nach Vertreibung der Oesterreicher durch Massena sollte die Stadt zur Festung umgestaltet

werden und in der dadurch herbeigeführten Bedrängniß, in welcher es galt, von unendlichen Drangsalen wenigstens einige abzuwenden, lief er Gefahr, den Zorn des Kaisers Napoleon, welchen ungünstige Berichte jener französischen Beamten gegen den Generalcommissär erregt hatten, zu seinem Verderben ausschlagen zu sehen. Herr Graf Hundt berichtet darüber: „Den fremden Herrscher befriedigte seine Thätigkeit nicht, vielmehr war er von dem durch mißgünstige Berichte aufgereizten Kaiser Napoleon bei dessen Eintreffen in Passau auf das Härteste unter Drohungen angelassen, welche unter den damaligen Verhältnissen für Freiheit und Leben wirkliche Gefahr enthielten, da bei der barschen und kurzen Weise des Imperators jedes Wort der Aufklärung abgeschnitten ward. Stichaner eilte, den wahren Sachverhalt seinem Könige vorzutragen, und Maximilian Joseph beruhigte ihn alsbald durch ein huldvolles Rescript, das ihn der fortdauernden Allerhöchsten Gnade versicherte und unter Anerkennung der erprobten Treue und Hingebung eine nahe Veränderung seiner Bestimmung in Aussicht stellte, welche ihm um so erwünschter war, als die Drangsale des Krieges nach der Abreise des Kaisers für Passau sich noch gesteigert hatten. Denn die Lieferungen nahmen kein Ende, Tausende mußten an den rasch zu fördernden Verschanzungen arbeiten, und um das Maaß des Unglücks zu erfüllen, brach eine gewaltige Feuersbrunst aus, welche die Innstadt verheerte und die am andern Innufer gelegenen Pulvermagazine mit solchem Feuerregen übersprühte, daß das Verderben der ganzen Stadt nahe zu sein schien."

(Schluß der Anmerk. u. Forts. des Bulletins folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. z.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. Januar.

Nr. 3. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung k. der Akademie der Wissenschaften zur Allerhöchsten Geburtsfeier Sr. Majestät des Königs am 28. November 1856.

(Fortsetzung.)

(Schluß der Anmerkungen zur Festrede.)

12) Er ward in die Verwaltung der Pfalz 1817 eingewiesen und hat die Geschäfte dort ununterbrochen mit Einschluß des stürmischen Jahres 1830 geführt. Er wurde 1831 nach Ansbach in die Verwaltung eines Kreises mit vollkommen geregelter Ordnung versetzt, und hat sie in allen dem Kreise gehörigen Landestheilen, darunter Nürnberg, in demselben Geiste wie in der Pfalz besorgt. Während ihrer Dauer fand er Gelegenheit, sich auch für den unglücklichen Kaspar Hauser auf das menschenfreundlichste anzunehmen, der wie ein Kind seines Hauses aufgenommen, aber 1835 im Schloßgarten ermordet wurde. Stichaner war so wie Feuerbach, der als Präsident des Appellationshofes zu Ansbach die Untersuchung zu leiten hatte, vollkommen überzeugt, daß der unglückliche und ganz harmlose Jüngling als Opfer jener finstern Gewalt gefallen sei, die ihn in seiner Kindheit in ein noch jetzt verborgenes Gefängniß brachte und dann als erwachsenen Knaben zu Nürnberg dem Mitleide einer ihm fremden Bevölkerung ausgesetzt hatte, bis die Sage, daß man dem Verbrecher auf der Spur sei, diesen zu seinem Mord trieb. Der Mord gelang, wie man weiß, erst beim zweiten Anfall. Man kennt den tragischen Ausgang, den auch Feuerbach darauf in Frankfurt nahm, nachdem er die Untersuchung über seine Schicksale mit eben so großer Energie als Einsicht geführt hatte und, wie er selbst sagt, bis zum Eingang in die Höhle des Verbrechens vorgedrungen war.

13) Die wissenschaftliche Thätigkeit eines so viel beschäftigten und durch so große Anforderungen des öffentlichen Dienstes in Anspruch genommenen Staatsmannes konnte während der schönsten Jahre seines männlichen Alters und bis zum Eintritt in das Greisenalter nicht die eines rein wissenschaftlich bethätigten Gelehrten sein, der bei voller Muße seinem Berufe lebt und in dem Fall ist, größere wissenschaftliche Werke entwerfen und ausführen zu können. Was einem Manne in Stichaner's Lage möglich ist, um seinen wissenschaftlichen Ernst und Eifer zu bethätigen, besteht in Benützung der Gelegenheiten, welche sich auf seiner Laufbahn ihm bieten, für Förderung der Erziehung oder Anlage wissenschaftlicher Sammlungen Sorge zu tragen und in Bekanntgabe dessen, was er auf dem seinen Interessen nahe liegenden Gebieten zu beobachten und zu entdecken fand.

Herrn v. Stichaner gehört die Gründung des antiquarischen Museums in Speyer, dem seine schützende und mehrende Hand nur zu bald entzogen wurde. Daneben geht während seiner dreißigjährigen amtlichen Thätigkeit eine lange Reihe von Aufsätzen in den Kreisblättern der ihm anvertrauten Provinzen, über römische Inschriften, Münzen, Geräthe, Grabhügel, geographische Merkwürdigkeiten, Städte und Straßenzüge, welche seine treffliche Biographie S. 18 vollständig und genau anführt. Auch über mittlere Geschichte, sowie über das seit 1679 begehrte, oft angeregte, aber nie zur Ausführung gekommene, topographisch-historische Lexikon von Bayern sind handschriftliche Arbeiten vorhanden.

14) Als selbständig von ihm gedruckte Schriften sind aufzuführen:

1) Ueber das Entscheidungsrecht des Pfalzgrafen bei Rhein bei einer streitigen deutschen Kaiserwahl 1790, welche schon in seinem 21. Lebensjahre die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn brachte.

2) Sammlung römischer Denkmale Bayerns, herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften in Bayern 1808.

Nach dem Vorworte von Schlichtegroll, damals Generalsecretär der erneuten Akademie, war zum Behufe der Bearbeitung dieses Stoffes eine akademische Commission gebildet. Mehrere Hefte sollten nach Maßgabe ihres Umfanges einen Band mit besonderem Titel bilden. Die erste Abhandlung, 40 Seiten Text mit 7 Tafeln Abbildungen, trägt den Namen Stichaner's, damals k. b geheimer Referendär und Ehrenmitglied der k. Akademie der Wissenschaften. Ebenso die zweite desselben Jahres von nur 16 Seiten Text und 16 Tafeln Abbildungen. Beide enthalten nebst den einleitenden Erinnerungen über die Lage der antiquar. Erforschung von Bayern zu Anfang dieses Jahrhund. die Untersuchungen der röm. Straße von Juvavum über Artobriga und Bedajum, — das erste Beispiel einer genauen Forschung dieser Art während der neueren Zeit in Bayern und ein Muster von Besonnenheit und Gründlichkeit. Eine Fortsetzung dieser Abhandlungen ist nicht erfolgt und die Akten der k. b. Akademie enthalten nichts über den Abbruch dieser mit so gutem Erfolge begonnenen Untersuchungen. Es kam erst in der General-Versammlung der Akademie v. 9. März 1808 zum definitiven Beschluß. Die dafür eingesetzte Commission bestand aus den Mitgliedern: v. Aretin, Jakobs, Riedl, v. Palhausen, Reinwald und Breyer. Sie hatte schon im Dezember 1807 ihre erste Sitzung gehalten und in der Februar-Sitzung hatte Hr. v. Stichaner ihr den ersten Bericht vorgelesen; „ein höchst interessanter Aufsatz über die Römerstraßen durch Bayern, nebst Erläuterung der dahin gehörigen im Vaterlande gefundenen Steine und Alterthümer", wie das Protokoll bemerkt, welcher den Beifall der ganzen Commission erhielt. Das Protokoll schließt: „Die Akademie erkennt mit Dank den Eifer, den Hr. v. Stichaner diesem ihr so wichtigen Gegenstande widmet und ist im Voraus überzeugt, daß die Freunde des vaterländischen Alterthumes von den Ausbeuten, welche die Bemühungen dieser Commission jetzt schon geben, und fernerhin ganz in der Nähe zeigen, angenehm überrascht sein werden".

Herr Graf v. Hundt bemerkt S. 6, daß dem Verfasser damals die Aufsicht über die Antiquitäten-Sammlungen übertragen und daß er denselben die gesammelten Alterthümer übergeben habe. Sie werden wie natürlich noch jetzo in dem später gegründeten Antiquarium in der k. Residenz aufbewahrt. Der Grund jener schnellen und unliebsamen Unterbrechung des Unternehmens ist offenbar in dem Umstande zu suchen, daß Hr. v. Stichaner, auf dessen Thätigkeit es berechnet war (denn Commissionen gehören bei solchen Dingen gemeiniglich unter die Formalia), daß er noch in demselben Jahre diesem friedsamen Berufe entzogen und an die Spitze der Verwaltung eines der neugebildeten Kreise des erweiterten Königreiches berufen wurde und fortan 30 Jahre lang sein Beruf die Leitung der Verwaltung en Chef eines Collegiums blieb. Die Biographie gibt über diese beiden Abhandlungen, über die seitdem in dem Passauer und Straubinger Intelligenzblatt, dann in den Intelligenzblättern des Illerkreises bis zu dessen Auflösung den nähern Nachweis und schließt denselben mit den Worten: „Auf diese Weise eröffnet er, der Erste, eine Bahn, auf welcher Reiser, Benschlag u. A. dann fortschritten und die Wirksamkeit der historischen Vereine vorbereitet wurde".

Vorzüglich in der Rheinpfalz war diese seine Thätigkeit sehr ergiebig und die Intelligenzblätter des Kreises von 1818 bis 1832 enthalten von ihm Nachrichten über aufgefundene Alterthümer, besonders aus der Römerzeit an mehr als 60 Orten, über Römerstraßen, Grabhügel, Verschanzungen. Das durch ihn neu errichtete Antiquarium wurde von ihm mit den reichen Fundobjecten ausgestattet. Nachdem dieses mehrere Jahre in Folge der Zeitereignisse weniger beachtet blieb, ist jetzo unter der umsichtigen Leitung seines gegenwärtigen Vorstandes, des Herrn Professors Rau, in die Bahn von Stichaner wieder eingelenkt worden. Gleiche Mittheilungen enthalten die Jahresberichte des historischen Vereins für den Rezatkreis während seiner Verwaltung, unter denen die Aufsätze über die den Kreis durchziehenden Römerstraßen und Grenzmauern mit 12 Zeichnungen (III. Jahresbericht St. 6. 15) und über die Römerstraße von Regium nach Vindonissa (V. 11—21) und über die alten Grabhügel und Schanzen im Rezatkreise mit 2 Karten (worin die Römerstraßen und das Vallum eingezeichnet sind (VII. 17. 39—101). Wie auch in der letzten Periode seines Lebens seit 1840 diese Thätigkeit ohne Unterbrechung fortgieng, zeigen die von ihm in den Jahresberichten des historischen Vereins von und für

Oberbayern und im oberbayerischen Archiv seit jener Zeit niedergelegten Aufsätze.

Von seinen historischen Arbeiten sind hier noch besonders die beiden akademischen Abhandlungen zu nennen:

3) Die Verlassenschaft der Herzogin Mathilde von Spoleto, Markgräfin von Tuscien, vorgetragen in der historischen Classe der Akademie (Gel. Anz. Band X. Nr. 36—39).

4. Geschichte der bayerischen Subsidien von 1740—1762. Festrede für die Feier des Ludwigstages am 25. August 1842, gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie von Jos. v. Stichaner, Dr. beider Rechte, k. Staatsrath im ordentl. Dienst, ordentl. Witglied der histor. Classe der k. Akademie der Wissenschaften, Großkreuz des Verdienstordens der bayer. Krone, Großoffizier der k. franz. Ehrenlegion ꝛc.

Ueber die Quellen dieser höchst schätzbaren historischen Denkschrift sagt er S. 2: „Die in dieser Zeit abgeschlossenen Staatsverträge sollen unsere Führer sein, und diejenigen, welche noch nicht in Druck erschienen sind, werden die Beilagen dieser Darstellung bilden".

Ueber die historische Bedeutung seiner Arbeit äußert sich der Verfasser S. 22 in folgender Weise: „Die Darstellung der 22 Jahre hindurch aufeinander gefolgten Subsidien-Tractate wird für die Geschichte nicht ohne Interesse bleiben. Man wird daraus manche in dieser Periode vorgekommene äußere Erscheinungen richtig beurtheilen, die geheimen Triebfedern kennen lernen, welche die Regierung oft bei ihren Maßregeln geleitet haben und den Schlüßel finden, wodurch sonst nicht erklärliche Verhältnisse aufgehellt und den Wirkungen die wahren Ursachen beigemessen werden können".

5) Auch eine Anrede bei der feierlichen Preisevertheilung für die industriellen Gegenstände zu Ansbach ist (14. August 1836) gedruckt worden, welche über die Industrie zu Nürnberg während der großen Periode dieser Stadt so wie anderer Städte des Kreises und über ihre Wiederbelebung in der neuesten Zeit sehr schätzbare Nachrichten enthält.

Denkrede auf Christ. Samuel Weiß, gehalten in der öffentl. Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1856 von Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius, Secretär der mathemat.-physikal. Classe.

Hochansehnliche Versammlung!

Gestatten Sie mir einige Worte der Erinnerung an einen Mann, von dem die Akademie sagen kann, er sei ihr jüngstes Mitglied gewesen, er sei ihr ältestes geworden.

Ihr jüngstes, denn einen noch nicht Dreiundzwanzigjährigen nahm i. J. 1803 die churpfalzbayerische Akademie d. W. als Verfasser einer von ihr gekrönten Preisschrift auf.

Ihr ältestes, denn von gleich fernem Ernennungsdatum lebt Keiner mehr in unserem Kreise.

Dreiundfünfzig Jahre, eine Epoche des staunenswürdigsten Fortschrittes, hat Weiß uns angehört. Er hat in dieser Periode einen Standpunkt von historischer Bedeutung eingenommen: denn Weiß ist der Urheber einer mathematischen Krystallographie, der Begründer einer analytisch-geometrischen Behandlung dieser Wissenschaft.

Jeder, auch der geniale und schöpferische Mann der Wissenschaft, ist das Kind seiner Zeit. Werfen wir aber einen Blick auf den Boden, worin das Leben unseres trefflichen Collegen wurzelte, — auf die geistige Umgebung, woraus er die Lebensluft der Lehre und Anregung einsog, so offenbart sich uns eine durchaus selbstständige Natur. Gerade darin leuchtet die geistige Energie des Mannes, daß er aus sich heraus ein ganz Anderer wurde, als Jene, unter deren Vermittelung, mit deren Hilfe er in die Wissenschaft eintrat; und um so verdienstvoller erscheint uns diese Eigenthümlichkeit, da jenes Männer waren, wie ein Werner, ein Haüy.

Christian Samuel Weiß, k. preuß. Geh. Ober-Bergrath, ord. Professor der Mineralogie, Director des mineralogischen Museums und Mitglied der k.

Akademie d. W. in Berlin, ist am 26. Febr. 1780 zu Leipzig geboren. Sein Vater war damals Archidiaconus an der Nicolaikirche; auch sein Großvater hatte dieselbe Stelle bekleidet. Nach dem ersten Unterrichte im älterlichen Hause ward er einem Freunde des Vaters, dem Rector der evangelischen Gnadenschule vor Hirschberg in Schlesien und kaiserl. gekrönten Dichter, Magist. C. L. Bauer, einem tüchtigen Philologen aus Ernesti's Schule, anvertraut. Der Segen einer classischen, von Sittlichkeit getragenen Bildung, wie er sie dort empfieng, frisch, liberal und frei von hochmüthigem Schulpedantismus, begleitete ihn, dankbar gewürdigt, durch das Leben. Zunächst aber war in jener Jugendzeit von mächtigem Einfluß auf den vierzehnjährigen Schüler eine längere Fußwanderung, mit einigen Studiengenossen, unter Führung seines älteren Bruders, des als Pädagogen und Philosophen bekannten Christ. Weiß, durch Sachsen, Schlesien und Böhmen [1]). Sein offener, beweglicher Geist wurde, wie er selbst gern bekannte, durch diese Reise zuerst auf unbefangene und eindringliche Naturbetrachtung hingewiesen.

Ungewöhnlich früh entwickelt, begann Weiß schon im sechszehnten Lebensjahre zu Leipzig das Studium der Medicin. Doch verfolgte er diese Richtung nur bis zum Baccalaureate. Bald wendete er sich fast ausschließlich zu physischen, mathematischen, mineralogischen und chemischen Studien. Mit zwanzig Jahren war er Doctor der Philosophie, mit einundzwanzig habilitirte er sich in der philosophischen Facultät durch Vertheidigung seiner Dissertation über die richtige Begriffsbestimmung vom Starren und Flüssigen [2]), worin er, beiläufig gesagt, der Kantischen Definition vor den ältern und vor jener Schellings den Preis zuerkannte. Aus demselben Jahre ist die Abhandlung: Betrachtung eines merkwürdigen Gesetzes der Farbenänderung organischer Körper durch den Einfluß des Lichtes. (Im Namen der Linneischen Societät zu Leipzig herausgegeben. Leipzig. 8.) Schon früher hatte er sich mit der Beantwortung einer i. J. 1799 von der bayerischen Akademie d. Wiss. gestellten Preisaufgabe über die Natur des Lichtes und des Feuers beschäftigt. „Seine Preisschrift kam beinahe um anderthalb Jahre später, als es die Zeit der Concurrenz forderte. Demungeachtet wurde dem Verfasser, ihrer innern Güte wegen, noch ein halber Preis zuerkannt [3])". In demselben Jahre ertheilte die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin seiner Schrift über den Antheil der Elektrizität an der Hagelbildung, und über die Hagelableiter das Accessit. Ein solcher Anfang, immer selten, war in jener Zeit glänzend.

Bevor Weiß in die zu Leipzig eröffnete akademische Laufbahn weiter eintrat, suchte er noch während des Winters von 1801 auf 1802 in Berlin die Leitung Klaproths auf. In dem Laboratorium dieses berühmten Scheidekünstlers, der zumal durch den hohen Grad von Genauigkeit und Scharfsinn seiner Mineral-Analyse die Blicke aller Chemiker auf sich gerichtet hatte, — in den Hörsälen des Astronomen Bode, des Mineralogen Karsten sen., und im Umgange mit Leopold v. Buch erweiterte sich der Gesichtskreis des geistreichen, strebsamen jungen Mannes. Er wurde sich klar bewußt, was ihm mangle, welche Richtung er einhalten solle. Er gieng nach Freiberg und saß ein Jahr lang (1802—3) zu den Füßen Abrah. Gottl. Werners, des großen Schöpfers einer mineralogischen Wissenschaft. Im Verkehr mit diesem mächtigen Genius bildete Weiß sein Urtheil für jede Einzelforschung auf dem sich weit ausbreitenden Gebiete der Mineralogie und Geognosie.

1) Sie wurde von Letzterem beschrieben: Wanderungen in Sachsen, Schlesien, Glatz und Böhmen. Leipz. 1795, 96. 2 Bde. 8.

2) Dissertatio de notionibus rigidi et fluidi accurate definiendis. 23. Sept. 1801. 4.

3) So die vorgedruckte amtliche Erklärung in: Versuch einer Beantwortung der von der physikalischen Classe der churfürstl. bayer. Akademie d. W. für das Jahr 1799 aufgeworfenen Preisfrage: ist die Materie des Lichtes und des Feuers die nämliche oder eine verschiedene? Gibt es eine eigene Wärmematerie? u. s. w. München 1803. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. Januar.

Nr. 4. 1857.

Bulletin.

Oeffentl. Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zur Allerh. Geburtsfeier Sr. Maj. des Königs am 28. November 1856.

Denkrede auf Christ. Sam. Weiß, gehalten von Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius ꝛc.

(Fortsetzung.)

Von Ostern 1803 an begann er seine akademischen Vorlesungen zu Leipzig über Chemie, einige Theile der Physik, über Mineralogie und Geognosie. Sicherheit in seinem Wissen, Klarheit, Lebendigkeit und Schärfe des Ausdrucks gewannen ihm große Lehr-Erfolge, allgemeine Bildung und Humanität die persönliche Zuneigung der Schüler und Lehrer. Gemeinsam mit seinem Freunde Carl J. B. Karsten unternahm er auf Veranlassung von dessen Oheim, dem damaligen k. pr. Geh. Oberbergrath Dietr. L. G. Karsten, die Uebersetzung der großen Mineralogie von Haüy [4]). Den ersten Band dieses wichtigen Werkes hat Weiß fast um die Hälfte vermehrt durch eine höchst bedeutsame Abhandlung: „Dynamische Ansicht der Krystallisation". Hier schon, sowie in seinen Zusätzen zu den spätern Bänden, die fast ganz von ihm übersetzt wurden und zu Haüy's Lehrbuch der Physik, das er ebenfalls [5]) verdeutschte, — liegt der Ausgangspunkt jener scharfsinnigen Untersuchungen, welche Weiß zum Begründer der mathematischen Krystallographie gestempelt haben.

Nachdem er noch einen Winter von 1805 auf 1806 in Berlin zugebracht hatte, unternahm er, mit Unterstützung seines damaligen Landesherrn Friedrich August Churfürsten von Sachsen, eine zweijährige Reise über Wien in die steyerischen und salzburgischen Alpen, durch Tirol, Oberitalien und die Schweiz nach Paris. In diesem Centrum der französischen Wissenschaft blühten damals Cuvier, Haüy, Berthollet, Brochant de Villiers, Brongniart u. A., die dem kenntnißreichen, vielseitig gebildeten, witzigen Deutschen beglückende Anerkennung und Belehrung entgegenbrachten. Die Grundansichten von Weiß standen den atomistischen Principien der Haüy'schen Lehre entgegen, seine Combinationen und mathematischen Entwickelungen giengen weit über sie hinaus; aber Haüy entzog ihnen das Lob des Meisters nicht.

Auf einer Reise in die Dauphiné, Auvergne, Velay und Vivarais stellte sich Weiß's geognostischem Forscherblicke jenes großartige System erloschener Vulcane dar, dessen Studium einen so wesentlichen Einfluß auf die neueren Ansichten von Vulcanismus und Plutonismus, ja auf die ganze Entwickelung der Geologie gehabt hat. In's Vaterland zurückgekehrt, legte Weiß diese Beobachtungen seinem großen Lehrer Werner vor, er verhehlte nicht, wie die daraus gezogenen Consequenzen seine geologischen Ansichten gewendet

4) Lehrbuch der Mineralogie, aus dem Französischen von Dietr. Ludw. Gust. Karsten. Vier Bände, Par. u. Leipz. 1804—1806. 8.

5) Sowie Carnots Grundsätze der Mechanik.

hätten. Von jener Zeit an bekannte er sich mit Entschiedenheit, und in Deutschland einer der Ersten, zu Ueberzeugungen, welche der damals noch mit kanonischem Ansehen geltenden Theorie Werners entgegenstanden. Aus Pietät für Werner vermied er, über diesen Gegenstand als Schriftsteller aufzutreten, und nur nach des großen Lehrers Tod ließ er sich vernehmen. Einem „allgemeinen Neptunismus“ [6]), nach welchem der Ocean die eigentliche Quelle aller Bildungsgeschichte der Erde wäre, im Innern der Erde Alles ruhe, wirkungslos für das große Ganze verharre, pflichtete er nicht bei. Der große Altmeister, welcher, wie Weiß zu sagen pflegte, „durchaus nicht mit den Augen Anderer sah“, und der weder die Alpen noch einen Vulcan je selbst untersucht hatte, hielt zwar seine Ueberzeugungen aufrecht, ließ aber dem Scharfblick und der Wahrheitsliebe Weiß's vollste Gerechtigkeit widerfahren, und bis an sein Lebensende blieb er sich in der hochachtungsvollen Neigung für den trefflichen Schüler gleich. Im edlen Gemüthe waren beide Männer sich verwandt, keiner Ausgleichung bedürftig [7]). Dagegen sind jene geologischen Forschungen von bestimmendem Einfluße auf die Ansichten Leopolds v. Buch gewesen, und dieser geistreiche Forscher trat unter Berufung auf die von Weiß abgeleiteten Gründe zu dem Plutonismus und der Erhebungstheorie über, sogar über die Consequenzen hinaus, für welche dieser die Berechtigung anerkannte. Vielleicht lassen sich die geologischen Ueberzeugungen von Weiß als zumeist verwandt bezeichnen mit jenen seines großen Freundes Alexanders v. Humboldt, des Genius, an dem das Zeitalter, wie

6) Vergl. Weiß in Frisch Lebensbeschreibung Abr. Gottl. Werners. Lpz. 1825. S. 157.

7) „Eine höchst ehrenvolle Anerkennung seines Werthes als Mensch, die ihn mehr als manche andere äußere Auszeichnung erfreute, wurde ihm bald nach Werners Tode zu Theil, als dessen Schwester, die Pastorin Glaubitz in Hirschberg, unter allen Schülern ihres Bruders keinen für würdiger als ihn hielt, einen von Werner mit Vorliebe getragenen kostbaren Ring zu besitzen“. Gumprecht, in einer biogr. Skizze v. Weiß. Berl. Zeit. vom 9. Oct. 1856. Beil. 1.

Tiefe und Tragweite der Gedanken, auch das glückliche Maß bewundert.

That war unserm Weiß die ganze Natur. Auch in der Welt der todten Materie erkannte er keine absolute Ruhe. „Es ist anzuerkennen, rief er einst gegen mich aus, oder es ist schon anerkannt (ganz gegen Werner), daß von dem bereits Gebildeten an unserem Planeten Nichts der späteren Umbildung, bis zu totaler Veränderung entzogen, außer ihrem Bereiche ist. Dadurch kann das Primitivste wieder zum Neuesten werden und geworden sein“. — Wir müssen [8]) „die Sphäre möglicher unmittelbarer Beobachtung gegen die der Beobachtung unzugängliche mit Bestimmtheit abgränzen, der letztern eine gewisse Abgeschlossenheit einräumen, in welche sich der Schluß aus dem Beobachteten nicht mit Sicherheit wagen kann. — „In dem primitiven Gestein, so ließ er sich weiter gegen mich vernehmen, den unwandelbaren Anfangspunkt der Reihe aller Bildungen aufgefunden zu haben, wäre ein Irrthum. So wird auch, ohne Zweifel, der Anfangspunkt der Bildung organischer Wesen, den man zu besitzen glaubt, verwischt. Es ist wahrscheinlich, daß das Dasein des Organischen auf der Erde so hoch im Alter steigt, als eine ihrer Epochen. Es ist wahrscheinlich, daß spätere Umbildungen auch der Lager, von denen ihre Reste eingeschlossen waren, sie uns heute in einem Zustande zeigt, den wir für primitiv hielten. So begnügt man sich jetzt meist, vom klar vorliegenden, unverändertsten Neuesten rückwärts in der Altersfolge bis zum dunkleren und zweifelhafteren, relativ Aeltesten, aufzusteigen. Man darf aber dabei doch nicht vergessen, daß dieß der umgekehrte Gang der Natur ist.“

Im Jahre 1808 wurde unser College an Hindenburgs Stelle zum ordentlichen Professor der Physik in Leipzig ernannt; aber nicht lange sollte er an der Hochschule seiner Vaterstadt wirken. Preußen begann, nach einem unglücklichen Kriege, mit geistiger Wappnung. Die Universität Berlin ward gegründet, dorthin, auf Leop. v. Buchs lebhaftes An-

8) Frisch S. 156.

dringen, zu vielen hervorragenden Männern (durch Cabinetsordre v. 6. Sept. 1810) auch Weiß berufen. Dort hat er in dem langen Zeitraume von 46 Jahren als Lehrer, Mitglied der Akademie d. W. (seit 1815), Vorstand des mineralogischen Museums rüstig und vielseitig gewirkt, und die Regierung, die Collegen, die Schüler wußten seine treue Energie zu würdigen.

Weiß hatte an sich selbst erfahren, worin die segensreiche Wirkung eines Lehrers wie Werner gründete. Die Seele von Werners Oryktognosie war die Innigkeit, Lebendigkeit, Präcision, die innere Vollendung der sinnlichen Anschauung. Sie zu cultiviren, auf ihre möglichste Höhe zu steigern und dann praktisch nutzbar zu machen: das war der Sinn und Geist von Werners Methode. Und hierauf drang auch Weiß; zugleich aber war er sich wohl bewußt, daß man bei dieser, der größten Popularität fähigen Methode nicht stehen bleiben dürfe. Die Sinnesanschauung, die sich zunächst nur dem Individuellsten ergibt, hier der größten Wärme und Lebendigkeit fähig ist, reicht um so weniger aus, je weiter der individuelle Gegenstand auf das Allgemeine zurückgeführt werden soll. Sein tiefer, auf das Wesen der Dinge gerichteter Sinn, strebte von ihrer Oberfläche mit visionärer Kraft auf das Innere. Er hatte, wie so viele der trefflichsten Köpfe, einen Anhauch der damals herrschenden Speculation empfangen, diese aber nahm bei seiner gründlichen mathematischen Bildung sogleich eine mathemathische Gestalt an, und indem er die Krystalle, das individuell Vollkommenste im Unorganischen, zum Vorwurf seiner Forschungen wählte, begriff, ordnete, systematisirte er nicht bloß ihre Mannigfaltigkeit. Er erkannte, daß die Formen der Krystalle abhängig seien von dem Complex aller im innersten Wesen einer krystallinischen Substanz liegenden Eigenschaften; er erschaute in der Krystallform den Dolmetscher und Maßgeber der ursprünglichen Bildungskräfte; er ergriff in gewissen geometrischen Verhältnissen der Krystalle, den Achsen und Zonen, die ideale Grundlage ihrer realen Eigenthümlichkeit, ihres spezifischen Wesens.

Schon in den zwei lateinischen Schriften, mit denen Weiß i. J. 1809 zu Leipzig seine Professur antrat [9]), brach er die Bahn für eine neue geometrische Auffassung von dem Wesen der Krystalle und für eine natürliche Zusammenstellung und Uebersicht der verschiedenen Krystallsysteme. Weiter ausgeführt wurden diese, in der Krystallographie Epoche machenden Arbeiten durch eine lange Reihe von Abhandlungen in den Denkschriften der Berliner Akademie [10]), deren erste (1815) die Entwickelung der Methode mit der natürlichen Abtheilung der Krystallisations-Systeme beginnt. „Mit der Aufstellung der sechs Systeme war der wundervolle Bau der Krystalle in seinen Grundgesetzen erkannt“ [11]).

Die möglichst einfache Grundlage einer geometrischen Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes gab Weiß dadurch, daß er alle Verhältnisse des Krystalls auf gewisse Aren des Systems bezog, — daß er auf diese Aren eine mathematische Bezeichnung der Krystallflächen gründete: eine Methode, die schon in ihren Elementen die größte Klarheit und Evidenz mit der leichtesten Berechnung verbindet, in ihrer weitern Ausführung aber durch die Reichhaltigkeit überrascht, womit sie gleichsam den

9) De indagando formarum crystallinarum charactere geometrico principali. Diss. 8. Mart. 1809. 4. De charactere geometrico principali formarum crystallinarum octaëdricarum pyramidibus rectis basi rectangula oblonga. Comment. 11. Mart. 1809. 4. „Crystallorum figura geometrica virium figurae genitricium interpres et modulus sive mensura est habenda.“ — Daß es in jedem Krystall ein unsichtbares Innerstes gebe, welches seinen ganzen Bau bestimme und regiere; das, wie es sich durch Regulierung der Hauptrichtungen kund gibt, bildlich durch Richtungslinien, Aren, sich verzeichnen lasse: dieser Gedanke ist, wenigstens seiner hohen Bedeutsamkeit nach, zuerst von Weiß ausgesprochen und nachgewiesen worden. Marx, Geschichte der Crystallkunde. 1825. S. 225.

10) Wir lassen die Titel dieser Abhandlungen als Anhang folgen.

11) Quenstedt Handbuch der Mineralogie, Tüb. 1855. S. 6.

Schlüssel gibt, zur Entwickelung der vielseitigsten geometrischen Verhältnisse [12]).

Was ein Krystallsystem ist, welchen Zusammenhang es in sich selbst habe, das hat Weiß in einem ganz andern Lichte dargestellt, als Haüy. Er hat es an Beispielen erläutert, wozu er geflissentlich, unter den schwerern, Feldspath und Epidot wählte. Das Princip der Auffindung des Zusammenhanges entdeckte und stellte Weiß in dem Zusammenhange der „Zonen“ dar [13]). Hieraus sind bildliche Darstellungen hervorgegangen, welche alles Gegebene in bündiger Kürze vor Augen bringen. Prof. E. Neumann in Königsberg [14]) hat unter seinen Schülern das besondere Verdienst, hierauf die graphische Methode der Darstellung der Krystallsysteme (in zweifacher Weise) gegründet zu haben. Ein anderes hat Prof. Quenstedt in Tübingen, eben diese Methode in derjenigen Gestalt, wie sie am leichtesten verständlich und in der Anwendung am bequemsten ist, verfolgt, dadurch zu ihrer allgemeinen Verbreitung am meisten beigetragen zu haben [15]).

Und nicht bloß das Zeugniß dieser und vieler Anderer, nach verwandten Methoden arbeitender Männer, sondern ganz insbesondere auch alle neueren Erfolge in der Physik der Krystalle bestätigten Weiß. Auch von optischer Seite erkannte Dav. Brewster 1817 die von ihm aufgestellten Krystallsysteme als richtig, und indem er sie von diesem Standpunkt aus charakterisirte, bahnte er Untersuchungen an, bei denen der innige Zusammenhang des optischen Verhaltens und der Krystallform durch J. Herschel, Biot, Airy u. A. evident nachgewiesen wurde. Durch unseres v. Kobell's verbessertes Staurоskop endlich ist diese optische Charakteristik der Krystallsysteme mit neuen Zugaben erweitert und für die Unterschiede des einaxigen und der übrigen klinischen Systeme erst vollkommen sicher gestellt worden.

---

12) Weiß hat Alles im Krystall als auf rechtwinkliche Axen reduzirbar dargestellt, d. h. auf Wirkungen im Raume nach rechtwinklich auseinander gehenden Richtungen, in jeder mit einer entsprechenden Eigenthümlichkeit. Er glaubt hiemit sowohl das Physikalische als das Mathematische des Gegenstandes in seine letzten Elemente aufgelöst, und gezeigt zu haben, daß, wo man von schiefwinklichen Axen spricht, diese ihre Auflösung in die Wirkung nach rechtwinklichen erst noch zu erwarten haben.

„Alle diese Untersuchungen sind ausführlich in einer bilderreichen, nicht selten sich wiederholenden und unklaren Sprache vorgetragen. Aber welch einen Reichthum eigenthümlicher Ideen und Vergleichungen enthalten sie! Die fernsten Spuren krystallbezüglicher Thatsachen werden da entziffert und verflochten; Verhältnisse von Flächen, die nicht vorhanden, versteckt oder verdrängt sind, durch die sinnreichsten Schlüsse aufgefunden, Einfachheit und Uebereinstimmung in sie gelegt, wo das Beobachtete noch so mächtig sich zu sträuben scheint, und in der Erläuterung derselben mit einer Gewandtheit verfahren, welche verräth, daß sie das Feld, worauf sie frei und rücksichtslos waltet, zum Theil erst selbst erschaffen hat.“ Marx Gesch. der Krystallkunde 239.

„Seitdem Weiß die Beziehung aller Flächen einer und derselben Krystallform auf ein bestimmtes Axensystem geltend gemacht, und das Parameter-Verhältniß einer jeden Krystallfläche als ihr krystallographisches Zeichen eingeführt hatte, seitdem war eigentlich für die Krystallographie die Methode der analytischen Geometrie als diejenige Methode bezeichnet worden, deren sie sich vorzugsweise bedienen sollte, um zu einer möglichst einfachen Lösung ihrer meisten Probleme zu gelangen.“ Naumann Elemente der theoret. Krystallographie 1856. (Erster Satz der Vorrede.)

13) „Unter einer Zone von Krystallflächen oder unter einer Zone schlechthin versteht man einen Inbegriff von lauter solchen Krystallflächen, welche einer und derselben Linie im Raume parallel sind.“ Naumann Anfangsgründe der Krystallographie 1854. S 279.

14) Beiträge zur Krystallonomie. Berlin 1823.

15) Handbuch der Mineralogie. Tüb. 1855. u. f. w.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. Januar.

Nr. 5. 1857.

Bulletin.

Oeffentl. Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zur Allerh. Geburtsfeier Sr. Maj. des Königs am 28. November 1856.

Denkrede auf Christ. Sam. Weiß, gehalten von Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius ꝛc.

(Schluß.)

Die Akademien sollen, neben unmittelbarer Betheiligung an der Wissenschaft, auch die Persönlichkeiten ihrer Pfleger gleichsam im Bilde bewahren. Und da die Vergleichung geistiger Naturen wesentlich zur Beleuchtung ihrer Eigenthümlichkeit beiträgt, so kann ich nicht umhin, auf eine gewisse Verwandtschaft zwischen Weiß und einem Manne hinzuweisen, der lange Zeit eine Zierde unseres Vereins war: v. Fuchs. Gleichwie dieser sich mit Tiefsinn und geistiger Schärfe in das Einzelne versenkte, aber aus der Mannigfaltigkeit chemischer Stoffe sich Einen, die Kieselsäure wählte, dessen Natur und Verbindungen er Decennien hindurch mit zäher Beständigkeit theoretisch verfolgte, praktisch ausbeutete, — so ergriff Weiß, mehr der physikalischen als der chemischen Betrachtung zugewendet, frühzeitig das Krystallsystem. Unverwandten Blickes und gleichmäßigen Schrittes strebte er hier der Erkenntniß zu, und wer den Gang des feinen Kopfes verfolgt, muß mit Bewunderung erkennen, wie sich sein System in solidarischer Verkettung aus den ersten durch Haüy's Studium geweckten Samenkörnern bis zur Blüthe und Frucht entfaltet hat.

Gleichwie Fuchs über die Atomistik, als eines dogmatischen Hilfsmittels der Schule, hinaus dynamischen Ansichten eine höhere Berechtigung zuerkannte, und die Einheit und Identität chemischer Wirkungen in allen geologischen Processen als höchstes Axiom der Geologie postulirte, — so drang auch Weiß, im entschiedensten Widerspruch mit den Lehren seines großen Meisters Werner, auf die Anerkennung einer, seit der Schöpfung, ununterbrochenen Gegenseitigkeit chemischer wie physischer Wirkungen, einer fortwährenden Umbildung in Stoff und Form der Erde, von Innen nach Außen, wie von Außen nach Innen.

Wir haben bereits bemerkt, daß Weiß's System im Antagonismus mit Haüy entsprang. In der That, Haüy's Lehre war der Kiesel, der seine eigenen Geistesfunken herausschlug. Die Gestalt, welche Haüy der Krystallisationslehre gegeben, war gänzlich atomistisch. Weiß sah es als sein Verdienst an, durch seine Bearbeitung den Gedanken an Atome aus der Lehre von den Krystallen, wo man sie seit jenem Heroen auf dem Thron sitzen zu sehen glauben konnte, ausgetrieben, die Lehre von der Krystallstructur und den Krystallen gänzlich anti-atomistisch gemacht zu haben. Gleichwie es die Geometrie selbst ist, und in gleichem Grade, unternahm er es, die Krystallehre von den Atomen zu befreien. Auf die Vorstellung von der Cohäsion überhaupt mußte dieß,

wie er in einer besondern Abhandlung zu zeigen versuchte [16]), von wesentlichem Einfluß sein.

In einem ganz andern Verhältnisse stellt sich Weiß zu Mohs dar. Wenn er auch darin, daß die von ihm ausgesprochenen, beschriebenen und benannten Krystallsysteme einige Jahre [17]) später von jenem berühmten Mineralogen unter anderen Namen [18]) der Wissenschaft dargeboten wurden, nur eine Bestätigung seiner Lehren finden konnte, so traten doch beide Männer in der Auffassung der systematischen Bezüge des Mineralreiches wesentlich auseinander. Es waren dieß zwei durchaus diametrale Naturen; ich möchte Mohs den starren, Weiß den flüssigen Geist nennen. Jener versuchte, die Principien der Philosophia botanica auf die Mineralien zu übertragen, im Mineral-, wie im Thier- und Pflanzen-Reiche, Geschlechter und Ordnungen, unter einer neugeschaffenen, der Linneischen nachgebildeten Nomenclatur festzustellen. Und diesem Verfahren trat, als unangemessen, Weiß mit aller Entschiedenheit entgegen [19]). Er strebte ein natürliches System an. Dieß ist ihm „jenes, welches die Zusammenstellung und Sonderung der darzustellenden Naturkörper mit Berücksichtigung der gesammten Natur derselben anordnet, folglich keine ihrer Eigenschaften unerwogen läßt, um den Körpern ihre richtige Stelle anzuweisen. Ein naturhistorisches System (und als solches kündigte Mohs das seine an) wird ein künstliches sein, wenn es die chemische Betrachtung der Mineralien von der Systembildung ausschließt." Bei einer solchen Auffassung von dem Wesen des Systems und der Charaktere der Species würdigte er die Kenntniß von den chemischen Eigenschaften der Mineralien; doch war seinem Geiste die chemische Seite minder befreundet, als die physikalische. Durchdrungen, von Jugend auf, von den Lehren einer dynamischen Physik, gewann er dem Stoffe an sich weniger Interesse ab, als der Form und der Kraft. Obgleich sich daher ihm, an der Spitze einer großen und reichlich dotirten Sammlung, eine Fülle neuen Materials für systematische oryktognostische Arbeiten darbot, so hat er doch auf diesem Felde nicht gearbeitet. Der allgemeine Theil der Wissenschaft erweckte bei ihm besonders insoferne noch ein höheres Interesse, als ihm die Grundkenntnisse der krystallinischen Structur und ähnlicher Verhältnisse in der allgemeinen Physik noch zu wenig verbreitet und geläutert erschienen. Zugleich hätte er eine zu große Zersplitterung der Species besonders da gerne ferngehalten, wo sich die beiden Forschungswege noch nicht gegenseitig controllirten.

Weil er aber überzeugt war, daß diese beiden Wege an ihrem Ziele, der Wahrheit, zusammenlaufen würden, so begrüßte er enthusiastisch jeden chemischen Fortschritt, wie z. B. die Lehre vom Isomorphismus, als von wesentlichem Einfluße auf die systematische Gestaltung der Mineralogie. Aber er mißtraute den atomistischen Grundvorstellungen, welche sich geltend machten, und erwartete von der Zukunft eine gereinigte Darstellung des Thatsächlichen und eine Befreiung vom Zwang der Schule, der er hohe Berechtigung für die Erkenntniß des Einzelnen, aber keine abschließende Befriedigung zusprach.

Was auf dem eigentlichen mineralogischen Wege während seiner Epoche durch Fuchs, Mitscherlich, Gustav und Heinr. Rose, Thomson, v. Kobell, Haidinger, Breithaupt, Naumann, Beudant, H. J. Brooke, Dana u.

16) Vorbegriffe zu einer Cohäsionslehre, in den Abh. der Berl. Akad. 1832. S. 57.

17) Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems. Dresd. 1820. Zweite Aufl. 1821.

18) „Das Krystallsystem von Mohs ist ganz dem von Weiß entnommen (Edinb. phil. Journ. 1823. VIII. p. 103. 275); nur schloß er sich den schärferen Messungen an, welche seit der Erfindung des Reflexions-Goniometer durch Malus 1809 möglich geworden waren". Quenstedt Handbuch der Mineralogie 1855. S. 7.

19) Das Mineralsystem des Prof. Weiß, nebst einer Einleitung über die Bildung des natürlichen Systems, mit besonderer Rücksicht auf das naturhistorische des Hrn. Mohs, in Karstens Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau- und Hüttenkunde I. (1829.) S. 1.

Die hierauf erfolgende Entgegnung v. Mohs in der Zeitschrift für Physik u. Mathematik von Baumgarten und v. Ettingshausen VI. Heft 4. VII. Heft 1. wurde erwiedert in Karstens angeführtem Archiv II. S. 1. fl.

m. A. geleiſtet worden, kannte und verfolgte ſein beweglicher Geiſt eben ſo eindringlich als nüchtern. Davon gibt unter Anderm auch die urtheilsvolle Anordnung des Berliner Mineralien-Cabinets Zeugniß, in dem er und ſein jüngerer Freund und Collega Guſtav Roſe ſich ſeit vielen Jahren ein Monument von Fleiß, Kenntniß und ſyſtematiſchem Scharfſinn errichtet haben.

Bei der Klarheit ſeines Wiſſens, der Faßlichkeit ſeines mündlichen Ausdrucks würde es ihm wohl nicht ſchwer geworden ſein, die ganze Wiſſenſchaft der Mineralogie auch durch populäre Lehrbücher zu verbreiten. Er beſchränkte jedoch ſeine Lehrerthätigkeit gerne auf den mündlichen Vortrag und auf demonſtrative Unterweiſung. Die Muße von dieſer Amtsthätigkeit gehörte ſeinen akademiſchen, auf das Einzelne gerichteten Forſchungen.

Weiß beſaß die Gabe der freieſten, lebendigſten Rede. Wir haben ihn in kräftigen Mannesjahren, vom Vortrag oder Widerſpruch erhitzt, gleichſam geiſtige Blumen von ſich werfen hören, die er, aus dem reichen und mannigfaltigen Wiſſen, wie unbewußt hervorlangte; und bis in das Greiſenalter brachte er dieſe friſche, discurſive Beweglichkeit herüber, zugleich mit dem lauterſten Gefühl für das Schöne, das Rechte, mit der liebenswürdigſten Hingabe an Freundſchaft. Im ſtillen harmloſen Kreiſe wie in der ernſten Verſammlung der Amtsgenoſſen zierte ihn die edelſte Beſcheidenheit, jener tugendhafte Cultus der Wahrheit, der ſich ſtets die Grenzen des eigenen Wiſſens vergegenwärtigt, keckes zuverſichtliches Behaupten ohne Wiſſen eines Biedermannes unwürdig achtet.

Ein ſolcher Mann, ausgerüſtet mit ſo glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes, des Gemüthes und Charakters, war berufen, einen mächtigen Einfluß auszuüben, und er hat ihn ausgeübt. Groß und fruchtbar iſt der Kreis ſeiner Schüler. Von denen, die ſelbſt den Katheder betreten, nennen wir den genialen, für die Wiſſenſchaft zu früh geſtorbenen Geologen Friedr. Hofmann, Ed. Phil. Wackernagel, Beyrich, Guſt. Roſe [20]), Kupfer [21]), welch' letztere, ebenſo wie die ſchon erwähnten verdienſtvollen Männer, E. Neumann und Quenſtedt, für die Ausbreitung ſeiner Lehren thätig waren. Außerdem aber waren Alle, die an Berlins Hochſchule ſich für den praktiſchen Dienſt im Berg- und Hüttenfache ausbilden wollten, ſeine Schüler, und ſo hat Weiß weſentlichen Antheil an der Blüthe eines hochwichtigen Verwaltungszweiges, in einem großen Staate, deſſen Perſonale ſich durch Wiſſenſchaftlichkeit und Intelligenz auszeichnet. Männer, wie v. Dechen, v. Oeynhauſen, v. Carnall, die in Europa mit Hochachtung genannt werden, waren ſeine Schüler und Freunde.

Wie die Männer der Wiſſenſchaft und ſeine Mitbürger ihn ehrten, ſo genoß er auch die Anerkennung ſeiner Monarchen. König Friedrich Wilhelm III. würdigte ſeine Verdienſte durch den rothen Adler-Orden 3. Cl., Friedrich Wilhelm IV. durch die 2te und durch die Friedensclaſſe des Ordens pour le mérite.

Seine körperliche Anlage entſprach dem Typus eines Gelehrten, eines Naturforſchers. In dem ſchlanken, fein, faſt ſchmächtig gegliederten Leibe ſpielte ein energiſch-bewegliches Nervenſyſtem. Aus den einnehmenden Zügen ſeines Antlitzes ſprachen kräftige, freie Sinne, eindringlicher Scharfſinn, Wohlwollen, Rechtsgefühl, Biederkeit. Dieſe Conſtitution, zähe und tüchtig, war auf ein langes, arbeitſames Leben angelegt. So kam er auch ohne körperliche Beſchwerden in das höhere Alter, und konnte i. J. 1851 mit rüſtigem Muthe das Feſt ſeiner 50jährigen Doctorwürde feiern [22]). Doch ſcheint ſich im Verborgenen ein organiſches Leiden angeſponnen zu haben. Auf einer Erholungsreiſe in Böhmen, die er im abgewichenen Herbſte unternahm, überraſchte ihn der Ausbruch einer Blaſenkrankheit, der er zu Eger am 1. Oct. unterlag. Er ſtarb in den Armen einer

20) De sphenis atque titanitae systemate crystallino Diss. Berol. 1821. Ueberſ. in Leonhards Taſchenbuch für Miner. XVI. 393.

21) De calculo crystallonomico Diss. Gott. 1821. — Sur une relation remarquable, qui existe entre la forme cristalline, le poids d'un atome et la pésanteur spécifique de plusieurs substances; in Annal. de Chimie 1821. T. XXV. p. 337—357.

22) Dazu begrüßte ihn die philoſophiſche Facultät zu Leipzig als: in Mineralogia, Crystallographia, Geognosia virum facile principem, tam scriptorum quam discipulorum uberrimo proventu de re litteraria eximie meritum.

edlen, ihm ſeit vierzig Jahren innigſt verbundenen Gattin, ohne Kinder zurückzulaſſen. Schon aber hat die dankbare Gegenwart ſeinen Namen unter Jenen verherrlicht, die nicht untergeh'n, weil ihr Forſchen ſich erfolgreich an der Wiſſenſchaft betheiligte, die da ewig iſt.

Anhang.

Dr. Chriſt. Sam. Weiß's Schriften in den Abhandlungen der K. Preuß. Akademie zu Berlin.

Ueberſichtliche Darſtellung der verſchiedenen natürlichen Abtheilungen der Kryſtalliſations-Syſteme. 1814. 1815. Phyſ. Claſſe S. 289.

Kryſtallographiſche Fundamentalbeſtimmung des Feldſpathes. Ebenda 1816. 1817. S. 231.

Betrachtung der Dimenſionsverhältniſſe in den Hauptkörpern des ſphäroëdriſchen Syſtems und ihren Gegenkörpern, im Vergleich mit den harmoniſchen Verhältniſſen der Töne. 1818. 1819. S. 227.

Theorie des Epidot-Syſtems. Ebenda S. 242.

Ueber eine ausführliche, für die mathematiſche Theorie der Kryſtalle beſonders vortheilhafte Bezeichnung der Kryſtallflächen des ſphäroëdriſchen Syſtems. Ebenda 270.

Ueber mehrere neu beobachtete Kryſtallflächen des Feldſpaths und die Theorie ſeines Kryſtallſyſtems im Allgemeinen. 1820. 1821. S. 145.

Ueber die dem Kalkſpath-Rhomboëder in den Winkeln nahe kommenden Rhomboëder mehrerer Mineralien-Gattungen u. ſ. w. Ebenda 185.

Ueber das Kryſtallſyſtem des Gypſes. Ebenda 195.

Grundzüge der Theorie der Sechs- und Sechskantner und Drei- und Dreikantner. 1822. S. 217.

Verallgemeinerung einiger in der Abhandlung über die ausführliche Bezeichnung der Kryſtallflächen vorgetragenen Lehrſätze. 1824. S. 241.

Ueber die Verhältniſſe in den Dimenſionen der Kryſtallſyſteme und insbeſondere des Quarzes, Feldſpaths, der Hornblende, des Augits und Epidots. 1825. S. 163.

Weiterer Verfolg des Lehrſatzes über die Theilung des Dreiecks. 1826. S. 93.

Ueber das ſüdliche Ende des Gebirgszuges von Braſilien, in der Provinz S. Pedro do Sul und der Banda oriental, nach den Sammlungen des Hrn. Sellow. 1827. S. 217.

Ueber den Haytorit. 1829. S. 63.

Ueber die herzförmig genannten Zwillingskryſtalle von Kalkſpath und gewiſſe analoge von Quarz. 1829. S. 77.

Ueber das Diheraëder, deſſen Flächenneigung gegen die Axe gleich iſt ſeinem ebenen Endſpitzwinkel; nebſt allgemeineren Betrachtungen über Invertirungskörper. Ebenda S. 89.

Ueber das Staurolith-Syſtem, als abgeleitet aus dem regulären Kryſtallſyſteme. 1831. S. 313.

Ueber das Gyps-Syſtem, Nachtrag zu der Abhandlung von 1821. 1834. S. 623.

Ueber eine verſteckte gegenſeitige Beziehung zwiſchen dem Kryſtallſyſtem des Feldſpaths und des Kalkſpaths. 1835. S. 261.

Theorie der Herakis-Octaëder (Sechsmal-Achtflächner) des regulären Kryſtallſyſtems, entwickelt aus den Dimenſionszeichen ihrer Flächen. 1837. S. 137.

Betrachtung des Feldſpathſyſtems in der Stellung einer ſymmetriſchen Säule PT, mit Bezug auf das Studium der ein- und eingliedrigen Kryſtallſyſteme. 1838. S. 253.

Fortſetzung der Abhandlung: Theorie der Sechs- und Sechskantner und Drei- und Dreikantner, insbeſondere über die von Hrn. Levy neubeſtimmten Kalkſpathflächen. 1840. S. 137.

Ueber das Kryſtallſyſtem des Euklaſes. 1841. S. 249.

Ueber das Maas der körperlichen Winkel. 1842. S. 171.

Nachtrag zu einer Abhandlung vom Jahre 1829. 1842. S. 185.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. Januar.

Nr. 6. 1857.

Bulletin der philoſoph.-philologiſchen Claſſe.

Sitzung vom 6. Dezember 1856.

Herr Profeſſor Beckers las:

„Ueber Schelling und ſein Verhältniß zur Gegenwart, mit Rückſicht auf die beiden erſten Bände ſeiner ſämmtlichen Werke und ſeinen Briefwechſel mit Fichte“ *).

Von der Geſammtausgabe der Werke Schellings liegen bereits zwei Bände vor. Der zuerſt erſchienene brachte uns die Einleitung in die Philoſophie der Mythologie und eröffnete ſohin die zweite Abtheilung, welche die letzte Darſtellung des Schelling'ſchen Syſtems umfaſſen ſoll; der ſpäter ausgegebene, der erſten Abtheilung angehörige, enthält Schriften vom Jahre 1792 — 1797, welchen auch noch eine im Anfang des Jahres 1798 geſchriebene Recenſion angehängt iſt. Die Ordnung, in welcher uns die Mittheilungen aus jener früheren Zeit verſprochen ſind, iſt, mit wenigen Ausnahmen, die chronologiſche. Sie wird alſo, wie in dem vorliegenden, ſo auch in den noch folgenden Bänden der erſten Abtheilung, die im Ganzen auf 7 Bände berechnet iſt, eingehalten werden, und der gelehrten Welt den Vortheil bieten, den geiſtigen Entwicklungsgang des großen Denkers von den erſten Anfängen an bis dahin geſchichtlich verfolgen zu können, wo derſelbe begann, ſeiner erſten Philoſophie die ſie ergänzen ſollende zweite und letzte zur Seite zu ſtellen. Zwar wäre auch für dieſe ſpätere Periode eine chronologiſche Folge der in ſie fallenden ſucceſſiven Darſtellungen des neuen Syſtems in hohem Grade wünſchenswerth geweſen, ja vielleicht noch bei weitem zweckdienlicher, als bei den Publicationen aus den vorangegangenen Jahren. Aber Schelling ſelbſt hat, wie wir vernehmen, durch ſeine hierauf bezüglichen letztwilligen Verfügungen das Publikum und damit gewiſſermaßen auch ſich dieſes Vortheils beraubt — des nicht hoch genug anzuſchlagenden Vortheils, daß bei einer ſolchen Anordnung der Leſer mit dem Autor allmählich Schritt vor Schritt auf den neuen, theilweiſe ſo ungewohnten und ſchwierigen Wegen, die dieſer Forſcher zuletzt eingeſchlagen, ſich hätte zurecht finden lernen, daß er ihm von Stufe zu Stufe mit Ruhe und Ueberlegung hätte folgen und ſo zu einem allſeitig vermittelten Verſtändniſſe des Ganzen viel eher und leichter hätte gelangen können. Denn es läßt ſich nicht läugnen, daß bei dem gegenwärtigen Plane, wornach in der zweiten Abtheilung, welche ungefähr fünf Bände füllen ſoll, der Anfang mit der Einleitung in die Philoſophie der Mythologie gemacht worden, worauf

*) Friedrich Wilh. Joſeph v. Schelling's ſämmtliche Werke. Erſte Abtheilung. Erſter Band. (1772—1797.) Stuttgart u. Augsburg. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1856. (VIII u. 487 S.)
— — Zweite Abtheilung. Erſter Band. Auch unter dem Titel: Einleitung in die Philoſophie der Mythologie. Ebend. 1856. XII u. 590 S.)
Fichte's und Schelling's philoſophiſcher Briefwechſel aus dem Nachlaſſe Beider herausgegeben von J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling. Ebend. 1856. (IV u. 131 S.)

sodann die Lehre vom Monotheismus, die Philosophie der Mythologie und die der Offenbarung folgen und an diese Hauptdarstellung noch Vorlesungen über den Gegensatz der negativen und positiven Philosophie und über Geschichte der neueren Philosophie sich schließen sollen, daß bei diesem Plane das Verständniß und eine unbefangenere Auffassung des neuen Systemes Schelling's für den allergrößten Theil der Leser ungemein erschwert ist, da gerade die der reinen Philosophie angehörigen einleitenden Vorlesungen uns erst für den Schluß des Ganzen versprochen sind, und die höchsten und letzten Ergebnisse der Schellingschen Forschung (wenn wir die noch aus einer früheren Zeit stammende „historisch-kritische Einleitung in die Philosophie der Mythologie", die die erste Hälfte des zuerst erschienenen ersten Bandes bildet, hievon ausnehmen) uns zuvörderst und unmittelbar geboten werden.

Hatte doch Schelling bei seinem ersten Wiederauftreten auf dem akademischen Lehrstuhle zu München, von wo an der zusammenhängende Cyclus jener Vorträge datirt, die der Darstellung seines letzten Systems gewidmet waren, keineswegs mit den Vorlesungen über die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung begonnen, sondern mit einer Einleitung in sein neues System der positiven Philosophie, deren Hauptbestandtheil eine historisch-kritische Entwicklung der philosophischen Systeme von Cartesius bis zur Gegenwart bildete. Als Schelling dieses Collegium zum erstenmale las, hatte man wohl größtentheils noch kaum eine Ahnung, daß es der Vorläufer einer Philosophie der Mythologie und der Offenbarung sei. Um so unbefangener und vorurtheilsloser gab man sich dem mächtigen Eindrucke jener Vorlesungen hin, und so würde sicher auch selbst jetzt noch ihr Erscheinen, wenn damit sogleich im ersten Bande der Anfang gemacht worden wäre, mit viel allgemeinerer Anerkennung und Theilnahme begrüßt worden sein, als dies bei der nunmehrigen Sachlage der Fall sein konnte.

Ohnehin ist tief zu beklagen, daß, noch ehe Schelling selbst seine neue Lehre für druckreif erachtet hatte und veröffentlicht haben wollte, durch den unberechtigten Abdruck nachgeschriebener Collegienhefte und die damit verbundene, eben so vorzeitige als maßlos leidenschaftliche und gehässige Parteikritik das größere Publikum von vorneherein über den späteren Schelling'schen Standpunkt irregeleitet wurde. Und vollkommen richtig ist, was Christian Hermann Weiße*) kürzlichst bemerkt hat, daß durch diese „Vorwegnahme" eines Theils der neueren Grundgedanken Schelling's „in weiten Kreisen eine Mißstimmung gegen ihn hervorgerufen worden, welche auch durch die jetzt zu erwartende Vorlage des Gesammtergebnisses seiner langjährigen stillen Forschungen nur schwer und langsam wird zu überwinden sein".

Irren wir nicht, so möchte bei Schelling gerade das Gefühl der Entfremdung, in welche er durch jene rücksichtslose Behandlung einem Theile seiner Zeitgenossen gegenüber gerathen, und die gerechte Entrüstung über die sich gegen ihn aufspreizende Anmaßung und Ueberhebung von zum Theil völlig unebenbürtigen Gegnern die Veranlassung gewesen sein, die ihn bestimmte, bei Anordnung der Reihenfolge der nach seinem Tode herauszugebenden Vorlesungen ohne alle Rücksicht auf die etwaige Aufnahme, die dieselben bei ihrem ersten Erscheinen finden dürften, zu Werke zu gehen. Eben darum vielleicht wollte er mit dem Schwierigsten, den letzten und tiefsten Resultaten seiner Forschung bei der Publication des Nachlasses den Anfang gemacht haben. Nicht als ob er nicht gewußt hätte, daß er damit den Allermeisten mehr zumuthete, als sie zu fassen vermöchten. Aber wohl konnte er müde geworden sein, sich von einer Zeit, die längst über ihn hinausgeschritten zu sein wähnte, zuletzt immer geringschätziger behandelt zu sehen; und deshalb etwa wollte er noch einmal vor ihren Augen in kühnem Adlerfluge sich in die höchsten Höhen der Gedanken schwingen und ihr zeigen, daß er auch auf dem rein abstracten oder rationalen Gebiete, auf dessen Cultur sich seine Gegner so viel zu Gute thaten, noch ganz anderes, als sie, zu leisten vermöge und auch da noch Pfade zu finden wisse, wo jene längst ermattet und muthlos an die Umkehr gedacht.

Was Schelling nach dieser Seite hin beabsich-

*) Blätt. f. liter. Unterh. 1856. Nr. 28 ff.

tigt haben mochte, hat er gewiß auch erreicht. Denn Niemand wird seinen letzten Untersuchungen, wie er auch sonst darüber urtheilen möge, das Zeugniß der höchsten Genialität und scharfsinnigsten Dialektik versagen können. Aber freilich ist die andere Frage, ob zu dieser gerechten Bewunderung in eben dem Maße auch überall sogleich das richtige Verständniß und in Folge desselben auch eine lebhafte und warme Theilnahme sich gesellen werde. Daß dies nicht der Fall sein dürfte, besorgen wir um so mehr, als der Zusammenhang zwischen dem 1. u. 2. Buche des vorliegenden ersten Bandes der zweiten Abtheilung doch nur ein künstlicher und ganz außergewöhnlicher ist, und überdies die „Darstellung der rein rationalen Philosophie", welche sich so unerwartet an die „historisch-kritische Einleitung in die Philosophie der Mythologie" anschließt, von Schelling selbst nicht mehr ihren vollkommenen Abschluß und ihre letzte Umarbeitung zu einem allseitig befriedigenden Ganzen erhalten konnte. „Es ist", wie wir aus dem Vorwort des Herausgebers erfahren, „dieser 2. Theil (welcher die Vorlesungen XI—XXIV umfaßt) das Jüngste, was Sch. geschrieben, an dem er auch nach dem Willen Gottes abbrechen sollte, ohne noch die letzte Hand daran gelegt zu haben". Auch ist das Ganze dieser Darstellung der rein rationalen Philosophie von ihm niemals auf dem Katheder vorgetragen worden, obgleich er auch für sie die Form von Vorlesungen gewählt und bis zu ihrer vollständigen Ausführung für die noch vorhandenen Lücken die Vorträge eingeschaltet hatte, welche er in den Sitzungen der Akad. der Wissenschaften zu Berlin vom J. 1847 bis 1852 gehalten. So kam es, daß nach Sch's. Tode dem Herausgeber seines Nachlasses allerdings keine andere Wahl blieb, als diese zunächst lediglich für die Berliner Akademie bestimmt gewesenen Vorträge den übrigen für den Katheder bereits ausgearbeiteten Vorlesungen nach Möglichkeit anzuschließen und zu einem Ganzen zu verbinden. Dies mag auch in der That keine leichte Arbeit gewesen sein, und der Herausgeber verdient für seine umsichtige Redaktion gewiß allen Dank, wenn es ihm auch unmöglich war, wie einestheils das Fragmentarische und Lückenhafte, was da und dort uns begegnet, so anderntheils diejenigen Detail-Erörterungen und Ausführungen, die ursprünglich nur für die speciellen Vorträge in den Sitzungen der Akademie bestimmt waren, zu beseitigen. Dieß hätte natürlich nur durch Sch. selbst in der rechten Weise geschehen können, wie er denn überhaupt, nach seinen letzten brieflichen Aeußerungen gegen den Referenten *), eine über die uns hier gebotene Darstellung noch hinausgehende, vollkommen in sich abgeschlossene Entwickelung der Grundprinzipien der negativen wie positiven Philosophie vorbereitet gehabt zu haben, aber leider zu deren schriftlichen Abfassung, mit Ausnahme vielleicht einiger unvollendeten Entwürfe, nicht mehr gekommen zu sein scheint.

Wie dem auch sei, so läßt sich kaum in Abrede stellen, daß durch die in dem vorliegenden ersten Bande gegebenen Mittheilungen aus der letzten Periode der Sch.'schen Philosophie die so sehr darauf gespannten Erwartungen des Publikums dem größern Theile nach noch nicht befriediget worden sind. Denn in dem ersten, wie in dem zweiten Theile, in der historisch-kritischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie, wie in der Darstellung der rein rationalen Philosophie werden bereits zahlreiche Fragen und Probleme berührt, die denn doch hier vorerst mehr nur angeregt und im Vorbeigehen besprochen, als eigentlich streng wissenschaftlich ausgeführt und zu ihrer vollständigen Lösung gebracht werden sollten und konnten, ja deren wahres Verständniß zum Theil noch ganz abhängig von den größeren, umfassenden Entwicklungen sein dürfte, die den späteren Bänden vorbehalten sind. Aber auch abgesehen hievon möchte unserer ganzen Zeitrichtung und insbesondere dem philos. Bewußtsein der Gegenwart nichts ferner liegen, als eine so unmittelbare und fast ausschließliche Beziehung aller speculativen Forschung, selbst in ihren Grundprinzipien, auf lediglich Mythologie und Offenbarung, wie sie bei Sch. in dieser seiner letzten Darstellung hervortritt und wie sie auch in dessen früheren Vorlesungen niemals zu so entschiedenem Ausspruche gekommen.

*) M. s. dieselben in den Anmerkungen zu unserer akademischen Denkrede auf Schelling (1855 S. 42).

Schon aus diesem Grunde wäre es vielleicht am besten gewesen, wenn bei der gegenwärtigen Publication des Sch.'schen Nachlasses der Philosophie der Mythologie und der Offenbarung all' dasjenige hätte vorausgeschickt werden können, was der Darstellung der reinen Philosophie angehört und mit diesen Entwicklungen zunächst zusammenhängt. Damit wäre dann vor Allem das eigentliche Fundament für den ganzen so großartigen Bau gelegt gewesen, den Sch. in seiner angewandten Philosophie, in der Philosophie der Geschichte nämlich, über demselben noch aufzuführen versucht hat. Ohnehin besteht, was wir schon früher, noch zu Lebzeiten Sch's. öffentlich ausgesprochen*), seine reine Philosophie, deren Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt die von ihm sogenannte Potenzenlehre bildet, völlig unabhängig von aller Philosophie der Mythologie und Offenbarung und bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes. Sch. selbst billigte es damals ausdrücklich, als wir diese seine Potenzenlehre seine Metaphysik nannten; und zu dieser Metaphysik, deren immer tiefere und festere Begründung ihm gerade noch in seinen letzten Lebensjahren so sehr am Herzen lag, zu dieser seiner reinen Philosophie könnte man, angezogen und überzeugt durch die Genialität, Schärfe und Bündigkeit ihrer dialektischen Entwicklung, als Anhänger und Bewunderer sich bekennen, ohne in gleichem Maße mit der Anwendung der dort gewonnenen philosoph. Grundprinzipien auf die speculativ-geschichtliche Erklärung der Geschichte in ihren beiden großen Erscheinungen — der Mythologie und Offenbarung — überhaupt oder auch nur durchgängig einverstanden zu sein.

Aber auch der Nichtanhänger oder Gegner dieses letzteren Versuches, der Geschichte im umfassendsten Sinne derselben ein speculatives Verständniß abzugewinnen, wird, wenn er anders nicht von gehässiger Leidenschaft und Parteisucht verblendet ist, uns zugestehen müssen, daß Sch. die großen Fragen, die auf diesem Gebiete zu lösen, in einer so tiefgründenden Weise zu erfassen sich bestrebt hat, wie vor ihm noch kein anderer Forscher in älterer wie neuerer Zeit es gewagt. Wie denn überhaupt nach unserer Ansicht das vorzüglichste Verdienst Sch's. darin besteht, überall, in der reinen wie angewandten Philosophie, von jeher die Cardinalfragen in ihrer tiefsten Bedeutung angeregt und immer nur bei ihren schwierigsten Anfangs- und Endpunkten aufgenommen zu haben, womit freilich nicht gesagt ist, daß es ihm auch gelungen, sie sammt und sonders bis zu ihrer letzten und vollständigen Lösung hindurchgeführt zu haben. Möge es uns verstattet sein, hier beispielsweise etwa nur zu erinnern an seine berühmte Abhandlung „über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände", mit der sich an Tiefe der dort gestellten Aufgaben wohl Weniges auf dem ganzen Gebiete der alten wie neuen Forschung messen kann, oder an die allerneueste vor uns liegende Abhandlung „über die Quelle der ewigen Wahrheiten", in welcher das Verhältniß vom Sein und Denken in seinem höchsten Gegensatze wie seiner höchsten Einheit darzulegen versucht wird.

Allenthalben sieht und erkennt man auf das unwidersprechlichste, daß es Sch. bei seiner Forschung um nichts, als die Wahrheit, die reine, unverkümmerte Wahrheit zu thun war. Er wollte nur Erklärung — aber wirkliche Erklärung der Sache, um die es sich handelte, und er heißt ausdrücklich (II. 1. S. 251) jede Erklärungsweise willkommen, wenn sie nur wirklich erklärt. Stets auch reizte gerade das Schwierigste, das Dunkelste ihn am meisten, und nichts war seinem ganzen Wesen mehr entgegen, als das gewöhnliche Umgehen der eigentlichen Schwierigkeiten, oder ein nur halbes Abfinden mit denselben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gelehrte Anzeigen 1852. Dec. Nr. 83.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. Januar.

Nr. 7. 1857.

Bulletin der philoſoph.-philologiſchen Claſſe.

Sitzung vom 3. Dezember 1856.

Herr Profeſſor Beckers las:

„Ueber Schelling und ſein Verhältniß zur Gegenwart ꝛc.“

(Fortſetzung.)

Schon in der Naturphiloſophie hatte Sch. ſich die umfaſſendſte Aufgabe geſtellt — eine Aufgabe, die freilich damals ſchon aus dem Grunde unmöglich ihre volle Löſung finden konnte, weil die Erklärung der Natur, inſoferne auch in ihr ein Werden und Geſchehen ſich manifeſtirt, die Erklärung der Geſchichte im Großen und Allgemeinen, alſo die Philoſophie der Geſchichte vorausſetzt. Und ſo ſtand denn, nach vergeblicher Erſchöpfung aller Kräfte und Verſuche, die Natur zum Ausſpruche ihres eigentlichen und tiefſten Geheimniſſes zu bringen, zuletzt noch die Geſchichte mit ihren zwei großen Räthſeln — der Mythologie und Offenbarung — vor dem kühnen, unermüdlichen Forſcher, harrend der Erklärung.

Beide Gegenſtände hatten lebhaft ſchon in der Jugendzeit ihn beſchäftigt, wie man aus ſeinen früheſten Arbeiten ſieht, aber freilich damals noch in ganz anderem Sinne, als ſpäter. Dieſe Jugendſchriften werden uns jetzt zum erſtenmale in dem 1. Bande der 1. Abtheilung vollſtändig geboten. Die Reihe derſelben eröffnet die in ſeinem 17. Jahre verfaßte Magiſterdiſſertation unter dem Titel: **Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis Genes. III. explicandi tentamen criticum et philosophicum.** An ſie ſchließt ſich die Abhandlung „über Mythen, hiſtoriſche Sagen und Philoſopheme der älteſten Welt“, und eine theologiſche Examens-Diſſertation: **De Marcione Paullinarum epistolarum emendatore.** Hieher gehören auch die aus dem philoſ. Journal wieder abgedruckte „Abhandlung über die Frage, ob eine Philoſophie der Erfahrung, insbeſondere ob eine Philoſophie der Geſchichte möglich ſei“, und der ebenfalls aus dieſem Journal mitgetheilte, übrigens bloß gelegentlich geſchriebene Aufſatz „über Offenbarung und Volksunterricht“.

Ungeachtet der Grundverſchiedenheit, die zwiſchen den Anſchauungen des Jünglings und des gereifteren Forſchers begreiflicher Weiſe beſteht, laſſen ſich gleichwohl ſchon in dieſen früheſten Anfängen und dem, was ſich zunächſt hieran reihte, die erſten Fäden deutlich wahrnehmen, die den Einſchlag für die Geiſtesarbeit der ſpäteren Jahre bildeten. So, wenn wir z. B. in den „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wiſſenſchaftslehre“ (geſchrieben in den Jahren 1796 u. 97) leſen: „Die Quelle und die höchſte Bedingung des Selbſtbewußtſeins iſt das Wollen; der Geiſt iſt ein urſprüngliches Wollen; und dieſes — das Vermögen der transſcendentalen Freiheit oder des Wollens in uns iſt als die Grenze alles unſers Wiſſens und Thuns nothwendig auch das einzige Unbegreifliche, Unauflösliche — ſeiner Natur nach Grundloſeſte, Unbeweisbarſte, eben deßwegen aber Unmittelbarſte und Evidenteſte in unſerem

Wissen"; — war damit, könnte man fragen, nicht schon in seinem tiefsten Grunde dasselbe ausgesprochen, was später in der Abhandlung über die Freiheit mit so entschiedener Betonung wiederkehrte, wo es (S. 419) heißt: „Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Seyn, als Wollen. Wollen ist Urseyn und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben: Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden". Und gerade auf diesen höchsten Ausdruck hatte es auch Sch. noch in der späteren Periode seiner philos. Forschung fortwährend abgesehen. Derselbe findet sich in dem ganzen Systeme seiner positiven Philosophie in der entwickeltsten Weise niedergelegt und erscheint auch in der Schlußabhandlung (II. 1) „über die Quelle der ewigen Wahrheiten" als letztes und höchstes Ergebniß in dem Ausspruche: „Das Seyn ist das Erste, das Denken ist das Zweite oder Folgende". Denn unter diesem Seyn versteht Sch. nur jenes Urseyn, welches nach ihm nichts anderes als absolutes Wollen ist.

Auch die Möglichkeit jener Theilung der Philosophie in eine negative und positive, der wir bei Sch. in der Folgezeit begegnen, hatte derselbe schon in dem fünften der philos. Briefe über Dogmatismus und Kriticismus (geschr. im J. 1795) in den Worten ausgedrückt: daß nach seiner Ueberzeugung die Kritik der reinen Vernunft nicht bestimmt sei, irgend ein System ausschließend zu begründen, sondern vielmehr gerade dazu, die Möglichkeit zweier einander gerade entgegengesetzter Systeme aus dem Wesen der Vernunft abzuleiten und ein System des Kriticismus (in seiner Vollendung gedacht) oder richtiger gesagt, des Idealismus so gut, als ein diesem System geradezu entgegengesetztes System des Dogmatismus oder des Realismus zu begründen.

Nicht minderes Interesse gewährt auch eine Vergleichung dessen, was Sch. in der Abhandlung über die Frage, ob eine Philosophie der Erfahrung, insbesondere ob eine Philosophie der Geschichte möglich sei, über das eigentliche Object der Geschichte (II. 1. 470) bemerkt, mit seinen gegenwärtigen Ansichten und Erklärungen hierüber. Sch. spricht zwar am Schluße jener Abhandlung als seine Ueberzeugung aus: daß eine Philosophie der Geschichte unmöglich sei, aber nur unter der Voraussetzung, daß Philosophie der Geschichte so viel bedeute, als Wissenschaft der Geschichte a priori. Und diese ganz richtige Erkenntniß folgerte er aus nachstehenden Sätzen, deren Bedeutsamkeit für sein späteres System der Weltalter erst jetzt in ihr volles Licht treten dürfte, aus den Sätzen nämlich: 1) Was nicht progressiv ist, ist kein Object der Geschichte; 2) wo Mechanismus ist, ist keine Geschichte, und umgekehrt, wo Geschichte ist, ist kein Mechanismus; 3) wovon eine Theorie a priori möglich ist, davon ist keine Geschichte möglich, und umgekehrt, nur was keine Theorie a priori hat, hat Geschichte. Wenn also, fügt Sch. diesen drei Sätzen hinzu, der Mensch Geschichte (a posteriori) hat, so hat er sie nur deßwegen, weil er keine a priori hat, kurz weil er seine Geschichte nicht mit-, sondern selbst erst hervorbringt. Darum gibt es auch keine Geschichte der Thiere, als nur im uneigentlichsten Sinne, weder eine Geschichte des einzelnen Thieres noch der Thierheit oder des Thiergeschlechtes überhaupt, weil auch die Gattung nicht fortschreitet. An diesen Begriff des Fortschreitens im Gegensatze zu dem des Stillstandes oder der bloßen Kreisbewegung knüpfte Sch. bekanntlich seine spätere Unterscheidung zwischen der wahren (a + b + c u. s. w. setzenden) und der falschen oder nur scheinbaren, beständig nur in demselben Zirkel sich bewegenden (a + a + a u. s. w. setzenden) Zeit, und es steht damit auch die Theorie der Weltalter und seine Ansicht von dem gegenwärtigen Naturzustande in Verbindung, wornach in der Natur jetzt alles Stillstand und nur in einem ewigen Einerlei und Kreislaufe sich bewegt, während lediglich noch in der Geschichte der Menschheit sich Bewegung und Fortschritt zeigt.

Treffliche Worte auch sind es, die uns über die allein fruchtbringende Behandlung der Geschichte der Philosophie der Wiederabdruck des Aufsatzes über die Preisfrage der Berliner Akad. v. J. 1795 aus dem philos. Journal in erneute Erinnerung bringt.

Und daß Sch. es nicht bei den bloßen Worten gelassen, sondern ihnen in seinen späteren Vorlesungen auch die That hat folgen lassen und die Geschichte der Philosophie ganz den Forderungen gemäß behandelt hat, die er damals schon ausgesprochen, davon wird man seiner Zeit noch hinreichend Gelegenheit haben, sich zu überzeugen. Er sagt daselbst unter Anderem: „Nichts charakterisirt so sehr den genialischen Geist Leibnizen's, als die Stelle: „Ich habe über das Alte und Neue genug nachgedacht und gefunden, daß fast alle angenommenen Meinungen" eines guten Sinnes empfänglich sind u. s. w. Zu einem solchen Resultat aber gelangt man nicht durch chronologische Aufzählung verschiedener Meinungen. Man muß Leibnizen's „perspektivischen Mittelpunkt" gefunden haben, von wo aus das Chaos verschiedener Meinungen, das von jedem anderen Standpunkte aus ganz verworren erscheint, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung zeigt. Um zu finden, was Leibniz fand, daß, was an den widersprechendsten Systemen nur wirklich philosophisch ist, auch wahr sei, muß man die Idee eines allgemeinen Systems vor Augen haben, das allen einzelnen Systemen, so entgegengesetzt sie auch sein mögen, im System des menschlichen Wissens selbst Zusammenhang und Nothwendigkeit gibt".

Am wenigsten dürfte man vielleicht in dem Aufsatze „über Offenbarung und Volksunterricht", der zuerst in dem zweiten Hefte des philos. Journals von 1798 und zwar auf Veranlassung der Niethammer'schen Schrift: Doctrinae de revelatione modo rationis praeceptis consentaneo stabiliendae periculum — erschienen, irgend Anknüpfungspunkte für Schs. spätere Ansichten über diesen Gegenstand entdecken zu können hoffen, da dieser Aufsatz allerdings in eine Zeit fällt, „wo die Offenbarung", wie der Herausgeber in seinem Vorwort bemerkt, „auch für ihn noch „in ihrer Sonnenferne" stand, wo sie ihm noch keine Thatsache war in dem prägnanten philos. Sinne, welchen die Philosophie der Mythologie und Offenbarung damit verbindet". Aber der ganze Aufsatz könnte nichts desto weniger selbst jetzt noch, wenn auch nicht in der dabei supponirten Grundansicht, doch seinem polemischen Theile nach, von Sch. unbedenklich vertreten werden, da es ja eigentlich vorzugsweise nur seine Absicht war, die Pseudophilosophie der damaligen Theologen aufzudecken und zu zeigen: es sei endlich Zeit, daß man aufhöre, den Offenbarungsbegriff als Vernunftidee oder gar als ein Postulat der praktischen Vernunft zu betrachten.

Mit einer Weltanschauung, wie die damalige Sch.sche, wornach „Alles, was in der Wirklichkeit vorkommt, nur Entwicklung einer absoluten Vernunft ist", ein Ausspruch der bei Hegel in dem bekannten Satze, daß, was vernünftig, auch wirklich und was wirklich, auch vernünftig sei, wiedergekehrt, — mit einer solchen rein rationalen Erklärung aller Wirklichkeit und Geschichte war freilich der Begriff einer Offenbarung völlig unverträglich, und von diesem Standpunkte aus war Sch. auch ganz in seinem Rechte, wenn er erklärte: seine scientifische Dignität könne der Offenbarungsbegriff ferner nicht behaupten, wenn er auch (nach Niethammer) eine sichere Stelle in der Methodenlehre des Volksunterrichts immerhin finden werde. Jene scientifische Dignität müßte Sch. auch jetzt noch dem Offenbarungsbegriffe absprechen, wenn er durch eine lediglich rationale Deduction zu Stande kommen sollte.

Ein Geist übrigens, der dem Lessing'schen so verwandt war, wie der eines Sch., konnte und mußte wohl in der Folgezeit zu der Einsicht gelangen, daß zwar die Welt und deren Geschichte nicht aus bloßer Vernunft sich erklären lasse, aber selbst dann noch mußte er an der unerschütterlichen Ueberzeugung festhalten, daß auch das ganze Gebiet des Uebervernünftigen nur insoferne Gegenstand der Wissenschaft oder der philos. Erkenntniß sein könne, als es gelänge, auf dem Wege der Vernunft auch das ihre Grenzen Ueberschreitende und darüber noch Hinausliegende zu begründen. Gewann auch darum der Offenbarungsbegriff für ihn eine andere Bedeutung, denn vordem, so galt ihm derselbe gleichwohl nicht als ein Begriff, der (S. 482) „zum Prinzip erhoben, allen Vernunftgebrauch zerstörte"; sondern es sollte im Gegentheile diesem Begriffe erst jetzt zu seiner wahren und vollen scientifischen Dignität

Wissen"; — war damit, könnte man fragen, nicht schon in seinem tiefsten Grunde dasselbe ausgesprochen, was später in der Abhandlung über die Freiheit mit so entschiedener Betonung wiederkehrte, wo es (S. 419) heißt: „Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Seyn, als Wollen. Wollen ist Urseyn und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben: Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden". Und gerade auf diesen höchsten Ausdruck hatte es auch Sch. noch in der späteren Periode seiner philos. Forschung fortwährend abgesehen. Derselbe findet sich in dem ganzen Systeme seiner positiven Philosophie in der entwickeltsten Weise niedergelegt und erscheint auch in der Schlußabhandlung (II. 1) „über die Quelle der ewigen Wahrheiten" als letztes und höchstes Ergebniß in dem Ausspruche: „Das Seyn ist das Erste, das Denken ist das Zweite oder Folgende". Denn unter diesem Seyn versteht Sch. nur jenes Urseyn, welches nach ihm nichts anderes als absolutes Wollen ist.

Auch die Möglichkeit jener Theilung der Philosophie in eine negative und positive, der wir bei Sch. in der Folgezeit begegnen, hatte derselbe schon in dem fünften der philos. Briefe über Dogmatismus und Kriticismus (geschr. im J. 1795) in den Worten ausgedrückt: daß nach seiner Ueberzeugung die Kritik der reinen Vernunft nicht bestimmt sei, irgend ein System ausschließend zu begründen, sondern vielmehr gerade dazu, die Möglichkeit zweier einander gerade entgegengesetzter Systeme aus dem Wesen der Vernunft abzuleiten und ein System des Kriticismus (in seiner Vollendung gedacht) oder richtiger gesagt, des Idealismus so gut, als ein diesem System geradezu entgegengesetztes System des Dogmatismus oder des Realismus zu begründen.

Nicht minderes Interesse gewährt auch eine Vergleichung dessen, was Sch. in der Abhandlung über die Frage, ob eine Philosophie der Erfahrung, insbesondere ob eine Philosophie der Geschichte möglich sei, über das eigentliche Object der Geschichte (II. 1. 470) bemerkt, mit seinen gegenwärtigen Ansichten und Erklärungen hierüber. Sch. spricht zwar am Schluße jener Abhandlung als seine Ueberzeugung aus: daß eine Philosophie der Geschichte unmöglich sei, aber nur unter der Voraussetzung, daß Philosophie der Geschichte so viel bedeute, als Wissenschaft der Geschichte a priori. Und diese ganz richtige Erkenntniß folgerte er aus nachstehenden Sätzen, deren Bedeutsamkeit für sein späteres System der Weltalter erst jetzt in ihr volles Licht treten dürfte, aus den Sätzen nämlich: 1) Was nicht progressiv ist, ist kein Object der Geschichte; 2) wo Mechanismus ist, ist keine Geschichte, und umgekehrt, wo Geschichte ist, ist kein Mechanismus; 3) wovon eine Theorie a priori möglich ist, davon ist keine Geschichte möglich, und umgekehrt, nur was keine Theorie a priori hat, hat Geschichte. Wenn also, fügt Sch. diesen drei Sätzen hinzu, der Mensch Geschichte (a posteriori) hat, so hat er sie nur deßwegen, weil er keine a priori hat, kurz weil er seine Geschichte nicht mit-, sondern selbst erst hervorbringt. Darum gibt es auch keine Geschichte der Thiere, als nur im uneigentlichsten Sinne, weder eine Geschichte des einzelnen Thieres noch der Thierheit oder des Thiergeschlechtes überhaupt, weil auch die Gattung nicht fortschreitet. An diesen Begriff des Fortschreitens im Gegensatze zu dem des Stillstandes oder der bloßen Kreisbewegung knüpfte Sch. bekanntlich seine spätere Unterscheidung zwischen der wahren (a + b + c u. s. w. setzenden) und der falschen oder nur scheinbaren, beständig nur in demselben Zirkel sich bewegenden (a + a + a u. s. w. setzenden) Zeit, und es steht damit auch die Theorie der Weltalter und seine Ansicht von dem gegenwärtigen Naturzustande in Verbindung, wornach in der Natur jetzt alles Stillstand und nur in einem ewigen Einerlei und Kreislaufe sich bewegt, während lediglich noch in der Geschichte der Menschheit sich Bewegung und Fortschritt zeigt.

Treffliche Worte auch sind es, die uns über die allein fruchtbringende Behandlung der Geschichte der Philosophie der Wiederabdruck des Aufsatzes über die Preisfrage der Berliner Akad. v. J. 1795 aus dem philos. Journal in erneute Erinnerung bringt.

Und daß Sch. es nicht bei den bloßen Worten gelassen, sondern ihnen in seinen späteren Vorlesungen auch die That hat folgen lassen und die Geschichte der Philosophie ganz den Forderungen gemäß behandelt hat, die er damals schon ausgesprochen, davon wird man seiner Zeit noch hinreichend Gelegenheit haben, sich zu überzeugen. Er sagt daselbst unter Anderem: „Nichts charakterisirt so sehr den genialischen Geist Leibnizen's, als die Stelle: „Ich habe über das Alte und Neue genug nachgedacht und gefunden, daß fast alle angenommenen Meinungen eines guten Sinnes empfänglich sind u. s. w. Zu einem solchen Resultat aber gelangt man nicht durch chronologische Aufzählung verschiedener Meinungen. Man muß Leibnizen's „perspektivischen Mittelpunkt“ gefunden haben, von wo aus das Chaos verschiedener Meinungen, das von jedem anderen Standpunkte aus ganz verworren erscheint, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung zeigt. Um zu finden, was Leibniz fand, daß, was an den widersprechendsten Systemen nur wirklich philosophisch ist, auch wahr sei, muß man die Idee eines allgemeinen Systems vor Augen haben, das allen einzelnen Systemen, so entgegengesetzt sie auch sein mögen, im System des menschlichen Wissens selbst Zusammenhang und Nothwendigkeit gibt“.

Am wenigsten dürfte man vielleicht in dem Aufsatze „über Offenbarung und Volksunterricht“, der zuerst in dem zweiten Hefte des philos. Journals von 1798 und zwar auf Veranlassung der Niethammer'schen Schrift: Doctrinae de revelatione modo rationis praeceptis consentaneo stabiliendae periculum — erschienen, irgend Anknüpfungspunkte für Schs. spätere Ansichten über diesen Gegenstand entdecken zu können hoffen, da dieser Aufsatz allerdings in eine Zeit fällt, „wo die Offenbarung“, wie der Herausgeber in seinem Vorwort bemerkt, „auch für ihn noch „in ihrer Sonnenferne“ stand, wo sie ihm noch keine Thatsache war in dem prägnanten philos. Sinne, welchen die Philosophie der Mythologie und Offenbarung damit verbindet“. Aber der ganze Aufsatz könnte nichts desto weniger selbst jetzt noch, wenn auch nicht in der dabei supponirten Grundansicht, doch seinem polemischen Theile nach, von Sch. unbedenklich vertreten werden, da es ja eigentlich vorzugsweise nur seine Absicht war, die Pseudophilosophie der damaligen Theologen aufzudecken und zu zeigen: es sei endlich Zeit, daß man aufhöre, den Offenbarungsbegriff als Vernunftidee oder gar als ein Postulat der praktischen Vernunft zu betrachten.

Mit einer Weltanschauung, wie die damalige Sch.sche, wornach „Alles, was in der Wirklichkeit vorkommt, nur Entwicklung einer absoluten Vernunft ist“, ein Ausspruch der bei Hegel in dem bekannten Satze, daß, was vernünftig, auch wirklich und was wirklich, auch vernünftig sei, wiedergekehrt, — mit einer solchen rein rationalen Erklärung aller Wirklichkeit und Geschichte war freilich der Begriff einer Offenbarung völlig unverträglich, und von diesem Standpunkte aus war Sch. auch ganz in seinem Rechte, wenn er erklärte: seine scientifische Dignität könne der Offenbarungsbegriff ferner nicht behaupten, wenn er auch (nach Niethammer) eine sichere Stelle in der Methodenlehre des Volksunterrichts immerhin finden werde. Jene scientifische Dignität müßte Sch. auch jetzt noch dem Offenbarungsbegriffe absprechen, wenn er durch eine lediglich rationale Deduction zu Stande kommen sollte.

Ein Geist übrigens, der dem Lessing'schen so verwandt war, wie der eines Sch., konnte und mußte wohl in der Folgezeit zu der Einsicht gelangen, daß zwar die Welt und deren Geschichte nicht aus bloßer Vernunft sich erklären lasse, aber selbst dann noch mußte er an der unerschütterlichen Ueberzeugung festhalten, daß auch das ganze Gebiet des Uebervernünftigen nur insoferne Gegenstand der Wissenschaft oder der philos. Erkenntniß sein könne, als es gelänge, auf dem Wege der Vernunft auch das ihre Grenzen Ueberschreitende und darüber noch Hinausliegende zu begründen. Gewann auch darum der Offenbarungsbegriff für ihn eine andere Bedeutung, denn vordem, so galt ihm derselbe gleichwohl nicht als ein Begriff, der (S. 482) „zum Prinzip erhoben, allen Vernunftgebrauch zerstörte“; sondern es sollte im Gegentheile diesem Begriffe erst jetzt zu seiner wahren und vollen scientifischen Dignität

verholfen werden, und zwar dadurch, daß ihm seine Stelle in der philosoph. Religion oder in der freien Religion des Geistes angewiesen wird, welche die Prinzipien, die in der Mythologie wie in der Offenbarung als noch unbegriffene wirken, zum Begriffe und Verständniß zu bringen und die unfreiwillige Erkenntniß in beiden durch eine völlig freie, jedem fremden Gesetze, jeder bloß äußeren Autorität fortan entzogene und deshalb durchaus autonome Vernunfterkenntniß zu überwinden hat. Denn „auch das Christenthum (insoferne es noch als bloß „reale, unbegriffene Macht“ wirkt) verlangt, wie Sch. (II. 1. S. 267) ausdrücklich bemerkt, „Ueberwindung, aber nicht der Vernunft selbst (denn dann hörte alles Begreifen auf), sondern der bloß natürlichen“. Und (II. 1. S. 269) „es wird, wenn auch in uns selbst etwas alle Vernunft Uebertreffendes liegen sollte, von diesem erst dann die Rede sein können, wenn die Vernunftwissenschaft bis an ihr Ziel geführt ist, davon sie aber noch weit entfernt ist“.

Also auch das Ueber-vernünftige — und zu diesem gehört begreiflich nicht bloß die Geschichte und die in ihren Bereich fallende Mythologie und Offenbarung, sondern auch die Natur, auch das über und neben dem Vernunftideal sich geltend machende Reale soll Gegenstand und Aufgabe der freiesten Vernunfterkenntniß in dem Sinne sein und werden, daß der Vernunft vor allem die Möglichkeit derjenigen Verhältnisse einleuchtend und begreiflich zu machen ist, auf denen, wie die Welt überhaupt, so auch jene besonderen Erscheinungen in derselben beruhen. Insoferne hat auch jenes frühere Wort Sch's. (I. 1. S. 481), daß, wie in aller Wirklichkeit, so nicht minder in der Geschichte überall die Spur einer absoluten Vernunft sich finden und ihre allgemeinen Ideen sich nachweisen lassen müßten, noch seinen vollberechtigten Sinn, wenn gleich jener Nachweis jetzt in anderer Weise, als damals, in Aussicht gestellt ist. Jedenfalls aber kann es dabei nur auf den Gewinn einer völlig freien, von aller äußeren Autorität schlechthin unabhängigen Erkenntniß abgesehen sein; und daß Sch. nur hiernach und nach nichts anderem strebte, verstand sich bei einem von jeher so redlich und rücksichtslos forschenden Geiste

wohl von selbst und könnte ihm nur bei Solchen zum Vorwurfe gereichen, die, selbst mit seiner jetzt auf das Positive gerichteten Forschung noch nicht zufrieden, geradezu ein völliges Aufgeben der Freiheit und Selbständigkeit der Speculation verlangen und deshalb über Sch., wie dies Wolfgang Menzel unlängst in seinem Literaturblatte (v. 23. Juli 1856 Nr. 59) gethan, den Tadel aussprechen, daß er auf halbem Wege stehen geblieben, sich seine Religion selbst gemacht, apart geblieben und, statt in die Kirche hinein, nur an der Kirche vorbeigegangen sei. Als ob damit der Kirche selbst nur im Geringsten gedient wäre, wenn die Philosophie nicht auf einem von dem religiösen Glauben unabhängigen Wege zum speculativen Erweise eben dieses Glaubens gelangte, und derselbe je in einem unfreien und eben damit von vorneherein aller Achtung und alles Vertrauens baren Wissen seine Stütze finden könnte. Und wenn es auch wahr wäre, daß, wie Menzel meint, die Bewegung der Gegenwart nicht in irgend welchen philos. Hörsaal, sondern in die Kirche führe, so bliebe dessenungeachtet, wie wir es schon bei einer anderen Gelegenheit *) aussprachen, die Stellung und Aufgabe für die Philosophie unverrückt dieselbe, die ihr von jeher zukam, nämlich die, „in keinem andern Dienste zu stehen, als dem der Wahrheit, der frei erstrebten und frei erkannten“.

*) In unserer akad. Denkrede auf Schelling (S. 32).

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. Januar.

Nr. 8. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 3. Dezember 1856.

Herr Professor Beckers las:

„Ueber Schelling und sein Verhältniß zur Gegenwart ꝛc.“

(Fortsetzung.)

Hätte Sch. in seinen späteren Jahren sich je zu einem anderen Dienste bekannt, dann allerdings verlohnte es sich nicht, ihm weiter zu folgen; er hätte die ganze Glorie seiner früheren weltgeschichtlichen Geistesarbeit für immer hinter sich, ohne daß man sich auch nur den geringsten ferneren Erfolg von einer Lehre versprechen dürfte, die sich in ihrem eigenen Prinzipe zerstörte. Daß es aber damit keine Gefahr hat, wird wohl mit der fortschreitenden Veröffentlichung des Sch.'schen Nachlasses immer mehr an's Tageslicht treten. Sagte doch der in dieser Beziehung so vielfach Verdächtigte schon in seinem ersten Vortrage zu Berlin ausdrücklich: „Nichts soll durch mich verloren gehen, was seit Kant für echte Wissenschaft gewonnen worden, und wie sollte ich zumal die Philosophie, die ich selbst früher begründet, die Erfindung meiner Jugend aufgeben?“

Um so höheres und bleibenderes Interesse hat auch dasjenige noch, was nun gleichzeitig mit dem Nachlasse erscheint, nämlich alles das, was der Entwicklung seines früheren Systemes angehört, da ja dieses nicht beseitigt, sondern nur in seiner von allem Unwesentlichen befreiten, vollendeteren Form als negative Philosophie reconstruirt und durch die noch fehlende andere Hälfte — die positive Philosophie ergänzt werden soll. Wir haben also allen Grund, auch dem früheren Systeme unsere erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden, und es bietet auch in der That schon der erste uns vorliegende Band der ersten Abtheilung außer dem von uns schon Erwähnten für die Geschichte und das Studium der Sch.'schen Philosophie eine Fülle von Anknüpfungspunkten für eine Reihe speculativer Fragen und Betrachtungen, die auch für die Gegenwart ihr Gewicht und ihr Interesse noch lange nicht verloren haben.

Es gehört unter Vielem hieher namentlich, was Sch. S. 317 ff. über die Frage bemerkt, was einem Spinoza und allen den edleren Geistern, die des zerstörenden und vernichtenden Prinzips einer pantheistischen Weltanschauung sich nicht zu entschlagen vermochten, dieses Prinzip dennoch erträglich gemacht und wie es komme, daß, wie wir es auch im Denken anfangen wollen, wir unsers eigenen Ich's nie und nimmermehr los werden können und schlechterdings nicht im Stande sind, unser Nichtdasein zu denken, ohne stets zugleich uns selbst als existirend zu denken. Auch Spinoza täuschte sich, indem er sich selbst mit dem absoluten Object identisch und in seiner Unendlichkeit verloren glaubte. „Nicht er war in der Anschauung des absoluten Objects, sondern umgekehrt, für ihn war Alles, was objectiv heißt, in der Anschauung seiner selbst verschwunden. . . . . Schwerlich hätte je ein Schwärmer sich an dem Gedanken, in dem Abgrund der Gottheit verschlungen

zu sein, vergnügen können, hätte er nicht immer an die Stelle der Gottheit wieder sein eigenes Ich gesetzt. Schwerlich hätte je ein Mystiker sich als vernichtet denken können, hätte er nicht als Substrat der Vernichtung immer wieder sein eigenes Selbst gedacht. Diese Nothwendigkeit, überall noch sich selbst zu denken, die allen Schwärmern zu Hilfe kam, kam auch Spinoza zu Hilfe. Indem er sich selbst als im absoluten Object untergegangen anschaute, schaute er doch noch sich selbst an, er konnte sich selbst nicht als vernichtet denken, ohne sich zugleich als existirend zu denken". Es sind dies goldne Worte von tiefster Bedeutung auch noch für unsere Zeit, und sie enthalten wohl auch, möchten wir sagen, den psychologischen Schlüssel für die in der That sonst fast unbegreifliche Theilnahme und Begeisterung, welche die pantheistischen Lehren nachgerade in immer weiteren Kreisen bei uns gefunden.

Besonders bemerkenswerth erscheint auch gerade jetzt wieder die in der ersten Ausgabe der Schrift „vom Ich als Prinzip der Philosophie" S. 177 (I. 1. 232) beigefügte Anmerkung über Kant, welche beim Wiederabdrucke dieser Schrift im I. Bande der philos. Schriften aus einem uns nicht wohl erklärlichen Grunde gestrichen worden. „Kant", heißt es daselbst nebst Anderem, „war der Erste, der nirgends unmittelbar, aber überall wenigstens mittelbar das absolute Ich als das letzte Substrat alles Seyns und aller Identität aufstellte und zuerst das eigentliche Problem der Möglichkeit eines noch über die bloße Identität hinaus bestimmten Etwas fixirte".

Wie übrigens dieser erste Band, in welchem mit der Publication der älteren Schriften Sch's. begonnen worden, zu dessen damaligem Systeme nur erst einleitend sich verhalten kann, so ist dies auch bei dem ersten Bande der zweiten Abtheilung der Fall, welcher die Reihenfolge der auf die Entwicklung seines letzten Systems bezüglichen Schriften eröffnet. Auch in ihm möge man mehr ein überreiches Material zu speculativen Anregungen der tiefsten Art bezüglich fast aller Hauptprobleme der philos. Gegenwart und Zukunft, als eine nach irgend einer Seite hin abgeschlossene und in sich schon vollendete Darstellung erblicken. Die „Einleitung in die Philosophie der Mythologie" ist übrigens als historisch-kritische Würdigung aller nur möglichen Erklärungen dieses großen Räthsels der Geschichte für sich allein schon ein wissenschaftlicher Versuch, dem sich auf diesem Gebiete nichts Anderes auch nur entfernt von gleichem Umfange, gleicher Tiefe und Genialität zur Seite stellen läßt, und über den sich auch die öffentliche Kritik bisher fast einmüthig mit höchster Anerkennung ausgesprochen.

Auch über die Bedeutung der Mythologie für die Philosophie kann keine Frage mehr sein, sobald nur einmal feststeht, daß die Mythologie in einem nothwendigen Prozesse des ursprünglichen menschheitlichen Bewußtseins beruht und in diesem Prozesse nur der allgemeine Weltprozeß sich wiederholt, so zwar, daß die Prinzipien des ersteren nicht bloß die besondere religiöse, sondern eine zugleich allgemeine Bedeutung haben, insoferne dieselben nur auch die alles Seyns und alles Werdens sein können. Womit es nach Sch. die Philosophie nicht zu thun haben könnte, das wäre das bloß Willkürliche und Gemachte, das Corrupte und Entstellte, das Grenzen- und Schrankenlose, das Todte und Stillstehende. Aber von allen dem finde sich in der Mythologie gerade das Gegentheil. Sie sei ein nothwendiges Gewächs, das ursprüngliche Erzeugniß des sich selbst wiederherzustellen strebenden Bewußtseins, eine in sich abgeschlossene Welt mit einem von Anfang bis zum Ende ganz bestimmten Verlaufe und ein nach inwohnendem Gesetze sich selbst Bewegendes, mit Einem Worte ein theogonischer, d. h. bestimmte Göttervorstellungen mit Nothwendigkeit erzeugender Prozeß, in welchem das menschliche Bewußtsein durch sein Wesen festgehalten ist.

Freilich bleibt auch bei dieser Ansicht von der Mythologie als einem dem Welt- und Naturprozesse analogen theogonischen Prozesse des menschlichen Bewußtseins, der aber in keinem Falle so verstanden werden darf, als ob Gott selbst als solcher in denselben eingehe und sich etwa erst im menschlichen Bewußtsein successiv erzeuge, da er vielmehr seiner Gottheit nach stets außer und über allem Prozesse zu denken ist, — es bleibt, wenn man sich gedrungen sähe, diese Ansicht nach Aufgebung aller andern

unhaltbaren Erklärungsversuche als die noch haltbarste und tiefsinnigste sich anzueignen, dabei noch immer die nicht abzuweisende Frage übrig, ob es wohl auch möglich sei, diesen Prozeß eben so, wie den der Natur, in der That und Wahrheit wissenschaftlich nachzuweisen. Und es knüpft sich hieran auch noch der andere Zweifel, ob ein solcher Nachweis auf dem Gebiete der Mythologie überhaupt möglich sei, ehe es gelungen, den gesammten Naturprozeß selbst erst in noch anderer und tieferer Weise zur speculativen Erklärung zu bringen, als dies von der früheren Naturphilosophie versucht worden war. Denn wenn, wie es Bd. II. 1. S. 207 heißt, in dem mythologischen Prozesse dieselben Mächte oder Potenzen wirksam sind, welche die Natur erschaffen, wenn zu demselben nichts außer dem ursprünglichen Bewußtsein erforderlich ist, nichts außer den es selbst setzenden und constituirenden Prinzipien, und wenn, wie ebendaselbst hinzugefügt wird, das Bewußtsein nur das Ende der Natur ist, so möchte allerdings die wirkliche Erklärung der Natur als eine unerläßliche Vorbedingung für die Erklärung der Mythologie erscheinen, und somit das Bedürfniß einer dem gegenwärtigen Standpunkte der Speculation wie der Empirie entsprechenden neuen Naturphilosophie als eines der dringendsten sich erweisen. Welche Aufgabe aber Sch. dieser speculativen Disciplin selbst noch zuletzt gestellt, geht aus seinen eigenen Worten hierüber da hervor, wo er (II. 1. S. 576—77) beispielsweise von der Möglichkeit spricht, von der höchsten Vernunftidee bis zur Pflanze als nothwendigem Moment derselben einen stetigen Fortschritt aufzufinden, und in diesem Zusammenhange auch die Pflanze als nichts Zufälliges mehr, sondern selbst als eine ewige Wahrheit zu begreifen, und woran er sodann die Bemerkung knüpft: er wolle nicht aussprechen, wie man über den Naturforscher urtheilen müßte, dem dies gleichgiltig wäre und dessen Forschungen nicht von dem beständigen Bewußtsein begleitet wären, daß er, womit immer beschäftigt, nicht mit einer bloß zufälligen und für die Vernunft nichts werthen Sache, sondern mit einer solchen zu thun habe, die in dem großen, wenn auch ihm unübersehbaren Zusammenhang eine nothwendige Stelle und damit eine ewige Wahrheit hat. Denn nicht mit der Natur in ihrem gegenwärtigen Stillstande und ewigen Kreislaufe bei allem Wechsel der Erscheinungen — und hierin ist wohl der Hauptunterschied zwischen der empirischen und speculativen Naturerforschung begründet — hat es die Naturphilosophie zu thun, sondern mit dem eigentlichen und ursprünglichen Werden und Entstehen der Natur, mit dem Nachweise der Potenzen, die sich in dem Prozesse derselben von der untersten bis zur höchsten Stufe durch alle wesentlichen und nothwendigen Momente hindurch entwickelten.

Dieselbe Aufgabe hatte sich zwar schon die ehemalige Naturphilosophie gesetzt, und auch in der gegenwärtigen Darstellung der rein rationalen Philosophie begegnet uns von der 18. bis 21. Vorlesung eine Reihe von Untersuchungen, die sich, wenn auch nur mehr fragmentarisch und gelegentlich, als in zusammenhängender und erschöpfender Ausführung, mit den Problemen beschäftigen, die auf ihre Lösung durch eine wahrhaft speculative Physik harren. Wir sagen — auf diese Lösung harren, denn daß wir von einer solchen noch weit entfernt sind, und zwischen dem bloßen Versuche, die Natur in ihren letzten Gründen zu erklären, sei er auch der geistvollste und wissenschaftlich anregendste, und einer wirklich befriedigenden Erklärung eine unermeßliche Kluft noch liegt, wird wohl Niemand in Abrede stellen, und gewiß am allerwenigsten hat sich Sch. die Größe und Schwierigkeit der Forschungen verhehlt, deren es auf diesem Gebiete noch bedarf und die ihm auch noch zu allerletzt (II. 1. S. 512) zu der Bemerkung Anlaß gaben, ein wie weiter Weg hier noch vor ihm liege und wie er es Anderen überlassen müsse, weiter auszuführen, was er nur erst habe andeuten können.

Wie es sich aber auch mit der Abhängigkeit der Erklärung der Mythologie von jener der Natur verhalten möge, Sch. selbst — dies sehen wir — ließ sich durch dieses Bedenken in keiner Weise abhalten, nicht nur die Mythologie, sondern die ganze Geschichte überhaupt mit kühnem Griffe zu Objekten einer Forschung zu machen, die sich auf keine anderen principiellen Voraussetzungen, als die seiner Potenzenlehre gründen sollte.

Wie es vor ihm noch keine eigentliche Philosophie der Natur gab, die diesen Namen verdiente, so hatte er es auch jetzt — in der Philosophie der Geschichte — mit einer Wissenschaft zu thun, die, streng genommen, bisher so gut wie nicht existirte. Sie existirte schon darum nicht, weil man, wie Sch. (II. 1. S. 230 ff.) mit vollem Grunde darauf aufmerksam macht, für die Geschichte bisher weder einen Anfang, noch ein Ende in Wahrheit zu finden gewußt, und ein völlig Unbeschlossenes, nach allen Seiten Grenzenloses als solches gar kein Verhältniß zur Philosophie habe. Auch mit der gewöhnlichen Unterscheidung zwischen geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit sei es hier nicht gethan. Denn „Niemand", sind hierüber (S. 232) Schs. Worte, „weiß zu sagen, wo die historische Zeit anfängt und die andere aufhört, und die Bearbeiter der allgemeinen Geschichte sind in sichtlicher Verlegenheit über den Punkt, bei dem sie anfangen sollen. Natürlich; denn die geschichtliche Zeit hat für sie eigentlich keinen Anfang, sondern geht im Grunde und der Sache nach ins völlig Unbestimmte zurück, es ist überall nur einerlei, nirgends begrenzte noch irgendwo zu begrenzende Zeit. Gewiß in einem solchen Unbeschlossenen, Unbeendeten kann sich die Vernunft nicht erkennen; demnach sind wir bis jetzt von nichts entfernter als von einer wahren Philosophie der Geschichte. Es fehlt am Besten, nämlich am Anfang." Und daß gerade in diesem Anfange, diesem der Historie unzugänglichen Gebiete, in welchem sich die letzten Quellen aller Geschichte verlieren, wie Sch. ebendaselbst bemerkt, die bedeutendsten, weil für die ganze Folge entscheidenden und bestimmenden Vorgänge verborgen liegen, wer möchte dies bezweifeln. Gäbe es aber (S. 239) keinen bestimmten Ausgangspunkt, kein Von-wo und kein Wohin in der Geschichte, so gäbe es auch kein Fortschreiten. Dieses Fortschreiten geht übrigens, fügt Sch. hinzu, nicht, wie man gemeiniglich meint, vom Kleinen ins Große, sondern es macht vielmehr umgekehrt überall das Große, Gigantische den Anfang, und das organisch Gefaßte, ins Enge Gebrachte folgt erst nach.

Die wahre Philosophie der Geschichte verträgt sich daher schlechterdings nicht (ebend. S. 235) mit einer wilden, unorganischen, grenzenlosen Zeit, in die sich die Geschichte verläuft, sondern erfordert einen Organismus, ein System von Zeiten, in das sich die Geschichte unseres Geschlechtes einschließt.

„Nimmt man aber Geschichte im weitesten Sinne, so ist die Philosophie der Mythologie selbst der erste, also nothwendigste und unumgänglichste Theil einer Philosophie der Geschichte." (S. 237.) Es handelt sich also vor allem um die Erklärung der Mythologie, zu diesem Behufe aber sodann zunächst um eine philosophische Grundlage, die uns in den Stand setzt, dasjenige, was wir in der Mythologie und im weiteren Verlaufe auch in der Offenbarung als wirklich zu erkennen uns gedrungen sehen, auch als möglich und demnach philosophisch zu begreifen (S. 250.) Zu diesem Verständniß nun kann uns nur die philosophische Religion führen, aber eine solche existirt nicht.

Mit diesem wiederholten Ausspruche: „die philosophische Religion, wie sie von uns gefordert ist, existirt nicht", beginnt in dem zweiten Buche die „Darstellung der rein rationalen Philosophie." Weil sie aber, die philosophische Religion, als eine unabweisliche Forderung erscheint, weil sie allein uns von der drückenden Macht befreien kann, die jede bloß äußere, blinde Autorität, jeder unverstandene und unbegriffene religiöse Glaube auf das menschliche Bewußtsein ausübt, so muß sie gesucht und vor allem ihre Möglichkeit dargethan werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. Januar.

Nr. 9. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 3. Dezember 1856.

Herr Professor Beckers las:

„Ueber Schelling und sein Verhältniß zur Gegenwart ꝛc.“

(Fortsetzung.)

Und da Schelling sie wirklich gefunden und in seiner positiven Philosophie ihre Grundelemente entwickelt zu haben glaubt, so schickt er sich nun an, vorerst den rationellen Weg zu zeigen, der zu dieser Wissenschaft führen soll. Zwar könne man, meint derselbe, (II. 1. S. 564), die positive Philosophie möglicher Weise rein für sich anfangen, wie auch in der That der wirkliche Uebergang in sie durch das bloße Wollen geschehe; aber dennoch erscheint es ihm unumgänglich nöthig, den Weg dazu erst durch die reine Vernunftwissenschaft anzubahnen, da ohne vorherige Gewinnung einer solchen auch die vollkommene und für immer gesicherte Verwirklichung der freien oder philosophischen Religion durch die positive Philosophie, in welcher dieselbe allein erst sich finden kann, in Frage stehe. Die positive Philosophie hat also nach Sch. die negative zu ihrer Voraussetzung, zwar nicht als Grundlage oder Basis im eigentlichen Sinne, aber doch als unentbehrliche Vorschule und Prüfstein für den forschenden Geist. Und insoferne muß die Aufgabe dieser letztern zuvörderst in Angriff genommen werden, was denn auch von Sch. in der vorliegenden „Darstellung“ ꝛc. ꝛc. geschehen.

Zwar hatte, wie Sch. in derselben S. 368 ff. bemerkt, schon Kant zuerst gefühlt, daß eine definitive Metaphysik nicht so unmittelbar sich aufstellen lasse, als man für möglich gehalten, daß eine Beurtheilung der Möglichkeit vorausgehen müsse, diese Untersuchung aber nicht möglich sei ohne eine allgemeine Untersuchung des menschlichen Wissens überhaupt und des demselben Möglichen und Erreichbaren; und wie Fichte keine andere Absicht hatte, als Kants Kritik des Erkenntnißvermögens zu einer durch das bloße Denken hervorzubringenden Wissenschaft zu erheben, so war auch das Schelling'sche Identitätssystem lediglich die letzte Steigegerung und objective Vollendung der die Möglichkeit der Metaphysik untersuchenden Kritik — ein System des objectiven Rationalismus. Aber abgesehen davon, daß in diesem früheren Systeme dem Mißverstande noch nicht vorgebeugt war, ob es als ein System der wissenden, positiven, oder der bloß denkenden und insoferne nur kritischen und negativen Wissenschaft behauptet werden wolle, fühlte Sch. gerade jetzt, nach der wirklichen Aufstellung einer positiven Philosophie, das doppelte Bedürfniß, auch für die negative Philosophie eine neue, vollendetere Form ihrer Entwicklung zu finden. War er auch von der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Disciplin einer reinen Vernunftwissenschaft von jeher überzeugt, und ist der von Weiße in dieser Be-

wenn man bei ihm stehen bleibt. Man muß auch wissen, was er nicht sagt, und selbst muß man die Wege gewandelt haben, die er wandelt, die Schwierigkeiten, mit denen er kämpft, den ganzen Prozeß, den er durchlaufen, durchempfunden haben, um zu verstehen, was er sagt. Ein bloß historisches Wissen ist in Bezug auf keinen Philosophen weniger, als auf Aristoteles möglich".

Zugleich auch spricht Sch. bei dieser Gelegenheit S. 380 seine entschiedene Ueberzeugung aus, daß auf dem Gebiete der Philosophie derjenige nichts Dauerhaftes schaffen werde, der nicht, mit Platon anfangend und mit Aristoteles endend, insbesondere mit letzterem sich verständigt und dessen Erörterungen als Schleifstein seiner eigenen Begriffe benutzt habe. Platon und Aristoteles seien selbst erst zusammen ein Ganzes; die Metaphysik ein Gewebe, dessen Aufzugsfäden dem Platon gehören.

Solchen Aussprüchen gegenüber erscheinen denn doch Bemerkungen, wie die von Weiße gemachten, mehr als gewagt, und wenn wir auch S. 559 dem offenen Selbstgeständnisse Sch's. begegnen, daß es allerdings eine Zeit gegeben, in der er noch weniger, als man ihm vielleicht zugetraut, von Aristoteles gewußt, so hat derselbe dieses frühere Versäumniß doch in der Folgezeit gewiß zu Genüge nachgeholt und gut gemacht.

Auch noch manchen anderen vorschnellen und unbegründeten Urtheilen wäre zu begegnen, die da und dort über die neuesten Sch.'schen Entwicklungen laut geworden, aber es würde ein näheres Eingehen darauf uns hier offenbar zu weit führen. Nicht minder ist es unmöglich, aus dem großen Schatze neuer Ideen und vielversprechender Ergebnisse, welchen der bis jetzt veröffentlichte Nachlaß uns bietet, all' dasjenige nach Gebühr hervorzuheben, was eine besondere Beachtung verdiente.

Hieher dürften namentlich gehören die Bemerkungen und Erörterungen über die Fehler und Mängel seines eigenen früheren Systems (II. 1. S. 372 ff.) — über den mit dem Denken verbundenen physischen Prozeß (450) — über die Individualisirung der Seelen und den hiebei durch den unergründlichen Akt der Ichheit einer jeden derselben gesetzten subjectiven Idealismus und dessen Steigerung zum objectiven Idealismus (464 ff.) — über die weltverändernden Wirkungen des durch Kant und Fichte eingeleiteten Idealismus und dessen Mission für die Zukunft (466 ff.) — über die Kant zu verdankende und zu seinen größten Geistesthaten zählende Lehre von einer nicht in das gegenwärtige Bewußtsein hereinfallenden, sondern ihm vorausgehenden, noch der Ideenwelt angehörigen Handlung, ohne welche es keine Persönlichkeit, nichts Ewiges im Menschen, sondern nur zufällige, in ihm selbst zusammenhanglose Handlungen geben würde (S. 483) — seine Lehre von den drei successiven Zuständen oder Potenzen des menschlichen Gesammtlebens oder seine Unsterblichkeitslehre (476 ff.) — die Zurückweisung des Materialismus der Gegenwart und der herkömmlichen Ansicht, daß Aristoteles die persönliche Fortdauer geleugnet habe (477) — seine Theorie von den Gestirnen und der Bedeutung der Erde in dem Systeme derselben (491 ff.), mit der man gar wohl auch nicht in Uebereinstimmung sich befinden könnte, ohne deshalb mit Weiße von „Abenteuerlichkeiten" und „Donquixoterie" zu sprechen — sodann die Theorie des natürlichen Erkennens (S. 525), welche jedoch von Sch. ausdrücklich (S. 527) von jener Theorie des Erkennens unterschieden wird, die nur innerhalb der eigentlichen Philosophie selbst, nicht vor und außer ihr möglich ist und die allerdings nicht, was auch nicht entfernt in seiner Absicht gelegen, „auf wenigen Blättern", was gleichfalls Weiße vorwurfsvoll betont, in ihrer Vollständigkeit hätte gegeben werden können, — ferner die Lehre von einer der gesammten Wirklichkeit des menschlichen Daseins vorausgehenden und ihr zu Grunde liegenden intelligiblen Ordnung (528) und endlich die in den letzten Vorlesungen des näheren ausgeführte Behauptung der Unabhängigkeit der Moral und des Naturrechts von der Theologie, die jedoch von Sch. in einem ganz anderen Sinne, als dem von Menzel ihm vorgeworfenen einer „kahlen Juristerei" gemeint ist, und eines über den bloßen Zweck des Staates hinausgehenden, auf die Gewinnung des wahren höheren Lebens gerichteten Menschheitszweckes, was wohl eben so mit Unrecht von verschiedenen Seiten als „politischer Quietismus" gedeutet worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. Januar.

Nr. 10. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 6. Dezember 1856.

Herr Professor Beckers las:

„Ueber Schelling und sein Verhältniß zur Gegenwart ꝛc.“

(Fortsetzung.)

Noch übrigen schließlich auch einige Bemerkungen über den philos. Briefwechsel Fichte's u. Schelling's, welcher aus dem Nachlasse Beider von deren Söhnen J. H. Fichte und K. Fr. A Schelling herausgegeben worden und fast gleichzeitig mit dem 1. Bande der 2. Abtheilung der Gesammtausgabe der Sch.'schen Werke erschienen ist. Es umfaßt dieser Briefwechsel, da aus dem Jahre 1794 nur ein einziger Brief von Sch. (auf Anlaß der Uebersendung seiner ersten philos. Schrift „über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt“ an Fichte) vorhanden, eigentlich nur den kurzen Zeitraum von dritthalb Jahren, vom Juli 1799 bis zum Jänner 1802.

So gering aber auch die Zahl der hier mitgetheilten Briefe ist — es sind deren im Ganzen nur 31, so sind dieselben doch, soweit sie sich auf die Differenzpunkte zwischen dem damaligen Fichte'schen und Sch.'schen Systeme beziehen, von dem höchsten wissenschaftlichen und historischen Interesse. Zwar können wir nicht bergen, daß der erste Eindruck, den gerade diese Briefe auf uns gemacht, ein theilweise wehmüthiger, ja selbst peinlicher war.

Zwei an Geist und Charakter hochadelige Naturen, mit gleicher Redlichkeit und Begeisterung nach Erforschung der Wahrheit strebend und beide ganz durchdrungen von gegenseitiger höchster Verehrung und Freundschaft — sehen wir gleichwohl durch eine Reihe von anfänglich nur unscheinbaren, aber nachgerade immer fühlbarer und schroffer hervortretenden Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse dahin gebracht, nach wiederholten fruchtlosen Vereinigungsversuchen sich auf immer, wenn auch beiderseits mit schmerzlichstem Bedauern, zu trennen.

Von welchen Gefühlen der Bewunderung, der Hochachtung und Dankbarkeit gibt schon der erste Brief von 1794 Zeugniß, den Sch. noch als Jüngling an Fichte geschrieben. Und wie wohlthuend berührt uns die warme, aufrichtige Freundschaft und Theilnahme, wie sie in den späteren Jahren zwischen beiden Männern sich entwickelt und in den vorliegenden Briefen ungestört bis zum Herbst des J. 1800 sich ausspricht. Aber wie bald und wie beklagenswerth ändert sich dieses schöne, bisher in dem unbedingtesten gegenseitigen Vertrauen wurzelnde Verhältniß zusehends in den nachfolgenden Briefen. Zwar werden die jetzt auftauchenden Differenzen nach ihrer ersten ohnehin nur sehr zarten Berührung von Seite Fichte's in dem 19 Briefe und in dem nächsten Verlaufe ihrer weiteren Besprechung noch immer in rücksichtsvollster Weise auszugleichen versucht. Beide haben keinen sehnlicheren Wunsch, als sich in Wahrheit zu verständigen, und in dem 26. Briefe schreibt Sch. an F., daß, der Uebereinstimmung mit ihm sich zu erfreuen und harmonisch mit ihm zu denken, ihm wichtiger sei, als die Uebereinstimmung der ganzen übrigen Welt ihm sein würde oder könnte. Ja einer wie der andere gibt sich wiederholt der Täuschung hin, wenigstens im Wesentlichen ein Einverständniß erzielt zu haben, und voll Begeisterung ergeht sich Sch. noch im Mai 1801 bezüglich der absoluten Erkenntniß in den Worten: „Es ist die Erkenntniß, welche einmal gewonnen, nicht mehr irren läßt. Wir mögen uns über dieselbe verschieden ausdrücken, sie auf ganz verschiedene Weise darzustellen streben, über sie selbst können wir nie mehr uneinig sein,

und wenn wir es je gewesen sind, so will ich gerne und willig die Schuld davon auf mich nehmen. Wenn diese Erkenntniß erst als einziges Thema und Prinzip des Philosophirens förmlich etablirt und festgesetzt ist, so wird dann die göttliche Philosopie ihrer ganzen Freiheit wieder gegeben sein, und gleich dem Gegenstand, den sie darstellt, in unendlichen Formen und Gestalten, immer nur das Eine Absolute wiederholen und an den Tag bringen. Was sie auch berühre, wird unmittelbar durch ihre Berührung das Heilige werden, und jene Erkenntniß wird Alles in das Göttliche selbst verwandeln. Es wird also fortan nur Ein Gegenstand sein, und nur Ein Geist, Ein Erkennen, Ein Wissen dieses Gegenstands, und auf der ersten Welt seiner Offenbarung wird sich durch Philosophie und Kunst eine zweite erheben, eben so reich und mannigfaltig, wie die erste, und doch nur Darstellung dieses Einen in Gedanken und Werken". Eine Erklärung in solchem Tone, wie ihn Sch. noch einmal aus vollem Geistes- und Herzensdrange anschlug, konnte begreiflich seine Wirkung auf Fichte nicht verfehlen, wie auch aus dem Eingange seines Antwortschreibens erhellt, welches mit den Worten beginnt: „Ihr Brief, mein innigst geliebter Freund, hat mir eine Freudigkeit und eine Hoffnung für die Wissenschaft wiedergegeben, die ich seit einiger Zeit ziemlich aufgegeben hatte. Der erste Erfolg ist, daß er mich in die Möglichkeit setzt, durchaus offen mit Ihnen zu sprechen, ohne daß ich befürchten müßte, früher herbeizuführen, was für das Beste der Wissenschaft lieber gar nicht geschehen sollte". Leider sollte dessenungeachtet die hier angedeutete Befürchtung eines möglichen Bruches nur zu bald in Erfüllung gehen.

Zwar ist F. von neuem auf das ernstlichste bemüht, sich mit Sch. über die zwischen ihnen streitigen Punkte auseinander zu setzen und gibt zu verstehen, daß sie wohl beide in Absicht der Sachen auf dasselbe hinauskommen möchten, keineswegs aber in Absicht der Darstellung, und diese gehöre hier durchaus wesentlich zur Sache. Aber doch werden von nun, von diesem 27. Briefe an, dessen Beendigung und Absendung F. überdies v. 31. Mai bis zum 7. August 1801 verzögerte, die Differenz-Punkte von beiden Seiten immer nachdrucksamer und exclusiver betont, die Sprache wird immer gereizter, die Vorwürfe von Mißverständnissen, Vorurtheilen und Irrthümern mehren sich gegenseitig, höchst bedauerliche zufällige Anlässe und Zwischenträgereien verwandeln die bisher nur wissenschaftliche Uneinigkeit und Spannung endlich in eine zugleich persönliche, und der Bruch wird immer unheilbarer.

Noch einmal zwar, nach Empfang des ersten Heftes des von Sch. und Hegel herausgegebenen kritischen Journals der Philosophie, bietet F. (im 30. Briefe vom 15. Jan. 1802) in edelster und würdevollster Weise dem Freunde die Hand zur Versöhnung. „Sie haben", schreibt er, „und werden unaufhörlich haben in mir den wärmsten, anhänglichsten Freund, so lange ich dies kann, ohne meinen Grundsätzen zu vergeben". Nur darum möchte er Sch. gebeten haben, sich künftig aller persönlichen Beleidigungen zu enthalten, da lediglich diese, nicht aber die wissenschaftlichen Differenzen sich zwischen sie Beide stellen könnten. Aber die Empfindlichkeit des Einen wie des Andern ist bereits zu heftig erregt, auch Sch. hält sich für persönlich angegriffen und meint, nichts gethan zu haben, als nur den eigenen Ton F's. gegen ihn wiedergegeben zu haben. Und um das Maß seiner Erbitterung gegen F. voll zu machen, mußte noch des Letzteren (am Schlusse S. 129 — 30 beigedruckter) Brief an Dr. Schad v. 29. Dez. 1801 zur Kenntniß Sch's. gelangen, dessen ganzer Ton und Inhalt freilich nicht verfehlen konnten, alle Hoffnung auf eine weitere Verständigung und Aussöhnung zwischen den beiden Männern vollends abzuschneiden.

Faßt man nur diesen wehethuenden und unerquicklichen Ausgang des vorliegenden Briefwechsels ins Auge, so könnte man fast zu dem Wunsche sich verleiten lassen, derselbe hätte lieber gar nicht veröffentlicht werden mögen. Aber abgesehen davon, daß er ein wesentlicher Beitrag zur Erklärung des allmählichen, immer weiteren Auseinandergehens der beiden Forscher ist und mehr, als alles Andere, die so gereizte und entschiedene Sprache erklärt, mit welcher Sch. später noch einmal im J. 1806 in seiner Schrift: „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten F.'schen Lehre", seinem früheren Freunde entgegentrat, so hat doch auch die inzwischen verstrichene Zeit ihren alles ausgleichenden und begütigenden Einfluß längst geübt, und in Sch. selbst noch, während der letzteren Periode seiner philos. Entwicklung, einen Umschwung bewirkt, der ihn über der Größe des wirklichen Verdienstes seines gewaltigen Vorgängers alles Andere vergessen und jetzt nur noch auf jenes mit der möglich höchsten Anerkennung den Nachdruck legen ließ. Hatte er doch schon am Schlusse der vorhin erwähnten „Darlegung des wahren Verhältnisses" ꝛc. v. J. 1806, unter lebhafter Beklagung der ihm auferlegten Nöthigung einer so unumwundenen Erklärung gegen den damaligen Standpunkt F's., nicht umhin gekonnt, die Aeußerung beizufügen: „Aber ich weiß auch, daß das Alles nicht Er selbst ist, und achte sein wahrhaftes, hinter den Hüllen seiner Reflexion verborgenes Wesen unendlich höher, als alle seine Aeußerungen und als ihn selbst in diesen Aeußerungen betrachtet".

Müßten aber auch diese persönlichen Dissidien zwischen den beiden Männern, in welche uns deren Briefwechsel so unerfreuliche Blicke werfen läßt, Angesichts der Gegenwart und einer jetzt unparteiischeren Würdigung

der Verdienste wie der Mängel und Schwächen der großen Todten nicht ohnehin in den Hintergrund treten und als irrelevant erscheinen, so würde doch allein schon die Rücksicht auf das in mehr als einer Beziehung höchst bedeutende wissenschaftliche Interesse, welches dieser Briefwechsel gewährt, dessen Herausgabe gebieterisch verlangt haben. Denn wohl nicht geringfügige Erörterungen können es sein, welche zwischen zwei Begründern so denkwürdiger Systeme, wie das F.'sche und Sch.'sche, über deren Cardinalfragen und Grunddifferenzen stattgefunden. Sie führen uns jedenfalls auf die letzten und höchsten Gesichtspunkte, welche für die beiden Denker die entscheidenden für die ganze Richtung ihrer Forschung waren, und lassen uns am deutlichsten die Gründe gewahr werden, welche den einen wie den anderen, so sehr auch jeder die Schwächen seines Gegners mit sicherem Blicke im Wesentlichen erkannte, dennoch verhinderten, die Schranken des eigenen Systems zu durchbrechen, dessen Einseitigkeiten zu überwinden und so zu einer wirklich befriedigenden gegenseitigen Verständigung zu gelangen.

So war F. vom Standpunkte eines consequenten Idealismus aus ganz in seinem Rechte, die positive, reale Bedeutung der Schelling'schen Speculation und eben damit die Naturphilosophie, welche letztere nach seiner Ansicht (S. 125) ebenfalls noch mitten im Idealismus lag, in Frage zu stellen und zugleich, wie er dies im 27. Briefe (S. 89) gethan, zu behaupten: ein Idealismus, der noch einen Realismus neben sich dulde, wäre gar nichts, oder wenn er doch etwas sein wollte, so müßte er die allgemeine formale Logik sein. So auch und nicht anders konnte derjenige sich aussprechen, der kurz vorher (S. 84) — Sch. gegenüber — alles Gewicht auf die Thesis gelegt: „Es kann nicht von einem Seyn, sondern nur von einem Sehen ausgegangen werden... Denn Seyn ist — sich nicht durchdringendes Sehen."

Aber auch Sch. hatte Recht, wenn er F. (S. 96) entgegnete, daß, wenn dieser nie aus dem Sehen, wie er sich ausdrücke, herausgehen wolle, er auch nicht aus der Subjectivität, die darin liege, herauszukommen vermöge, und ihm dann allerdings nichts übrig bleibe, als eines Jeden Ich als die absolute Substanz zu betrachten. Und mit nicht minderem Grunde konnte er ihm (S. 99) erwiedern: daß es sein (Fichte's) Gesichtspunkt mit sich bringe, daß ihm seine Philosophie als die absolut wahre erscheinen müsse bloß darum, weil sie nur nicht falsch sei, wie denn auch Spinoza die Erklärung alles Seyenden aus dem bloßen Attribut des Denkens und durch bloße Modos des unendlichen Denkens nicht geradezu für falsch, aber doch auch nicht für absolut wahr erachtet haben würde. Und hieran knüpft sich zunächst, wie Sch (S. 104) richtig bemerkt, einer der Hauptpunkte der beiderseitigen Differenz. Denn F. hält den Idealismus für das einzig nothwendige System und glaubt mit der Annihilirung der Natur durch dasselbe die ganze Forderung der Speculation schon erfüllt zu haben, während Sch. (S. 101) behauptet, die echte speculative Philosophie könne so wenig bloß Idealismus, als bloß Realismus sein, sondern müsse nach Außen Beides zugleich in absoluter Indifferenz sein, wiewohl sie nach Innen different sein könne, und auf die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit dieser Differenz schon in den Briefen über Dogmatismus und Kriticismus hingewiesen worden sei, auf welche als ein sehr frühes Document des Gefühls, daß die Wahrheit höher liege, als der Idealismus gehe, er sich berufen könne.

Auf der anderen Seite war aber auch wieder F. scharfsichtig genug, klar zu erkennen, daß, wie es einerseits (S. 68) noch an dem wahren System der intelligiblen Welt, dessen Aufstellung auch Sch. (S. 72) sehnlichst wünscht, fehle, so andrerseits auch (S. 97) das eigentlich Ur-Reale im Wissen (richtiger ausgedrückt: im bloßen Denken) oder in der bloßen Vernunft nirgends aufzuzeigen sei, wenn auch die Art und Weise, wie er später das dort vermißte Urreale aus dem Glauben herzuholen begann, von Sch. mit Recht als eine unphilosophische bezeichnet und nachdrucksam zurückgewiesen wurde. Und eben so wenig entging es F., daß, wie S. 122 — 123 bemerkt wird, durch bloßes Denken keine positive Identität, sondern nur eine negative, die bloße Nichtverschiedenheit (Indifferenz) von Wissen und Seyn zu erzielen und demzufolge das Sch.'sche System in Beziehung auf das Absolute nur negativ sei. Aber er sieht auch hier nur wieder den fremden Fehler, nicht den eigenen; denn, daß auch sein System ein bloß negatives sei, wie Sch. ihm schon vordem nahe gelegt, leugnet er (S. 122) und sieht den Grund der ganzen Sch.'schen Verkennung seines Systems nur in dem Mangel an Erhebung bis zu jenem Grundreflexe, wornach (S. 121) das Absolute selbst weder ein Seyn, noch ein Wissen, noch Identität oder Indifferenz beider sei, sondern eben nur das Absolute, indem jedes zweite Wort von Uebel sei.

An diese in dem letzten F.'schen Briefe ausgesprochene Rüge reihte sich aber auch noch die weitere, zwar in diesem Tone nicht direct gegen Sch., aber doch indirect in dem schon früher erwähnten Briefe an Schad, wenn auch nur flüchtig, hingeworfene Bemerkung, die jenen begreiflich um so empfindlicher berühren mußte, als sie auf einem völligen Mißverstande seiner wahren Ansicht beruhte, die Bemerkung nämlich (S. 130) über den neuen, verklärten Spinozismus Sch's., „in welchem derselbe glücklich das Absolute unter Quantitätsformen existiren lasse." Denn in der That hatte Sch. nie behauptet, was F. auch schon früher (in dem

29. Briefe S. 109' irrthümlich, mit Ueberſehung der ganzen zweiten Hälfte der Periode, hervorhob, „das Abſolute exiſtire unter der Form der quantitativen Differenz", ſondern es lauteten vielmehr in dem 28. Briefe an F. S. 95 die Sch.'ſchen Worte ausdrücklich alſo: „Dieſes Abſolute, behaupte ich in meiner „Darſtellung", exiſtirt unter der Form der quantitativen Differenz (dies iſt die Anſchauung, die immer eine beſtimmte iſt) im Einzelnen und der quantitativen Indifferenz (dies iſt das Denken) im Ganzen."

Indem auf dieſe Weiſe F. ſich gegen das Verſtändniß des Abſoluten, wie es Sch. erfaßt hatte, durch eine unbegründete Voreingenommenheit verſchließt, gibt er ſich zugleich einer gänzlichen Selbſttäuſchung über die Bedeutung ſeiner eigenen Idee des Abſoluten hin, nicht erkennend, daß mit dieſem Einen durchaus nur qualitativen Abſoluten, das aber, wie es in dem Briefe an Schad heißt, ſich in ſich ſelbſt als Vernunft äußere, ſich quantitire, in Wiſſen und Seyn ſich ſpalte und in dieſer Geſtalt erſt zu einer in's Unendliche verſchiedenen Identität des Wiſſens und Seyns werde, — daß auch mit dieſem Abſoluten und der aus ihm verſuchten Deduction noch lange nicht, wie er meinte, das ἓν καὶ πᾶν alſo errungen ſei, daß keines in dem andern verloren gehe. Denn auch F. iſt uns nicht minder, als Spinoza, die Erklärung, die er (S. 124) bei dieſem vermißt, ſchuldig geblieben, wie das Eine zu Allem und das All zu Einem werde, und auch er hat uns „den Uebergangs-, Wende und realen Identitätspunkt derſelben" nicht anzugeben vermocht. Wohl aber hat auch er — und dies iſt gewiß für alle Zeiten Verdienſt genug — von ſeinem Standpunkte aus die Speculation bis zu jenen Grundfragen hinausgeführt, die den entſcheidenden und unmittelbarſten Impuls zu der ganzen nachfolgenden großen Umwälzung auf dem Gebiete der neueren Philoſophie gegeben, und deren äußerſte Grenzpunkte — Seyn und Denken — eben jetzt wieder von neuem zur Sprache gebracht worden — in der „Abhandlung über die Quelle der ewigen Wahrheiten", in Anſehung deren bloß zu beklagen, daß die von Sch. hier vorzugsweiſe nur in ihrer geſchichtlichen Entwicklung gepflogene Unterſuchung nicht mehr in der von ihm (II. 1. 572) noch beabſichtigten neuen Form, behufs der rein rationalen Löſung ihrer Fragen, zur Ausführung gelangt iſt.

Anmerkung. So eben vor dem Schluſſe des Abdruckes dieſes unſeres Vortrags erhalten wir noch das zweite Heft des 29. Bandes der „Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik", in welchem J. H. Fichte unter der Aufſchrift „über den Unterſchied zwiſchen ethiſchem und naturaliſtiſchem Theismus" den erſten Band der zweiten Abtheilung der Schelling'ſchen Werke beſpricht. Bei aller Anerkennung, die F., wie von einem ſo einſichtsvollen und und unbefangenen Forſcher nicht anders zu erwarten war, auch den ſpäteren Beſtrebungen Sch.'s zollt, glaubt derſelbe dennoch ſchon in dieſem ſeinen erſten Artikel entſchiedene Verwahrung einlegen zu müſſen zunächſt gegen den theocentriſchen Standpunkt Sch.'s und ſodann auch gegen deſſen nichts weniger als erſchöpfende Kategorienlehre. Sch.'s Theismus ſei von lediglich kosmologiſchem Charakter und ſeine ganze Philoſophie laſſe ſich, im prägnanteſten Sinne, als altteſtamentliche bezeichnen. Denn auch in der höchſten Geſtalt ſeines Syſtems ſei ihm Gott immer nur kosmiſches Prinzip, eine in theogoniſche Prozeſſe verwickelte Naturmacht. Gott aber, wenn er als vollkommenſtes Weſen gedacht werden ſolle, ſei nur als ethiſches Weſen zu denken, und dem kosmologiſchen oder naturaliſtiſchen Theismus ſtehe daher der ethiſche Theismus als der allein wahre und berechtigte gegenüber. Nicht um ſeiner ſelbſt willen — in Folge irgend eines theogoniſchen Prozeſſes, ſondern nur um des Geſchöpfes und des Menſchen willen — aus reiner Liebe — dürfe Gott in die Welt eingehen. Und nur kosmo- oder anthropocentriſch, vom Augpunkte der Welt aus ſei es möglich, ſein ewiges Weſen zu erforſchen, wogegen es auf dem vermeintlich theocentriſchen Standpunkte ſich ſchlechterdings nicht umgehen laſſe, den Weltprozeß in Gottes eigenes Weſen zurückzuſchieben. Höchſte Verkehrtheit aber ſei es, einen transſcendenten theogoniſchen Hergang im Anſich des göttlichen Weſens auswittern zu wollen, und nicht minder fehle es an aller Berechtigung, die drei Potenzen für die erſchöpfenden (ontologiſchen) Grundbeſtimmungen des Seyenden zu halten, da ſie doch einem weit größeren Zuſammenhang von Kategorien angehörten, abgeſehen davon, daß ſie, was noch ungerechtfertigter erſcheine, in dieſer fragmentariſchen Geſtalt zu göttlichen Potenzen, noch dazu zu geſondert wirken könnenden erhoben würden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26. Januar.

Nr. 11. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 3. Dezember 1856.

Herr Professor Beckers las:

„Ueber Schelling und sein Verhältniß zur Gegenwart ꝛc.“

(Schluß.)

Dies sind in aller Kürze und im Wesentlichsten die Einwürfe der F.'schen Kritik, auf die wir nur bedauern hier nicht so ausführlich, als wir wünschten, eingehen zu können, um darzuthun, was sich ohnehin aus den spätern Publicationen des Sch.'schen Nachlasses von selbst zur Genüge herausstellen dürfte, wie unbegründet alle diese Einwürfe sind.

Denn was zunächst die Rüge betrifft, daß der Sch.'sche Theismus von lediglich kosmologischem, nicht ethischem Charakter sei, so erlauben wir uns dagegen zu bemerken, daß Sch. seine Lehre von Gott überhaupt nicht als Theismus, gegen welchen er sich in jedem Sinne verwahrt, sondern als Monotheismus begriffen haben will, und daß, wenn F. — Sch. gegenüber — auf das ethische Prinzip der Liebe in Gott als das über den ganzen Charakter des Theismus entscheidende Moment den Hauptaccent gelegt haben will, er vergessen zu haben scheint, daß schon in der Sch.'schen Abhandlung über die menschliche Freiheit S. 496 die denkwürdigen Worte sich finden: „Auch der Geist ist noch nicht das Höchste; er ist nur der Geist oder der Hauch der Liebe. Die Liebe aber ist das Höchste.“ Und S. 500: Sie (die Liebe) ist „das von allem freie und doch alles durchwirkende Wohlthun, mit einem Wort — sie ist Alles in Allem.“ Und nicht minder scheint ihm entgangen zu sein, daß auch in dem neueren Systeme dieselben Grundgedanken bezüglich dieses höchsten ethischen Prinzipes wiederkehren, wie namentlich bei der Frage nach dem göttlichen Motive zur Schöpfung, wo (vgl. das Buch von Paulus S. 609) die Neigung erkannt zu sein als eine moralische Eigenschaft ausdrücklich bezeichnet wird, und in denjenigen Stellen, wo Sch. wiederholt davon spricht, daß Gott nicht bloßer Verstand, sondern gerade das Persönlichste in ihm sein Herz sei.

Aber wenn gleich Gott als vollkommenstes Wesen nur als Inbegriff auch aller ethischen Vollkommenheit, also nur in absoluter Heiligkeit zu denken ist, so erscheint es uns dennoch als einseitig und darum unzulässig, ihn nur als ethisches Wesen zu denken. Denn mit bloß ethischer Vollkommenheit läßt sich noch keine Welt schaffen, weshalb auch Sch. (vgl. Paulus S. 523) mit Recht bemerkt: „Der Theismus bricht sich vollends den Stab, wenn er sich moralischen Theismus nennt. Das Metaphysische läßt sich unmöglich aus dem Begriffe Gottes tilgen.“ Zwar bleibt dabei Jedem die Frage unbenommen, ob überhaupt das göttliche Leben, die Schöpfung und alle übrigen damit zusammenhängenden Probleme durch irgend ein speculatives System, und sei es auch das genialste, je wirklich zu einer vollkommen befriedigenden Erklärung gelangen dürften; aber auch mit der bloßen Berufung F.'s auf das menschliche Gemüth, in welchem das Mysterium religiöser Wahrheiten seine einfache Lösung finde, ist für die eigentliche Erkenntniß und Wissenschaft nichts gewonnen.

Uebrigens müssen wir geradezu widersprechen, daß Sch. einen kosmologischen Prozeß im göttlichen

Wesen selbst behaupte, oder daß bei ihm dasselbe lediglich als eine in theogonische Prozesse verwickelte Naturmacht erscheine und folglich bloß kosmisches Prinzip sei — eine Unterstellung, gegen die Sch. selbst in der schon von Paulus (S. 467) mitgetheilten Stelle sich nachdrücklichst erklärt hat. Denn Gott ist überhaupt, Sch. zufolge, seiner wahren Gottheit nach gar nicht Prinzip der Welt, weder kosmisches, noch ethisches, und kann und darf es auch nicht sein, wenn nicht die ganze Lehre in Pantheismus umschlagen soll; sondern er ist es nur mittelbar, durch jene Potenz, vermöge welcher er sein göttliches Seyn und Leben als ein außergöttliches setzen, d. h. freier Schöpfer sein kann. Es liegt daher nach Sch. allerdings in dem Ansich des göttlichen Wesens die Potenz oder Möglichkeit eines kosmo- und theogonischen Herganges, aber zur Verwirklichung desselben kömmt es nicht in dem göttlichen Wesen selbst, sondern nur in jenem aus A in B, wie Sch. sich ausdrückt, umgewandelten und somit außergöttlich gesetzten Prinzip.

Zwar wollen auch die zur Erklärung dieses Vorganges von Sch. entwickelten drei Potenzen Fichte'n nicht genügen, und am wenigsten kann sich derselbe mit ihrer Erhebung zu göttlichen Potenzen, die noch dazu gesondert wirken könnten, einverstanden erklären — in letzterer Beziehung mit Recht, wenn dem wirklich so wäre. Aber für's erste hat Sch. nirgends behauptet, daß irgend eine der drei Potenzen für sich allein ohne Mitwirkung der andern sich verwirklichen könne, wenn gleich im Verlaufe des Prozesses nur successive eine nach der andern hervortreten kann. Zweitens unterscheidet Sch. ausdrücklich zwischen den drei Potenzen als göttlichen und als außergöttlichen Potenzen, und erst in dieser ihrer Außergöttlichkeit können sie sich zu jenem Systeme von Kategorien entfalten, in deren größerem Zusammenhange sie allerdings nicht die einzigen und erschöpfenden Grundbestimmungen alles Seyenden, worin wir F.'n vollkommen beistimmen, sein können, aber doch, insoferne sie die letzten und höchsten Ursachen aller Existenz sind, nothwendig als die Urkategorien zu betrachten sein dürften. Aus diesem Grunde wird auch von Sch. die Ableitung aller übrigen ontologischen Grundbestimmungen, soweit sie überhaupt in seinem Plane, der freilich ein noch unvollständiger, gelegen, nur von jenen außergöttlichen oder kosmischen Potenzen versucht, nicht von den göttlichen selbst, die über allen Kategorien des erst gewordenen Seyns toto coelo hinausliegen und auf die in ihrer Ursprünglichkeit und Totalität nur die Prädicate des Ueberseienden, des Uebersubstanziellen u. s. w. passen. Und so ist denn auch die

Sch.'sche Deduction nur eine kosmo- oder anthropocentrische — vom Augpunkte der Welt aus, aber keineswegs eine theocentrische, und liegt ihr in der That nichts ferner, ja es ist für sie geradezu eine Unmöglichkeit den Weltprozeß in Gottes eigenes Wesen zurückzuschieben. Sch. sagt vielmehr ausdrücklich: „Gott kann nicht durch die Prinzipien als sein Prius, sondern nur als sein Posterius bewiesen werden."

Aber nicht bloß in der Aufstellung der drei Potenzen, deren einfachste Formulirung am Ende so alt ist, als die Philosophie selbst, und die auch bei anderen Forschern der Neuzeit in dieser oder jener Ausdrucksweise uns begegnen, liegt nach unserem Dafürhalten das eigenthümliche Verdienst Sch.'s, sondern hauptsächlich in der Entdeckung und Aufzeigung des eigentlichen in diesen Potenzen verborgenen Prinzipes der Bewegung und zwar einer nicht bloß rotatorischen, sondern geradlinigten Bewegung, in welcher Anfang, Mitte und Ende sich wirklich ungleich werden. „Nur der Gedanke", sind Sch.'s Worte, „daß das was an sich ist, sich außer sich setzen und dadurch eine Spannung, einen Prozeß bewirken kann, verschafft erst Leben und Bewegung und sichert dieser Idee eine bleibende Wirkung auf die Wissenschaft." Und es hängt von diesem Nachweise der Möglichkeit der Heraussetzung eines von Gott unabhängigen Prinzipes und von der weiteren ebenfalls von Sch. zuerst gegebenen Erklärung, weßhalb im Prozesse der Potenzen das Uebergewicht auf Seite des idealen Prinzipes liege, in der That so sehr die unseren innersten Bedürfnissen entsprechende Lösung aller religiösen, wie sittlichen Grundfragen ab, daß wir es vollkommen gerechtfertigt finden, wenn Sch. gerade den höchsten und speculativsten Begriffen seines Systems von vorneherein eine zugleich sittliche Bedeutung und Realität vindicirt. Denn „das Sittliche allein", sind seine Worte (vgl. Paulus S. 725 und meine akademische „Denkrede" S. 12), „reicht bis ins Höchste hinauf und bis ins Tiefste hinab; und die höchste Vollendung der Philosophie ist diese, wenn ihre ersten Begriffe an sich schon sittliche Bedeutung haben, wie es denn auch nur mit solchen, nicht aber mit Begriffen, die von aller Bedeutung entleert sind, gelingt, an die Wirklichkeit heranzukommen."

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 13. Dezember 1856.

Hr. Conservator Dr. A. Wagner gab folgende:

„Uebersicht über die neuen Erwerbungen an fossilen Säugthier-Ueberresten von Pikermi in Griechenland".

Schon in der vorigen Classensitzung vom 8. November l. J. hatte ich die Ehre, über zwei neue Antilopen-Arten zu berichten, die mir in einer heurigen Jahres erlangten großen Sendung fossiler Säugthier-Ueberreste von Pikermi in Griechenland zugekommen waren. Seitdem bin ich mit der wissenschaftlichen Bestimmung und Beschreibung dieser höchst interessanten Ueberreste zu Stande gekommen und habe mich bereits beehrt, die betreffende Abhandlung zur Aufnahme in unsere Denkschriften einzusenden. Heute erlaube ich mir nur noch, über das Hauptsächliche ihres Inhaltes einen kurzen Bericht zu erstatten.

Vom Mesopithecus pentelicus sind außer einzelnen Kiefern auch drei Schädelstücke mitgekommen, unter denen das eine ziemlich vollständig ist. Wie schon an den früheren unvollkommenen Exemplaren die nächste Verwandtschaft dieses Affen mit der Gattung Semnopithecus erkannt wurde, so hat sich jetzt diese Anreihung vollkommen erwiesen; der Name Mesopithecus kann jedoch als Untergattung beibehalten werden, da die Form und die starken Wülste der Augenhöhlen mehr an die Gibbons erinnern und die Oberarmknochen robustere Formen als bei den Schlankaffen andeuten.

Meine früherhin bloß auf einige Fragmente vom Unterkiefer begründete Gattung Ictitherium viverrinum hat ihre volle Bestätigung jetzt durch einen ganzen Schädel mit ansitzendem Unterkiefer und außerdem noch durch einen besonderen Oberkiefer erlangt

In gleicher Weise hat ein ganzer Schädel mit ansitzendem Unterkiefer, so wie ein ganzer Oberkiefer, ein Unterkieferfragment und einzelne Zähne die Selbständigkeit der Hyaena eximia als eigner Art bewährt.

Ein Unterkiefer von Machaerodus leoninus hat uns nunmehr dazu verholfen, mit dem ganzen Zahnsysteme dieser eigenthümlichen Gattung bekannt geworden zu sein.

Eine vordere Schädelhälfte hat eine neue Art von Katzen, Felis attica, die von der Größe unserer Wildkatze war, kennen gelehrt.

Nach einem mangelhaften Gaumenstücke hatte ich mit meinem Collegen, Herrn Dr. Roth, früherhin einen Canis lupus primigenius in provisorischer Weise aufgestellt. Von diesem Thiere ist jetzt ein ganzer Schädel, ebenfalls mit dem ansitzenden Unterkiefer, mitgekommen, und an demselben habe ich eine neue Gattung erkannt, die sich von dem Hunde hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie jederseits, oben wie unten, einen Lückenzahn weniger hat, der Schnautzentheil sehr verkürzt und die Stirngegend auffallend buckelig gewölbt ist. Ich habe diese Form als Pseudocyon robustus bezeichnet.

Ein freilich sehr verdrückter Schädel mit den beiden Schneidezähnen und der ganzen linken Reihe der Backenzähne hat auf den ersten Anblick eine sehr große Art von Stachelschweinen zu erkennen gegeben, sowie daß der nach einem einzelnen Schneidezahn von mir aufgestellte Lamprodon primigenius und der auf 2 abgeriebene Backenzähne begründete Castor atticus dem nämlichen Thiere, das ich jetzt als Hystrix primigenia bezeichne, angehörig sind.

Vom Sus erymanthius, das mir früherhin lediglich nach dem Unterkiefer und dessen Zähnen bekannt war, habe ich jetzt eine genauere Kenntniß durch ein Schädelfragment und mehrere Oberkiefer mit ihren Zähnen gewonnen. Diese Art unterscheidet sich von allen andern dieser Gattung durch die enorme spatelartige Ausbreitung des knöchernen Gaumens zwischen den obern Eckzähnen, in welcher Beziehung sie mit den Warzenschweinen (Phacochoerus) übereinstimmt.

Unter vielen Ueberresten vom Nashorn ist der bedeutsamste und werthvollste ein ganzer Schädel mit den beiden Reihen der obern Backenzähne, nach welchen sich meine frühere, auf sehr mangelhafte Stücke begründete Bestimmung als Rhinoceros Schleiermacheri vollkommen bewährt hat. Ebenso ist meine zweite Art, Rhinoceros pachygnathus, die ich früherhin nur auf den Unterkiefer eines jungen Thieres stützen konnte, völlig gerechtfertigt worden, wie dies jetzt ein Unterkiefer eines alten Individuums und ein sehr ansehnliches Schädelfragment ausweist. Das Hauptkennzeichen letzterer Art ist ihr gänzlicher Mangel unterer Schneidezähne und eines hintern Hornes; sogar das Fehlen des ersten Hornes ist nicht unwahrscheinlich.

Schon in den vorhergehenden Sendungen waren uns zahlreiche Knochen von Mastodon zugekommen, jetzt aber zum erstenmal ein Oberkiefer-Fragment mit den beiden ersten Backenzähnen, die mit denen des Mastodon angustidens übereinstimmen. Gaudry und Lartet haben neuerdings diese griechischen Ueberreste als Mastodon atticus bezeichnet.

Zu den wichtigsten, weil zugleich zu den seltensten Ueberresten gehört ein Schädelfragment von Dinotherium, das beiderseits die drei vordern Backenzähne aufzuweisen hat. Obwohl die Milchzähne bereits durch die bleibenden Zähne ersetzt sind, zeigt doch die frische Beschaffenheit derselben ein noch lange nicht erwachsenes Thier an, daher auch seine Zähne nicht die Größe des letzteren erreicht haben, sonst aber mit denen des Dinotherium giganteum übereinkommen.

Abermals sehr zahlreich sind in dieser Sendung die Ueberreste von Hipparion enthalten; neu darunter sind uns jedoch nur zwei Füße, an welchen sich neben der großen Mittelzehe auf der einen Seite noch eine Nebenzehe mit ihren 3 Phalangen, wovon die letzte hufartig gestaltet ist, conservirt hat. Damit ist der faktische Beweis geliefert, daß diese urweltliche Pferdegattung an jedem Fuße dreizehig ist.

Nicht minder zahlreich ist der neue Zuwachs an Ueberresten vom Knochengerüst der Antilopen. Unter ihnen habe ich nach den Hörnern schon in der

vorigen Sitzung 2 neue Arten: Antilope Pallasii und A. Rothii zur Kenntniß gebracht; letztere eine der kleineren, erstere bei weitem die größte unter den bei Pikermi abgelagerten Vorkommnissen dieser Gattung. Der A. Pallasii habe ich vor der Hand auch jene großen Kiefer- und Röhrenknochen, darunter Speichen von 28″ u. Mittelfußknochen von 25″ Länge angewiesen, welche anfänglich auf Giraffen schließen ließen, bei näherer Prüfung aber ihnen nicht zuerkannt werden konnten. Von der Antilope Lindermayeri und A. brevicornis sind einige Exemplare, an denen die beiden Hörner noch auf der Stirnschale befestigt waren, zugekommen, jedoch nur von ersterer Art ist ein ziemlich gut erhaltener Schädel mit den Backenzähnen dabei, so daß man jetzt wenigstens von dieser Species sicher weiß, welche Hörner und Zähne zusammengehören.

Von der Capra amalthea sind nur einzelne Hörner hinzugekommen. Da ich unter den vielen Gebissen keines fand, welches einer Ziege zugewiesen werden könnte, so bleibt es zweifelhaft, ob diese Hörner, welche ganz den Typus der Ziegen an sich tragen, wirklich von einer Capra oder von einer der ziegenähnlichen Antilopen herrühren.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 20. Dezember 1856.

Der Classensecretär Hr. Archivdirektor Dr. Rudhart berichtete vorläufig über Ottavio Bolognesi's († 13. April 1646) Lebensmomente, um über dessen Briefe nächstens einen weiteren Vortrag zu halten.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 28 Januar.

Nr. 12. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Erster Band erste Hälfte. Berlin 1856. 304 S. 8.

Das erneuerte Erscheinen des vorliegenden Werkes kann gewiß nur erwünscht sein. Noch ehe die erste Auflage vollständig die Presse verlassen hatte, waren bereits die ersten Lieferungen vergriffen und mancher Freund der vergleichenden Sprachwissenschaft sah sich außer Stande, das Hauptwerk derselben vollständig zu besitzen. Diesem Mangel ist nunmehr abgeholfen. Die 1. Lieferung der 1. Auflage erschien im Jahre 1833, die letzte 1853. Ein langer Zeitraum liegt also zwischen dem Beginne und der Vollendung des Werkes, eine Zeit reicher Erfahrung für die noch so junge Wissenschaft. Mehr als einmal wurden, durch die zunehmende Ausdehnung dieser Wissenschaft, Erweiterungen über die anfangs gesteckten Grenzen nothwendig befunden, eine ganze Familie (die slavischen Sprachen) wurde erst später in den Kreis der zu vergleichenden Sprachen vollständig aufgenommen, andere, wie die celtischen, mußten wenigstens theilweise berücksichtigt werden. Hiedurch entstanden einzelne Ungleichheiten (wie z. B. daß das altslavische Lautsystem erst nachträglich behandelt wurde). Diese sind natürlich in der neuen Auflage gehoben. Neue Entdeckungen in den einzelnen Sprachen, ersolgreich für die Betrachtung des gesammten Sprachstammes, waren nachzutragen; so ist z. B. das Wesen des Sanskritaccentes und seine Bedeutung für eine vergleichende Betrachtung des Accents überhaupt erst dann erkannt worden, als man, namentlich in Deutschland, dem Studium der Vedas und der indischen Grammatiker eine größere Aufmerksamkeit zuwandte. Eine kurze Darstellung findet sich jetzt p. 183 — 93; bekanntlich hat der Hr. Verf. vor einigen Jahren das Verhältniß des Sanskritaccents zu dem der verwandten Sprachen, namentlich zum Griechischen, in einem besonderen Werke behandelt.

Das vorliegende Buch hat eine reiche Geschichte bereits hinter sich. Als es zuerst in die Welt trat, zählte dasselbe nur wenige Gönner und stieß mit seinen Resultaten auf erheblichen Widerspruch. Wenn es aber heut zu Tage Wenige mehr geben dürfte, welche der allgemeinen Sprachwissenschaft ihre Berechtigung abstreiten, so ist dies vorzüglich das Verdienst dieses Buches, das mit ruhiger Klarheit den wahren Sachverhalt in das rechte Licht setzte.

Wir halten es nicht für passend, hier auf Einzelnheiten einzugehen, da das vorliegende Buch die Kritik schon bestanden hat. Es mag daher an einer kurzen Anzeige des wesentlichen Inhaltes genügen. Namentlich was die hier vorliegende erste Lieferung betrifft, so sind die in ihr mitgetheilten Resultate schon zum größten Theile Gemeingut der Wissenschaft geworden. Das Buch beginnt mit Darlegung des

indogermanischen Lautsystems. Mit Recht ist gerade die Lautlehre ausführlich behandelt; denn sie bildet das Fundament für die ganze neuere Sprachwissenschaft. Nicht nach dem Gleichklange der Wörter beurtheilt man die Verwandtschaft zweier Sprachen; dieser ist oft etwas rein Zufälliges und hat eben so oft auf falsche Wege geleitet wie auf richtige. Allerdings können in verwandten Sprachen viele Wörter gleich oder ähnlich lauten, aber ebenso können Wörter, die scheinbar gar nichts Aehnliches haben, Buchstabe für Buchstabe dieselben sein. Die Ermittlung der Lautübergänge, die Erforschung, welcher Laut in der einen Sprache dem einer andern entspricht, das ist eine der vornehmsten Aufgaben der vergleichenden Grammatik. Man vergleiche zuerst Buchstaben nicht ganze Wörter. Dieser Satz, obwohl nicht neu und bereits oft genug ausgesprochen, ist immer noch nicht beherzigt, wie er sollte und wir könnten, auch aus neuester Zeit, leicht Beispiele geben, wie der Eifer im Auffinden von Sprachverwandtschaft zu unhaltbaren Resultaten geführt hat, nur weil man die Lautlehre nicht mit dem erforderlichen Ernste behandelte. Wie wichtig es sei, auch den Principien nachzugehen, auf welche sich die Setzung des Accents in den einzelnen Sprachen gründet, ist bereits oben gesagt worden. — Nächst der Bestimmung der Lautverwandtschaft ist der zweite wichtige Fortschritt, den die neuere Etymologie vor den alten principlosen Versuchen voraus hat, daß man die Uebereinstimmung der Sprachen vorzüglich nach der Uebereinstimmung beurtheilt, den die gesammte grammatische Structur, namentlich die Flexions- und Wortbildungsaffixe zeigen, natürlich unter gebührender Beachtung der Lautgesetze. Wohl ist diese Methode bisher nur für den einen indogermanischen Sprachstamm mit unbestreitbarem Nutzen angewandt worden, schon bei den semitischen Sprachen tritt ihre Wichtigkeit mehr in den Hintergrund; bei andern Sprachstämmen dürften vielleicht andere Gesetze der Vergleichung zu suchen sein. Aber wie sie zur Vergleichung der indogermanischen Sprachen ganz besonders geeignet ist für die Begründung der Sprachverwandtschaft, so ist sie auch die einzig sichere, die bis jetzt überhaupt gefunden ist. Durch die Abtrennung nicht nur der Flexionsendungen, sondern auch der Präund Suffixe an den Verbal- und Nominalstämmen behalten wir einen gewissen, meist einsilbigen Stamm übrig, in welchem der eigentliche Gehalt eines Wortes sich birgt, d. h. die Wurzel. Die Lehre von den Wurzeln behandelt der Hr. Verf. von p. 194 — 211. Die Wurzel ist weder Verbum noch Nomen, beides liegt wie im Keime noch in ihr und kann sich, je nach der Art der antretenden Affixe, daraus entwickeln. Jetzt sind die Wurzeln nur mehr bloße Abstractionen, die in der wirklichen Sprache keine Geltung mehr haben. Ob es aber wirklich einmal in unsern indogermanischen Sprachen eine Zeit gegeben hat, wo nur nur die Wurzeln als lebendige Wörter zum Ausdruck der Gedanken gebraucht wurden und somit die jetzigen grammatischen Categorien noch nicht existirten, mit andern Worten, ob auch unser Sprachstamm ursprünglich in einem ähnlichen Zustande gewesen sei, wie die chinesische Sprache noch jetzt ist, und sich nur, durch besondere Umstände, günstig entwickelt habe, oder, ob gleich vom Anfange an fertige Wortklassen vorhanden waren — das sind Fragen von großer Wichtigkeit, deren endgiltige Entscheidung aber erst die Zukunft bringen muß. Damit hängt auch die andere Frage zusammen, ob bloße Wurzelgemeinschaft eine Sprachverwandtschaft zu begründen vermöge, ein Satz, der, wenn er sich als richtig bewährte, es ermöglichte, auch andere Sprachstämme, die der Flexion nach weit ab von dem indogermanischen liegen, als verwandte nachzuweisen. Wie jetzt die Sachen stehen, bekennt Ref., daß ihm bloße Wurzelvergleichung unzuläßig erscheint, um eine, wenn auch weitere, Sprachverwandtschaft zu begründen. Bei der geringen Anzahl von Combinationen, welche diese einsilbigen, bisweilen selbst nur aus einem einzigen Laute bestehenden Wurzeln zulassen, ist dem Zufalle ein allzuweiter Spielraum gestattet, als daß sich entscheiden ließe, was wirklicher Verwandtschaft und was dem Ungefähr zuzuschreiben sei. Auf diese Frage übrigens läßt sich das vorliegende Werk nicht ein, sondern charakterisirt vornehmlich nur das Wesen der indogermanischen Wurzeln mit Rücksicht auf die semitischen. Die Dreibuchstabigkeit der Wurzeln muß man wenigstens für den jetzigen Semitismus zugeben, die bedeutendste Abweichung ist aber die, daß der semitische Sprachstamm die Vocale zur

Bezeichnung grammatiſcher Kategorien gebraucht. Die große Mehrheit der Wurzeln hat der indogermaniſche Sprachſtamm unter ſich gemein, aber hierauf beſchränkt ſich die Verwandtſchaft nicht, auch die Mittel, deren ſich die Sprache bedient, um aus den Wurzeln Nominal- und Verbalſtämme zu bilden, ſind in den indogermaniſchen Sprachen überall dieſelben, wenn auch natürlich die einzelnen Glieder dieſes Stammes im Laufe der Zeit manches verloren, was die urſprüngliche Sprache beſaß und dagegen nach ihren Bedürfniſſen neue Gebilde hinzufügten. Eine äußerſt wichtige Thatſache iſt auch dieſe: daß die indogermaniſchen Wurzeln in zwei Claſſen zerfallen, aus der einen Claſſe der Wurzeln gehen die Nominal- und Verbalbildungen hervor, aus der andern die Pronomina und die damit zuſamenhängenden älteſten Adverbialbildungen. Bisweilen findet eine äußerliche Identität zwiſchen Verbal- und Nominalwurzeln ſtatt, ſo wird z. B. der Buchſtabe i ſowohl als Verbal- wie als Pronominalwurzel gebraucht, doch iſt dies Zufall, gewöhnlich ſind beide Wurzelclaſſen geſchieden. Von den Wurzeln geht der Hr. Verf. zu den Flexionsbildungen über und behandelt zuerſt das Nomen, die Bezeichnung des Geſchlechtes und der Zahl in den indogermaniſchen Sprachen, dann beginnt die Lehre von den Caſus, die aber eben nur begonnen iſt.

Ref. will nun noch auf einen Punkt etwas genauer eingehen und die Lautlehre der Zendſprache oder, wie wir ſie lieber nennen, des Altbaktriſchen, etwas eingehender behandeln. Er wird zugleich dieſe Gelegenheit benützen, einige von den bisherigen abweichende Anſichten über dieſen Gegenſtand vorzutragen, welche eben dieſer wiſſenſchaftl. Methode den Urſprung verdanken; dies iſt nämlich der Rückſchluß von der Ausſprache der einzelnen Laute im Parſi auf die des Altbaktriſchen. Nach meiner Anſicht iſt nämlich das Altperſiſche die ſicherſte Quelle für die Erforſchung des urſprünglichen iraniſchen Lautſyſtems. Ganz ähnlich wie das Altperſiſche muß urſprünglich auch das Altbaktriſche gelautet haben, aber da dasſelbe vom Anfange an wohl überhaupt wenig geſchrieben wurde und zwar in Schriftarten, in denen die Vocale nur ſehr ungenau bezeichnet waren, ſo blieb die Ausſprache der Tradition überlaſſen und änderte ſich bis zu dem Grade, wie ſie jetzt in den Handſchriften des Aveſta vorliegt. Von der Zeit an, als der Text des Aveſta in die jetzige Schriftart umgeſchrieben wurde, war eine Veränderung nicht mehr gut möglich, denn hier finden ſich die Vocale genau bezeichnet. Man irrt aber, wenn man glaubt, dieſe Schrift ſei eine heilige geweſen, mit der von jeher die Urkunden des Aveſta geſchrieben wurden. Es war vielmehr eine iraniſche Schriftart in einer beſtimmten Periode, wahrſcheinlich im 6. Jahrh. u. Z., in ihr wurden nicht bloß die heiligen Schriften, ſondern auch Alles in neueren Sprachen Verfaßte geſchrieben, wenn es auf Präciſion ankam. Die Aveſtaſchrift verhält ſich mit einem Worte zu der andern gleichzeitig im Gebrauche befindlichen Huzwareſchſchrift wie in den übrigen ſemitiſchen Sprachen vocaliſirte und nicht vocaliſirt geſchriebene Texte, da in jener Zeit, von der wir hier ſprechen, die ſemitiſche Punktation noch gar nicht erfunden oder doch noch nicht im allgemeinen Gebrauche war, ſo mußte man eine vollſtändig mit Vocalen verſehene Schrift neben der unvollſtändigen, bloß für Kenner der Sprache berechneten, gebrauchen. Hieraus erklärt es ſich wie das Vocalſyſtem einer ſo viel ſpäteren Sprache wie das Parſi iſt, zur Kritik der Aveſtaſchrift gebraucht werden kann.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erſtes Quartal. Oktober -- Dezember 1856.

Encyclopaedia.

Dr. Ch. F. M. Eiſenlohr, Sammlung der Geſetze und internationalen Verträge zum Schutze des literariſch-artiſtiſchen Eigenthums in Deutſchland, Frankreich und England. Heidelb. 1856.

Dr. J. C. Irmiſcher, Handſchriften-Katalog der k. Univerſitätsbibliothek zu Erlangen Erlangen 1852.

W. Spalding, The history of English literature. 3. edition. Edinb. 1855.

Ch. F. Kesslin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern d. Grafschaft Wernigerode v. J 1074—1855. Magdeb. 1856.

G. Valentinelli, Bibliografia della Dalmazia e del Montenegro. Zagabria 1855.

E. J. Saupe, Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. 3. Aufl. Leipz. 1856.

Annali della tipografia Fiorentina di Lorenzo Torrentino, impressore Ducale, edizione seconda, corretta e aumentata. Firenze 1819.

T. O. Weigel, Verzeichniß der xylographischen Bücher des XV. Jahrhunderts. Leipz. 1856.

Mémoires de la société des Antiquaires de la Morinie. Vol. 1—9. St. Omer. 1834—1854.

Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. Vol. 1—3. 4. 1, 2. 5. 1, 2. Warrington 1785—1802. Second Series. Vol. 1—12. Lond. 1805—1855.

Jared Sparks, The writings of George Washington. Vol. 1—12. Boston 1855.

J. Kennedy, Ethnological and philosophical essays. Lond. 1855.

W. Alexis, Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten. Lpz. 1856.

Critical researches in philology and geography. Glasgow 1824.

Philologia.

Dr. H. Steinthal, Gesammelte sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Berl. 1856.

J. W. Redhouse, An English and Turkish dictionary. Vol. I. Englisch-Türkisch. London 1856.

W. Burckhardt Barker, A practical grammar of the Turkish Language. Lond. 1854.

Gesenius, A hebrew and english lexicon to the old testament; including the biblical Chaldee. Edited with improvements by Jos. W. Gibbs. Lond. 1832.

Lhomond, Urbis Romae viri illustres a Romulo ad Augustum. Herausg. u. mit einem Wörterbuch versehen v. C. Holzer. Stuttg. 1856.

Markwart, Vocabulaire française. Berl. 1855.

Dr. W. G. Brill, Kritische Aanmerkingen over de fransche Spraakunst. Stuck 1. Leid. 1856.

H. A. Schötensack, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. Erlangen 1856.

C. J. Meyer, Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke. 3. Aufl. Lpz. 1856.

E. Mandus, Grundzüge eines systemat. Unterrichts in den deutschen Stylübungen. Thorn 1856.

Dr. K. G. Andersen, Wortregister für deutsche Orthographie nebst grundsätzlichen Vorbemerkungen. Mainz 1856.

C. F. Winter, Die Bedeutung der Vor- oder Taufnamen. Berlin 1856.

S. W. Kölle, Grammar of the Bornu or Kanuri language. Lond. 1854.

S. Wékey, A grammar of the Hungarian language. Lond. 1852.

Simonides und sein Prozeß. Berl. 1856.

A. Lykurgos, Enthüllungen über den Simonides-Dindorf'schen Uranios. 2te verm. A. Lpz. 1856.

Dr. L. Kühnast, Die Vereinigung der principiellen Gegensätze in unserem altclassischen Schulunterricht. Rastenb. 1856.

E. A. Fritsch, Philologische Studien. Bd. I. Gießen 1856.

Dr. H. A. Fechner, Ueber den Gerechtigkeitsbegriff d. Aristoteles. Lpz. 1855.

E. Buchholz, De personarum descriptione in Iphigenia Aulidensi Euripidis exhibita. Clausthal 1854.

Arriani scripta minora. Recognovit Rud. Hercher. Lips. 1854.

Anacreontis quae sunt et feruntur carmina graeca versibus latinis reddita ed. C. F. A. Nobbe. Lpz. 1855.

Aeschyli Choephorae. Cum interpretatione latina et annotatione, ed. A. de Jongh. Traject. ad Rhenum. 1856.

Aeschylos Agamemnon. Erklärt von F. W. Schneidewin. Berl. 1856.

Hermetis Trismegisti Poemander. Ad fidem codd. recognovit. G. Parthey. Berl. 1854.

Hephaestionis Alexandrini Enchiridion iterum edidit Th. Gaisford, Aedis Christi Decanus ... Accedunt Terentianus Maurus de Syllabis et Metris et Procli chrestomathia grammatica. Vol. 1. 2. Oxford 1856.

C. H. Frotscher, Anonymi Graeci oratio funebris. Fribergae 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. Januar.

Nr. 13. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send etc.

(Schluß.)

Vergleicht man nun die Vocale des Altbaktrischen mit denen des Altpersischen, so finden wir in der erst genannten Sprache das Vocalsystem allerdings nicht so rein als in der letzteren, aber man wird anerkennen müssen, daß nicht sowohl Verderbnisse Eingang gefunden haben, als vielmehr regelrechte Entwicklungen. Neben den einfachen kurzen Lauten a, i, u, wie sie das Altpersische kennt, sind noch die Trübungen e und o eingetreten. Davon hat sich e überwiegend aus a entwickelt, nur in seltneren, zum Theil auch anders erklärbaren Fällen aus i, z. B. hendu = skr. sindhu, hencôis = sineṣs, veñden = vindan. An sich ist indeß auch der Uebergang eines ursprünglichen i in e unbedenklich und läßt sich auch in anderen indogermanischen Sprachen nachweisen. Abweichend von der gewöhnlichen Ansicht halte ich den Vocal, den man gemeiniglich mit ô bezeichnet, mindestens für v. anceps. Gewiß als kurz erweist er sich im ersten Theile des Diphthongen ôi, der aus ai entstanden, ganz dem griechischen oi parallel steht (cf. môi und μοι). Dann steht dieser Vocal für kurzes a in vôhu, môshu, pôuru u. A. Auch in den Nominativen auf ô, die einem skr. as entsprechen, halte ich diesen Vocal für kurz. Man nimmt gewöhnlich an (Bopp pp. 57, 84), es sei dieses ô ebenso entstanden wie das prakritische ô, das schließende s sei zu u geworden, a-u aber in ô zusammengeflossen. Wie ich glaube, ist as ganz auf die gewöhnliche Art in ah übergegangen, der Vocal a aber hat sich nach Abfall des h in o verdunkelt. Dies scheint mir auch zu erklären, warum Wörter auf a im ersten Theile eines Compositums dieses a in o verändern; man braucht dann nicht anzunehmen, daß sie barbarischer Weise das Nominativzeichen mit in die Composition hinüber nehmen, sondern Compositionen wie vîrô-vaṅthva, vîçpô-qâthra erklären sich ganz ebenso wie gr. ἀθλοθέτης, ξυλοκόπος u. A. — Wie bei den kurzen, so finden wir auch bei den langen Vocalen verschiedene Trübungen, namentlich ist ā denselben Veränderungen ausgesetzt gewesen, wie das Griechische. Aus ā ist nämlich zuerst ē hervorgegangen, welcher Vocal, wie Hr. B. sehr richtig bemerkt, das gr. η ist. In Formen wie yé, ké etc., die sich in dem abweichenden Dialecte des Yaçna finden, betrachte ich diesen langen Vocal als einen Ersatz für das am Ende abgefallene h. Ebenso erkläre ich, in Abweichung vom Hrn. Verf., (pp. 17 56) Formen wie vacébis, manébis, indem ich einen Uebergang von vacahbis etc. zu vacābis und von da in vacébis annehme. Es ist also das umgekehrte Verhältniß als wenn wir Nahmen, wohl ꝛc. schreiben. Hier ist, der Dehnung wegen, ein h zugesetzt, das etymologisch nicht in das Wort gehört, dort ist ein Buchstabe weggelassen, der etymologisch stehen bleiben sollte, bloß weil man die Länge durch den bloßen Vocal hinlänglich angedeutet hielt. Als den zweiten secundären Vocal sehe

ich denjenigen an, den man gewöhnlich aṅ schreibt, der aber dem griechischen ω gleich steht, aber, wie ich glaube, mit einem nasalen Nachlaute, wie franz. on, bon, zu lesen ist. Es ist dieser Vocal nicht ganz strenge auf das lange â in seinem Ursprunge beschränkt, in einigen, aber selteneren Fällen entsteht er aus an. Meine Gründe ihn lieber ô zu lesen als aṅ sind die folgenden: 1) Es gibt einige Fälle wo für aṅ auch éu eingetreten ist. So in den Acc. çtréus, neréus statt çtraṅç, neraṅç und daraus scheint mir hervorzugehen, daß man ihn eher als wie au, denn wie aṅ gelesen hat. 2) In den Handschriften — und zwar in den besten — wechselt aṅ auffällig mit û, z. B. in den Schreibungen thrishaṅm statt thrishûm, dâdraṅm = dâdrûm und in vielen anderen. 3) Wird in neueren Sprachen aṅ geradezu durch ô wiedergegeben: çaŏshyaṅç und Çosiôs. 4) Auch die neueren Sprachen neigen sich dazu â durch ô auszudrücken, um der neueren Aussprache zu geschweigen, für die Tornauw's Lehrbuch des moslemischen Rechts eine reiche Beispielsammlung bietet, ist besonders auch darauf aufmerksam zu machen, daß W. Ouseley namentlich vor n die Aussprache des â wie o hörte. Der mit aṅ bezeichnete Buchstabe hatte besonders seine Stelle vor m, n und h. Doch geben auch da die Handschriften Unterschiede und während man vorwiegend daṅma, naṅma schreibt, finden sich die Lesarten dâmanaṅm, nâmanô besser beglaubigt. Dies rührt, wie ich glaube, daher, daß die Silben anders abgetheilt werden, wenn das Wort am Ende vermehrt wird, und daß der â-Laut in diesen Fällen blieb, weil man dâ-manaṅm, nâ-manô las. — Als eine bloße Dehnung des â sehe ich den Buchstaben an, den man gewöhnlich âo liest. Es ist diese Gruppe = aw und eben so zu lesen wie im Englischen law, draw etc. Etymologisch entspricht sie auch immer dem û, z. B. nâoghana altp. nâha, skr. nâsâ, Nase, nâoghaithi skr. nâsatya, Daß âo nicht = skr. âs steht, zeigen Beispiele wie mâoŋca, mazdâoŋca, shôithrâoŋca u. A., wo sich vor der Partikel ca das ursprüngliche s erhalten hat und âo doch bestehen bleibt.

Die einfachsten Diphthonge sind ai, au. So schreibt nämlich Hr. B. nach dem Vorgange des Parsi gewiß richtig statt der bisherigen barbarischen aé, aŏ. Es sind die einfachsten und ursprünglichsten Diphthonge, die das Altpersische nur allein kennt. Im Altbaktrischen haben sich durch die Zusammensetzungen mit den Trübungen auch noch ŏi, éu geltend gemacht, so vollständig wie im Griechischen ist also die Reihe der Diphthonge nicht durchgeführt. Zusammengezogen ist è, welches, vielleicht irrthümlich, hie und da auch statt é vorkommt.

Ueber die Consonanten können wir uns kürzer fassen. Auch hier finden wir, wenn wir das Altpersische Consonantensystem vergleichen, daß das Altbaktrische weiter fortgeschritten ist. Namentlich sind es die Aspiraten der Media, welche im Altpersischen in der Schrift wenigstens gänzlich fehlen, die uns aber hier vollkommen ausgebildet entgegen treten. Nur die Palatalen haben keine eigenthümliche Aspiration entwickelt und dies ist bei ihrer nahen Verwandtschaft mit den Sibilanten sehr begreiflich: es gelten die Aspiranten der Zischlaute auch für die Palatalen, außer in den zahlreichen Fällen wo, durch einen nachfolgenden Consonanten geschützt, der ursprüngliche Guttural erhalten worden ist. Denn, da es bekannt ist, daß die sanskritisch-iranischen Palatalen eigenthümliche Erweichungen der Gutturalen sind, die den übrigen indogermanischen Sprachen fehlen, und somit sich erst entwickelt haben können, nachdem die älteren Zweige sich bereits abgetrennt hatten, und nur die arischen Völker noch zusammenwohnten, so stehe ich nicht an, Lautverbindungen wie ghna aokhta gegenüber von zan, vacô etc. für die ursprünglicheren zu halten, und lieber zu sagen es sei der ursprüngliche Guttural durch den nachfolgenden Consonanten geschützt worden, als eine Rückumwandlung des Palatalen in den Gutturalen anzunehmen. — Um aber die Reihe der Aspiraten vollständig zu machen, wird es nöthig sein den Buchstaben, den man gewöhnlich mit w bezeichnet, und zu dem Halbvocalen zählt, als Aspiration des b in die labiale Classe aufzunehmen. In der Aussprache wird sich dieser Buchstabe von v (welches eigentlich unser w ist) nur wenig unterschieden haben, beide Buchstaben gehen darum auch in einander über, aber ursprünglich ist w aus bh entstanden, wie es denn auch von Westergaard

mit bh umschrieben wird. — Von den übrigen Buchstaben erfordern nur einzelne einige Bemerkungen. Der Buchstabe den man mit q bezeichnet, ist gewiß ursprünglich nichts anderes als hv, wie auch noch im Huzwareschschen, in einzelnen Wörtern, wie in qâ und hvâ finden sich beide Schreibweisen neben einander, bei anderen ist es rein zufällig, ob sie mit q oder hv geschrieben werden. Dem Einfluße der späteren Sprache, die allerdings dies q als einen einzigen Laut faßte, ist es wohl zuzuschreiben, daß wir dieses Zeichen auch da finden, wo man ein schärferes h bezeichnen wollte. So namentlich vor y, das sich nach q erhält, während es vor der Gruppe ĝh abgeworfen werden muß. So schreibt man daghu und daqyu, nemaqyâmahi aber çavaĝhaitis, in allen diesen Beispielen entspricht qy oder ĝh einem sanskritischen sy. Auch scheint es nur Zufall zu sein, welche von beiden Schreibweisen gerade erhalten ist. Man findet im Nom. z. B. daghu und daqyu, im Dat. sy, dagegen daghavê. im Gen. plur. daqyunaṅm, im Nom. pl. daghâvô. — Mit Recht umschreibt Hr. B. den Laut, den man bis jetzt ṯ schrieb mit d. Daß es nur eine Abart des dh ist, bestimmt am Anfange und Ende der Wörter zu stehen, sieht man daraus, weil dieser Laut in dh übergeht, wenn das Wort durch einen Zusatz wächst. So z. B. dbistô neben adhbisto, yadhôida neben yad ôid. Auch im Parsi steht bekanntlich d immer für den weichen Buchstaben. — Die Zischlaute sind im Altbaktrischen ganz vollständig ausgebildet, während das Sanskrit die weichen Zischlaute gar nicht hat, im Altpersischen fehlt wenigstens die weiche Aspirata. Der Laut, den wir gewöhnlich mit ç ausdrücken, scheint im Altb. wie unser gewöhnliches s gelautet zu haben, und diesem entspricht er auch noch, wenn er durch einen nachfolgenden Consonanten geschützt ist (z. B. çnâ, çtâ stimmt zu skr. snâ, sthâ). Das ursprüngliche indogermanische s hat sich jedoch in der Regel, wie im Griechischen, in h verflüchtiget und ç entspricht, wo es namentlich alleinstehend vorkommt, dem sanskritischen ç, ist also ursprünglich als gutturaler Laut zu denken. Das altbaktrische s scheint, nach der Orthographie des Parsi zu schließen, bereits unserem sch zu entsprechen, demnach ist der dritte harte Zischlaut, den wir mit sh umschreiben, fast unnöthig, auch steht er in der That nur in einer Reihe von Handschriften, während die Vendidad-sâdes ihn eigentlich nicht kennen, denn die wenigen Beispiele, wo er sich findet, haben eigentlich nur in der Nachläßigkeit der Abschreiber ihren Grund. Nichts desto weniger wird er nicht zu streichen sein, vielmehr scheint mir gerade dieser Laut der genauen Lesung des Altbaktrischen zu lieb eingeführt. Wahrscheinlich war es ein noch stärkerer Hauchlaut als sh, vielleicht auch hs, so wird er wenigstens vielfach in den späteren Huzwareschwerken wiedergegeben (vgl. meine Gramm. §. 24. A. 4.). — Der Hauchlaut h entspricht dem ursprünglichen sanskritischen s, den Grund hat schon Kuhn richtig angegeben: der Zischlaut hatte einen Anfang von einem starken Hauch bei sich, der letztere ist nur in einzelnen Sprachfamilien überwiegend geworden, und hat den Zischlaut ganz verdrängt. In der Mitte der Wörter wird h sehr häufig in ĝh verwandelt. Auch diese Verwandlung ist eine Neuerung der altbaktrischen Aussprache, das Altpersische setzt — soweit uns Beispiele belegbar sind — in allen diesen Fällen das einfache h. Daß das Zeichen ĝ mit ng zu lesen sei, ist gar nicht zu bezweifeln, denn die beiden Orthographien wechseln theils mit einander ab, man findet zaĝra und zaṅgra, aĝra und aṅgra und selbst baghô, wieviel es dem sanskritischen hanga entspricht, theils wird auch bei Umschreibungen in andere Schriftarten ĝ stets durch ng wiedergegeben. Wenn übrigens Hr. B. vor r die Schreibung ghr dem einfachen ĝr vorzieht, so vermag Ref. darin nicht beizustimmen, da gerade die besten Handschriften stets für die Auslassung des h sprechen.

Es bleiben nur noch die Nasalen zu betrachten übrig; über diese können wir uns kurz fassen. Es erscheinen die beiden Nasalen m und n, für den letzteren aber gibt es zwei Zeichen n und ñ, von welchen der erstere der gewöhnliche Nasale ist, der zweite hat eine beschränkte Geltung und steht nur vor Consonanten, wechselt aber selbst da in besseren Handschriften häufig mit n. Nach meiner Ansicht wurde ursprünglich n vor Consonanten so wenig wie im Altpersischen geschrieben, sondern beim Lesen stillschweigend ergänzt, wo es hingehörte. Daher mögen

nun auch einige unangenehme Schwankungen in den Texten rühren. Man findet z. B. açtvaiñti (loc. von açtvat) eben ſo oft wie açtvaiti, eben ſo gibt es Schwankungen in anderen Caſus dieſes Wortes und anderer, die ähnlich flectirt werden. Es fragt ſich nun: folgen ſolche Wörter der Analogie des Sanskrit, welches das n in den ſogenannten ſchwachen Caſus auszuwerfen befiehlt, oder ſchließt ſich das Altbaktriſche an das Griechiſche und Lateiniſche an, welche das n überall beibehalten, oder endlich, hat ſich das Altbaktriſche eigenthümliche Regeln gebildet? Es dürfte kaum möglich ſein, in allen Fällen den Sachverhalt genügend darzuſtellen.

Endlich noch eine kleine Bemerkung. Hr. B. leitet auch in dieſer zweiten Auflage das Wort hufedhris auf ſkr. subhadra zurück. Aber ſkr. bh entſpricht gewöhnlich nicht dem f und ich ziehe daher vor mit der Tradition eine Zuſammenziehung aus hu und pata (Vater) zu ſehen. Für das letztere Wort findet ſich auch ptâ und hufedhri iſt eine ähnliche Erweichung, wie in naptâ gen. nafedhrô oder im griech. ὄγδοος zu ὀκτώ. Beiſpiele ſolcher Erweichungen finden ſich im Altbaktriſchen noch gar manche.

Fr. Spiegel.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erſtes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortſetzung.)

Philologia.

J. B. Friedreich, Die Realien in der Iliade und Odyſſee. 2. Aufl. Erlang. 1856.

Xenophontis Expeditio Cyri, ex recensione et cum annotationibus L. Dindorfii. Editio secunda auctior et emendatior. Oxford. 1855.

E. Wunder, De Aeschyli Eumenidibus commentatio critica et exegetica. Grimma 1854.

Dr. J. A. Wynne, De fide et auctoritate Appiani in bellis Romanorum civilibus enarrandis exploratis fontibus, quibus usus esse videtur. Groningae 1855.

Ed. Robinson, A greek and english lexicon of the New-Testament. Lond. 1847.

Dr. C. Prien, Beiträge zur Kritik von Aeſchylos Sieben vor Theben von 350—663. Lübeck 1856.

Q. Val. Catulli liber. Recognóvit A. Rossbach. Leipz. 1854.

J. Apitzius, Conjectanea in Q. Horatii Flacci Satiras cum variis lectionibus unius codicis manuscripti bibliothecae regiae Berolinensis. Berl. 1856.

A. Persii Flacci satirarum liber. Ex recensione C. F. Hermanni. Leipz. 1854.

Cn. Naevi, De bello punico reliquiae. Ex recensione J. Vahleni. Lpz. 1854.

D. Junii Juvenalis satirarum libri V. Accedit Sulpiciae satira. Ex recognitione C. F. Hermanni. Leipz. 1854.

Q. Horatii Flacci, poemata. Animadversionibus illustr. Carol. Anthon. Editio octava. Accedunt notulae quaedam cura J. Boyd. Lond. 1844.

S. J. Frontini, Strategematicon libri IV. Ejusdem de aquae ductibus urbis Romae liber. Rec. A. Dederich. Leipz. 1855.

M. A. Fiſcher, Gergovia. Zur Erläuterung v. Caesar de bello Gallico VII. 35—51. Lpz. 1855.

F. Gronovius, In aliquot C. Plinii naturalis historiae libros notae emendatius editae. Gotha 1855.

B. Beer, das Buch der Jubiläen und ſein Verhältniß zu den Midraſchim. Leipz. 1856.

Kâlidâsa, Mâlavikâ und Agnimitra. Ein Drama. A. d. Sanskrit überſetzt v. A. Weber. Berl. 1856.

Bibliotheca Arabo-Sicula ossia raccolta di testi arabici che toccano la geographia, la storia, le biografie de la bibliografia della Sicilia, ... da Mich. Amari. Fasc. I. Leipz. 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. Februar.

Nr. 14. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Demosthenes und seine Zeit. Von Arnold Schäfer, Dr. Ph., Professor an der königl. sächs. Landesschule zu Grimma. Erster Band XVI, 478. Zweiter Band X, 534. 8. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner. 1856.

Wenn auch heutigen Tages nicht mehr in vollem Maße gilt, was von seiner Zeit F. A. Wolf (Praef. ad Leptin. X.) behauptete: „Demosthenem etiam post nuperam repetitionem in eorum scriptorum numero habeas, quibus praecones quidem et admiratores ex auditione et fama plurimi sunt, lectores paucissimi," muß man doch zugeben, daß Demosthenes bei weitem nicht so häufig gelesen wird, als Homer, Sophocles, Plato, Thucydides; und dieß ist allerdings auffallend, da der Genuß, welchen die Werke dieses größten Redners aller Zeiten gewähren, mag man nun auf die Tiefe staatsmännischer Weisheit, oder auf die hinreißende Macht der Ueberzeugung, oder auf die Kunst des Styls, der die Vorzüge sämmtlicher bedeutenden Schriftsteller vor ihm in sich vereinigt*), oder endlich auf die ideale Würde der Gesinnung sehen, dem sicherlich nicht nachsteht, den wir bei der Lektüre jener Meister empfinden. Haben jene Vorzüge D. noch nicht zum Gegenstande des allgemeinsten Studiums der Helleniſten gemacht, so müssen besondere Hindernisse vorhanden sein, welche diese Wahrnehmung erklären; und es gibt in der That solche. Nicht als ob sich in D. Reden die größten sprachlichen Schwierigkeiten fänden; die sind in den anderen Classikern ersten Ranges ohne Zweifel weit größer: aber um bei ihm mit dem Interesse zu verweilen, wie einst seine Zuhörer, bedarf es einer genauen Kenntniß der Verhältnisse, welche er berührt; ohne diese Vorbereitung wird man gar nicht gewahr, wie schlagend seine Beweise, wie eindringlich die von ihm für jedes Object eigens gewählte Redeform ist, die gepriesene δεινότης entgeht dann in ihren entscheidendsten Zügen dem Leser, der mitunter kaum zu begreifen vermag, worin eigentlich die Stärke des Mannes liege, dem Alte und Neue so große Dinge nachgerühmt haben. Dergleichen Vorstellungen konnten freilich nicht aufkommen, wenn der geschichtliche Zusammenhang der Reden unter einander gehörig erforscht, klar entwickelt und mit der ausführlichen Darlegung ihres Inhaltes so in Verbindung gesetzt war, wie etwa bei Thucydides die Erzählung mit den Demegorieen zu einem anschaulichen Ganzen verarbeitet sind. Ein Werk der Art aber, welches gründliche Aufschlüsse über die gesammte politische Thätigkeit des D. geben, seinen nach und nach zunehmenden Einfluß auf die Zustände Athens verfolgen, den Stoff aus einer Masse zerstreuter Angaben (da leider die vollständigen Geschichtswerke aus jener Zeit verloren sind) sammeln, die Widersprüche, welche in den Reden des D. und seiner Gegner vorliegen, durch besonnene Vergleichung derselben unter einander und mit den anderweitigen Daten entwirren mußte, fehlte bisher, so viele Ge-

*) Vgl. Dionys. Halic. π. τ. λεκτ. Δημ. δεινότ. 974. ed. R.

lehrte auch mit anerkennenswerthem Scharfsinn einzelne Regionen dieser wichtigen Partie der griechischen Staats- und Literaturgeschichte aufzuhellen bemüht gewesen sind; jetzt aber erhalten wir an vorliegenden beiden Bänden den größten Theil einer Darstellung des D., welche in sich den Beruf trägt, die richtige Würdigung desselben nach allen Seiten hin zu begründen und damit auch sein Studium, wie es die Größe seines Geistes und Charakters verlangt, zu verbreiten. Was Schäfer uns bietet, könnte nur durch eine Zusammenstellung der unzähligen, von ihm jetzt beseitigten Irrthümer, welche seit den frühesten Zeiten über den großen Redner in Umlauf gesetzt waren, und in bedeutender Anzahl heute noch selbst in umfassenden Geschichtswerken oder auch in Monographien cursiren, meistens aber aus flüchtiger Benützung der Quellen entstanden sind, erhellen; erlaubte es der Zweck dieser Blätter, würden wir nicht ungern eine Vergleichung mit einigen der neuesten und gewiß verdienstvollen Lehrbücher der griechischen Geschichte versuchen, um zu zeigen, wie bedeutenden Vortheil diesen S's. Werk, hätte es einige Jahre früher erscheinen können, gewährt haben würde. Vieles werden indeß die mit D. sich beschäftigenden Leser selbst aus unserem kurzen Auszug als neues und unschätzbares Ergebniß entnehmen. Dieser materiellen Gediegenheit des Buches entspricht vollkommen die Form in präciser, klarer, würdevoller, jederzeit dem Gegenstand angemessener, immer anziehender Ausführung.

Bis jetzt zerfällt das Werk in vier Theile: das erste Buch, I, 1—232 hat die Aufschrift: „die Vorgänger des D. in der Leitung des Athenischen Staates"; das zweite I, 233—478 ist betitelt: „D. Jugend und politische Anfänge"; das dritte II, 1—218; „König Philipp und die Athener bis zum Frieden des Philokrates;" das vierte, II, 219—534: „der siebenjährige Friede und der zweite Krieg der Athener mit König Ph.;" es schließt mit der Schlacht bei Chäronea. Jedes Buch ist in mehrere Capitel abgetheilt, die aber keine besonderen Ueberschriften haben, dafür ist auf jedem Blatte oben eine Angabe des Inhalts angebracht.

Das erste Buch ist insoferne nicht neu, als sein zweites bis fünftes Capitel, (das erste enthält die Einleitung, 3—10) bereits im Philologus vorliegen, und zwar C. 2 dort im Jahrg. III, 577 sq. über Kallistratus, C. 3 im Jahrg. I, 187 sq. über Aristophon, C. 4 im Jahrg. V, 1 sq. über Eubulus, C. 5 im Jahrg. II, 403 sq. über Aeschines, diese Abhandlungen sind aber hier vielfältig umgearbeitet und vermehrt, namentlich kömmt im C. 2 die erst, nachdem die Abhandlung über Kallistratus l. c. erschienen war, endeckte wichtige Bundesurkunde Athens und der Seestaaten (aus Ol. 100 = 378/7) hier pag. 25 sq. in Betracht*) und in dem C. 5 ist der Abschnitt über Aeschines als Schauspieler und Schreiber hinzugekommen. Aber auch die ausführlichen Cap. 2 und 3, in welchen an die Namen Kallistratus und Aristophon die vollständige Geschichte Athens nach Thebens Befreiung sich anschließt, haben sehr bedeutende Veränderungen in der Anordnung des Stoffes hier erfahren, was näher nachzuweisen wir darum unterlassen, weil es uns hier nur darum zu thun ist, die Verdienste des Werkes um D. hervorzuheben, zu welchem die genannten Staatsmänner entweder in entfernterer Beziehung stehen, wie Kallistratus, oder, wie die übrigen in der Weise mit ihm contrastiren, daß sie ihm zur Folie dienen und als solche im Laufe der Erzählung wieder berücksichtigt werden müssen. Gewiß wird jeder sorgfältige Historiker das reiche Detail, welches in diesem Theil zur Berichtigung und Ergänzung der Geschichte des bezeichneten Zeitalters enthalten ist, in seinem vorzüglichen Werth zu schätzen und zu benutzen wissen.

Als Geburtsjahr des D. nimmt S. Ol. 98, 4 = 384 an, und wird die Belege dafür in der Beilage II des dritten Bandes beibringen. Die scythische Abkunft von D. Mutter Kleobule und der Staatsverrath seines mütterlichen Großvaters Gylon sind aller Wahrscheinlichkeit nach nur böswillige Entstellungen des Aeschines (III, 171). Sein Vater gleiches Namens starb schon 376, und hinterließ außer der Wittwe den Sohn in einem Alter von 7 Jahren und eine Tochter von fünf Jahren. Die Sorge für

*) Vgl. Rangabé Ant. Hellen. II, 40 sq., 373 sq. Meier comment. ep. I, 4 sq. II, 53 sq. und A. Schäfers commentatio de sociis Atheniensium Chabriae et Timothei aetate in tabula publica inscripta. Lips. 1856.

die Seinigen und die Verwaltung seines Vermögens, welches sich auf vierzehn Talente belief, übertrug er auf dem Sterbebette dem Aphobus, seiner Schwester, und Demophon, seines Bruders Demon Sohn, endlich dem Therippides, der zwar kein Verwandter, aber von Kindheit an ihm befreundet war.

Man hat den D. freigebig mit Lehrern versehen, und derselbe Plutarch, welcher die Vorstellung faßte, er sei durch die Prellerei seiner Vormünder um die gehörige Unterweisung in den Gymnasien gekommen, läßt ihn außer bei Isaeus auch bei Plato (nach Hermippus) in die Schule gehen. Andere machten ihn noch zum Zuhörer des Isokrates. Gewiß fehlte es ihm in der Jugend nicht an dem standesmäßigen Unterricht, (vgl. Dem. 312, 22), so weit reichte das von den Vormündern arg veruntreute Vermögen, wenn auch Aphobus hier ebenfalls seine Habgier durch Zurückhaltung von Honoraren bewies (Dem. 828, 5). Mündig geworden entschloß sich D. sofort, die treulosen Verwalter seines Erbes selbst zur Rechenschaft zu ziehen; um dies mit dem nöthigen Nachdrucke auszuführen, bedurfte er einer gründlichen Unterweisung für die juristische und rhetorische Behandlung des Prozesses. Diese vermochte damals Niemand besser zu ertheilen, als Isaeus von Chalcis, welcher D. bestimmte, sich bloß seinem Unterrichte zu widmen, indem er ihn auf vier Jahre in sein Haus aufnahm und ihm den Gehalt von 10000 Drachmen zusicherte. Weder Isaeus noch D. waren Schüler des Isokrates; jener strebte eher dem Lysias nach, welchen er in der Kunst anmuthiger Erzählung nicht erreichte, aber in der dem gerichtlichen Redner noch wichtigeren einer bündigen und treffenden Beweisführung übertraf. Bei ihm erwarb sich D. die erforderliche Ausbildung, um auch in fremden Angelegenheiten als Sachwalter auftreten zu können; bei Isokrates, welcher damals schon längst mit Verachtung auf das Gewerbe des λογογράφος herabblickte, wäre es unmöglich gewesen, eine solche Anweisung auch nur zu begehren, sein Unterricht gieng mehr auf die Form, welche, soweit sie in seinen Schriften vorlag, gewiß von D. eifrig studirt wurde; er wird seinen Periodenbau und seine liebliche Redefülle so weit nachzubilden gesucht haben, als es der Zweck des gerichtlichen und politischen Vortrages verlangte; auf die Rednerbühne durfte die Isokratische Gattung, weil mehr Epideiris als wirklicher Kampf, nicht übertragen werden. Ihn zum unmittelbaren Schüler des Isokrates zu machen, ist ein Irrthum, der durch diesen selbst sich widerlegt, da er ihn nicht unter seinen Schülern XV, 93 aufführt, vielmehr greift D. mehrere derselben, wie Onetor und Androtion, heftig an, und in der Schilderung, die Isokrates selbst von den Gegnern Ph's. V, 73—75 entwirft, muß jedermann den D. erkennen. Eine Schule der Logik scheint D. bei dem Megariker Eubulides durchgemacht zu haben, vgl. Plut. Dem. 6, 9 und Menage zu Diog. Laert. II, 9, wenigstens dürfen wir dies eher glauben, als daß der von früher Jugend an auf das praktische Leben gerichtete Redner den Plato aufgesucht habe, wogegen unter anderen Spengel in diesen Anzeigen 1836, Nr. 92 sq. sich ausführlich und belehrend ausgesprochen hat.

In den λόγοι ἐπιτροπικοί ist der Einfluß des Meisters Isaeus im Ganzen wie im Einzelnen fühlbar, sogar sind hie und da längere Stellen aus den Reden desselben übertragen: die Form der Argumentation erscheint weniger ausgebildet, aber der Ton hat schon mehr Wärme als bei Isaeus. In der ersten Klagschrift wird die Schuld des Aphobus und der übrigen Vormünder dargethan: sie haben das ererbte Vermögen großentheils verschleudert, mehr als die Hälfte des hinterlassenen Gutes läugnen sie ab und berechnen von dem übrigen keinen Ertrag. Wird Aphobus von $\frac{3}{5}$ der Richter freigesprochen, so steht D. noch in Gefahr, durch die ihn dann treffende Epobelie in Atimie zu verfallen, und zugleich Mutter und Schwester in die hilfloseste Lage zu versetzen, wogegen Aphobus seine Buße nur vom Geld des beraubten Mündels entrichtet. Nun wollten die Vormünder das Gericht glauben machen, daß D. der Vater angeordnet habe, das Mündelgut nicht zu verpachten und seinen letzten Willen geheim zu halten, damit sein Vermögen nicht bekannt werde, weil Gylon Staatsschuldner gewesen sei. Erst am letzten Tage der Voruntersuchung brachten sie ein Zeugniß dafür bei, worin aber die Fortdauer der Schuld nicht ausgesprochen wird. D. widerlegt diese lügnerischen Behauptungen in seiner zweiten Rede; er erinnert, an

Demochares, den noch lebenden zweiten Schwiegersohn Gylons, sei deßhalb keine Forderung erhoben worden, sein Vater aber habe in dem von den Vormündern unterschlagenen Testamente alles Erbe aufgezählt, und die Größe des Vermögens erhelle aus der von jenen veranlaßten Aufnahme seiner in die erste Steuerklasse. In Folge dieser gründlichen und überzeugenden Vorstellungen wurde vorerst Aphobus zu der von D. verlangten Buße von 10 Talenten verurtheilt. Schwerer war es zu der Erstattung derselben zu gelangen. Aphobus brachte so viel er konnte auf die Seite, und als D. ein Grundstück, dessen Werth auf ein Talent geschätzt war, in Anspruch nahm, machte es ihm Onetor, Schwager des Aphobus, streitig, es sei, gab er vor, die Hypothek für die Mitgift seiner Schwester, die von A. sich habe scheiden lassen, er müsse also darauf so lange Beschlag legen, bis A. das Capital zurückbezahlt habe. Damit war ein neuer Prozeß entstanden, in welchem D. darzuthun hatte, daß die Scheidung, über welche kein bezeugtes Aktenstück vorlag, nur fingirt sei. Wie es ausgieng, ist unbekannt, von Rechtswegen mußte Onetor an D. jenes Talent zahlen, und an den Staat dieselbe Summe als ἐξούλης δίκη. Die beiden übrigen Vormünder scheinen sich zu einem Vergleich verstanden zu haben; auch sie hatte D. wie den Aphobus einzeln auf 10 Talente angeklagt. Wie sie sich die ihnen von D. Vater zugewiesenen Vortheile zu Nutze machten, ohne ihren Verpflichtungen nachzukommen, (Aphobus sollte die Wittwe und Demophon dereinst die Tochter heirathen, Therippides erhielt 70 Minen zur Nutznießung bis zur Mündigkeit des D.,) wie fahrläßig und gewissenlos sie die Fabrik der μαχαιροποιοὶ administrirten, während die der κλινοποιοὶ ganz unbenützt blieb, wie sie endlich das Vermögen des D., welches im Laufe von zehn Jahren leicht verdoppelt werden konnte, auf eine Summe tief unter dem Betrag desselben, wie es bei dem Ableben des Vaters sich verhielt, herunterbrachten, ist vom Verf. mit möglichster Klarheit p. 242—252 auseinandergesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Philosophia.

G. H. Piper, Der moderne Pantheismus von der intellektuellen und der moralischen Seite. Bernburg 1856.

Dr. Ed. Zeller, Die Philosophie d. Griechen in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 2. Aufl. Th. 1. Tübing. 1856.

Dr. A. Weber, Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur u. des Geistes. Gießen 1856.

Dr. M. Kayserling, Moses Mendelssohns philosoph. u. religiöse Grundsätze mit Hinblick auf Lessing dargestellt. Lpz. 1856.

Tad. dei Consoni, La esistenza e spiritualitá dell' anima, distinto dallo spirito sensitivo etc. 2. ediz. Firenze 1855.

M. Bufalini, Discorsi politico-morali. Firenze 1851.

F. Euen, Der naturwissenschaftliche Materialismus in seinem Prinzip und in seinen Konsequenzen. Berlin 1856.

E. Alberti, Zur Dialektik des Platon. Vom Theaetet bis zum Parmenides. Lpz. 1856.

J. Leechmann, Logic designed as an introduction to the study of reasoning. 2. edition. Glasgow 1845.

Aesthetica.

Dr. W. Koffka, Die Karlsruher Hofbühne. Karlsruhe 1856.

Th. Gautier, L'art moderne. Par. 1856.

H. Morlini, Novellae, fabulae, comedia. Editio 3. Lut. Par. 1855.

A. Gelli, Opere di G. B. Gelli. Firenze 1855.

Fr. Curzio, L'umanitá e l'avvenire. Canti lirici. Sampierdarena 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. Februar.

Nr. 15. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Demosthenes und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

So herb diese Erfahrungen für den Knaben und heranwachsenden Jüngling sein mußten, wirkten sie doch auf die Entwicklung seines Characters und seiner geistigen Energie mächtig ein; um zu einem bestimmten Ziel zu gelangen, bot er alles auf, was dazu dienen konnte, seine inneren Anlagen auszubilden und damit die Schönheit des Vortrags in Harmonie zu setzen. Wie sauer ihm insbesondere letzteres wurde, ist allgemein bekannt.

Uebrigens nöthigten ihn schon seine Verhältnisse, aus seiner Kunst Erwerb zu ziehen, worin ihm Antiphon und andere Redner vorangegangen waren, und kein vernünftiger Mesch damals etwas Ehrenrühriges fand, wenn auch die Lästerzunge des Aeschines (III, §. 173) als Makel angriff, daß er ἐκ τριηράρχου λογογράφος ἀνεφάνη τὰ πατρῷα καταγελάστως προέμενος! Eine nahere Betrachtung der Privatreden, welche meistentheils, aber doch nicht alle, z. B. die für Phormion (um 352), gegen Boeotus (um 350) und Pantänetus (um 346), in seine früheste Epoche fallen, behält sich S. für den dritten Band vor, hier gibt er einstweilen eine treffende Schilderung derselben im Allgemeinen (pag. 310—314), und berichtigt zugleich die dem Aeschines von vielen Leichtgläubigen nachgebetete Erzählung, daß D. für beide Parteien zugleich gearbeitet habe. Als Anwalt in Staatsprozessen betheiligte er sich nur im Beginne seiner politischen Thätigkeit; hieher gehören die Reden gegen Androtion, Timokrates, Leptines und Aristokrates.

Die erstgenannte fällt in den Sommer von Ol. 106, 2 = 355. Androtion, schon seit 30 Jahren Staatsmann, hatte vor kurzem als Mitglied einer Commission, welche Steuerreste eintreiben sollte, sich rücksichtslos und grausam benommen, als Schatzmeister der Athene sich viele Willkührlichkeiten angemaßt; als einer der Sprecher im Rath und der Volksversammlung endlich war die Bekränzung der Bule decretirt, obgleich sie ihrer Pflicht neue Trieren zu bauen nicht genügt hatte; ehe diese Bule (von Ol. 106, 1) abgetreten war, wurde er von Euktemon und Diodorus welche er früher persönlich beleidigt hatte, der Ungesetzlichkeit wegen belangt, die Klageschrift verfaßte D.; er behauptete darin, schon als Buhler (ἡταιρηκώς) und von seinem Vater Andron her Erbe einer Staatsschuld habe er gar nicht das Recht überhaupt einen Antrag zu stellen; der seinige verstoße überdies formell und durch seinen Inhalt gegen andere Gesetze; aus seinen Leistungen für den Fiskus als ζητητής und ταμίας möge er sich kein Verdienst machen, da er dabei theils seinen Vortheil gesucht, und Gelder unterschlagen habe, theils mit sträflicher Impietät gegen ehrwürdige Denkmäler vaterländischen Ruhmes verfahren sei. Allerdings hatte Androtion insoferne die Form verletzt, als sein Decret ohne Gutachten der Bule vor die Ekklesia gebracht worden war, und der Demos, statt die Bekränzung zu genehmigen, alles Recht gehabt hätte,

sie zu verweigern, da jenes Versäumniß eine solche Ahndung verdiente. Die Schwierigkeit jedoch, die Bule auf diese Weise zu kränken und der noch bestehende Einfluß der Partei des Aristophon, welcher Androtion angehörte, war diesem günstig; daß er nicht verurtheilt wurde, zeigt das Schweigen des Redners (resp. seiner Clienten) in der Timocratea, welche ebenfalls den Androtion betrifft. Offenbar bekämpft D. nicht nur den Angeklagten, sondern mit ihm die willkührliche, unehrliche und trügerische Finanzverwaltung Aristophons, der den von ihm hochverehrten Timotheus so eben als Staatsverräther verfolgte.

Anlaß zur Rede wider Timokrates gab Androtion, als er zum Gesandten an Mausolus mit Melanopus und Glauketes ernannt, unterwegs ein Kauffahrteischiff, das die Fracht Naukratischer Kaufleute führte, als Feindesgut in Beschlag genommen und nicht sofort abgeliefert hatte. Euktemon und Diodorus leiteten eine gerichtliche Untersuchung ein, welche für die dadurch verurtheilten die Folge haben mußte, daß sie als Staatsschuldner behandelt wurden, dann betrug ihre Schuld nicht mehr einfach den Werth der gecaperten Kaufmannsgüter, sondern was an den Staatsschatz kommen sollte, wurde doppelt gerechnet, der Zehnte der Athene und das Fünfzigstel der anderen Götter war zehnfältig zu erlegen, so daß die anfängliche Schätzung von 9 Talenten 30 Minen auf 28 Talente 7 Minen 30 Drachmen anwuchs. Um nun eine Frist für die Schuldner zu erwirken, die vorerst sie von der Schuldhaft befreite, schritt Timokrates mit seinem Vorschlag ein, der dem Staatsschuldner (mit Ausnahme der Pächter von Zöllen und Domänen) gestattete, Bürgen zu stellen; bezahlt er bis zur 9. Prytanie nicht, so verfiel er dann erst in Haft und das Vermögen der Bürgen wurde Staatseigenthum. Die Schuldner entrichteten zwar, wenn auch, wie D. andeutet (758, 27 sq.), nicht ganz im rechten Maße, ihre Buße, demungeachtet wurde die gegen Timokrates erhobene Klage nicht zurückgenommen, sondern kam noch in demselben Jahre (Ol. 106, 4 = 354/3) zur gerichtlichen Verhandlung.

Die ihm gemachten Vorwürfe waren folgende: T. hat durch sein Gesetz eine Menge bestehender Anordnungen verletzt; zunächst dadurch, daß er die gebotene Frist nicht einhielt, während welcher er sowohl seinen Antrag als die dadurch abrogirten älteren Satzungen öffentlich aufzustellen und der Prüfung des Publikums anheim zu geben verpflichtet war: statt dessen legte er ihn einer Versammlung von νομοθέται vor, welche angeblich berufen wurde, um über die Kosten der bevorstehenden Panathenäen Beschlüße zu fassen. Dann ist die Tendenz des Vorschlages sichtlich keine andere, als dadurch die richterliche Entscheidung im Allgemeinen zu paralysiren, damit einige wenigen Leute, was sie unterschlagen haben, nicht zu erstatten brauchen; dabei ist er in trügerischer Weise mangelhaft, denn da die Gerichtstage mit den für die Volksversammlung bestimmten nicht zusammen fallen, trifft er über die in der Zwischenzeit gegen den Schuldner zu ergreifenden Maßregeln keine Anordnung, er bestimmt nichts darüber, was geschehen soll, wenn die Bürgen nicht zureichend befunden werden, der Fall, daß gar keine Bürgen gestellt werden, ist gar nicht vorgesehen; der Staat leidet darunter, da ihm mit einer Caution auf lange Zeit hin nicht gedient ist; von der üblichen Erhöhung der Schuld nach Ablauf eines gewissen Termines schweigt das neue Gesetz. Dies führt demnach zum Umsturz alles bestehenden, es reißt die Kerker ein und untergräbt die Gerichtshöfe, es vernichtet den Ruhm Athens als eines wohlgeordneten Staates, und eben so seine Sicherheit und Wohlfahrt, die nur auf die Zuverläßigkeit seiner Verfassung sich gründet.

Das Gericht, welches über Timokrates Ol. 106, 4 = 352 urtheilte, scheint seinen Antrag verworfen zu haben, ohne so strenge gegen ihn zu verfahren, als es die Anklage forderte, wenn anders derselbe auch im Prozeß des Midias zwei Jahre später als sein Fürsprecher auftrat (560, 2) und in dem des Mantitheus (1017, 59; 1025, 29) als Zeuge. Für T. selbst hat Androtion *) gesprochen, weshalb D. die früheren Vorwürfe gegen ihn wiederholt.

Das kümmerliche Bestreben, dem Staat durch eben so kleinliches als widergesetzliches Verfahren neue

*) Daß Androtion der Verfasser einer Atthis ist, und diese dem Philochorus als Quelle diente, hat S. 351 sq. genügend erwiesen.

Einkünfte zu verschaffen, welches wir bei Androtion wahrnehmen, leitete zu gleicher Zeit auch Leptines, wenn er glaubte, durch Aufhebung der Freiheit von Liturgieen (ἀτέλεια) für das allgemeine Beste zu sorgen. Indem D. sich des Ktesippus, des Sohnes von Chabrias annahm, welcher durch Entziehung der Atelie leiden sollte, wies er nach, daß der Nutzen jenes Vorschlages kaum in Betracht komme, weil die bisher mit Atelie beehrten zu anderen Leistungen herangezogen wurden, und diese bereitwillig übernahmen, desto größer aber der Nachtheil erscheine; denn die Bürgerschaft werde durch Entziehung des Rechtes, ehrenvolle Vergünstigungen zu verleihen gestraft und dem Staate zugemuthet, schon ertheilte Belohnungen zurückzunehmen und so seinen eigenen Credit aufzuheben. Allenthalben aber tritt in dieser Rede der Grundsatz nachdrücklich hervor, daß Treue und Glaube als die Fundamente staatlicher Wohlfahrt zu betrachten seien und was Pflicht und Ehre gebiete, für die einzige Norm bei der Berathung über solche Gegenstände gelten müsse. Ferner erweist D., daß die Sorge des Leptines, einer unverdienten Begünstigung, wie sie dann und wann geschehe, vorzubeugen, gerades Weges zu den äußersten Consequenzen führe, wie zur Aufhebung der Demokratie selbst; er zeigt, wie edle Wohlthäter auf diese Weise gekränkt würden und damit Athen bedeutender Vortheile verlustig gehe. Dann nimmt er auch hier wieder Anlaß, an die ungerechte damals noch schwebende Anklage gegen Timotheus zu erinnern, indem er die Großthaten seines Vaters Konon ins glänzendste Licht stellt.

Wir wissen von Dio Chrysostomus XXXI, §. 128, daß Leptines unterlag, denn die auf einer Inschrift erhaltene Angabe von der Choregie des Ktesippus (vgl. Geel Dionis Chr. Olympicus p. 282) beweist nur, daß er sich derselben unterzog, nicht aber, daß er dazu verpflichtet war, er konnte sie auch freiwillig leisten. Uebrigens ist Dio's Ausdruck ἑάλω γραφῆς unrichtig, da der Angriff auf das Gesetz durch besondere Umstände verspätet erst im folgenden Jahr ausgeführt werden konnte, als Leptines dafür nicht mehr verantwortlich war.

Der letzte Staatsprozeß, für welchen D. als Anwalt die Klagerede schrieb, greift in die auswärtige Politik ein und betrifft die Wahrung der atheniſchen Interessen in Thracien. Für Charidemus nämlich, den Schwager des Thracierfürsten Kersobleptes, dem man allein die Fähigkeit Amphipolis wieder zu erobern zutraute, beantragte Aristokrates einen Rathsbeschluß: wenn jemand den Charidemus, welchem das atheniſche Bürgerrecht bereits verliehen war, tödte, solle er überall, so weit Athens Bundesgenossenschaft reiche, aufgegriffen werden können, wer aber den Thäter der Verfolgung entziehe, solle aus der Bundesgemeinschaft ausgestoßen sein. Diesen zum Probuleuma erhobenen Vorschlag griff Euthykles an und bewirkte dadurch seine Suspension, aber auch nachdem er verjährt war (Rathsbeschlüsse galten nur für die laufende Amtsperiode) schien es ihm eine unerläßliche Pflicht darauf hin zu wirken, daß er durch richterlichen Spruch aufgehoben wurde, da weder Charidemus einen so übermäßigen Beweis von Vertrauen verdient hatte, noch einen solchen zu geben für die Verhältnisse Athens mit den Beherrschern von Thracien erspießlich war. Würde Ch. in besonderen Schutz von Athen genommen, so verloren damit die anderen Herrscher der Odrysen die Aussicht auf den Beistand von daher, und gelang es dann dem Kersobleptes sich diese zu unterwerfen, so war der Besitz des Chersoneses für Athen selbst gefährdet. Die Erfahrung lehrte überdies, und des Kersobleptes Vater Kotys konnte selbst einen Beleg dafür abgeben, daß der Staat nicht wohl thue, solche Ehrengaben an Auswärtige zu verleihen; mit Veränderung der Verhältnisse würden oft Feinde aus Freunden, welche zu bekämpfen dann das eigene Gesetz hinderte. Und Charidemus hat sich noch nicht einmal als wahrer Freund der Athener erwiesen, wozu also ihn in so hohem Grade auszeichnen? Athen würde sich dadurch zu ähnlichen Zugeständnissen an andere verpflichten und auch diese zu hüten haben, als wäre es ihre gedungene Schutzwache. Wäre aber auch Ch, zuverläßig, so ist es doch Kersobleptes nicht, der ihm zumuthen kann, atheniſche Plätze zu belagern, wie einst Kotys dem Iphikrates, und kein Bedenken tragen wird, ihn in die Lage zu setzen, daß er seine Gesinnung unumwunden erklären muß. Außerdem sind solche Söldnerhäuptlinge von Natur Feinde gesetzlich geordneter Staaten, und machen sich kein Gewissen daraus, über-

helleniſche Städte herzufallen; wie wenig ehrenhaft iſt es alſo für Athen, dergleichen Leute in beſondere Obhut zu nehmen! Den Charakter des Ch. und ſeine ſehr zweideutigen Verdienſte um Athen deckt D. nun auf, er findet, man ehre ihn dafür, daß er wider ſeinen Willen nicht im Stande geweſen ſei, Athen zu ſchaden; aber er beſolde gewiſſe Leute, die für ihn reden müßen, und ſich nicht damit zufrieden zeigen, wenn er der wohlverdienten Strafe entgeht. Zu ſolchem Treiben länger zu ſchweigen, wodurch die ganze Machtſtellung Athens gefährdet wird, wäre unverzeihlich. Die Bürgerſchaft muß aus ihrer Apathie aufgerüttelt werden, mit der ſie ſich von wenigen Demagogen lenken läßt, ſtatt ſelbſt über wahres und erlogenes Verdienſt zu entſcheiden.

Dieſe gründliche Bekämpfung eines maßloſen Antrags hatte wenigſtens den Erfolg, daß man ſo bald nichts Aehnliches vorzubringen wagte, doch erhielt ſich Charidemus in der Gunſt des Publikums und man weiß nicht einmal, ob Ariſtokrates verurtheilt wurde. Gehalten wurde die Rede Ol. 107, 1 = 352 im Sommer nach dem Abtreten des Rathes, welcher den Antrag von Ariſtokrates genehmigt hatte. Bald darauf ſah ſich Athen im Beſitz des Cherſones nicht mehr durch die Odryſenfürſten, ſondern durch Philipp bedroht, der jene bei dem Ausbleiben Atheniſcher Hülfe nöthigte auf ſeine Seite zu treten, oder wenigſtens, wie Kerſobleptes, ihm Geiſeln zu geben.

Man darf bei D. über ſeiner Redegewalt und ſeinem Wirken als Staatsmann nicht ſeine adminiſtrativen Einſichten überſehen. Sie zeigen ſich unter anderem auf glänzende Weiſe in dem, was er über die Symmorien vorgetragen hat. Die Rede, welche ſie betrifft, wurde veranlaßt durch die Rüſtungen des Königs von Perſien (Ochus), der beſchloſſen hatte in eigener Perſon den aufſtändigen Weſten ſeiner Herrſchaft wieder zu unterwerfen. (Ol. 106, 3 = 354.)

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erſtes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortſetzung.)

Aesthetica.

E. Aroux, Clef de la comédie anti-catholique de Dante Alighieri. Par. 1856.

G. Cecchi, Commedie, pubblicate per cura di Gaetano Milanesi. Vol. I. Firenze 1856.

G. Meli von Palermo, Lieder. Aus d. Sizilian. v. F. Gregorovius. Lpz. 1856.

Racine, Etudes littéraires et morales, publiées par le Marquis de Larochefoucauld-Liancourt. Paris 1855.

E. de Girardin, Le Vicomte de Launay. Lettres Parisiennes. T. I. Par. 1856.

Dr. Fr. Strehlke, Ueber Corneille und Racine, als Nachahmer der alten Tragödie. Danzig 1856.

A. de Montaiglon, Recueil de poésies françoises des XV. et XVI. siècles. Vol. 1. 2. 3. Paris 1855—56.

Bibliophile Jacob, Les secrets de bauté le Diane de Poitiers. Confessions archéologiques et cosmétiques. Bruxelles 1856.

Oeuvres complètes de Saint-Amant, précédée d'une notice et accompagnée de notes par M. Ch. L. Livet. Vol. 1. 2. Par. 1855.

Le roman de Jehan de Paris. Publié d'après les premières éditions et précédé d'une notice; par E. Mabille. Par. 1855.

Thackeray, Sketches and travels in London. Lond. 1856.

— — Novels by eminent hands and character sketches. Lond. 1856.

— — The memoirs of Mr. Charles James Yellowplush and the Diary of Iames de la Pluche Esq. Lond. 1856

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. Februar.

Nr. 16. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Demosthenes und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Da meinten die Athener, der Feldzug gelte eigentlich ihnen, und es fehlte nicht an Rednern, welche die Offensive zu ergreifen riethen. Aristophon und Eubulus scheinen geschwiegen zu haben; D. war der erste und fast einzige, der es unternahm die Athener aus dem Rausche der Leidenschaft zum ruhigen besonnenen Nachdenken zurück zu leiten. Er erinnerte sie an die Gefahr, welche ihnen, im Falle sie Lust hatten, die Trophäen von Marathon zu erneuern, von Seiten ihrer Landsleute selbst drohte; wogegen, wenn sie den Angriff jenes Feindes abwarteten, zu hoffen stand, daß alle Griechen sich ihrem Banner anschloßen. Um dann gehörig gerüstet zu sein, räth er ihnen zu einer verhältnißmäßigen Vertheilung der trierarchischen Leistungen, welche dem Staat die wesentlichsten Vortheile gewährt hätte, wenn er, auch abgesehen von der zunächst beabsichtigten Anwendung, darauf eingegangen wäre; aber dazu mußte eine größere Noth drängen: erst Ol. 110, 1 = 340 setzte D. seine Idee ins Werk, wo Athen nicht mehr vermochte Ph.'s Macht niederzuhalten, wenn es auch gelang, Bozanz zu entsetzen.

So eifrig der Feldzug gegen Persien in Anregung gebracht worden war, so wenig erhielt der viel zeitgemäßere Rath des D. Beifall, die Demokratie in Rhodus wieder herzustellen, als Verbannte von dort in Athen um Beistand baten und sich Hoffnung machten, auf diesem Wege in ihre heimischen Rechte wieder eingesetzt zu werden. Sie erschienen daselbst Ol. 107, 2 = 350.

Von Persien war nichts mehr zu besorgen, auch nicht von Artemisia, die nach dem Mißlingen des Persischen Feldzuges gegen Aegypten keinen Grund hatte, die Politik ihres verstorbenen Gemahles Mausolus zu befolgen, und Rhodus noch mehr in die Gewalt des Königs zu bringen, was für sie eine größere Abhängigkeit von jenem zur Folge gehabt hätte. Aber für Athen war es wesentlich, Bundesgenossen zu erwerben, welche durch gleiche Verfassung und politische Gesinnung ihm verknüpft für die Dauer anhänglich zu bleiben versprachen, es mußte unterdrückter oder gar verdrängter Volksgemeinden sich schon darum annehmen, um in ähnlicher Lage des Beistandes gleich gesinnter sicher zu sein. Hatten diese Rhodier, die sich mit den Oligarchen gegen eine ultrademokratische Partei verbanden, das Unglück gehabt, zum Dank für den geleisteten Beistand von jenen ausgestoßen zu werden, so durfte man es ihnen doch nicht nachtragen, daß sie sich so spät an Athen wendeten, sondern mußte denken, sie würden sich die schlimmen Erfahrungen zu Nutze machen und von nun an lieber mit Athen halten als Sclaven einheimischer Despoten und barbarischer Besatzungen sein. Durfte doch Athen keinen hellenischen Staat unter die Botmäßigkeit von Barbaren gerathen lassen, besonders jetzt, wo es galt, die zu Bundesgenossen wieder zu gewinnen, welche von ihren früheren Mitkämpfern gegen Athen (Chios und Bozanz) verlassen, nun bei Athen allein Hilfe suchten. Diese Grundsätze stellte D., ohne durch persönliche Rücksichten sich bestimmen zu lassen, damals auf, aber vergebens; die Schlaffheit des Volkes und seiner Führer, welche ihrer Bequemlichkeit zu lieb vorzogen, die Partie der Artemisia oder gar des Perserkönigs zu nehmen, stand ihm entgegen, und Athen büßte so eine gute Gelegenheit ein, die Vortheile sich wieder zu verschaffen, welche ihm durch den Abfall der Bundesgenossen entgangen waren.

Von der verständigen Beurtheilung der Politik, welche Athen in seinen Verhältnissen zu Sparta und Theben einzuhalten angewiesen war, wenn es auch Leute genug gab, die ein gefährliches Uebergewicht von dem einen oder dem anderen Staate begünstigten, bietet die

Rede für die Megalopoliten, gehalten Ol. 106, 4 = 352, die einleuchtendsten Belege dar.

Die Spartaner gelüstete es schon lange, über Messene und Megalopolis herzufallen, aber das konnte ihnen nur dann gelingen, wenn Theben gehindert war, diesen Bundesstaaten zu Hilfe zu kommen. Eine solche Gelegenheit schien der heilige Krieg zu gewähren: als Theben im Kampf mit Onomarchus dem Untergang nahe war, schickten sie sich an, in Böotien Platäae, Thespiae und Orchomenos herzustellen, Megalopolis aber in die Landesgemeinden wieder aufzulösen; Messene schützte Athen noch zeitig vor einem Angriff; dahin wandten sich in der Gefahr Gesandte von Megalopolis, und riefen so einen heftigen Conflict der Parteigänger von Sparta und Theben hervor. D. beklagte die auf beiden Seiten sich kundgebende Beschränktheit, und spricht ernstlich gegen die gar große Neigung, Spartas herrschsüchtige Plane zu begünstigen, um Oropus zu erhalten, was zuletzt zu völliger Abhängigkeit von diesem Staate führen müßte, den sie noch eben erst vom Verderben gerettet hatten. Vielmehr müssen die Spartaner aus Dankbarkeit den Athenern gestatten, daß sie sich der Megalopoliten annehmen; es wäre lächerlich, wollte Athen die Bundesgenossen Thebens nicht beschützen, um am Ende genöthigt zu sein, Theben selbst vor der Uebermacht Spartas zu wahren. Lieber soll es auf Oropus verzichten, als Sparta, welches andere Staaten nur darum sich verbindlich macht, um selbst ungebunden seine Macht ausdehnen zu können, dabei behilflich sein. Athen zeigt keine Unbeständigkeit in seiner Politik, wenn die Herrschsucht der Nachbarn es nöthigt, bald diesem, bald jenem schwächeren und gefährdeten Staat aus der Noth zu helfen, um aber dies zu vermögen, muß es die gehörige Selbständigkeit sich bewahren.

Auch bei dieser Verhandlung bewiesen die Athener, wie wenig sie ihren Vortheil erkannten, wenn sie in blindem Hasse gegen Theben sich nicht zu kräftiger Unterstützung der Megalopoliten bereit finden ließen. Diesen blieb, da sie von Sparta stets angefeindet und von Athen vernachläßigt wurden, Theben aber durch den langen Krieg mit Phocis sehr geschwächt war, kaum etwas anderes übrig, als bei Philipp Hilfe zu suchen. Auf diese Weise bahnte die kurzsichtige Politik der Gegner des D., welche jetzt noch die Ekklesia leiteten, dem furchtbarsten Feinde Athens durch die Mißgriffe, welche sie in Thracien, Rhodus und im Peloponnes begieng, selbst den Weg zur Unterjochung von Athen und ganz Griechenland. Wie viel nachdrucksvoller hätte der Staat den ersten Angriffen Ph.'s begegnen können, wären die Rathschläge des D. hinsichtlich der besseren Einrichtung des Seewesens und der Herstellung einer tüchtigen Bundesgenossenschaft, wo sie sich auch nur immer darbot, befolgt worden. Frühe gewahrte er, welche Gefahr Athen von Macedonien aus bedrohe, und wenn sein Blick vermöge der besonderen Lage der damaligen Umstände anfangs nicht bloß dorthin gerichtet sein konnte, giengen doch alle seine Bestrebungen darauf aus, den Kampf vorzubereiten, der bald die größte Aufgabe und der Mittelpunkt seiner Politik werden sollte.

Mit einer bündigen Uebersicht der Geschichte des macedonischen Königthums vor Amyntas (393—370) und einer ausführlicheren von dessen Regierung beginnt der zweite Band oder das dritte Buch. Am meisten beschäftigt sich das erste Capitel mit Ph. Als dieser sich mehrerer Kronprätendenten entledigt, gefährliche Nachbarn entweder beschwichtigt, oder, wie die Illyrier und Pannonier, schnell und glücklich überwunden hatte, kehrte er seine Waffen gegen die hellenischen Städte, welche an sein Reich grenzten. Es galt die Seeküste zu gewinnen. Hier gerieth er (Ol. 105, 3 = 357) zum erstenmale in Conflikt mit Athen, in einer Weise, die für beide Theile charakteristisch ist.

Ph. hatte den Athenern zugesagt, Amphipolis in ihre Gewalt zu bringen, dagegen wurde ihm im geheimen Vertrage Pydna zugestanden. Vergebens erschienen daher die Gesandten der bedrängten Stadt, Hierax und Stratokles, in Athen, welche um Beistand bitten und dafür die Herrschaft über ihre Heimath Athen übertragen sollten (Dem. 11, 10). Es ist schwer zu begreifen, wie man so leichtgläubig sein und denken konnte, Ph. werde einen Platz, der ihm die größten Vortheile darbot, um Thracien zu erobern, nicht für sich behalten. Unwesentlich war dabei die Schonung, welche er der eroberten Stadt angedeihen ließ, daß sie ihre Verfassung nicht verlor, die Bürger ihr Eigenthum nicht einbüßten; mit den Verräthern scheint er aber zufolge D. (10, 19) Angabe übel umgegangen zu sein. Die Athener decretirten nun ewige Feindschaft mit ihm, keine Gesandschaft von Ph. sollte künftig bei ihnen Aufnahme finden (Aesch. II, §. 13). Statt aber thatkräftig gegen ihn einzuschreiten, ließen sie die Eroberung von Pydna und von Potidäa, welche Stadt meistens von athenischen Kleruchen bewohnt war, ruhig vor sich gehen, oder kamen wenigstens mit dem Versuch des Entsatzes zu spät; mit dem Besitz von Potidäa und Anthemus wurde Olynth gewonnen und abgehalten, mit Athen sich zu verbinden; die bald darauf folgenden Eroberungen in Thracien setzten ihn in Besitz der reichen Goldbergwerke im Pangäon, aus denen er von nun an jährlich 1000 Talente zog; er gründete damals zuerst seine Seemacht, deren Eingriffe in den ruhigen Besitz des Meeres die Athener frühzeitig empfanden (Dem. 49, 22); im Sommer 353 (Ol. 106, 3) fiel Methone in seine

Hände, nachdem die von Athen erwartete Hilfe sich auch hier wieder verspätet hatte. *)

D. betheiligte sich in den ersten Jahren von Ph.'s Regierung noch nicht an der gegen ihn gerichteten Politik, sein Eintritt in diese datirt sich von Ol. 107, 1 oder dem Frühjahre 351 her; damals hielt er die erste Philippika, deren Eingang lehrt, daß dies der erste Antrag war, den er hinsichtlich der Kriegführung wider Ph. stellte. Wohl aber fehlt es in früheren Reden nicht an Hindeutungen auf die wachsende Macht des Feindes; vgl. gegen Lept. 475, 15, gegen Aristokrat. 656, 9, 657, 16, 659, 3, 660, 12, 681, 26. Als Ph. sein Reich oder doch seine Bundesgenossenschaft von Byzanz bis an die Thermopylen ausgedehnt hatte, vermochte D. nicht länger an sich zu halten, er empfand die Nothwendigkeit seine Mitbürger aus ihrer heillosen Fahrläßigkeit aufzurütteln. Zwar hatten sie unlängst einen Angriff Ph.'s auf die Thermopylen zurückgeschlagen, diese kleine Expedition brachte aber den Staatsschatz um 200 Talente, und ließ nicht für einen Tag Verpflegungsgelder übrig (Aristocr. 690, 8); es handelte sich also vor allem um Beschaffung der nöthigen Mittel, um dem Feind dauernd entgegentreten zu können. D. bringt die Rüstung einer größeren Flotte und eines kleineren Operationscorps in Vorschlag. Die Bildung von jener, bestehend aus 50 Trieren, steht zunächst hinter der von diesem zurück und wird im Verlauf der Rede nicht weiter besprochen; sie ist im Wesentlichen eine Wiederholung des ehedem in der Rede von den Symmorieen gethanen Vorschlags. Die Mannschaft jener kleineren Flotte soll den Freibeutereien Ph.'s begegnen, wenn sie sich auch nicht in offener Feldschlacht mit ihm messen kann; vor Eintreten der Passatwinde muß sie an der Macedonischen Küste angelangt sein (vgl. Dem. 48, 24), um gehörig ihre Bestimmung zu erfüllen.

In der Rede fehlt der Theil, welcher angab, auf welche Weise die zu den vorgeschlagenen Unternehmungen erforderlichen Summen aufzubringen seien. Die Andeutung desselben (48, 15): *ἃ μὲν δεδυνήμεθα εὑρεῖν κτέ* bezieht sich auf die Verhandlungen der Bule.

Dionysius **) hielt die zweite Hälfte der Rede irrigerweise für einen selbständigen Vortrag; wenn er aber meinte, D. spreche hier über die Beschützung der Inselbewohner und Städte am Hellespont (wofür man Ol. 108, 2 zu sorgen Anlaß hatte), so war das eine sehr oberflächliche Ansicht, da in der That hier davon nicht die Rede ist, sondern es gilt eine Besetzung der Macedonischen Küsten. Gleichfalls verkehrt ist die Bezeichnung dieses Theiles als Deuterologie; D. verräth deutlich genug, daß er nur aus eigenem Antrieb spreche, ohne dem Vorgang eines anderen Redners zu folgen. Selbst an dem Umstand, daß der größeren Flotte in dem zweiten Theile nicht mehr Erwähnung geschieht, darf man keinen Anstoß nehmen, obgleich er Seebeck, Thirlwall und andere bestimmt hat, für die Absonderung desselben sich zu erklären.

Wie es scheint, hatte die Rede die Wirkung, daß Ph. seine Freibeutereien aufgeben mußte, denn Chares fuhr in Folge derselben mit 30 Trieren ab, vgl. Philoch. fr. 132, b. Dionys. p. 734, wenn auch die Ausführung der Expedition nicht im Sinn des D. vor sich gieng.

Von minder gutem Erfolg war der Feldzug der Athener nach Euböa, welchen sie auf Betreiben des Eubulus und Aeschines, gegen den Rath des D. unternahmen. Dieser tadelte es, daß ein Tyrann, wie Plutarch, von Athen aus unterstützt würde, statt Chalcis und Eretria vor den Angriffen Ph.'s zu sichern. Als das Athenische Heer auf Euböa bei Tamynae eine sehr ungünstige Stellung eingenommen hatte und in Gefahr stand, verloren zu gehen, wenn es nicht entsetzt würde, schien es dem Apollodorus, Pasions Sohn, an der Zeit den Vorschlag, die Theatergelder in Kriegsgelder zu verwandeln, einzubringen. Doch schlug sich Phocion durch, Stephanus griff jetzt jenen Vorschlag an und beantragte eine Verurtheilung des Apollodorus zu fünfzehn Talenten, die das Gericht auf ein Talent reducirte. In Euböa ließ Phocion eine Besatzung unter Molottus zurück, die von Plutarch schmählich preisgegeben von den feindlich gesinnten Euböern eingeschlossen wurde, und nicht eher abziehen durfte, als sie sich mit fünfzig Talenten losgekauft hatte.

D. hatte bei seinem ersten Auftreten als Staatsmann keine Anhänger, er allein erhob seine Stimme gegen die bestehenden Mißbräuche im Staatshaushalt und gegen den Zug nach Euböa (58, 6): er wirkte nur durch die Macht seiner Beredsamkeit: um so mehr haßte ihn die Partei des Eubulus, zu der auch Midias gehörte, welcher ihn in unerhörter Weise mißhandelte, als er freiwillig Choregie für seine Phyle leistete. Die vom Volk am Tage nach dem Exceß gegebene Erklärung (*προβολή*) war für D. günstig, er hielt es demnach für seine Pflicht, den Midias vor Gericht zu ziehen mit einer *γραφὴ ὕβρεως*, deren *τίμημα* eine sehr große Geldbuße gewesen zu sein scheint. M. half sich mit erlogenen Gegenklagen, *λειποταξίου* und *φόνου*, die wenigstens dazu dienten, den Proceß gegen ihn zu verschleppen. D. mußte zuletzt fürchten,

*) Die Schuld solcher Versäumnisse trifft weniger die Feldherrn als die schlechte Verwaltung, wodurch diese genöthigt wurden, der schlimmsten Mittel sich zu bedienen, um nur ihr Heer zusammen zu halten.

**) Dionys. ad Amm. p. 725.

daß durch den Einfluß von Eubulus und vieler anderer mächtiger Feinde zu Gunsten des M. entschieden würde, und ließ sich daher bestimmen einen Vergleich einzugehen, indem ihm M. 30 Minen zahlte, vielleicht als Ersatz für die Kosten der von Thrasylochus (Bruder des M.) einst dem D. aufgedrungenen Trierarchie, und als Erlegung der Geldbuße, in welche M. wegen der Schmähredе verfallen war, die er bei jener Gelegenheit gegen D. Mutter und Schwester sich erlaubt hatte (539, 14).

Zu der Zeit, als die Angelegenheiten von Euböa die Athener beschäftigten, suchten die Olynthier Schutz bei ihnen gegen Ph.; sie erbaten sich einen Zuzug von Reiterei, als der König eine immer drohendere Stellung gegen sie einnahm; dies geschah Ol. 107, 2 = 350, vorher waren sie nur zu einem Friedensabschluß zu bewegen (Ol. 106, 4 = 352). Ph. wußte sich in allen chalcidischen Städten eine Partei zu schaffen, er stürzte in der Nachbarschaft die Könige der Bisaltier (Justin. VIII, 3); seine Absicht verrieth er endlich den Olynthiern deutlich genug, als er von ihnen die Auslieferung seines Stiefbruders Arrhidäus forderte, welcher bei ihnen eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Jetzt schickten sie eilig Gesandte nach Athen um Hilfe und um die Symmachie abzuschließen (Ol. 107, 4 = 349, Herbst). Hiemit war ein Wunsch erreicht, welchen die Athener lange schon gehegt hatten, wie D. mehrmals in der Ol. Rede ausspricht. Aber die Schwierigkeit lag für ihn nun darin, sie zu einer kräftigen Führung des Kriegs zu vermögen; er mußte ihnen nahe legen, daß bereits Athens Existenz selbst, wenn es sich nicht nachdrücklich der Olynthier annehme, gefährdet sei.

Indes entsprachen die Athener seinen Anforderungen nur halb: sie ließen 30 Trieren und 2000 Söldner unter Chares abgehen, die Schiffe erhielten auch eine verstärkte Besatzung von Atheniſcher Mannschaft; die eigentliche Aushebung eines Bürgerheeres und die zweckmäßigere Verwendung der Staatsgelder unterblieb noch. Auch befolgte man seinen Vorschlag nicht, ein doppeltes Corps auszusenden, von welchem die eine Hälfte Olynth schützen, die andere den Ph. in seinem eigenen Land angreifen und so ihn abziehen sollte. Es gab Leute genug in Athen, die immer noch nicht an die Perfidie Ph.'s glauben mochten, so triftige Beweise dafür auch vorlagen, oder auch solche, die ihn für unüberwindlich hielten; beide sucht D. in seiner zweiten Ol. Rede eines Besseren zu belehren.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Aesthetica.

A. Jung, Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. Leipz. 1856.

J. Ebersberg, Am Wachfeuer. Militärische Erzählungen u. wahre Geschichten. Stuttg. 1856.

A. Voß, Deutschlands Dichterinnen v. 1500—1846. Düsseldorf 1855.

J. Maehly, Das Erdbeben zu Basel. Basel 1856.

C. v. Holtei, Drei Geschichten von Menschen und Thieren. Lpz. 1856.

Ch. Höppl, Atlantis. Eine Dichtung. Hannover 1856.

L. v. Gall, Frauenleben. Th. 1. 2. Lpz. 1856.

A. Tellkampf, Irmgard. Ein Gedicht. Hannover 1856.

P. Scarron, Typhon oder der Gigantenkrieg. Burleskes Heldengedicht. Deutsch v. Dr. G. Schwetschka. Halle 1856.

A. R. Rhangavis, Der Fürst von Morea. Historische Novelle a. d. Griech. v. A. Callissen. Lpz. 1856.

P. Graham, Essay on the authenticity of the poems of Ossian. Edinb. 1807.

C. Balbo, Lettere di politica e letteratura. Firenze 1855.

Schiller und Lotte. 1788. 1789. Stuttg. Cotta.

A. Reichensperger, Vermischte Schriften über christl. Kunst. Lpz. 1856.

J. G. v. Quandt, der Begleiter durch die Gemälde-Säle des kgl. Museums zu Dresden. Dresden 1856.

Al. Cappi, Luca Longhi. Ravenna 1853—54.

B. Bouniol, L'Art chrétien et l'école allemande, avec une notice sur M. Overbeck. Par. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. Februar.

Nr. 17. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Demosthenes und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Er zeigt, wie Ph. eben durch seine Treulosigkeit allen Credit verloren habe, es also nur eines tüchtigen Führers bedürfe, um eine Menge Unzufriedene unter einer Fahne zu vereinigen; insbesondere räth er Gesandte nach Thessalien zu schicken, wo damals der Verlust von Pagasae und die Besetzung von Magnesia großen Widerspruch hervorrief. Es scheint nicht, daß letzteres ausgeführt wurde, Ph. selbst aber wendete sich bald nach Thessalien, vertrieb den Tyrannen Pitholaus von Pherä und befestigte seine Macht daselbst noch mehr; D. kömmt daher auf seinen Vorschlag in der dritten Ol. Rede nicht weiter zurück. Unterdessen waren die Vorbereitungen zum Untergange Olynths, welches Ph. im Sommer Ol. 106, 1 = 348 von neuem angriff, so gut getroffen, daß der Beschluß der Athener, eine Bürgerarmee von 2000 Hopliten und 300 Reitern mit 17 Trieren dahin abgehen zu lassen, nichts mehr half; sie kam nicht einmal an Ort und Stelle, da bereits die Etesien wehten; aber die Verräther Euthykrates und Lasthenes, zu Hipparchen ernannt, spielten dem Feinde 500 Reiter in die Hände und bahnten ihm so den Weg in die Stadt.

Wie grausam Ph. an den Olynthiern sich rächte, ist bekannt.

Der Fall von Olynth nöthigte D.'s Gegner wenigstens den Schein anzunehmen, als glaubten sie Ph. könne Athen's Selbständigkeit gefährlich werden; Eubulus und Aeschines riethen zu Gesandtschaften an die übrigen griech. Staaten: so waren auch die Athener weniger durch Kriegslasten gedrückt, und hatten doch die Aussicht, wieder an die Spitze von Hellas zu treten (Aesch. III, 58). D. konnte nichts dagegen haben, wenn sich Athen der Hegemonie würdig bewies. Indes bemühte sich Aeschines umsonst zu Megalopolis die Arkadier für Athen günstig zu stimmen, man hegte dort zu dem Staate, welcher sie gegen Sparta einst im Stiche gelassen, kein Vertrauen mehr. Aeschines mag im Frühjahr von Ol. 106, 1 = 347 von seiner Mission zurückgekehrt sein, ihre Erfolglosigkeit mußte nun die Athener um so mehr bestimmen, einen Frieden mit Ph. wünschenswerth zu finden, da ihre Verluste in der letzten Zeit bedeutend waren, und die Beiträge der Bundesgenossen nicht mehr als 45 Talente betrugen. Ph. hatte zu verstehen gegeben, daß er zu einem Frieden ganz bereit sei; er wünschte ihn nämlich, um den Phocischen Krieg ungehindert beendigen zu können, seiner Flotte und dem Handel seiner Unterthanen freiere Bewegung zu verschaffen, mochte aber nicht direkt darum in Athen nachsuchen. Die Athener genehmigten gern auf den Antrag des Philokrates, welchen Lykinus vergebens deshalb zu einer Strafe von 100 Talenten verurtheilt haben wollte, daß es Ph. gestattet sei, Gesandte nach Athen zu schicken, indem sie hiemit das nach dem Verluste von Amphipolis erlassene Psephisma wieder aufhoben.

Theben und Phocis bekämpften sich mehrere Jahre lang ohne anderen Erfolg als den der gegenseitigen Erschöpfung; das Einschreiten eines dritten wurde nothwendig. Die Athener mußten, wenn sie ihre eigene Lage richtig beurtheilten, wünschen, die Streitigkeiten jener Beiden schlichten und sie dann gegen den gemeinsamen Feind mit sich verbinden zu können. Doch ließen sie sich durch die unfreundliche Begegnung, welche Proxenus der Anführer des Atheniſchen Heeres von Phalaekus (Onomarchus Sohn) erfuhr, als er in die festen Plätze Nicäa, Alponos und Thronion einrücken wollte (Aesch. II, §. 134), bestimmen, die Phokier vorerst ihrem Schicksal zu überlassen, und den bequemeren Weg einzuschlagen: lieber mit Ph. Unterhandlungen anzuknüpfen, statt ihn zu bekämpfen. Die Volksversammlung beschloß im Februar

346 (Ol. 106, 3) zehn Gesandte aus der Stadt, worunter Philokrates, Demosthenes und Aeschines die bedeutendsten waren, außerdem noch den Aglaokreon von Tenedos als Mitglied der Bundesgenossenschaft nach Pella abgehen zu lassen.

Ueber die Unterhandlungen mit dem Könige sind die Reden *περὶ παραπρεσβείας* die einzigen Quellen. Was Aeschines von seinem Gegner (II, 34) berichtet, findet schon darin seine Widerlegung, daß Demosthenes auch Mitglied der zweiten Gesandtschaft war, was er nicht hätte werden können, wenn er sich in der Weise, wie Aeschines erzählt, lächerlich gemacht hätte. Ueber Amphipolis will derselbe viel gesprochen haben (II, 30), in der Volksversammlung aber, in welcher er über seinen Vortrag Bericht erstattete, erklärte er, er habe die Behandlung dieses Gegenstandes dem D. überlassen (vgl. Dem. 421, 10).

Es ist also eine handgreifliche Lüge, wenn er behauptet, in seinem Bericht sei nur auf dringende Bitte des D. die Bemerkung eingeschaltet worden, daß auch dieser über Amphipolis gesprochen habe (II, 48). Ph. war bei aller Freundlichkeit, die er den Gesandten bewies, zu keinem anderen Frieden zu bewegen, als zu dem, der den status quo sicherte, er versprach nur, während der Verhandlungen den Chersones nicht zu bekriegen (Aesch. II, 82). Diese sollten von seinen Geschäftsträgern in Athen demnächst eröffnet werden. D. drang darauf sie möglichst zu beschleunigen; zwei Tage hinter einander bestimmte sein Vorschlag für die in Gegenwart jener anzustellende Ekklesia. Aeschines lügt abermals, wenn er meint, D. sei schuld gewesen, daß die Gesandten der griechischen Staaten nicht abgewartet wurden, um den Frieden mit Ph. gemeinschaftlich zu schließen (II, 62); es waren keine zu erwarten, Aeschines hatte umsonst gegen Ph. im Peloponnes gewühlt und befand sich längst wieder zu Hause, nur die Bundesgenossen Athens hofften auf Beitritt anderer Staaten, was ihnen zu Gute gekommen wäre. Aber die Bestimmung, daß drei Monate lang jedem hellenischen Staate der Beitritt zum Frieden offen gehalten werden sollte (II, 69), konnte die gute Wirkung haben, daß Ph. dadurch zu einem eben so langen Waffenstillstand verpflichtet blieb. Beiden Betheiligten wurde nach der zuerst seitens der Athener aufgestellten Forderung das zuerkannt, was ihnen von Rechtswegen gehörte (*ἑκατέρους ἔχειν τὰ ἑαυτῶν*). In diesem Sinne äußerte sich anfangs selbst Aeschines, was er III, 71 zugibt, aber II, 63 läugnet, vgl. Dem. 345, 6. Das Resultat der Debatten, welche zwei Tage fortgesetzt am dritten zum Abschluß gelangten, war Sicherung des dermaligen Besitzes (*ἑκατέρους ἔχειν ἃ ἔχουσι*), wodurch Amphipolis dem Ph. verblieb; der andere griech. Staaten, welche etwa noch beitreten könnten, betreffende Antrag wurde dem macedonischen Interesse nach Philokrates Vorgang von Eubulus und Aeschines am zweiten Tag aufgeopfert; die Phocenser und Halier wurden von Philokrates erst ausdrücklich aus der Zahl der Bundesgenossen gestrichen, dann als der Demos den von Philokrates gemachten Zusatz *πλὴν Ἁλέων καὶ Φωκέων* verwarf, stillschweigend ausgenommen. Athen gieng selbst Bundesgenossenschaft mit Ph. ein, d. h. es mußte, wie D. 385, 15 ausführt, sogar den befeinden, der ihm Amphipolis und anderes Eigenthum vindiciren wollte.

Aeschines war am zweiten Tag durchaus anderer Ansicht als am ersten. Wenn D. die Symmachie Athens mit Ph. ablehnte, wenn er verlangte, daß die Betheiligung am Frieden den übrigen Hellenen in der festgesetzten Frist offen gehalten werde, wenn er die Aufnahme der Phocenser und Halier in die Reihe der Atheniſchen Bundesgenossen forderte, wußte jener die Sache in einem ganz anderen Lichte zu zeigen: Ph., versicherte er, werde gerne thun, was ihm Athen jetzt als Bedingung vorschreibe, wenn er den Frieden erlange, er könne im Augenblicke nur der Thessaler und Thebaner wegen die Phocenser nicht so öffentlich als Bundesgenossen anerkennen. Zugleich schüchterte er die Athener ein und ließ sie, wenn ihr Eigensinn bei den gestellten Forderungen beharrte, eine Katastrophe wie die durch Lysander erlittene befürchten: er rieth auf keinen anderen griechischen Staat länger zu warten, und die Symmachie als unzertrennlich vom Frieden nicht abzuweisen *). Noch drastischer erklärte Eubulus, man müße entweder sogleich die Trieren besteigen, Kriegssteuern zahlen und die *θεωρικά* in *στρατιωτικά* verwandeln, oder den Frieden annehmen. Das geschah denn auch den 19. Elaphebdlion (16. April) der Ol. 106, 3 = 346.

Dieselben Gesandten sollten nun abermals zu Ph. abreisen, um ihm und seinen Bundesgenossen den Eid abzunehmen: die Lage der Verhältnisse machte es nothwendig, daß dies unverzüglich geschah, nur so gelangte man zur klaren Einsicht über die Aufrichtigkeit von Ph.'s Friedensliebe, ob er, wie Isokrates gutmüthig voraussetzte, bloß darauf dachte, die Griechen mit einander zu ver-

*) Dem D. legte Aeschines später (III, 71) dasselbe in den Mund, was er gesagt hatte, vgl. Dem. 230, 21. Man halte, um die Lügenhaftigkeit des Mannes klar zu erkennen I, 174 mit II, 56 und III, 57 zusammen. Daß D. am zweiten Tage dieselben Vorschläge einbringen wollte, wie Philokrates, was Aesch. II, 67 behauptet, ist schon darum unglaublich, weil sie ganz unnütz gewesen wären, er hätte wenigstens Zusätze und Berichtigungen machen müßen.

söhnen, um dann mit ihnen den Perserkönig zu bekriegen, oder vielmehr zunächst die Selbständigkeit der griechischen Staaten zu vernichten strebte. In der That eroberte er damals mehrere feste Plätze in Thracien und nöthigte den Kersobleptes zur Capitulation, obwohl diesen athenische Söldner unterstützten. Es scheint, daß bereits zu Athen die macedonischen Gesandten die Vertreter des Fürsten hinderten, als Bundesgenosse der Athener den Frieden zu beschwören. Aeschines will auch davon die Schuld dem D. zuschieben (II, 85), doch kann dieser nur die Form der Sache, weil Kersobleptes von Ph. nicht als Bundesgenosse von Athen anerkannt war, bestritten haben. Daß K. durch die langsame Reise der Athenischen Gesandten wirklich in Nachtheil gerieth, sollte wohl durch jene Beschuldigung verdunkelt werden. Statt nemlich, wie der Rath auf D. Antrieb verordnet hatte, von Euböa aus sich zu dem Orte in Thracien übersetzen zu lassen, wo Ph. sich eben aufhielt, wollten die Collegen des D. von einer solchen Ueberfahrt nichts wissen, sondern reisten zu Land in drei und zwanzig Tagen gemächlich nach Pella, wo sie die Rückkehr des Königs abwarteten; vergebens drängte D. zur Reise nach Thracien, erst von Oreos, dann von Pella aus. Endlich hier angelangt zeigte sich Ph. den Gesandten von Athen sehr freundlich und gewann sie durch Geschenke, die nur D. ablehnte (393, 9; 410, 7); dafür hinderten ihn jene nicht an den Rüstungen gegen Thermopylä, unterdessen gieng er mit den Thebanern, nachdem er sie eine Zeit lang hingehalten, um die übrigen desto sicherer zu täuschen, einen geheimen Vertrag ein, kraft dessen er sich verpflichtete, zu der Beendigung des Phocischen Krieges und der Unterwerfung der böotischen Städte mitzuwirken (Dem. 443, 15). Bei der Unterhandlung der Athenischen Gesandten mit dem König sprach D. zuerst, wahrscheinlich weil der Rath in seine Hände die Urkunden des zu beschwörenden Friedens gelegt hatte. Man darf voraussetzen, daß D. die Aufnahme der Phokier und Halier in den Vertrag, desgleichen des Kersobleptes und die Herausgabe der nach dem Friedensschluße eroberten Plätze zur Sprache brachte und diese Zugeständnisse als Unterpfand der Bundesgenossenschaft forderte.

Aeschines Rede machte den Ph. zum Schiedsrichter zwischen Theben und den übrigen Amphiktyonen und zum Rächer des Tempelraubes der Phokier, die er nur der Gnade des Königs empfahl.

Dieser lehnte die von D. gestellten Bedingungen ab, und fand an den übrigen Gesandten gefällige Vollstrecker seines Willens; sie erlaubten dem D. nicht, einen Separatbericht nach Athen zu schicken (396, 1), und ließen einen ihren Zwecken dienlichen dorthin abgehen. Ph. hielt sie noch bei sich zurück, angeblich um bei den Verhandlungen zwischen Halus und Pharsalus ihm behilflich zu sein und weil die Thessaler den Frieden bei ihrer Anwesenheit beschwören sollten. Den D., der allein abreisen wollte, hinderte Ph. mit Gewalt an der Ausführung seines Vorsatzes (357, 4; 445, 3). Zulept gab er den Gesandten ein artiges aber nichtssagendes Schreiben mit, worin er zugleich ihr langes Ausbleiben entschuldigte. Aeschines stand im Verdacht, diesen Brief entworfen zu haben; wenn er das auch in Wahrheit bestreiten konnte, vermochte er doch nicht zu läugnen, daß er oft mit Ph. insgeheim sich unterredet habe. D. aber setzte beim Rathe durch, daß den Gesandten die sonst übliche Belobung und Speisung im Prytaneum nicht zuerkannt wurde. Indeß hinderte das nicht, daß die Athener gern hörten, was Aeschines theils von Ph. selbst, theils von seinen Vertrauten erfahren haben wollte: Ph. werde Theben demüthigen durch Aufrichtung von Plataeä und Thespiä, und Oropos, ja selbst Euböa, Athen überlassen; der Zug Ph's gegen die Thermopylen hin verlor in ihren Augen alles Bedrohliche für die Phokier und für Athen selbst. Vergebens wandte dagegen D. ein, er habe von solchen Verheißungen nichts vernommen; daß im Schreiben Ph.'s nichts von allem dem stand, machte sie nicht irre. Philokrates verlangte, daß der Friede selbst auf Ph.'s Nachkommen ausgedehnt werde und die Athener bewaffnet gegen die einschreiten sollten, welche hindetten, daß die Phokier den Amphiktyonen (d. h. den Thessalern und Thebanern) das Heiligthum zu Delphi übergeben. Als die Phokier und Phalaekus (der eigene δρομοκήρυκες aufgestellt hatte, um schleunigst von allem, was zu Athen vorgieng, unterrichtet zu werden,) dieß hörten, verloren sie den Muth, sich Ph. noch weiter zu widersetzen. Einer dritten Gesandtschaft an den König und die Amphiktyonen, um die gefaßten Beschlüße zu überbringen, mochte D. nicht mehr angehören, er wies aufs Nachdrücklichste die ihm zugedachte Ehre ab. Ein neues Schreiben Ph.'s lief bald darauf ein, worin die Athener aufgefordert wurden, für die gute Sache mit ihm zu streiten; Hegesippus warnte, er fürchtete, Ph. wolle die dahin geschickte Mannschaft als Geisel zurückhalten. Die Stimmung in Athen hatte sich geändert, der Credit der macedonischen Partei sank, man traute Ph. nicht mehr, Aeschines mußte nach dem Wunsch seiner Genossen zurückbleiben, um im Nothfall dem Volk guten Muth einzuflößen; er selbst mochte es jetzt unbequem finden, den Ph. an die von ihm so pomphaft verkündeten Versprechungen zu erinnern: er meldete sich also krank, sein Arzt bescheinigte sein Uebelbefinden vor der Bule, und statt seiner gieng der Bruder Aphobetos als Gesandter ab.

Aber schon in Chalcis erhielten sie Kunde von dem Schicksal der unglücklichen Phokier, welche auf Gnade und Ungnade in Ph.'s Gewalt gerathen waren, nachdem

Phalaekus mit seinen 8000 Söldnern capitulirt und sie preisgegeben hatte, weil er wußte, daß die Athener von Aeschines bethört nichts für das bedrohte Land thun würden. Nun war der Erkrankte wieder wohl und mochte lieber bei der Sitzung der Amphictyonen erscheinen, als zu Hause Vorwürfe über seine Täuschungen hören: dort konnte er wenigstens das Loos der Phokier mildern helfen und hindern, daß Athen nicht auch vom Synedrion ausgeschloßen wurde, wie die Spartaner und Korinthier, welche die Anwesenden als Theilnehmer am Tempelraub betrachteten. Dies war übrigens nicht zu befürchten. Es lag nicht im Plane Ph.'s, Athen schon jetzt zum Bruch zu treiben, und die Gesandtschaft nahm selbst am Festmahl zum Andenken des Sieges theil, worin Aeschines, da ja Apollo dabei verehrt wurde, nur ein frommes Werk erkannte (II, 162). Was lag ihm daran, wenn alle Phokischen Städte zerstört, den am Tempelraub unschuldigen Gemeinden der Tribut von 50 Talenten jährlich an Delphi auferlegt, wenn ferner die böotischen Städte Koronea, Korsiä und Orchomenos dem Boden gleich gemacht, und ihre Bewohner als Sclaven verkauft wurden, Ph. galt dennoch als Schirmherr des Heiligthums und als Wiederhersteller des Apollodienstes in den Augen Vieler, während es ihm nur darum zu thun war, sich eine feste Stellung unter den hellenischen Staaten, eine Handhabe zu neuen Machinationen zu verschaffen, und die Straße nach Attika und dem Peloponnes sich zu öffnen.

Ph. und die Thessaler forderten Herbst 346 (Ol. 108, 3) Anerkennung der Amphiktyonischen Beschlüsse, besonders den Eintritt von Ph. in den Rath und beschwerten sich über die den flüchtigen Phokiern gewordene Aufnahme. Das erbitterte die Athener, es fehlte nicht viel, so hätten sie sich über eine Formfrage zu einer Kriegserklärung gegen die Amphiktyonen hinreißen lassen, nachdem sie durch blindes Vertrauen eben die Lage herbeigeführt hatten, deren Anerkennung sie nun verweigern wollten. Aber D. machte ihnen bemerklich, daß ein Kampf zu vermeiden sei, bei welchem alle einen gemeinsamen Vorwand, um Athen zu bekriegen, benützen konnten. Die auf seinen Rath ertheilte Antwort wird des Inhalts gewesen sein, man sei in Athen geneigt, das delphische Heiligthum ferner mit den übrigen Amphiktyonen zu schirmen. Der Ausdruck in der Rede über den Frieden 63, 25 *οὐκ οὖν εὖηθες — πρὸς πάντας περὶ τῆς ἐν Δελφοῖς σκιᾶς νυνὶ πολεμῆσαι* ist sehr passend gewählt, um die damals bestehende Situation der Verhältnisse zu charakterisiren, auch hat nicht jener Schatten, sondern die Perfidie der Mitglieder des Synedrion die hellenische Freiheit gestürzt.

Sah man jetzt in Athen klarer ein, wohin Ph.'s Bestrebungen giengen, so war den Staaten im Peloponnes, die zunächst Sparta's Herrschsucht Widerstand leisteten, dies Verständniß noch nicht aufgegangen, und D. bemühte sich umsonst, den Messeniern vorzustellen, wie wenig Ph. ihr Vertrauen verdiene. Macedonischen Eingebungen folgend kamen Messenier und Argiver sogar nach Athen, um der Stadt Vorwürfe darüber zu machen, daß sie es mit den Spartanern halte; dabei wurden sie von Macedonischen Gesandten und der Macedonischen Partei unterstützt. Letztere wollten jetzt wissen, die Thebaner hätten Ph. die Gewaltstreiche gegen die Phokier und Böotier abgedrungen, er werde aber demnächst die Sache umkehren, sich mit den Thebanern überwerfen und alles den Athenern zu Gefallen thun, aber man müsse ihm auch das rechte Vertrauen schenken, und ihn nicht hindern Athen seinen guten Willen durch die That zu beweisen. Was davon zu halten sei und was man in Wahrheit von Ph. zu erwarten habe, deckte D. in der zweiten Philippika auf, in welcher er die Täuschungen, welche Olynthier Thessaler und die Athener selbst von Ph. erfahren hatten' in Erinnerung brachte, und die Gefahr einer Einmischung Ph.'s in die Streitigkeiten der Peloponnesier für dieß wie für Athen schilderte, zuletzt an den neuesten Begebenheiten darthat, was man auf Zusicherungen eines Philokrates und Aeschines (die er nicht nannte, aber deutlich bezeichnete) geben dürfe. Der Bescheid, den D. jenen Gesandten ertheilte, wird eine nachdrückliche Erklärung gegen eine Intervention wie die beabsichtigte war und für die Erhaltung der Freiheit und Selbständigkeit der griech. Staaten gewesen sein. Mit dieser Gesinnung schloß sich jetzt besonders Korinth, welches durch seinen Timoleon Sicilien befreit hatte, nebst den Kolonieen Corcyra und Leukas Athen an, wobei D. ebenfalls thätig war. Auch mit Megara stiftete er damals ein förmliches Bündniß, nachdem einige Anhänger Ph.'s dort einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, die Stadt durch einen Handstreich in seine Gewalt zu bringen (Dem. 94, 12; 130, 4). Nicht so glücklich war Athen in Betreff des Kersobleptes, welchen es nachträglich als seinen Bundesgenossen von Ph. anerkannt wünschte, aber dieser mochte die thracischen Eroberungen und die Oberhoheit über den Fürsten nicht aufgeben, entließ daher den Atheniſchen Gesandten Euklides ohne etwas anderes als schöne Worte ihm zu bieten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. Februar.

Nr. 18. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Demosthenes und seine Zeit.

(Schluß.)

Aehnliche Vorwürfe, wie jüngst bei Gelegenheit der Zwistigkeiten zwischen Messene und Sparta ließ Ph. den Athenern durch Python machen (Ol. 109, 1 = 343), und zwar geschah das mit so viel Geschick, daß selbst D. sich gezwungen sah, dagegen aufzutreten. Pythons Erscheinen gab dann Anlaß zur Gesandtschaft des Hegesippus an Ph., welche auf Anerkennung des rechtmäßigen Besitzes (unter andern von Amphipolis für Athen) beiderseits und der Selbständigkeit der griechischen Staaten, welchen die übrigen, wenn sie angegriffen würden, bereit sein sollen beizustehen, drang; man vgl. das Nähere in H.'s Rede π. Ἁλοννν. Natürlich ließ sich Ph. darauf nicht ein, er gab diesmal sein Mißfallen den Gesandten deutlich zu erkennen.

Wie sehr die Popularität der Macedonischen Partei in Athen zu der Zeit abgenommen hatte, zeigte sich bei der Wahl des Syndicus für den Besitz des Delischen Tempels; um den Prozeß darüber vor den Amphiktyonen gegen die Delier *) zu führen, wurde nicht Aeschines, sondern Hyperides gewählt. Auch daß die Amphiktyonen sich für Athen erklärten, beweist den Einfluß der Patriotischgesinnten, der noch dadurch gehoben wurde, daß D. selbst damals Pylagore war. Aeschines hingegen hatte durch die Vertheidigung des Brandstifters Antiphon und durch Billigung der Rede Python's sich verdächtigt. Hyperides zog zu derselben Zeit den Philokrates vor das Gericht der Nation (durch εἰσαγγελία); er hatte mit Ph.'s Geschenken geprahlt, zu seiner Vertheidigung hätte er nachweisen müssen, daß er nicht zum Nachtheil des Vaterlandes gesprochen und dafür Geschenke empfangen habe. An dem Erfolg verzweifelnd gieng er freiwillig in's Exil. D. unterstützte die Anklage und bedauerte nur, daß Hyperides sich auf den Einen Schuldigen beschränkte, statt die anderen, insbesondere den Aeschines zugleich anzugreifen.

Gegen diesen war er sogleich nach dem Abschluß des Friedens und dessen unseligen Folgen aufgetreten, hatte aber darin gefehlt, daß er den Timarchus, dessen Jugendsünden in schlimmem Andenken standen, als Mitankläger zuließ, was bekanntlich die Folge hatte, daß Aeschines die Gegenklage wider Timarchus erhob und darüber sein eigener Proceß verschoben wurde. Erst nach drei Jahren schien dem D. die Wiederholung der Klage möglich (343, Ol. 109, 2), sie war jetzt für den Stand der politischen Verhältnisse selbst entscheidend: wurde Aeschines verurtheilt, so war damit auch der Friede von 346 verworfen und der Krieg erklärt; seine Freisprechung dagegen, wenn sie von einer bedeutenden Majorität ausgieng, war zugleich die Anerkennung der Abhängigkeit Athens von Macedonien und der Nothwendigkeit, mit Ph. Frieden zu halten. Der Inhalt der Anklage ist nichts anderes als die Darstellung des Verlaufes aller den Frieden betreffenden Ereignisse. Die Entgegnung des Aeschines sucht durchgehends eine von der Erzählung des D. abweichende Anschauung geltend zu machen: er legt die ergriffenen Maaßregeln zur Beschleunigung des Friedensschlusses dem D. und Philokrates, dessen Genosse er nun nicht mehr, wie noch I, 174, nach seiner Verurtheilung sein wollte; er behauptet, nur eine Rede, die am 19. Elaphebolion gehalten zu haben, in welcher er den Frieden im Allgemeinen als wohlthätig und unter den obwaltenden Umständen als nothwendig empfohlen hätte, er läugnet, daß Ph. in Thracien durch die Verzögerung der Reise der

*) Diese waren vermuthlich von Ph. dazu ermuntert; ihre Sache führte der Verräther von Olynth Euthykrates.

Gesandten Vortheile gewonnen habe, auch sei von ihrer Reise nach Thracien in Athen keine Rede gewesen; er gibt sich den Schein, als sei er wie andere von Ph. getäuscht worden; allgemein wäre man damals der Ansicht gewesen, daß Ph. die Thebaner demüthigen werde, Phalaecus habe zu den Athenern kein Vertrauen gehabt, ihm aber sei es gelungen, bei den Amphiktyonen eine mildere Behandlung der Phokier durchzusetzen. Er wußte sich auch von Phokiern und Böotiern Fürbitten zu verschaffen, es lag im Interesse der Macedonischen Partei ihn zu retten, mit allem Eifer verwendete sich für ihn der immer noch einflußreiche Eubulus, ferner Nausikles und Phocion; ihm kam der Umstand zu statten, daß für Begebenheiten, die außerhalb Athen geschehen waren, D. keine Zeugnisse vorlegen konnte, da die übrigen Gesandten für Aeschines Partei ergriffen, endlich seine Geschicklichkeit, den Schein anzunehmen, als wäre er gar nicht im Stand, so großes Unheil anzustiften, als dessen er beschuldigt wurde. Nur dreißig Stimmen entschieden seine Freisprechung, der Sieg konnte ihm also nicht sehr erfreulich sein, da so viele Mitbürger an seine Schuld glaubten und es so großer Anstrengungen bedurft hatte, ihn der Verurtheilung zu entreißen. An der wirklichen, nicht bloß schriftlichen Führung des Prozesses, welche auch Ref. seiner Zeit bestritten hat, vgl. Philostr. Vitt. Soph. p. 235 sq. ed. Heidelb., zweifelt jetzt wohl Niemand mehr, obwohl man sich lange von der bei Plutarch Dem. c. 15 niedergelegten Ansicht nicht trennen konnte.

Vergebens hatten die Athener gehofft, Euböa von Ph. zurück zu erhalten; er wußte die Städte Oreos und Eretria in der Gewalt seiner Parteigänger zu bewahren. Nur Chalcis, für welches Kallias und Taurosthenes das Wort führten, wurde durch D. für Athen gewonnen. Aeschines meinte freilich, Chalcis könne nicht auf Grund gleicher Berechtigung Bundesgenosse von Athen werden, er gedachte durch diesen Einwand das Bündniß zu vereiteln; auf seiner Seite standen die Abgeordneten von Oreos und Eretria, Klitarch und Philistides, welche er als Proxenos jener Städte bewirthete. Es war um so wichtiger, daß Athen auf der Insel irgendwo festen Fuß faßte, als Euböa durch Phocis Fall den Angriffen von Macedonien her weit mehr blosgestellt war (Dem. 367, 10).

Um einen freien Zug nach dem Peloponnes zu gewinnen, verdrängte Ph. den Arybbas, König von Epirus, und setzte dessen Neffen, seinen Schwager Alexander auf den Thron; er fügte die eleischen Colonien in Kassopia: Bucheta, Pandosia, Bitia, Elatria der Herrschaft Alexanders hinzu, schloß einen Vertrag mit den Aetolern, denen er Naupaktus versprach und bedrohte Ambracia, Leucas, Acarnanien. Die Athener schickten aber Mannschaft nach Acarnanien, Gesandte nach dem Peloponnes, nahmen sich, wenn auch vorerst ohne Erfolg, des Arybbas an, und bestimmten dadurch Ph. seine Unternehmungen aufzugeben. Dafür zog er jetzt die Kette, in die er Thessalien geschlagen, noch enger an, indem er statt der früheren Dekadarchieen über die vier Theile Thessaliens Tetrarchieen einsetzte und damit alle Selbständigkeit der einzelnen Staaten aufhob; die Tetrarchen erhielten seine Befehle und Aufgebote. Ehe er dann gegen Thracien aufbrach (Ol. 109. 2 = 342), suchte er der Athener sich zu versichern, und eine bewaffnete Einmischung von ihrer Seite zu verhüten, er erließ das Schreiben an sie, von welchem Hegesipps Rede die vollständige Widerlegung Punkt vor Punkt enthält; auch D. sprach dagegen. Ph. wollte Athen vermögen, sich mit ihm in die Ueberwachung des Meeres zu theilen, er wollte durch seine Gesandten einen Handelsvertrag abschließen, dessen Ratification er sich vorbehielt, die Insel Halonnesus sollte Athen von ihm als Geschenk annehmen, die Händel mit den Kardianern einem Schiedsgericht unterwerfen, dazu war er auch in Betreff der nach Abschluß des Friedens von ihm besetzten angeblich Athen gehörigen Plätze erbötig. Da alle diese Vorschläge abgelehnt wurden, kehrten die macedonischen Gesandten unverrichteter Sache wieder heim; indeß fand es Ph. noch nicht an der Zeit, Athen den Krieg zu erklären. Er wendete sich also nach Thracien und überließ dem sechzehnjährigen frühreifen Alexander die Verwaltung Macedoniens während seiner Abwesenheit, die drei Jahre währte. Zehn Monate davon waren verflossen, als D. die Rede über den Chersones hielt (Ol. 109, 3 = 341 im Frühjahre).

Der zum Schutz der Kleruchen in den Chersones gesandte Feldherr Diopithes fiel in den Küstenstrich an der Propontis ein, eroberte Krobyle und Tiristasis, machte die Einwohner zu Sclaven und verwüstete das ganze Grenzgebiet; bis aber Ph. herankam, hatte er sich bereits wieder in die festen Plätze der Halbinsel zurückgezogen. Nun beschwerte sich Ph. in einem Brief an die Athener heftig über diesen Friedensbruch: das war jene Expedition, zu welcher Diopithes wenigstens keinen Auftrag hatte, allerdings; er konnte sie nur als Revanche für die Uebergriffe und die Verletzung der Verträge, die sich Ph. erlaubt hatte, rechtfertigen, und war durch die schwache Unterstützung, welche er von Athen erhielt, dazu genöthigt, sich irgendwie schadlos zu halten. Was er *that*, konnte übrigens als Ausführung des Planes, den D. schon in der ersten Philippika vorlegte, gelten. Man kann sich denken, daß die Anhänger des Königs gern den Anlaß ergriffen, mit einem Schein von Recht über Diopithes her zu fallen und auf seine Abberufung zu dringen. Aber D. hob die Verkehrtheit solchen Begehrens hervor, er zeigte wie grell jene Strenge gegen den eigenen Heerführer mit der dem

Feinde bewiesenen Milde contrastire und was die Wirkung dieses Verfahrens sein müsse, er rieth dann eine Vermögenssteuer zu erheben, um mit Nachdruck den Krieg gegen Ph. zu führen und allenthalben hin Gesandte abzuschicken, um auf die drohende Lage der Dinge aufmerksam zu machen. Nicht alles, was er vorschlug, scheint sofort auch ausgeführt worden zu sein, aber Diopithes blieb wenigstens in seiner Stelle, erhielt Geldsendungen und anderes zur Fortsetzung des Krieges dienliche.

Bald darauf in der im Juni desselben Jahres gehaltenen dritten Philippika erklärte D., die Berathung dürfe nicht dabei stehen bleiben, den Chersones und Byzanz zu schützen, sondern sie müsse sich auf die große Gefahr, in der alle Hellenen schweben, erstrecken. Athen solle durch bedeutende Rüstungen den übrigen Griechen ein gutes Beispiel geben und dann sie vermögen, denselben sich anzuschließen. Den verderblichen Einfluß der feilen Parteigänger Ph.'s bekämpfte er in eindringlichster Weise. Ueber den Erfolg dieser letzten *) und ausgezeichnetsten Staatsrede des D. erfahren wir anders woher nichts bestimmtes, aber aus dem Bericht, welchen er in der Rede vom Kranz über seine politische Thätigkeit in dieser Epoche gibt, geht hervor, daß man ihm von nun an volles Vertrauen schenkte, und seine Vorschläge selbst ins Werk zu setzen überließ: es gelang ihm bald darauf das Bündniß von Athen mit Byzanz abzuschließen (Sommer 341), wodurch der Pontus für Athen gerettet wurde; nach Rhodus, Chios, dem Peloponnes, selbst an den Perserkönig wurden auf seinen Rath Gesandte geschickt: die Folge dieser Sendungen war, daß Rhodus und Chios Byzanz zu Hilfe kamen, als es Ph. belagerte, und daß Achäer und Korinthier, sowie Akarnanen, Leukadier, Corcyräer sich mit Athen verbanden; D. Verdienst war es auch, daß Euböa von den Tyrannen befreit wurde; als Retter der Insel, die von nun an wieder eine Vormauer Athens bildete, bekränzten ihn seine dankbaren Mitbürger an den Dionysien Ol. 110, 1 = 340 auf Antrag des Ariſtonikus.

Während sich Athen so aufraffte und an Ansehen bei den Hellenen stieg, hatte Ph. das Reich der Odrysen zerstört, mehrere griech. Colonieen an der Westküste des Pontus in seine Gewalt gebracht, und war bis zu den Geten über den Hämus vorgedrungen: nun galt es, um den Feldzug nach Asien unternehmen zu können, sich der Südküste Thraciens zu bemächtigen, Perinth und Byzanz zu erobern. Zuerst griff er Perinth an, anfangs nur zu Land. Die Bewohner vertheidigten sich heldenmüthig und wurden auch von außen her durch das Heer der Byzantier und das des Satrapen Arsites unterstützt; später kam seine Flotte dazu, sie passirte ungehindert durch den Hellespont in die Propontis, indem zu gleicher Zeit seine Truppen über den Chersones marschirten, was an sich schon ein Friedensbruch war. Die Athener waren damals (in den Sommermonaten) noch gehindert, ein Geschwader nach Norden zu senden. Doch vermochte Ph. selbst mit der vereinten See- und Landarmee Perinth nicht zu erobern, er gab endlich die Belagerung auf und zog gegen Byzanz, welches er zu überraschen hoffte, da die Mannschaft von da und vieler Kriegsvorrath sich noch in Perinth befand. Durch diese Expedition war der Friede factisch aufgehoben, Athen eilte sofort den bedrängten Bundesgenossen zu Hilfe. Bei der Kriegserklärung zeigte sich wieder Hegesipp sehr thätig, vgl. Plut. apophth. 187, e. Um einen recht kräftigen Beistand leisten zu können, hatte D. seine Mitbürger dahin gebracht, seine längst vorgetragenen Vorschläge über die trierarchischen Liturgieen anzunehmen. Das von ihm eingebrachte Gesetz gieng trotz aller Schwierigkeiten durch und trug, wie es scheint, auch zur glücklichen Beendigung des Byzantinischen Krieges bei. *) Chares, den Plutarch Phoc. 14 ungünstig beurtheilt, um alles Verdienst seinem Helden zuzuwenden, trieb vereint mit den Byzantiern Ph.'s Admiral Demetrius in den innern Bosporus, lieferte ihm eine Schlacht und nöthigte ihn, sich in den Pontus zurückzuziehen. Gegen Ph. leitete in Byzanz Leon die Vertheidigung mit so viel Geschick, daß selbst die trefflichen Belagerungsmaschinen des Polyidus nichts ausrichteten. Die Sendung der zweiten Atheniſchen Flotte von Phocion und Kephisophon ist nicht als Zeichen von Unzufriedenheit mit Chares zu betrachten, sie konnten von vorneherein eine spätere Verstärkung der Streitkräfte beabsichtigt haben. Chares kam zuerst, weil er schon in der Nähe war und zur Bewachung des Chersones und der Inseln bereits einen Theil der Flotte und ein Söldnerheer commandirte. So sah sich denn Ph. genöthigt, auch von einer längeren Belagerung von Byzanz abzustehen. Durch eine Täuschung, dergleichen er auch später anwandte, gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Athener von seiner Flotte abzuziehen, die ungehindert aus dem Pontus zurückkehren konnte; er

*) Irrig ist die Annahme, daß sie vor die über den Chersones falle, in welcher erst der Beweis geliefert werden mußte, daß Diopithes zu unterstützen sei, was hier keinem Zweifel unterliegt.

*) Daß selbst hier D. der Bestechung zugänglich gewesen u. an seinem eigenen Gesetz nach dem Belieben derer, die ihn dafür bezahlten, mancherlei Aenderungen vorgenommen, behauptet Dinarch 1, 42, vgl. Aesch. III, 222.

ließ nämlich Depeschen an Antipater in die Hände der Feinde gerathen, in welchen dieser aufgefordert wurde, einer Empörung der Thracier zu begegnen: Chares suchte nun die macedonische Flotte im Pontus auf, diese aber entschlüpfte ihm und entkam glücklich durch den Bosporus.

In den Tagen der Gefahr gelang D. auch, was er so lange vergebens erstrebt hatte: die Bestimmung, daß die θεωρικὰ nicht zu στρατιωτικὰ verwendet werden dürften, umzustoßen. Die Athenischen Feldherrn waren indeß auch mit reicheren Mitteln nicht im Stand, eine wirksame Offensive gegen Ph. zu entwickeln; sie blokirten nur seine Häfen und hinderten den Verkehr, daß selbst dies nicht lange fortgesetzt werden konnte, war das Werk des Aeschines, welchen man in einer unbewachten Stunde zum Pylagoren im Rath der Amphiktyonen gewählt hatte. An die frevelhafte Benützung des dem Apollo heiligen Bodens von Kirrha will er durch die frechen Reden eines Amphissaers gereizt erinnert haben (III, 117 sqq.), aber wie kam es, daß er damals alle Urkunden, aus welchen er die Schuld der Amphissaer nachwies, zur Hand hatte, wenn er seinen Vortrag bei diesem unvorhergesehenen Anlaß improvisirte? Das ganze sehr unüberlegte Einschreiten gegen Amphissa leitete der dem macedonischen Interesse blindlings ergebene Pharsalier Kottyphus. Man mußte die an nichts Arges denkenden Amphiktyonen dahin zu bringen, daß sie in dem jetzt entbrennenden sogenannten heiligen Krieg nur eine fromme That sahen. Zur Aburtheilung wider Amphissa war von Kottyphus, Aeschines und Consorten eine außerordentliche Versammlung ausgeschrieben worden, der Rath zu Athen erklärte aber sich nur an den ordentlichen Sitzungen betheiligen zu wollen und mißbilligte so, (auf Betreiben des D.) das Verfahren seines Gesandten. Auch Theben schloß sich nicht an, demungeachtet setzte Kottyphus die Kriegserklärung durch zu der Zeit, als Ph. noch auf seinem Zug gegen die Scythen (Sommer 339) begriffen war. Die Ausführung mißlang, wenn nicht etwa Aeschines als Factum darstellte, was von jenen nur versuchsweise unternommen wurde. Die Amphiktyonen beschlossen nun einen zweiten Zug gegen Amphissa, und ernannten, um Mühe, Unkosten und Gefahren für sich zu vermeiden, im Herbst 339 = Ol. 110, 2 Ph. zum Oberfeldherrn. Dieser ließ seinen Gegnern keine Zeit zu langen Rüstungen: noch im Winter 339/8 brach er auf; er wußte den Proxenus und Chares, welche mit zehntausend Söldnern die Päße nach Griechenland besetzt hielten, durch einen verstellten Rückzug und abermals durch falsche Depeschen, die er in ihre Hände spielte, zu täuschen, so daß sie unbesonnen genug von jener Stelle sich zurückzogen; holte sie dann ein und schlug sie bei Amphissa, dann drang er bis Naupaktus vor, machte da die Wache

der Achäer nieder und übergab die Stadt seiner Zusage gemäß den Aetolern. Mit der bald darauf erfolgten Besetzung von Elatea zeigte er den erstaunten Griechen, was sie von ihm zu erwarten hätten. Nun ergriff D. die Leitung der Angelegenheiten; er schuf für Gesandte und Strategen eine unbeschränkte Amtsgewalt, ihrem Ermessen ollten die im Bunde mit Theben zu ergreifenden Maßregeln überlassen bleiben. Vergebens bemühten sich die Macedonischen Abgeordneten und andere Parteigänger Ph.'s Theben von dem Bündniß mit Athen abzuziehen, welches sie endlich, durch D. gewonnen, eingegangen waren, seine Beredsamkeit wies alle solchen Versuche siegreich zurück. Im Kampf mit Ph. hatte das Thebanische Heer eine vortreffliche Stellung eingenommen, ließ sich aber durch einen Scheinangriff auf Orte in der Mitte von Böotien verleiten, dieselbe aufzugeben und den feindlichen Truppen nach zu eilen: so gelang es Ph. die Ebene von Chäronäa, ein Schlachtfeld, wie er es brauchte, zu erreichen. Hier ließ er die Griechen heranstürmen, und verhielt sich lange defensiv, bis sie ermüdet waren, dann warf erst Alexander die Thebaner, später Ph. die Athener zurück. Tausend Bürger von Athen fielen, zweitausend wurden gefangen, nicht geringer war der Verlust der Thebaner und der anderen Hellenen. „Ph. stand als Sieger über die Hellenen da: es war kein Heer vorhanden, das ihm eine zweite Feldschlacht hätte anbieten können."

Mit größtem Interesse sehen wir dem auf Ostern d. J. angekündigten dritten Band entgegen, welcher in literar-historischer Beziehung die wichtigsten Untersuchungen enthalten wird.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. Februar.

Nr. 19. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Grammatici latini ex recensione ***Henrici Keilii.*** **Vol. II.** ***Prisciani*** **institutionum grammaticarum libri I—XII ex recensione** ***Martini Hertzii.*** **Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri a. MDCCCLV.**

Einem längst und vielfach gefühlten Bedürfniß wird mit dieser neuen Bearbeitung der Grammatici latini abgeholfen. Denn nicht so fast die grammatische Theorie, als insbesondere die ehrwürdigen Reste altrömischer Poesie und Prosa, die sich zum großen Theile nur in den Grammatikern erhalten haben, machten es schon längst wünschenswerth zu wissen, welches denn ihre wahre und unverfälschte Gestalt nach der Ueberlieferung der ältesten Quellen sei. In dieser Beziehung waren wir allerdings schon vordem bei Priscian durch die Bearbeitung von Krehl vom J. 1819 besser berathen, als bei manchem andern Grammatiker, bei dem wir einzig auf die Gesammtausgabe der Gramm. lat. von Helias Putsch angewiesen sind. Aber besagte Ausgabe war mit so unzureichenden Hilfsmitteln und mit so wenig sichtendem Takte und planmäßiger Ordnung unternommen, daß erst die vorliegende Bearbeitung von Herrn Prof. Hertz den gesteigerten Anforderungen, die wir nunmehr an eine kritische Ausgabe stellen, vollständig entspricht.

Die Grundlage des Textes bilden hiebei die drei ältesten Hdsch., die dem Herausg., der bereits seit einer Reihe von Jahren seine Studien dem Priscian zugewandt hatte, aufzuspüren gelang, nämlich eine Pariser (R) und eine Bamberger (B), beide aus dem 9. Jahrhundert und eine zweite Pariser (P) aus dem 8. Jahrhundert. Außerdem ist die vollständige Vergleichung dreier von skotischen Mönchen geschriebener Hdsch. (G. K. L.) gegeben, die manche Zusätze und manche beachtenswerthe Lesart aus einer gemeinschaftlichen Quelle bieten; überdieß sind die Varianten dreier jüngerer Hdsch. dem Texte unterlegt, um die allmählich um sich greifende Verderbniß und Interpolation des Textes erkennen zu lassen. Von vielen anderen Hdsch. des Priscian hatte sich der Herausg. Kenntniß verschafft, es aber mit vollem Rechte für unnütz und störend gehalten, auch aus ihnen die Varianten anzugeben. Wo die Hdsch. nicht ausreichten, sind die ältesten Ausgaben zu Rathe gezogen; auch aus der Ausgabe von Krehl sind die brauchbaren Notizen herübergenommen; andere Bemerkungen und gelegentliche Emendationen sind auf das sorgfältigste notirt; der eigentlichen Conjekturalkritik jedoch ist nur ein sehr geringer Spielraum eingeräumt.

Außer dem, was auf solche Weise für die Kritik bei Priscian geleistet ist, wurde den Citaten desselben aus anderen Schriftstellern noch besondere Sorgfalt zugewandt; bei solchen, die uns noch im Zusammenhang erhalten sind, werden nicht bloß die Lesarten der Hdsch. des Priscian, sondern auch der besten, mitunter noch nicht vollständig bekannten Hdsch. der

betreffenden Schriftſteller mitgetheilt, wodurch wir zu gleicher Zeit über den Grad der Genauigkeit des Priscian im Citiren, wie über die Treue der Textesüberlieferung jener Autoren unterrichtet werden. Bei den Fragmenten war nebſt der hdſch. Ueberlieferung die rhythmiſche Einkleidung maßgebend für die Textesgeſtaltung. Bei den einzlnen Citaten iſt die einſchlägige Literatur auf das reichhaltigſte und ſorgfältigſte angeführt, und vieles zur Löſung ſtreitiger Fragen beigetragen, ſo daß dieſes Werk eine Fundgrube feiner Bemerkungen und ſubtiler Unterſuchungen für den Literarhiſtoriker werden wird.

Was die äußere Redaktion des Werkes betrifft, ſo iſt durch die mit wenigen Ausnahmen geſchickt getroffenen Abſätze und die conſequente Durchführung einer vernünftigen Interpunktion Ueberſichtlichkeit und durch die mit unendlicher Genauigkeit angewandten typographiſchen Mittel zur Heraushebung und Abſonderung einzelner Worte wie ganzer Sätze und Verſe Klarheit und Ordnung in das Ganze gebracht. Endlich finden ſich in der gelehrten Einleitung außer der Beſchreibung der Hdſch. und der Rechenſchafts-Ablage über die befolgte Methode eine Zuſammenſtellung der Notizen über die Lebenszeit unſers Grammatikers, eine Beſprechung der in den meiſten Hdſch. ſich findenden subscriptio des Theodorus Dionysius und ein ſehr ſorgfaltiger Nachweis der Studien des Priscian im Mittelalter bis herauf in unſere Zeiten.

Dies ſind die weſentlichen Leiſtungen der neuen Ausgabe; alſo eine Prüfung der einzelnen Sätze unſers Grammatikers, wie Lobeck in einziger Weiſe den Phrynichus bearbeitete, hat ſich unſer Herausgeber nicht zum Ziele geſetzt. Und doch hätte ſich gar leicht in den Noten bald eine Berichtigung der Angaben des Priscian durch den Nachweis der richtigen Interpretation der beigebrachten Belege, bald eine Erweiterung und ſichere Begründung der angeführten Formen und Regeln geben laſſen. Freilich konnten die Mängel der Theorie im großen Ganzen, wie die Nichtbeachtung des Stammes der Wörter, die Unkenntniß über die Geſetze der Schwere der einzelnen Vokale und die verworrene Kenntniß der griechiſchen Dialekte nicht in den Noten nachgewieſen werden; aber es ließ ſich doch wenigſtens bei den einzelnen ungewöhnlichen Formen angeben, in wie fern ſie ſich bei den erhaltenen Schriftſtellern im einzelnen noch finden und ob die Belege des Priscian erſchöpfend ſind, oder ob ſelbſt wir, ſei es aus demſelben Auctor, ſei es aus anderen, noch weitere Belege liefern können. Dann hätte das Buch auch für den Grammatiker und Kritiker doppelt an Bedeutung gewonnen, und wäre mit am einfachſten zur Beantwortung der Frage beigetragen worden, in wie fern wir bei den einzelnen Schriftſtellern und im Ganzen bezüglich ungewöhnlicher Formen über die Lehre der Grammatiker hinausgehen dürfen. Was in dieſer Beziehung hie und da, meiſtens durch Hinweiſung auf die Unterſuchungen von Schneider, Struve, Lachmann geſchehen iſt, erſchöpft die Sache durchaus nicht, und finden wir bei jenen ſelber oft mehr Behauptungen als Nachweiſe. Gleichwohl müſſen wir mit dem größten Danke das hinnehmen, was mit Aufopferung ſo vieler Mühe wirklich geleiſtet iſt. Aber auch mit dem jetzigen Plan der Ausgabe ließen ſich zwei weitere Dinge wohl vereinigen. Erſtens war in den Noten anzugeben, wo man da, wo ſich Priscian auf früher Geſagtes bezieht, die betreffenden Stellen zu finden hat, und wo überhaupt Priscian denſelben Gegenſtand nochmals behandelt. Dieſes war doppelt nothwendig bei einem Buche, das doch weſentlich zum Nachſchlagen dient, zugleich wäre man auf die ſich oft widerſprechenden Angaben unſers Grammatikers aufmerkſam gemacht worden. Zweitens hätten bei ganz ſeltenen, oft nur dem Priscian eigenthümlichen Formen und Conſtruktionen die gleichen und verwandten Fälle zuſammengeſtellt werden ſollen; denn alsdann würde die Form, die jetzt bloß durch einfache Auctorität der beſten Hdſch. geſchützt erſcheint, durch die ſichere Norm der Analogie als eine unbezweifelte erwieſen worden ſein.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen will ich nun näher auf die Bearbeitung im einzelnen eingehen. Vorerſt kann ich über den Werth zweier Hdſch., nämlich der Halberſtädter (H) und der einen Pariſer (P) nicht gleicher Meinung mit dem Herausgeber ſein. Erſtere, die in der Ausgabe von Krehl dem Texte zu Grunde gelegt iſt, zählt Hr. Hertz den ſtark

interpolirten Hdsch. bei und nimmt daher nur selten Rücksicht auf sie, hauptsächlich wohl durch das jüngere Alter derselben verleitet. Finden sich nun auch manche sichere Interpolationen in dieser Hdsch., so lassen sich doch diesen eine nicht geringere Anzahl aus dem cod. R., nach dem zumeist der Text constituirt ist, entgegenstellen (cf. p. 7, 17; 12, 8; 14, 13; 29, 2; 50, 19; 62, 17; 123, 4; 126, 5; 127, 10; 210, 21; 319, 2; 321, 25; 304, 8). Auf der anderen Seite weist die Halberstädter Hdsch. nicht selten sichere Spuren minderen Verderbnisses auf; so ist, um nur einiges zu berühren, p. 21, 7 auf die Auctorität derselben hin 'ut' aus dem Texte zu entfernen, da dort nicht aus einer großen Anzahl von Beispielen einzelne herausgehoben, sondern alle drei vorkommenden Fälle verzeichnet sind; ingleichen ist mit cod. H. p. 51, 26 'ut ămo' zweifelsohne als ungeschickte Glosse zu streichen, da dieses Wort sich eben so gut als Beispiel für die zweite, als für die erste Klasse kurzer Vokale eignet; ebenso ist auf die Auctorität derselben Hdsch. hin p. 19, 1 zu schreiben: quod vocalibus accidens esse videtur, nec si tollatur[ea], perit etiam vis significationis, in dem der Gedanke ist; 'h' wird vor die Vokale gesetzt, da es einen bloß beiläufigen (accidens, *συμβεβηκός*), nicht wesentlichen Bestandtheil der Worte ausmacht; nicht minder spricht der Zusammenhang dafür p. 402, 9 mit cod. H. zu lesen: sciendum tamen, quod et 'facio [et] facior', ut ostendimus, vetustissimi protulerunt, denn für den Gebrauch von 'facio' brauchte man nicht zu Inachus seine Zuflucht zu nehmen; mit derselben Hdsch. ist auch p. 46, 8 'sunt' und p. 557, 1 die Ueberschrift de temporibus (cf. 555, 21 und 564, 19) zu streichen. Besonders belehrend ist für das Verhältniß der beiden Hdsch. H und R l. III. §. 7 wo eine längere Glosse in cod. H mit den Worten plerumque dixit, im cod. R mit den stärker interpolirten plerumque dixi eingeleitet wird. Indeß will ich hiermit nicht gesagt haben, als hätte die Halberstädter Hdsch. dem Texte zu Grunde gelegt werden sollen, sondern nur andeuten, daß keine der vorliegenden Hdsch. als maßgebend für die Textesgestaltung gelten durfte; es mußte vielmehr, da die Verderbniß des Textes über alle Hdsch. hinaus geht,

weit umfassender, als es geschehen ist, auf den Zusammenhang, auf Analogie und Sprachgebrauch des Priscian eingegangen, und von da aus an sehr vielen Stellen mit den Varianten der Hdsch. eklektisch verfahren werden; so mußte nach den tiefer gestellten Hdsch. p. 46, 6 geschrieben werden in b invenitur syllaba desineus, si sequens quoque ab eadem incipiat nach dem constanten Sprachgebrauche Priscians; p. 118, 13 ‚es' correpta, 14 ‚es' producta, 17 ‚us' pura, damit nicht unnöthiger Weise gegen die Construction gefehlt werde; p. 149, 7 in ‚en' productam (cf. 148, 19); p. 262, 11 quia vocabulo rei est simile (cf. 256, 6); 265, 5 quod et per obliquos casus producitur; p. 313, 24 in ‚in' correptam; 344, 1 in 'vis' vel ‚gnis' vel'ctis' vel 'mnis' vel ‚guis' (cf. §. 68 ff.); 410, 10 *ἀντὶ τοῦ 'τοῦ ἀναγνῶναι*, wie auf gleiche Weise v. 13 *ἀντὶ τοῦ 'τοῦ ἔχειν* (cf. 409, 20: 411, 12 sqq.); 499, 17 'sapio' tam 'sapivi' vel 'sapii' quam ‚sapui' (cf. l. X. §. 49); 446, 9 nos quoque in 'go' vel [in] ‚co' desinentibus, indem desinentibus von der Präpos. in regiert wird, und letzteres selbst hier, wie nicht selten mit dem Acc. construirt ist (cf. 32, 7; 78, 24; 111, 12); so war ferner p. 425, 9 aus der Lesart der geringeren Hdsch. quare, quintus zu emendiren und mit veränderter Interpunktion zu schreiben: quintus infinitus est, qui et personis et numeris deficit, unde et nomen accepit infiniti, quod nec personas nec numeros definit, et eget uno ex quatuor supra dictis modis; auch p. 512, 19 hätte die von Priscian l. IX. §. 54 verworfene Form obsoluerunt der von jüngeren Hdsch. gebotenen obsoleverunt Platz machen sollen, und konnte dagegen nicht etwa eingewandt werden, daß gleichfalls Priscian den gen. und dat. pl. von species gebraucht habe (p. 424, 19; 468, 18), da diese Formen l. VII, §. 95 nur als ungewöhnliche, nicht als unrichtige bezeichnet sind; endlich durfte p. 569, 10 quaestus nicht länger mitten unter den Partic. stehen bleiben, sondern mußte nach den tiefer gestellten Hdsch. im Einklang mit l. XI. c. 37 questus geschrieben werden.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Aesthetica.

R. Naumann, Die Malereien in den Handschriften d. Stadtbibliothek zu Leipzig. Lpz. 1856.

Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates. Herausg. v. Dr. G. Heider, Eitelberger u. J. Hieser. Lief. 1. Stuttg. 1856.

R. Wiegmann, die k. Kunstakademie zu Düsseldorf, ihre Geschichte, Einrichtung u. Wirksamkeit u. die Düsseldorfer Künstler. Düsseld. 1856.

C. G. P. Grädener, Bach und die Hamburger Bachgesellschaft. Ein Beitrag zur Kunstkritik. Hamburg 1856.

Theologia.

F. W. Jung, Beitrag zu den Ideen über Kirche und Kirchengebräuche. Berl. 1855.

The works of the right reverend Will. Fleetwood, sometime bishop of Ely. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1854.

G. Vaughan Sampson, A literal translation of St. Paul's epistle to the Hebrews, from the original greek, with copious not. Lond. 1828.

Heliand, Sächs. Evangelienharmonie a. d. 9. Jahrh. Uebergetragen v. G. Rapp. Stuttg. 1856.

H. Michow, die Urgeschichte des Menschengeschlechtes in Betrachtungen über 1. Mos. 1—9. Lpz. 1856.

A. L. Siegel, Moses mit besonderer Beziehung auf seinen Aufenthalt in Egypten. Berl. 1856.

T. Bini, Rivista delle collezioni dei SS. Padri. Firenze 1856.

Dr. A. Tholuck, Die Bergpredigt. 4te Aufl. Gotha 1856.

G. M. Redslob, Die biblischen Angaben über Stiftung u. Grund d. Paschafeier vom allegor.-kabbalist. Standpunkte aus betrachtet. Hamburg 1856.

L. v. Essen, Der Prediger Salomo's. Ein Beitrag zur Erklärung d. alten Testamentes. Schaffhausen 1856.

J. Jahn, Biblical antiquities. Translated from the Latin with additions and corrections by Th. C. Upham. Lond. 1827.

F. v. Tippelskirch, Versuch zur Beantwortung einiger Fragen über das Verhältniß der Unbeschränktheit Gottes zur Selbstbestimmung seiner Geschöpfe. Vortrag. Berlin 1856.

J. Bucher, Des Apostels Johannes Lehre vom Logos, ihrem Wesen und Ursprunge nach historisch-kritisch erörtert. Schaffhausen 1856.

P. Lütkemüller, Die Lehre, daß der Mensch vor Gott gerecht werde allein durch den Glauben an Christus, ohne Werke. Sendschreiben an Hrn. Dr. Cappadoce von Pereira im Haag. Leipz. 1856.

Lehrsätze der h. Congregation des Index zu Rom, über das Verhältniß der menschlichen Vernunft zur Offenbarung. Trier 1856.

Dr. J. Ritter, Die beiden Dioskuren der protestantischen Kirche, Dr. Bunsen und Dr. Stahl. Breslau 1856.

Dr. W. F. Besser, Bunsen und Dorner. Schwerin 1856.

Bekenntnisse zweier Convertiten über die neuesten religiösen und politischen Fragen. Tübingen 1856.

Ein Wort über den Streit der Confessionen. Lübeck 1855.

W. Löhe, Von der weiblichen Einfalt. 3te A. Stuttg. 1856.

Dr. G. E. Burckhardt, Evangelisches Gleichnißbrevier. Halle 1856.

Dr. J. G. Hauschmann, Doktor Martin Luther als klassischer Lehrmeister auf dem Felde der Katechese. Bd. 1. Heft 1. Weimar 1856.

H. Biedebantt, Bibelstudien. Vorträge, gehalten zu Potsdam. Potsdam 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. Februar.

Nr. 20. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Grammatici latini ex recensione *Henrici Keilii*.

(Fortsetzung.)

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit dem cod. P, der leider nur das 3. Buch und einige Bruchstücke des 2. enthält. Derselbe stammt ähnlich wie der cod. Σ in den demosthenischen Reden aus einer kürzeren Recension, in der die Beispiele beschnitten, und eine Anzahl von Belegstellen aus anderen Auctoren weggelassen sind. Daß aber auch er von Interpolationen nicht frei ist, zeigt besonders klar p. 104, 1, wo statt idem in aulularia die aus dem vorausgehenden tus tusculum interpolirte Lesart ut Cicero in aulularia bloß in cod. P sich findet. Ebenso geht aus der kürzeren Fassung von l. III. §. 8, die offenbar nur ein Auszug ist, so wie aus dem Umstande, daß zuweilen in ihm mit den Citaten auch die dazwischen liegenden Regeln ausgefallen oder corrumpirt sind (cf. 84, 5; 103, 12; 108, 19) deutlich hervor, daß nicht etwa der Text, wie er in jener Hdsch. vorliegt, die ursprüngliche Gestalt repräsentirt, und alle Zusätze in den übrigen später von fremder Hand beigefügt sind, sondern daß der, von welchem die im cod. P vorliegende Recension ausgieng, absichtlich vieles ausgelassen und verkürzt hat. Noch mehr wird diese Schlußfolge durch eine Münchener Hdsch. des Priscian Nr. 6398 bestätigt, worin der Text auf ähnliche, aber noch umfassendere Weise durchgehends verkürzt und zusammengezogen ist. Uebrigens zeigt eine Vergleichung derselben an den Stellen, wo uns cod. P erhalten ist, daß nicht beide aus einer Quelle stammen, sondern in jedem eine eigene Recension vorliegt. Demgemäß ergab sich für den Herausg. die sichere Norm, nichts von dem, was in cod. P ausgelassen ist, zu beanstanden, wenn nicht sichere Zeichen der Interpolation vorlagen. Anders aber verfuhr Hr. Prof. Hertz, der im Laufe des 3. Buches eine Reihe von Worten einklammerte oder wegließ, ohne daß aus Sprachgebrauch und Zusammenhang eine begründete Verdächtigung gefolgert werden konnte. Auf der anderen Seite mußte p. 84, 10 in dem aus Plautus citirten Verse est mit cod. P gerade so wie in dem Verse des Pompilius p. 90, 4 gestrichen und geschrieben werden: ergon ipsu's ipsissimus.

Mit der Natur dieser Hdsch. hieng aber eine andere wichtigere Frage zusammen, nämlich ob die vielen Erweiterungen und Zusätze, die namentlich in den Büchern V, VII, IX außerordentlich oft die Ebenmäßigkeit der Darstellung stören, und die große Zahl zum Theil sehr unebenmäßig angeschobener Beispiele und manigfacher, besonders aus Cicero entlehnter (p. 73, 9; 109, 3; 247, 17; 345, 3 et mox in navi tuta; 348, 17—21 in 'as' quoque — Aletrinati [cf. §. 61]; 350, 16 f. idem — armatos; 357, 6—8 in eodem — profert; 490, 7 f. Cicero — videantur) Citate von Priscian selber herrühren, oder von späteren Ueberarbeitern zugefügt sind; ferner wie man es sich zu erklären hat, daß

so oft Priscian über gerade nicht unwichtige Dinge sich direkt widerspricht, und Beispiele anführt, die etwas anderes, ja einigemal das Gegentheil von dem, was bestätigt werden soll, beweisen (cf. VII. c. 35, sq. ferner I, 54 u. II, 46; X, 18 u. XI, 19; über ascivi X, 18 u. X, 49; über ambulo VIII, 10 u. VIII, 12), und endlich, wie es kommt, daß mit dem 6. Buche wie mit einem unabhängigen Werke begonnen und im weiteren Verlauf auf die früheren keine Rücksicht genommen wird, wiewohl sehr oft dieselben Bemerkungen wiederkehren, und Gelegenheit genug zum Citiren der früheren Bücher vorlag. Zur Lösung dieser Fragen ist allerdings sehr viel durch die gewissenhafte Vergleichung der ältesten Hdsch. geleistet worden, indem der Verdacht der Interpolation an vielen Stellen durch die verschiedene Stellung und Ausdrucksweise in den verschiedenen Familien der Hdsch. sich als begründet erweist, und wir namentlich ersehen, daß wirklich in der skotischen Recension nicht bloß neue Beispiele, sondern auch neue Citate und beiläufige Bemerkungen dem Texte beigefügt sind. Aber es hätte doch in der Vorrede auf diese Punkte näher eingegangen und mancher unbeachteter Umstand in Betracht gezogen werden können. Auch im Texte konnten die Klammern in dieser Beziehung weit mehr in Anwendung gebracht, bei vielen zugefügten Bemerkungen die richtige Stellung angegeben und noch manche sichere Glosse aus dem Texte entfernt werden. So heißt es p. 7, 27: et sunt indeclinabilia tam apud Graecos elementorum nomina quam apud Latinos — sive quod nec aliter apud Latinos poterant esse, cum a suis vocibus vocales nominentur, semivocales vero in se desinant, mutae a se incipientes vocali terminentur, quas si flectas, significatio quoque nominum una evanescit. Der angeführte Beweis kann begreiflich nur von den Vokalen und Halbvokalen gelten; die Worte mutae — terminentur scheinen daher zur Vervollständigung der Benennungsweise der Buchstaben später beigefügt zu sein; ebenso sind p. 189, 11 die Worte et ablativus eius ungeschickt aus dem folgenden Verse des Plautus latere fit minor interpolirt, da der Abl. latere niemanden anstößig sein konnte, und Priscian nur sagen will, daß neben der Masculinarform laterem auch noch die weitere lateres im Gebrauche gewesen sei; so sind ferner p. 314, 15 die an unrichtiger Stelle eingeschobenen Worte ex supra dictis nominibus eine Glosse zu ex eis, wie dieses auch der Corrector des cod. H, der die Worte ex eis tilgte, gefühlt zu haben scheint; ebenso gebietet p. 417, 7 der Zusammenhang das Wort plusquamperfectum und vielleicht auch das vorausgehende futurum zu streichen, und empfiehlt sich die Schreibung habet igitur affinitatem, sicut ostendimus (§. 55), cum praesenti (futurum), quod praesens medium est inter praeteritum imperfectum et futurum, cum praeterito vero [plusquamperfectum], quia incertum significat temporis spatium. Von einem ähnlichen Naseweisen ist p. 7, 16 optumus zugefügt, während dieses Wort in der dort gegebenen Regel nicht einbegriffen ist, und unser Grammatiker daselbst mit genauer Concinnität zu jedem Falle nur ein Beispiel angibt; von dem gleichen Interpolator dürften p. 20, 19 die Worte et 'publicus' pro 'puplicus' mitten in die Zusammenstellung griech. und lat. Formen eingeschoben sein; verdächtig finde ich auch die aus dem Caesellius Vindex p. 210, 6 angeführten Worte; denn daß zuweilen Priscian andere Grammatiker mit ihren eigenen Worten angeführt hat, ist ausgemacht, ob er aber auch die Worte eines solchen, die dasselbe Beispiel enthalten, das er kurz zuvor als das seinige angemerkt, in sein Werk herüber genommen habe, muß doch sehr bezweifelt werden; ebenso halte ich p. 499, 18 die Worte Charisio 'sapui' vel 'sapivi' für eingeschoben, da daselbst zuerst die Grammatiker angeführt werden, die bloß eine Perfektform von sapio als regelrecht aufstellten und erst weiter unten p. 500, 6 von Caper bemerkt wird, daß er den Gebrauch beider Formen nachgewiesen habe. An anderen Stellen haben zugefügte Beispiele obendrein auch die vorausgehende Regel corrumpiert; so lesen wir p. 77, 9 In a desinentia antecedente aliqua consonante seu vocali, producta eadem a et accepta 'nus' faciunt derivativum supra dictae formae. Hier stehen einmal die Worte in a desinentia antecedente vocali im reinsten Widerspruch mit p. 81, 5, 15 ff.; welcher Vernünftige ferner wird sagen: „die in a endigenden, wenn ein Consonant oder Vocal vorausgeht", und nicht kurzweg: „die in a endigenden"? Es sind also die Worte seu vocali einfach zu ent-

fernen, als veranlaßt durch die von kundiger Hand an den Rand als eigenthümlich bemerkte Wortbildung Adria Adrianus (v. 12). Eine ähnliche doppelte Interpolation, aus einem späteren Citate des Cicero entstanden, hat der Herausgeber p. 109, 3 richtig nachgewiesen, und ist demselben noch ein drittes Beispiel p. 497, 9 beizufügen, wo das später an unrichtiger Stelle eingeschobene Citat aus P. Varro den weiteren Zusatz 'et pellicuit' veranlaßt hat. Als ein späterer, wenn auch von Priscian selber herrührender Zusatz dürften ferner p. 140, 22 die Worte in duas consonantes — municeps dadurch kenntlich sein, daß sie nicht an ihrer rechten Stellung p. 140, 6 an dem Schluße des von den auf ‚s' ausgehenden Wörtern handelnden Abschnittes stehen. Nicht minder verdächtig erscheinen die Worte ut Paulus proprium (58, 4), das bei den Römern wenigstens cognomen nicht nomen war, wie umgekehrt Cornelii (62, 19), das als nomen nicht als cognomen angeführt werden mußte; ebenso scheint quam cetera (p. 92, 16), aus dem vorausgehenden widersinnig wiederholt zu sein; p. 136, 27 invideo invidus, das der Regel, zu der es als Beispiel angeführt wird, geradezu widerspricht, war wahrscheinlich als zweite unregelmäßige Bildung neben pandus an den Rand bemerkt; endlich ist p. 558, 19 potaturus et und poturus, namentlich das letzte mit den folgenden Belegstellen nicht in Einklang zu bringen.

Aber nicht bloß Glossen und Zusätze haben sich in den Text eingeschlichen, sondern auch sonstige Verderbnisse gehen durch alle Hdsch. hindurch, die durch eine schärfere Conjekturalkritik hätten aufgespürt und entfernt werden sollen. So, um nur einige verderbte Stellen anzuzeigen, heißt es p. 55, 8 proprium est verbi actionem sive passionem sive utrumque cum modis et formis et temporibus sine casu significare; formis ist hier ganz ungeeignet, man verbessere es nach p. 57, 8 und 369, 16 in personis; p. 70, 1 sind die Worte si o habuerint unzureichend für die nachfolgenden Beispiele, es ist wohl zu schreiben si non habuerint sc. i paenultimam; p. 261, 19 ist im Anschluß an das aristotel. *λόγοι ἔννλοι* zu emendiren: cum Aristoteles species incorporales intra (st. erga) corpora vult esse, und ist die im cod. R. beigefügte Glosse (praef. p. X) also aufzulösen: ideas et formas; quae in prudentia (*νόησις*) sive mente divina constiterunt, quarum instar corpora formarentur. Mit Beachtung der im vorausgehenden befolgten alphab. Ordnung sind p. 325, 19 die corrupten Worte so zu verbessern: 'Arruns, Arruntis', 'Tiryns, Tirynthis'; das einzige vas, vasis (v. 18), das sich der alphab. Ordnung nicht fügen will, halte ich für eine aus p 326, 8 'vas, vadis' hervorgegangene Randbemerkung; p. 341, 5 mußte nach persolvunt die Klammer geschlossen und dann fortgefahren werden: adeo (st. ideo) autem communio generis est duplicis in ablativo terminationis causa, quod etc., eine Construktion, die unserm Auctor nicht fremd ist (cf. 15, 6; 556, 14; 594, 6); p. 397, 24 ist für quomodo a 'duro duresco' zu schreiben quomodo a 'dureo duresco', wie bei Krehl ohne Variante steht, da der indirekte Beweis für die Form dureo aus dem Vorkommen der Inchoativform duresco genommen ist (cf. l. VII. §. 79); p. 525, 22 möchte ich abictum in adictum ändern, da ersteres keinen zweifelhaften Sinn abgeben kann; p. 560, 5 ist 'luo' jedenfalls verderbt, einmal weil es ein Supin. von luo gibt, dann besonders weil luo kein neutr. Verbum ist, am wahrscheinlichsten ist die Verbesserung in pluo; p. 385, 10 lesen wir: Quintus Pompeius: me miserum, quem illae feminae despicare ausae sunt. 'despicor' commune accipiebant; hier ist vor despicor ein zweites Beispiel, wo benanntes Wort im pass. Sinne vorkam, ausgefallen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Theologia.

J. W. Hanne, Das kündlich große Geheimniß der Offenbarung Gottes im Fleisch. Hannover 1856.

P. W. Beste, Die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherischen Kirche von Luther bis zu Spener in Biographieen u. einer Auswahl ihrer Predigten. Lief. 1. 2. Leipz. 1856.

E. Naumann, Ueber Einführung des Psalmengesanges in die evang. Kirche. Berl. 1856.

F. Nève, Les hymnes funèbres de l'église arménienne, traduites sur le texte Arménien du Charagan. Louvain 1855.

Ph. Vespasianus, De sacri Pallii origine. Romae 1854.

H. Mackenzie, The christian clergy of the first ten centuries; their beneficial influence on European progress. Cambridge 1855.

Cl. Frantz, Die Zustände der christlichen Kirche in den ersten sechs Jahrhunderten. Halberstadt 1856.

Ch. de Franciosi, Histoire du Jubilé séculaire de Notre-Dame de la Treille 1254—1854. Lille 1854.

G. Audersky, Der hohe Klerus der österreich. Monarchie vom J. 1800 bis auf die neueste Zeit. Wien 1844.

A. Receveur, Abhandlungen über Kirchengeschichte. A. d. Französ. übers. Schaffhaus. 1856.

C. Hardwick, A history of the christian church during the Reformation. Lond. 1856.

Dr. C. Hegel, Ueber die Einführung des Christenthums bei den Germanen. Ein Vortrag. Berlin 1856.

C. Cavedoni, Ricerche critiche intorno all' origine e ragione del sacro Pallio ecclesiastico. Modena 1856.

J. H. Michon, La papauté à Jérusalem. Paris 1856.

H. Meurer, Das Bisthum Osnabrück mit besonderer Berücksichtigung seiner Verhältnisse seit der Säkularisation vom Jahre 1803. Münster 1856.

Dr. M. Huttler, Sind die Benediktinerklöster d. Anforderungen unserer Zeit entsprechend? Augsburg 1852.

Th. Dezamy, Sieg des Socialismus über d. Jesuitismus. A. d. Franz. v. E. Weller. Halle 1846.

Sendschreiben eines Protestanten an die Protestanten beider Hessen. Frankf. 1856.

F. W. Klöpper, Wahre und falsche Freiheit im Protestantismus. Greifswald 1830.

J. Horsford, A voice from the West Indies. Lond. 1856.

J. Sibree and M. Caston, Independency in Warwickshire, a brief history of the independent or congregational churches in that county. Lond. 1855.

L. v. Rohden, Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. Lübeck 1856.

J. B. Finlay, Sketches of Western methodism: biographical, historical and miscellaneous. Cincinnati 1855.

R. Baird, Zustand u. Aussichten d. Religion in Amerika. A. d. Engl. übers. v. G. W. Lehmann. Berl. 1856.

Die evangelisch-lutherische Kirche zu Wilna. Eine Chronik v. A. F. A. Uebersetzg. aus d. Poln. Wilna 1855. Lpz. 1856.

Die General-Synode d. evangel. Kirche im Großherzogthum Baden v. Jahr 1855 nach amtlicher Darstellung. Bd. 1. Karlsruhe 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. Februar.

Nr. 21. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Grammatici latini ex recensione *Henrici Keilii*.

(Schluß.)

Außerdem emendire ich p. 118, 4 quae tamen magis obliqui sunt supra dictorum nominum; p. 155, 14 sicut supra (nicht saepe) diximus (cf. l. IV. §. 21, allerdings noch öfter in den folg. Büchern [VII, 60; XII, 17], etwas was große Beachtung verdient, und vielleicht die hdschriftl. Lesart schützt); 218, 9 quod igitur crevit syllabis, hoc minuitur tempore; p. 235, 23 in dem Verse des Naevius: Magnamque domum decoremque dotem (oder praedam) vexerant, ebenso in dem Hexameter aus der Achilleis des Statius: p. 340, 9 Qualiter artifici picturae pollice cerae || Accipiunt formas; p. 353, 10 in 'as' quoque appellativa; p. 421, 11 nec non primitiva, si sint eiusdem formae inchoativorum, plerumque deficiunt futuro; p. 371, 19 ut 'frux' 'prex'; p. 432, 9 impersonalia quoque, quae; p. 505, 19 secundum praeteriti vero; p. 582, 3 itaque quia illa apud Graecos aspirantur, atque a vocali incipiunt, wie ähnlich p. 432, 24 zu lesen apud Latinos autem dignitatum nomina pleraque ex verbis vel nominibus nascuntur, neque faciunt verba; p. 594, 21 solebant semper per anastrophen dicere: auf gleiche Weise möchte ich mit Ergänzung ausgefallener Worte lesen: p. 59, 20 Aliae fere omnes species in nominibus inveniuntur appellativis solis; p. 156, 20 in 'es' correptam sunt communia, si sunt apud Graecos communia vel mobilia; p. 287, 18 de vocativo casu singulari primae declinationis; p. 406, 16 ea etenim imperamus quae vel in futuro vel statim in praesenti volumus fieri sine aliqua dilatione; p. 459, 24 si enim pura sit ultima, paenultima in plerisque corripitur etiam in praeterito, ut 'luo lui'; p. 537, 20 ut 'nexui' vel 'nexi nexum' (cf. l. X. §. 47); p. 589, 24 nec non genetivus pluralis et accusativus tam masculini quam feminini.

Manchmal ist aber auch ohne hinlänglichen Grund von der Lesart aller oder doch der besten Hdsch. abgewichen; so sehe ich nicht ab, warum p. 158, 1 in dem Fragmente des Sallust nobis primae dissensiones vitio humani ingenii evenere mit Umgehung der besten Hdsch. dissensionis geschrieben ist; denn die Bemerkung Lachmanns zu Lucr. p. 56, daß zuweilen die Endung 'is' auch im nom. pl. der dritten Declination sich finde, ist doch, wenn überhaupt, nur bei Uebereinstimmung der besten Quellen zu acceptiren; wie denn mit allzugroßem Vertrauen auf Lachmanns Theorien wir p. 407, 13 finden: ut facta esse antè nobis poterint in notitiam venire, als ob gar poterint nicht bloß für poterunt, sondern selbst für possint geschrieben worden sei. In einem anderen Fragmente des Sallust p. 535, 17 Curionem quaesivit, uti adulescentior et a populi suffragiis integer aetati con-

cederet Mamerci, wie auch Hr. Kritz richtig geschrieben hat, ließ sich Hr. Hertz wahrscheinlich aus Mißverständniß des Zusammenhangs verleiten, aus einer einzigen schlechten Hdsch. quaesit zu schreiben; der Grammatiker sagt aber: Probus habe richtig aufgestellt, daß das Perf. von quaeso, quaesivi laute, wiewohl letzteres eigentlich Perf. zu 'quaero' sei, aber es finde sich bei Sallust auch von quaeso die Perfektform quaesiuit. Auf p. 298, 19 ist die aufgenommene Lesart nam'di' etiam praepositio est et 'dis' et praepositio est et 'i' et 'is' verba jedenfalls falsch denn es fehlt das dem 'et' vor praepositio entsprechende Glied; ich nehme an der hdschr. Lesart et 'dis' et praepositio est et dives keinen Anstand, nur dürfte noch das dritte Glied et deus ausgefallen sein (cf. l. VII, §. 36). Aber geradezu gefordert wird die Lesart der Hdschr. p. 374, 27 ideo autem dixi per se, quia cum alio casu sociato (sc. ablativo) adiunguntur, wo sociata aus der 1. Venet. Ausg. geändert ist. Auch p. 596, 11 war nach cod. R. zu schreiben quomodo 'meme' mit Weglassung von et.

Schließlich will ich betreffs der übrigens ganz vorzüglichen Redaktion des Werkes auf einige Versehen aufmerksam machen, an die sich weitere Bemerkungen anreihen lassen. Im 1. B. §. 22, womit §. 46 desselben Buches zusammenzuhalten ist, finden wir die interessante Bemerkung, daß die Aeolier statt der Aspiration immer ihr digamma anwandten; folglich ist in dem äolischen Verse p. 15, 10 nicht ohne hndschr. Bestärkung zu schreiben: *Ορφόμενος Γελέναν Γελικώπιδα.* Ferner lesen wir l. I. §. 37 die wenn auch wenig begründete Bemerkung, daß 'ui' bei den Griechen nicht als Diphthong angesehen werde; wenn es daher §. 50 desselben Buches bezüglich der lat. Doppelvokale heißt, es finde sich in griech. Wörtern der Vokal 'ι' mit 'υ' zu einem Diphthonge vereinigt, so mußte nicht mit griech., sondern mit lat. Buchstaben geschrieben werden: ut Harpyia: nam 'yi' diphthongus est. Umgekehrt durfte p. 40, 16 'ια' nicht mit lat. Lettern geschrieben werden, sondern war der Satz also zu geben: nam in illis, quae in 'εια' solum desinunt apud Graecos, raro fit hoc, ut Argia, da die folgenden Wörter auf εια, nicht auf ια im griech. enden. Ebenso widerspricht es der griech. Grammatik, wenn wir p. 255, 12 lesen: sed hoc in 'us' correptam dehinc Attice prolatum est, quomodo *Ἀνδρόγεος* pro *Ἀνδρόγεως*, da ja gerade letzteres die speziell attische Form ist; mir scheint nur der mit der Quantität allerdings zusammenhängende irreguläre Accent dieser attischen Declination berücksichtigt zu sein, weshalb ich folgendes für wahrscheinlich halte quomodo *Ἀνδρόγεως* pro *Ἀνδρογέως*; auch hätte p. 431, 15 das von Struve empfohlene *ὀψείοντα* statt *ὀψιοῶντα* aufgenommen werden sollen, da mir letzteres als Desiderativform ganz unbekannt ist. Ferner lesen wir p. 130, 7, der Eigennamen Lenās werde auf der letzten Sylbe circumflektirt, um ihn von dem gleichlautenden acc. pl. von lena zu unterscheiden; daher mußte l. V. §. 22 im Einklang mit den Hdsch. des Juvenal geschrieben werden: quod raptator emat Lenās (st. Laenās), Aurelia vendat. Wenn der Herausg. in dem bekannten Verse des Virgilius 'saevamque exhalat opaca Mephitim' das letzte Wort mit einem großen Buchstaben schreibt, so beruht dieses auf einem Mißverständniß; denn in genannter Stelle kann unmöglich jenes Wort als Eigennamen gefaßt werden; vielmehr wird dasselbe außer der vorliegenden Bedeutung, wo es dem griech. *μεσῖτις* entspricht, auch noch als Eigennamen einer Göttin gebraucht, worüber Varro de lingua lat. V, 49 nachgesehen werden mag; p. 377, 13 war die Klammer nach Saturnalia zu schließen, indem die folgenden Worte similiter activam significationem habent 'officio tibi', 'noceo tibi' sich an die früheren p. 376, 23 ex his enim quaedam vim habent activam, ut est 'facio te', 'calefacio te', und nicht an die unmittelbar vorausgehenden anreihen; p. 552, 8 lesen wir et adverbium loco nominis, ut 'quane novum' et 'sponte sua' et 'euge tuum' et 'belle' et 'cras alterum', eine Stelle, die durch l. XVIII. §. 298 ihre Erläuterung erhält; nun sehen wir aber hier nichts von dem substant. Gebrauche von 'belle', der bei allen andern durch den Zusatz eines Adjektivs klar wird. Die Schwierigkeit löst sich, wenn man ins Auge faßt, daß hier auf Persius sat. I, 49 Bezug genommen ist, so daß nach den besseren Hdsch. und Schol. jenes Schriftstellers zu lesen ist 'euge tuum et belle', bei welcher Fassung tuum auf beide Adverbien geht. Aehnlich

mußte auch p. 439, 24 mit Tilgung des Kommas nach confirmans geschrieben werden: et separatim confirmans componi τὸ 'καταγράφω καὶ κατέγραφον'; indem die Griechen lehrten, daß abgesondert κατὰ und γράφω und wiederum κατὰ und ἔγραφον zu einem Compositum vereinigt werde, damit in der Commissur der Worte derselbe Vokal bleibe (cf. l. V. §. 61). Bei citirten Stellen wie p. 153, 1 alacris palmas utrasque tetendit und p. 163, 12 cura penum struere hätten die in dem Schriftsteller vorausgehenden Satztheile in den Noten nachgetragen werden sollen, da aus den wenigen im Texte selbst stehenden Worten es unklar bleibt, in wie fern dieselben als Belege gelten können; denn aus jenen Worten selbst ist weder ersichtlich, daß alacris als Maskul., noch daß penum als Femin. gebraucht ist; p. 595, 2 wären richtiger die Worte antiqui tamen absque observatione naturali ordine haec protulisse inveniuntur in gesperrter Schrift als Bemerkung des angeführten Schriftstellers geschrieben worden; denn einmal hatte Priscian schon selber mit seinen eigenen Worten kurz zuvor dasselbe gesagt, nam antiquissimi utrumque dicebant (594, 20); dann ist diese eigenthümliche Bedeutung von absque observatione meines Wissens dem Priscian fremd, wie ganz richtig p. 30, 18 die Worte in eius modi Graeci et Accius noster bina scribunt etc. noch dem Fragmente des Varro schon aus dem einfachen Grunde zugerechnet werden, weil Priscian nicht bina g sondern binas g geschrieben hätte. Ein erwünschter Beitrag wäre auch durch Verzeichnung einiger weiterer Lesarten und Glossen aus dem Krehlischen Apparate geliefert worden; so verdiente die Glosse zu subbura (l. II. §. 5), die ähnliche zu mensarium (l. II. §. 50), die Bemerkung daß l. X. §. 45 lacesso lacessivi und l. VIII. §. 50 infinitum in mehreren Hdsch. fehle, alle Beachtung. Zu der aus Cic. Phil. II. §. 99 von Priscian p. 93, 8 citirten Stelle sollte in den Noten die richtige Lesart der besten Cicer. Hdsch. patruo audiente statt patre audiente angemerkt sein, und war die unrichtige Angabe der Lesart des Priscian in den Noten zu Cic. in Verrem II, V, 138 nicht Hrn. Halm, sondern Hrn. Jordan zur Last zu legen.

Wir schließen diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß recht bald der zweite Band erscheinen, und diese treffliche Bearbeitung bei dem größeren philologischen Publikum zu einem eifrigeren Studium dieses Grammatikers beitragen möge.

Dr. Wilh. Christ.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Theologia.

Studien über das Oesterreichische Concordat v. 18. Aug. 1855. Wien 1856.

F. A. Loberschiner, Versuch einer Erläuterung des zwischen Papst Pius IX. und Franz Joseph I. Kaiser v. Oesterreich am 18. Aug. 1855 abgeschlossen Concordates. Budweis 1856.

H. F. Jacobson, Ueber das österr. Concordat vom 18. Aug. 1855 und die kirchlichen Zustände der Evangelischen in Oesterreich. Leipz. 1856.

Das österreichische Concordat vom 18. Aug. 1855. Jena 1856.

S. G. Margotti, Alcune considerazioni intorno la separazione dello Stato dalla Chiesa in Piemonte. Torino 1855.

Dr. J. Kutschker, Das Eherecht der kath. Kirche nach seiner Theorie und Praxis. Bd. I. Heft 1. 2. Wien 1856.

Dr. P. Hinschius, Das landesherrliche Patronatrecht gegenüber der kath. Kirche. Berl. 1856.

H. Meurer, Der kath. Bischof, dessen Würde, Rechte u. Weihe. Münster 1856.

Dr. Schmieder, Ueber den Ursprung des bischöfl. Amtes. Berlin 1856.

Politica.

Fr. v. Seybold, Das Institut der Aemter. Ein Beitrag zum allgemeinen Staatsrechte. München 1856.

J. C. Bluntschli, Ueber den Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Staatsidee. München 1855.

Vereine gegen den Luxus unter den höhern Ständen. Berlin 1856.

C. Trummer, Das Verhältniß der heutigen Strafgesetzgebung zum Christenthum. Frankf. 1855.

H. A. Mascher, Die Ursachen der jetzigen Theuerung und Betrachtungen über die Mittel zu ihrer Abhilfe. Naumburg. 1855.

L. L. Gaspari, Fisiologia degli errori politici moderni. Rovigo 1854.

G. Frapporti, Sugli intendimenti di Nicolo Macchiavelli nello scrivere il principe ricerche. Vicenza 1855.

J. A. Fabre, De la prosperité publique ou décentralisation du capital et influence de cette opération sur l'ordre social. Par. 1855.

H. G. zu Dohna-Kotzenau, Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte. 2. verm. Aufl. Berl. 1856.

Bernhard Graf zu Dohna, Analyse d. socialen Noth. Berl. 1856.

R. Rhens, Das preuß. Zeitungsstempel-Steuergesetz v. 2. Juni 1852. Halle 1855.

W. Gutzkow, Tabellen zur leichten Ermittelung der Kapitalbeträge, durch welche Amortisationsrenten abgelöst werden können. Potsdam 1855.

Die Besteuerung der Staatsbeamten-Gehalte. Ein publizist. Blatt v. H. A. Berl. 1856.

P. Bucquet, Tableau de la situation morale et materielle en France des jeunes détenus. Par. 1853.

G. Rahn, Die Rechtsverhältnisse der Schornsteinfeger. 2. Aufl. Berl. 1855.

Patent u. Instruktion wegen Abwendung d. Viehseuchen. Berl. 1856.

Die Wehrpflicht, als Staatskraft und als Last des Individuums u. seiner Familie. Preßburg 1856.

J. v. Wickede, Vergleichende Charakteristik der k. k. österr., preuß., engl. u. franz. Landarmee. Stuttg. 1856.

v. Helldorff, Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm. Berlin 1856.

Militärische Betrachtungen über d. Vertheidigung v. Sebastopol. Berl. 1856.

P. L. Potevin, Kurzer Abriß der Grundbegriffe des graphischen Defilements. Darmstadt 1856.

Jus.

Ch. G. A. v. Scheurl, Lehrbuch d. Institutionen. 2te verm. Aufl. Erlang. 1855.

K. E. Zachariä von Lingenthal, Innere Geschichte d. griech.-röm. Rechts. I. Personenrecht. Lpz. 1856.

A. de Giorgi, Elementi del diritto Romano. P. I. Storia del diritto Romano. Padova 1854.

K. Barth, der Grundbegriff der rechtlichen Theilung. Regensb. 1850.

C. Matthiä, Controversen-Lexikon d. röm. Civilrechts. 1. Abth. Lief. 1. Lpz. 1856.

Dr. W. Martens, Ueber Concurrenz und Collision d. röm. Civilklagen. Lpz. 1856.

Fr. O. Köllner, Die Grundzüge der obligatio Negotiorum gestorum. Götting. 1856.

P. Berlin, Ueber d. Verpfändung v. Forderungen. Civil. Abhandl. Jena 1856.

Dr. A. H. Simon, Geschichtliches üb. d. k. preuß. Immediat-Justiz-Examinations-Kommission. Berl. 1855.

A. Ph. v. Segesser, Das alte Stadtrecht v. Lucern. 1856.

G. Schöne, Die Amtsgewalt d. fränk. Majores domus Braunschweig 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juni

1857.

II.

Mathematisch-physikalische Classe.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,

in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. Februar.

Nr. 22. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Die Einschlüsse von Mineralien in krystallisirten Mineralien, deren chemische Zusammensetzung und die Art ihrer Entstehung. Drei von der holländischen Societät der Wissenschaften zu Haarlem im Jahre 1853 gekrönte Preisschriften. Von Dr. Reinhard Blum, Dr. Gustav Leonhard, August Hermann Seyfert und Edmund Söchting. Haarlem 1854–55. gr. 4. S. 264 mit VIII Kupfertafeln. Die Erben Loosjes.

Diese von der Haarlemer Societät gekrönte Preisschrift zerfällt in 3 selbständige Abhandlungen, von denen jeder Verf. längst als gediegener Forscher auf dem Felde mineralogischer Thätigkeit bekannt ist. Wir wollen hier in gedrängter, aber dennoch umfassender Weise die Resultate jeder der zu einem Ganzen verbundenen 3 Abhandlungen für sich betrachten und erörtern. Aus Herrn „Reinhard Blum's" vielfältigen Beobachtungen geht hervor, daß die größte Zahl der Mineralien, welche Einschlüsse aufzuweisen haben, zu den leichten metallischen Substanzen gehören, während solche in schweren seltener getroffen werden. Uebrigens muß man hierbei im Auge behalten, daß der Natur der Sache nach bei ersteren, da sie öfters durchsichtig oder durchscheinend gefunden werden, auch im Ganzen häufiger vorkommen, als letztere, solche Beobachtungen leichter zu machen sind, und Fälle der Art daher wohl auch bei jenen zahlreicher getroffen werden mußten. Dagegen liefern die schweren Metalle und ihre Verbindungen die meisten Mineralien, welche als Einschlüsse vorkommen. Um aber eine Uebersicht zu haben über die Mineralien, welche bis jetzt als Einschlüsse beobachtet wurden, stellt Herr Verf. folgende Tabelle auf, indem er zugleich die Substanzen beifügte, in welchen jene eingeschlossen vorkommen:

1) Schwefel in Cölestin, Gypsspath, Quarz. 2) Realgar in Barytspath, Gypsspath, Kalkspath. 3) Antimonglanz in Realgar, Barytspath, Kalkspath, Quarz. 4) Barytspath in Flußspath, Kalkspath, Quarz. 5) Cölestin in Kalkspath. 6) Flußspath in Bergkrystall. 7) Anhydrit in Steinsalz. 8) Gypsspath in Granat, Eisenkies. 9) Apatit in Sanidin, Nephelin, Wernerit, Turmalin, Hornblende. 10) Kalkspath in Schwefel, Apatit, Quarz, Wernerit, Granat, Hornblende. 11) Magnesitspath in Quarz. 12) Bitterspath in Barytspath, Gypsspath, Bergkrystall. 13) Quarz in Barytspath, Flußspath, Kalkspath, Heulandit, Orthoklas, Sanidin, Turmalin, Idokras, Hornblende, Scheelit, Kobaltarsenikkies, Arsenikkobaltkies, Glanzkobalt. 14) Hornstein in Speiskobalt. 15) Apophyllit in Kalkspath. 16) Stilbit in Kalkspath, Bergkrystall. 17) Chabasit in Bergkrystall. 18) Mesotyp in Apophyllit. 19) Prehnit in Axinit. 20) Karpholith in Flußspath, Quarz. 21) Steinmark in Flußspath, Apatit. 22) Adular in Flußspath, Bergkrystall, Axinit. 23) Orthoklas in Turmalin, Idokras. 24) Albit in Bergkrystall. 25) Labradorit in Augit. 26) Nephelin in Sanidin, Augit. 27) Nosin in Nephelin, Sodalith. 28) Axinit in Bergkrystall, Adular. 29) Turmalin in Apatit, Bergkrystall, Adular, Topas, Chrysoberyll, Beryll und Kobaltarsenikkies. 30) Staurolith in Disthen. 31) Granat in Bergkrystall, Sanidin, Nephelin, Sodalith, Turmalin, Idokras, Augit u Dysluit.

32) Epidot in Bergkryſtall. 33) Glimmer in Flußſpath, Apatit, Bergkryſtall, Adular, Orthoklas, Sanidin, Albit, Triphan, Nephelin, Hauyn, Wernerit, Mejonit, Turmalin. Granat, Idokras, Strahlſtein, Topas, Smaragd, Zirkon. 34) Melilith in Apatit, Nephelin. 35) Chlorit in Apatit, Kalkſpath, Bergkryſtall, Chabaſit, Adular, Albit, Axinit, Beryll, Rutil, Titanit, Helvin, Magneteiſen. 36) Talk in Apatit, Magneſitſpath, Bitterſpath, Bergkryſtall, Turmalin, Strahlſtein, Magneteiſen, Arſenikkobaltkies. 37) Wollaſtonit in Granat. 38) Augit in Analzim, Thomſonit, Sanidin, Leuzit, Nephelin, Sodalith, Hauyn, Mejonit, Idokras, Melilith, Hornblende. 39) Grammatit in Bergkryſtall. 40) Strahlſtein in Bergkryſtall, Adular, Axinit, Turmalin. 41) Hornblende in Flußſpath, Sanidin, Anorthit, Sodalith, Wernerit, Granat, Idokras, Glanzkobalt. 42) Amianth in Bergkryſtall, Silbit, Prehnit, Albit. 43) Olivin in Leuzit, Augit. 44) Topas in Bergkryſtall, Beryll. 45) Beryll in Bergkryſtall. 46) Zirkon in Apatit. 47) Anatas in Bergkryſtall, Adular. 48) Rutil in Bergkryſtall, Adular, Topas. 49) Titanit in Bergkryſtall, Wernerit. 50) Scheelit in Quarz, 51) Pyrolufit in Kieſelzink. 52) Manganit in Baryſpath. 53) Manganglanz in Quarz, Manganſpath. 54) Gediegen Wismuth in Baryſpath, Eiſenſpath. 55) Wismuthocker in Flußſpath, Quarz. 56) Wismuthglanz in Baryſpath, Flußſpath, Kalkſpath, Quarz, Manganſpath, Helvin. 57) Kieſelzink in Kalkſpath. 58) Zinnerz in Apatit, Quarz, Scheelit. 59) Bleiglanz in Scheelit, Baryſpath, Flußſpath, Kalkſpath, Bergkryſtall, Harmotom, Manganſpath, Bleivitriol, kohlenſaures Bleioxyd, Eiſenſpath. 60) Zinkenit in Quarz. 61) Federerz in Kalkſpath, Quarz. 62) Chromſaures Bleioxyd in Bergkryſtall. 63) Magneteiſen in Apatit, Bitterſpath, Phillipſit, Orthoklas, Nephelin, Wernerit, Granat, Idokras, Epidot, Strahlſtein. 64) Eiſenglanz in Baryſpath, Flußſpath, Apatit, Kalkſpath, Bitterſpath, Bergkryſtall, Heulandit, Adular, Albit, Wernerit, Granat, Topas. 65) Rotheiſenſtein in Datolith. 66) Rotheiſenrahm in Flußſpath, Kalkſpath, Bitterſpath, Bergkryſtall, Analzim, Harmotom, Chabaſit. 67) Nadeleiſenerz in Amethyſt. 68) Brauneiſenſtein in Baryſpath, Kalkſpath, Baryto-Calcit, Kieſelzink, Bleivitriol, kohlenſaurem Bleioxyd. 69) Magnetkies in Kalkſpath, Quarz, Apophyllit, Harmotom, Stilbit, Wernerit, Granat, Strahlſtein, Manganſpath, Eiſenſpath. 70) Strahlkies in Baryſpath, Flußſpath, Apatit, Kalkſpath, Bitterſpath, Bergkryſtall, Apophyllit, Eiſenſpath. 71) Arſenikkies in Kalkſpath, Bergkryſtall. 72) Lievrit in Bergkryſtall. 73) Grünerde in Kalkſpath, Heulandit. 74) Iſerin in Pyrochlor. 75) Ilmenit in Bergkryſtall. 76) Crichtonit in Albit. 77) Wolframit in Apatit, Quarz. 78) Speiskobalt in Baryſpath. 79) Kobaltblüthe in Bitterſpath. 80) Glanzkobalt in Kobalteiſenkies, Arſenik, Kobaltkies. 81) Schwefelnickel in Kalkſpath. 82) Antimonnikel in Flußſpath, Kalkſpath. 83) Tombazit in Eiſenſpath. 84) Gediegen Kupfer in Analzim. 85) Kupferglanz in Kalkſpath, Bitterſpath. 86) Malachit in Gypsſpath, Kalkſpath. 87) Kupferlaſur in Gypsſpath, Kalkſpath. 88) Nadelerz in Flußſpath. 89) Buntkupfererz in Kalkſpath, Apophyllit. 90) Kupferkies in Steinſalz, Flußſpath, Apatit, Kalkſpath, Bitterſpath, Bergkryſtall, Datolith, Harmotom, Chabaſit, Strahlſtein, Glanzkobalt. 91) Fahlerz in Kalkſpath. 92) Gediegen Queckſilber in Baryſpath, Bitterſpath. 93) Zinnober in Baryſpath, Bitterſpath, Quarz. 94) Gediegen Silber in Kalkſpath, Quarz. 95) Silberglanz in Kalkſpath, Bitterſpath, Bergkryſtall. 96) Melanglanz in Bergkryſtall. 97) Rothgültigerz in Kalkſpath, Quarz. 98) Gediegen Gold in Bergkryſtall. 99) Humboldit in Gypsſpath. 100) Naphtha in Bergkryſtall. 101) Asphalt in Bergkryſtall. 102) Steinkohle in Kalkſpath. 103) Braunkohle in Schwefel, Gypsſpath, Eiſenkies, endlich 104) Waſſer in Bergkryſtall.

Merkwürdigerweiſe finden ſich in den Zeolithen hauptſächlich ſchwere metalliſche Subſtanzen, Oxyde und Schwefelverbindungen, beſonders eiſenhaltige eingeſchloſſen. Aus den Beobachtungen des Hrn. Verf. ergeben ſich nachſtehende Reſultate: Die meiſten der angeführten Mineralien mit ihren Einſchlüſſen ſind auf naſſem Wege gebildet; nur wenige Fälle der Art weiſen auf eine feuerflüſſige Entſtehung hin; bei einigen Mineralien iſt eine Bildung auf wäſſerigem wie auf feuerflüſſigem Wege anzunehmen.

Beobachtet man nach Hrn. „Guſtav Leonhard“ das Vorkommen der durch ihre Einſchlüſſe ausgezeichneten Mineralien, ſo zeigen ſich dieſelben meiſt an ſolchen Orten, wo Kryſtalle überhaupt vorzugsweiſe zu Hauſe ſind, wo ſie ſich am ſchönſten und vollkommenſten ausbilden konnten, d. h. in Blaſen- und Druſenräumen, auf Spalten und Klüften, auf Gängen, namentlich auf Erzgängen.

Die Mineralien, welche ſich hauptſächlich in Blaſenräumen finden, ſind, außer den verſchiedenen Varietäten des Quarzes: Opal, Zeolithe, Grünerde, Kalkſpath; ſeltener erſcheinen Chlorit, Brauneiſenſtein. Dieſe Subſtanzen haben die nämlichen Beſtandtheile aufzuweiſen, wie jene, welche die Geſteinmaſſe zuſammenſetzen, nämlich: Kieſelerde, Thonerde, Kalkerde, Alkalien und Eiſenoxyd. Die meiſten der

in Blasenräumen vorkommenden Mineralien sind, Quarz und Kalkspath ausgenommen, wasserhaltig. Aber alle, namentlich der Quarz, tragen unverkennbar das Gepräge eines Absatzes aus Wasser. Auch in den Drusenräumen spielt der Quarz eine Hauptrolle und zwar in Gesellschaft von Apatit, Flußspath, Barytspath, Silikate verschiedener Art. Ferner ist Herr Verf. der Ansicht, daß es Beweise gibt, daß die Bildung von Quarz noch heutiges Tages auf neptunischem Wege stattfinden kann. Aus chemischen Gründen müsse man die Annahme einer feurigen Entstehungsweise der Wassertropfen einschließenden Bergkrystalle gänzlich entfernen, und gelte dies noch vielmehr für die in Bergkrystall oder Amethyst bisweilen enthaltenen Tropfen von Erdöl und für die kleinen Parthien von Erdpech oder Anthracit. Im Uebrigen macht der Verf. noch die Bemerkung, daß gerade da, wo man das Vorkommen von kohligen Stoffen in Bergkrystall sehr ausgezeichnet beobachtet hat, die ganze Art und Weise des Auftretens für eine neptunische Abkunft spricht. Einen ferneren Beweis nicht allein für eine neptunische, sondern auch für eine successive Bildungsweise bieten die Einschlüsse von Bergkrystall in Bergkrystall und die Haubenquarze. Hier ist nach Hrn. Verf. an ein Entstehen auf plutonischem Wege gar nicht zu denken. Wie hätte der früher gebildete Krystall die Schärfe seiner Kanten und Ecken bewahren können, als sich später ein neuer über und um ihn herum im Zustande der Schmelzung befand? Hätte er nicht, wenigstens äußerlich, an Ecken und Kanten schmelzen müssen?

Einen wohl nicht unerheblichen Beweisgrund gegen eine plutonische Bildungsweise der Einschlüsse enthaltenden Bergkrystalle bietet auch die bekannte Thatsache, daß farbige Quarze, Rauchtopas, Amethyst, bei einer gewissen höheren Temperatur ihre Farbe verlieren.

Unter den mannigfachen Einschlüssen, welche der Quarz und besonders der Bergkrystall birgt, sind wasserhaltige Substanzen, z. B. Chlorit, Talk, Zeolithe, oder sehr leicht schmelzbare, wie Antimonglanz, gediegenes Silber, Rothgültigerz. Es dürfte daher kaum zu beweisen sein, daß eine Umhüllung auf feuerflüssigem Wege stattgefunden habe, da solches den Gesetzen der Chemie zufolge bei der bekannten Strengflüssigkeit des Quarzes nicht möglich ist. Der Quarz tritt somit vielfach als letzte Bildung auf neptunischem Wege auf. Er hat sich den Formen anderer Mineralien angepaßt, solche sogar gänzlich umschlossen. Nur ausnahmsweise wirkte der Bergkrystall bei seiner Umhüllung auf die eingeschlossenen Substanzen ein. Das Vorkommen der metallischen und andere Einschlüsse enthaltenden Berg- oder Quarzkrystalle auf Erzgängen bieten Thatsachen dar, die noch entschiedener für eine neptunische Bildungsweise derselben sprechen, als in Blasen- und Drusenräumen.

Gewisse Analogien, welche der Kalkspath, dessen Entstehung auf nassem Wege wohl keiner Beweisgründe bedarf, in Bezug auf Einschlüsse mit dem Quarz wahrnehmen läßt, können gleichfalls der neptunischen Bildungsweise dieses das Wort reden. Auch hier bemerkt man viele der Erscheinungen, die der Quarz zeigt, und manche noch ausgezeichneter; so die Kalkspath-Einschlüsse im Kalkspath u. s. w. Alles deutet auf eine ähnliche Bildung hin, aber noch mehr der Umstand, daß sich beide Substanzen häufig auf eine Art und Weise finden, aus der auf einen gleichzeitigen oder alternirenden Absatz geschlossen werden muß. Ebenso wenig können nach Herrn Verf. die durch mannigfache Einschlüsse ausgezeichneten Krystalle des Flußspathes auf plutonischem Wege gebildet sein. Die Gründe dagegen sind die nämlichen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Mathematica.

H. Weissenborn, Die Prinzipien der höheren Analysis in ihrer Entwicklung von Leibniz bis auf Lagrange. Halle 1856.

F. Conrad, Kubik-Tabellen zur Berechnung des Inhalts runder Hölzer. Lissa 1855.

C. Hellwig, Das Problem des Apollonius nebst Theorie der Potenzörter und Potenzkreise. Halle 1856.

K. W. Knochenhauer, Die Elemente der analytischen Geometrie, der Differential- und Integral-Rechnung. Jena 1851.

Ed. Hanegraeff, Méthode générale d'intégration. Antwerpen 1856.

F. Redtenbacher, Resultate für den Maschinenbau. 3te verb. Aufl. Mit Atlas. Mannheim 1856.

J. C. Tuxen, Die Deviation der Kompaßnadel nebst Regeln zur Aufstellung des Kompasses an Bord. In das Deutsche übertragen von H. Graff. Stettin 1856.

Dr. C. P. Schenkl, Der Barometer und seine Benützung, vorzüglich als Instrument zum Höhenmessen. 2. Aufl. Brünn 1856.

H. Geck, Die Abteikirche zu Werden. Historisch-architektonisch dargestellt. Essen 1856.

Beckmann Olofsson, Geschichtliches und Wissenschaftliches über die Gaswerke zu Schwerin. Hamburg 1856.

Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. Heft 1. Hannover 1856.

H. Tellkampf, Die Theorie der Hängebrücken mit bes. Rücksicht auf deren Anwendung bearbeitet. Hannover 1856.

H. Chaverondier, Nouvelle théorie sur les roues hydrauliques. Par. 1856.

A. Quetelet, Almanach séculaire de l'observatoire royal de Bruxelles. Bruxelles 1854.

Anthropologia.

J. H. Fichte, Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Leipz. 1856.

A. F. Pott, Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich v. sprachwissenschaftl. Standpunkte. Lemgo 1856.

Dr. Fr. Lübker, Der Fall des Heidenthums. Schwerin 1856.

C. Hessenmüller, Die Frauen und das Christenthum. Braunschweig 1856.

M. J. Barthèlemy Saint-Hilaire, Du Boûddhisme. Par. 1855.

T. Ziller, Einleitung in die allgemeine Pädagogik. Leipz. 1856.

D. Alberg, Briefe über weibliche Bildung. 2. verb. Aufl. Leipz. 1855.

Dr. G. C. B. Suringar, De opvoeding der zintuigen. Amsterd. 1855.

C. v. Stoy, Ueber Haus- und Schul-Polizei. Ein Vortrag. Berlin 1856.

B. Sigismund, Kind und Welt. I. Die 5 ersten Perioden des Kindesalters. Braunschweig 1856.

Pendola, Educazione dei Sordo-muti in Italia; studi morali storici-economici. Siena 1855.

C. Barthel, Schulpädagogik. 3. umgearbeit. Aufl. Lissa 1856.

Th. Weber, Der Materialismus und die christliche Volksschule. Stendal 1856.

Medicina.

Dr. L. Spengler, Die medizinische Literatur Nassau's 1854. Weilburg 1855.

Moleschott, Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere. Bd. I. Heft 1. Frankfurt 1856.

J. Neudörfer, Studien zur Heilkunde. I. Hämoballie. Wien 1855.

L. Traube, Ueber den Zusammenhang von Herz- und Nierenkrankheiten. Berl. 1856.

J. L. G. Guyon, Histoire chronologique des épidemies du Nord de l'Afrique. Alger 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Der Titel für die mathematisch-physikalische Classe liegt bei.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. Februar.

Nr. 23. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Die Einschlüsse von Mineralien in krystallisirten Mineralien ꝛc.

(Schluß.)

Das Vorkommen in vielen geschichteten Gesteinen, das Auftreten als Versteinerungsmittel und gewisse Eigenschaften machen es zuverlässig, daß wenigstens ein Theil des Barytspathes auf neptunischem Wege entstanden sein muß. Bei keinem Mineral reden aber die in ihm enthaltenen Einschlüsse so deutlich einer neptunischen Abkunft das Wort, wie die wenigen, die man im Barytspath nachgewiesen. Außerdem sprechen noch für Hrn. Verfs. Ansicht die Krystalle von Barytspath, ferner die Einschlüsse von Antimonglanz, Realgar und Zinnober in Barytspath. Wie ist hier an eine Umhüllung durch einen auf feuerflüssigem Wege entstandenen Barytspath zu denken? Aehnliche Einschlüsse in den Topasen und Turmalinen deuten ebenfalls auf theilweise neptunische Entstehungsweise.

Nur wenige Einschlüsse gelten dem Verf. als das Resultat von Umwandlungen oder Zersetzungen, wie die Kalkspathkerne, vielleicht auch die Eisenkieskörner im Granat, die Chabasitkrystalle in Hornblende.

Die 3. Abhandlung der Herren Seyfert und Söchting führt zu dem Schlusse, daß besonders diejenigen Mineralien Durchwachsungen ausgesetzt sind, welche ausgezeichnet deutliche Blätterdurchgänge haben. In der That zeigt sich dieser Satz bewährt beim Glimmer.

Am häufigsten unter allen Krystallkombinationen kommt der Quarz disomatisch vor; namentlich in seiner reinsten Gestalt als Bergkrystall schließt derselbe nicht nur die verschiedenartigsten Mineralien ein, sondern zeigt auch häufige Krystalle seiner eigenen Species, welche gemeiniglich durch einen dünnen Anflug einer fremden Substanz getrennt werden, in seinem Innern. Ein schönes Vorkommen ist das von Krystallen des Amethysts in denen von Quarz und Bergkrystall, und treten auch krystallisirt in Quarzkrystallen von den gediegenen Metallen, Gold, Silber, Electrum und Kupfer auf. Aber nicht alle mineralischen Einschlüsse der Quarzkrystalle sind selbst krystallisirt; unter die merkwürdigsten und vielbesprochensten Einschlüsse der Quarzkrystalle gehören die Flüßigkeitströpfchen.

Im weiteren Verlaufe der Abhandlung wird sodann für diese disomatischen Krystalle eine Bildungstheorie aufgestellt nebst Erklärung der Entstehung sowohl auf wässerigem als auf feurigem Wege nach den jetzt geltenden Annahmen.

Kam ein Wasser, das Kieselsäure aufgelöst enthielt, die durch Zersetzung von Silikaten mittelst eines Gehaltes an Kohlensäure oder Schwefelsäure in dasselbe gekommen war, in Berührung mit einem schon fertigen Krystalle, so setzte sich in manchen Fällen die Kieselsäure aus ihrer Lösung ab und zwar eben an dieser Stelle, weil sie hier einen festen

Körper vorfand, und nach kryſtallogeniſchen Erfahrungen ſich immer leichter ausſcheidet, wenn feſte Körper mit Löſungen in Berührung kommen. Die Menge der im Waſſer aufgelöſten Kieſelſäure iſt ſehr unbedeutend, und kann daher ihre Ausſcheidung nur langſam erfolgen, weshalb es einer enormen Zeitepoche bedurfte, ehe ein Kryſtall gebildet werden konnte. Häufig kam noch vor der Ausſcheidung der Kieſelſäure ein Gewäſſer mit dem Kryſtall in Berührung, welcher die zur Bildung mancher anderer Mineralien nöthigen Subſtanzen enthielt und aus dem ſich dieſe kryſtalliſirt, auf jenem ausſchieden. Ueber dieſen Abſatz legte ſich dann neu hinzugeführte Kieſelſäure. Zwiſchen dieſen beiden Perioden lag eine lange Zeit. Oftmals befanden ſich neben Kieſelſäure auch noch Subſtanzen, welche man jetzt als Einlagerungen ſieht, in Löſung. Die Ausſcheidung dieſer Stoffe fand dann gleichzeitig ſtatt. Nicht ſelten findet man einen Unterſchied zwiſchen einem äußern und innern Kryſtall nur durch eine Luftſchicht auf der Scheidungsfläche. Bei einigen Vorkommniſſen fehlt aber auch dieſe, und beide Kryſtalle ſtehen in unmittelbarer Berührung. Nicht immer iſt aber die Bildung auf ſolche Weiſe zu erklären. Die vom Quarz umſchloſſenen Kryſtalle müſſen ſich gleichzeitig mit der Kieſelſäure aus einer Löſung abgeſchieden haben, was auch möglich, da die Bildung äußerſt langſam von Statten gieng und die andern Mineralſubſtanzen, welche im Waſſer nur in unendlich kleinen Maſſen vorkommen, ſich in ſehr kleinen Körnern ausſcheiden, an die ſich immer mehr und mehr anſetzte. Dieſer Vorgang findet darin ſeine Erklärung, daß dieſelben Maſſen ſich mit Kryſtallen von gleicher Beſchaffenheit zu verbinden ſuchen.

Die Erklärung dieſer Vorkommniſſe lautet nach der Theorie der Plutoniſten folgendermaßen: Der Quarz war mit den Mineralien, die man jetzt in ihm eingeſchloſſen findet, verſchmolzen, Subſtanzen, welche, obgleich ſämmtlich leichter ſchmelzbar als Quarz, doch keinen bedeutend niedrigern Schmelzpunkt haben. Das Auskryſtalliſiren des Quarzes fand ſehr langſam ſtatt, und dabei konnten denn auch die eingeſchloſſenen Maſſen in den ſtarren Aggregatzuſtand übergehen, wie man ſie jetzt kryſtalliſirt ſieht. Im Allgemeinen läßt ſich aber weder die eine noch die andere Theorie durchführen, und iſt man auf die Annahme einer bald wäſſerigen, bald feuerigen Entſtehung angewieſen, wenn man nicht Asbeſt, Rutil, Eiſenglanz, Chlorit und andere Mineralien als auf neptuniſche Weiſe entſtanden annehmen will.

Doch nicht nur als Hülle anderer Mineralkörper erſcheint der Quarz in diſomatiſchen Kryſtallen, ſondern auch als Einſchluß in ſolchen. Vom Quarze kommen noch manche merkwürdige Verwachſungen vor. So werden prismatiſche Kryſtalle desſelben mit den Endpyramiden von eben ſolchen Kalkſpathkryſtallen rechtwinkelig durchkreuzt. Quarzkryſtalle zeigen ſich als Pſeudomorphoſen nach Kalkſpath, noch Kerne von dieſem umſchließend, ein Vorkommen, welches für eine Bildung des Quarzes auf naſſem Wege ſpricht, indem er ſich aus Waſſer abſetzte, das vermöge eines Gehaltes an Kohlenſäure den Kalkſpath auflöſte und an ſeiner Stelle Kieſelerde abſetzte.

Wie der Quarz, ſo findet ſich auch der Turmalin nicht bloß als Hülle, ſondern auch als Kern anderer Mineralien. Der Kalkſpath, ſo ſehr durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Kryſtallmodificationen ausgezeichnet, iſt es auch durch die Verſchiedenartigkeit der Mineralien und ihrer Kryſtalle, welche er häufig im Innern des ſeinigen zeigt. Die Erklärung dieſer Einſchlüſſe iſt auf neptuniſchem Wege allgemein dadurch zu geben, daß man über einen bereits vorhandenen Kryſtall aus einer Löſung Kalkſpath abgeſetzt denkt. Dieſe Kryſtalle ſind dann ſtets idiomorph und von ungleichzeitiger Entſtehung. Außerdem ſprechen alle übrigen Verhältniſſe ſo ſehr für eine wäſſerige Entſtehung, daß ihrer Annahme wohl kein zu ſchweres Hinderniß entgegenſtehen möchte. Die diſomatiſchen Kryſtalle, in denen Kalkſpath als Kern vorkommt, ſind nicht alle idiomorph, ſondern bei einigen iſt derſelbe durch Pſeudomorphoſe entſtanden.

Die ſämmtlichen Einſchlüſſe des Flußſpathes laſſen ſich durch ein Abſetzen von Flußſpathkryſtallen über den eingeſchloſſenen Kryſtall erklären. Er wird auch mitunter von andern Mineralien umſchloſſen.

Sieht man von einer möglichen, feurigen Entſtehung ab und betrachtet ſeine Vorkommniſſe vom neptuniſtiſchen Geſichtspunkte, ſo kann man den Flußſpath gleichſam als wie durch Pſeudomorphoſe aus Stilbit erklären.

Kieſe und Antimonverbindungen finden ſich bekanntlich ſehr häufig in Steinkohlen und Braunkohlenlagern, in Kalkſtein und in allen verſchiedenen geſchichteten Formationen. Man bemerkt außerdem Kieſe in Verſteinerungen abgelagert und kann ihre Bildung ſelbſt noch in der Jetztzeit beobachtet werden. Es folgt daraus, daß der Annahme einer neptuniſchen Entſtehung nichts im Wege liegt, und daß man nicht gehindert iſt, diſomatiſche Kryſtalle, bei denen Kieskryſtalle andere Mineralien umſchließen, in dieſer Art entſtanden anzunehmen. Nichts deſto weniger können auch Kieſe und Antimonverbindungen, wo nicht die Lagerungsverhältniſſe abſolut dagegen ſprechen, auf feurigem Wege entſtanden ſein, ſo daß man einzelne dieſer diſomatiſchen Bildungen auch durch gleichzeitiges Erſtarren beider Mineralien erklären kann.

Kommt Kies mit Mineralien vor, die ſelbſt auf wäſſerigem Wege entſtanden ſind, wie die Einſchlüſſe in Kalkſpath, ſo wird man wohl immer auf die Annahme einer feurigen Bildung zu verzichten haben.

In einigen kieſelfreien Salzen, Gyps, Schwerſpath und andern finden ſich ebenfalls diſomatiſche Einſchlüſſe. Die Salze ſind entweder waſſerhaltig oder waſſerfrei. Im erſten Falle iſt an eine plutoniſche Entſtehung nicht zu denken. Denn geſetzt auch, es hätte bei jener Hitze Waſſer aufgenommen werden können, ſo mußte ſich beim Abkühlen nothwendiger Weiſe, bei einer Temperatur von 130° R. ungefähr, nach bekannten chemiſchen Geſetzen, daſſelbe wieder ausſcheiden. Für die zweite Abtheilung iſt in einigen Fällen eine plutoniſche Bildung zuläßig, indem beide Mineralien gleichzeitig erſtarrten. Die Ausſtattung, wie die zum Theil kolorirten, zum Theil ſchwarzen Kryſtallabbildungen, ſind einer akademiſchen Ausgabe vollkommen würdig.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erſtes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortſetzung.)

Medicina.

Dr. D. G. Kieſer, Elemente der Pſychiatrik. Bresl. 1855.

W. Hildesheim, Die Normaldiät. Phyſiol. chem. Verſuch zur Ermittelung d. norm. Nahrungsbedürfniſſes der Menſchen. Berl. 1856.

C. G. Carus, Ueber Lebenskunſt. Ein Vortrag. Wurzen 1856.

F. Ph. Ritterich, Zur Lehre vom Schielen und über das Anpaſſungsvermögen der Augen. Leipz. 1856.

Dr. Burow, Beſchreibung einer neuen Transplantations-Methode zum Wiedererſatz verloren gegangener Theile des Geſichts. Berl. 1856.

Dr. E. Schömann, Lehrbuch der allg. u. ſpeciellen Arzneimittellehre. 2. verm. Aufl. Lief. 1. Jena 1856.

Dr. Fr. J. Otto, Anleitung zur Ausmittelung der Gifte. Braunſchweig 1856.

Dr. E. Schömann, Lehrbuch der allgemeinen u. ſpeciellen Receptirkunſt. 2. verm. Aufl. Jena 1856.

Dr. P. Phöbus, Zur Vereinfachung der Arznei-Verordnungen. Gießen 1856.

Dr. Perutz, Teplitz-Wirkungen aus Hautkrankheiten. Eine homöopathiſche Skizze. Leipz. 1856.

Dr. L. Fleckles, Die Termen von Carlsbad mit beſ. Rückſicht auf die Curzeit i. J. 1855. Ein Beitrag zur Balneotherapie chroniſcher Krankheiten. Leipz. 1856.

Dr. B. A. Erdmann, Die örtliche Anwendung der Electrizität in Bezug auf Phyſiologie, Pathologie und Therapie. Mit Zugrundelegung von Duchenne de Boulogne de l'electrisation localisée et de son application à la physiologie, à la pathologie et à la therapeutique. Par. 1855. Leipz. 1856.

Dr. Eitner, Die Armen-Pharmakopoe. Berl. 1856.

Dr. C. H. Brockmann, Die Kuranstalt zu Grund am Harze. Nach ihrer therapeutischen Bedeutung dargestellt. Osterode 1856.

Dr. C. L. Petrenz, Die Mineralquelle von Spandau. Dresden 1856.

Die Mineralquelle zu Niederselters, ihre Bestandtheile und Heilkräfte. Wiesbaden 1856.

R. Naumann, Die Rinderpest. Gnesen 1856.

Physica.

Dr. W. F. A. Zimmermann, Naturkräfte und Naturgesetze. Ihre Geheimnisse, ihre Wirkungen, ihre Anwendung. Lief. 1. Berl. 1856.

W. Eisenlohr, Lehrbuch der Physik. 7. verb. Aufl. Stuttg. 1856.

J. Zaborowski, De triplici in materia cohaerendi statu. Posen 1856.

J. F. Jul. Schmidt, Das Zodiacallicht. Braunschw. 1856.

Fr. Pfaff, Schöpfungsgeschichte. Erlangen 1855.

C. W. Weber, Die Entstehung des Grundeises nach Erfahrungssätzen und physikal. Regeln erläutert. Dresden 1856.

J. F. Jul. Schmidt, Neue Höhenbestimmungen am Vesuv in den phlegräischen Feldern. Wien 1856.

Ch. M. Wetherill, Description of an apparatus for organic analysis by illuminating gas. Philadelph. 1854.

J. P. Cooke, On two new crystalline compounds of Zinc and Antimony. Cambridge 1855.

M. Barruel, Traité de chimie technique appliquée aux arts et à l'industrie, à la pharmacie et à l'agriculture. T. I. Par. 1856.

Dr. Fr. Hinterberger und Dr. E. Schreinzer, Kurze Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Abth. 1. 2. verb. Aufl. Wien 1856.

L. Figuier, L'alchimie et les alchimistes. 2. édit. Par. 1856.

W. Stein, Die Naturwissenschaften in ihren Beziehungen zu den materiellen und geistigen Interessen der Menschheit. Dresden 1856.

E. v. Wahl, Die Südwasser-Bivalen Livlands. Dorpat 1855.

R. F. Schuttleworth, Notitiae malacologicae oder Beiträge zur näheren Kenntniß der Mollusken. Heft 1. Bern 1856.

Dr. H. Burmeister, Zoonomische Briefe. Allgemeine Darstellung der thierischen Organisation. Th. 1. Leipz. 1856.

H. Lecoq, Von der natürl. u. künstl. Befruchtung der Pflanzen und von der Hybridation, bearb. von F. Frhr. v. Biedenfeld. 2. Aufl. Weimar 1856.

R. Caspary, Ueber Wärmeentwicklung in der Blüthe der Victoria regia. Berl. 1856.

A. Itzigsohn, De fabrica sporae Mougeotiae genuflexae. Frankf. 1856.

H. R. Göppert, Ueber botanische Museen, insbesondere über das an der Universität Breslau. Görlitz 1856.

Fürst v. Salm-Horstmar, Versuche und Resultate über die Nahrung der Pflanzen. Braunschweig 1856.

G. Lewinstein, Ueber die Zusammensetzung des glasigen Feldspaths. Berlin 1856.

S. Aichhorn, Das Mineralien-Kabinet am steierm. St. Joanneum zu Gratz. Gratz 1855.

J. C. Warren, Description of a skeleton of the Mastodon Giganteus of North - America. Boston 1852.

Dr. C. Hartmann, Die mineralischen Brennstoffe: Steinkohlen, Braunkohlen u. Torf. 2. verm. Ausg. Halle 1856.

Th. Davidson, Classifikation der Brachiopoden, deutsch bearb. v. E. Süß. Wien 1856.

Dr. J. G. Bornemann, Ueber organische Reste der Lettenkohlengruppe Thüringens. Beitrag zur Fauna und Flora dieser Formation. Leipz. 1856.

G. H. O. Volger, Epidot u. Granat. Zürich 1855.

Dr. C. Fr. Naumann, Elemente der theoretischen Krystallographie. Leipz. 1856.

Dr. E. Wolff, Die Erschöpfung des Bodens durch die Cultur. Leipz. 1856.

C. Trommer, Ueber landwirthschaftliche Versuchsanstalten und deren Einrichtung. Berl. 1856.

F. C. Henrici, Ueber Fruchtfolge und Feldsysteme. Göttingen 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juni

1857.

III.

Historische Classe.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,

in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. Februar.

Nr. 24. 1857.

Historische Classe.

J. A. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. London 1856. 2 voll. 8.

Die vorliegenden zwei Bände eines Buches, welches sehr umfangreich zu werden verspricht, behandeln die englische Geschichte zwischen den Jahren 1527 und 1536. Geist und Talent des Verfassers, so wie die Seltsamkeiten und Verstöße seiner Arbeit werden eine kurze Anzeige rechtfertigen.

Froude's Name ist seit längerer Zeit in England und namentlich zu Oxford wohl bekannt, indem der Verf. dort einst während seiner Studien als begeisterter Anhänger Henry Newman's ein glänzendes Licht des Puseyismus zu werden versprach, aber plötzlich vielen unerwartet, von deutscher Literatur berührt, in das Gegentheil umschlug und als Freigeist zur selben Zeit mit der Staatskirche und der Universität brach. Es ist noch nicht neun Jahre her, als bald nach einander zwei bedeutende novellistische Erzeugnisse seiner Feder *), in denen er ein Bild seiner Seelenstimmung und inneren Umwandlung zu geben suchte, unter seinen Landsleuten ungemeines Aufsehen machten, und das letztere sogar die Ehre hatte, von den Behörden des Collegiums, das ihn ausgestoßen, in öffentlichem Auto-da-fé verbrannt zu werden. Auf solche stürmische Jugendjahre sind späterhin Ruhe und Versöhnung gefolgt. Froude hat sich in Auffassung und Ueberzeugung, sowie in der Darstellung der jungenglischen Schule angeschlossen, die sich um Thomas Carlyle gebildet hat. Gleich diesem bedeutenden Denker und Schriftsteller beschäftigt er sich seit einiger Zeit eifrig mit historischen Dingen und hat sich seinerseits das glorreiche Gebiet der vaterländischen Geschichte, vorläufig das Reformationszeitalter derselben zur Bearbeitung ausersehen. Das fertige Stück nun reicht hin, um ein Zeugniß abzulegen, wie weit ihm dies gelungen ist.

Es ist bekannt, wie bis auf diesen Tag die Gemüther in Streit sind über die Art und Weise, in welcher in England die Reformation der Kirche zur Durchführung gekommen. Eine prüfende Darstellung der Regierung Heinrichs VIII., der Wirksamkeit Cardinals Wolsey, der Scheidung von Catharina von Aragon, der Ehe mit Anna Boleyn, der Einführung des Supremats und der ersten entscheidenden Angriffe auf die Unabhängigkeit und den Besitz der Kirche mit Berücksichtigung der vielen merkwürdigen handelnden Persönlichkeiten, der treibenden Leidenschaften, der zur Geltung kommenden Neuerungen muß daher für den Historiker wie für den Leser im Allgemeinen in hohem Grade anziehend sein. Sie verlangt aber nächst der genauesten Kenntniß von dem, was damals Staat und Kirche in England bedeuteten, eine Vertrautheit mit der Lage des übrigen Europas, wo großartige Ereignisse die Vorgänge in England, die keineswegs insular bei Seite lagen,

*) The shadows of the clouds, anonym erschienen, und Nemesis of faith.

erst anregten und möglich machten; sie verlangt nach drei Jahrhunderten eine unbefangene, über den Parteien stehende, streng historische Auffassung. Der Verf. ist Protestant und hat aus seiner Vergangenheit den Vortheil mitgebracht, ehemals sowohl den hochkirchlichen als den außerkirchlichen Ideen nahe gestanden zu haben. Es fragt sich nun, besitzt er Beides, das nöthige Wissen und die nöthige Unpartheilichkeit, um seine große Aufgabe mit Erfolg zu lösen?

Er hat Beides durch eine eigenthümliche Art und Anwendung der Forschung zu verbinden und zur Geltung zu bringen gesucht, die uns für das Buch maßgebend geworden zu sein scheint. Der Verf. stellt nämlich den Grundsatz auf, daß englische Geschichte zunächst nach dem Statutenbuche und aus den Parlamentsacten geschrieben werden müsse, indem diese, aus erschöpfenden Berathungen und Uebereinkünften zwischen der Krone und den Ständen hervorgegangen, Nichts wie die Wahrheit der Thatsachen und die echten Züge der Charaktere bewahrten *) Sein Plan ist daher, nur nach urkundlichem Material und wo möglich nur nach Staatsdocumenten zu schreiben; sobald man diese an einander reihen könne, meint er in der Vorrede, ergebe sich der Lauf der Dinge und die historische Behandlung derselben von selbst. Seine Hochachtung vor dem Documente — gewiß eine rühmliche Eigenschaft beim Geschichtsschreiber — ist daher so groß, daß er dasselbe am liebsten ganz in seinen Text aufnimmt, mit ihm dann aber eine Vergötterung treibt, wie es sein Meister Carlyle einst mit den Briefen und Reden Oliver Cromwells gethan hat. Wie dieser, dessen höchst originelle und unterhaltende Bemerkungen zwischen den einzelnen Stücken jener Sammlung den Leser fast durchweg fesseln, hat Froude nun auch eine Geschichte von England aus dem Wortlaute von Staatsakten und seinen eigenen oft sehr geistreichen, oft sehr sonderbaren und unrichtigen Ausführungen zusammengesetzt. Man hat bei der Lectüre ganz wie bei Carlyles Cromwell, um ein etwas hausbackenes, aber bezeichnendes Bild zu gebrauchen, beständig das Gefühl, als würde um eine feste Speise ein freilich oft genug schmackhafter Brei gegossen.

Die Ideen, oder besser gesagt die Einbildungen des Verf. — denn Imagination soll nach ihm vor allen Dingen als vornehmste Eigenschaft des Historikers gelten, worin wir im Gegentheil das Talent des Novellisten suchen möchten — knüpfen daher eine Menge oft fern abliegender Dinge an das vorliegende Document an, so daß sich sein Buch wie eine Reihe einzelner Aufsätze ausnimmt, die nur durch einen losen chronologischen Faden zusammengehalten werden. Aber es ist dennoch weder eine Sammlung von Essays, noch von Urkunden, und am allerwenigsten eine streng pragmatische Geschichte. Die selbst erfundene Form sucht leider durch Anhäufung des urkundlichen Stoffs und durch eigenthümliche geistreiche Zuthaten allerlei Gebrechen zu verdecken, die am wenigsten dem Geschichtsforscher und noch weniger dem Geschichtsschreiber anhaften dürfen.

Unbekanntschaft mit dem Thatsächlichen und vorgefaßte Meinungen führen wiederholt zu den allersonderbarsten Schlüssen. Davon zeugt vor allem der Unterbau, der dem Werke bereitet wird. Nach des Verfs. Vorstellung wird das Mittelalter von der neueren Zeit durch einen Streifen, ein Uebergangszeitalter geschieden, das zum Theil in die Regierungsepoche Heinrichs VIII. fällt, und dessen Schilderung er sich einstweilen recht eigentlich zur Aufgabe gemacht hat. In dem, was vorher liegt, lassen sich wohl Thatsachen, aber keineswegs klare individuelle Gestalten auffassen. Die Fürsten, Männer und Weiber des Mittelalters, ja selbst die Vorkämpfer der rothen und weißen Rose sind seiner Imagination, wie er schmerzvoll gesteht, unerreichbar, sie vermag sie nicht zu verkörpern. Die spärlichen Urkunden und Staatsakten jener Zeit reichen nicht aus sie mit

*) Zuerst ausgesprochen in einem Aufsatze: On the best means of teaching English History, Oxford Essays London 1855, p. 66 ff. Die Mittheilung mehrerer bisher unbenutzter Dokumente verdankt er der Zuvorkommenheit des Sir Francis Palgrave, nachdem dieser dieselben seinem eigenen Geschichtswerke vorbehalten, aus dessen Fortsetzung wohl nichts mehr werden wird.

Händen zu greifen. Liegt nicht hinter einem solchen Bekenntnisse das Zeugniß verborgen, daß man sich nicht die rechte Mühe gegeben hat mit allen zu Gebote stehenden Mitteln rein objectiv jene Periode zu studiren? Es fehlt nicht an Beispielen, die dies erhärten. Mit jener romantischen Ansicht, die allen Individuen jeder Nationalität eigen ist, die ohne sichere Forschung und Kunde sich über das Mittelalter geäußert haben, wird die Zeit des gepriesenen Merry England, von welcher die altenglischen Balladen so viel zu erzählen wissen, in die Epoche vor der Reformation verlegt. Seit dieser Umgestaltung erst sei Alles nüchtern und unerfreulich geworden. Wie glänzend habe einst die Nation in ihren feudalistischen Abstufungen da gestanden; wie habe sie sich, da jedermann Krieger gewesen und im Gebrauche der Waffen erfahren, zu schützen gewußt. Da sei es denn auch einem jeden wohl ergangen; selbst die arbeitenden Klassen hätten sich eines Wohlstandes zu erfreuen gehabt, wie es weder vorher noch nachher der Fall gewesen. Solche rein aus der Luft gegriffenen Behauptungen werden dann gestützt auf jene Reihe von Statuten, kraft welcher Krone und Parlament von Alters her Lebensweise, Beschäftigung und Bewaffnung der Bevölkerung nach Gutdünken festzusetzen und zu regeln suchten. Diese gebieterischen Artikel sollen der Wirklichkeit entsprechen, aus welcher wir uns auf anderem Wege Nichts als Druck, kirchlichen so gut wie weltlichen, erinnern. Einem solchen Bilde fehlt es an allem Schatten, an einer Angabe jenes feudalen Zwanges, in Kirche und Staat, der Klasse gegen Klasse, in Stadt und Land, an welchem das Mittelalter verkommen, an dessen Statt die neuere Zeit andere sociale und politische Grundlagen errichtet hat, es fehlt an durchgreifender Kenntniß der Feudalzustände selbst.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Jus.

Dr. G. Rasch, Die Gewerbegesetzgebung d. preuß. Staates mit allen darauf bezügl. bis heute ergangenen abändernden u. ergänzenden Bestimmungen. Berl. 1856.

Dr. A. L. J. Michelsen, Ueber die festuca notata u. die germanische Traditionssymbolik. Jena 1856.

H. A. Mascher, Allgemeine Gesindeordnung v. 8. Nov. 1810 für die Theile des preuß. Staates, in denen das allg. Landrecht Gesetzeskraft hat, systemat. zusammengestellt und erläutert. Naumburg 1856.

G. Landau, Die Waldungen zu halbem Gebrauche in Kurhessen. Kassel 1855.

A. Glaß, Die wasserrechtliche Gesetzgebung auf d. Standpunkte d. Gegenwart. Altenburg 1856.

M. Busch, Beiträge zum Meierrecht. Hildesheim 1856.

H. Berghauer, Auszug aus der k. preuß. Vormundschaftsordnung. 8. A. Berl. 1856.

Dr. J. Unger, System d. österr. allg. Privatrechts. Bd. 1. Lpz. 1856.

M. v. Tamer, Der Wirkungskreis und die Obliegenheiten der Behörden, Aemter, Organe und Gemeinden in Angelegenheiten der directen Steuern nach dem neuen Verwaltungsorganismus in d. österr. Monarchie. Wien 1856.

Fr. Schuler v. Libloy, Statuta jurium municipalium Saxonum in Transsilvania. Das Eigen Landrecht der Siebenbürger Sachsen. Lief. 1. 2. 3. Hermannstadt 1853.

— — Siebenbürgische Rechtsgeschichte. Lief. 1. 2. 3. Hermannstadt 1854.

Sammlung der Gesetze u. Verordnungen im Justizfache f. d. Kaiserthum Oesterreich. Bd. 1. Abth. 1. Vom 2. Dez. 1848 bis 27. Juni 1849. Wien 1856.

Ueber d. neueste Regelung d. rechts- u. staatswissenschaftlichen Studien in Oesterreich. Wien 1856.

Dr. M. Macher, Handbuch d. neuesten k. k. österr. Sanitätsgesetze u. Verordnungen. Chronol. geordnet. Heft 1—3. Graz 1855.

J. Kankoffer, Handbuch d. Patente, Gesetze u. Verordnungen, welche f. d. k. k. Heerwesen v. 2. Dez. 1848 — Ende 1854 in d. Reichs-Gesetzblatte f. Oesterreich erschienen sind. Wien 1855.

A. Nicolas, Manuel du partage des successions. Par. 1855.

C. Demolombe, Traité des servitudes ou services fonciers. Vol. 1. 2. Par. 1856.

Dr. C. L. E. v. Stemann, Schleswig's Rechts- u. Gerichtsverfassung im 17. Jahrh.; nach d. Gerichtsprotokollen. Schleswig 1855.

J. Kent, Commentaries on American law. 8th. edition. Vol. 1—4. New-York 1854.

L. André, Pensions. Code des lois, des arrêtés et réglements regissant les pensions. Brüssel 1854.

Dr. Vollert, Der Prozeß üb. d. falschen Schillerschen Handschriften. Jena 1856.

J. H. Steinhagen, Ueber Todesstrafen. Hamburg 1855.

Sind Schwurgerichte nothwendig? Von W. v. M. Berl. 1856.

F. Scolari, Beatrice Cenci, causa celebre criminale del secolo XVI. Milano 1855.

Militärstrafgesetzbuch für das Königreich Sachsen vom 11. Aug. 1855. Dresd. 1856.

Dr. C. Levita, Das Recht d. Nothwehr. Eine strafrechtliche Abhandl. Gießen 1856.

F. Hirt, Erfahrungen eines Criminalbeamten. Bücher über Nachtseiten der Gesellschaft. Buch 1. Leipz. 1856.

Dr. J. G. Gallois, Das Verfahren geg. Jul. Campe. Ein Votum. 2. verb. A. Hamburg 1856.

F. X. Fröhlich, Das Amt u. d. Pflichten d. Gerichtsschreibers im preuß. Strafverfahren d. Gegenwart. Berlin 1856.

N. Foramiti, Manuale del regolamento di procedura penale del 29. Luglio 1853. Venezia 1855.

F. Eck, Die langjährige unterirdische Haft zweier Kinder. Frankf. 1856.

J. Dubs, Entwurf eines Strafgesetzbuches f. d. Kanton Zürich. Zürich 1855.

J. A. Vaillant, L'empire c'est la paix. Par. 1856.

Le traité de Paris, par un ancien Diplomate. Paris 1856.

J. Reitzenheim, Les conférences de 1856 et les nationalités. Par. 1856.

P. Ostafieve, Die orientalische Frage. In Briefen eines russ. Veteranen von 1812. Th. 1. Breslau 1856.

Nécessité d'un Congrès pour pacifier l'Europe, par un homme d'état. Par. 1855.

G. A. Mano, Religion et politique. Examen du quatrième point de garantie. Par. 1856.

C. Ag. de Gasparin, Après la paix. Considerations sur la liberalisme et la guerre d'Orient. Par. 1856.

L'empereur Alexandre I. en présence du congrès de Paris. Par. 1856.

C. W. Asher, Essai concernant les principes à poser pour le droit maritime internationale de l'avenir. Hamb. 1856.

Dr. H. Wasserschleben, Juristische Abhandlungen. Gießen 1856.

Die Verfassungs-Urkunde d. preuß. Staates mit d. sie abändernden u. ergänzenden Gesetzen. Breslau 1856.

L. v. Rönne, Das Staatsrecht d. preuß. Monarchie. Lief. 1. Lpz. 1856.

G. Plank, Ueber d. verbindliche Kraft d. Verordnung v. 1. Aug. 1855. Bremen 1856.

Dr. A. O. Krug, Die sächs. Staatsverträge zur Beförderung d. Rechtsverkehrs m. d. Auslande, m. prakt. Erläuterungen. Lpz. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Der Titel für die historische Classe liegt bei.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. Februar.

Nr. 25. 1857.

Historische Classe.

J. A. Froude, History of England etc.

(Schluß.)

Wir vermissen ferner ein auf sichere Forschung begründetes Urtheil in einer für die Geschichte der englischen Reformation überaus wichtigen Frage. In wie weit hat die anderthalb Jahrhunderte von Wiclif und den Lollarden angeregte Bewegung der Reformation unter Heinrich VIII. vorgearbeitet? Der Abschnitt, der sie beantworten soll, ist unendlich dürftig; die Angaben über Wiclif, seine Lehre und seine Schüler der Erzählung der ihn fanatisch hassenden Chronisten und unter den Neueren dem in dieser Sache völlig parteiischen Geschichtswerke von Lingard entnommen. Es geht so weit, daß Froude den Gegnern geradezu in die Feder schreibt, wenn auch er den berühmten Märtyrer unter Heinrich V., den Ritter Oldcastle, als das Modell bezeichnet, aus welchem Shakspear's Sir John Falstaff entsprungen, als welchen das Volk, das keiner inneren Reformation bedürftig gewesen, den Ketzer sich vorgestellt habe. Der Verf. hat sich gar nicht die Mühe gegeben, Wiclif's Schriften einmal selber anzusehen; es scheint ihm nichts zu bedeuten, wenn einst die ganze Universität Oxford wiclifitisch war und, ehe noch in einem andern Lande daran gedacht wurde, kirchenverbessernde Gedanken hegte. Das ganze 15. Jahrhundert hindurch mußte in England mit Inquisition und Scheiterhaufen gegen Leute aller Stände, gegen Ritter und sogar Bischöfe, verfahren werden, die von dieser Ueberzeugung nicht lassen wollten. Nur die Rosenkriege, die den Adel selbstmörderisch zerfleischt, haben eine Unterbrechung hervorgebracht. Sobald die neu erfundene Druckerpresse in England zu wirken beginnt, sind auch die alten lollardischen Tractate, auf deren Vertilgung man so lange hingearbeitet, wieder da. Diese Ideen haben in England wenigstens bei einem Theile des Volks einer Reformation die Thüre geöffnet, ehe noch Heinrich VIII. nach seiner Weise das Thor aufthat. Eben so fehlt es an einem Nachweise, auf welchem Wege, durch welche Persönlichkeiten die Lehren Luthers und der Schule zu Wittenberg nach der Insel gelangt sind. Von einem inneren religiösen Bedürfnisse nach einer Besserung der alt und morsch gewordenen Zustände, einer Sehnsucht nach Befriedigung, welche doch den Engländer so gut wie die übrigen Germanen ergriffen, ist kaum mit einem Worte die Rede. Die Hauptsache wird in dem äußeren Gange der Ereignisse gesucht und gerechtfertigt.

Heinrich VIII. ist also die vornehmste Persönlichkeit, in deren Darstellung der Verf. durch und durch als Engländer seine vorgefaßten Ansichten offenbart, seine Art zu forschen und zu schreiben anwendet. Alle Welt, die gewichtigsten Stimmen auf katholischer und protestantischer Seite, haben diesen Fürsten bisher als ein wahres Ungeheuer und seinen sechs Weibern gegenüber als den leibhaftigen Blaubart nicht des Mährchens, sondern der Geschichte aufgefaßt, der einzig und allein aus matrimoniellen Gründen, aus unbezähmbaren Begierden den Abfall

vom Papste und der römischen Kirche zugelassen. Alle Welt hat sich geirrt; Hr. Froude hat es übernommen, dem schmählich verläumdeten Fürsten zu seinem Rechte zu verhelfen; es hat nach ihm niemals einen tugendhafteren, kraftvolleren, gerechteren König gegeben; und das, was er vollbracht hat, die Gründung der englichen Kirche, ist nicht etwa ein durch Gewalt angebahntes, auf dem halben Wege stehen gebliebenes, sondern es ist ein bewunderungswürdiges Werk, zu dem ein freies Parlament, ein für den König begeistertes Volk seine Hand geliehen! Solche bisher unerkannten Thatsachen werden nachgewiesen aus der massenhaften officiellen und geheimen Correspondenz und aus den Statuten des Reichs. Dergleichen urkundliche Zeugnisse können nicht lügen, und weder Heinrich noch sein erster großer Minister Cardinal Wolsey haben jemals wissentlich die Unwahrheit gesagt. Dem Cardinale ist am Eingange des Buchs eine besondere Ehrenrettung gewidmet, worin auch er als ein Muster von Tüchtigkeit und Redlichkeit aufgestellt wird, indem er als Minister jener Uebergangsperiode eine Reformation der Kirche angestrebt und nur den einzigen Fehler begangen habe, daß er das römische Institut als solches ohne Berücksichtigung der deutschen Heterodoxie für lebensfähig gehalten.

Daß Heinrich in seiner Jugend durch Körperkraft, stattliche Erscheinung, Offenheit die Herzen einer Nation gewonnen, die dergleichen vor aller Welt liebt, ist gewiß; daß solche günstige Eigenschaften aber auch alle übrigen Tugenden umfaßt und ihn Zeit Lebens populär gemacht, ist ein Irrthum. Wir wissen, mit welcher spitzfindigen Schärfe er sich die Landesgesetze zu Nutzen macht, sobald sie seinen selbstischen Zwecken dienen, wie das Parlament ihm überall zu Willen sein, ihm helfen muß; er soll nun aber durchweg Recht und Gerechtigkeit geübt und die Stände in der ihnen durch die Verfassung angewiesenen Bahn frei haben schalten lassen. So sagen seine Erlasse, und die lügen nicht. Heinrich VIII., der glänzendste Monarch seiner Zeit, habe des Jahres keine höheren Einkünfte bezogen, als Königin Victoria mit ihrer eng umgrenzten Civilliste. Wo bleibt da unsere Vorstellung von dem entsetzlichen Tyrannen, dem schlimmsten unter allen Tudors, vor dessen Habgier kein fremdes Eigenthum gesichert, vor dessen Blutdurst und Begier die eigene Königin nicht ihres Lebens sicher war?

Das sollen nun aber durchaus falsche Auffassungen sein. Heinrich hat in seiner Stellung zur kirchlichen Bewegung allein Recht; er hat seinen Weibern gegenüber Recht; er hat bei der Einziehung und Verwendung des Kloster- und Kirchenguts allein Recht. Schon sein theologisches und juristisches Wissen, das er sich in jungen Jahren angeeignet, macht ihn zu einem Salomo. Die Scrupel über seine erste Ehe mit Catharina von Aragon, die einst seines Bruders Weib gewesen, über die Erbberechtigung der einzigen Tochter, die noch am Leben, begründen dies hinreichend. Da soll gar nicht in Betracht kommen, daß jenes Verhältniß Jahre lang als rechtmäßig bestanden, daß eine Reihe königlicher Kinder geboren, aber freilich vom Tode rasch hingerafft waren. Des Königs eigene Angaben in seinen Depeschen reden die lautere Wahrheit, und Aufrichtigkeit ist die vornehmste Eigenschaft seines Wesens *). Wenn der Ehescheidungsproceß so auslief, wie er gethan, solche Folgen hatte, wie Heinrich sie durchaus nicht beabsichtigt, so fällt alle Schuld daran auf Papst Clemens VII., zum Theil vielleicht auf Kaiser Karl V. und seine Tante, die hartnäckige Catharina selbst. Auch in dem Verhältnisse zu Anna Boleyn ist der König nicht der schuldige; seine Neigung zu der jungen Person, die einige Jahre am leichtfertigen Hofe zu Paris verkehrt, deren Tugend früh flatterhaft geworden, soll der Zeit nach später fallen, als der Entschluß, sich von der Spanierin scheiden zu lassen. Nach dem übelberüchtigten, aber angefochtenen Briefwechsel mit Anna fällt ihm höchstens kleine Indelicatesse zur Last! In der Folge als sein Weib und seine Königin begeht sie dann geradezu Blutschuld: so wollen es die Proceßakten gegen sie; es bedarf gar nicht der Jesuiten, die ihr späterhin aus Haß gegen ihre Tochter, die große Elisabeth, so viel Abscheuliches vorgeworfen haben. Wegen ihrer Hinrichtung steht Heinrich als Gatte und Fürst

*) S. seine Verantwortung gegen den Papst I, 107: State Papers VII, 117.

fleckenlos da. Auch die gewaltige Haſt, mit welcher er unmittelbar am Tage darauf die Ehe mit Lady Jane Seymour vollzieht, ſoll ganz etwas anderes bedeuten, als man gewöhnlich annimmt. Froude's eigene Worte ſind hier zu bezeichnend, um ſie nicht wiederzugeben. „Heinrich", ſagt er, „der einſt ſieben lange Jahre auf Anna Boleyn gewartet, war nicht ohne eine gewiſſe Controlle über ſeine Leidenſchaft; und wenn ihm die Begier der Haupthebel geweſen wäre, ſo würde er kaum vor den Augen der ganzen Welt, die auf ſein Benehmen gerichtet waren, ſich eine ſo grobe Beleidigung der von ihm beherrſchten Nation erlaubt haben. Die große Eile, mit der er handelte, iſt mir ein Beweis, daß er die Ehe nur als eine gleichgiltige officielle Handlung (an indifferent official act) anſah, welche ſeine Pflicht (die Thronfolge) im Augenblick erheiſchte; und wenn man dies eine neue Auslegung ſeiner Motive nennen möchte, ſo habe ich nichts weiter zu erwiedern, als daß ich es im Statutenbuche finde*)".

Wir giengen gern noch näher ein auf die Entſtehung des Supremats, auf die Lostrennung der engliſchen von der römiſchen Kirche, auf die ziemlich geringe Meinung, welche der Verf. von Sir Thomas More hegt, auf die Adminiſtration Thomas Cromwell's, des politiſchen Erben des Cardinals, auf die Lage der Dinge in Irland, denen ein ſichtliches Intereſſe zugewandt iſt, wenn Zeit und Raum es geſtatteten. Es fehlt nirgends an originellen Gedanken, an Geiſt, und an Seiten, die ſich mit Vergnügen leſen; aber die Gebrechen, die an einzelnen Beiſpielen hervorgehoben ſind, kehren überall wieder, und der Styl, ſo anziehend im Einzelnen er ſein mag, iſt keineswegs einem ernſten, ſtrengen Kunſtwerke, wie ein Geſchichtsbuch dieſer Art es ſein ſoll, angemeſſen. Was ſoll z. B. in der Geſprächsweiſe von Carlyle ein Satz wie dieſer: Then came .... our old friend Du Bellay, Bischof of Bayonne, not now with bugle and hunting-frock, but solemn with stole and crozier**); oder an anderer

Stelle bei Gelegenheit der Feſtſchwänke und Myſterien, wie ſie an Heinrichs Hofe beliebt waren, eine Vorführung der volksthümlichen Spaßmacher, die uns in Shakſpear's Stücken begegnen? Auch hier bleibt Manches unberührt, das mit eben ſo viel Grund gerügt zu werden verdient hätte. Das Buch enthält Vieles, was nicht hinein gehört, es fehlt auf der anderen Seite noch mehr. Den auswärtigen Dingen iſt gar keine Forſchung gewidmet. Von Karl V. hat der Verf. kaum eine andere Vorſtellung, als ſie in Stirling's cloister life of Charles V. über ſeine letzten Tage gegeben wird, er iſt ihm vor der Zeit ein hagerer, der Welt überdrüſſiger Mann, der Ruhe bei den Mönchen und im Tode ſucht. Die Kenntniß von Heinrichs Beziehung zu den deutſchen Dingen iſt ſehr gering; über ſein Verhältniß zu Jürgen Wullenwever, dem Dictator von Lübeck, der einſt, gerade in den Jahren, als Anna Boleyn Königin war, und nicht ohne Heinrichs Zuthun, das ganze nördliche Europa religiöspolitiſch und handelspolitiſch in Bewegung ſetzte, über den bei uns in den letzten Decennien eine ganze Literatur entſtanden iſt, findet ſich nicht ein Wort. Außer der Paradoxie in der Auffaſſung ſcheint demnach auch eine vornehme Geringſchätzung der Continentalgeſchichte die Mängel im Studium zu enthüllen. Das Buch iſt alſo weder eine vollſtändige, unparteiiſche Geſchichte, noch iſt die Darſtellung eine hiſtoriſche.

Reinhold Pauli.

*) II, 502.

**) I, 433.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Jus.

Dienst-Instruktion für die Telegraphen-Verwaltung. Berl. 1856.

K. Dorner, Die Lehre vom Vergleiche. Straubing 1856.

R. Simon, Grundzüge d. neuen preuß. Konkursrechtes u. Konkursverfahrens. Potsdam 1856.

L. Liebgott, Die preuß. Prozeßordnung in ihrer jetzigen Gestalt. Schönebeck 1855.

Güthlein, Das Bureaureglement v. 3. Aug. 1841 sowie d. Instruktion v. 8. Sept. 1841 nebst ergänzenden und erläuternden Bestimmungen. Frankfurt a/O. 1856.

F. Gantert, Ein bürgerl. Schiedsgericht zu Banholz. Freiburg 1855.

M. Delius, Das Verfahren in Subhastationssachen. Berl. 1856.

C. A. F. Behrends, Die Ausbildung der Gerichts-Auskultatoren in Preußen. Breslau 1855.

Andreae, Joh., Summula de processu judicii. Edid. Wunderlich. Basil. 1840.

Historia.

Dr. H. Berghaus, Was man von der Erde weiß. Lief. 1. 2. Berl. 1856.

E. Balbi, Gea ossia la terra descritta. Disp. 1. Trieste 1854.

H. Bach, Geognostische Uebersichtskarte von Deutschland, der Schweiz und den angränzenden Ländertheilen. Gotha 1856.

W. Turner, Journal of a tour in the Levant. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1820.

A. Raffenel, Nouveau voyage dans le pays des nègres suivi d'études sur la colonie du Sénégal. T. 1. 2. Par. 1856.

J. L. Porter, Five years in Damascus: including an account of the history, topography and antiquities of that city. Vol. 1. 2. Lond. 1856.

J. Pfeifer, Reise einer Wienerin ins heilige Land. 4. verb. Aufl. Bd. 1. 2. Leipz. 1856.

R. P. Laorty-Hadji, La Syrie, la Palestine et la Judée. Par. 1854.

R. A. Wilson, Mexico and its religion. New York 1855.

Dr. Guyon, Voyage d'Alger aux Ziban, l'ancienne Zebe en 1847. Avec Atlas. Alger 1852.

Th. Ewbank, Life in Brazil; or the land of the Cocoa and the Palm. Lond. 1856.

Earl of Carnravon, Portugal and Galicia. 3. edit. P. 1. 2. Lond. 1848.

E. Anderson, Chamouni and Mont Blanc: a visit to the valley and an ascent of the mountain in the autumn of 1855. Lond. 1856.

H. Brugsch, Nouvelles recherches sur la division de l'année des anciens Egyptiens. Berl. 1856.

W. H. Alexander, The chronology of the ancient world. Lond. 1838.

A. Coppi, Memorie Colonnesi. Roma 1855.

Siegel des Mittelalters aus den Archiven der Stadt Lübeck, herausg. von dem Vereine für Lübeck. Geschichte und Alterthumskunde. 1. Heft. Lübeck 1856.

F. G. Eckenberg, Hermäen aus dem Alterthume in Bezug auf Politik und Gesetzgebung. Th. 1 Politik. Nordhausen 1856.

J. Robinson, Archaeologia graeca or the antiquities of Greece. 2. edit. Lond. 1827.

J. Brandis, Ueber den histor. Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften. Berl. 1856.

H. Abeken Das ägyptische Museum in Berlin. Ein Vortrag. Berl. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. März.

Nr. 26. 1857.

Historische Classe.

Neuere Werke über China. II. Art. *)

5) C. Lavollée, Voyages en Chine. Paris, 1852. 8.

6) The Cross and the Dragon or the fortunes of Christianity in China: with notices of the Christian missions and missionaries and some account of the Chinese secret societies. By John Kesson, of the british Museum. London 1854. 8.

7) L'Insurrection en Chine depuis son origine jusqu'à la prise de Nankin par M. M. Callery et Yvan. Avec une carte topographique et le portrait du Prétendant. Paris 1853. 8.

8) Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. Dargestellt von Dr. K. L. Biernatzki. Berlin 1854. 8.

9) Impressions of China, and the present revolution; its progress and prospects. By Capt. Fishbourne, Commander of the Hermes, on her late visit to Nanking. London 1855. 8.

10) Missions de Chine, Mémoire sur l'état actuel de la Mission du Kiang-nan 1842—1855 par le R. P. Broullion de la Compagnie de Jésus, suivi de lettres relatives à l'insurrection 1851—1855. Paris 1855. 8.

11) The Chinese and their Rebellions, viewed in connection with their national philosophy, ethics, legislation and administration. Tho which is added an essay on Civilisation and its present state in the east and west. By Th. T. Meadows, London 1856. 8.

Nr. 5. Die Reise von Lavollée, des Begleiters vom franz. Gesandten Lagrené, ist eine der leichten Arbeiten, wie wir sie schon früher bezeichnet haben. Er berührte dieselben Orte, wie Ferriére le Vayer (Nr. 1) und gibt über jeden einen Artikel. Man fragt, an dem fremden Orte angekommen, was es da Merkwürdiges gebe, besieht sich dieses, macht sich einige Noten darüber, theilt die dem Publikum mit und das Buch ist fertig. Es liefert einzelne minderbeachtete Züge zu einem Gemälde der betreffenden Orte; das ist Alles. In Malacca fiel die Verlassenheit des Hafens auf; der Handel hatte sich ganz nach Singapore gezogen. In Singapore traf er einen Chinesen, der arm hingekommen, jetzt Millionen besitzt und den Radjah von Johore, der 20,000 Piaster von der ostind. Compagnie für das abgetretene Singapore bezieht. Den Waarenumsatz schätzte Lavollée schon auf 125 Millio-

*) Vgl. B. 43 III, 25 ff.

nen Fr. das Jahr. Ueber Manilla gibt er einige ſtatiſtiſche Data. Er ſollte ſeine Quellen immer nennen, da ſeine Angaben von denen bei Mallat u. a. öfter abweichen. Die Gallionen von Manilla ſollen aus Amerika bis 1789 350 und bis 1812 400 Mill. Piaſter oder 2 Milliarden, 200 Million. Fr. bezogen haben, was ihm wahrſcheinlich dünkt, da ſo viele Piaſter in China, Indien und dem Archipel im Umlauf ſeien. Ueber China iſt er im Ganzen kurz. Von Macao (S. 233 sqq.) und Canton (S. 309 sqq.) wiederholt er das Gewöhnliche. Ueber die 5 Häfen ſagt er faſt nichts, da de la Gravière, Revue des deux Mondes, 1851 und 1852 ſie erſt kurz zuvor detaillirt beſchrieben habe.

Nr. 6. Keſſon gibt eine Ueberſicht der Geſchichte des Chriſtenthums in China und Nachricht über die geheimen Geſellſchaften daſelbſt und dient ſo zur Vorbereitung auf die folgenden Werke über die Revolution in China. Die erſtere entſpricht dem Zwecke ziemlich, wenn ſie auch eben nichts Neues enthält. Nachdem der Legende von der Einführung des Chriſtenthums im Oſten durch St. Thomas erwähnt iſt, wird von den Neſtorianern in China im 6ten und 7ten Jahrh. geſprochen und das ſ. g. Denkmal von Singan-fu ſpeziell erwähnt, das 1625 hier entdeckt wurde und 781 errichtet ſein ſoll. C. 2 gibt eine Ueberſetzung nach Leontiewski und entſcheidet ſich in der Discuſſion über die Aechtheit (C. 3) mit Renaudot, de Guignes, Visdelou, Mosheim, le Beau, Rémuſat, Neander, Prof. Kiſt in Leyden und Pauthier für die Aechtheit, die von La Croze, Beauſobre, Voltaire, Bohlen und Neumann geläugnet wird. Der Schanghai-Almanac hat kürzlich dieſes Denkmal eindringlicher behandelt. Das Chriſtenthum erſcheint darin jedenfalls ſehr verwiſcht und verblaßt. Bekannter iſt die Thätigkeit der Dominikaner und Franziskaner, zur Zeit der Mongolen, im 13ten und 14ten Jahrh. (C. 4—6); die Johann's von Monte-Corvino wird beſonders hervorgehoben. Mit dem Sturze der Mongolen durch die Ming ging aber auch dieſer Verſuch, das Chriſtenthum einzuführen, ſpurlos vorüber. Erſt 200 Jahre nach ſeinem Tode drangen die Jeſuiten unter Mathias Ricci († 1610) in China ein und ſein Nachfolger Adam Schall aus Cöln brachte es unter den folgenden Mandſchu bis zum Präſidenten des Tribunals der Mathematik. Die Jeſuiten wollten 1650—1664 an 100,000 Chineſen getauft haben und darunter einen Abkömmling der Ming mit ſeiner Mutter, auf die man große Hoffnung geſetzt und ihnen daher die Namen Conſtantin und Helena beigelegt hatte. Nach einer kurzen Verfolgung gewannen ſie beſonders unter Khang-hi Einfluß, zogen Gelehrte aus Europa an ſich und erwirkten das ſ. g. Toleranzedikt vom J. 1692. Zu Anfange des 18. Jahrh. zählten ſie an 300 Kirchen und 300,000 Bekehrte. Ricci, der erſt als Bonze aufgetreten war, ſah bald, daß das nicht das Rechte ſei, lernte chineſiſch und ſchrieb es gewandt, wie auch andere Jeſuiten. Durch ihre mathematiſchen und anderen Kenntniſſe gelangten er und ſeine Nachfolger am Hofe und ſonſt zu Anſehen, zu Ehren und Aemtern. Sie haben eine Menge theils religiöſe, theils wiſſenſchaftliche Werke herausgegeben, von denen einige ſelbſt in die große chineſ. Sammlung aufgenommen ſind *). Man ſollte dieſelben durchaus nicht ſo unbeachtet laſſen, da ſie auf die Entwickelung des Volkes und der Wiſſenſchaft nicht ohne Einfluß geweſen ſein mögen. Man kann ſonſt leicht ein philoſophiſches Werk, das aus europäiſcher Quelle gefloſſen iſt, wie es geſchehen iſt (ſ. unten) für ein rein chineſiſches halten.

Wir haben dieſe Wirkſamkeit der Jeſuiten in China hervorgehoben, weil wir die Verbindung europäiſcher Wiſſenſchaft mit der Miſſion bei gebildeten Völkern für durchaus weſentlich und im Intereſſe beider achten. Die Jeſuiten waren freilich den Kaiſern Alles, Uhrmacher, Stückgießer, Maler, Aſtronomen. Ihnen verdanken wir auch den großen Atlas dieſes Reiches, den d'Anville herausgegeben hat. In kirchlicher Hinſicht mögen ſie allerdings zu lax und anſchmiegend geweſen ſein, indem ſie namentlich die ſ. g. chineſ. Ceremonien, den Ahnendienſt

*) Siehe meine Geſchichte des öſtlichen Aſiens. II. S. 815.

und den Dienſt des Confucius mitmachten, weßhalb ſie mit den ehrlicheren aber beſchränkteren Dominikanern und Franziskanern in Streit geriethen, was den Verfall des kath. Chriſtenthums in China mit zur Folge hatte. Das Detail hievon haben wir in unſerer Geſchichte des öſtlichen Aſiens Bd. I. S. 358—390 und II. S. 534 ff. ausführlicher aus den Quellen erzählt. Keſſon folgt nur Schröckh. Genug, dieſe Streitigkeiten unter den kath. Miſſionären gaben der Ausbreitung des kathol. Chriſtenthums in China den erſten Stoß. Unter Yungtſching wurden alle Miſſionäre bis auf wenige in Peking, aus den Provinzen nach Macao verwieſen und 1732 über 300 Kirchen eingezogen und 300,000 Chriſten ihrer Lehrer beraubt. Die kath. Miſſionäre haben ſich zwar ſpäter wieder im Geheim eingefunden und rühmen ſich neuerdings einer bedeutenden Anzahl von Bekehrten — 1846 an 400,000, aber Keſſon bemerkt mit Recht, daß man gegen dieſe Angaben mißtrauiſch ſein muß. Im Ganzen war nach Milne die 300 jähr. Wirkſamkeit der kath. Miſſionäre in China trotz ihrer Ausdauer ſehr gering.

Die proteſt. Miſſionäre in China und überhaupt in Aſien haben bis jetzt noch weniger gewirkt, und mußten daher öfter z. B. Nouv. Journ. As. 1828. T. II, p. 25 und noch neuerdings von Katholiken viele Angriffe erfahren. Keſſon hält ſich eigentlich nur an die Namen von Morriſon, Milne und Gutzlaff und folgt darin Ellis's History of the London Missionary Society. London 1844. T. I und Gutzlaff de Apostel der Chinezen, door G. R. Erdbrink. Rotterdam 1850. Williams Middle Kingdom T. II. S. 290—381 gibt ſchon eine weit beſſere Ueberſicht, und die Cyclopedia of Missions by Rev. Harvey Newcomb. New-York 1855 8. p. 244—296 die neueſten Nachrichten über dieſe Miſſionen in China. Wir können ihre Wirkſamkeit nur kurz charakteriſiren. R. Morriſon gieng 1807 nach Canton. Er lernte, wie die Jeſuiten, die Sprache des Landes und kleidete ſich auch, wie ſie, erſt chineſiſch, legte aber dieſe Tracht bald wieder ab, und erhielt einen Gehalt von der brittiſchen Faktorei als Ueberſetzer. Wenn die oſtindiſche Compagnie vom Miſſionär nichts wiſſen wollte, trug ſie dagegen bei der Herausgabe ſeines großen chineſ. Wörterbuches 1822 mit 15,000 L. die Koſten des Werkes und ſtellte ihm die ganze Ausgabe zur Verfügung. Er verfaßte auch eine chineſ. Grammatik, überſetzte das ganze Neue und mit Dr. Milne zuſammen auch das Alte Teſtament in's Chineſiſche. Beim Aufhören der oſtindiſchen Compagnie 1834 wurde er Sekretär der brittiſchen Commiſſion in Canton, ſtarb aber ſchon dasſelbe Jahr und ſein Sohn, der ihm im Amte folgte, 9 Jahre darauf. Getauft hatte er erſt nach 7 Jahren — einen Chineſen, aber ſeine ganze Thätigkeit ſollte auch nur eine vorbereitende ſein. Mehr Miſſionär war ſchon Karl Gutzlaff, ein Schneidersſohn aus Pommern, den ein Stück des Baſeler Magazin für die Miſſion beſtimmte und eine Ode auf den König von Preußen zu einer Stelle in Jänickes Miſſions-Inſtitut in Berlin verhalf, von wo er dann 1823 nach Holland und, von der niederländiſchen Miſſions-Geſellſchaft zu Rotterdam ausgeſandt, 1826 nach Batavia, Singapore, Siam und 1831 auf einer chineſiſchen Junke als Steuermann nach China kam. Er hatte in Batavia durch Dr. Medhurſt chineſiſch gelernt, ſprach es fertig, und gelangte ſo, von Natur etwas chineſiſchen Anſehens und ganz chineſiſch gekleidet, nach Thian-tſin und andere ſonſt wenig oder nicht betretene Orte der Küſte, überall Bibeln und Traktätchen vertheilend. Beim Frieden von Nan-king 1842 diente er als Dollmetſcher, erhielt ſpäter eine Civilanſtellung bei den Engländern, ſtarb aber nach ſeiner Rückkehr aus Europa ſchon den 9. Auguſt 1851, erſt 48 Jahre alt, ohne für die Miſſion bei aller Thätigkeit anſcheinend etwas beſonders ausgerichtet zu haben. Die Stellung dieſer prot. Miſſionäre zu den Chineſen war aber eine ganz andere als die der Jeſuiten. Dieſe wollten neben dem Miſſionäre kaiſerliche Beamte ſein, trugen ſich ganz chineſiſch und fügten ſich dem chineſ. Weſen, die prot. Miſſionäre legten die chineſiſche Tracht alsbald ab, und waren daneben engliſche Beamte. Sie verſchmähten es, ſich gegen das Geſetz des Landes heimlich einzuſchleichen, und wenn hier ausgewieſen, am andern Ende wieder einzudringen. Als ihnen China verſchloſſen ward, kamen ſie zuerſt auf den Gedanken auf die vielen tauſend Chineſen,

die in Hinterindien und dem oſtind. Archipel zerſtreut ſind und die zum Theil ſpäter wieder nach China zurückkehren, einzuwirken. Ueberall in Singapore, Malacca, Pinang, Batavia, Borneo wurden Miſſionen, Schulen und Druckereien gegründet, die Bibel überſetzt, Traktätchen verfaßt und verbreitet. Amerikaner und Engländer nebſt einigen unſchuldigen Deutſchen wirkten eifrig dafür. Der Kaufmann unterſtützte ihre Sache gerne, denn dieſe Miſſionäre ſind gewiſſermaßen die Squatterer, welche die erſten Anlagen machen und der Eroberer folgt ihren Spuren. Doch auch dieſer Verſuch ſchlug gänzlich fehl. Die Miſſionäre waren der chin. Sprache noch zu unkundig, die Dialekte der ausgewanderten Chineſen zu ſehr verſchieden, das Volk zu arm und zu ſehr mit der Noth des Lebens kämpfend, auch zu wenig feßhaft, als daß ſie auf dasſelbe groß einwirken konnten. Die Chineſen ſind zwar nicht ſo feſten Glaubens, wie die eigentlich buddhaiſtiſchen Völker, aber zu ſinnlich und zu religiös indifferent. Es wurden daher alle dieſe Miſſionen aufgegeben, ſobald der Frieden von Nan-king die 5 Häfen öffnete und das Toleranzedict Tao-kuang's geſtattete, die Miſſionen nach China zu verlegen; 1849 wirkten ſchon nach Keſſon an 85 europäiſche Miſſionäre und 212 einheimiſche, nicht nur durch Bibeln, Tractätchen und Predigten, ſondern auch durch Schulen, Hoſpitäler und Aerzte, die ſie unterhielten. Allerdings waren viele von dieſen Hunderttauſenden von Büchern und Teſtamenten rein weggeworfen; gleichwohl konnten bei einem literäriſch gebildeten Volke dieſelben nicht ohne alle Wirkung bleiben. Es zeigt dies die gegenwärtige Revolution; hat dieſe auch einen tieferen Grund, ihr Einfluß darauf iſt offenbar. Ein Jeſuiten-Chriſtenthum konnte ſich dem alten Chineſenthum anſchmiegen, wie einſt der Buddhaismus, ein prot. Chriſtenthum, wo dem Miſſionäre der Kaufmann und der Eroberer folgt, kann nur mit ſeiner Zerſtörung enden. „Was da lebet, muß verderben, ſoll es anders werden neu!“ Die politiſchen Umſtände begünſtigen dieß.

Als die Mandſchu 1644 China eroberten, ließen ſie zwar die alte Verfaſſung beſtehen und es gieng den Chineſen eigentlich beſſer, als den Römern in Gallien und ſonſt beim Eindringen der germaniſchen

Stämme. Es blieb ihnen der Zutritt zu allen Ehren und Aemtern, nur die höchſten Stellen wurden verdoppelt und die Hälfte mit Mandſchu beſetzt. Indeſſen blieben beide Völker immer getrennt, es beſtand kein Connubium unter ihnen, und es waren eigentlich bloß Militär-Colonieen im Lande.*) Als Barbaren verachtet, hatten ſie doch in den höchſten Aemtern den Vorrang, und mußten ſo, da ſie wohl oft auf Seitenwegen zu Amt und Ehren kamen, und nicht immer durch die mühſamen Staatsprüfungen, — während von den vielleicht 2 Mill. Literaten, welche die Prüfungen alle 3 Jahre in Bewegung ſetzen, nur wenige den unterſten Grad, noch weniger eines der 13,647 Civilämter erlangen können, dieſe höchſt unzufrieden machen, zumal in neuerer Zeit, ſeit ſie den Engländern 27 Mill. Doll. zu zahlen hatten, viele Aemter bei der Finanznoth durch Kauf oder Beſtechung erlangt wurden. Solche unzufriedene Literaten ſind nun auch die Häupter des jetzigen Aufſtandes in China.

*) Nach Meadow's S. 31 haben die Mandſchu 150,000 M. Tataren in Pe-king und kleinere Garniſonen von je 3000 M., mit Frauen u. Kindern aber an 8000, in 9 Provinzialhauptſtädten und 10 anderen wichtigen Punkten. Das Anſehen der Mandſchu ſank aber ſehr, ſeit im Kriege mit England die Mandſchubeſatzungen in Tſcha-pu und Tſchin-kiang vernichtet wurden. Meadows S. 160 gibt darüber einen intereſſanten Bericht von einem Mandſchu-Offizier: „früher fürchtete man die Truppen wie Tiger, jetzt erſcheinen ſie wie Lämmer“; auch die Disciplin ſei ganz dahin.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4 März.

Nr. 27. 1857.

Historische Classe.

Neuere Werke über China.

Nr. 5—11.

(Schluß.)

Verbindungen mancherlei Art gehören zum chin. Wesen; aber in Zeiten der Noth besonders bildeten sich schon früh geheime Gesellschaften. Wir haben deren schon in unserer Gesch. d. östl. Asiens II. 929 und sonst erwähnt. Am bekanntesten ist die Dreieinigkeitsgesellschaft (s. Gel. Anz. III. Nr. 23). Entdeckt wechselten sie den Namen. W. Milne „the Triad Society" (Transact. of the R. As. Soc. London 1827. 4. T. I. p. 240—250), Tomlin (Journ. of R. As. Soc. VI. 137 ff.) und E. H. Roettger Thian Thi Hoi'h Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erden, der kommunistischen Propaganda Chinas. Berlin 1852. 8. gaben darüber nähere Nachrichten, die Kesson C. 17 u. 18 benutzt, ohne etwas Neues eben hinzuzufügen. Schon die früheren Rebellionen gegen die Mandschu sollen durch die Pe-lien-kiao hervorgerufen sein. (S. Gesch. d. östl. Asiens II. 697 ff.). 1830 wurden wieder ähnliche Gesellschaften entdeckt. Früher, scheint es, waren buddhaistische Ideen, wie die erwartete Erscheinung eines neuen Buddha, des Mile, d. i. Metreja, ihnen nicht fremd. Diese verschiedenen Sekten zeigen sich besonders unter den ausgewanderten Chinesen verbreitet. Die ersten Auswanderer waren schon Unzufriedene, die sich der Herrschaft der Mandschu zu entziehen suchten. Die Noth führte diese Armen wohl schon zu solchen Bündnissen zu gegenseitigem Schutz. Neben dem Haß gegen die fremden Eroberer tritt daher das Band der Gemeinsamkeit, Brüderlichkeit, gegenseitigen Unterstützung und des unbedingten Gehorsams gegen die Obern in den Statuten besonders hervor. Die Noth der Armen treibt sie zu einer Art von Communismus, den wir in der Revolution wiederfinden. „Sie wollen, wie sie sagen, den furchtbaren Contrast zwischen Elend und übermäßigem Reichthum vertilgen. Die Reichen und Mächtigen kamen nicht anders auf die Welt, als ihre unterdrückten Brüder; die Absicht des Höchsten war nie, daß Millionen Himmelssöhne zu Sklaven von wenig Tausenden verdammt sein sollten und der Vater Himmel und die Mutter Erde gab diesen nie das Recht zu verschlingen, was gleichmäßig Millionen gehörte." Man gehorcht den Beamten nur scheinbar, bis man stark genug ist. An der Spitze des Ganzen, sowie in jeder einzelnen Stadt steht ein Aeltester (Kah), mit einem ältern und jüngern Bruder und einem Schatzmeister, dem jeder 2 Doll. Eintrittsgebühr bezahlt. Schwere Eide der Treue und Verschwiegenheit binden den Einzelnen; den Verräther trifft der Tod. Er schwört, „weder Vater noch Mutter, Bruder noch Schwester, Weib noch Kind zu kennen, nur die Brüderschaft; ihr zu folgen, wohin sie führe, ihr Feind solle der seine sein." Sie haben eigene Erkennungszeichen und Wörter, wie die Freimaurer; ein fünfeckiges Siegel mit versetzten chinesischen Charakteren, daher

schwer zu verstehen, das Kessen nach Röttger mittheilt und eine geheimnißvolle Art der Einweihung, indem der Eid unter 2 gekreuzten Schwertern abgelegt wird, das Blut des Einzuweihenden mit dem des Aeltesten gemischt und getrunken und ein weißer Hahn von jenem geköpft wird, mit dem Ausrufe: „so wolle er sein Haupt verlieren, wenn er untreu werde."

In Nr. 7 geben der Missionär Callery und Dr. Yvan die erste zusammenhängende Erzählung von dem Aufstande in China. Das Buch wurde daher mit Begierde aufgenommen und ins Deutsche von Otto, in's Englische u. s. w., zum Theil mit Ergänzungen, übersetzt, obwohl es nur aus Proklamationen der Kaiserlichen und der Rebellen und Zeitungsnachrichten, die es nicht einmal angibt, aber durch einige allgemeine Schilderungen geschickt zu verbinden weiß, schöpft. Das Werk geht nur bis zur Eroberung von Nan-king und enthält bloß die äußere oder Kriegsgeschichte und manche Angabe darin, wie auch die Karte, ist unzuverlaßig, z. B. S. 41 die über Thian-te vgl. mit S. 142. Sein Verhältniß wird indeß auch durch Meadows S. 240 noch nicht ganz klar.

Ueber die inneren Verhältnisse des Aufstandes geben Biernatzki (Nr. 8), Fishbourne (Nr. 9) und Broullion (N. 10) einige nähere Aufschlüße. Der Erstere hat bloß einige englische Zeitungen, die in China herauskommen, und in Deutschland selten sind, wie Overland Friend of China 1853: Overland Register 1853: Ov. China Mail; North China Herald 1853 u. a. neben Callery, in der 3. englischen Ausgabe von J. Orenford, London 1854 mit Zusätzen, benutzt und zum Theil übersetzt. Fishbourne kommandirte ein Schiff in Schang-hai, als es von den Kaiserlichen wieder erstürmt wurde. Seine Erzählung ist etwas weitschweifig und zum Theil aus dem North China Herald und dem Friend of China genommen. Beide sind zu sehr für die Christlichkeit der Aufständischen eingenommen. Die Kriegsgeschichte des ersteren enthält nichts-besonderes; wichtiger sind die politischen und religiös-moralischen Schriften der Aufständischen, über die er einiges mittheilt.*)

Wir berühren diese Bücher jetzt nur vorübergehend und wenden uns zum wichtigsten Werke über den Aufstand nach Hambergs Werk, das von Neumann III. Nr. 23 bereits angezeigt ist, nämlich zu Meadow Nr. 11. Auch über dieses gestattet der Raum dieser Blätter nur eine gedrängte Nachricht. Nach 2 kurzen Capiteln über die politische Geographie und die Verwaltungsmaschinerie Chinas, dann über die Theorie und die praktische Wirksamkeit der normal-chinesischen Autocratie und 2 nicht längeren über die Mandschu-Eroberung, ihre abnorme Politik, die Abneigung der Chinesen gegen sie und ihre Schwäche, besonders seit dem englischen Kriege und dann über den Anwachs des chines. Volkes, die Ursachen seiner Einheit und Gleichartigkeit, — indem nur im Südosten die Chinesen einen abweichenden Charakter zeigten, — beschäftigen Cap. 6—20 S. 74—491, sich mit dem Aufstande, nur Cap. 18 wird eine Notiz über die Philosophie, Moralität, Politik und Religion der Chinesen eingeflochten.

Hong-sieu-tsiuen's Jugend, Vision, Bekanntschaft mit christlichen Traktätchen und Bekehrung zum Christenthum, die Bildung der Sekte der Gottanbeter in Kuangsi, sein Zusammenkommen mit Roberts werden nach Hamberg zuerst geschildert, die späteren Vorfälle aber nach Meadows Berichten an die engl. Regierung in den Parliamentary Papers on the Civil War in China. 1853, und seinen Artikeln im „North China Herald," der in Schanghai herauskommt, und einer kleinen Schrift The Chinese Rebel Chief. London. Erst ein eifriger Schüler der klassischen Schriften der Chinesen, wurde er, nachdem er im Examen durchgefallen war, mit den heiligen Schriften der Christen bekannt und schöpfte daraus seine mangelhafte Kunde des Christenthums, die er mit seinen alten chinesischen Vorstellungen vermischte.

*) Die Uebersetzung des sog. dreizeiligen Classikers v. J. 1853 bei Fishb. p. 208—20 gab mit der Ode für die Jugend u. dem Buche der himmlischen Verordnungen v. J. 1852 nach Medhurst engl. Uebers. schon die Zeitsch. d. deutsch morgenl. Ges. Bd. 7, 628—646.

Wir glauben, Montemé hebt die Verbreitung christlicher Ideen durch die Missionäre und die von ihnen ausgestreuten christlichen Bücher nicht genug hervor. Er erklärt weder die neue Richtung des Hasses der Aufständigen, aber nicht die Bewegung unter dem Volk. Der Haß gegen die Fremden erklärt sich aus Folgendem. Schon 1845 (S. 99) spricht Hung-sju-tsüen von der Herabkunft Gottes des Vaters und Jesu und Offenbarungen an ihn. Montemé, der Alles im Einzelnen verfolgt und nachgewiesen erklärt, hebt hervor, wie mißverstandene Bibelstellen vergleichen mit veranlaßt haben mögen. Mehr gewinnt erwähnt Cap. 10 der geheimen Gesellschaften, deren Einfluß auf die Revolution weit mehr betrachtet, als er erscheint, und eben so wenig bei der Mission, auf welchen sie sich zuerst warfen. Dahin gibt er Cap. 11 eine interessante Unterhaltung, die verschiedenen Ansichten Taotschang, mit einem Exemplar mancherlei Ursprungs 1845 über die Engländer und deren Macht, die heute nicht genug wichtig. Montemé S. 137 meint, daß die Verbindung von 14 Schiffen einer Flottenstation durch die Engländer, am 23. Oktober 1849, deren Mannschaft sich an die Küste setzte und sich in Hung-sju-tsüen quartierte, dem Aufstande mächtig Vorschub gethan habe. Er bemerkt dann S. 139 die zweifache Bestimmung Kwangsi's und einen Gewinn Pentsi's und der Fremden aber spärlichen Einwanderer (Kiaking), die schon lange mit einander in Kampf und Streit waren, welchen die Mandarinen nicht schlichten konnten. Im Okt. 1850 kam es zwischen beiden zum offenbaren Kampfe. Die Kaiserl., zu welchen die Mandarinen sich schlugen, hatten sich in Lungtsin festgesetzt über die Hauptstr., und zum Schutze sich in den Gebäuden. Die Verfolgung durch die Truppen sich hing von einem zum Andern, so daß nach M. erst nur eine örtliche, dann eine Sache war. Dann in das Detail der Kriegsereignisse eingehend, welche M. aus der Hauptquelle und die besten Zeitungen. Er bemerkt aus S. 149, daß in der ersten Woche der mündliche Verkehr 2½ Jahre über, von Oktober 1850 — März 1853 aus verschiedenen man sie hatten nur eine Armee, mit der sie sich von Ort zu Ort bewegten. Von einer Reformation der Ming habe das Haupt der Aufständigen nichts, und eben so wenig von der Dreieinigkeitsgesellschaft wissen wollen. S. 152. Verpönt befahl der Kaiser den 25. Sept. 1851, der fremden Lehre durch Verbrennung der Kenntniß der christlichen Lehre und Moral entgegen zu wirken. Es half eben so wenig, wie seine Truppen. Eine so tief eingewurzelte Revolution kann nur durch überall verbreitete Mittel siegen. Das müssen die Taiping und verbanden dem öffentlichen einen großen Theil ihrer Erfolge. Was, was sich widersetzte, war vernichtet; Alles was ihnen half, was sich ihnen gänzlich ergeben und dienen, sie besaßen über alle Provinzen und alle Einwohner, gerade wie in der franz. Revolution. Die Frauen und Kinder der in den Kampf Gestürzten mußten ihnen als Opfer dienen. Die militärische Organisation der Aufständigen ist nach S. 164 genau von Taotschang aus dem alten Chine entlehnt. Die Aufständigen nahmen Bewaffnung, Kleidung u. s. w., — wo die Mandarinen mit Frau und Kind sich zu Tode schießen ließen — und brachten die ganze Bewaffnung mit nach Nanking, wo sie die mohammedanischen Mandarinen bald und nach 3 andern Seiten getrieb und in welchem Nahmen zum Hofe erhoben wurden, während die Frauen und Kinder aus dem nördlich gelegenen provisorischen Lustschlosse gut gepflegt und gepflegt wurden. S. 173. Das fast unmenschliche Elend wird übrigens von M. nur kurz angedeutet. S. Journ. d'Hong. 1855 p. 116—122 u. 3. Chronik in Bruxelles p. 337—339. Cap. 14 enthält dann die Kriegsthaten der Aufständigen und der Einnahme von Nanking vom 12. März 1853 gegen M. bis auf die Gegenwart. Er wurden im Jun. 1853, nachdem sie am 30. Okt. die Linie für vorgetragen waren, in Ziang-hai von der Mandschu-Garnison unter Seele und 4500 Mongolen blutig. Es folgt dann an Chronik *). Es ist auf dem

*) Die Bekanntschaft der Mandarinen mag der Verfasser auf S. 187 nicht aufgenommen, erwähnte daß wenn sie auch in Nebenden schlagen, sie Kriegs-Ehre dann für sich behalten müßten, wie auch die Mandschu heute thun.

Zuge gegen Pe-king auf Hinderniſſe ſtießen, wurde ihnen eine zweite Armee aus dem Süden zu Hilfe geſandt, mit der ſie ſich zu Lin-tſin vereinigten und dieſe Stadt 1854 den 12. April erſtürmten, trotz der Mandſchu und Mongoliſchen Cavallerie. Die Aufſtändiſchen beherrſchen nun ſeit mehren Jahren den Kiang von Tſchin-kiang im O., bis Yo-tſcheu im W. und das Land an beiden Ufern 50—100 e. M. landein nebſt den beiden großen Seen Tung-ting und Po-yang, ſammt ihren Küſten. Das chriſtliche Element des Aufſtandes war nach S. 191 ff. in China ſelbſt, wo M. war, lange verborgen. Der Intendant Wu ſuchte europäiſche Schiffe zu kaufen oder zu leihen und es gelang ihm, einige portugieſiſche Lorchas zu gewinnen, ohne daß es den Kaiſerlichen viel geholfen hätte. Dieß war das erſte Zuſammentreffen der Aufſtändigen mit den Europäern. Die Nothwendigkeit, ſich über die Lage der Dinge zu unterrichten, veranlaßte M. zu einer Excurſion auf den großen Kanal, die er Cap. 16 beſchreibt. Im folgenden wird der Verkehr der Aufſtändigen mit den Europäern geſchildert. Die Anſprüche der Tai-pings auf eine Univerſal-Weltherrſchaft traten immer mehr hervor. M. bemerkt aber mit Recht S. 323, daß das nur altchineſiſche Ideen ſind. Cap. 19 unterſucht genauer das Verhältniß der neuen Sekte zum Chriſtenthume. Es iſt nach Meadows ein Chriſtenthum, modifizirt durch altchineſiſchen Glauben, der Glaube an den einigen Gott und Schöpfer, der aber anthropomorphiſch gedacht wird, indem die Maria zu ſeiner Frau gemacht und auch Jeſus Frauen und Kinder zugeſchrieben werden. Zuletzt Cap. 20 räth M. die europ. Mächte von einer Einmiſchung ab; ſie möchten vielmehr den Beſtand Chinas durch einen Traktat gegen Rußland garantiren, das (S. 476) ſchon durch einen Vertrag die freie Beſchiffung des Amur mit einem Gebiete an ſeiner Mündung erlangt habe — den neueſten Nachrichten nach, ſetzen wir hinzu, alles Land im N. des Amur (11,000 d. □ M.) wenigſtens occupirt haben ſollen. S. Petermann geogr. Mitth. 1856 S. 175 u. 472 ff.

Wenn man die frühere Geſchichte Chinas, den Sturz alter und das Aufkommen neuer Dynaſtien kennt, ſo ergibt ſich, daß der Kampf meiſt lange dauernd geweſen iſt. Man ſtürzt in China nicht Dynaſtien über Nacht, wie in Europa; das Gezimmer iſt dort zu feſt und dauerhaft, als daß es ſo leicht auseinander gehen ſollte. Der Aufſtand gegen die Ming begann z. B. 1644 und die letzten Kämpfe gegen die Mandſchuherrſchaft endigten erſt 1680—83. Auch der Kampf der Ming gegen die Mongolen, ehe dieſe 1368 aus China vertrieben wurden, die Eroberung Chinas durch die Mongolen, wie früher die Gründung und Vernichtung der Dynaſtien Han und Thang dauerten viele Jahrzehnte; ebenſo der Vernichtungskampf der Mongolen gegen die Kin 1209—1235 (ſ. meine Geſch. d. öſtl. Aſiens. I. S. 158—195). Ich habe da gezeigt, daß es ganz irrig iſt, wenn man die Chineſen im Allgemeinen für ein ganz unkriegeriſches Volk hält. Nach 200jähr. Frieden iſt freilich weder Kriegsſinn noch Kriegsübung da, doch bei anhaltendem Kampfe werden dieſe geweckt und geübt. So weit die dürftigen Nachrichten eine Einſicht in die Regierungsverhältniſſe geſtatten, ſcheint das Kaiſergeſchlecht noch keineswegs ausgeartet und der Druck nicht ſo unleidlich zu ſein, daß ein Aufſtand nothwendig wäre. Nach P. Serra (Transact. of the R. Asiat. Soc. t. III. p. 136) führte Kia-khing noch ſelbſt die Regierung und die intereſſante Unterhaltung Tao-kuangs mit dem hohen Beamten, die M. Cap. 11 mittheilt, zeigt, daß auch dieſer noch perſönlich mit dem größten Eifer in das Detail der Geſchäfte eingieng. Ob alſo, wenn nach 10- vielleicht 20jähr. Kämpfen die nicht übermäßig ſtarken Mandſchu in China aufgerieben, oder daraus in die Oeden der öſtl. Tatarei zurückgedrängt werden ſollen, China darum aus ſich eine neue religiöſe oder politiſche Organiſation hervorgehen laſſen wird, möchte noch ſehr die Frage ſein. Bisher erhob ſich der alte chineſ. Bau, nur wenig verändert, immer neu wieder aus der Aſche. China, bemerkt M. mit Recht, iſt das wenigſt revolutionäre Land, wobei es ſich um Prinzipien handelt, obwohl die Aufſtände (gegen Perſonen) dort ſehr häufig ſind. In den letzten Jahren hat der Aufſtand aber keine Fortſchritte gemacht.

Dr. Plath.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. März.

Nr. 28. 1857.

Historische Classe.

Minute by the Marquis of Dalhousie, reviewing his Administration in India, from January 1848 to March 1856. Ordered, by the House of Commons, to be printed 30. May 1856.

Die Ansichten der englischen Staatsmänner und der ostindischen Kompagnie über die Stellung Großbritanniens zu den einheimischen Fürsten haben im Laufe der Zeit mannigfachen Wechsel erfahren. Mit diesen Ansichten hängen die Ereignisse innig zusammen; sie sind großentheils aus ihnen hervorgegangen. Man könnte ihnen gemäß die Geschichte der Engländer in Asien in drei verschiedene Zeiträume eintheilen. Bald nach der Festsetzung in Bengalen erschien eine allzugroße Ausdehnung der Herrschaft für die Macht selbst gefährlich. Ueberdies galt es manchem Staatsmanne und vielen aus dem Volke für ein Unrecht, die legitimen Fürsten ihrer Herrschaft zu berauben. „Nur ein Einbruch großer Massen, welche im fremden Lande sich niederlassen, berechtige zu solchen Maßnahmen". Diese Ansicht blieb lange die herrschende, und bewirkte die so häufige Einsetzung neuer Fürstengeschlechter, oder die Wiedererhebung der abgesetzten, innerhalb der eroberten Reiche in Hindostan und Dekhan. Da fehlte es nicht an unangenehmen Erfahrungen. Entweder suchten die neuen Fürsten das lästige Joch der Franken abzuschütteln und sich unabhängig zu machen, oder sie ergaben sich einem liederlichen Despotismus, der die britischen Eroberungen in Räuberhöhlen verwandelte. Beides konnte man nicht dulden. Am besten wäre es wohl, so dachten Manche, diese Fürsten der Macht zu entkleiden und ihre Länder unter Sequester zu regieren. Das ist auch während der letzten Jahrzehnte wiederholt geschehen, und hie und da mit gutem Erfolge. Ein britischer Beamte trat dann an die Stelle des entsetzten Fürsten; alle andern Einrichtungen und einheimischen Gesetze sind geblieben. So geschah es namentlich zu Maisor, worüber die anglo-indische Regierung 1856 eine ausführliche Darstellung veröffentlicht hat.

Mit solchen Maßregeln, sagen die Gegner der Sequestrationen, haben wir nur wenig gewonnen. Mehrere Classen der Bevölkerung sehen immer noch zu den einheimischen Fürsten empor und bauen auf sie thörichte Hoffnungen künftiger Unabhängigkeit. Bevor nicht alle ehemals regierenden Familien, alle einheimischen aristokratischen Classen zu Grabe gegangen, ist unsere Herrschaft nicht gesichert; erst dann sind wir auch moralisch die Gebieter von Hindostan und Dekhan. Alles Volk jener Länder, die öffentliche Meinung des Volkes wird dann nur uns kennen. Dieser Ansicht der Herrschenden im indischen Hause und bei den engl. Staatsmännern huldigte auch der neue Oberstatthalter Lord Dalhousie. „Eine friedliche zuwartende Politik, wie zu den Zeiten des Lord Cornwallis, des John Schore und anderer Statthalter war schon damals und vielmehr jetzt ganz ungeeignet. Wellesley ist das nachahmenswürdige

Beispiel. Alle indischen Großen müssen bei passender Gelegenheit, unter diesem oder jenem Vorwande, beseitigt werden".

Nach solchen Grundsätzen verfuhr der Lord im angloindischen Reiche, gleichwie ein Selbstherrscher. Einen mehr andeutenden als ausführlichen Bericht über alle äußern und innern Ereignisse, während seiner achtjährigen Verwaltung, gibt die vorliegende Denkschrift.

Der Oberstatthalter Lord Hardinge hielt nach der Unterzeichnung des Friedens mit den Sikh die Ruhe im Fünfflußgebiete derart gesichert, daß er meinte, es könnten im Kriegswesen bedeutende Verminderungen eintreten. Das anglo-indische Heer war von 1837—1846 um 120,000 Mann aller Waffengattungen und 834 Offiziere vermehrt worden. Hardinge hat (1847) 50,000 Sipahi entlassen und nicht lange hernach um seine Enthebung gebeten. Lord Dalhousie landete am 12. Januar 1848 zu Bengalen und übernahm alsbald die Leitung der indischen Regierung. In England rechnete man so sicher auf den dauernden Frieden im östlichen Reiche, daß bei der Wahl des neuen Oberstatthalters vorzüglich seine Handels- und Geschäftskenntnisse berücksichtigt wurden.

Die Anordnungen Hardinge's hatten sich nicht bewährt. Das Pendschab mußte, wäre auch der Oberstatthalter nicht aus Princip dieser Ansicht gewesen, unter die unmittelbare Herrschaft der Engländer gestellt werden. Nur so konnte man neuen Kriegen, neuen Verlegenheiten vorbeugen. Dies geschah mittelst einer Bekanntmachung des Oberstatthalters am 29. März 1849. An diesem Tage wurde dem Volke der Sikh die Vereinigung des Mahradschah Dhalip mit Britisch-Indien verkündet. „Die Sikh", erklärte Lord Dalhousie, „hätten die auferlegte Kriegssteuer nicht bezahlt und die Darlehen niemals zurückerstattet; sie hätten sich durch die Erneuerung des Krieges undankbar bewiesen und jeden Anspruch auf Milde verwirkt. Die indische Regierung wäre der eigenen Sicherheit wegen und gegen ihren Willen gezwungen, die Familie des Ranadschit des Thrones zu entsetzen. Das ganze Eigenthum dieser Familie, alle liegende und fahrende Habe, besonders die Juwelen, seien die rechtmäßige Beute des Siegers; Dhalip erhalte einen Gnadengehalt; den friedlich gesinnten Häuptlingen verbleiben ihre Lehen; die anderen verlieren sie sammt dem übrigen Besitzthum. Alle Burgen, außer die von den Engländern besetzten, werden geschleift und auch die andern Festungswerke werden niedergerissen. Von nun an gebe es keine Staatsreligion mehr im Lande der Fünfflüsse: Brahmane, Sikh und Muselman genießen gleiche Rechte". Dies Alles wurde im vollen Staatsrathe zu Lahor verkündet. Dhalip unterzeichnete mit kindischer Sorglosigkeit seine Abdankungs-Urkunde; ihm folgten die Häuptlinge. Nur ein Einziger wagte einen leisen Widerspruch. „Ihr Engländer", sprach Diannath, „habt 200,000 Sikh ermordet und jetzt nehmt ihr noch unser Land".

Die britischen Farben flaggten auf dem Schlosse und 100 Kanonenschüsse verkündeten den Untergang des Reiches der Sikh. Golab behielt, vielleicht zur Belohnung geheimen Verraths, sein Fürstenthum Dschamu unter den bekannten Bedingungen des Vertrags von Amritsir. Auf die Nachkommen wird es der Maharadschah schwerlich vererben. Die Bewohner innerhalb der Fünfflüsse wurden entwaffnet und das Land durch 33,000 Mann militärisch besetzt; die meuterisch gestimmte Hauptstadt, mit einer Bevölkerung von 80,000 Seelen, worunter aber kaum 4000 Sikh, erhielt allein eine Garnison von 8000 Mann; überdies blieben 38,000 an den Grenzen stehen. Alle Truppen zusammen im Pendschab, dem Dschalindher Zwischenflußgebiet und an der Nordwestgrenze beliefen sich noch 1850 auf 71000 Mann. Das Fünfflußgebiet kam unter die unmittelbare Aufsicht des Oberstatthalters; Dalhousie wollte über die neue Eroberung unumschränkt selbst gebieten. Einigen einsichtsvollen Männern wurde die Regierung übertragen, welche nach östlicher Weise alle höchsten Gewalten in sich vereinigten, und sie haben auch innerhalb weniger Jahre eine vollkommene Umgestaltung erwirkt; das Pendschab gehört jetzt schon zu den ruhigsten und glücklichsten Ländern im Morgenlande *).

*) First Punjab Report 33, 58. Second Punjab Re-

Die Entwaffnung geschah ohne Widerstand; die Sikh haben wiederum, wie ihre Ahnen gethan, zum Pfluge gegriffen; sie erfreuen sich, wie niemals vorher, der Früchte ihres Fleißes, gestützt durch die starke Hand des neuen Gebieters. Andere haben das Kriegshandwerk vorgezogen; ganze Massen ließen sich anwerben und fochten unter früher so verhaßten Fahnen gegen die Birmanen und andere Feinde. Diese Sikh zählen jetzt schon zu den tapfersten und verläßigsten Kriegern im anglo-indischen Heere. Die großen Lehen, von Ranadschit Singh seinen Getreuen und dem schwelgerischen Hofgesinde verliehen, wurden eingezogen; es galt den Adel und die höheren Klassen zu schwächen und zu vernichten. Die früheren Schenkungen an Gotteshäuser blieben den Geistlichen, jedoch nur auf Lebenszeit. Auch sie werden beim Tode der jetzigen Besitzer zum Staatsgute geschlagen.

Die Kanalisirung des Baridoab oder Bariz wieflußgebietes, zur Berieselung des Landes zwischen dem Ravi und der Satledsch ist ein Werk solcher Größe, daß sie nur von dem Ganges-Kanal übertroffen wird. Ihre Hauptlinie und Nebenzweige erstrecken sich auf 465 engl. Meilen. Selbst während der trockenen Jahreszeit wird der Kanal bei seinem Beginne in jeder Sekunde eine Wassermenge von 3000 Kubikfuß einherwälzen. Zu Multan sind die künstlichen Rinnsale, ein Werk der ehemaligen afghanischen Gebieter des Landes, schnell wieder hergestellt, in einer Ausdehnung von 60 engl. Meilen. Den Indus und seine Nebenflüsse ließ die Regierung wiederholt durch Dampfer befahren. Man kann nach Angabe des Oberstatthalters mittels solcher Dampfer bis unsern Kalabagh, und, sind einstens nur geringe Flußcorrectionen geschehen, nach Atak gelangen. Das Rinnsal des Indus wurde die Heerstraße zwischen Europa und den nordwestlichen Marken des anglo-indischen Reiches. Truppen kommen und gehen auf diesem Wege; der kostspielige und mühsame Umweg über Kalkutta blieb beseitigt. An der großen Hauptstraße des anglo-indischen Reichs, welche von Kalkutta über Delhi, Karnal Ludianah, Lahor und Peschawer sich zieht, in einer Länge von 1423 Meilen, wurde alsbald nach der Einziehung des Landes, auf der Strecke durch das Pendschab von Ludianah längs des Dschalendhar Duab über den Bias nach Amritsir, nach Lahor; dann von Lahor über Wesirabad und den Dschebam nach Rawel-Zindi, Atak und Peschawer, so tüchtig gearbeitet, daß man nächstens, ungeachtet der großen Schwierigkeiten, ihrer Vollendung entgegensieht. Die Strecke dieser Hauptlandstraße durch das Pendschab erheischt 103 große steinerne Brücken und 460 kleinere. Für die Schiffbrücken über den Rawi, den Tschenab, Dschelam und Indus sind 325 größere Boote bestimmt, die hängende Brücke bei Atak über den Indus geführt, hat eine Spannung von 750 Fuß. Die Unkosten dieses großartigen Römerwerkes von Kalkutta nach Peschawer sind in runder Summe auf 1¼ Million und die Unterhaltungskosten auf 50,000 Pf. Sterl. berechnet *).

Nicht bloß in politischer und militärischer Beziehung, sondern auch für den inneren Verkehr und für den Handel mit Mittelasien muß diese Heerstraße eine große Wichtigkeit erlangen. Die Karawanen von Turkistan und Tübet, von Afghanistan und Kaschmir werden auf diesem Wege ihre Rohprodukte zu Markt bringen und dafür Fabrikate mit in die Heimath nehmen.

Wir haben, bald nach der Einverleibung des Pendschab, in Erfahrung gebracht, schreibt Lord Dalhousie, daß die Radschputen, dann die Nachkommen des Nanak, des Begründers der Sikh, mehrere Klane in Sindh, die Suddosi Afghanen, die Wanderstämme innerhalb der Steppen des Pendschab und selbst die Muselman in Multan mehr oder weniger dem Verbrechen der Ermordung weiblicher Kinder ergeben sind. Der Ursachen werden vorzüglich zwei ange-

port 213, Minute by the Marquis of Dalhousie, dated the 28 day of February 1856, reviewing his Administration in India from January 1848 to March 1856. Gedruckt auf Befehl des Hauses der Gemeinen, 30. Mai 1856. S. 30.

*) Statistical Papers relating to India. Auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt, 30. April 1853 S. 60.

geben: Geburts- und Beſitzesſtolz. Die Aeltern ermorden ihre Töchter, weil ſie fürchten, ſie könnten ſie nicht ebenbürtig verheirathen oder die hiefür nothwendigen Unkoſten nicht auftreiben *). Auf einer vom Oberſtatthalter im Rathe gutgeheißenen Verſammlung der Stammhäupter zu Amritſir (1853) ſind mehrere Verordnungen zur Beſeitigung dieſer zwei Urſachen des Verbrechens angenommen worden. Sie wurden in allen Gebieten des Pendſchab gebilligt; auch Maharadſch Gholab Singh fügte ſich ihnen; alle Radſchputen ſeines Fürſtenthumes müßten ſich daran halten. „Würden dieſe Maßnahmen", wie der Vorſtand der Regierungs-Commiſſion in Pendſchab ſich ausdrückt, „vom Erfolg gekrönt ſein, ſo müßten ſie in gewiſſer Beziehung eine vollkommen bürgerliche Umgeſtaltung zur Folge haben. Nicht bloß, daß man ein barbariſches und geheimes Verbrechen beſeitigt hätte, ſondern endloſe Mißbräuche bei Verheirathungen würden aufhören, die Moralität in den Familien wäre verbeſſert und die Stellung des weiblichen Geſchlechtes geſichert".

Gegen vorgefundene Gräuel ſind die neuen Gewalthaber ſtrenge und entſchieden eingeſchritten, ſo gegen das erbliche, während des Jahres 1851 auch im Pendſchab entdeckte Räuberthum der Thag. Man gewann jedoch bald die Ueberzeugung, daß die Thag im Fünfflußgebiete nicht ſo gefährlich ſind, wie ihre Genoſſen jenſeits des Satledſch. Sie entbehrten den großen Scharfſinn, die hinterliſtige Standhaftigkeit, den dunkeln Aberglauben, die heiligen Ceremonien, die beſondere Mundart und das geheimnißvolle Vereinigungsband, wodurch die erblichen Räubergenoſſenſchaften im übrigen Indien ſich in ſo furchtbarer Weiſe auszeichnen. Die Thag des Pendſchab waren bloß Straßenräuber und Mörder, rohe, verwilderte und verzweifelte Leute, welche den niederſten Sikhklaſſen angehörten **). Jeder dieſer Räuber, welchem ein Mord nachgewieſen werden konnte, wurde hingerichtet und die Dorfſchaften für das Verhalten verantwortlich gemacht. Dies wirkte der Art, daß 1853 nur ein einziger Mord ſtattgefunden hat. Jetzt (1856) iſt vom ganzen Thagiweſen keine Spur mehr übrig. Thog ſind jetzt bloß in der gutgeordneten Gemeinde von Dſchabbalpor vorhanden, wo ehemalige Bandenmitglieder ſammt ihren Verwandten und Nachkommen unter ſtrenger Aufſicht leben und eine ruhige Anſiedlung bilden. Die Bewohner von Dſchabbalpor zeichnen ſich aus durch ihre Induſtrie und trefflichen Handarbeiten; ihre Fabrikate ſind ſelbſt auf den Weltausſtellungen zu London und Paris bemerkt und als rühmlichſte Beweiſe indiſcher Induſtrie geprieſen worden *).

(Schluß folgt.)

*) Second Punjab Report §. 171. §. 177. Minute by the Marquis of Dalhousie 38.

**) First Report §. 187.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erſtes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortſetzung.)

Historia.

G. Riccio, Catalogo di antiche medaglie Consolari e di famiglie Romane. Nap. 1855.

F. de Saulcy, Souvenirs numismatiques de la révolution de 1848. Par. 1848.

K. Karmarſch, Beitrag zur Technik des Münzweſens. Hannover 1856.

C. A. Holmboe, De prisca re monetaria Norvegiae. Editio nova. Christiania 1854.

P. Villari, Sul origine e sul progresso della filosofia della storia. Firenze 1854.

R. Döring, Lehrbuch der Geſchichte mit beſond. Berückſicht. der polit., ſocialen und religiöſen Fortbildung des Menſchengeſchlechts. Bd. 1. Lief. 1. Brieg 1856.

(Fortſetzung folgt.)

*) Minute S. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. März.

Nr. 29. 1857.

Historische Classe.

Minute by the Marquis of Dalhousie etc.

(Schluß.)

Bei solch' einsichtsvollen Vorkehrungen wurde es möglich gemacht, daß jetzt schon die jährlichen reinen Erträgnisse des Fünfflußgebietes vom Oberstatthalter selbst, dann durch den Vorsitzenden des Direktorenhofes, Kolonel Sykas, in einer Versammlung der Aktienbesitzer (14. Mai 1856) auf die runde Summe von 1½ Mill. Pfund Sterling angegeben werden. Die Ausgabe für das Heer an des Reiches Nordwestgrenze und im Pendschab selbst sind mit gutem Grunde hievon nicht abgezogen. Waren doch immer große Truppenmassen in jenen Gegenden nothwendig; die Einverleibung des Sikhreiches hat ihre Anzahl eher gemindert als vermehrt.

Barbaren und civilisirte Völker können nicht friedlich neben einander bestehen, können nicht friedlich unter einander verkehren; Willkür sucht sich gegen gesetzliches Gemeinwesen abzuschließen, Menschlichkeit und heller Geist, redliches Gemüth und strebsames Wesen stehen ihr entgegen. Sagen die Engländer, wie nicht selten geschieht: Wir wollen keine Kriege, wir wollen keine neuen Eroberungen, so können die Gebieter in Birma und China, in Afghanistan und Nepal ihnen in voller Wahrheit erwidern: Ja ihr sucht bloß Frieden und Ruhe durch euer Beispiel, durch euern Handel und eure Industrie uns zu verderben; ihr wollt die Früchte unsres Bodens, unsrer Arbeit an euch ziehen; ihr geht darauf aus, unsre Unterthanen zu eurem Aberglauben zu verleiten, damit sie sich am Ende gegen uns erheben und euch gehorchen.

Die nächste Veranlassung zum Ausbruch des Krieges gereicht den Engländern keineswegs zur Ehre. Der Statthalter Rangun's benimmt sich unartig gegen Officiere, welche einen Brief des Comodore Lambert überbringen sollten — die Birmanen behaupten, die Briten wären betrunken gewesen — und dieser hält es für geeignet *), zur Wiedervergeltung mitten im Frieden (6. Januar 1852) nächtlicher Weile ein Schiff der birman. Regierung zu kapern. Ich wollte das Schiff, schreibt der Statthalter von Ragun, nicht gewaltsamer Weise zurücknehmen. Herrscht doch Friede zwischen beiden Völkern. Wir beschränken uns darauf, dies ungebührliche Benehmen, das aller Sitte großer Nationen und jeder Gerechtigkeit widerstrebt, der indischen Regierung vorzutragen. Sie wird wohl für jene schlechten Leute, welche darauf ausgehen, beide Staaten in Krieg zu verwickeln, die angemessene Züchtigung bereiten. Die Kriegshäuptlinge — so nennen die Birmanen die anglo-indische Regierung — mögen nur eine andere Gesandtschaft schicken, und alle Wirrnisse werden sich schnell ausgleichen lassen. Die muselmanischen und armenischen Kaufleute Rangun's legen ein offenes Zeugniß ab für die Wahrhaftigkeit

*) So drückt sich selbst Lord Dalhousie aus.

birmanischer Behörden *). Der Oberstatthalter verweigert dies aus höheren staatsmännischen Gründen.

Das Benehmen des Hofes zu Awa, schreibt Dalhousie dem geheimen Ausschuß, läßt uns keine Wahl; wir müssen uns mit den Waffen in der Hand Genugthuung verschaffen. Schicken wir eine andere Gesandtschaft, so scheinen wir unsere früher gestellten Forderungen aufzugeben und die unsern Beamten wiederfahrene Beleidigung geduldig hinzunehmen. Dadurch würden wir tief herabsinken in den Augen der Birmanen und aller zuschauenden östlichen Nationen. Was immer die Diener thun und gethan haben, so will es die östliche Sitte, so will es die Majestät des Reiches, muß von uns vertreten werden. Thun wir es nicht, so wird es für Schwäche ausgelegt Des Menschen Recht geht so weit als sein Schwert, ist ein allgemein giltiger Grundsatz im Morgenlande. Demgemäß verlangte die indische Regierung in entschiedenem Tone (18. Febr. 1852) vollständige Genugthuung, eine Million Rupien Schadensersatz, gemäß des 7. Artikels des Friedens zu Yandabu, Aufnahme und würdige Behandlung eines englischen Geschäftsträgers zu Rangun. „Würde der König zu Awa, uneingedenk der früheren Erfahrungen, die unwiderstehliche Macht der britischen Waffen in Indien verkennen, und die gerechten und milden Bedingungen zurückweisen, so müßte die britische Regierung augenblicklich zum Schwerte greifen". Das Ultimatum ist unbeantwortet geblieben und der Krieg hat begonnen. General Godwin, Befehlshaber der Armee von Awa, ward auch die Oberleitung aller Verhandlungen mit dem birmanischen Hofe übertragen.

Der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten birmanischen Kriege zeugt von dem großen Fortschritte in Einsicht und Verkehrsmitteln, von dem Fortschritt europäischer Civilisation. Eine ganze Flotte von Dampfern steht jetzt der Regierung zu Gebote. Die indische Flotte zählte um die Zeit 9 Segelschiffe von 2400, und 24 Dampfer von 15,000 Tonnen Gehalt mit der geeigneten Anzahl Bemannung und

*) Papers I 34—59.

Kanonen versehen *). Und so nehmen die Engländer schnell nacheinander mittels der gewaltigen Zerstörungskünste, selbst ohne namhaften Verlust, vom April bis October 1852 die Städte Martaban, Rangun, Bassein, Pegu und Prome. Die stärksten Holzburgen wurden mit leichter Mühe der Zerstörung preisgegeben. Man bediente sich hiezu, wenn Bomben nicht ausreichen, wie bei der Sprengung der Thore zu Gasnah, und auch sonst im afghanischen Kriege, der Pulversäcke. Drei Säcke, jeder zu 50 Pfund, sind im Stande, auch die festesten Plätze der Birmanen in die Luft zu sprengen und ihre Besatzung unter den Trümmern zu begraben. Alle jene eroberten Platze liegen innerhalb eines großen fruchtbaren Flachlandes, die Getreidekammern der Marken am mittleren Irawadi, welche die oberhalb wohnenden Birmanen nur schwer entbehren. Brahmanische Regimenter weigerten sich wieder zu Schiffe zu gehen; da haben sich die Sikh freiwillig angeboten, und sind alsbald der „Armee von Awa" einverleibt worden. Strenge Ordnung und Mannszucht wird gehalten; es dauert nicht lange, so werden die Angloindier als Erlöser betrachtet. Vier Fünftel der Insassen Pegus sind Talien und Karin, welche von den herrschenden Birmanen unsägliche Schmach und Grausamkeit ertragen mußten. Alle diese Leute erheben sich jetzt zu Gunsten der Engländer und suchen ihre Schutzherrschaft zu gewinnen. Niemals während ihrer hundertjährigen Siegeslaufbahn in Asien hat sich den Angelsachsen ein Volk so herzlich angeschlossen, wie dies jetzt geschieht im alten Peguerlande. Die Flüchtlinge kehren zurück, die Bazare der eroberten Städte werden reichlich mit allen Lebensmitteln versehen; ja innerhalb der 2 ersten Monate nach seiner Einnahme ist in der Nähe Ranguns eine neue Stadt entstanden mit einer Bevölkerung von mehr als 50,000 Seelen. Die Vorsicht in Betreff der Wohnung und Speisen hat die Sterblichkeit der Truppen in jenen so gefürchteten Niederungen des Irawadi beinahe auf das naturgemäße Verhältniß herabgebracht. Vor 5 Jahren brauchte man 4 Monate, bis das Nothwendige von Indien hergebracht werden konnte; jetzt er-

*) Report on Indian Territories 1852 June 429.

hält man Lebensmittel und was man will, regelmäßig aus Kalcuſta in 14 und aus Tenaſſerim in 7 Tagen. „Wir ſind“, ſchreibt Lord Dalhouſie (10. Auguſt 1852), „die Gebieter der ganzen Seeküſte Birmas, von Oſten nach Weſten. Unſere Dampfer beherrſchen alle Arme des Irawadi von Prome zum Meere; mittelbar auch die obern Lande des Birmanenreiches bis zur chineſiſchen Grenze. Mit Ausnahme einiger 1000 Mann, in der Umgegend Prome's und noch eines geringeren Haufens bei Martaban, wiſſen wir von keinen birmaniſchen Truppen mehr in den Niederungen. Auch im Oberlande hören wir nichts von neuen Armeen.

Um Prome ſind weder Vertheidigungswerke errichtet noch Truppen aufgeſtellt. Im Verlaufe dieſes ganzen Krieges zeigten die Birmanen einen gänzlichen Mangel an Unternehmungsgeiſt, Macht, Muth und Hilfsquellen. Ganze Heerſäulen ziehen ſich beim Anblick eines Dampfers zurück oder laufen vor einigen landenden Europäern auseinander. Unſere Truppen erfreuen ſich der beſten Geſundheit, ſind muthigen, vertrauensvollen Geiſtes und beobachten ſtrenge Mannszucht. Und ſo iſt es beſchloſſen, daß die indiſche Regierung jetzt und für alle Zukunft ihre Oberherrlichkeit über Birma feſt begründe und für einen dauernden Frieden mit dieſem Reiche, was auch leicht geſchehen kann, Sorge trage“.

Eine Frage der höheren Politik blieb es, ob die Sieger ganz Birma oder bloß einen Theil des Landes einziehen wollten. Man hat am Ende das letztere vorgezogen. „Awa zu erobern und es den einheimiſchen Gebietern zurückzugeben, würde mißdeutet werden. Die Birmanen glauben, Eroberer behalten, ſo lange nur immer möglich, was ſie haben. Selbſt ein Antrag zu Friedensunterhandlungen gilt ihnen als Zeichen der Schwäche oder der Kriegsliſt, um Zeit zu gewinnen. Der Mächtige bedarf des Vertrages nicht und richtet ſich auch nicht darnach. Thorheit wäre es, eine Uebereinkunft zu halten, wenn der Bruch Vortheile gewährt *).

*) So der amerikaniſche Sendbote Judſon — und Niemand kannte die Birmanen beſſer — in Wilſon's Sammlung über den erſten Krieg 234.

„Alle oberen Alpenlandſchaften, ganz Birma zu behaupten, ſei eine Aufgabe, deren Tragweite Niemand ermeſſen könne. Es ſind unbekannte, von wilden Gebirgsſtämmen bewohnte Gemarkungen, wo den fremden Herrn lange andauernde und äußerſt ſchwierige Kämpfe erwarten. Was in Afghaniſtan geſchehen und was noch immer an den weſtlichen transindiſchen Grenzen geſchieht, mag zur Warnung dienen. Die Beſitznahme der Provinz Pegu hingegen iſt leicht und erheiſcht eine verhältnißmäßig geringe Truppenzahl, 8 bis 9000 Mann und geringe Koſten. Auch wird in gewiſſem Betrachte dadurch das Reich nicht erweitert, ſondern bloß die Verbindungsſtraße hergeſtellt zwiſchen den Provinzen Arakan und Tenaſſerim. Pegu hat zwar im Norden keine feſte Grenze; die Naturbeſchaffenheit des Landes erſchwert auf dieſer Seite ſeine Vertheidigung; ſie muß deshalb ſtark bewacht werden, um gegen die Anfälle von Räubern oder eines birmaniſchen Heeres ſicher zu ſein. Aber die Grenzen im Südoſten und Weſten ſind vortrefflich. Das Meer mit ſeinem Handel gehört dem Gebieter der birmaniſchen Niederlande; er kann einen Zwang gegen die nördlichen Herren ausüben; für dieſe nicht weniger gefährlich als Waffengewalt. Der Gebieter über die Mündung des Irawadi iſt mittelbar auch Herr von Awa. Im Weſten ſind die Gebirge Arakan's und jenſeits die britiſche Provinz. Im Oſten leben Schanſtämme, welche auch die Tenaſſerimgrenze bewohnen, und mit den Engländern immerdar auf freundlichem Fuße lebten. Man wird ihnen, ſoweit thunlich, vollkommene Freiheit geſtatten; ſie können ſich nur über den Fall Birma's, welches eine Oberherrlichkeit über ſie in Anſpruch nimmt, freuen“.

„Das Delta des Irawadi iſt überdies, wie neuere Erfahrungen und Unterſuchungen zeigen, geſünder als das irgend eines andern öſtlichen Flußes. Dies liegt an der geologiſchen wellenartigen Form des Bodens, welche keine ſtehenden Gewäſſer, keine Sümpfe geſtattet. Die große Sterblichkeit beim erſten birmaniſchen Kriege iſt, nach ärztlichen Berichten, aus momentanen, zufälligen Umſtänden hervorgegangen. Pegu beſitzt einen fruchtbaren Boden, paſſend zum Anbau einer Menge für den Handel

geeigneter Produkte. Es braucht bloß der Hinweisung auf die großen kostbaren Tekwaldungen. Die Bevölkerung ist geringe, und große Landesstrecken liegen wüste. Dies wird sich aber, wie allenthalben geschehen, bei Herstellung der Ruhe und Ordnung schnell und gewaltig ändern".

„Das jährliche Einkommen der Provinz mag sich jetzt auf 20 bis 25 Millionen Rupien belaufen. Dann ist, was sehr zu bedenken, durch Abreißung dieses Landes von ihrem Reiche, die Demüthigung der Birmanen vollkommen. Wir haben ihnen so nach und nach alle ihre Eroberungen genommen, Asam, Arakan, Tenasserim und jetzt auch die wichtige und reiche Provinz Pegu. Dadurch sind ihnen die Mittel entzogen, eine zahlreiche Armee aufzubringen und sie zu unterhalten".

Die indische Regierung erhielt in Folge dieser ausführlichen trefflichen Darstellung vom geheimen Ausschuße die Vollmacht, die Provinz Pegu als ein Besitzthum des ostbritischen Reiches zu erklären. Und dies ist (am 20. Dezember 1852) durch eine zu Kalkutta erlassene Bekanntmachung geschehen.

K. Fr. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Historia.

M. W. Stirling, The rivers of paradise and children of Shem. Lond. 1855.

E. R. de Vericour, Historical analysis of christian civilisation. Lond. 1850.

Dr. H. H. Vögeli, Geschichte des Europäischen Staatensystems vom Zeitalter der Reformation bis zur ersten französ. Revolution. Abth. 1. Zürich 1856.

V. Trevisan, Carlo III. di Parma. Brano storico. Padova 1854.

Dr. G. Taußig, Venedig als Kurort. Venedig 1856.

Sunto storico delle principale Contee di Gorizia e Gradisca. Gorizia 1853.

A. Panzani, Misterii de Firenze. Vol. 1. 2. Firenze 1854.

C. Gemelli, Storia delle relazioni diplomatiche tra la Sicilia e la Toscana negli anni 1848 — 49 Torino 1853.

D. Cibrario, Operette e frammenti storici. Firenze 1856.

Gli Scrittori e i Monumenti della storia italiana editi ed inediti dal VI al XVI secolo. Vol. I. Jo. Burchardi Diarium Innocentii VIII., Alexandri VI., Pii III., et Julii II. tempora complectens; nunc primum publici juris factum commentariis et monumentis quamplurimis et arcanis adjectis ab Ach. Genarelli. Firenze 1854 — 55.

Bulletino archeologico Sardo ossia raccolta dei monumenti antichi in ogni genere di tutta l'isola di Sardegna. Anno I. Cagliari 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. März.

Nr. 30. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1857.

Herr Professor Dr. Thomas las:

Studien zu Thukydides.

Die Classe beschloß die Aufnahme dieser Abhandlung in ihre Denkschriften.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 10. Januar 1857.

Herr Professor Dr. Seidel hielt folgenden Vortrag,

Betreffend die Theorie der kaustischen Flächen, welche in Folge der Spiegelung oder Brechung von Strahlenbüscheln an den Flächen eines optischen Apparates erzeugt werden.

Wenn man einen Büschel Lichtstrahlen, die von demselben leuchtenden Punkte ausgehen, auf einer ebenen Fläche auffängt, deren Dimensionen klein sind im Verhältnisse zur Entfernung der Lichtquelle, so findet man diese Fläche mit einem gleichmäßigen Lichte erhellt. Die Erscheinung wird anders und verliert ihre Einfachheit, wenn man, anstatt die Fläche den direkten Strahlen darzubieten, das Licht zuvor durch Spiegelung oder Brechung an einer regelmäßig gerundeten und polirten Fläche, oder auch an mehreren solchen Flächen nach einander, ablenkt aus seiner ersten Lage: abgesehen von ganz speziellen Ausnahmsfällen findet man alsdann die Vertheilung der Helligkeit auf dem erleuchteten Schirme ungleich, und namentlich bemerkt man darin gewisse Linien von ausgezeichnetem Glanze, von eigenthümlicher, meist mit Spitzen versehener Figur, die sich um so deutlicher hervorheben, je näher die Gestalt der Flächen, an welchen das Licht gebrochen wurde, sich mathematischer Regelmäßigkeit nähert. Das Phänomen ist ganz alltäglich: man kann es sehr gut auf der Oberfläche der Flüßigkeit in einer gewöhnlichen, nicht ganz gefüllten Kaffeetasse sehen, wenn an ihren inneren Wänden das von Einer Seite her kommende Licht sich reflectirt. Man hat diese Linien größter Helligkeit kaustische Linien genannt, oder Brennlinien. Die sogenannten Brennpunkte von Concavspiegeln oder Linsengläsern sind nichts Anderes als die Spitzen solcher Linien, die man auch bei einer genaueren Betrachtung von ihnen aus mit dem Auge verfolgen kann. Man sieht übrigens leicht ein, daß bei dem Experimente nicht bloß zur Entstehung Einer Linie solcher Art Veranlassung gegeben wird: wenn man den Apparat optischer Flächen, an welchem die Strahlen abgelenkt wurden, so wie den leuchtenden Punkt unverrückt läßt, die Lage des Schirmes, auf welchem die Lichtfigur betrachtet wird, aber etwas verändert, so bemerkt man noch immer eine ähnliche Brennlinie, und es ist klar, daß alle solchen Linien,

die gleichzeitig in der Luft schweben, und von welchen uns nur diejenige sichtbar ist, die wir gerade auffangen, zusammen im Raume eine krumme Fläche bedecken, die sogenannte kaustische Fläche, deren Durchschnitte mit verschiedenen Ebenen die einzelnen Brennlinien sind. Ein näheres Studium dieser Flächen hat natürlicher Weise ein Interesse in allen den Fällen, wo es sich um eine exactere Betrachtung der Phänomene gebrochener oder gespiegelter Lichtstrahlen handelt: von den großen Naturerscheinungen hängt zum Beispiel diejenige des Regenbogens damit genau zusammen: unser eigenes Auge erzeugt in seinem Innern ähnliche Figuren, in Folge deren ein Kurzsichtiger helle Sterne mit eigenthümlichen Strahlenzacken umgeben sieht: unsere künstlichen optischen Apparate, mit welchen wir das Auge bewaffnen, rufen ähnliche Phantome hervor, und es ist dort die Aufgabe, dieselben wo möglich zu vernichten, da ihre Ausdehung und ihr Glanz das klare Bild der Gegenstände unserer Betrachtung stören und entstellen.

Die Ursache der von uns beschriebenen Erscheinung ist in der Wissenschaft längst bekannt. Wenn wir unsern ebenen Schirm mit Lichtstrahlen erhellen, welche direct von Ein und demselben leuchtenden Punkte herkommen, so kann kein Punkt des Schirmes zwei solche Strahlen erhalten; denn da dieselben geradlinig fortgehn, so können nicht zwei von ihnen außer ihrem Ursprungspunkt noch einen anderen Punkt gemeinsam haben. Das Licht wird deswegen ziemlich gleichmäßig über die Fläche verbreitet erscheinen. Nachdem aber die Strahlen eine Ablenkung durch Spiegelung oder Brechung erlitten haben, so haben sie ihre charakterisirende Eigenschaft verloren, alle durch Ein und denselben Punkt zu gehen: an die Stelle des Einen Punktes, dem sie vorher alle angehörten, treten jetzt viele Punkte, in welchen je zwei von ihnen sich vereinigen und diese haben natürlicher Weise mehr Licht, als solche Stellen, die nur von Einem Strahl getroffen werden. Eine deutlichere Einsicht in den Vorgang erhält man, wenn man durch Rechnung oder durch Zeichnung die Wege der einzelnen abgelenkten Strahlen genauer verfolgt. Man stelle sich etwa vor, die spiegelnde oder brechende Fläche sei ein Stück von der Oberfläche einer Kugel, und man denke sich durch den leuchtenden Punkt und durch das Centrum der Kugel eine Ebene gelegt. Jeder auffallende Lichtstrahl liegt in einer solchen Ebene, und er verläßt dieselbe nicht bei seiner Ablenkung. Man kann also, indem man die Betrachtung auf diese Ebene einschränkt, den Gang aller derjenigen Strahlen verfolgen, welche ihr angehören. Construirt man sich die Lage derselben nach ihrer Brechung, so wird in dieser neuen Lage jeder von ihnen mit jedem andern sich irgendwo treffen: man findet aber, daß die Punkte ihrer Durchschnitte nicht gleichmäßig sich in der Ebene vertheilen, sondern daß sie auffallend dicht zusammenrücken (und also eine besonders große Helligkeit erzeugen müßen) in der Nähe derjenigen Stellen, wo irgend ein Strahl nicht einen beliebigen andern trifft, sondern einen ihm benachbarten, d. h. einen solchen, welcher sehr nahe an derselben Stelle mit dem ersten auf die brechende Sphäre gefallen ist. Die Gegend der Durchschnittspunkte benachbarter Strahlen mit einander erhält dadurch intensives Licht, und wenn man den Zug aller solchen Punkte verfolgt (die sich in einer richtig verzeichneten Figur von selbst durch die Zusammendrängung der Linien um sie her auszeichnen), so findet man, daß dieselben eben die Linie einnehmen, welche bei dem Experiment sich als Brennlinie darstellt. Die mathematische Analyse macht die Sache, wenn nicht anschaulicher, doch weit klarer: sie beweist, daß die Concentration des Lichtes nothwendig und unter allen Umständen längs derjenigen Linie statt findet, welche von allen gebrochenen Strahlen berührt wird, und die zugleich den Saum der Lichtfigur bildet; wodurch man auch eine neue Definition der Brennlinie erhält.

Die Untersuchung, in solcher Weise angestellt, ist noch nicht vollständig, weil bei ihr nicht alle Strahlen berücksichtigt wurden, sondern nur diejenigen, welche sich in Ein und derselben Ebene befinden, in welcher zugleich der leuchtende Punkt und der Mittelpunkt der brechenden Kugel enthalten sind. Allein rings um die Verbindungslinie der letztern beiden Punkte ist wegen der Symmetrie, welche die Kugel nach allen Seiten darbietet, Alles durchaus gleich: man braucht daher nur die in der Ebene construirte

Brennfigur um dieſe Linie rings umgedreht zu denken, ſo wird ſie eine Rotationsfläche beſchreiben, welche die kauſtiſche Fläche für den beſprochenen Fall darſtellt.

Eben dieſen Charakter behält die Betrachtung auch dann, wenn man, anſtatt das Licht an einer einzigen Kugelfläche ablenken zu laſſen, dasſelbe nach und nach eine ganze Reihe von ſolchen Flächen paſſiren läßt, deren Centra in einer einzigen nach dem leuchtenden Punkte gerichteten Geraden (der Axe des optiſchen Apparates) enthalten ſind; — oder auch dann, wenn man an die Stelle der Kugel irgend eine Rotationsfläche ſetzt, deren Axe durch den ſtrahlen Punkt geht. Aber die Sache wird complicirter, ſobald man dieſen Punkt aus der Axe des Apparates herausgerückt denkt: es iſt dann nicht mehr Alles auf allen Seiten gleich, und für die Unterſuchung der Brennfläche iſt es deshalb nicht mehr ausreichend, nur ſolche Strahlen zu berückſichtigen, welche ſich in einer durch die Axe gelegten Ebene befinden. Man muß daher direkt alle drei Dimenſionen des Raumes in die Betrachtung aufnehmen, wenn man die jetzt entſtehende Brennfläche, die keine Rotationsfläche mehr iſt, theoretiſch unterſuchen will. Meines Wiſſens ſind Unterſuchungen ſolcher Art bis jetzt nicht angeſtellt worden: ſelbſt die Exiſtenz der Brennflächen, die ſich hier nicht von ſelbſt verſteht, war mathematiſch nicht dargethan, ſo daß dieſelben in dem hier angedeuteten Falle eigentlich allein dem Namen nach bekannt geweſen ſind. *)

Die dioptriſchen Arbeiten, mit welchen ich mich in den letzten Jahren beſchäftigte, und über deren Fortgang ich der kgl. Akademie mehrmals, und zuletzt in den kürzlich gedruckten Abhandlungen der naturwiſſenſchaftlich-techniſchen Commiſſion, Bericht zu geben die Ehre hatte, erlauben eine leichte Anwendung auf dieſes Problem, wenn man nämlich vorausſetzt, daß alle brechenden Flächen Kugelſtücke und gegen einander centrirt ſind, und daß die Oeffnungen dieſer Flächen klein ſind im Verhältniß zu den Radien. In ſo ferne dieſe Vorausſetzungen bei unſeren optiſchen Inſtrumenten erfüllt ſind, erhält man daher die Theorie derjenigen kauſtiſchen Flächen, welche durch unſere Apparate erzeugt werden im Lichte eines ſtrahlenden Punktes, der nicht gerade in der centralen Axe ſteht, ſondern etwas außerhalb derſelben.

Zunächſt ergibt ſich, daß auch in dieſem allgemeinen Falle zu jedem Strahle noch ſolche benachbarte Strahlen gehören, mit welchen er, nachdem alle Brechungen erfolgt ſind, ſich ſchneidet. Wenn man, um die Lage des erſten Strahles zu fixiren, ſich auf der erſten Fläche des Apparates den Punkt bezeichnet denkt, in welchem er auf dieſe Fläche trifft, ſo gelangt man von demſelben aus zu den Auffallspunkten dieſer beſonderen Nachbarſtrahlen, wenn man auf der Fläche in einer von zwei aufeinander ſenkrechten Richtungen fortgeht. Die Nachbarſtrahlen, die der Einen dieſer Richtungen zugehören, ſchneiden den zuerſt hervorgehobenen Strahl, nachdem alle Brechungen erfolgt ſind, an einer beſtimmten Stelle: die Nachbarſtrahlen der anderen Richtung an einer andern, ſo daß jeder austretende Strahl nicht Einmal ſondern zweimal die Brennfläche berührt, welche ſelbſt aus zwei Continuis, zwei Mänteln oder Lappen, ſich zuſammenſetzt. In allen dieſen Beziehungen beſteht eine große und in der Natur der Sache begründete Analogie mit den Eigenſchaften der Krümmungslinien beliebiger Oberflächen und des geometriſchen Ortes der Durchſchnittspunkte ihrer conſecutiven Normalen.

Für die Beſtimmung der beiden auf einander ſenkrechten Richtungen, welche bezeichnet worden ſind, und für die Berechnung der Stellen, an welchen jeder austretende Strahl die beiden Lappen der kauſtiſchen Fläche berührt, erhalte ich überaus einfache und elegante Formeln, welche vollkommen mit Gleichungen der ebenen Trigonometrie übereinſtimmen, obwohl die in ihnen enthaltenen Größen keine Bedeutung in einem wirklich exiſtirenden Triangel haben. Man kann daher ſagen, daß die Auflöſung eines ſymboliſchen Dreieckes gebraucht wird, jene Stücke zu finden.

*) Vgl. hierüber auch die Bemerkung bei Engel und Schellbach, darſtellende Optik, Erläuterung zu Taf. IX. Fig. 2.

Was die entſtehende kauſtiſche Fläche ſelbſt betrifft, ſo können über ihre Geſtalt nähere Angaben im Allgemeinen gemacht werden, weil ſich ergibt, daß weſentlich nur Eine Fläche ſolcher Art zum Vorſchein kommt, wie auch über die Anordnung und die Anzahl der einzelnen brechenden Kugeln diſponirt werden möge. Nur im Maaßſtab unterſcheiden ſich die verſchiedenen Flächen dieſer Art, ſo daß man jede aus der anderen ableiten kann, wenn man entweder ihre drei Dimenſionen in einem und demſelben Verhältniß verjüngt oder vergrößert, oder wenigſtens, wenn man den longitudinalen Maaßſtab nach einem beſtimmten und die beiden transverſalen nach einem anderen Verhältniß abändert. Doch exiſtirt ein Ausnahmsfall, von welchem ich im Folgenden nicht weiter ſprechen werde, welcher zur Entſtehung einer noch einfacheren Fläche Veranlaſſung gibt, welche zu derjenigen des Hauptfalles in einer ähnlichen Beziehung ſteht, wie das Paraboloid zum Ellipſoid.

Die Fläche hat im allgemeinen Falle zwei auf einander ſenkrecht ſtehende Hauptſchnitte, von welchen jeder ſie in zwei ſymmetriſche Hälften theilt. Einer von ihnen geht durch die Are des Apparates. Die Gerade, in welcher ſich die Ebenen beider Hauptſchnitte durchdringen, ſtellt ſelbſt die Lage eines ausgezeichneten unter allen den austretenden Strahlen dar: man bezieht die Gleichung der Fläche am beßten auf dieſen Strahl, um welchen her Alles nach vier Seiten ſymmetriſch ſich darſtellt. Jede der beiden Hauptebenen ſchneidet die kauſtiſche Fläche in einer apolloniſchen und in einer Neil'ſchen Parabel: die beiden apolloniſchen Parabeln ſind Kanten der Fläche, und haben gleich große Parameter, aber ihre Scheitel liegen an verſchiedenen Stellen im ausgezeichneten Strahl; auch die beiden Neil'ſchen Parabeln haben gleiche Parameter, und die Spitze einer jeden liegt an der Stelle, wo der Scheitel der dem andern Hauptſchnitt angehörigen gemeinen Parabel ſich befindet. Im Einen Hauptſchnitt liegt die Neil'ſche Parabel ganz außerhalb der apolloniſchen, und wird von derſelben von innen her berührt; im andern Hauptſchnitte liegt Anfangs die Neil'ſche Parabel innerhalb der gemeinen, durchbricht aber dieſelbe vermöge der raſcheren Ausbreitung ihrer Aeſte.

Betrachtet man die beiden Nappen der Brennfläche, welche auf gemeinſamer Are (dem ausgezeichneten Strahl) in einander geſteckt ſind, beſonders, ſo zeigen ſie eine weſentlich verſchiedene Geſtalt. Die eine von ihnen, welche ich die vordere nennen will, hat einige Aehnlichkeit mit einer vierſeitigen Pyramide: ſie bietet wie dieſe vier Fronten dar, von welchen je zwei in ſcharfen Kanten (den Aeſten der beiden apolloniſchen Parabeln) auf einander treffen. Nach der Seite, welche ich die vordere nenne, verjüngen ſich nach und nach ihre transverſalen Dimenſionen; zuletzt runden ſich von ihren vier Kanten diejenigen beiden gegenüberliegenden ab, welche einander näher als die andern ſtehen, und die Nappe lauft von da an mehr flach und, um es ſo auszudrücken, zungenförmig zu bis zu ihrem Ende.

Die zweite oder hintere Nappe hat im Ganzen ein kegelförmiges Anſehen. In dem bei weitem größten Theile ihres Verlaufes umgibt ſie, vermöge ihrer größeren transverſalen Dimenſionen, die vordere Nappe: ſie verjüngt ſich jedoch raſcher als dieſe und endigt früher als ſie, nachdem ſie aus ihrer vorher runden Form ſich erſt an zwei gegenüberliegenden Seiten geſchärft und dabei ebenfalls zungenförmig geſtaltet hat. Die vordere Nappe, welche Anfangs von ihr umſchloſſen war, ragt alſo nach vorn über ſie heraus, indem ſich beide in einer mit vier Spitzen verſehenen Curve doppelter Krümmung durchdringen. In einem beſondern Fall, welcher unter Anderem eintritt, wenn man mit einer einzigen das Licht brechenden oder ſpiegelnden Fläche zu thun hat, wird die hintere Nappe zur Rotationsfläche der Neil'ſchen Parabel, und die vordere reducirt ſich auf eine gerade Linie, den ausgezeichneten Strahl.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. März.

Nr. 31. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 10. Januar 1857.

1. Herr Professor Dr. Seidel hielt folgenden Vortrag:

Betreffend die Theorie der kaustischen Flächen ꝛc.

(Schluß.)

Um eine deutlichere Vorstellung von dem Verlaufe der beiden Flächen zu erhalten, der mit Worten allein kaum hinlänglich klar erläutert werden kann, habe ich nach der Rechnung das der Classe vorgelegte Modell construirt, welches die longitudinalen Hauptschnitte und eine Reihe von gleich weit abstehenden Transversalschnitten beider Nappen in ihrer gehörigen Lage veranschaulicht, und bei welchem ich durch Farben die Unterscheidung der beiden Nappen geltend zu machen gesucht habe, indem diejenigen Theile der ebenen Schnitte, welche in's Innere der vorderen Nappe fallen, blau, die in's Innere der hinteren fallenden gelb, und was in beide zugleich fällt, grün überzogen wurden. Die genauere Einsicht in die Natur dieser Flächen gewährt natürlich nur die mathematische Untersuchung, für welche die Gleichungen sich sehr bequem darbieten. Es zeigen sich dabei gewisse ganz eigenthümliche Discontinuitäten, die aber nur als solche erscheinen, wenn man in der Betrachtung die Eine Nappe von der anderen isolirt. Ich kann auf diesen Gegenstand hier nicht weiter eingehen.

Für die Theorie der Lichterscheinungen, welche in optischen Apparaten zur Entstehung kommen können, haben besonderes Interesse die Transversalschnitte der Brennfläche. Denn diese sind es, welche auf der Retina des Auges sich erzeugen, oder durch das Ocular eines künstlichen Instrumentes bei verschiedenen Stellungen desselben nach und nach hervortreten. Man kann zwar bei einem guten optischen Apparate, welcher überhaupt nur kleine Brennlinien erzeugt, nicht erwarten, dieselben ganz mit der Theorie übereinstimmend zu sehen: denn bei einem solchen können zufällige kleine Abweichungen in der Ausführung die an und für sich kleinen Figuren leicht entstellen. Aber jedenfalls erhält man durch die Theorie eine deutlichere Vorstellung von den zum Theil sonderbaren Erscheinungen, welche überhaupt auf solche Weise zu Stande kommen können, und von der Möglichkeit ihrer Entstehung.

Diejenigen Brennlinien, welche Durchschnitte der kaustischen Fläche mit transversalen (d. h. auf dem ausgezeichneten Strahle senkrechten) Flächen sind, setzen sich im Allgemeinen, und so lange der Schnitt nicht sehr nahe am vorderen Ende der Fläche gemacht wird, aus zwei Zügen zusammen, von welchen jeder der Durchschnitt der Ebene mit Einer der beiden Nappen der Fläche ist: der Eine hat eine ovale Gestalt, ähnlich der Ellipse, der andere eine rautenförmige, mit vier Spitzen und vier nach außen concaven Seiten, ähnlich der Evolute der Ellipse. Die Richtungen der Hauptaxen beider Figuren fallen zusam-

men, und zwar die längere Axe der Einen mit der kürzeren der Anderen. Es ist möglich, daß die rautenförmige Linie ganz von der ovalen umgeben wird, und auch, daß sie mit den spitzigen Enden ihrer längeren Dimension aus derselben herausragt. Je näher man mit dem Schnitte dem Ende der Fläche rückt, desto kleiner werden die Brennfiguren; sehr nahe diesem Ende ändert sich auch ihre Gestalt, und zuletzt verschwindet erst der Eine, dann auch der andere der beiden Züge völlig. Die vier Spitzen, welche die Brennfigur im Allgemeinen darbietet, zeichnen sich durch hervorragende Helligkeit vor allen anderen Stellen der Linie aus: wird der Schnitt an einer ganz besonderen Stelle gemacht, nämlich da, wo die vordere Nappe vollständig die hintere durchbrochen hat, so zeichnen sich zwei von den Spitzen durch eine noch viel größere Helligkeit vor allen an anderen Stellen gesehenen Spitzen aus: so daß man für das Bild eines einfachen Sternes an dieser Stelle wesentlich zwei lichte Punkte von geringer Distanz sehen würde, beide versehen mit schwächeren Ausläufern von Licht. Es ist vielleicht denkbar, daß in manchen Fällen diese rein optische Erscheinung Veranlassung geben konnte, einen Stern für doppelt zu halten, der in Wahrheit nur einfach ist: doch hätte so etwas jedenfalls nur in solchen Fällen vorkommen können, wo die Duplicität nicht genauer constatirt wurde: solche Doppelbilder Eines leuchtenden Punktes unterscheiden sich nämlich von den zwei Bildern zweier verschiedener Sterne wesentlich dadurch, daß sie ihre Distanz von einander verändern, wenn der Stern sich im Gesichtsfelde bewegt.

Die ausführliche mathematische Erörterung der hier vorläufig bezeichneten Resultate beabsichtige ich an einem andern Orte demnächst mitzutheilen.

---

2. Herr Professor Dr. Harleß gab folgende

Beschreibung der Apparate, welche in seiner Abhandlung über „die statischen Momente der menschlichen Gliedmassen“ (Denkschriften der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften Bd. VII), zur Auffindung der Lage des allgemeinen Schwerpunktes bezeichnet sind.

Ich habe in der Abhandlung über die statischen Momente der menschlichen Gliedmassen zweier Apparate Erwähnung gethan, welche zur Ermittlung der Schwerpunktslage des gesammten Körpers für jede beliebige Stellung der Glieder die umständliche Rechnung bis zu den Grenzen entbehrlich machen, innerhalb welcher die Bestimmung dieser Schwerpunktslage überhaupt „praktisch“ berücksichtigt sein will. In jener Abhandlung habe ich den nächsten Zweck meiner Untersuchung dieser Verhältnisse bereits angedeutet. Ich wollte dem bildenden Künstler sichere Anhaltspunkte für die Richtigkeit der Gliederstellung seiner menschlichen Figuren geben, welche bisher allein von dem sogenannten „Gefühl“ abhängig war. Außer Anderem gehört zu der Fähigkeit, den Gliedern der menschlichen Gestalten eine naturwahre gegenseitige Stellung in bildlichen Darstellungen anzuweisen, die Kenntniß von der Lage des Gesammtschwerpunktes des Körpers in Beziehung zu den Grenzen der Unterstützungsfläche und zu seinem senkrechten Abstand von ihr. Denn dadurch wird das Maaß der Sicherheit einer Stellung bezeichnet, oder die Richtung, Beschleunigung und Nothwendigkeit einer Bewegung; kurz ob Sicherheit und Ruhe oder Unsicherheit und Bewegung durch eine dargestellte Combination der beweglichen Gliedmassen im Bilde sich ausspreche, hängt allein schon von der Berücksichtigung der Massenvertheilung ab, deren resultirende Schwerkraft den Ort und die Lage des Gesammtschwerpunktes im Körper bestimmt.

Wie Niemand läugnen wird, daß Chemie und Physik von rein wissenschaftlichem Standpunkte aus

betrieben, eben so gut wie mit besonderer Rücksicht auf die praktische Verwerthung der aufgefundenen Naturgesetze in der Technik schon unendlich viel Nutzen verschafft hat, und wie Niemand die Bestrebungen der einen Richtung gegen die der anderen zurücksetzen wird — ebenso hat die ausübende, bildende Kunst eine große Menge von Unterlagen, welche einer streng wissenschaftlichen Analyse zugänglich sind, und welche zum Nutzen des Künstlers seinem Verständniß nahegelegt werden können.

Wer die Absicht hat, Resultate der Wissenschaft praktisch nutzbar zu machen, muß nicht bloß für einen bestimmten Einzelfall die Prinzipien einer zu verwerthenden Theorie festgestellt haben, sondern auch das Maaß ihrer Anwendbarkeit für die ganze Summe von Fällen, welche in der Praxis denkbar sind. Streng genommen ist dies unmöglich, nicht bloß in unserem Fall, sondern auch in jedem anderen Zweig praktischer Anwendung, wie etwa in der Technik ꝛc. gegenüber der Anwendung chemischer und physikalischer Grundsätze. Dadurch entsteht ein Schein von geringerem Werth solcher Bemühungen, welche von vorn herein auf ein praktisches Ziel hinarbeiten, der Schein, als genügte eine gewisse Oberflächlichkeit, weil man der strengen Wahrheit bei der Ausführung oder der Anleitung dazu nur „näherungsweise“ Genüge thut. Oberflächlich kann man aber nur nennen, wenn der Näherungswerth für den vollen Werth ausgegeben wird, nicht aber, wenn man bewußt des Abstandes von der Wahrheit, durch strenge Untersuchung die Größe dieses Abstandes, d. h. die Grenzen der Anwendbarkeit eines theoretisch ermittelten Gesetzes ebenfalls feststellt.

Der wahre Probirstein für eine derartige Thätigkeit ist der sichtbare Nutzen derer, für welche man thätig ist.

In diesem Sinne habe ich seit einer Reihe von Jahren theils in der Wissenschaft schon festgestellte physiologische Thatsachen und Grundsätze für den Wirkungskreis verwerthbar zu machen gesucht, welcher mir an der Akademie der bildenden Künste zu Theil geworden, theils sichere Grundlagen zu schaffen, wovon zwei Versuche der Akademie vorgelegt, und von ihr in ihre Denkschriften aufgenommen wurden, deren ausführlicheres Detail und wissenschaftliche Form nicht für mein Lehrbuch „der plastischen Anatomie“ geeignet schien.

Die letzte Abhandlung „über die statischen Momente der menschlichen Gliedmassen“ hat praktisch nur dann einen Werth, wenn die dort mitgetheilten für ein einzelnes Individuum geltenden Zahlenwerthe eine größere Allgemeingültigkeit haben, oder wenn es Methoden gibt, sich für jeden einzelnen Fall von ihren Abweichungen Rechenschaft geben zu können. Deswegen sagte ich dort in der Anmerkung auf pag. 23 „die hier mitgetheilten Zahlen gelten stricte natürlich nur für den einzelnen Fall. Da aber auch bei dem Lebenden die Volumina der Extremitäten meßbar und bei der Kenntniß des spezifischen Gewichtes ihrer Abschnitte wenigstens sehr annähernd wägbar gemacht werden können, worüber indessen meine Untersuchungen noch nicht beendigt sind, so läßt sich bei der durch die Aehnlichkeit der Form ziemlich gesicherten Schwerpunktslage der einzelnen Theile, der Werth der hier in Betracht kommenden Factoren, wenn es verlangt wird, bis zu einem gewissen Grad von Genauigkeit für jedes andere Individuum ebenfalls finden.“

Ich habe mich dabei so vorsichtig ausgedrückt, weil mir zu jener Zeit noch keine hinreichend große Anzahl von Wägungen zu Gebot stand, um die Hoffnung auf einen höheren Grad von Genauigkeit darauf gründen zu können.

Es hat nichts so sehr Auffallendes, daß für die horizontale Rückenlage mit vorwaltendem Parallelismus aller Längsaxen der Glieder die Lage des allgemeinen Schwerpunktes sowohl in Beziehung auf den anatomischen Ort, als in Beziehung auf seine relativen Abstände von Scheitel und Sohle bei verschiedenen Individuen wenig variirt. Denn nahe um ihn her sind die schwersten und in Umfang und Form wenig wechselnden Theile gelagert. Auffallender dagegen ist, daß bei einer Extremität, z. B. dem Arm, der Schwerpunkt seiner combinirten Massen trotz der beträchtlichen individuellen Unterschiede ihrer Gewichte und Längen, doch bei allen bisher untersuchten Leichen

nahezu an dieſelbe Stelle fällt, ſo daß hier die Schwankungen relativ noch viel geringer ausfallen, als für den Schwerpunkt des geſammten Körpers bei gleicher Lagerungsweiſe der Glieder und verſchiedenen Perſonen.

Auffallend iſt dann aber auch nicht mehr, wenn die abſoluten Gewichtsverhältniſſe der Körpertheile, wie ſich herausgeſtellt hat, ſehr nahe gleich ſind, wenigſtens für die gleichen Altersſtufen und normale Conſtitution. So erwähne ich beiſpielsweiſe, daß der Vorderarm eines äußerſt robuſten Verbrechers von einigen dreißig Jahren gegen die Hand (= 1) 2,6 wog, und der eines ſehr zart gebauten Mädchens von 20 Jahren 2,3. Der Oberarm jenes wog 4,87, der Oberarm des letzteren 4,81 u. ſ. f.

In Beziehung auf die ſpezifiſchen Gewichte der einzelnen Extremitätenſtücke ſollte man von vornherein auf eine große Schwankung rechnen; denn ſie beſtehen aus Knochen und Sehnen, ſpezifiſch ſchwerer als Blut; Muskelſubſtanz, von nahe dem ſpezif. Gewicht des Blutes, und Fett, ſpezif. leichter nicht bloß als Blut, ſondern auch als Waſſer.

Der denkbare Wechſel in den Mengen dieſer miteinander combinirten Maſſen von verſchiedenem ſpezifiſchen Gewicht iſt ſo groß, daß man vermuthen ſollte, es würden die ſpezifiſchen Gewichte der gleichnamigen Theile bei verſchiedenen Individuen ſehr beträchtlich von einander abweichen. Bis jetzt ſind mit einander verglichen worden: Greis von 70 Jahren, Mädchen von 26, ſehr fett, von 20 (gracil) Jahren und der athletiſch gebaute dreißigjährige Verbrecher. Es ſind alſo mit Ausnahme des Kindesalters ſchon die extremſten denkbaren Fälle mit einander verglichen, und doch fallen die Schwankungen der ſpezifiſchen Gewichte für die gleichen Stücke faſt ohne Ausnahme erſt in die dritte Decimale, ſehr ſelten mit der Differenz 1—1,5 in das Bereich der zweiten, nie in das der erſten, während die Differenzen der dazu gehörigen abſoluten Gewichte bis über 100 $^{0}/_{0}$ anwachſen können.

Bei dieſer günſtigen Sachlage iſt die Möglichkeit gegeben, die Stücke der Extremitäten an jedem lebenden Körper zu wiegen, ohne ſie vom Körper abzutrennen. Ich werde an einem anderen Ort ausführlich Methoden und Cautelen beſchreiben, und führe nur hier allgemein das Prinzip an. Es beſteht in der Wägung der durch die fraglichen Stücke verdrängten Waſſermaſſen von bekannter Temperatur und bekanntem ſpezifiſchem Gewicht, und Multiplication der ſo reducirten Zahlen für die Volumina mit der für das beſtimmte Individuum am meiſten wahrſcheinlichen Zahl des ſpezifiſchen Gewichtes. Sind ſo die Gewichte der Extremitätenſtücke bekannt, ſo erhält man durch Abzug vom ganzen Körpergewicht das Gewicht des Rumpfes mit dem Kopf, ja man kann in geeigneten Apparaten das Volum des ganzen Körpers bis an das Kinn beſtimmen und ſein abſolutes Gewicht durch Multiplication mit dem aufgeſuchten ſpezifiſchen Gewicht der entſprechenden Theile finden.

Man kann ferner den allgemeinen Schwerpunkt des Körpers für die horizontale Rückenlage bei jedem Lebenden genau in Beziehung auf ſeinen Abſtand von Scheitel und Sohle ausfindig machen, und da die Abſtände der Schwerpunkte der einzelnen Körpertheile theils ſehr genau immer den gleichen anatomiſchen Ort behaupten, theils ſich aus den Formen der Theile berechnen laſſen, ſo hat man eine Controle für die Richtigkeit der Gewichtsbeſtimmungen, wenn bei ihrer konſtruktiven Verknüpfung nach den gewonnenen Längenmaaßen durch die Rechnung der allgemeine Schwerpunkt auf dieſelbe Stelle fällt, wo er bei dem Verſuch liegend gefunden wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. März.

Nr. 32. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 10. Januar 1857.

2. Herr Professor Dr. Harleß gab folgende

Beschreibung der Apparate über „die statischen Momente der menschlichen Gliedmassen“ ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dann erhält man für je ein Glied einen Quotienten durch Division seines Gewichtes mit dem Gewicht des ganzen Körpers, dessen Logarithmus addirt zum Logarithmus des Abstandes seines Schwerpunktes von je einer der drei Ebenen des Raumes, die Entfernung des Gesammtschwerpunktes von dieser Ebene finden läßt, wenn die Numeri der logarithmischen Summen sämmtlicher Glieder addirt worden sind. Aus der Bestimmung der Entfernung des allgemeinen Schwerpunktes von den drei Ebenen des Raumes findet man dann zuletzt den Ort dieses Punktes in dem Raum zwischen den Ebenen, von welchen aus gemessen wurde.

Die Messung ist unerläßlich, die Rechnung kann umgangen werden. Dies geschieht durch die in der oben angeführten Abhandlung ihrem Prinzip nach besprochenen Apparate, deren Construktion genauer zu beschreiben, der Zweck dieser Zeilen ist.

Der eine Apparat mißt die Abstände der Schwerpunkte jedes einzelnen Gliedes von den drei Ebenen des Raumes mit einer Einstellung. Der andere Apparat bestimmt durch je eine Wägung die Entfernung des Gesammt- oder resultirenden Schwerpunktes von je einer Ebene. Jenen Apparat will ich den „Coordinaten-Inder“ nennen, den anderen die „Wippe“.

Beide Apparate sind mit bekannter Genauigkeit und Eleganz von dem Mechanikus Stollenreuther in München nach meiner Angabe ausgeführt und in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe der hiesigen Akademie der Wissenschaften (am 10. Jan. 1857) vorgezeigt worden.

Zunächst handelt es sich um die Herstellung eines Schemas, an welchem die Orte für die Schwerpunkte der einzelnen Glieder in den gehörigen Abständen von der Scheitelebene für die aufrechte Stellung markirt sind, und welches die zu untersuchenden Verschiebungen gestattet, also gegliedert ist. Begnügt man sich nicht mit dem Schema für den Mittelwerth der Entfernungen von der Scheitelebene, so muß das Schema eine Einrichtung haben, daß man Figuren von verschiedenen Proportionen daraus construiren kann, je nach den für den gegebenen Fall zu ermittelnden Maaßen. Dies läßt sich sehr einfach erreichen. Das ganze Schema ist theils aus dicken durchaus egalen, drehrunden Messingdrähten von 2 Millimeter Querschnitt, theils aus dünneren, gut ausgeglühten, sehr weichen Kupferdrähten von 1 Mill. Querschnitt zusammengesetzt. Die Messingdrähte sind in ihrer Längsaxe durchbohrt. Man denke sich nun z. B. die Arme so construirt: die Doppelstriche mögen den Messing-

draht, die einfachen die Kupferdrähte bezeichnen. Indem sich an jenen kleine Klemmschrauben befinden, lassen sich die Glieder innerhalb der überhaupt möglichen extremen Grenzen verlängern oder verkürzen, weiter auseinander rücken oder sich gegenseitig nähern. Befindet sich auf jedem ein Glied repräsentirenden Messingstück eine Kerbe parallel der Grundfläche dieses Cylinders als Marke für die Lage des Schwerpunktes je eines solchen Gliedes so sieht man leicht, daß gleichzeitig auch diese an den richtigen Ort für eine individuelle Ausmessung eingestellt werden kann. In der Mittellinie senkrecht übereinander gestellte Stücke repräsentiren die Rumpfaxe, in welcher die Schwerpunkte ihrer Abschnitte liegen, zwei horizontale die Drehungsaxen der oberen und unteren Extremitäten. Eine Verlängerung der Rumpfaxe reicht bis unter die Ebene der Fußsohlen.

Jede Extremität ist ebenfalls je durch drei bewegliche Messingcylinder vertreten, deren Verbindung durch die Kupferdrähte an dem gehörigen Orte gebogen, die bei dem Lebenden vorkommende Stellung der ganzen Figur erzielen läßt. Der Kopf, ebenfalls von einem Messingcylinder repräsentirt, bewegt sich an dem als Hals figurirenden Kupferdraht von gegebener Länge.

Dieses Schema ist auf dem Mittelpunkt einer quadratischen horizontalen Grundfläche in meinem Fall von 34 Centim. Seite, senkrecht aufgestellt. Die unter die Sohlfläche der Figur verlängerte Stange hat ihre Führung durch die Grundfläche in einer Messingkapsel. Die Grundfläche selbst steht auf drei 16 Centim. hohen Füssen; durch eine Stellschraube an der Führung läßt sich die Figur in jeder senkrechten Entfernung ihres Scheitels von dieser Grundfläche fixiren.

Die Figur hat im Maximum ihrer Länge 29,5 Cent. Höhe.

Auf jeder Seite der quadratischen Grundfläche ist eine Theilung in Millimeter angebracht, deren Nullpunkte je in der die Fläche halbirenden Linie liegen. Längs dieser Theilung ist eine starke Messingzwinge von 4,5 Centim. Dicke, 5,5 Cent. Breite verschiebbar. Sie ist hufeisenförmig ausgeschnitten, so daß sich der Ausschnitt über der Theilung bewegt, von ihr wenigstens 1,5 Cent. übersehen läßt, wobei der Gipfelpunkt des Hufeisens eine feine Spitze als Index trägt, durch welchen das Maaß der Verschiebung über der Theilung abgelesen werden kann. Entsprechend diesem kleinen Zeiger ist auf der Zwinge eine viereckige sehr genau gearbeitete Stahlstange so angebracht, daß die Spitze einer zweiten Stange, welche immer rechtwinklig zu jener an ihr auf- und abgeschoben werden kann, in gleicher Ebene mit jenem Zeiger liegt.

Die senkrechte Stahlstange trägt nämlich eine Hülse mit viereckigem Hohlraum, entsprechend der äußeren Begrenzung jener Stange, ist 6,5 Centim. hoch, und wird durch eine Feder in der Ebene der Diagonale immer so angedrückt, daß die mit ihr verbundene zweite ebenfalls prismatische, aber horizontal gelagerte Hülse nicht aus ihrer ursprünglichen Ebene weichen kann. Eine zweite, 2 Centim. nach außen von dem Rande der Grundfläche abstehende runde, starke Stahlstange dient für die vordere als Strebepfeiler, und verhütet, daß sie in federnde Schwingungen gerathen, oder sich biegen könne.

Ebenso hat die horizontal, also parallel der Grundfläche verschiebbare, viereckige Stahlstange durch Federdruck eine sichere Führung, und kann nicht aus ihrem Parallelismus mit der Grundfläche weichen.

Beide viereckige Stangen, von welchen die horizontal geführte gegen ihre untere Fläche hin in eine feine Spitze ausläuft, haben 5 Mill. Seite, und sind in Millimeter getheilt. Der Nullpunkt der Theilung liegt für die Senkrechte in der Ebene der Grundfläche, für die horizontale in dem Perpendikel auf die Mitte dieser Grundfläche.

Nun denke man sich irgend einen Punkt über der Grundfläche des Apparates innerhalb der Grenzen eines über ihr aufgestellten Würfels. Es wird leicht sein durch Verschiebung der Zwinge und des horizontalen Stabes diesen Punkt mit der Spitze des letzteren zu berühren. Ist dies geschehen, wenn die Schraube der Zwinge angezogen, und die senkrechte Stange dadurch wirklich perpendikulär auf der Grundfläche steht, so geben die Ablesungen: erstens an

der Randtheilung, zweitens an dem senkrechten und drittens an dem horizontalen Stab, mit Berücksichtigung der + und — die Veränderung der Lage dieses Punktes, gegenüber dem Nullpunkt der Theilung, zusammen den Ort des fraglichen Punktes innerhalb jenes cubischen Raumes an, welcher über der Grundfläche des Apparates stehend gedacht werden kann. Denn die drei Ablesungen geben, wie gesagt, bezogen auf den Nullpunkt der Theilung, die Entfernungen des Punktes von den drei rechtwinklich zu einander gestellten Ebenen des Raumes an, wodurch bekanntlich jederzeit der Ort eines Punktes im Raum bestimmt ist. An unserem Schema kann die Spitze aber nicht bis zu dem Mittelpunkt eines die Glieder repräsentirenden Messingcylinders wirklich geführt werden, sondern nur bis zu der Marke an dessen Peripherie. Die Marke ist deshalb erstens ein Ring, damit von jeder Seite her die Spitze des Inder einen Anhaltungspunkt für ihre Einstellung habe. Die Kerben sind überall gleich tief eingeschnitten, so daß also bei jeder Ablesung die gleiche Zahl, der Werth des überall gleichen Abstandes vom Mittelpunkt und Boden der Kerbe, ohne Weiteres in Abzug gebracht werden kann.

So lassen sich also für jede Stellung, welche man dem Schema gibt, die Verschiebungen der Schwerpunkte seiner einzelnen Theile, bezogen auf ihre Lage in der aufrechten Stellung (Ausgang der Bewegungen), direkt ablesen.

Als Formel zur Ermittelung für die Resultirende aus Parallelkräften, als welche in unserem Fall die Zugwirkungen der Schwere je eines in sich unbeweglichen Massentheiles anzusehen sind, gilt bekanntlich:

$$X = \frac{mx + m_1x_1 + m_2x_2 + m_3x_3 \ldots}{m + m_1 + m_2 + m_3 \ldots} \quad \text{oder}$$

$$\text{wenn } m + m_1 + m_2 \ldots = S$$

$$X = \frac{m}{S}x + \frac{m_1}{S}x_1 + \frac{m_2}{S}x_2 \ldots .$$

wobei X den Abstand der Resultirenden von der fraglichen Ebene, m die Masse je eines Theiles, x die Entfernung des ihm angehörigen Schwerpunktes von jener Ebene bedeutet.

Der Ort für den Schwerpunkt des ganzen Systems im Raum erfordert drei Gleichungen

$$X = \frac{m}{S}x + \frac{m_1}{S}x_1 + \frac{m_2}{S}x_2 \ldots .$$

$$Y = \frac{m}{S}y + \frac{m_1}{S}y_1 + \frac{m_2}{S}y_2 \ldots .$$

$$Z = \frac{m}{S}z + \frac{m_1}{S}z_1 + \frac{m_2}{S}y_2 \ldots .$$

$$\text{Setzt man } \frac{m}{S\ldots} = \mu + \mu_1 + \mu_2 \ldots .$$

so ist die Verschiebung für je ein einzelnes Glied von der ursprünglichen Gleichgewichtslage aus $= \delta$ und die Summe von $\delta\mu + \delta_1\mu_1 + \delta_2\mu_2 \ldots$ gleich der Verschiebung ($= \delta X$) des Gesammtschwerpunktes dieses Systems, in Beziehung auf die Ebene, von welcher aus die Verschiebung der einzelnen Theile gerechnet wurde.

Nun denke man sich einen Hebel auf welchem z. B. X durch ein bestimmtes Gewicht vertreten ist und eine Anzahl von anderen Gewichten, deren Summe ebenfalls $= X$ ist. Diese Gewichte seien, beliebig wie, auf dem einen Hebelarm vertheilt: dann muß das Gegengewicht X an einem bestimmten Ort des zweiten Armes aufgestellt sein, wenn sein statisches Moment gleich der Resultirenden der statischen Momente der Massen auf jenem Arm sein und ihnen das Gleichgewicht halten soll. Der Abstand des Gewichtes X von dem Hypomochlion gibt somit direkt den Abstand von dem Nullpunkt der Theilung in der fraglichen Ebene, über welcher die einzelnen Massen in senkrechter Richtung in Abständen stehen, deren Werthe durch ihre respektiven Entfernungen vom Hypomochlion auf der anderen Seite repräsentirt sind.

Verschiebt man eines dieser Gewichte auf dem Hebelarm, so verlangt dies zur Herstellung des Gleichgewichtes zugleich eine Verschiebung des Gesammtgegengewichtes in entgegengesetzter Richtung auf dem anderen Hebelarm, um das Maaß des Unterschiedes der Resultirenden in der ersten und in dieser zweiten Gleichgewichtslage.

Damit hat man also ein Mittel, statt der oft complicirten Berechnung durch eine einfache Wägung bei allen beliebigen Werthen von δ die Ortsveränderung des allgemeinen Schwerpunktes durch eine meßbare Verschiebung des Gegengewichtes bis zu dem von dem Instrument abhängigen Grad von Genauigkeit zu „beobachten“.

Entsprechend den Formeln fordert je eine Ablesung am Coordinaten-Inder eine Einstellung und Ablesung an der Wippe.

Die Einrichtung dieses Instrumentes, dessen Prinzip keiner weiteren Besprechung mehr bedarf, ist folgende.

Auf einem horizontalen Brett von 22,5 Cent. Länge und 13,5 Cent. Breite ist ein 5,8 Cent. hohes, 0,5 Cent. dickes, 2 Cent. breites messingenes Lager mit zwei ebenen Stahlflächen angebracht, auf welchem der Wagbalken mit Schneiden balancirt. Die Grundlage dieses Balkens besteht aus zwei gekuppelten, stumpfwinkeligen Dreiecken (der Winkel beträgt beiläufig 140 Grad). Die Dreiecke sind aus 5 Mill. dicken vierseitigen Stangen zusammengefügt und beide stehen um 4 Cent. von einander ab. Ihr Zwischenraum ist in der nach oben gerichteten Ebene der Grundlinien der Dreiecke mit einer ebenen, von parallelen Flächen begrenzten Messingplatte von 1,5 Mill. Dicke und 4,7 Cent. Länge überbrückt, welche durchaus auf ihrer breiten Seite in Millimeter getheilt ist. Der Nullpunkt der Theilung liegt für beide Hälften genau in der Ebene der stählernen Schneiden.

Der Schwerpunkt dieses Systems liegt etwas unterhalb der Schneiden, so daß die oben aufgelagerten Gewichte den Schwerpunkt des belasteten Balkens höchstens bis in die Ebene der Schneiden hinaufrücken lassen.

Dieser Umstand bedingt eine besondere Rücksicht auf die Höhe der Gewichte; und macht es möglich, dem Instrument einen außerordentlichen Grad von Feinheit zu verleihen, welcher durch die Höhe der Gewichte (unter Voraussetzung gleicher Masse) bis unmittelbar vor die Grenze gebracht werden kann, wo das Instrument durch zu große Empfindlichkeit unbrauchbar wird.

Das Lager der einen Schneide trägt ein oben in einen Gradbogen endigendes Messingblech von 6 Mill. Breite, vor welchem der 7,5 Cent. hohe Zeiger spielt. Dieser ist in der Mitte des entsprechenden Balkenrandes senkrecht zu ihm angebracht. In der Mitte der beiden Schmalseiten des Balkens ist je eine feine 2,5 Cent. lange Schraube eingefügt, welche über die Balkenlänge in dessen Ebene vorragt, und ein kleines Schräubchen trägt, wodurch die beiden Hälften des Balkens gegeneinander abgeglichen werden können.

Um die Gewichte sicher auflegen zu können, ist eine Arretirung nothwendig. Diese besteht aus zwei 12,5 Cent. langen Messinghebeln, welche durch ein Excentricum am Lager unter der Schneide, gleichzeitig die beiden im Winkel aneinander stoßenden unteren Spangen des Wagbalkens emporheben und den Rücken der Schneiden gegen ein Wiederlager klemmen. Ihre Drehpunkte stehen um 3,5 Centim. von der Ebene der Schneide links und rechts ab.

Die Gewichte sind cylindrisch, hohl, mit abschraubbaren Deckeln, um ihre Werthe, entsprechend den nicht sehr großen individuellen Verschiedenheiten der μ μ_1 ... unserer Formel durch wechselnde Grade ihrer Füllung mit Schrot und Quarzkörnern variiren zu können. An den beiden Enden des Durchmessers ihrer Grundflächen sind Marken angebracht, um sicher ihre Schwerpunkte über die verlangte Linie der Theilung stellen zu können.

Die Gewichte müssen möglichst gleich hoch sein. Ihre vortheilhafteste Höhe wird durch einige Versuche mit verschiedenen Messingcylindern von gleicher Schwere für je einen bestimmten Wagbalken von unbekannter Schwerpunktslage ermittelt. Sie sind ferner unten etwas concav, damit sie möglichst senkrecht aufstehen und die feine Theilung des Balkens nicht verletzen, wenn sie verschoben werden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. März.

Nr. 33. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 10. Januar 1857.

2. Herr Professor Dr. Harleß gab folgende

Beschreibung der Apparate über „die statischen Momente der menschlichen Gliedmassen“ ꝛc.

(Schluß.)

Begnügt man sich mit einem Schema und einer Reihe von μ, so erhält man bei dem Gegengewicht von 100 Gramm nachstehende Gewichte für die einzelnen Theile auf der entgegengesetzten Hälfte der Wippe:

Kopf	7,1	Gr.	
obere Rumpfpartie	36,1	„	
untere Rumpfpartie	10,2	„	
Oberarm	3,2	„	Diese Gewichte müssen paarweise vorhanden sein.
Vorderarm	1,8	„	
Hand	0,8	„	
Oberschenkel	11,3	„	
Unterschenkel	4,4	„	
Fuß	1,8	„	

Für eine 17,3 Millimeter hohe Figur hat man dazu die Entfernungen der Schwerpunkte nach nachstehender Tabelle zu wählen.

Kopf-Schwerpunkt	8
obere Rumpfpartie	43,7
untere Rumpfpartie	73,6
Oberarm	45,2
Vorderarm	75
Hand	100
Oberschenkel	99
Unterschenkel	138
Fuß	169,2

Bei diesen Maaßen wird man fast für alle Stellungen direkt aus Ablesung und Wägung nach der angegebenen Methode die Verschiebung des Gegengewichtes entsprechend der resultirenden Wirkung aus den Verschiebungen der anderen, und dadurch sofort die Verschiebung des allgemeinen Schwerpunktes bestimmen können.

Nun ist es aber zur größeren Genauigkeit der Ablesungen am Coordinaten-Inder rathsam eine Figur von mindestens der doppelten Höhe in Anwendung zu bringen. Dann hat man aber nöthig, sich eine Tabelle zu entwerfen, auf welcher die Ablesung am Coordinaten-Inder für den Maaßstab der Wippe und der auf ihr erforderlichen Verschiebungen berichtigt ist.

Schließlich füge ich noch ein Paar Beispiele zur Beurtheilung der Feinheit dieses Apparates bei.

Auf der einen Seite der Wippe immer 100 Gr. als Gegengewicht auf der anderen z. B.

Gewichte	50	1	30	10	5	2	2	Gramm
Theilstrich	2	4	6,5	10	13	15	17	Centim. Entfernung vom Hypomochlion.

Der eine Gramm wurde auf 5,5 Cent. gestellt. Dies gab einen Ausschlag von c. 1° am Bogen.

oder	5	1	30	10	50	2	2	Gramm
	2	4	6,5	10	13	15	17	Centim. Entfernung.

Auch hier erfolgte bei Verschiebung des einen Gramm ein deutlicher Ausschlag am Bogen.

Ebenso bei folgender Stellung:

50	30	1	10	5	2	2	Gramm
1	3	3	5	7	10	13	Cent. Entfernung vom Hypomochlion.

wenn der eine Gramm um 1,5 Cent. gegen das Hypomochlion hin verschoben wurde.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 17. Januar 1857.

Hr. Reichsarchiv-Sekretär K. A. Muffat las:

„Ueber die Vergabung von Greding durch Kaiser Lothar an seinen Schwiegersohn Herzog Heinrich den Stolzen".

Der Mönch von Weingarten erzählt, daß Herzog Heinrich der Stolze, nachdem er seine Hochzeit mit Kaiser Lothars Tochter Gertrud zu Gunzenlech gefeiert und seine junge Gattin nach Ravensburg gebracht hatte, zu dem Kaiser zurückgekehrt sei, und von diesem das Herzogthum Sachsen, Nürnberg, Greding, und alle Lehen, welche der Kaiser von Bischöfen und Aebten gehabt, empfangen habe [1]).

Zur Erläuterung dieser Stelle, hinsichtlich Greding's, soll hier die frühere Geschichte dieses Ortes, soweit sie sich aus den bekannt gewordenen Quellen ermitteln läßt, dargestellt werden.

Die älteste Nachricht nennt Greding als einen Königshof in Bayern, welcher 5 Königsdienste zu leisten hatte [1]).

Die späteren Schicksale Gredings ergeben sich zum Theile aus einer in dem Kaiserselecte der Monumenta boica zum ersten Male veröffentlichten Urkunde Kaiser Heinrich IV., welche dieser am 5. Mai 1091 zu Bassano ausstellte [2]).

Kaiser Heinrich IV. sagt darin, daß er wegen der treuen Dienste des Bischofs Ulrich von Eichstädt in Gegenwart der Reichsfürsten, des Patriarchen Ulrich von Aquileja, der Bischöfe Milo von Padua, Hezelin von Vicenza, Otger von Yvrea und anderer seiner Getreuen der Kirche von Eichstädt die Güter, welche sie seit alter Zeit vermöge der Privilegien der Könige und Kaiser, seiner Vorfahren, zu Eigen besessen, aber durch Eindringlinge verloren hatte, nicht einmal, sondern wiederholt zurückgestellt habe, wie selbe vor ihm von andern seiner Vorfahren, dieser Kirche bestätigt worden waren. Dieser Güter

1) Anonym. Weingart. Cap. XI. §. 2 bei Hess Mon. Guelf. Pars histor. p. 23. „... ad imperatorem reversus ducatum Saxonie, Nourenberch, Gredingen et omnia beneficia, quae imperator ab episcopis et abbatibus habuit, suscepit, ac rebellionem in Fridericum ducem Suevie, sororis sue maritum et contra Conradum fratrem eius pollicetur".

1) Quix (Christian) Codex diplomaticus Aquensis. T. I. P. I. No. 43 pag. 31 „iste sunt curie de Bavaria .... Gradinga (dat.) V. (regalia servitia ...)"

2) Mon. Boic. T. XXIX. P. I. p. 214.

Hauptsitz ist Gredingen im Nordgau, im Comitate Heinrichs. Dasselbe Prädium Greding nun, mit allen seinen Zugehörungen haben wir aus dem Besitze des Markgrafen Eckbert befreit, und der Kirche Eichstädt für immer bestätigt und übergeben, weil Markgraf Eckbert dieses Gut mit Recht verloren hatte, das er unrechtmäßiger Weise vorenthielt, und das er, wenn er es auch rechtmäßig besessen hätte, doch rechtlich verlieren mußte, da er, überführt gegen uns den Tod so oft beschlossen zu haben, durch der Fürsten allgemeines Urtheil nicht nur seiner Güter, sondern auch seines Lebens verlustig war erklärt worden. Dieses Prädium Greding aber, das uns zuerkannt war, geben wir der Kirche Eichstädt zurück und bestätigen es derselben, so daß Bischof Ulrich und seine Nachfolger frei, zum Besten der Kirche darüber zu verfügen Macht haben".

An diese Urkunde reiht sich ein Schreiben an, das Bischof Rupert von Bamberg im Vereine mit den getreuen Nürnbergern an den damals noch in Italien weilenden Kaiser richtete [1]).

Rupert versprach darin, Alles, was ihm der Kaiser durch den Herrn G. aufgetragen mit allem Fleiße nach seinem Willen zu vollziehen, und eröffnete dem Kaiser zugleich, daß dessen Freunde und Feinde sich durch neue Umtriebe mit einander verbinden, und daß er nothwendiger Weise sobald als möglich zurückkehre, weil er durch seine Gegenwart Alles nach seinem Willen beilegen könne, was, wie er besorgt, durch seine Abwesenheit zu unwiderbringlichem Schaden sich entwickeln werde.

An diese Worte des Bischofs schließen sich die zwei anderer Schreiber an, deren Namen, gleichwie der des Bischofs, nur mit den Anfangsbuchstaben G. und C. angegeben sind, welche demnach die Eingangs genannten „getreuen Nürnberger" zu sein scheinen, und vielleicht als Gottfried und Conrad, die ältest bekannten Burggrafen von Nürnberg gedeutet werden können?

Von diesen beiden meldete der eine dem Kaiser, daß er den Grafen H. in Sachsen noch nicht habe treffen können, weil dieser mit einem Herrn nach Westphalen gezogen und noch nicht zurückgekehrt ist. In Bälde werden sie beide aber mit demselben zu des Kaisers Vortheile zusammenkommen.

„Soviel wir aber von dem an ihn gesendeten Boten vernommen, wird er Euch nicht entgegen sein, sofern er sein Gut Gredingen, wie es ihm versprochen ist, zurückerhalten haben wird. Sollte er in dieser Erwartung getäuscht werden, wird er in der That sich ganz von Euch entfremden. Durch die Zurückgabe dieses Gutes aber habt Ihr von Niemand einen Einfall in jene entblößten Theile Sachsens, von Niemand eine Gewaltthat in jenem ganzen Lande zu befürchten; so verspricht er es selber. Seine Brüder hoffen wir, bei unserer Zusammenkunft mit ihnen, bis zu Eurer Ankunft in der Treue gegen Euch zu behalten; Ihr müßt sie aber, wie wir ihnen verheißen, mit entsprechender Freigebigkeit euch geneigt machen. Um die von den Fürsten auf den 24. Juni angesetzte Versammlung braucht Ihr euch nicht zu bekümmern, weil wir durch unsere emsigen Vorkehrungen dieselbe gänzlich beseitigen werden".

„Das Beginnen des H. und seine Sache gegen Euch mißfällt Freunden, Feinden, dem gesammten Reiche, wenn sie gleich nicht offen sich darüber äußern; doch mit Gottes und eurer Getreuen Hilfe wird nichts Drohliches für Euch daraus entstehen. Uebrigens ersprießt der Zustand eures Reiches von Tag zu Tag in größerer Ruhe"!

„Der Bischof von Eichstädt hat eure Gesandtschaft, welche ohne Briefe von euch zu ihm kam, keinen rechten Glauben geschenkt. Bewirket daher nun abermals mit Brief und Siegel, und unter Androhung eurer Ungnade, daß dem Grafen H. sein Gut Gredingen zurückgegeben werde, denn wahrlich, soferne dieses nicht geschieht, wird durch des Bischofs Schuld ein so wichtiger Mann eurem Dienste gänzlich abgewendet. Ebenso sollet Ihr des Bischofs Mannen H. und N. schriftlich das genannte Gut verbieten".

„Wegen des Bisthums Merseburg bitten wir Euch inständig, daß ihr dasselbe, wenn es durch

1) Udalrici babenb. Cod. No. CCI in Eccard Corp. hist. II. p. 211.

die Wahl des Klerus und Volkes möglich ist, dem Magister der Bamberger Kirche verleihet, den wir als euch in allem getreu und ergeben erprobten".

„Was Euch in allen diesem gefällig seyn wird, meldet sobald als möglich durch Eure Briefe sowohl unserm Bischofe als uns".

Fassen wir das Ergebniß dieser urkundlichen Angaben zusammen, so ergibt sich daraus, daß Greding, ehedem ein Königshof, durch Verleihung eines deutschen Königs oder Kaisers an das Hochstift Eichstädt gelangt, demselben aber entfremdet worden war, zu Kaiser Heinrich's IV. Zeit in eines Markgrafen Eckbert unrechtmäßigem Besitze sich befand, diesem wegen Hochverrathes abgesprochen und dem genannten Kaiser zuerkannt wurde, der es dem Hochstifte im J. 1091 zurückstellte; daß jedoch ein sächsischer Graf H. auf dieses Gut Ansprüche machte, und von dem Kaiser abzufallen drohte, wenn er es nicht zurück erhielte, weshalb der Kaiser angegangen wurde den Bischof von Eichstädt zur Zurückgabe zu vermögen, was wegen der in dem Schreiben angezogenen Besetzung des Hochstifts Merseburg, zu Anfang des Jahres 1093 wo nicht zu Ende 1092 geschehen sein muß.

(Schluß des Bülletins folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

November 1856.

(Fortsetzung.)

Von der Royal Society in London:

a) Philosophical transactions, for the year 1856. Vol. 146. Part. I. Lond. 1856. 4.

b) Proceedings. Vol. VIII. No. 19—22. London 1856. 8.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammte Naturwissenschaft in Bern:

a) Neue Denkschriften Band XIV. Zürich 1855. 4.

b) Verhandlungen der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft bei ihrer Versammlung in St. Gallen am 24.—26. Juli 1854. St. Gallen 1854. 8.

c) Actes de la Société helvétique des sciences naturelles réunie a la Chaux-de-Fonds. Chaux-de-Fonds 1855. 8.

Vom Siebenbürgischen Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt:

Verhandlungen und Mittheilungen. Jahrg. VII. Nr. 1—6. Januar—Juni 1856. Hermannstadt 1856. 8.

Vom Verein für Naturkunde in Mannheim:

XXII. Jahresbericht. Mannheim 1856. 8.

Von der Société des sciences naturelles du Grand-Duché in Luxemburg:

Publications. Tom. II. III. Luxbg. 1854. 1855. 8.

Von der Accademia delle scienze dell' istituto di Bologna:

a) Memorie. Bologna 1855. 4.

b) Indices generales in novos commentarios. Bononiae 1855. 4.

c) Rendiconto delle sessioni dell' istituto anno accademico 1854—55. Bologna 1855. 8.

Von der Société Linnéenne in Lyon:

Annales. Tom. deuxième. Lyon 1855. 8.

Von der Société impériale d'agriculture, d'histoire naturelle etc. in Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles. Deux. Serie. Tom. VII. I. Partie 1855. Lyon 1855. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. März.

Nr. 34. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 17. Januar 1857.

Hr. Reichsarchiv-Sekretär K. A. Muffat las: „Ueber die Vergabung von Greding ꝛc.“

(Schluß.)

Daß unter dem Markgrafen Eckbert, welcher Greding unrechtmäßiger Weise inne hatte, der von Meissen, und zwar der zweite dieses Namens zu verstehen sei, welcher bei seinen wiederholten Empörungen gegen Heinrich IV. endlich im J. 1090 seinen Tod gefunden hatte, geht aus der oben angeführten Urkunde hinlänglich hervor.

Wie aber dieser Eckbert dazu gekommen sei, Ansprüche auf ein in Bayern gelegenes Gut zu machen, und sich in den Besitz desselben zu setzen, kann, wie mir wenigstens scheint, nur darin seine Erklärung finden, daß er sein Anrecht auf dieses Gut von seiner Mutter herleitete, ein Umstand, welcher uns zugleich auf die Spur desjenigen führt, welcher schon vor ihm Greding der Kirche Eichstädt entzog.

Der Markgraf Otto von Schweinfurt, Sohn des am 18. Sept. 1017 gestorbenen Markgrafen Heinrich, seit 1047 auch Herzog von Schwaben, war, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Mathilde hatte trennen müssen, in zweite Ehe mit Irmengard oder Immula, Tochter Maginfreds von Susa, getreten, die sich nach seinem am 28. Sept. 1057 erfolgten Tode mit Markgraf Eckbert I. von Meissen († 1068) aus dem alten braunschweigischen Hause vermählte, und in dieser Ehe noch zwei Kinder, Markgraf Eckbert II., den oben erwähnten, und eine Tochter Gertrude gebar.

Markgraf oder Herzog Otto muß es gewesen sein, welcher zuerst dem Hochstifte das Gut Greding entriß oder vorenthielt, um seinen Besitz in dieser Gegend zu vermehren, da ihm nach den fuldischen Schankungsbüchern auch Beilngries und Beratshausen zugehörten.

Wahrscheinlich war der Irmengard von ihrem ersten Gatten Greding als Widdum verschrieben, bei ihrer Wiedervermählung aber als eröffnetes Reichsgut eingezogen, vielmehr an Eichstädt zurückgestellt, demselben aber wiederholt entrissen worden. Von wem dieses geschah, gibt K. Heinrichs Urkunde nicht an; es mag dies schon Irmengards zweiter Gemahl, Eckbert I. von Meissen, gethan haben, dessen Ansprüche sein Sohn Eckbert II. fortsetzte, welcher auch bis zu seinem Tode in dem Besitze von Greding blieb. Kaiser Heinrich IV. stellte hierauf Greding abermals dem Hochstifte Eichstädt zurück, welches aber auch jetzt noch nicht in den ruhigen Besitz des so oft gefährdeten Gutes gelangte.

Graf H., ein Sachse machte Ansprüche darauf geltend. Daß in ihm der Graf Heinrich von Nordheim, genannt der Fette, zu erkennen sei, dürfte nach der bisherigen Ausführung keinem Zweifel mehr unliegen. Er hatte des Markgrafen Eckbert I. und

der Immula obenangeführte Tochter Gertrude (seit 1085 Wittwe Dietrichs II. von Katlenburg) im J. 1086 geehlicht, und war demnach des ermordeten Eckbert II. Schwager. Aus diesem Verhältnisse muß er seine Ansprüche auf Greding abgeleitet haben, die er auf die eindringliche Fürsprache der beiden Briefschreiber G. und C. an K. Heinrich IV. auch durchsetzte. Später (im J. 1101) erhielt er von dem K. Heinrich IV. auch noch die friesische Mark, bestehend in den Grafschaften Ostergo, Westergo und Stavern, zurück, welche einst Eckbert II. besessen, und ebenso wie Greding verloren hatte. Seine in dem angeführten Schreiben genannten Brüder sind Sigfried III. († 1108) und Konrad von Beichlingen († 1103) und kommen hier weiter nicht in Betracht. Von seinen beiden Töchtern aber, — sein Sohn Otto III. war 1116 kinderlos gestorben — heirathete die ältere, Richenza, den Kaiser Lothar, dem sie unter andern Besitzungen des Hauses Nordheim auch Greding zugebracht haben muß, welcher, wie der Mönch von Weingarten uns berichtet, selbes mit zur Aussteuer seiner Tochter Gertrude verwendete, als er sie dem Herzoge Heinrich dem Stolzen vermählte.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

November 1856.

(Schluß.)

Von der Académie impér. des sciences, belles lettres et arts in Lyon:

a) Mémoires. Classe des sciences. Tom. V. VI. Lyon 1855. 56. 8.

b) Résumé des observations recueillies en 1855 dans le bassin de la Saône par les soins de la commission hydrométrique de Lyon. Lyon. 8.

c) Observations météorologiques faites a 9 heures du matin a l'observatoire de Lyon du 1. Décemb. 1853 au 1. Décembre 1855. Sous la direction de M. Frenet. Lyon. 8.

d) Résumé des observations de météorologie faites entre le 1. Décembre 1853 et le 1. Décembre 1855, par M. Aimé Drian. Lyon. 8.

Von der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

a) Berichte über die Verhandlungen. Philos.-historische Classe 1855. III. IV. 1856. I. II. Leipz. 1856. 8.

b) Berichte über die Verhandlungen. Mathem.-physik. Classe. 1854 III. 1855 I. II. 1856 I.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

XVI. Bericht. Linz 1856. 8.

Vom Herrn Thorell in Upsala:

Recensio critica aranearum Suecicarum quas descripserunt Gleerckius, Linnaeus, de Geerus. Upsala 1854. 4.

Vom Herrn Giulio Minervini in Neapel:

Bulletino archeologico Napolitano. Nova Serie. Anno terzo. Napoli 1855. 4.

Vom Herrn M. Faraday in London:

Experimental researches in electricity. London. 4.

Von den Herren Biot u. F. Lefort in Paris:

Commercium epistolicum J. Collins et aliorum de analysi promota etc. Paris 1856. 4.

Vom Herrn Pictet in Genève:

Matériaux pour la paléontologie Suisse ou recueil de monographies sur les fossiles du Jura et des Alpes. 4 Livr. Genève, 1856. 4.

Vom Herrn Zeising in Sonthofen:

a) Das Normalverhältniß der chemischen und morphologischen Proportionen. Leipzig 1856. 8.

b) Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers aus einem bisher unbekannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetze. Leipzig 1854. 8.

Vom Herrn Karl Schröder in Paris:

La rotation souterraine de la masse, ses causes et ses conséquences. Paris 1856. 8.

Vom Herrn Malecarne in Vicenza:

Rettificazione della periferia del circolo. Vicenza 1856. 8.

Vom Herrn Martin in München:

Die Salzsäuerlinge von Neuhaus bei Neustadt an der fränk. Saale. Münch. 1356. 8.

Vom Herrn Göbel in Dorpat:

Untersuchung eines am 29. April / 11. Mai 1855 auf Oesel niedergefallenen Meteorsteines. Dorpat 1856. 8.

Vom Herrn Braun in Wiesbaden:

Wiesbaden als Heilquelle und als climatiſcher Heilort. Wiesbaden 1855. 8.

Vom Herrn Grunnert in Greifswalde:

a) Archiv der Mathematik und Phyſik. 26. Thl. 3. u. 4. Heft. 27. Thl. 1. Heft. Greifswalde 1856. 8.

b) Analytiſche Geometrie der Ebene und des Raumes für polare Coordinaten-Syſteme. Greifswalde 1857. 8.

Vom Herrn Johnſon:

Astronomical and meteorological observations made at the Radcliffe-observatory in Oxford. In the year 1854. Vol. XV. Oxford 1856. 8.

Vom Herrn Littrow in Wien:

a) Drei Quellen über den Kometen von 1556. Wien 1856. 8.

b) Ueber lichte Fäden im dunkeln Felde bei Meridian-Inſtrumenten. Wien 1856. 8.

Vom Herrn Kopp in Luzern:

Geſchichtsblätter der Schweiz. 2. Band. 4. u. 5. Heft. Luzern 1856. 8.

Vom Herrn Renard in Moskau:

Rapport sur la séance extraordinaire sollennelle du 28. Décbre. 1855 à l'occasion du Jubilé Semi-Séculaire de la société impériale des naturalistes de Moscau. Moscau 1856. 8.

Vom Herrn v. Hahn in Jena:

Aphorismen über den Bau der auf uns gekommenen Ausgaben der Ilias und Odyſſee. Jena 1856. 8.

Vom Herrn Giefers in Paderborn:

a) Geſchichte der Wefelsburg und des Biſchofs Theod. von Fürſtenberg Memorial-Büchlein. Paderborn 1856. 8.

b) Die Giefers'ſche Hypotheſe über den Ort der Varianiſchen Niederlage, vertheidigt von ihrem Verf. in einem offenen Sendſchreiben an die Bekämpfer derſelben Eſſelin und Reinking. Paderborn 1855. 8.

Vom Herrn Peters in Altona:

Aſtronomiſche Beobachtungen, begründet vom Hrn. Schumacher. 43. Band. Altona 1856. 4.

Vom Herrn Namour in Luxemburg:

Le camp romain de Dalheim. Feuilles continuées en 1854 et 1855 Luxembourg. 4.

Vom Herrn Kunze in Leipzig:

Der Wendepunkt der Rechtswiſſenſchaft. Leipz. 1856. 8.

Vom Herrn Vivier de Streel in Liége:

a) La cinéide ou la vache reconquise. Bruxelles 1854. 8.

b) Poésies Wallones No. 1. 2. Liége 1842. 8.

Vom Herrn Kupffer in St. Petersburg:

Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1853. 1854. St. Petersbourg 1855. 56. 4.

Von den Herren Böhm und Karlinski in Prag:

Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. 15. Jahrg. 1854. Prag 1856. 4.

Vom Herrn Kreil in Wien:

Jahrbücher der k. k. Centralanſtalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. IV. Bd. Jahrgang 1852. Wien 1856. 4.

Vom Herrn v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Bd. 6. 3. Heft. Bayreuth 1856. 8.

Vom Herrn Zantedeſchi in Padova:

Ricerche sulle leggi della capillarità. Padova 1856. 8.

Vom Herrn Parrat in Paris:

a) Principes d'etymologie naturelle basés sur les origines des langues sémitico-sanscrites. Par. 1857. 8.

b) Les 36,000 ans de Manéthon suivis d'un tableau des concordances sychroniques des vois d'Egypte et des Hébreux. Paris 1855. 8.

c) Philologus chaldaicus voces graecorum et latinorum scriptorum, quas dicunt aegyptiacas, chaldaice exponens; sequitur interpretatio alphabeti hebraici. Mulhouse 1854. 4.

Vom Herrn Fournet in Lyon:

Sur la congélation de la vapeur vesiculaire et sur les fliches glaciales. Paris 1856. 8.

Vom Herrn Rep in Lyon:

De l'influence du vent sur la forme des nuages. Lyon 1856. 8.

Vom Herrn Jordan in Lyon:

a) De l'origine de diverses variétés ou espèces d'arbres fruitiers et autres végétaux généralement cultivés pour les besoins de l'homme. Paris 1853. 8.

b) Mémoire sur l'aegilops triticoides et sur les questions d'hibridité, de variabilité spécifique. Paris 1856. 8.

Vom Herrn de Mayora in Barcelona:

Refutation de la base établie par Newton a la force de l'attraction universelle. Barcelona 1856. 8.

Vom Herrn Drobisch in Leipzig:

Nachträge zur Theorie der musikalischen Tonverhältnisse. Leipzig 1855. 8.

Vom Herrn Hansen in Leipzig:

Auseinandersetzung einer zweckmäßigen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der kleinen Planeten. Leipzig 1856. 8.

Vom Herrn Mommsen in Breslau:

Die Stadtrechte der lateinischen Gemeinden Salpensa u. Malaca in der Provinz Baetica. Leipz. 1855. 8.

Vom Herrn Dr. Arrest in Leipzig:

Resultate aus Beobachtungen der Nebelflecken u. Sternhaufen. Erste Reihe. Leipzig 1856. 8.

Von den Herren Kohlrausch und Weber in Leipzig:

Elektrodynamische Maaßbestimmungen, insbesondere Zurückführung der Strom-Intensitäts-Messungen auf mechanisches Maaß. Leipzig 1856. 8.

Vom Herrn Moreau de Jonnès in Paris:

La France avant ses premiers habitants et origines nationales de ses populations. Paris. 8.

Vom Herrn Abramo Massalongo in Turin:

Flora de' terreni terziarii di Novale nel Vicontino, descritta da Roberto de Visiani. Torino 1856. 8.

Vom Herrn Berron aus Bucharest:

Slavische Philosophie, enthaltend die Grundzüge aller Natur- und Moral-Wissenschaften. Prag 1855. 8.

Dezember 1856.

Von der Universität in Heidelberg:

Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 49. Jahrg. 1—10. Heft. Heidelberg 1856. 8.

Von der pfälz. Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speier:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Band VI. Heft III. u. IV. Septbr. u. Okt. Speier 1856. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

a) Abhandlungen III. Bd. Wien 1856. 4.

b) Jahrbuch 1856. VII. Jahrg. Nr. 1. Jan. bis März. Wien 1856. 8.

Von der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. 7. Bd. 2. Heft. Würzburg 1856. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances, Tom. XLIII. Nr. 10 — 17. Paris. 1856. 4.

Von der Académie impériale de medecine in Paris:

a) Mémoires Tom. VIII. Paris 1856. 4.

b) Bulletin. Tom. XXI. Paris 1855—56. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

a) Wochenblatt. VII. Jahrgang 1856. Nr. 1 — 39. Prag. 4.

b) Centralblatt für die gesammte Landeskultur. VII. Jahrgang. Nr. 1—39. Prag 1856. 4.

Von der Senkenberg. naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Abhandlungen 2. Bd. I. Lfg. Frankf. a. M. 1856. 4.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken in Ansbach:

XXIV. Jahresbericht. 1855. Ansbach 1856. 4.

Von der zoologischen Gesellschaft in Amsterdam:

Bijdragen tot de Dierkunde 4—6 Aflevering. Amsterdam 1848—54. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

a) Verhandelingen. Deel III. Amsterd. 1856. 4.

b) Verslagen en Mededeelingen. Deel I Stuk 1 — 3, II 1, III 3, IV 1—3, V 1. Amsterdam 1855. 56. 8.

c) Nederlandsch kruidkundig archief onder redactie van F. Dozy. IV. Deel. I Stuk. Leiden 1856. 8.

d) Lycidas ecloga et musae invocatio, carmina quorum auctor: Joann. van Leemoen. Amsterd. 1856. 8.

Von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft in Zürich:

Archiv für schweizerische Geschichte. XI. Band. Zürich 1856. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten in Berlin:

Verhandlungen. LX. Reihe 4. Jahrg. Januar — Juni 1856. Berlin 1856. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. März.

Nr. 35. 1857.

Bulletin der philoſoph.-philologiſchen Claſſe.

Sitzung vom 7. Februar 1857.

Herr Abt Dr. Haneberg las:

„Ueber die Geſchichte der Eroberung von Syrien, Meſopotamien, Aegypten durch die Araber von Wakidi“.

Die Claſſe beſchloß die Aufnahme dieſer Abhandlung in ihre Denkſchriften.

Bulletin der mathemat.-phyſikaliſchen Claſſe.

Sitzung vom 14. Februar 1857.

1) Vorgeleſen wurde folgendes Schreiben des Herrn Akademikers Dr. J. R. Roth d. d. Jeruſalem 5. Januar 1857, worin derſelbe Nachricht gibt von ſeinen Unterſuchungen über die am Meeresufer bei Jaffa von ihm aufgefundene Purpurſchnecke.

Zu den literariſchen Vorarbeiten, die ich vor dem Antritt meiner neuen Reiſe in die Levante anſtellte, gehörte auch ein Aufſuchen und Copiren derjenigen Stellen in griechiſchen und römiſchen Autoren, welche von der tyriſchen Purpurfärberei handeln. Ich hatte vor nun 3 Jahren kurz vor meiner Einſchiffung nach Europa am Strande von Joppe unzweifelhafte Spuren einer purpurgebenden Schnecke gefunden, war aber durch einen unglücklichen Zufall abgehalten worden, die Sache weiter zu verfolgen.

Verſehen mit dieſen Excerpten, aber ohne meine Ausrüſtungsgegenſtände, unter welchen Kochapparat und Waage am wichtigſten geweſen wäre, beſchloß ich bei meiner Ankunft in Joppe (Jaffa) am 7. Dez. vor. Jahres einige Tage daſelbſt zu bleiben und auf die Unterſuchung von Seethieren zu verwenden; auch in der Hoffnung, daß mein Gepäck mittlerweile von Alexandria noch nachkommen werde. In dieſer letzteren Hoffnung habe ich mich getäuſcht: wie ich den erſteren Vorſatz ausgeführt, ſoll nun berichtet werden.

Jaffa hat keinen Hafen für größere Schiffe, nur eine offene Rhede und innerhalb der Klippen unmittelbar vor der Stadt ein ruhiges aber ſehr ſeichtes Becken für leichte arabiſche Boote. Die Stadt iſt auf einem mäßigen, jedoch ſteilen Hügel erbaut, der aus jüngſtem Meeresſandſteine beſteht (hauptſächlich Reſte von Pectunculus-Schalen); keine andere Formation iſt ſichtbar, zwiſchen der Meeresküſte und den 4 Stunden landeinwärts entfernten Vorhügeln des Gebirges von Judäa. Gewaltige Dünen aus quarzigem Flugſand, vermiſcht mit fein zerriebenen Muſchelreſten, bedecken ſtundenweit die wellige Ebene unmittelbar hinter dem bis zu 40 Fuß

ansteigenden natürlichen Küstendamme, der nur stellenweise durchbrochen ist von Rinnsalen der Winterbäche und des im N. der Stadt (1½ hor.) ausmündenden Nahr el Audscheh. Klippen begleiten die Küste in mäßiger Ausdehnung und treten bei ganz ruhiger See als durchfurchte wagrechte Platten hervor, überzogen mit verschiedenen Seegewächsen, animalisch und vegetabilisch, welche sie auch für den nackten Fuß sehr schlüpfrig machen. In den ausgewachsenen Furchen derselben (alten Gesteinspalten) findet man verschiedene Gasteropoden, die kein tiefes Wasser bedürfen und auch zeitweise trocken liegen können, in welchem Falle sie ihre Mündung so fest an die Unebenheiten des Steines anpassen, daß ihnen immer noch einige Tropfen Wassers erhalten bleiben bis zur Wiederkehr des Wasserschwalles: denn von Ebbe und Fluth kann im Mittelmeer keine Rede sein.

Solche Lebensweise haben bekanntlich die meisten Patellen (Napfschnecken), die Littorinen u. a. Kreiselschnecken; ich fand aber jetzt auch, was mir neu zu sein scheint, den Conus mediterraneus in solchen Lagen, und eine Purpura, deren Bestimmung mir jetzt nicht möglich ist, die aber wohl die patula Lamark's sein mag. — Auf diese hatte ich es abgesehen, und sammelte also als ein purpurarius piscator, indem ich oft oben auf den Klippen, noch öfter aber in 2 — 3 Fuß Wasser die Schnecken ablas. In Zeit von 4 Stunden gewann ich 200 Stück, und fand schon, daß einige, wenn ich sie länger in der Hand hielt, einen Saft fahren ließen, der die palma aber noch besser die Nägel bläulichpurpur färbte, etwa wie helle Blut-Sugillationen.

Bei einer vorsichtigen Zerbrechung des letzten Umganges der Schale und Oeffnung des Respirationssackes von der Rückenseite fand ich unmittelbar auf und neben einem großen Blutgefäße (dem Herzen) eine lange eingeschnittene Drüse von kreideweißer Farbe, die nach wenigen Sekunden, besonders wenn sie angestochen wurde, einen Stich in's Grünliche annahm: entleert änderte sich die Farbe des Saftes ganz plötzlich in ein leichtes Meergrün, und nahm Farbe und Consistenz eines gutartigen Eiters (pus) an: er behielt auch dieselbe, wenn vom Sonnenlicht und Strahl abgeschlossen. Eine solche Drüse abgeschnitten und auf einem Stückchen Papier ausgedrückt und ausgebreitet, dann dem Sonnenlichte ausgesetzt, gab binnen 15 Minuten den hier angeklebten Farbflecken.

Die Drüse zusammengeballt, war in der Größe zwischen einer kleinen Erbse und Wicke.

Um aber nun nach Vorschrift des Plinius zu färben, mangelte mir jede Vorrichtung, nämlich Gefäße zum langsamen Kochen, um die Carnes abzuscheiden, feine Waagen, um die Quantitäten der Zugaben an Wasser und Salz zu regeln. Auch die Ungeduld trieb mich, den Termin des triduum nicht abzuwarten, sondern sogleich zu färben. Ich gewann bald eine Uebung im Zerbrechen der starken Schale und dem Ausschneiden der Drüse, so daß in Zeit von einer halben Stunde eine Quantität von Drüsensaft (aber mit den Häuten) vor mir war, von der Größe einer welschen Nuß; ich vermischte ihn mit der dreifachen Quantität Wasser, und setzte zwei Messerspitzen Kochsalz zu (letzteres glaube ich ist nur nöthig, wenn das macerari triduo eingehalten wird).

Es entwickelte sich ein höchst unangenehmer Knoblauchgeruch. Stücke Zeug von Baumwolle, Schafwolle und Seide, alle blendend weiß, wurden einmal nun eingetaucht, dann ausgedrückt und dann in der Sonne aufgehangen; beim Trocknen wurde der Geruch stärker und das merkwürdige Phänomen der Farbenwechslung von Meergrün in Lauchgrün, dann in Violett und endlich in Amethystfarbe gieng von Statten, bei der Baumwolle zuerst und am schnellsten; am meisten hatte aber die Schafwolle eingesogen (wegen ihrer Rauhigkeit) und bei ihr wurde die Farbe am tiefsten; Seide nahm nicht recht an, was wohl von dem Bleichen derselben durch künstliche Mittel herrühren mag (rohe Seide hatte ich nicht bei mir, ebenso wenig Leinen) oder vielleicht von einer gewissen Fettigkeit derselben; die Baumwolle schien mir auch zu glatt, um viel anzunehmen, und ich hatte übrigens auch versäumt, die Zeuge vorher zu netzen, was die Alten vorschreiben.

Ich färbte etwa einen Quadratfuß Zeug, und behielt dann noch etwa ein Drittel der Flüßigkeit

übrig, welche während des Färbens schon etwas lilafärbig geworden war. In einem Glase mit eingeriebenem Stöpfel aufgehoben und hier vor einigen Tagen probirt, wurde sie unbrauchbar gefunden, d. i. sie färbte nicht mehr dauerhaft, es ließ sich Alles wieder auswaschen.

Nachdem meine gefärbten Lappen trocken geworden und in Farbe ganz übergegangen waren, wusch ich sie in heißem Wasser mit Seife aus: sie ließen allerdings etwas fahren, aber nur an den Stellen, an welchen häutige Theile der Drüsen (also Anhäufung des Saftes) hangen geblieben waren. Der üble Geruch minderte sich täglich, ist aber bis heute noch nicht ganz gewichen, und wird bei Benetzung derselben wieder stärker.

Ein Stück getränkten Zeuges (Baumwolle) hieng ich so auf, daß nur ein Theil dem Sonnenlicht ausgesetzt, ein anderer Theil abgekehrt und bedeckt war; dieser letztere hat sich bis heute grünlich erhalten, und ich behalte mir vor, nach meiner Rückkunft in einer unserer Sitzungen die Umwandlung vorgehen zu lassen.

Ich lege hier drei Proben meines rohen Versuches bei: die Unreinigkeiten darauf, das heißt die tieferen Flecken und Streifen rühren von den unbeseitigten Drüsenhäuten her, welche allerdings durch Kochen und Abschäumen der Flüßigkeit wegzunehmen, gewesen wären: bei mehrmaligem Eintauchen und längerem Liegenlassen der Zeuge in der Flüßigkeit würde auch sicherlich die Färbung intensiver geworden sein. Den Inhalt von 20 Drüsen ließ ich in einer Federspule trocknen, ebenso viel kam in eine Glasröhre mit etwas Wasser und Salz: dies und noch mehr werde ich selbst mitbringen zu einer chemischen Analyse. Ich muß noch bemerken, daß gerade um Jaffa die Thiere nicht in großer Menge zu haben sind, da sie von den Christen in der Fastenzeit gegessen werden.

Nördlich und südlich von der Stadt in der Entfernung einer Tagereise mögen bessere Plätze sein.

An meinen Händen haftete die Farbe und der Geruch über eine Woche und wurde nur durch öfteres Abreiben der Epidermis mit Sand beseitigt. Auf dem weißen und geglätteten Kalkbewurfe meines Zimmers in Jaffa stellte sich die Farbe dar wie auf obigem Papiere.

Welche der Purpurschnecken des Plinius habe ich nun vor mir gehabt? Ich vermuthe das Buccinum, wage aber nicht, es mit Gewißheit zu sagen; besonders weiß ich nicht, wie ich die Stelle verstehen soll (libr. IX, cap. XXXVIII, 62, edit. Sillig.): Buccinum per se damnatur, quoniam focum remittit (ich habe es ja so anders gefunden) und würde für einen Wink in dieser Hinsicht dankbar sein, da ich große Lust habe, in der Sache weiter zu arbeiten, wenn Seine Majestät oder die gnädigen Herren einen solchen Wunsch aussprechen sollten. Eine Reise an die scala Tyria im nächsten Winter würde wohl manches Licht in die Geschichte der Purpurfärberei bringen. Dort müssen die Pelagiae zu Hause sein, und ich würde selbst auf dem hohen Meere fischen gehen, wenn ich Auftrag hätte. Ich muß noch bemerken, daß ich diesmal ganz abgegangen bin von Plinius Vorschriften: Despumatis carnibus quinis lana potat horis rursusque mergitur carminata, wie auch von dem macerari triduo justum.

Mir war diese Untersuchung, so dürftig sie auch ausfiel, höchst interessant, besonders der Vorgang mit der Farbenwechslung, so schön ausgedrückt von der kaiserlichen Schriftstellerin *Εὐδοκία* (Villois. Anecdot. Graec. tom. I. p. 42): *χαίρει ἡλίῳ ὁμιλοῦσα τῆς πορφύρας ἡ βαφὴ καὶ ἡ ἀκτὶς αὐτὴν ἀναπυρσεύει καὶ πλείω ποιεῖ καὶ φαιδροτέραν τὴν αὐγὴν ἐκφοινισσομένην ἐκ τοῦ ἄνω πυρός.*

Während meines 14tägigen Aufenthaltes in Jaffa und seit dem 23. Dez. dahier habe ich auf vielen Excursionen dahin getrachtet, die Winter-Flora und Fauna dieses Landes, welche weniger bekannt, aber auch ziemlich dürftig ist, zusammenzubringen. Das interessanteste Gewächs, das sich nur jetzt in Blüthe findet, ist die Mandragora (dudaim der Genesis), deren Aepfel, wie die Frucht der Kartoffel, nur doppelt so groß, wegen ihres überaus lieblichen, vielleicht

etwas die geſchlechtlichen Begierden reizenden Geruches noch jetzt in den Zimmern der Orientalen aufgehangen werden. Außerdem ein herrlicher weißer Crocus, eine Iris in unſern Landesfarben, u. a. Pflanzen, die ſpäter nicht mehr über der Erde gefunden werden. Die niedern Thiere, mit welchen ich in den letzten Jahren zum Beſten der zoologiſchen Sammlung ſo ergiebige Tauſchgeſchäfte gemacht und deren große Vorräthe ich ſo ziemlich aufgeräumt hatte, bin ich nun wieder in der Lage geweſen, in weit ausreichender Zahl zu ſammeln, und ich werde vor meinem Abgange von hier eine gewichtige Kiſte heimſenden können. Ich habe nun auch unter den foſſilen Zähnen der hieſigen Kreide einen pflaſterartigen Fiſchzahn gefunden, bin überhaupt noch nie unbelohnt von einer Excurſion zurückgekommen; auch wieder einen Ammoniten des hieſigen dolomitartigen Kalkes habe ich eingepackt.

Es freut mich berichten zu können, daß meine beiden Barometer noch geſund ſind, nur ſcheint die Anſammlung des Oxydes auf der Oberfläche des Merkurs im Gefäße beträchtlicher geworden zu ſein. Ehe ich meine Effekten bekommen habe, kann ich nicht daran denken, meine Reiſe fortzuſetzen, oder irgend welche Contrakte darauf bezüglich abzuſchließen; ich finde aber die Verhältniſſe, wie ich ſie erwartet habe, keineswegs ſchlimmer, und ſo Gott will, bin ich bald im Stande, Ihnen, m. gn. Herren, einen andern Bericht vorzulegen, der das Problem löſen ſoll, ob der Jordan in alten Zeiten ſeinen Lauf ſüdl. bis zum rothen Meere fortgeſetzt haben könne oder nicht.

Indem ich, m. gn. Herren, Ihnen ganz überlaſſe, irgend welchen Gebrauch von dieſer Mittheilung zu machen, bitte ich nur, daß ſie dem Protokolle einer Sitzung beigelegt werde, damit ich bei meiner Rückkehr nöthigen Falls Copie davon nehmen kann, welches mir jetzt nicht mehr möglich iſt.

Ich habe die Ehre zu unterzeichnen

Jeruſalem den 5. Januar 1857.

Prof. Dr. J. R. Roth.

---

2) Hr. Conſerv. Dr. Andr. Wagner gab eine:

„Charakteriſtik neuer Arten von Knorpelfiſchen aus den lithographiſchen Schiefern der Umgegend von Solnhofen.

Durch den Ankauf der Häberlein'ſchen Petrefakten-Sammlung in Pappenheim hat jetzt die hieſige paläontologiſche Sammlung einen Reichthum an den organiſchen Vorkommniſſen im lithographiſchen Schiefer erlangt, wie er ſicherlich zum 2tenmale nicht wieder aufgehäuft werden wird. Zu den ſchon bekannten Formen iſt eine höchſt beträchtliche Anzahl neuer, bisher noch nicht beſchriebener hinzugekommen, welche ich nach und nach zu publiciren gedenke. Den Anfang mache ich mit den Knorpelfiſchen, von denen bekanntlich ganze Skelete, wie ſie mir jetzt vorliegen, zu den allerſeltenſten foſſilen Ueberreſten gehören. Vor der Hand beſchränke ich mich, auf eine kurze Charakteriſtik derſelben; ausführliche Beſchreibungen mit Abbildungen werden ſpäter nachfolgen.

1. Chimaera (Ischyodon) Quenstedti Wagn.

Schon Quenſtedt hat in ſeinem Handbuche der Petrefaktenkunde S. 185 darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich in der Sammlung des Landarztes Häberlein ein 6 Fuß langes Exemplar von einer Chimaera befindet, das in der Rückenfloſſe einen Stachel von 11 Zoll Länge trägt. Es iſt dies dasſelbe Individuum, von welchem ich jetzt einige weitere Erläuterungen vorlege.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. März.

Nr. 36. 1857.

Bulletin der mathematisch-physikal. Classe.

Sitzung vom 14. Februar 1857.

2) Hr. Conserv. Dr. Andr. Wagner gab eine: „Charakteristik neuer Arten von Knorpelfischen ꝛc.“

(Schluß.)

Das Thier hat sich allerdings im versteinerten Zustande nach seiner ganzen Länge von der Schnauzenspitze an bis zum Schwanzende erhalten, obwohl nicht an allen Theilen mit gleicher Deutlichkeit und Vollständigkeit. Es genügt, hier bemerklich zu machen, daß im Allgemeinen die Umrisse des Körpers mit denen der lebenden Chimären übereinkommen, daß die erste Rückenflosse ebenfalls gleich hinter dem langen Kopfe folgt und einen gewaltigen Stachel trägt, daß die zweite Rückenflosse eben so lange gestreckt und der Schwanz in einen langen dünnen Stiel geendigt ist.

Vom Schädel hat sich nichts erhalten als das Gebiß der einen Seitenhälfte, aber auch dies ist durch den Bruch des Gesteines an dieser Stelle in drei Stücke gespalten worden. Der untere Zahn kommt in Größe und dem äußeren Umrisse sehr mit dem überein, welchen Agassiz von Chimaera Townsendii auf Tab. 40 Fig. 20 abgebildet hat, ist aber am Vorderrande noch höher. Der vordere von den beiden obern Zähnen läßt sich mit einem halbirten Hufe vergleichen, indem sein vorderer langer Rand in gerader Linie verläuft, der kürzere hintere Rand ziemlich dieselbe Richtung behält, aber bald in den unteren übergeht, der schief bogenförmig gegen den vorderen hinzieht. Er hat eine Breite von 1⅓ Zoll und seine größte Länge kann über 2 Zoll betragen haben; der Länge nach ist er fein gerieft und hat gegen seinen Hinterrand eine seichte Ausfurchung. Der hintere obere Zahn ist zu stark beschädigt, als daß er genauer beschrieben werden könnte, nur ist bemerklich zu machen, daß er vorn in eine scharfe Spitze ausgeht und von dem vorhergehenden Zahne durch einen schmalen Zwischenraum geschieden ist.

Der Stachel in der Rückenflosse ist an seinem äußern Ende abgebrochen, gleichwohl der annoch erhaltene Ueberrest 9½″ lang; seine größte Breite beträgt etwas über 9‴, und selbst an der erwähnten Bruchstelle macht sie noch beinahe 5‴ aus. Er ist seiner ganzen Länge nach fein gefurcht, und sein hinterer Rand ist im obern Verlaufe (von der Bruchstelle an bis zu 2½″ abwärts) mit kurzen Zähnen, deren Spitzen abwärts gerichtet sind, besetzt.

Die hier vorgeführte Art ist unter den fossilen Chimäriden die erste, welche nicht ausschließlich nur nach dem Gebiße, sondern auch nach ihrer übrigen Körperbeschaffenheit bekannt geworden ist.

2. Cestracion falcifer Wagn.

Auch des Vorkommens eines fossilen Exemplares von Cestracion in der Häberlein'schen Sammlung hat schon Quenstedt (a. a. O. S. 178) gedacht. Es ist dies allerdings ein höchst merkwürdiges Stück, da

es in der ganzen Familie der im foſſilen Zuſtande vorkommenden Ceſtracionten das erſte iſt, welches nicht bloß die Zähne, ſondern auch faſt das ganze übrige Skelet mit ſeinen Floſſen aufbewahrt hat.

Mit Ausnahme des Schwanzendes, das einen Zoll hinter dem Anfang der Schwanzfloſſe abgebrochen iſt, iſt das Skelet ziemlich vollſtändig erhalten. Der Kopf iſt zwar verdrückt und auseinander geriſſen, gibt aber doch noch die kurze ſtumpfe Form, wie ſie den lebenden Cestracion Philippi auszeichnet, zu erkennen. Was aber weit wichtiger, iſt die Erhaltung eines großen Theils des Gebißes, woraus man erſieht, daß es ganz mit dem der lebenden Art übereinkommt, nämlich kleine ſpitze Zähne in der Mitte, dagegen an den Seiten ſolche, wie ſie der Gattung Acrodus zukommen. Die beiden Rückenfloſſen ſind jede mit einem gewaltigen gekrümmten Stachel bewaffnet, wovon der vordere der größere iſt. Die Bauchfloſſe ſteht unter der erſten Rückenfloſſe; die Afterfloſſe, die nur in einigen Spuren zu erkennen iſt, ſcheint eine ähnliche Stellung wie bei Cestracion Philippi eingenommen zu haben. Von der Schwanzfloſſe iſt nur noch ein zolllanges Stück des untern Lappens aufbewahrt, das Uebrige iſt abgebrochen. Die Länge des annoch erhaltenen Skelets beträgt 13½″, ſo daß das ganze Thier gegen 17″ lang geweſen ſein mochte.

Von Cestracion Philippi unterſcheidet ſich die foſſile Art ſchon durch den gewaltigen gekrümmten Stachel in jeder der beiden Rückenfloſſen, ſowie durch die weit zurückgerückte Stellung der erſten Rückenfloſſe, welche der Bauchfloſſe gegenüber liegt.

3. Palaeoscyllium formosum Wagn.

Von einem ziemlich langſtreckigen Hai hat ſich nicht bloß der ganze Körperumriß erhalten, ſondern auch die ganze Wirbelſäule und ſämmtliche Floſſen; nur vom Schädel iſt kein feſter Theil mehr vorhanden, wohl aber gibt er durch einen tiefen Eindruck im Geſteine ſeine geſtreckte ſtumpfſpitzige Form zu erkennen. Dieſer Fiſch gehört zur Familie der Scyllien, bei welchen 2 Rückenfloſſen und 1 Afterfloſſe vorhanden iſt, wobei die erſte Rückenfloſſe über oder hinter den Bauchfloſſen ſteht. In dieſer Familie nähert er ſich nach der Floſſenſtellung zunächſt der lebenden Gattung Ginglymostoma, bei welcher die erſte Rückenfloſſe über der Bauchfloſſe und die zweite Rückenfloſſe über dem Anfang der Afterfloſſe ſteht. Er unterſcheidet ſich aber von dieſer Gattung gleich durch die kurze und breite Form der Bruſtfloſſen, ſowie dadurch, daß Bauch- und Afterfloſſe nicht mit dem Anfange der ihnen gegenüberſtehenden Rückenfloſſen, ſondern mehr gegen deren Mitte hin beginnen. Seine ganze Länge beträgt 1½ Fuß.

4. Thaumas (Squatina) alifer Münst.

Ein Exemplar aus der Häberlein'ſchen Sammlung, das ſich nach ſeiner ganzen Länge erhalten hat und an dem insbeſondere noch vom Kopfe deutliche Eindrücke vorliegen, beſtätigt es, daß Münſter's Thaumas alifer, an welchem der verdrückte und mangelhafte Schädel nicht mit voller Sicherheit die Gattungsmerkmale feſtſtellen ließ, zu den Squatinen und nicht, wie es Pictet vermuthete, zu der Rochengattung Spathobatis gehörig iſt. Seine Länge beträgt 1½ Fuß, alſo ebenſo viel wie beim Münſterſchen Exemplare. Zugleich beſtätigt unſer neues Stück die von Fraas und H. v. Meyer ausgeſprochene Meinung, daß auf der Münſter'ſchen Platte der Bruſtgürtel aus ſeiner natürlichen Lage geriſſen worden iſt.

5. Thaumas speciosus Myr.

Von dieſer, erſt vor Kurzem durch H. v. Meyer bekannt gemachten zierlichen Art hat die Häberlein'ſche Sammlung ein vollſtändiges Exemplar mit ſeiner Gegenplatte geliefert.

6. Spathobatis mirabilis Wagn.

Zu den werthvollſten Stücken der erwähnten Sammlung gehört dasjenige, welches ich mit dem vorſtehenden Namen bezeichnete. Es hat ſich in vortrefflichem Zuſtande erhalten und hat eine Geſammtlänge von faſt fünfthalb Fuß, ſo daß es alſo nochmal ſo lang iſt als das größte von 10 Exemplaren, welche Thiolliere in den lithographiſchen Schiefern von Cirin im ſüdlichen Frankreich entdeckte und als

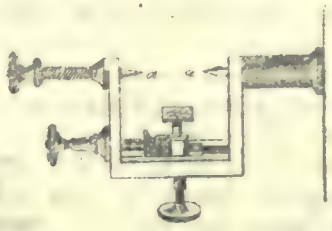
Spathobatis bugesiacus benannte. Wie unser bayerischer Thaumas alifer im lithographischen Schiefer Würtembergs (Nusplingen) durch den fast doppelt so großen Thaumas suevicus vertreten wird, so umgekehrt der französische Spathobatis bugesiacus durch unsern einheimischen und um's Doppelte größeren Spathobatis mirabilis.

---

3) Herr Conservator Dr. v. Kobell sprach:

1. Ueber eine neue Methode, Krystallwinkel zu messen.

Bei den vielen Winkelmessungen, welche ich bei meinen staurosscopischen Untersuchungen zur Bestimmung der Flächen machen mußte, bin ich auf eine Art zu messen gekommen, welche vorzüglich bei Krystallen anwendbar, deren Flächen zwar eben aber doch nicht so spiegelnd sind, daß ein Reflexionsbild beobachtet werden kann, und dergleichen Krystalle sind unter den Mineralien und künstlich dargestellten Salzen sehr häufig. Meine Methode beruht einfach darauf, daß man die beiden Flächen, deren Neigungswinkel gemessen werden soll, nacheinander so gegen das Auge stellt, daß sie in dem Moment beobachtet werden, wo sie als Linien erscheinen. Ich gebrauche ein gewöhnliches Wollaston'sches Reflexions-Goniometer, an welchem ein Bügel, ähnlich der beigedruckten Figur, angebracht ist, welcher durch die



Spitzen a a möglich macht, die Kante des Krystalls ziemlich genau in die Richtung der Axe des Kreisbogens des Instrumentes zu bringen. Wenn man nun die eine Fläche des Krystalls, bei feststehendem Kreisbogen, ohngefähr horizontal stellt und sie dann aus einer Entfernung von 1 — 1½ Fuß betrachtet und dreht, bis sie gerade als Linie erscheint, so ist die Fläche gehörig eingestellt und man wiederholt dann dasselbe bei unverrücktem Auge für die zweite Fläche, indem man den Krystall nun mit dem Kreisbogen bewegt, wie beim gewöhnlichen Messen. Um den Punkt genau zu treffen, wo die Fläche als Linie erscheint, thut man am besten, wenn man das Goniometer an ein Fenster so stellt, daß von der gegen das Auge gedrehten Fläche möglichst viel Licht reflectirt wird, und dann dreht man sie zurück, bis aller Reflex verschwindet und macht es ebenso mit der zweiten Fläche. Da es nicht vortheilhaft ist, mit dem Auge näher als 1 Fuß weit an den Krystall zu kommen, so kann man des deutlicheren Sehens wegen ein Vergrößerungsglas von 2—3maliger Vergrößerung, wobei keine scheinbaren Biegungen der Krystall-Linien entstehen, einschalten. Die Messungen sind sehr leicht anzustellen und ohne alle Schwierigkeit zu wiederholen, und nimmt man aus mehreren das Mittel, so wird man bei einiger Uebung ein so genaues Resultat erhalten, als bei nicht vollkommen spiegelnden Flächen überhaupt zu erhalten ist. Diese Methode kann auch, obwohl natürlich weniger sicher, dazu dienen, die Neigung zweier sich berührender und in derselben Schnittebene liegenden Kanten oder in gewissen Fällen auch die Neigung einer Kante gegen eine Fläche oder Diagonale zu messen, indem man die Kante rechtwinklich gegen die Axe des Instruments und den Krystall so einstellt, daß das Eck, wo sich die beiden Kanten oder Kante und Fläche berühren, genau in diese Axe fällt. Man dreht dann, bis die Kante zum Punkt verkürzt erscheint. — Um sich schnell über zu bestimmende Flächen zu orientiren, hat diese Methode vor den üblichen mancherlei Vorzüge, daher ich sie den Mineralogen zur Prüfung und Anwendung empfehle.

2) Ueber das Verhalten der mineralischen Metall-Sulphurete zur Salzsäure unter galvanischem Einfluß.

Wenn man Chalkopyrit (Kupferkies) mit Salzsäure (auf 1 Vol. concentr. Säure 1 Vol. Wasser) befeuchtet, so zeigt sich am Kiese keine Veränderung, wenn man die befeuchtete Stelle aber mit Zink berührt, so entwickelt sich sogleich Schwefelwasserstoffgas und der Kies läuft mit einer bräunlichen Farbe an. Wenn man statt Zink Eisen anwendet, so scheint keine Einwirkung vor sich zu gehen, gleichwohl zeigt sich diese sehr auffallend, wenn man fein geriebenes Pulver von Chalkopyrit mit feinem Eisenpulver mengt und mit Salzsäure übergießt. Es entwickelt sich reichlich Schwefelwasserstoffgas, und nimmt man 2 Theile Eisen auf 1 Theil Chalkopyrit, so wird dieser ohne weitere Beihilfe der Wärme leicht zersetzt und das Kupfer ausgefällt, während er ohne Eisen selbst beim Kochen mit Salzsäure nur langsam angegriffen wird.

(Schluß des Bulletins folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Dezember 1856.

(Schluß.)

Von dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande u. Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 13. Jahrg. 2 u. 3. Heft. Bonn 1856. 8.

Vom historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. V. Bd. I. Heft. Landshut 1856. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Emden:

Die Gewitter des Jahres 1855, von Dr. M. A. F. Prestel. Emden 1856. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Zeitschrift. Nov. 1856. XI. Heft. München 1856. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal. Nr. CCXC. Nr. III. 1856. Calcutta 1856. 8.

Von der Royal Society in Edinburgh:

a) Transactions Vol. XXI. Part. III. Session. 1855—1856. Edinburgh. 4.

b) Proceedings. Session. 1855—56. Vol. VIII. No. 46. Edinburgh. 8.

Von dem histor. Verein der Oberpfalz in Regensburg:

Verhandlungen; XVII. Bd. Regensburg 1856. 8.

Von der Societät der Wissenschaften in Upsala:

Nova acta regiae societatis scientiarum upsaliensis. Seriae tertiae Vol. II. fasc. I. 56. Upsala 1856. 4.

Von dem Imperiale regio istituto Lombardo in Mailand:

a) Memoire Vol. V. Milano 1856. 4.

b) Giornale Nuova serie Fasc. XXXIII—XLVI. Milano 1854—56. 4.

Von der historischen Gesellschaft in Basel:

Basel im XIV. Jahrhundert. Basel 1856. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht, Sept. u. Okt. 1856. Berlin. 8.

Von der Royal Irisch Academy in Dublin:

a) Transactions. Vol. XXIII. Part. I. Science. Dublin 1856. 4.

b) Proceedings. Vol. VI. Part. III. Dublin 1856 8.

Vom Herrn Rector Held in Bayreuth:

Caji Julii Caesaris commentarii de bello civili. Sulzbach 1856. 8.

Vom Herrn Radlkofer in München:

Der Befruchtungs-Proceß im Pflanzenreiche und sein Verhältniß zu dem im Thierreiche. 1857. 8.

Vom Herrn Amici in Paris:

Simples préliminaires sur le commentaire de la notice du meilleur microscope dioptrique composé achromatique. Paris. 8.

Vom Herrn Göppert in Breslau:

Die officiellen und technisch wichtigen Pflanzen unserer Gärten, insbesondere des botan. Gartens in Breslau. Görlitz 1857. 8.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. März.

Nr. 37. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 14. Februar 1857.

H) Herr Conservator Dr. von Kobell sprach:

1. Ueber das Verhalten der mineralischen Metall-Sulphurete zur Salzsäure unter galvanischem Einfluß.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise wie der Chalkopyrit verhalten sich andere Sulphurete und man kann daher dieses Verhalten zur Entdeckung ihres Schwefelgehaltes benützen. Ich gebrauche dazu ein Cylinderglas von etwa 2½″ Höhe und 1″ Durchmesser, bringe gleiche Volumina der Probe und des Eisenpulvers (von jedem eine starke Messerspitze voll) hinein, übergieße das Gemenge mit der, wie oben erwähnt, verdünnten Salzsäure einige Linien hoch und schließe das Glas mit einem passenden Kork, welcher einen mit Bleizuckerlösung getränkten und wieder getrockneten Papierstreifen so einklemmt, daß dieser unter dem Kork nach dessen ganzer Breite liegt und beim Schliessen an beiden Seiten aus dem Glase hervorragt. Innerhalb einer Minute Zeit zeigt sich bei nachstehenden Erzen die Reaction auf Schwefel, indem das Papier gelb, bräunlich oder grau anläuft.

Antimonit $\dddot{Sb}$

Pyrostibit $_2\dddot{Sb} + \ddot{Sb}$

Argentit $\acute{Ag}$

Stephanit $\acute{Ag}^6\ \dddot{Sb}$

Proustit $\acute{Ag}^3\ \dddot{As}$

Pyrargyrit $\acute{Ag}^3\ \dddot{Sb}$

Polybasit $\acute{Ag}^9\ \dddot{Sb}$ ($\acute{Cu}$, $\acute{As}$)

Aftonit ($\acute{Cu}$, $\acute{Ag}$, $\acute{Zn}$) $^7\ \dddot{Sb}$

Chalkosin $\acute{Cu}$

Covellin $\acute{Cu}$

Tetraedrit ($\acute{Cu}$, $\acute{Ag}$, $\acute{Fe}$, $\acute{Zn}$) $^4\ \dddot{Sb}$

Tennantit ($\acute{Cu}$, $\acute{Fe}$) $^4\ \dddot{As}$

Polytelit ($\acute{Ag}$, $\acute{Fe}$, $\acute{Zn}$, $\acute{Pb}$) $^4\ \dddot{Sb}$

Spaniolith ($\acute{Cu}$, $\acute{Fe}$, $\acute{Hg}$) $^4\ \dddot{Sb}$

Chalkopyrit $\acute{Cu}\ \dddot{Fe}$

Bornit $\acute{Cu}^3\ \dddot{Fe}$

Stannin ($\acute{Cu} + \acute{Fe}$) $^2\ \ddot{Sn}$

Bismuthin $\dddot{Bi}$

Galenit $\acute{Pb}$

Geokronit $\acute{Pb}^5$ ($\dddot{Sb}$, $\dddot{As}$)

Bournonit ($_2\acute{Pb} + \acute{Cu}$) $^3\ \dddot{Sb}$ Farbe des Papiers blaßgelb.

Boulangerit $\dot{Pb}^3 \dddot{Sb}$

Plumosit $\dot{Pb}^2 \dddot{Sb}$

Dufrenoysit $\dot{Pb}^2 \dddot{As}$

Jamesonit $\dot{Pb}^{\frac{3}{2}} \dddot{Sb}$

Plagionit $\dot{Pb}^{\frac{4}{3}} \dddot{Sb}$

Zinkenit $\dot{Pb} \dddot{Sb}$

Kobellit $(\dot{Pb}, \dot{Fe})^3 (\dddot{Bi} \dddot{Sb})$

Saynit $\dot{Ni}, \dddot{Bi}$ (mit $\dot{Ni} \dddot{Ni}$?)

Gersdorffit $NiS^2 + NiAs^2$ (Ebenso Amoibit)

Kobaltin $CoS^2 + CoAs^2$ Farbe blaßgelb.

Pyrit, Markasit, Lonchidit, Kyrosit FeS^2

Arsenopyrit $FeS^2 + FeAs^2$

Hauerit MnS^2

Sphalerit ZnS

Zinnober HgS

Linneit $\dddot{Co}$

Nagyagit Pb, Au, Te, S

Tetradymit Bi, Te, S. Farbe blaßgelb.

Alle diese Verbindungen und natürlich auch Pyrrhotin $\dot{Fe}^5 \dddot{Fe}$ (und Eisennickelkies), Alabandin MnS und Berthierit $\dot{Fe} \dddot{Sb}$ und $\dot{Fe}^3 \dddot{Sb}^2$, welche schon für sich mit Salzsäure Schwefelwasserstoff entwickeln, zeigen innerhalb einer Minute schon die erwähnte Färbung des Bleipapiers. Dagegen geben keine Reaction Realgar $\dot{As}$ und Operment $\dddot{As}$ und Molybdänit $\ddot{Mo}$. Der Schwefel selbst aber reagirt auf die angeführte Weise. Man kann damit sehr ähnliche Mineralien sogleich unterscheiden, z. B. Clausthalit und Galenit, denn Selenblei gibt keine Reaction, Chloanthit und Arsenopyrit ꝛc.

Das Eisenpulver ist ein Kohleneisen (unter dem Namen ferrum alcoholisatum in Apotheken bekannt), man muß natürlich ein schwefelfreies zu den erwähnten Versuchen anwenden.

---

3. Ueber eine einfache Methode zur Bestimmung des Kohlenstoffs im Gußeisen ꝛc.

Wenn man fein geriebenen Pyrolusit oder Manganit mit Eisenpulver und Salzsäure (1 vol. concentr. Säure und 1 vol. Wasser) zusammenbringt, so findet eine energische Wirkung statt. Während die feingeriebenen Manganerze für sich ohne Erwärmen nur sehr langsam aufgelöst werden, lösen sie sich mit Eisen gemengt mit Leichtigkeit auf. 2 Grammen Pyrolusit mit 1 Gramm Eisen und 1½ Kubzoll Salzsäure lösten sich in 2 Minuten beim Umschütteln vollständig auf. Dabei stieg die Temperatur der Flüßigkeit von 15° C. bis 56° C. und war nur eine sehr geringe Gasentwickelung bemerkbar, da das von Pyrolusit entwickelte Chlor und das vom Eisen gleichzeitig entwickelte Kohlenwasserstoffgas sich zersetzen und die Kohle abgeschieden wird. Man kann dieses Verhalten zur Bestimmung des Kohlenstoffsgehalt von Gußeisen ꝛc. anwenden und kommen auf 3,5 Thle. Eisen (1 Mschg.) 5,44 Thle. Pyrolusit (1 Mschg.). Der vollkommeneren Berührung wegen ist es aber zweckmäßig, von letzterem etwas mehr zu nehmen, etwa wie oben im Versuche 1 Thl. Eisen und 2 Thle. Pyrolusit und unter Umschütteln mit der Salzsäure das Eisen nach und nach zuzusetzen, oder ebenso zu dem Gemenge die Salzsäure. — Dem Pyrolusit ähnlich verhält sich der Manganit und Crednerit $(Cu, Mn)^3 \dddot{Mn}^2$.

---

4. Ueber das Weißkupfererz von Schneeberg.

Unter dem Namen Weißkupfererz von Schneeberg fand ich in der Sammlung des Staates ein Erz, welches weder nach seinen physischen Eigenschaften noch nach dem Löthrohrverhalten eine sichere Bestimmung zuließ, daher ich es analysirte. Es ist derb und ohne deutlich bemerkbare krystallinische Struktur; auf frischem Bruche ist die Farbe fast zinnweiß,

sonst blaß gelblichgrau angelaufen. Begleiter sind Quarz und etwas Limonit oder Brauneisenerz.

Vor dem Löthrohre verhält es sich ziemlich wie Pyrit, gibt aber nach dem Schmelzen mit Salzsäure befeuchtet, die blaue Flamme, welche einen Kupfergehalt andeutet und schwache Spuren von Arsenik. Die Probe auf nassem Wege erwies Schwefel, Eisen, Kupfer, etwas Arsenik, kein Silber.

Die Analyse wurde nach bekannten Methoden ausgeführt und war das Resultat folgendes:

Schwefel	48,93	Mischg.	24,46
Eisen	43,40	„	12,40
Kupfer	3,00	„	0,76
Arsenik	0,67	„	0,14
Quarz	4,00		
	100,00		

Man sieht offenbar, daß das Erz unreiner Pyrit oder Markasit ist, die Berechnung stellt dieses noch genauer heraus, wenn man die wahrscheinlichsten Verbindungen annimmt, in welchen Kupfer und Eisen enthalten sind, wenn man nämlich von einer Beimengung von Arsenopyrit $Fe\,S^2 + Fe\,As^2$ und von Chalkopyrit $\dot{C}u\,\dddot{F}e$ ausgeht. Es verlangen dann 0,14 Mischungsg. Arsenik ebensoviele Mischg. Eisen und Schwefel; 0,76 Mischg. Kupfer verlangen aber zur Bildung von Chalkopyrit 0,76 Mischg. Eisen und das Doppelte oder 1,52 Mischg. Schwefel. Es sind daher 0,14 + 0,76 = 0,9 Mischg. Eisen und 0,14 + 1,52 = 1,66 Mischg. Schwefel für diese Verbindungen abzuziehen.

12,40 Fe	24,46 S
0,90	1,66
11,50	22,80

Der Rest entspricht $Fe\,S^2$.

Der Lonchidit reagirt nach meinen Versuchen wie das analysirte Erz und ebenso verhält sich der Kyrosit. Diese Erze gehören zum Markasit und das analysirte wird wahrscheinlich dieselbe Krystallisation haben.

Man hat hier ein neues Beispiel, wie trügerisch auch die metallischen Farben sein können und wie sie durch kleine Einmengungen oft bedeutend verändert werden, eine Erfahrung, die man bei Legirungen längst gemacht hat.

5. Ueber ein Kennzeichen für Tellur-Erze.

Die bekannte Löthrohrprobe, wobei von einem Tellur-Erz in einer offenen Glasröhre ein Sublimat erhalten wird, welches zu farblosen Tropfen von Telluroxyd schmilzt, wenn man das Rohr an der Stelle des Beschlages erhitzt, ist nicht immer deutlich genug, und sind die charakteristischen Tropfen manchmal kaum mit der Luppe zu erkennen. Ich habe daher das Verhalten des Tellurs zur Schwefelsäure als Kennzeichen zu benützen gesucht und in folgender Weise praktisch befunden. Man übergießt das Erzpulver in einer an einem Ende geschlossenen Glasröhre von 4 — 5 Linien Durchmesser und gegen 6 Zoll lang, einen Zoll hoch mit concentrirter Schwefelsäure und erwärmt über der Weingeistlampe. Gleich bei der ersten Einwirkung der Wärme wird die Säure von gediegen Tellur, Sylvanit und Tetradymnit schon roth gefärbt, bei stärkerem Erhitzen aber verschwindet die Farbe wieder. Setzt man zur rothen Flüßigkeit Wasser, so bildet sich ein schwärzlichgraues Präcipitat von Tellur und die Flüßigkeit wird farblos.

Der Nagyagit oder das Blättererz verhält sich darin anders, daß man beim Erwärmen mit con. Schwefelsäure eine trübe bräunliche Flüßigkeit erhält, welche, nachdem man sie einige Zeit ruhig stehen gelassen hat, eine Hyazinthfarbe zeigt. Mit Wasser gibt sie ein ähnliches Präcipitat wie die vorigen und entfärbt sich ebenfalls. Die Tellurerze sind auf diese Weise leicht zu erkennen, die Selenerze färben, eben so behandelt, die Schwefelsäure nicht.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Januar 1857.

Von der Société impériale des sciences naturelles in Cherbourg:

Mémoires. Cherb. 1854. 8.

Von der Redaktion des Correspondenzblattes für die gelehrten u. Realschulen Württembergs in Stuttgart:

Correspondenzblatt Nr. 1—12. Jahrg. 1856. Stuttg. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

a) Jahrbücher und Jahresbericht. 21. Jahrg. Schwerin 1856. 8.

b) Register über den XI. bis XX. Jahrg. der Jahrbücher v. Ritter, Mitglied des Vereines. Schwerin 1856. 8.

Von der Linnean Society in London:

a) Transactions. Vol. XXII. Part. London 1856. 4.

b) Proceedings. Zoology. Vol. I. Nr. 1—3. London 1856. 8.

c) Proceedings. Botany. Vol. I. Nr. 1—3. London 1856. 8.

d) List of the Linnean Society 1856. London 1856. 8.

e) Address of Thomas Bell by John Bennett, read at the anniversary meeting on saturday may 24. 1856. London 1856. 8.

Von der Pollichia, naturwissenschaftlichem Verein der Pfalz in Neustadt a. H.

XIV. Jahresbericht. Neustadt a. H. 8.

Vom naturwissenschaftlichen Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, redigirt v. G. Giebel u. Heintz. Jahrg. 1856. 7. B. Berl. 1856. 8.

Abhandlungen von Giebel u. W. Heintz. 1. Bd. 1. Heft. Berl. 1856. gr. 4.

Von der kais. russ. mineralogischen Gesellschaft in St. Petersburg:

Verhandlungen. Jahrg. 1854—56. St. Petersburg 1856. 8.

Von dem historischen Verein für Kärnthen in Klagenfurt:

Archiv. 3. Jahrg. Klagenfurt 1856. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Die Trojaner am Rhein. Festprogramm zu Winkelmanns Geburtstag am 9. Dez. 1856 von Prof. Braun. Bonn 1856. 4.

Von der Real Academia de Ciencias in Madrid:

Memorias. Tom. III. IV. III. 2 Serie, Ciences fisicas Tom. 1, P. 1. IV. 2 Serie, Ciences naturales Tom. 2, P. 1. Madrid 1856. 8.

Von dem Comité zur Herausgabe und Redaktion der mährischen Landtafel in Brünn:

Die Landtafel des Markgrafenthums Mähren. VII—VIII. Lief. Das VII. u. VIII. Buch d. Brünner Čáda, mit der Geschichte der Landtafel. Brünn 1856. Fol.

Von der American Academy of Arts and Sciences in Cambridge:

Memoires. New Series. Fol. V. Cambridge 1855. 4.

Von der American philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. 6. Jan. — Dezb. 1855. Nr. 53. 54. Philadelphia. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal Nr. CCLVI. Nr. IV. 1856. New Series. Nr. LXXXI. Calcutta 1856. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. XII. Part. 1. Nr. 48. Nov. 1856. London 1856. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

XXXIII. Jahresbericht v. J. 1855. Breslau. 1856. 4.

Von dem statistisch-topograph. Bureau in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher für vaterländ. Geschichte ꝛc. Jahrg. 1855. 1. u. 2. Hft. Stuttgart 1856. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. März.

Nr. 38. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Primavera y Flor de Romances, von Ferdinand Wolf und Conrad Hofmann, Berlin 1856. 2 Bde.

Die alten spanischen Romanzen, die seit Herders Cid eine so hohe literarische Bedeutung und Anerkennung gefunden haben, sind in diesem Werke einer ganz neuen und in den weitaus meisten Fällen abschließenden Kritik und Textesrecension unterworfen und die wissenschaftliche Methode der deutschen Philologie ist auf diesem Felde hier zum ersten Male umfassend und durchgreifend in Anwendung gebracht.

Dies ergibt sich, wenn man den Zweck, das Verfahren und die Hilfsmittel der Herausgeber näher in's Auge faßt.

Die Bearbeiter wollten aus der übergroßen Masse spanischer Romanzen diejenigen auf kritischem Wege ausscheiden, welchen der Charakter der Volksthümlichkeit zukommt, und welche der Natur dieser Dichtungen gemäß, im Allgemeinen die ältesten und schönsten sind. Da das eigentliche Volksepos, im Sinne des griechischen und germanischen bei den Spaniern bekanntlich durch die epische Romanze vertreten ist, so repräsentirt diese Romanzensammlung die epische Periode des spanischen Mittelalters und zwar nach der Intention der Verfasser ganz vollständig, da alle bis jetzt bekannt gewordenen Texte und Hilfsmittel ihnen zu Gebote stunden und von ihnen benützt wurden.

Nach Ausscheidung aller meistens künstlich gemachten und modernen Produkte giengen sie zuerst unter allen Bearbeitern an die kritische Sichtung und Reinigung des alten Stoffes, wozu ihnen durch besonders glückliche Umstände die ältesten vorhandenen Texte sämmtlich zu Gebote stunden, so daß ihre kritischen Resultate überall auf positiven Urkunden beruhen.

Mit diesen vor ihnen nur dem Namen nach bekannten Texten haben sie die älteste urkundlich erreichbare Form der Romanzen wieder hergestellt und zugleich nachgewiesen, daß ein fortlaufender Erneuerungs- und Interpolirungs-Prozeß mehrere Jahrhunderte hindurch alle diese Dichtungen in Form und Inhalt so modificirt hatte, daß man kaum eine Romanze in ihrer ursprünglichen Gestalt mehr kannte.

Da der Natur der Sache nach neue Hilfsmittel von großem Belange nicht wohl gefunden werden können, da die Handschriften der Romanzen nach Vollendung der von den Herausgebern gebrauchten ältesten Drucke spurlos verschwunden sind, so wird der Primavera wohl der Anspruch bleiben, in einem wichtigen und anziehenden Gebiete der literarischen Kritik nicht nur eine neue Bahn gebrochen, sondern auch im Wesentlichen abgeschlossen zu haben. Zu bemerken ist noch, daß die einzige kritische Vorarbeit, welche den Herausgebern vorlag,

nämlich die Deduction des berühmten Verfassers der spanischen Literaturgeschichte, Professor Ticknor in Boston über das gegenseitige Verhalten der drei ältesten Drucke, worauf für die Texteskritik Alles ankam, vom Herrn Prof. Conrad Hofmann als irrthümlich nachgewiesen worden ist.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortsetzung.)

Historia.

Almanacco Etrusco cronologico statistico mercantile per l'anno 1856. Anno I. Florenz 1856

Ag. Ademollo, Marietta de Ricci ovvero Firenze al tempo dell' assedio. 2da edizione . . per cura di L. Passerini. Vol. 1—6. Firenze 1853.

E. Passerini, Degli orti Oricellari memorie storiche. Firenze 1854.

J. F. Neigebaur, die Insel Sardinien. 2te Aufl. Lpz. 1856.

La nationalité italienne. Brux. 1855.

J. Gondon, De l'état des choses à Naples et en Italie. Lettres à Georges Bowyer. Par. 1855.

G. Giulini, Memorie spettanti alla storia, al governo ed alla descrizione della città e campagna di Milano. Nuova edizione . . . di Massimo Fabi. Vol. 1—5. Milano 1854—56.

Dr. Fr. Lanza, Dell' antico Palazzo di Diocleziano in Spalato. Trieste 1855.

Alex. Moreau de Jonnés, La France avant ses premiers habitants et origines nationales et ses populations. Par. 1856.

M. Capefigue, Catherine de Médicis, mère des rois Francois II, Charles IX. et Henri III. Par. 1856.

E. Mannier, Recherches sur la ville de la Bassée et ses environs. Par. 1854.

H. Ch. Guilhe, Etudes sur l'histoire de Bordeaux, de l'Aquitaine et de la Guienne. Bordeaux 1835.

M. Guizot, Edouard III. et les bourgeois de Calais ou les Anglais en France. Par. 1854.

P. J. M. Collet, Notice historique sur l'état ancien et moderne du Calaisis, de l'Ardresis et des pays de Bredenarde et de Langle. Calais 1833.

E. A. Begin, Histoire des duchés de Lorraine et de Bar, et des trois évêchés. Vol. 1. 2. Nancy 1833.

Dr. Fr. Förster, Napoleon's Russischer Feldzug 1812. Berl. 1856.

H. F. Brachelli, Deutsche Staatenkunde. Ein Handbuch d. Statistik d. deutschen Bundes. Bd. I. Lief. 1. 2 Wien 1856.

L. A. Cohn, De rebus inter Henricum VI. imperatorem et Henricum Leonem actis. P. I. Breslau 1856.

K. Schweitzer, Geschichte u. Beschreibung d. Lahnthales. Wiesbaden 1855.

M. Koch, Ueber die älteste Bevölkerung Oesterreichs u. Bayerns, mit einem d. ausschweifenden Richtungen in d. österreich. Geschichtspflege beleuchtenden Anhang. Leipz. 1856.

Verdener Geschichtsquellen, v. M. v. Hodenberg. Heft 1. Celle 1856.

Bremer Geschichtsquellen, herausg. v. Wilh. v. Hodenberg. 1. Beitrag: das Stader Copiar. 2. Beitr.: Das Vörder Register. Celle 1856.

H. W. Herzer, Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntniß d. Harzgebirges. Halberstadt 1856.

G. A. v. Garrelts, Die Ostfriesen im deutschen Befreiungskriege. Leer 1856.

Behrens, Topographie u. Statistik v. Lübeck u. d. mit Hamburg gemeinschaftl. Amte Bergedorf. 2. A. 1. Abth. Lübeck 1856.

J. Bader, Das badische Land u. Volk geschildert. Bd. 1. 2. Freiburg 1856.

Dr. R. Pauli, Der Hansische Stahlhof in London. Bremen 1856.

E. A. Hintze, Beiträge zur Kunde d. Herzogthums Bremen. Stade 1856.

Hannovers politisches Tagewerk. Von einem Weltbürger. Bremen 1856.

K. Schöchlin, Geschichte d. Großherzogthums Baden unter d. Regierung d. Großherzogs Leopold, von 1830—52. Carlsruhe 1855.

J. v. Gaudy, Aus dem Oberland. Miniaturen. Berl. 1855.

Dr. H. Adler, Zur ältesten Geschichte Schlesiens. Breslau 1856.

K. F. Schönwälder, Die Piasten zum Briege, oder Geschichte d. Stadt u. d. Fürstenthums Brieg. Bd. 1. 2. Brieg 1855.

L. Gr. v. Pfeil, Mein politisches Treiben im Sommer 1848. Berlin 1856.

Kaiser Karl's IV. Landbuch der Mark Brandenburg nach den handschriftl. Quellen v. E. Fidicin. Berlin 1856.

K. Roth, Ortlichkeiten des Bißthums Freising, aus Kozrohs Handschrift ausgehoben. 1. Drittel 724—810. München 1856.

Plank, Chronik v. Eichstädt. München 1854.

L. J. Gerstner, Ueber d. Bestimmung d. Strafdauer im Falle d. Anwendung v. Schärfungsmitteln. Erlang. 1855.

J. B. Friedreich, Anthropologisch-psychol. Bemerkungen über d. bayer. Entwurf d. Gesetzbuches über Verbrechen v. J. 1854. Nürnb. 1855.

K. Brater, Studien zur Lehre v. d. Grenzen d. civilrichterlichen und d. administrativen Zuständigkeit. Nördlingen 1855.

Amtlicher Bericht üb. d. allgem. Ausstellung deutscher Industrie- u. Gewerbs-Erzeugnisse zu München im Jahre 1854. Münch. 1855.

E. Bayerlein, Gesetzliche Erbfolge zwischen Eltern u. Kindern nach Bayreuther Recht. Bayreuth 1856.

Fr. Ch. v. Arnold, Die Einklagung der Hypothek-Kapitalzinsen u. d. Ewiggeldrenten in München. München 1855.

Die Kaisergräber im Dome zu Speier, ihre theilweise Zerstörung im Jahre 1689 und Eröffnung im Jahre 1739. Carlsruhe 1856.

H. Haas, Erörterungen über einige Streitfragen d. bayer. Civilrechts bezüglich d. Erbrechtes d. Ehegatten. Lpz. 1856.

Quellen u. Erörterungen zur bayer. u. deutschen Geschichte. Herausg. auf Befehl u. Kosten Seiner Majestät d. Königs Maximilian II. Bd. 1. Münch. 1856.

J. E. A. v. Koch-Sternfeld, Das Christenthum u. seine Ausbreitung v. Beginne bis zum VIII. Jahrh., insbes. in d. Alpen, zwischen Rhein u. Donau. Regensb. 1856.

Heilmann, Leben d. Grafen B. E. v. Deroy. Augsb. 1855.

Ch. Heusser, Das Erdbeben im Visperthal, Kanton Wallis vom J. 1855. Zürich 1856.

J. L. Motley, The rise of the Dutch republic. Vol. 1—3. Lond. 1856.

Dr. G. W. Vreede, Neerlands vroegere alliantiën. Utrecht 1856.

J. David, Geschiedenis van de stad en de heerlykheid van Mechelen. Leuven 1854.

L. Bronne, De la guerre aux Usines et du droit d'octroi sur les houilles industrielles. Liége 1856.

De Bavay, Troubles des Pays-Bas. Justice criminelle du Duc d'Albe. Bruxelles 1855.

Stroobant, Notices sur les quatre anciens Vicomtes de Hollande. Brux. 1854.

A. Cor. Stroobant, Histoire de la Commune de Virginal. Brux. 1853.

Ch. de Remusat, L'Angleterre au dixhuitième siècle. Vol. 1. 2. Par. 1856.

J. Anderson, A history of Edinburgh from the earliest period to the completion of the half-century 1850. Lond. 1856.

W. M. Wylie, Fairford graves. A record of researches in an anglo-saxon burial place in Gloucestershire. Oxford 1852.

F. G. Tomlins, A history of England: combining the various histories by Rapin, Henry, Hume, Smollett and Belsham, corrected by reference to Turner, Lingard, Macintosh, Hallam, Brodie Godwin, and other sources. Vol. 1—3 Lond. 1856.

Dr. K. Weinhold, Altnordisches Leben. Berl. 1856.

Th. Milner, Russia, its rise and progress, tragedies and revolutions. Lond. 1856.

A. Herzen, Le peuple russe et lè socialisme, lettre à M. J. Michelet. 2 édition. Lond. 1856.

N. F. Zaba, The principal features of the history and literature of Poland. Lond. 1856.

H. Sandwith, A narrative of the Siege of Kars and of the Six month's resistance by the Turkish Garnison under General Williams to the russian Army. Lond. 1856.

G. W. Chasseaud, The Druses of the Lebanon: their manners, customs and history. With a translation of their religious code. Lond. 1855.

Th. Wiedemann, Die deutſche Kolonie Petropolis in d. Provinz Rio de Janeiro. Freiſing 1856.

Rch. Taylor, Te Ika a maui, or New-Zealand and its Inhabitants. Lond. 1855.

A. P. Stanley, Sinai and Palestine in connection with their history. With maps and plans. Lond. 1856.

E. G. Squier, Notes on central America. New-York 1855.

J. W. Spalding, The Japan Expedition. Japan and around the world. Lond. 1856.

W. Gill, Gems from the Coral Islands. Lond. 1855.

Ed. B. Fitton, New-Zealand: its present condition, prospects and resources. Lond. 1856.

La conquète de la Chine. Londres 1856.

The commerce and finance of Australia. Lond. 1856.

J. St. Barry, The history of Massachusetts. The colonial Period. Boston 1855.

D. O. Allen, India ancient and modern. Boston 1856.

J. Wilson, History of the Suppression of Infanticide in Western India. Lond. 1855.

B. L. C. Wailes, Report on the agriculture and geology of Mississippi. Lippincott 1854.

The State of the Union: being a complete documentary history of the public affairs of the United states for the year 1854. Washingt. 1855.

Ch. Reybaud, Le Brésil. Par. 1856.

S. P. Lee, Report and charts of the cruise of the U. S. brig Delphin. Washingt. 1855.

J. S. Hogan and A. Morris, Canada and her resources. Two Prize Essays. 2 edit. Lond. 1856.

R. Hildreth, Japan as it was and is. Boston 1855.

M. Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale. P. I. Par. 1856.

St. Colwell, The position of christianity in the united states. Philad. 1854.

P. Lorain, Origine et fondation des états-unis d'Amèrique. Ouvrage revu par M. Guizot 1497—1620. Par. 1853.

Dr. Th. Guérin, Biographie de l'empereur Soulouque; solution de la question haïtienne. Par. 1856.

J. Tarnopol, Notices historiques et caractéristiques sur les Israélites d'Odessa. Précedées d'un aperçu général sur l'état du peuple Israélite en Russie. Lpz. 1856.

Dr. F. Schloß, Die Dotalpriviliegien d. Jüdinnen. Gießen 1856.

Dr. L. Philippſon, Der Kampf der preuß. Juden f. d. Sache d. Gewiſſensfreiheit. Magdeb. 1856.

H. Schmidt, Erinnerungen eines weimariſchen Veteranen aus dem geſelligen, literar. u. Theater-Leben. Lpz. 1856.

A. v. Schallhammer, Biographie d. Tiroler Heldenprieſters Joachim Haſpinger. Salzburg 1856.

J. Parton, The life of Horace Greeley, editor of the New York Tribune. New York 1855.

Abbé Le Dieu, Mémoires et journal sur la vie et les ouvrages de Bossuet. Vol. 1. 2. Par. 1856.

Dr. J. Kerner, Franz Anton Mesmer, aus Schwaben, Entdecker des thieriſchen Magnetismus. Frankfurt 1856.

Neueſte Enthüllungen über den entlarvten Prinzen Leo Jakob von Armenien. Berl. 1856.

Dr. G. Voigt, Hermann von Salza, Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens, in ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung. Königsb. 1856.

M. Ch. Vergé, Diplomates et publicistes. Par. 1856.

M. F. Rabe, Jaczo von Coznic, Eroberer der Feſte Brandenburg. Hiſtor. Forſchung. Berl. 1856.

E. Lawrence, The lives of the British Historians. Vol. 1. 2. New York 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. April.

Nr. 39. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Lotze. 1. Bd. Leipzig, 1856. XX. u. 439 S.

Wir erhalten in diesem neuesten Werke des geistreichen Hrn. Verf. eine Darstellung seiner Anschauung von der menschlichen Natur, wie sie nach ihren Hauptzügen bereits aus seiner „Allgemeinen Physiologie“ und „Medizinischen Psychologie“ bekannt ist, aber in einer Weise gehalten, um dieselbe auch einem größeren Lesekreise zugänglich zu machen, obschon von eigentlicher Popularisirung bei der dem Verf. zukommenden Tiefe der Gedankenentwicklung und Feinheit der Darstellung nicht die Rede sein kann. Der Verf. liebt subtile Untersuchungen, (wobei es manchmal scheint, als wolle er sich dem erstrebten Ziele nur auf oft ungebahnten Umwegen nähern), Nebeneinanderstellung contrastirender Ansichten und Deutungen, ohne immer ein klares Resultat zu ziehen und sich entschieden für eine Fassung auszusprechen, was freilich bei den Schwierigkeiten vieler hier in Rede kommender Punkte manchmal gewagt ist. — Der Verf. spricht sich mit Recht gegen das Verfahren so Vieler aus, sich an die Welt des Glaubens und Wissens zu vertheilen, beiden, ohne sie doch zu vereinigen, angehören zu wollen. „Die Unvollkommenheit menschlichen Wissens“, sagt L., kann uns wohl am Ende unserer Bemühungen zu dem Geständnisse nöthigen, daß die Ergebnisse des Erkennens und des Glaubens sich zu keinem lückenlosen Weltbaue vereinigen, aber nie können wir theilnahmlos zusehen, wie das Erkennen durch seinen Widerspruch die Grundlagen des Glaubens unterhöhlt oder dieser kühl im Ganzen das ablehnt, was die Wissenschaft eifrig im Einzelnen gestaltet hat. Immer von Neuem müssen wir vielmehr den ausdrücklichen Versuch wiederholen, beiden ihre Rechte zu wahren und zu zeigen, wie wenig unauflöslich der Widerspruch ist, in welchen sie unentwirrbar verwickelt erscheinen.“ Die Naturwissenschaft fürchte ohne Grund eine Zerrüttung ihrer scharf begrenzten Begriffe und fest gefügten Methoden durch die Aufnahme der Berechnung unfähiger Elemente und vergesse, daß auch alle Kräfte und Gesetze der Natur in das übersinnliche Gebiet zurücklaufen. Hingegen sei aber auch die Besorgniß ungegründet, daß durch die Consequenzen der Naturwissenschaft alle Lebendigkeit, Freiheit und Poesie verschwinden müße. Nutzlos widerstrebe man einerseits, um schöne Träume festzuhalten, der klaren Erkenntniß der Wissenschaft, während andererseits die Verzweiflung gleich übel berathen sei, welche die bei allem Wechsel der Formen doch unerschütterlichen Ziele menschlicher Bildung aufgebe. Nur in der Vermittlung der beiden auseinander gehenden großen Weltanschauungen, der mechanischen und der geistigen liege der Herzpunkt der Wissenschaft, nicht zwar, indem man bald der einen, bald der anderen Ansicht zerstückelte Zugeständnisse mache, sondern indem man nachweise, daß der Mechanismus in der Welt eine eben so allgemein durchgreifende, wie untergeordnete Bedeutung habe. Der

Verf. will darstellen, welche Stellung der Mensch, der Mikrokosmus und die Menschheit im Weltganzen einnehmen, von welchem wir uns nach den Ergebnissen der neueren Wissenschaft mehr als je abhängig fühlen. Was in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit glänzend begonnen ward, soll nach den Anschauungen der Gegenwart erneuert werden; der vorliegende 1. Bd. bildet die Grundlage des Gebäudes, welches der Verf. aufführen will.

Derselbe zerfällt in 3 Bücher mit den Aufschriften: der Leib, die Seele, das Leben. Es werden im Eingang die Vorstellungen erwogen, welche die Menschheit in den verschiedenen Epochen vom Weltganzen gehegt hat und das Vorurtheil zurückgewiesen, daß im Jugendalter der Menschheit ein gegenseitiges Verstehen die Natur dem Geiste genähert, jene freiwillig vor ihm das verwandte Leben ihres Innern entfaltet habe, welches sie jetzt dem Ernst der Untersuchung verberge; schon die frühesten Geschlechter mußten einen spröden und dunkeln Kern der Dinge anerkennen und die Vorstellung einer schrankenlosen Beseelung der Natur wurde schon früh wieder aufgegeben. Die mythologische Phantasie der Völker vertiefte sich in die Betrachtung der Erscheinungen, die in ihrer wandellosen Regelmäßigkeit, wie die Bewegungen der Gestirne, der Jahreszeiten, der periodischen Erneuerung der Pflanzenwelt oder in ihrer launenhaften Unordnung, wie die Zustände der Atmosphäre, der menschlichen Willkür ganz entrückt sind, vermochte aber nicht, die Natur zu allgemeiner Lebendigkeit und Freiheit zu verklären, weil bald der unüberwindliche Trieb einer ursprünglichen Nothwendigkeit wieder hervortrat. Ueber ihrer schönen Götterwelt mußte sie ewige und allgemeine Gesetze annehmen und nur kraft dieser vermochte der Wille der Götter Macht über die Dinge zu gewinnen. Als die wachsende Erfahrung allmählich den Glauben an jene — nie geschauten — Göttergestalten zerstörte, versuchte die nimmer rastende Reflexion eine Versöhnung jenes Zwiespalts der Mythologie, indem sie, statt belebende Naturgeister neben und über die todten Stoffe zu stellen, den Naturkörpern selbst unmittelbare Lebendigkeit und seelenvolle Entwicklungskraft verlieh, was höchstens bei den organischen Wesen zuläßig war, nicht aber in der formlosen Natur. Hier konnte man nicht mehr von Seelen sprechen, welche die Elemente treiben, sondern mußte an ihre Stelle lebendige Triebe setzen, gleichsam eine unbewußte Vernunft, — eine immer wiederkehrende, darum doch einem tieferen Bedürfniß des Geistes entsprechende Vorstellung, da wir so Vieles in uns selbst ohne unser Zuthun erfolgen sehen und nur auf sittlichem Gebiete uns für wahrhaft frei halten. Daß wir andererseits wieder an die Einheit unseres körperlichen und geistigen Wesens glauben, leitet der Verf. mit einer sehr eigenthümlichen Wendung von unserem ästhetischen Bedürfniß ab, vermöge welcher wir in aller Schönheit, daher auch im Menschen Einheit des Geistes und der Natur, der Idee und Erscheinung suchen.

Die an die Stelle der mythologischen Phantasie getretene Reflexion suchte die Vielheit der Erscheinung auf einen zusammenfassenden Grund zurückzuführen; die Welt war ihr Erzeugniß einer träumenden und schaffenden Weltseele, mit sinnvollen Urtrieben sich zu unendlich mannigfachen Formen ausgestaltend, alle wegen der Gemeinschaft ihres Grundes innerlich verbunden und auf sich bezogen. Bald mußte man aber erkennen, daß die gestalteten Wesen in ihrer Entwicklung keineswegs ausschließlich auf sich selbst gestellt sind, sondern fortwährend von der Außenwelt die Antriebe hiezu erhalten und nur durch deren Mitwirkung werden und bestehen, was neben jenen Urtrieben auf ein außer ihnen stehendes allgemeines System von Gesetzen hinweist. Die spätere Wissenschaft erkannte, daß das Leben der organischen Wesen hauptsächlich in deren kleinsten Theilchen beruhe und wurde erst glücklich in der Erklärung der Erscheinungen, als sie, absehend von den etwa sie beseelenden allgemeinen Trieben, die Thätigkeiten jener unzähligen Elementartheilchen ins Auge faßte, und die Entstehung des Ganzen aus deren vereinigter Wirksamkeit beobachtete. So kam sie in der Gegenwart dazu, die früher angenommene Lebenskraft gänzlich zu beseitigen und an deren Stelle die einfachen und unzerstörbaren Kräfte zu setzen, welche an den Elementen haften, wobei sie die Frage nach

dem Urſprung der Ordnung und Schönheit der Natur entweder unbeantwortet läßt oder geneigt wird, ſie von einer blind nothwendigen Wirkung jener allgemeinen Geſetze herzuleiten, welchen zuletzt auch unſere geglaubte Freiheit als ein bloßer Schein zum Opfer fällt. — Doch hat auch durch alle Zeiten hindurch der Glaube an einen ewigen Urheber ſich erhalten, „der dem Reiche der Geiſter lebendige Freiheit zum Streben nach einem heiligen Ziele verlieh und ſie dem Reiche der Sachen verſagte.“

Die Atome, wie ſie der Verf. faßt, haben im Gegenſatz zu den Atomen der Alten und der Phyſik keine räumliche Ausdehnung, ſondern ſind überſinnliche Weſen, die von beſtimmten Punkten des Raumes aus, mittelſt ihrer Kräfte eine beſtimmte Ausdehnungsſphäre beherrſchen, ohne ſie im eigentlichen Sinn zu erfüllen, die ſich ferner mittelſt ihrer Wechſelwirkungen gegenſeitige Entfernungen und Lagen vorzeichnen, ſo Raumfiguren umſchreibend und die veränderlichen Erſcheinungen der Dinge hervorrufend. Die Kräfte der einfachen Elemente der Natur bleiben ſich zu allen Zeiten gleich, entweder weil in ihnen jene Vielheit innerer Zuſtände, welche das Geiſtige auszeichnet, nicht ſtattfindet oder keinen Einfluß äußert, während hingegen im Geiſtigen viele Thätigkeiten von der Zeit abhängen: das Intereſſe an den Gegenſtänden, die Klarheit der Vorſtellungen, die Kraft des Willens nehmen ohne neue Anregung im Laufe der Zeit allmählich ab, wahrſcheinlich wegen der im Geiſte ſo vielfach ſich durchkreuzenden und abſchwächenden Gegenſtände. Das Organiſch-Lebendige unterſcheidet ſich von dem Unorganiſchen nicht durch eine höhere eigenthümliche Kraft, nicht durch ganz andere Geſetze des Wirkens, ſondern bloß durch die beſondere Zuſammenordnung ſeiner Beſtandtheile, wodurch deren natürliche Kräfte eine zuſammenhängende Reihe von Erſcheinungen nach den überall geltenden allgemeinen Geſetzen in logiſcher Folge entwickeln müßen. Das Leben hört nicht auf, Fäulniß und Verweſung treten nicht ein, weil eine höhere Kraft entwichen iſt, ſondern die Lebensäußerungen hören auf, wenn die chemiſche Beſchaffenheit der Elemente die zu ihrer Erſcheinung nöthigen Bedingungen nicht mehr darbietet. Nicht bloß beim Organiſchlebendigen findet Fortpflanzung ſtatt, auch der Magnet kann ſeine Kraft, ohne ſelbſt ſchwächer zu werden, vielen Eiſenſtäben mittheilen, der brennende Körper, ohne ſelbſt zu erlöſchen, unzählige andere entflammen. Die Lebenskraft des Keimes anfänglich ſo klein, erſtarkt erſt durch Herbeiziehung äußerer Stoffe. Auch in der Vergleichung der Kryſtallbildung mit dem Wachsthum ſucht der Verf., unermüdet in ſeinem Kampf gegen eine beſondere Lebenskraft, eine Uebereinſtimmung unorganiſcher und organiſcher Körper zu erweiſen. So ſeien auch die Heilungserſcheinungen, eine vermeintliche Stütze für Annahme einer Lebenskraft, in ihrer Bedeutung viel zu ſehr überſchätzt worden; würden manchmal Störungen der Geſundheit überwunden, bleibe das Leben erhalten, ſo beruhe dieſes auf der Mannigfaltigkeit der im Bau der Organismen einmal getroffenen zweckmäßigen Einrichtungen. Die Entwicklungsprozeſſe des Organismus würden nicht durch eine über ihnen ſchwebende Idee, ſondern durch die beſtimmten Wechſelwirkungen der Theile unterhalten, die in einer beſtimmten Ordnung gelagert ſeien. Den tiefſten Grund letzterer kenne man nicht; die mechaniſche Verkettung könne möglicherweiſe Produkt einer ſchöpferiſchen Weisheit ſein, die jedoch über den Grenzen unſerer Beobachtung liegt. „Die Ideen mögen wohl am Anfang der Welt die beſtimmenden Gründe für die erſten Verknüpfungen der Dinge geweſen ſein; in ihrer Erhaltung dagegen ſind es die Wirkſamkeiten der Theile, die den Inhalt der Ideen realiſiren.“ Zweckmäßiges Wirken könne überhaupt nur einer Seele, nicht einer Idee zukommen; erſtere kann, weil mit Erinnerung ausgeſtattet, auf Eindrücke Nachwirkungen folgen laſſen, die nicht aus rein phyſiſchen Geſetzen entſtehen würden. Unſer Körper iſt aber doch nach mechaniſchen Geſetzen entſtanden, denn wir haben in unſerer Seele kein Bewußtſein bildender Thätigkeit. Es möge übrigens unter den vielen Beſtandtheilen, die das Leben eines Organismus erzeugen, ein von allen übrigen verſchiedener, hervorragender ſein, z. B. eine Seele; doch werden alle zweckmäßigen Wirkungen von der Verbindungsart der Theile, jenen vorragenden mit eingeſchloſſen, abhängen. Die Macht der Seele, wie L. ſie beſtimmt, iſt alſo nicht zu vergleichen mit jener der Leibnitz'ſchen Centralmonade.

— Obwohl jedoch in den Organismen wie in unſeren Maſchinen dieſelben allgemeinen Geſetze des Wirkens herrſchen, ſo charakteriſire doch die Erzeugniſſe unſerer Technik, mit denen der Natur verglichen, eine gewiſſe Kümmerlichkeit: der lebendigen Verbindung der Theile ſeien äußere Bänder ſubſtituirt, dem allſeitigen Uebergang der Kräfte von Atom zu Atom ſtarre fertige Mittel, dem ununterbrochenen Fluß der Wirkungen ſtoßweiſe Auslöſung. Der Verf. ſpricht ſelbſt aus, daß „im Organiſchen ein wirkliches Leben, das der ſcheinbaren Regſamkeit der Maſchine ſcharf genug gegenüberſteht, um ſeine göttliche Abkunft von der Aermlichkeit menſchlicher Kunſt zu unterſcheiden“, vorhanden iſt, ſo daß die „Hartnäckigkeit“, womit der Verf. nach ſeinem eigenen Geſtändniß an der mechaniſchen Anſicht des Lebens feſthält, auch dann nicht gerechtfertigt erſcheint, wenn er, den erſten Urſprung des Lebens als Geheimniß dahin geſtellt ſein laſſend, nur ſeine Erhaltung dem Zuſammenhang des Naturlaufes ohne das Eingreifen neuer Kräfte übertragen will. Wenn nämlich bei der Entſtehung des Lebens neue Potenzen auf den Schauplatz getreten ſind, ſo kann man ſich dieſe, die Leben ſpendenden, Leben ſchaffenden, doch unmöglich als ſofort wieder erlöſchende denken, ſondern nur als in den Organismen auch fortwirkende, ſie erhaltende.

Weſentlicher Charakter des thieriſchen Lebens iſt ein Ueberſchuß lebendiger Kraft, durch welchen der Organismus längere Zeit den Störungen zu begegnen vermag, bis endlich doch die Auflöſung erfolgt. Der Verf. weiſt in dem intereſſanten Gleichniß der ſich entzündenden Kerze auf ähnliche Veranſtaltungen im Organismus hin und zeigt auch, wie deſſen Entwicklungsphaſen den Erſcheinungen vergleichbar ſeien, welche ein durch den Raum ſich fortbewegendes Weltkörperſyſtem bieten würde, das durch Anziehung anderer ihm begegnender Körper wachſen und ſich verändern müßte. Das Leben des Organismus ſucht, indem es die Spuren früherer Eindrücke fortwährend möglichſt tilgt, ſeine Werkzeuge immer wieder in den Zuſtand der Integrität zurückzuführen und erreicht dieſes Ziel durch den unaufhörlichen Wechſel der Stoffe. Mit Recht erklärt ſich der Verf. gegen Jene, welche Perioden angeben zu können glauben, binnen welcher der Körper total erneuert ſei. Wenn der Organismus Störungen beſeitigt, ſo gelingt ihm dieſes dadurch, daß die Störung ſelbſt die heilenden Thätigkeiten zu ihrer Aufhebung erregt und Befriedigung von Bedürfniſſen wird nur möglich, indem der Zuſtand der Entbehrung ſelbſt die Rückwirkungen hervorruft, die Abhilfe gewähren können. Das Nervenſyſtem verbindet auch ſolche Organe miteinander, die ihre Zuſtände unmittelbar nicht aufeinander übertragen können und überall treten noch Elemente des geiſtigen Lebens zwiſchen die körperlichen Theile und füllen Lücken im Zuſammenhang aus. Der Organismus iſt aber keine einheitliche, abgeſchloſſene, beſtändige Geſtalt, denn er ſetzt ſich in die Welt wie dieſe in ihn ſich fort und ſtets werden in ihm Stoffe getroffen, die ſein geweſen ſind, neben anderen, die erſt ſein werden ſollen; ſein Leben gleicht vielmehr einem Strudel im Strom des allgemeinen Naturlaufes. Man wähne die höchſten und edelſten Erſcheinungen im Natur- und Geiſtesleben ausgezeichnet durch ſtrenge Bedürfnißloſigkeit, unverletzbaren Kern, Einfachheit, während doch in Wahrheit alles Höhere viel mehr Vorausſetzungen als das Niedere hat und nur exiſtirt durch die geiſtvolle Berechnung, mit der es ſeine geſteigerten Bedürfniſſe zu befriedigen vermag.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. April.

Nr. 40. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Mikrokosmus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das zweite Buch ist der Seele gewidmet. Die natürliche Ueberlegung des Menschengeschlechtes, meint der Verf., habe stets in der Flucht der Elemente einen ruhenden Punkt, ein inneres einheitliches Leben angenommen; es liege aber nur in einem kleinen Kreise von Erscheinungen die entscheidende Nöthigung, die Erklärung der inneren Ereignisse von einem Wesen eigener Art herzuleiten. Es ist die offenbare Differenz natürlicher und seelischer Vorgänge, welche hervorzuheben ist; Ausdehnung, Mischung, Dichtigkeit, Bewegung, Schwingung sind völlig unvergleichbar mit Empfindung, Gefühl, Strebung und anderen Ereignissen des Bewußtseins; auch die Formen der Thätigkeit, die beziehende Zusammenfassung des Mannigfaltigen finden keine Analogie in der Natur. Die Einheit des Bewußtseins wird zur zwingenden Thatsache, einen übersinnlichen Träger des geistigen Lebens anzunehmen, weil ohne diesen unsere inneren Zustände nicht einmal Gegenstand der Selbstbeobachtung werden könnten. Thiere, welche durch Theilung oder Schnitt sich vermehren, enthalten nach dem Verf. die Anlage zu mehreren Seelen in sich; der Schnitt durch ihren Körper theilt nur das körperliche Band, das dieselben vereinte und eben dadurch deren individuelle Ausbildung hinderte. — Kann auch die menschliche Seele nur manchmal und theilweise, nicht immer und allseitig ihre Zustände zusammenfassen und sich deren erinnern, so muß sie eine untheilbare Einheit sein; wäre sie diese nicht, so würde sie sich weder selbst, noch würde ihr Anderes erscheinen können. Man hat sich irrig vorgestellt, daß analog den resultirenden Kräften oder Erfolgen der materiellen Welt auch im Bewußtsein mehrere Zustände zu einem mittleren verschmelzen, aber es findet nichts Aehnliches statt, indem unsere Vorstellungen stets den gleichen Inhalt bewahren, nie die Bilder zweier Farben, die Empfindungen zweier Töne zu einer mittleren, nie Lust und Schmerz zur Indifferenz sich ausgleichen. Das Bewußtsein hält vielmehr alles Verschiedene auseinander und wird indem es sich vergleichend zwischen ihm bewegt, dieser Bewegung inne; an die Stelle der Resultantenbildung in der physischen Natur tritt im Bewußtsein Beziehen und Vergleichen, was nur einem einheitlichen Wesen möglich ist. Der Verf., den Gegensatz von Materie und Seele festhaltend, will jedoch nicht läugnen, daß es einen so hohen Standpunkt der Betrachtung geben könne, daß auf ihm jener Gegensatz verblaßt oder als Täuschung erkannt wird.

Es ist nur zu billigen, daß der Verf. die mit Unrecht geschmähte Lehre von den Seelenvermögen mit gewissen Bestimmungen annimmt. Man muß der Seele für jeden eigenthümlichen Kreis von Erscheinungen eine Anlage zu eigenthümlicher Thätigkeit zuschreiben; zwischen diesen Anlagen finde aber, sagt er, Verwandtschaft statt. Die drei Urvermögen der älteren Psychologie: Vorstellen, Fühlen, Wollen sind jedoch in ihren Wurzeln nicht geschieden, denn

an Vorstellungen schließen sich meistens Gefühle und aus diesen entwickeln sich Willensstrebungen, wobei zugleich in jeder Form ihres Wirkens die ganze Seele thätig ist. Eine göttliche Einsicht würde, — wie bei einem bewegten Körper in jedem Moment die ganze Gestalt seiner Bahn — so in der vorstellenden Seele bereits die fühlende und wollende schauen. Die Entwicklung der Seele ist sehr verschieden von der eines Organismus, z. B. einer Pflanze, in welcher das Resultat der Wechselwirkung zweier Elemente durch die allgemeinen Gesetze des Naturlaufes und die momentanen Umstände ganz bestimmt ist, während im Geistesleben zu jeden zwei Zuständen und den Gesetzen ihrer Wechselwirkung noch als viertes Element die Natur der Seele kömmt, die den Erfolg mitbestimmt. Die Seele ist für den Verf. ein veränderliches Wesen, aber ihre Aenderungen sind nicht planlos und durch alle hindurch wirkt ihr Einfluß als der kräftigste, wodurch sie folgerichtig und zusammenhängend werden und wobei die Seele nicht nur Trägerin ihrer Zustände ist, sondern auch um dieselben weiß und sie zur höhern Einheit zusammenfaßt. Was die Seele abstrakt sei, werde uns stets unbekannt bleiben und sei auch ziemlich gleichgiltig; kennen wir von Jemand Kenntnisse, Gemüth, Gesinnung und die Wechselwirkung dieser Elemente, so glauben wir mit Recht, einen zureichenden Begriff von dessen Persönlichkeit zu haben und meinen nicht, daß unsere Einsicht viel gewinnen würde, durch den Nachweis dessen, was er vor den Anfängen seiner geistigen Bildung war. Nie würden wir entdecken, wie der Schöpfer in Mitte der wandelbaren Ereignisse ein festes inneres Leben, eine Seele gestalten kann, „wie Sein und Dasein gemacht oder was das ist, woraus die Dinge bestehen," denn unsere Bestimmung ist nur, das Vorhandene aufzufassen.

Sinnenreiz und unmittelbare Empfindung will L. nicht voneinander trennen, sondern zusammenfallen lassen; die Lichtwelle, welche das Auge trifft, bringt nicht zuerst auf die Seele einen unsagbaren unbewußten Eindruck hervor, dem dann erst die Empfindung des Blauen oder Rothen folgte, sondern das Sehen der bestimmten Farbe, das Hören des bestimmten Tones ist unmittelbar als ein ungetheilter Zustand der Seele zu fassen. So verschmelzen auch in einem gestoßenen Körper im Augenblicke des Stoßes der ursprüngliche Zustand und der mitgetheilte Eindruck zur einen und ungetheilten Bewegung. Bei der Vorstellung ist zuerst das Mehr oder Minder des vorgestellten Inhalts zu unterscheiden, ferner die Stärke der uns zugefügten Erregung, zuletzt die Macht, die sein Eindruck über unsern Vorstellungslauf übt; in der Erinnerung verschwindet der zweite dieser Momente, so daß nur die Vorstellungen mit den daran haftenden Bildern reproduzirt werden, ohne die oft so heftigen Erregungen, von denen sie ursprünglich begleitet waren. Die Macht, mit der die verschiedenen Vorstellungen sich bekämpfen, hängt nicht von ihrer Stärke, sondern von der Vollständigkeit ihres Inhalts und dem veränderlichen Reichthum sich anschließender überzähliger Elemente ab. Wir können auch entgegengesetzte Inhalte vorstellen, was gleichfalls wieder zeigt, daß im Geiste andere Gesetze herrschen als in der physischen Welt, wo z. B. entgegengesetzte Lichtwellen, Schallwellen ꝛc. sich aufheben. Bei der sog. Association der Vorstellungen verbindet die Seele die Summe ihrer gleichzeitigen Zustände nicht chemisch zu einem homogenen Mittelzustand, sondern mechanisch als Theile zu einem Ganzen und verknüpft die zeitlich ablaufende Reihe ihrer Veränderungen zu einer Melodie, in welcher die sich unmittelbar berührenden Glieder am festesten zusammenhängen, weshalb bei der Reproduktion das Wiederbelebte nicht allein auftauchen kann, sondern das Ganze, zunächst die am innigsten ihm verbundenen Theile mitzubringen sucht. — Der ungeeignete Name „angeborene Ideen", darf uns nicht verleiten, die allgemeinen Grundsätze des Erkennens, z. B. die Vorstellung des Raumes, der Zeit, des Dinges, der Ursache ꝛc. als einen ursprünglichen bewußten Besitz des Geistes zu betrachten; sie schweben so wenig vor allen Eindrücken der Erfahrung fertig vor dem Bewußtsein, als der Funke im Stahl, ehe ihn der Stein berührt. In uns vorhanden ist nur die Gewohnheit, nach ihnen zu handeln und in der Erkenntniß der Dinge zu verfahren, nachdem der Geist, durch die Erfahrung getrieben, sie gebildet hat. Nicht aber aus dem Mechanismus des Vorstellens sind jene allgemeinsten Begriffe zu erklären, sondern

aus der Natur des Geiſtes, welcher durch ſeine beziehende Thätigkeit die Vorſtellungen zu verbinden und in ein Weltbild zu verwandeln ſucht. Ueber der Sinnlichkeit und dem in der Cauſalität befangenen Verſtand waltet die nach Einheit der Weltauffaſſung ſtrebende, zu einem unbedingten Sein aufſteigende Vernunft, der freilich ihre höhere Aufgabe ſo wenig vollſtändig gelingt, wie dem Verſtande ſeine geringere.

Die Seelenäußerungen von den einfachſten bis zu den höchſten ſind ſtets von Gefühlen begleitet, die klarer oder unklarer ſind, bald Luſt, bald Unluſt erregen. Von ihnen hängt größtentheils unſere Ausbildung ab; ſie ſind die Wurzel der die Kunſt erzeugenden Phantaſie, ja ſelbſt der Vernunft, inſoferne dieſe eine werthempfindende iſt, die eine Vorſtellung der Welt verlangt, nach welcher ſie eine innerlich abgeſchloſſene ſei, wahrhafte Wirklichkeit. Wegen ihres Urſprungs ſowohl als dieſer unendlichen Weite und Höhe iſt die nach dem Gefühle des Werthes urtheilende Vernunft und die auf ſie gegründete „höhere Anſicht“ der Dinge vielerlei Täuſchungen unterworfen. — Das Selbſtbewußtſein betrachtet L. mit Anderen nicht als angeboren, ſondern als Ergebniß eines längeren Bildungslaufes und erklärt ſein Entſtehen nicht durch Zuſammenfallen des Denkenden mit dem Gedachten in uns, ſondern daraus, daß wir den unendlichen Werth fühlen, den für uns die Zurückbeziehung von den Dingen auf uns hat, wobei der Unterſchied zwiſchen uns und der Welt ſo ſtark hervortritt, wie nimmermehr die Unterſchiede der Gegenſtände untereinander. Zuerſt nimmt das Bild des eigenen Körpers eine bevorzugte Stelle im Gedankenlauf ein; bald erkennen wir, daß das Lebendige in ihm nicht er ſelbſt iſt und ſuchen dieſes in einer immateriellen Subſtanz, noch ſpäter ſuchen wir unſer wahres Ich in unſerem Temperament und Naturell, zuletzt in einem beſtimmungsloſen, ſich ſelbſt geſtaltenden Triebe. Das Gemüth verlangt hiebei, daß wir, wenn auch bedingt in den Erkenntnißformen, Vorſtellungen und Gefühlen, wenigſtens im Wollen und Thun frei ſeien. Die ſittliche Freiheit ſcheint L. zwar möglich zu ſein, formell vereinbar „mit der Stetigkeit und dem feſten Zuſammenhang des mechaniſchen Weltbaues“, doch zögert er ſie für wirklich zu erklären und ihrem Begriff die beſtimmte Stellung anzuweiſen — eine nach unſerem Dafürhalten merkwürdige Inconſequenz, da doch die Verſchiedenheit des Seelenweſens und ſeiner Geſetze und Erſcheinungen vom Naturlauf wiederholt hervorgehoben wird. — L. dringt mit Recht darauf — auch den Spiritualiſten gegenüber — den Geiſt als ein Unmittelbares, Einfaches zu faſſen, nicht den geiſtigen Erſcheinungen eine verwickelte Maſchinerie unterzuſchieben. Den Zweifel an der Exiſtenz der Seele erklärt er mit beherzigenswerthen Worten als die ſeltſamſte geiſtige Verirrung, die ihm vorgekommen.

Das dritte Buch mit der Ueberſchrift: das Leben, erwägt die Wechſelwirkung von Leib und Seele, das Problem vom Sitze letzterer, das Leben der Materie, die letzten Dinge der Seele. — Wir können uns mit dem Grundſatz des Verf. nicht einverſtanden erklären, bei Unterſuchungen ſolcher Art die höchſten Prinzipien ausſchließen zu wollen, von denen doch, wie er ſelbſt ſagt, zuletzt jede Entſcheidung abhängt. Es wäre eben ſo, als wenn der Aſtronom das Grundgeſetz ſeiner Wiſſenſchaft, das der Schwere, bei ſeinen Berechnungen bei Seite laſſen ſollte, und es wird zuletzt nur auf das Mehr oder Minder des Gebrauches an rechter Stelle ankommen, welche von den letzten Urſachen gemacht wird. — Leib und Seele, meint der Verf., wurden in der erſten Bildung des Lebens auf unbegreifliche Weiſe vereint; ihre Wechſelwirkung iſt uns nicht klarer, als auch die der Stoffe untereinander, der Stoß zweier Kugeln aufeinander. Sicher iſt jedoch, daß die Seele als reale, des Thuns und Leidens fähige Subſtanz den materiellen Atomen gegenüber ſteht, die eben ſo viele reale Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen ſind, die wie alle Wirkungen nicht nach ihrem letzten Grunde, nur nach ihren näheren Urſachen und ihren Geſetzen erkennbar ſind. Man kann dieſes Verhältniß Occaſionalismus nennen, wonach man Alles, was uns als hervorbringende Urſache eines Erfolges erſcheint, nur als die Gelegenheit auffaßt, bei der dieſer beſtimmte Erfolg auf unbegriffene Weiſe eintritt. Der Einfluß,

den ein Element auf das andere übt, wirkt nur als Reiz, welcher im Anderen das in dessen Natur begründete weckt; daher sind alle körperlichen Eindrücke für die Seele nur Anstöße, in Folge welcher sie aus ihrer eigenen Natur die Phänomene der Empfindung erzeugt, sie sind gleichsam Signale, welche jedoch der Körper vermöge seiner feinen Organisation in einer bestimmten, der Wirklichkeit entsprechenden Gruppirung der Seele liefert, welche so sinnliche Wahrheit erhält. Eben so ist die Mannigfaltigkeit der durch die Seele veranlaßten Körperbewegungen eine Entfaltung in der leiblichen Organisation begründeter Kraftverhältnisse, durch die Seele bloß angeregt. Die Seele kennt hiebei weder die Mittel, wodurch äußere Reize Empfindung hervorrufen, noch die Werkzeuge, durch welche die körperlichen Bewegungen ausgeführt werden, sondern muß der Macht vertrauen, welche im Naturlauf nach ewigen Gesetzen Zustand mit Zustand verbunden hat. Das Wollen einer bestimmten Bewegung ist der innere Zustand, mit dem sich das Geschehene dieser Bewegung in nothwendiger Folge verbindet; die Seele findet die einfachen zweckmäßigen Bewegungen vor, die ein innerer Zustand leicht erregen kann, und lernt nach und nach sie gruppiren, wie die Sprache ihre Vokale und Consonanten verbindet. Die Seele hat nicht ihren Körper gebildet; sie war nur als ein — allerdings bevorzugtes — Element neben den anderen in die mechanische Wechselwirkung mit verflochten, aus der blind nothwendig die vorher bestimmte Form des Organismus entstand. Der Seele, obschon nicht ausgedehnt, muß doch ein Ort im Raume zukommen; sie wird dort sein, wohin alle Eindrücke der Welt und des Körpers sich fortpflanzen müßen, um sie zu erreichen und zu erregen; hier beginnt die unräumliche Welt des wahrhaften Seins. Die Gottheit steht zu Allem in gleich inniger Beziehung, die Seele steht unmittelbar nur mit einer beschränkten Zahl anderer Wesen in Wechselwirkung. So wenig wir uns aber die Gottheit als unermeßliche Ausdehnung denken, so wenig werden wir der Seele, einem unräumlichen Wesen, welches weder klein noch groß ist, punktförmige Kleinheit zuschreiben; in ihrem engen Gebiet drückt sich vielmehr nur der Grad ihrer Beziehung zum Weltganzen aus. Wenn der Verf. beifügt, daß der Körper den Bezirk abgrenze, in welchem die Seele thätig und leidend ist und daß nur der „glückliche Glaube der Hellseherinnen“ dieses Gebiet außerordentlich erweitere, so möchten wir uns die Behauptung erlauben, daß in einer nicht kleinen Zahl constatirter Fälle allerdings eine bedeutende Erweiterung des Wahrnehmungskreises ekstatischer Personen stattgefunden hat.

Um der Seele eine Menge von Eindrücken unvermischt zuzuführen, bedürfte es nach der Meinung des Verf. nicht zahlreicher Fasern am Sitz der Seele, wenige, ja eine einzige Nervenbahn könnte hinreichen, um die in sie mündenden Erregungen jener bevorzugten Stelle zu überliefern, wie auch vielfach sich kreuzende Licht- und Schallwellen, ohne sich zu stören, durch den Raum verlaufen. Auch zur Anregung bestimmter Bewegungen bedarf es nicht solcher bis in's Centrum laufender Fasern, denn die Seele könnte ja doch auf solcher Gehirnclaviatur nicht spielen, weil sie weder um die Lage der Tasten, noch die Bewegungen weiß, welche sie veranlassen. Die Seele erzeugt oder erleidet bloß einen inneren Zustand, an welchen ohne ihr Zuthun der Naturlauf die Entstehung einer körperlichen Veränderung geknüpft hat, und dieser Zustand, weil qualitativ ganz eigenthümlich, bedingt eben hiedurch nach dem Naturgesetz Größe, Art und Ort der Wirkung. Der Verf. erinnert bei dieser ihm eigenen Erklärungsweise, daß auch bei der Vermischung von Flüßigkeiten die Theilchen, welche keine Verwandtschaft zueinander haben, gleichgiltig aneinander vorüber gehen, die verwandten hingegen sich suchen und finden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. April.

Nr. 41. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Mikrokosmus. ꝛc.

(Schluß.)

Die Erschütterungen der Seele, die Bilder der Bewegungen, welche sie vorstellt, spiegeln sich in den entsprechenden körperlichen Organen, am auffallendsten im Mienenspiel. — Das Wissen und Wahrnehmen der Seele kann keine stoffartig ausgebreitete, sondern muß eine intensive Thätigkeit sein. Im Bewußtsein kann keine Mannigfaltigkeit örtlicher Lagen mehr stattfinden; es ist nur empfänglich für qualitative Verschiedenheit der Erregungen; alle Farbenpunkte, Reizungspunkte, Töne können in ihm nur ortlos zusammen sein. Soll sie die Seele räumlich ordnen, so muß sie einmal fähig und genöthigt sein, Raumvorstellungen zu bilden und ihre Empfindungen gesondert zu gruppiren und zweitens muß sie von den Eindrücken gezwungen sein, jedem seine bestimmte Lage in ihrer Raumvorstellung anzuweisen. Der Grund hiezu kann, da räumliche Verhältnisse nicht als solche in die Seele, ein Unräumliches eingehen können, nur in einer qualitativen Eigenschaft liegen, welche ein Eindruck wegen der besondern Natur der Stelle, wo er den Körper trifft, erlangt und seinen anderen Qualitäten noch beifügt. Diese Qualitäten nun dienen dem Bewußtsein als Localzeichen, nach welchen es die Eindrücke zu einem räumlichen Bilde ausbreitet, indem es sie nach ihren Verwandtschaften gruppirt. So werde auch eine Bibliothek aus ihrer Lage genommen, eingepackt und an einem anderen Ort nach den aufgeklebten Etiquetten (Localzeichen) in der gleichen Ordnung wieder aufgestellt. Eine Beweglichkeit der Seele im Centralorgan, dem Gehirn, nimmt L. nicht an; die unmittelbare Wechselwirkung der Seele mit den Elementen des Körpers finde in räumlicher Berührung statt und breite sich wie eine physische Kraft über einen gewissen Bezirk aus. Den bestimmten Sitz der Seele möge die Zukunft näher bezeichnen; das wahre Wesen des Menschen ist nicht aus Leib und Seele zusammengesetzt, sondern ruht in der Seele und der Körper ist nur das vertrauteste Stück der Außenwelt. Die Seele bedarf zur Ausübung ihrer Fähigkeiten nicht der „Organe“, wie Manche lehren. Der Materialismus lasse viel begreiflicher das Gehirn selbst fühlen, denken, wollen; wie aber in jener Ansicht die Seele geistige Wirkungen an körperliche Massen knüpfen, wie nicht sie selbst, sondern sie durch das Gehirn denken, fühlen, wollen könne, sei undenkbar. L. meint, die körperlichen Organe arbeiten bloß durch genaue Ueberlieferung der äußeren Eindrücke, scharfe Sonderung derselben ꝛc. den höheren Thätigkeiten des Geistes vor, welcher dann durch die Vernunft eine geordnete Weltauffassung erzeugt. Daher könne man nicht von Organen des Verstandes, der Vernunft, des Gewissens, Gedächtnisses und anderer rein geistiger Fähigkeiten sprechen. Der Geist hänge nur dadurch vom Körper ab, daß letzterer ihm die Beziehungspunkte der Vergleichung, das Mittel hiezu liefert.

Die Gefühle des Erhabenen, des Komischen ꝛc. werden nicht durch physische Erregungen erzeugt,

ſondern durch Aufnahme des Geſehenen in eine Welt der Gedanken und Werthſchätzung desſelben. Der Vorſtellungslauf hängt allerdings mittelbar ſehr von der beſtändigen Einwirkung der körperlichen Vorgänge ab; der Schlaf nicht von einer Erſchöpfung der Centralorgane, die zur ferneren Erzeugung des Bewußtſeins unfähig wurden, ſondern die allmählich wachſenden Gefühle der Ermüdung wirken als Reize, die durch ihre abſpannende Unluſt die Freude und Theilnahme an der Fortführung des Gedankenganges immer mehr mindern. Das Bewußtſein braucht nicht erſt erzeugt zu werden durch ein Organ, mit deſſen Beſchädigung es aufhörte, — aber dieſe angeborene Fähigkeit der Seele kann vielfach durch Eindrücke gehemmt werden, welche den inneren Zuſtand der Seele alteriren. Die Herrſchaft über die Stimm- und Sprachwerkzeuge ꝛc. vermag die Seele nur durch ein Centralorgan auszuüben, in dem die motoriſchen Nerven ſo angeordnet ſind, daß der im Bewußtſein ſchwebenden Lautvorſtellung die gleichzeitige Erregung der zu ihrem Ausſprechen mitwirkenden Faſern geſtattet iſt. Ueberall iſt aber die Seele nicht ſelbſt die Werkführerin, ſondern der körperliche Mechanismus vollzieht auf ihr unbekannte Weiſe ihren Willen und ſie kann jenen nur üben und vervollkommnen, weil ſeine Einrichtung ihr es von vorneherein leicht macht, zuſammenſtimmende Bewegungsgruppen hervorzurufen. Demnach kann die Seele den Organismus zu zweckmäßiger Rückwirkung gewöhnen, ſo daß er auf gewiſſe Reize gleichſam eine Intelligenz des Wirkens entwickelt, wenn auch die Seele nicht mehr in ihm iſt, woraus ſich die wie überlegten Bewegungen geköpfter Thiere erklären laſſen, — wenn man nicht annehmen wolle, daß im Rückenmarke eine Mehrheit individueller ſeeliſcher Weſen vorhanden ſei, deren Wirkſamkeit, nachdem die Hauptſeele entſchwunden iſt, frei hervortreten könne. Die Annahme phrenologiſcher Hirnorgane für einzelne höhere Geiſtesvermögen hat wenig für ſich. Nach L. wären die inneren und unteren Hirntheile der Sitz des geiſtigen Lebens, während die Hemiſphären theils die Wiedererzeugung der Nervenkraft vermitteln, theils die Reizbarkeit derſelben regeln, endlich eine Art von Reſonanz gewähren, wodurch der wahrgenommene Inhalt eine gewiſſe Größe des Gefühlsantheils, der ſich bildende Willensanſtoß ein beſtimmtes Quantum motoriſcher Kraft erhält. — So viel Richtiges die Anſchauung des Verf. enthält, ſo iſt doch die Aeußerlichkeit, in welcher das Verhältniß von Leib und Seele zu einander gedacht wird, ſicher nicht in der Wirklichkeit begründet. Bildet auch nicht die Seele mit bewußter Thätigkeit den Leib, ſo iſt ſie doch in demſelben eine viel mächtigere Potenz, als die unter vielen ſchwächeren exiſtirende, ihnen eigentlich fremde Monade, zu welcher ſie der Verf. macht. So iſt auch der Körper der Thiere die äußerliche Offenbarung ihres Seelenweſens, die Thierformen Symbole der Thierſeelen, was nur durch eine innige Durchdringung der körperlichen und ſeeliſchen Prinzipien möglich wird. Für dieſe und andere Verhältniſſe möge es erlaubt ſein, auf unſere kleine Schrift „über die Seele“ Bern 1856 zu verweiſen.

In der Unterſuchung über das Leben der Materie und die Bedeutung der Sinnlichkeit für die geiſtigen Weſen bemerkt der Verf., daß in unſerem Bewußtſein eine Welt der Vorſtellungen vorhanden iſt, in deren Erzeugung wir von unbekannten außer uns liegenden Bedingungen abhängig ſind und wodurch für die verſchiedenen Geiſter das Bild einer gemeinſchaftlichen Außenwelt entſteht. Es bleibt hiebei unbeſtimmt, ob dieſes Weltbild für Alle ein gleicher folgerechter Irrthum oder ein wahrhaftes ſei. Aber es handelt ſich in uns nicht bloß um Erzeugung eines Abbildes der Außenwelt, ſondern um das vielleicht größte aller Ereigniſſe, daß dieſelbe im Innern der geiſtigen Weſen ein Reich ſinnlicher Empfindungen hervorruft, welches nicht nach der Treue zu ſchätzen iſt, mit der es das Geringere wiedergibt, ſondern nach ſeiner eigenen Schönheit und Bedeutung, wie uns im Schauſpiel die Schönheit der poetiſchen Idee entzückt, ohne daß wir uns in die Betrachtung der Maſchinerie verſenken, durch die ſie mit dargeſtellt wird und in der Rede der hohe Sinn, ohne daß wir den Mechanismus der Sprach- und Hörwerkzeuge zu kennen brauchen. Die herrlichen Erſcheinungen der Natur ſpricht und legt erſt der Geiſt aus. Vielleicht ſind aber doch jene Lichter und Farben, Töne und Düfte nicht bloße

Erſcheinungen in unſerem Innern, ſondern den Dingen ſelbſt eigen, ſo daß die Dinge ſich ſelbſt erſcheinen, ſich ſelbſt empfinden können, wodurch Beſeelung über das ganze Sein ausgebreitet würde. — Die Ausdehnung faßt L. nur als Kraft, ſo daß nicht eigentlich das Weſen, ſondern ſeine Wirkſamkeit den Raum erfüllt und betrachtet ſo die ausgedehnte Materie als ein Syſtem unausgedehnter Weſen, die durch ihre Kräfte ſich ihre Lage im Raume beſtimmen und indem ſie der Verſchiebung unter einander, wie dem Eindringen eines Fremden Widerſtand leiſten, die Phänomene der Undurchdringlichkeit und Raumerfüllung hervorbringen. Die Atome ſind alſo unräumliche, überſinnliche, einfache Weſen, fähig einer Zuſammenfaſſung der äußeren Eindrücke zu Formen der Empfindung und des Genußes; die ganze Materie iſt ein geiſtig und ſinnlich Belebtes und Beſeeltes. Dadurch wird auch das Verhältniß der menſchlichen Seele zu ihrem Leibe begreiflich, indem ſie ja auch auf überſinnliche, wenn auch niedrigere Weſen wirkt. — — Es erfreut uns, im Syſtem des Herrn Verf. manchen Anſichten zu begegnen, welche wir in der „allgemeinen Naturgeſchichte als philoſophiſcher und Humanitätswiſſenſchaft“ Bern 1837, Bd. I, Buch 1, vor faſt 20 Jahren namentlich über die allgemeine Beſeeltheit der Natur, das Leben und die Beſchaffenheit der Atome ꝛc. ausgeſprochen haben.

Die dem Menſchen gegebenen Mittel ſind zu ſchwach zur Erkenntniß der höchſten und letzten Dinge, des erſten Urſprungs von Allem. So vermag, wie L. ſagt, die Wiſſenſchaft, wenn auch die Mannigfaltigkeit und den Glanz der Scenen vermehrend, das Wunder der Welt nicht zureichender zu erklären, als der Glaube es aus dem unmittelbaren allweiſen Schöpferwillen Gottes erklärt. Die Vorſtellung eines allgemeinen Naturlaufes, eines Reiches ewiger Geſetze ohne jenen Willen läßt das gediegene Ganze einer wechſelwirkenden Welt unbegriffen; wie könnten überhaupt Geſetze, wie eine Nothwendigkeit, die für beſtimmte Fälle beſtimmte Erfolge verfügte, durch ſich ſelbſt exiſtiren? Eine unendliche verborgene Macht hat an die Vorbedingungen die Folgen geknüpft und jedem Endlichen nur ſolche Fähigkeit des Wirkens ertheilt, wie ſie zum Beſtehen des Ganzen nöthig iſt; im Grund wirkt jedes Endliche nur durch das in ihm verhüllte Unendliche und was die Dinge leiſten, hängt nicht allein von ihren erkennbaren Eigenſchaften, ſondern von jenem weſenhaften Unendlichen ab, das ſich in jene Stoffe, Kräfte und Wirkungen verwandelt hat, denen es Form und Geſetze vorzeichnet. In dieſem Sinn haben Mechanismus und Nothwendigkeit allerdings ihre volle, durch das ganze Univerſum giltige Wahrheit, indem ſie nur das ſtarrſte und allgemeinſte Geſetz, die ſelbſtgewählte Bedingung ſind, welche ſich das ſchöpferiſche Unendliche für ſeine ewige Entfaltung geſetzt hat. Lotze begreift ganz richtig den Mechanismus nur als Erzeugniß der göttlichen Weisheit, nicht wie die Materialiſten als ein auf ſich beruhendes Schickſal. Weil aber die Dinge demnach ganz Geſchöpfe der ſchaffenden Kraft ſind, nichts da iſt, was ſie nicht will und Alles nur exiſtirt, wie ſie will, ſo hat auch Nichts ein Beſtehen ohne ſie. Nach unſerem Verf. gilt dieſes eben ſo von der menſchlichen Seele, deren unbedingte Fortdauer er beſtreitet. Nur was um ſeines Werthes willen ein beſtändiges Glied der Weltordnung ſein muß, werde fortbeſtehen, alles Andere zu Grunde gehen; wir dürfen nach ihm nicht entſcheiden wollen, weder ob alle Menſchenſeelen unvergänglich, noch ob alle Thierſeelen vergänglich ſind: jedem Weſen werde geſchehen nach ſeinem Recht. (Durch ihren Urſprung aus der Weltſeele haben wir in der kleinen Schrift „über die Seele“ die Nothwendigkeit der Fortdauer der menſchlichen Seele zu erweiſen geſucht.) Die ganze Natur aber iſt nur eine Vorbedingung für die Verwirklichung des Guten, wenn auch gleich für unſere Vernunft eine unausfüllbare Kluft zwiſchen der Natur- und ſittlichen Welt beſtehen mag. — Unſer Verf., von deſſen gedankenreichem Buche wir nun Abſchied nehmen, hält es für eben ſo leicht als ärmlich, bei der großen Frage, wie aus der Hand desſelben Gottes ſittliche Freiheit und mechaniſche Nothwendigkeit hervorgehen konnte, von einem idealen und realen Faktor in ihm, einem Ueberwiegen der blinden und bewußten Thätigkeit zu ſprechen; man täuſche hiemit den Ernſt der Frage weg und ſage weniger als das beſcheidene Gemüth, welches den

Grund auch hievon in einer unerforſchlichen Weisheit Gottes ſieht. Es iſt zuzugeben, daß mit jener Faſſung die zureichende Erklärung noch nicht vorliege, aber den Ernſt der Frage täuſcht ſie deshalb nicht weg; ſie iſt bloß der einfache Ausdruck eines erlaubten Schluſſes auf menſchlichem Standpunkt von den Wirkungen auf die Urſachen und mag neben anderen wohl ihre Stelle finden, bis vielleicht die Zukunft der Menſchheit eine befriedigendere Löſung jenes hohen Problemes bringt.

Prof. Dr. Perty.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erſtes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Fortſetzung.)

Historia.

Dr. S. A. Kähler, Dr. Ludw. Aug. Kähler, Mittheilungen über ſein Leben u. ſeine Schriften. Königsb. 1856.

Dr. L. Haſſel, Die letzten Stunden des General-Polizei-Directors von Hinkeldey. Lpz. 1856.

H. v. Gagern, Leben d. Generals Friedrich v. Gagern. Lpz. 1856.

M. J. Dumesnil, Histoire des plus célèbres amateurs français et de leurs relations avec les artistes. Pierre-Jean Mariette 1694—1774. Par. 1856.

Th. Doubleday, The political life of the right hon. Sir Robert Peel: an analytical Biography. Vol. 1. 2. Lond. 1856.

H. Dixon, William Penn, an historical biography. Lond. 1856.

V. Cousin, Madame de Chevreuse et Madame de Hautefort. Paris 1856.

Hippol. Castille, Portraits politiques au XIX. siècle. Napoléon III. Par. 1856.

Guizot, Sir Robert Peel. I. Partie. Berl. 1856.

A. v. Reumont, Die Jugend Caterina's de Mediei. 2. Aufl. Berl. 1856.

Dr. L. Pozzolini, Biografia del Professore Giov. Rosini. Lucca 1855.

Ch. de Linas, Antoine de Beaulaincourt, lieutenant du gouverneur de Lille et roi d'armes de la Toison-d'or 1533—1559. 2de édit. Lille 1855.

Life of Field Marshal Lord Raglan; with a review of the military operations in the Crimea. Lond. 1855.

Fr. Lawrence, The life of Henry Fielding, with notices of his writings, his times and his contemporaries. Lond. 1855

J. Forster, The life and times of Oliver Goldsmith. A new edit. London 1855.

J. Field, Correspondence of John Howard. Lond. 1855.

C. Delessert, Le Prince Gortchakoff ambassadeur Russe a Vienne; souvenirs intimes (1853—1854). Par. 1856.

F. W. Bodemann, Johann Caspar Lavater. Nach ſeinem Leben, Lehren u. Wirken dargeſtellt. Gotha 1856.

E. Becker, Doktor Martin Luther in den Hauptzügen ſeines Lebens geſchildert. Leipz. 1856.

A. Vogel, Peter Damiani. Ein Vortrag. Jena 1856.

F. Strehlke, Martin Opitz. Eine Monographie. Leipz. 1856.

Ferd. Schrader, Bernhard der Große, Herzog zu Sachſen-Weimar. Schleiz 1856.

A. Schlönbach, Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche. Hannover 1856.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. April.

Nr. 42. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Henrici Brunnii de auctorum indicibus Plinianis disputatio isagogica. Bonnae litteris Caroli Georgii 60 p. 4.

Diese Gelegenheitsschrift verdient trotz ihres geringen Umfanges hier besprochen zu werden, da sie nicht nur für die Kritik des Plinius von hoher Bedeutung, sondern auch in weiterem Kreise für die römische Literaturgeschichte von Wichtigkeit ist.

Der Herr Verf. geht von einer Aeußerung Otfried Müllers in seinem Programm zur Säcularfeier der Göttinger Universität S. 38 aus, wo er sagt, Pl. habe Sammlungen von Schriftstellern über verschiedene Fächer vor sich gehabt, und man könne die diesen entnommenen Namen leicht daran erkennen, daß sie in alphabetischer Ordnung aufgezählt wären, wogegen die übrigen theils ihrer Bedeutung, theils der Zeitfolge nach, theils in der Ordnung aufgeführt würden, in welcher die Excerpten aus denselben im Texte auf einander folgten. Was die Sammlungen betrifft, erkennt er Müller's Ansicht für theilweise richtig an; im Uebrigen stellt er aber den Satz auf: „Pl. habe die Schriftsteller in den Verzeichnissen in derselben Ordnung aufgezählt, in welcher er sie bei Abfassung seines Werkes benützt habe". Doch gibt er selbst zu, diese Ordnung sei auf manchfache Weise entstellt, und deshalb widmet er das 1. Kap. der Untersuchung der einzelnen Verzeichnisse von diesem Gesichtspunkte aus, den er für den Fall, in welchem (wie im Buch 12, 13 und 20 bis 27) sich ganz dieselben Schriftstellerverzeichnisse wiederholen, oder auch einzelne Theile derselben, nur für das Buch geltend gemacht wissen will, wo sie zuerst vorkommen, wofern nicht in dem letzteren Falle die Schriftstellernamen aus einem Sammelwerke in derselben Ordnung, in welcher sie Pl. dort fand, entnommen sind.

Die Untersuchung hierüber wäre ziemlich einfach, wenn Pl. die Namen der Schriftsteller, welche in den Verzeichnissen im 1. Buche vorkommen, im Texte auch überall angeführt hätte; allein häufig ist dies nicht geschehen; nicht selten auch bei solchen, deren Werke verloren und uns ihrem Inhalte nach unbekannt sind, in welchem Falle sich natürlich nur eine unsichere Vermuthung über das aufstellen läßt, was etwa aus denselben entnommen sein könnte.

Wenn hier die Verzeichnisse muthmaßlicher Weise der Ansicht des Herrn Verf. entsprechen, so stellt er andererseits eine Vermuthung auf, durch welche wirkliche Störungen in der von ihm vorausgesetzten Ordnung der Schriftsteller leicht erklärlich scheinen. Er nimmt nämlich nicht nur an, sondern sucht es auch in einzelnen Fällen in einleuchtender Weise darzuthun, daß Pl., was bei einem Werke dieser Art mehr als wahrscheinlich ist, sein Werk nicht mit einem Male vollendet und dann unverändert gelassen, sondern vielfach Einzelnes, ja auch größere Theile an Büchern umgestellt, und je nachdem weitere Lesung ihm Neues an die Hand gegeben, dieses gehörigen Ortes hinzugefügt, die Namen der Schriftsteller aber

im erſten Falle unverändert gelaſſen, in dem zweiten am Ende hinzugefügt oder an einem beliebigen Orte eingeſchaltet, oder weiter unten, wo ſie ſchon vorher geſtanden, ſtehen gelaſſen, oder gar nicht in das Verzeichniß aufgenommen habe.

Die Unterſuchung der einzelnen Verzeichniſſe erweiſt dieſe Sätze als wahrſcheinlich und vermehrt dieſelben noch um einen, daß nämlich, wo in einem Buche verſchiedene Gegenſtände in einander übergreifen, die Schriftſteller, welche den einen oder den andern behandeln, zuſammengeſtellt ſind. Dabei ergeben ſich über die Anordnung des Werkes manche nicht unintereſſante Vermuthungen, wie, daß Pl. die aſiatiſchen Inſeln zuerſt mit den griechiſchen im 4. Buche habe behandeln wollen, und ſie dann erſt in dem 5. §§. 128—140 untergebracht habe; ferner daß der Stoff, der jetzt im 14. und 15. Buche behandelt iſt, anfänglich in einem Buche habe abgemacht werden ſollen; daß im 19. Buche die §§. 1—48 urſprünglich dieſe Stelle nicht eingenommen hätten.

Dabei werden vielfach die einzelnen Namen beſprochen; einige Male die vom Ref. angenommene Schreibung gebilligt, ſo bei Mamilio, wo Urlichs das von Sillig aufgenommene Manilio vorzieht; noch öfter die in ſeiner, wie in Sillig's Ausgabe ſich findende geändert. Wenn H. B. ſich dabei auf den Ref. beruft, daß die Riccard. Hdſchr. auch im Verzeichniß des 10. Buches Dinone ſtatt Dione habe, ſo muß Ref. bekennen, daß er bei der Anführung in der Vorrede zum 2. Bande, wo dieſes vorkommt, ein Verſehen begangen hat, vielleicht durch eine Abkürzung von Reineſius, der dieſe Schreibung dort vorgeſchlagen hat, in ſeinen Aufzeichnungen irre geleitet. Die Erwähnung der Riccard. Hdſchr. gibt aber Veranlaſſung, ſofort die Schlußbemerkung des erſten Abſchnitts zu beſprechen, die auf einer nicht ganz richtigen Vorausſetzung beruht, ſofern es darin heißt, der letzte Theil des Plin. Werkes ſei nach ſeinem Tode herausgegeben worden, da ſich doch in der Ricc. Hdſchr. ſchon unter dem 12. Buche die Unterſchrift editus post mortem findet. Uebrigens iſt dieſes für das daſelbſt von Hrn. B. ausgeſprochene von keiner beſondern Erheblichkeit, da er nur ſagt, es hätten die Indices der letzten Bücher wohl erſt nach dem Tode des Pl. verfertigt werden können, aber ſogleich nachweiſt, daß ſelbſt der letzte von der Hand des Pl. ſein müſſe, weil ſich in ihm mehrere Schriftſteller verzeichnet fänden, welche im Texte nicht vorkämen, wogegen einige im Texte vorkommende in dem Index fehlten.

Ueber die in dem 1. Buche zuſammengeſtellten Inhaltsverzeichniſſe ſich auszuſprechen, hatte Hr. B. keine Veranlaſſung; indeſſen iſt doch wohl anzunehmen, daß, wenn die Schriftſtellerverzeichniſſe dem Pl. ſelbſt angehören, dies bei den damit verbundenen Inhaltsanzeigen auch der Fall iſt. Ref. hat ſeinerſeits nie daran gezweifelt, da Pl. am Schluſſe ſeiner Vorrede ſelbſt ſagt, er wolle hinter denſelben zuſammenſtellen, was die einzelnen Bücher enthielten. Hr. Dr. Mone iſt aber anderer Anſicht. Bekanntlich hat er ſich durch die Auffindung und Bekanntmachung eines ſich auf die Bücher 11—15 ſammt den Inhaltsanzeigen derſelben erſtreckenden uralten Palimpſeſtenfragmentes um den Plinius verdient gemacht *). In ſeiner Beurtheilung der Aus-

*) S. Gel. Anz. 1856. I. Nr. 5 ff. Hier, wie bei ſeinem Vortrag über den Mone'ſchen Palimpſeſten vor der Hamburger Philologen-Verſammlung hätte Ref. gerne das andere Palimpſeſtenfragment des Plinius, welches ſich in der Seſſorianiſchen Bibliothek in dem Kloſter Sta. Croce di Gerusalemme in Rom befindet, berückſichtigt; zumal da er dasſelbe 1829 ſelbſt in Händen hatte, und es ihm nicht unwahrſcheinlich erſchien, daß beide Fragmente urſprünglich einer Handſchrift angehört hätten. Genauere Aufzeichnungen über das Fragment hatte er nicht, da er nach mehrern vergeblichen Gängen nach dem entlegenen Kloſter den Bibliothekar erſt am Tage vor ſeiner Abreiſe nach Neapel traf, die wenigen Blätter ohne Retouchirung ganz unleſerlich fand, und eine ſolche wegen der darüber geſchriebenen, damals noch nicht herausgegebenen (i. J. 1834 im Drucke erſchienenen) Reden des heil. Ambroſius nicht geſtattet wurde, wie Ref. in ſeiner Inaugural-Diſſertation bereits berichtet hat; und die i. J. 1853 in dem Bericht über die Verhandlungen der k. preuß. Akademie S. 684 in Folge eines von Hrn. Dr. Bethmann verfaßten und von Hrn. Pertz geleſenen Vortrags geſchehene Bekanntmachung des in dem Fragmente noch Lesbaren war in den benach-

gabe des Unterzeichneten, in der er überhaupt eine andere Sprache führt, als man von dem jüngeren Manne dem älteren gegenüber, und von demjenigen, der eben erst zur Bearbeitung eines Schriftstellers hinzugetreten ist, dem gegenüber erwarten sollte, der bereits vor 26 Jahren die erste Probe seiner Beschäftigung mit demselben abgelegt hat, hat derselbe dem Ref. auf eine nicht sehr zarte Weise zum Vorwurf gemacht, „daß er es nicht entdeckt habe, daß die indices des Pl. von einer andern Feder herrühren als der Text“, und „daß er gewaltsam die indices mit dem Werke selbst und umgekehrt in Einklang zu bringen suche, daher im Texte hin und wieder Conjectur auf Conjectur häufe, und eben so ein Inhaltsverzeichniß versetze, emendiere und verändere, bis die Harmonie zwischen beiden nothdürftig hergestellt erscheine“. (Heidelbelb. Jahrb. 1856 Nr. 42. S. 660.) Ref. hätte nach der Urlichs'schen Beurtheilung seiner Bearbeitung des ersten Buches eher den Vorwurf erwartet, er habe hier für die Kritik etwas zu wenig gethan, indem sein Bestreben (nicht ohne Erfolg) vorzüglich darauf gerichtet war, nachzuweisen, daß die indices des Pl. keineswegs, wie Harduin annahm, dem Texte Section für Section entsprechen, sondern gewöhnlich einer allgemeinen Angabe, die sich oft auf 10 und mehr Sectionen bezieht, das Einzelne folgt, was er der leichteren Uebersicht wegen im Klammern eingeschlossen hat; er war daher über diese Beschuldigung nicht wenig erstaunt, und sah sich in der vorausgeschickten scripturae discrepantia nach dem aus dem angegebenen Grunde gehäuften Conjecturen und gewaltsamen Aenderungen um, konnte sie aber nicht finden.

Die Vermuthung, das 1. Buch des Pl. sei unächt, hat bekanntlich zuerst Harduin in seiner Chronologie des alten Testamentes S. 152 ausgesprochen; wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß er das Inhaltsverzeichniß in den Ausgaben in einem ganz willkürlich veränderten Zustande fand, und in den Hdschn., was nach dem oben Gesagten nicht zu verwundern ist, mit dem Texte nicht in Einklang bringen konnte, ohne daß er Vieles dazwischen einsetzte. Gegen ihn trat der Graf Rezzonico in seinen Disquisitiones Plinianae S. 202 ff. auf, der keineswegs, wie Ernesti in der Bibliotheca Latina des Fabricius vol. I. p. 181 behauptet, die Unächtheit des Schriftstellerverzeichnisses zugibt. Seitdem hat Niemand die Ansicht Harduins, der in der Vorrede zu seiner zweiten Ausgabe von dem darin aufgenommenen Inhaltsverzeichnisse nur ganz kurz sagt:

---

barten Bibliotheken nicht zu finden; in Hamburg war gerade dieser Band der Berliner Berichte ausgeliehen, ohne daß man wußte, an wen, und im Buchhandel war er bereits im vorigen Jahre vergriffen, weshalb Ref. ihn erst vor wenigen Tagen zu Gesicht bekam. Die Vermuthung, daß beide Fragmente ursprünglich einer Handschrift angehört haben könnten, erweist sich übrigens nach dem dort Mitgetheilten als irrig; da der Sessorianische Palimpsest 21 Zeilen auf jeder Seite hat, der Mone'sche 26, von jenem ausdrücklich bemerkt wird, daß über keiner Seite sich eine Angabe des Buches finde, während in diesem oben an jeder linken Seite PLIN. SEC. NATUR. HIS. und über jeder rechten die Zahl des Buches steht. Die Schrift ist ähnlich; bei beiden jeder erste Buchstabe einer Seite größer als die übrigen; wenn aber von beiden das Facsimile genau ist, so ist die Schrift des Sessorianischen Palimpsesten etwas größer und roher; auch finden sich in derselben weniger verschlungene Buchstaben. Daß aber seiner Bedeutung für die Kritik des Pl. nach der Mone'sche Palimpsest viel höher steht, ist keine Frage. Von jenen sind 9 Seiten theilweise, von manchen fast Alles, von andern nur wenige Worte lesbar; dazu kommt, daß, wie schon C. F. Hermann bemerkt hat, die Handschrift nachlässig geschrieben ist, so daß nur eine Stelle derselben eine wesentliche Verbesserung verdankt, welche übrigens auch noch nicht ganz im Klaren ist. Im 25. Buch §. 21 las man nämlich in den frühern Ausgaben: Frisii, qua castra erant, die Handschriften boten das Unverständliche *Fida in* qua castra erant, in dem Sessor. Palimpseste beginnt aber eine Seite mit den Worten: DISCIENSTV-MIIDA IN QVA, woraus C. F. Hermann (Vindic. Juven. Gotting. 1854 p. 5) *Frisii gens tum fida* in qua machte, was Sillig in den Text aufgenommen hat. Es fragt sich aber, ob nicht DIS als ein Rest des vorausgehenden Verbums reddit zu betrachten, und anzunehmen ist, daß gens ohne den Namen des Volkes dem Sinne nach mit dem Verbum in Plur. monstravere, welches folgt, zu verbinden ist.

qui nec Plinium ipsum fortassis auctorem sapit, verfochten; Hr. Mone hat ſich auch nicht deutlich darüber ausgeſprochen, ob er der Anſicht Harduin's beipflichte oder nur annehme, es habe ein Anderer im Auftrag des Pl. oder bei der Herausgabe des Werkes die Inhaltsverzeichniſſe verfaßt; indeſſen läßt ſich auch dieſes mit der Art, wie ſich H. B. die Schriftſtellerverzeichniſſe entſtanden denkt, nicht recht zuſammenreimen; es wäre daher ſehr wünſchenswerth, daß Hr. Mone eine genauere Erörterung und Begründung ſeiner Behauptung dem philologiſchen Publikum nicht länger vorenthielte.

Jedenfalls verdient die oben angeführte Anſicht des Hrn. B., daß Pl. nach Vollendung ſeines Werkes noch bedeutende Umſtellungen und Aenderungen vorgenommen habe, in Bezug auf die Inhaltsverzeichniſſe näher geprüft zu werden; wahrſcheinlich würde dadurch manches jetzt Auffallende erklärlich werden.

Auf die Berichtigung des Textes ſelbſt hat Hr. Prof. Th. Bergk in dem specimen exercitationum Plinianarum (S. Gel. Anz. 1851. Dez. Nr. 61 S. 493) eine der eben beſprochenen nahe verwandte Anſicht angewendet, nämlich, daß Pl. in dem Exemplare ſeines Werkes, das er bei ſeinem Tode hinterlaſſen, viele ſpätere Zuſätze an den Rand geſchrieben habe, die dann von dem, welcher das Werk veröffentlicht habe, ohne gehörige Rückſicht auf den Zuſammenhang, oft am unrechten Orte eingeſchaltet worden ſeien, eine Anſicht, welche durch einzelne Stellen ſehr wahrſcheinlich gemacht wird, aber natürlich nicht ohne die größte Vorſicht geltend gemacht werden darf.

Der zweite Abſchnitt des Programms iſt der nähern Unterſuchung der Anſicht Otfr. Müller's gewidmet, daß Pl. bei Abfaſſung ſeines Werkes gewiſſe Sammlungen von Schriftſtellern benützt habe. Es wird dabei der Ausſpruch des Pl. in ſeiner Vorrede (§. 17) zu Grunde gelegt: „viginti milia rerum dignarum cura . . . lectione voluminum circiter duum milium . . . ex exquisitis scriptoribus centum inclusimus triginta sex voluminibus“, und darauf aufmerkſam gemacht, daß in den Verzeichniſſen mehr als 400 Schriftſteller vorkommen. Demgemäß nimmt Hr. B. an, die 100 von Pl. erwähnten Schriftſteller ſeien als die auserleſenen ausgeſchieden von den übrigen, welche den gemeinen Soldaten zu vergleichen ſeien, die nur in Cohorten in das Feld rückten. Er ſtimmt ferner Otfr. Müller darin bei, daß dieſer nachweiſt, Pl. habe ſein Verzeichniß der Schriftſteller über den Ackerbau in alphabetiſcher Ordnung aus Varro entnommen, tadelt aber, daß er dies ſofort auch von anderen Sammlungen habe geltend machen wollen, und daß er nicht unterſucht habe, wie Pl. die einzelnen Schriftſteller benützt habe. Er kommt dabei zu dem Reſultat, Pl. habe zwar die griech. Schriftſteller über den Ackerbau, welche er als Gewährsmänner anführe, eingeſehen, aber ſie nicht im Einzelnen benützt, weil er das aus denſelben zu Entnehmende ſchon bei Varro und Columella gefunden habe, und bezieht auf dieſe flüchtige Durchſicht der Schriftſteller, was der jüngere Pl. Ep. III, 5, 11 und 15 über das Leſen ſeines Oheims über Tiſch und auf der Reiſe erzählt. Da aber ausdrücklich das Aufzeichnen dabei erwähnt iſt, denkt er dabei an ſolche Bücher, welche Pl. nicht zur Anlage ſeines Werkes, ſondern nur zur Entlehnung einzelner ergänzender Notizen geleſen habe, ſo daß ſein Schriftſtellerverzeichniß kein erdichtetes ſei, aber das aus den Einzelnen Entnommene doch wenig Aufſchluß über die Beſchaffenheit ihrer Werke gäbe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. April.

Nr. 43. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Henrici Brunnii de auctorum indicibus Plinianis etc.

(Schluß.)

Im Allgemeinen spricht aber H. B. seine Ansicht dahin aus, daß sich Pl. für jedes Fach einen durch Gelehrsamkeit und Mannigfaltigkeit des Inhaltes seines Werkes ausgezeichneten Schriftsteller zum Führer wählte, dem er dann namentlich in Betreff der griech. Schriftsteller, welche jener benützte, in seinen Auszügen folgte. Von Varro weist er dieses in Bezug auf die landwirthschaftlichen Schriftsteller auch aus der Stellung nach, die sein Name in dem Verzeichniß des 8. Buches einnimmt; für die Bienenzucht nennt er als Führer den Hyginus, für die Heilmittel aus den Pflanzen den Pompejus Lenäus, aus den Thieren den Nigidius, ferner noch in Betreff der Pflanzen und der materia medica den Sextius Niger, für die Merkwürdigkeiten von Asien, Indien, Afrika und Aethiopien den Statius Sebosus, für die Geographie, namentlich in Betreff der griech. und asiatischen Inseln den Licinius Mucianus, für die übrigen Theile des 4. Buches Varro und Agrippa, für die mathemat. Geographie den Nigidius, für die Astronomie den Julius Cäsar oder vielmehr den Sosigenes, für die Kunstgeschichte den Varro uud den Griechen Pasiteles, für die ägyptischen Monumente Apion.

Diese Ansicht ist an sich nicht unwahrscheinlich; auch wird sie dadurch unterstützt, daß manchmal die Stellen griech. Schriftsteller allerdings so ungenau wiedergegeben werden, daß sie Pl. durch Vermittelung eines anderen Schriftstellers benutzt zu haben scheint, allein es fragt sich doch, ob Pl. solche Schriftsteller, die zu seiner Zeit doch in den Händen aller sich mit den einzelnen Wissenschaften Beschäftigenden befanden, so zu benützen wagte, daß er ihnen selbst in dem, was sie aus andern Schriftstellern entnommen hatten, vorzugsweise folgte, und sich dabei mehr oder weniger den Schein gab, als habe er die von ihnen angeführten Schriftsteller unmittelbar ausgezogen. Jedenfalls würde der Nimbus des staunenswerthen Fleißes, der jetzt das Werk des Pl. umgibt, nicht wenig darunter leiden, wenn jene Ansicht allgemeine Anerkennung erhielte; wir sind es daher dem Schriftsteller selbst schuldig, dieselbe einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Im 3. Abschnitte spricht Hr. B. von dem Nutzen, welcher aus einer genaueren Untersuchung der plinianischen Schriftstellerverzeichnisse für die Einsicht in das Wesen der verlornen Werke und für die Literaturgeschichte überhaupt hervorgeht. Er macht zuerst geltend, daß sich aus dem Schriftstellerverzeichniß zum 33. Buche abnehmen ließe, daß das §. 42 ff. über den Werth uud den Gebrauch des Geldes Gesagte dem Varrius Flaccus entnommen sei.

Um aber nachzuweisen, wie die richtige Einsicht in die Benützung anderer Schriftsteller von Seite des Pl. als Entscheidungsgrund dienen könnte, wenn es sich um die Aechtheit oder Unächtheit eines Wer-

kes handle, zeigt er, daß die im Briefwechsel zwischen Göthe und Staatsrath Schultz S. 364 ff. ausgesprochene Vermuthung, das unter dem Namen Vitruv's vorhandene Werk stamme aus dem 10. Jahrhund. n. Chr., durch die Art und Weise widerlegt werde, auf welche Pl. Buch 35 §. 170 ff. und Buch 36 §. 166 ff. das bei Vitruv II. 3, 1 und II. 7, 1 sich Findende abgekürzt in sein Werk aufgenommen habe, wogegen die Vergleichung der Stellen, für welche Pl. den Apicius als Gewährsmann anführe, mit den unter seinem Namen vorhandenen Büchern die Unächtheit derselben darthue.

Hieraus geht zur Genüge hervor, daß die Brunn'sche Schrift eben sowohl viele Belehrung gewähre, als sie zu weiteren Untersuchungen über die in derselben aufgestellten Ansichten anrege. Für das Eine wie das Andere sind die Freunde des Pl. dem Hrn. Verf. zu Dank verpflichtet.

L. v. Jan.

Deutsche Sagenkunde.

1) Schweizersagen aus dem Aargau, gesammelt u. erläutert von Ernst Ludw. Rochholz. Erster Band. Aargau 1856. XXXII. u. 400 S.

2) Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Gesammelt von Joseph Haltrich, Professor am evangelischen Gymnasium zu Schäßburg. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1856. XVI und 337 S.

Es sind nun vierzig und etliche Jahre, seit die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm durch Sammlung deutscher Mären und Sagen zum erstenmal Sinn und Herz auf diesen Theil des nationalen Geisteslebens, auf dieses volksthümliche Dichten und Sagen gerichtet haben. Die erste Ausgabe der „Kinder- und Hausmärchen" erschien 1812—1813; die „Deutschen Sagen" 1816—1818. Die trefflichen Männer waren auch hier nicht bloß die Führer und ersten Leiter, sondern sind noch heute in der Art der Behandlung Meister und Muster.

Wie aber ihre Erfolge im wissenschaftlichen Aufbau unserer Sprache nach ihrer geschichtlichen Entwicklung auch durch die Wirksamkeit im deutschen Leben der Gegenwart ausgezeichnet sind, ja als einzig durch die Fülle und Kernhaftigkeit der Früchte erscheinen, so hat auch die erste Mahnung und das erste Vorbild für die Sammlung uralter, treubewahrter Schätze kindlicher Volksthümlichkeit und einfältig schöner Phantasie eine Nacheiferung, eine Theilnahme gefunden, welche dem Fleiße der Sammler, wie dem Sinne der Leser alle Ehre macht. Nicht bloß allerorts in deutschen Landen hat man seitdem mit der Emsigkeit der Bienen zusammengetragen, was der Ahn und die Großmutter an Nachkommen und Enkel im schmucken Gewand der Volkserzählung überliefert hat, sondern es hat dieses Beispiel im Vaterland weit hinausgeleuchtet und bei den uns durch Stamm oder Bildung nahe verbundenen Nationen ein gleiches Bestreben mit schönem Erfolg wach und lebendig gemacht, jenseits des Rheines so gut, wie drüben bei den Anglo-Sachsen.

Unter den jüngsten Erscheinungen der Art auf deutschem Boden erwähnen wir zuerst die unter Nr. 1 aufgeführte Sammlung von Rochholz, weil sie sich durch die schickſame Behandlung und die Oertlichkeit des Spieles auszeichnet, und der Herausgeber als eigener und besonderer Landsmann uns ganz nahe steht. Dieser treffliche Sammler hat vollkommen Recht, wenn er in der Vorrede sagt: „Die Selbstbeschränkung ist der wesentliche Charakter einer Sagensammlung, aus dem örtlichen Heimatsboden saugt sie ihre Körperkraft, ihre Gedächtnißschärfe, Anschaulichkeit und Geisteswahrheit. Die Naturtreue, auf die sie sich stützt, ist ihrem eigenen Begriffe nach ohnedies niemals etwas bloß locales und beschränktes. Die Sage hat dies mit dem Volksliede gemein, dessen Aechtheit auch nur in der örtlichen Abkunft liegt, und dessen Verständniß doch der ganzen Nation angehört .... Die ganz unberechenbare Ausgemachtheit der Sätze des alten Volksglaubens und das an's Wunderbare reichende Erinnerungsvermögen, mit welchem derselbe an Ort und Stelle ausgedauert hat, diese unveränderliche Ueberlieferung und tausendfache Uebereinstimmung gibt der Sage

eine Würde, mit der sie nicht nur jeden Versuch, sie poetisch auszuschmücken, weit übergipfelt, sondern mit der sie zugleich auch jeder rationalistischen und historisirenden Verwendung siegreich Trotz bietet".

Diese Selbstbeschränkung möchten wir namentlich noch auf einem verwandten Felde, dem der Darstellung volksthümlicher Sitten und Gebräuche und der Erkenntniß besonderen Lebens in Sprache, Recht und Herkommen anempfehlen. Man kann hierin vieles bei vielen sehen; aber einsehen und durchschauen nur, wo man geboren, erzogen oder doch heimisch geworden ist. Wer übte diese Mäßigung bei größerer Allgemeinheit des Wissens zum Vergleiche des nächsten mehr und lichtvoller als unser unvergeßlicher Schmeller? Land und Leute lassen sich nicht durch den flachen, wenn auch prunkenden Anstrich der Novelle mit Mark und Bein widergeben: da liegt Fug und Halt des ganzen Wesens immer in kleinen, oft unscheinbaren, ja verborgenen Dingen, deren Korn nur dem Auge heimischer Liebe hell und sinnvoll erglänzt.

Eine solche Lese hielt der Herausgeber der Volksmärchen im Sachsenlande Siebenbürgens. Wir heißen auch sie freundlich willkommen, wie Alles, was jene zähe und ausdauernde Colonie deutscher Brüder im Karpathischen Alpenlande, in neuer Zeit besonders thätig im geistigen Schaffen, zu uns entsendet. Diese Thätigkeit begleitet überall die treueste Anhänglichkeit an das Mutterland und beurkundet zugleich in der Gediegenheit der Werke, wie man dort trotz mancher Hemnisse durch Entfernung und Lage der Ausbildung deutscher Wissenschaft Schritt für Schritt zu folgen bemüht ist.

Unsere Blätter haben schon früher auf die Geschichte der Siebenbürger Sachsen von G. D. Teutsch in dieser Beziehung hingewiesen (vergl. Jahrg. 1854. N. 65. 66). Wir wollen es nicht unterlassen; auch auf obiges Buch aufmerksam zu machen, das nicht bloß für die Leute der Heimat geschrieben, sondern wesentlich auch, wie die Vorrede meldet, den „Stammesgenossen im fernen Mutterlande" gewidmet ist. Der strebsame Herausgeber verheißt uns bald eine neue Ausbebung von Volksmärchen, darunter eine Reihe von Thierfabeln, von denen er schon im Schäßburger Programm des Schuljahres 1854—55 Proben gegeben hat, ferner eine wissenschaftliche Abhandlung über den gesammten Inhalt und Erläuterungen zu allen Stücken. Wir werden ihm, namentlich auch für letztere, so dankbar sein, wie Rochholz für seine schönen Commentare.

Die obige Sammlung begreift nur ein Stück in sächsischer Mundart. Die zweite verheißt mehrere. Dies wird für die sprachliche und historische Kritik von entschiedenem Belang sein. Nicht minder, daß auch magyarische und walachische Märchen mit in Vergleich gezogen werden sollen. Wir denken uns namentlich das unstete Volk der Magyaren mit seiner fast wilden Natur so recht reich an diesen Gebilden, wie das Wenige, was von seiner volksthümlichen Poesie uns zugänglich ist, ungemeinen Reiz gewährt.

Endlich thun wir den Lesern kund, daß mit Hrn. Haltrich noch mehrere Freunde im Bunde stehen, um theils die sächsischen Lieder und Sagen, theils die Sitten und Gebräuche u. s. w. aufzuzeichnen und bekannt zu machen. Glückauf!

. . s.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Erstes Quartal. Oktober — Dezember 1856.

(Schluß.)

Historia.

G. Rota, Della vita e delle opere di Carlo Romano Vescovo di Como. Como 1855.

E. T. Rogers, Notices of the modern Samaritans. Lond. 1855.

G. Petrucci, Girolamo Savonarola ed il suo tempo. Torino 1855.

F. T. Perrens, Jérome Savonarole d'après les documents originaux. Ouvrage couronné. 2. édition. Paris 1856.

Dr. J. F. Payen, Nouveaux documents inédits ou peu connus sur Montaigne. Paris 1850.

Notice biographique sur le Maréchal Paskévitch. Leipz. 1856.

E. Maier, Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und Werken. Leipz. 1856.

L. de Loménie, Beaumarchais et son temps; études sur la société en France au XVIII siècle. T. 1 2. Par. 1856.

P. Lacroix, La jeunesse de Molière. Bruxelles 1856.

U. Capitaine, Notice sur Jean Placentius, poëte et historien du XVI. siècle. Liège 1855.

M. Prevost-Paradol, Elisabeth et Henri IV. (1595 — 1598). Ambassade de Hurault de Maissé en Angleterre. Par. 1855.

Ed. Laboulaye, Etudes contemporaines sur l'Allemagne et les pays slaves. Par. 1856.

Louis Napoleon Bonaparte, Geschichtliche Fragmente. 1688 und 1830. Eidatelle in Hamm 10. Mai 1841. Breslau 1856.

Gervasius von Tilbury, Otia imperalia. Herausg. von F. Liebrecht. Hannover 1856.

Gachard, Relations des Ambassadeurs Vénétiens sur Charles-Quint et Philippe II. Bruxell. 1856.

Th. Carlyle, Lectures on Heroes and Hero-Worship. Lond. 1852.

A. de Cesena, Les Césars et les Napoléons. Paris 1856.

Physica etc.

A. Hamilton, Offene Briefe über Branntweinbrennerei an seine Geschäftsfreunde in Deutschland überhaupt und den k. k. österr. Staaten insbesondere. Heft 1. Leipz. 1856.

P. U. Gussander, Neue schwedische Milchwirthschaft ohne Keller. Dresden 1856.

E. Fr. v. Bibra, Die narkotischen Genußmittel und der Mensch. Nürnberg 1855.

Orlandini, Trattato sulla stima dei Beni-Fondi ... sulle tracce dei lavori ..... di Melchiore Gioja. 3. ed. P. 1. 2. Firenze 1853.

H. v. Nathusius, Erfahrungen und Ansichten über die Zucht von Fleischschafen. Berl. 1856.

Dr. H. Klemke, Die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke. Lief. 1. Leipz. 1856.

F. W. Böttcher, Die landwirthschaftlichen Vereine in den k. preuß. Staaten. 3. Aufl. Berl. 1856.

F. Cohn, Die Geschichte der Gärten. Vortrag. Berl. 1856.

P. Lottré, Mais. Sein Anbau und seine Anwendung. Breslau 1856.

E. E. Kielmann, Die Lupine, ihr Anbau und ihr Nutzen. Frankf. 1856.

Dr. C. Grebe, Der Buchen-Hochwaldbetrieb. Eisenach 1856.

Zur Gallisirungsfrage. Eine national-ökonom. Beleuchtung v. e. Pfälzer Advokaten. Trier 1856.

A. W. Schrödter, Neues Verfahren zur vollständigen Verhütung der Kartoffelkrankheit. Breslau 1856.

D. H. Engel, Beitrag zur Geschichte des Orgelbauwesens. Erfurt 1856.

A. Hohenstein, Die Pottaschen-Fabrikation für Waldbesitzer und Forstmänner. Wien 1856.

Dr. H. Schwarz, Die Chemie und Industrie unserer Zeit. Abth. 1. Wärme und Licht. Bresl. 1856.

E. Reybaud, L'industrie en Europe. Par. 1856.

Dr. C. Zerrenner, Einführung, Fortschritt und Jetztstand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthum Oesterreich. Wien 1856.

K. v. Mayer, Die Münzreform in Oesterreich. Wien 1856.

A. P. Frichot, Etudes monetaires. Par. 1855.

Dr. F. C. Feller, Einige Worte über Zettelbanken. Gotha 1856.

Gegen die Errichtung von Zettelbanken, geschrieben zu Gotha im März 1856. Gotha 1856.

O. v. Saucken, Die jetzigen Börsenzustände und der Credit des Landmannes. Berlin 1856.

H. S. Hertz, Die deutschen Zettelbanken. Hamburg 1856.

H. Dunckley, The character of the nations; or free trade and its results. Lond. 1854.

Die Course der Staatspapiere von Frankreich, England, Preußen, Oesterreich und Rußland i. d. J. 1854 u. 1855. Von O. K. Frankfurt 1856.

Dr. J. Blaschke, Das österreichische Wechselrecht in vergleichender Darstellung mit den ausländischen u. den früheren österreich. Wechselgesetzen. Lief. 1. Grätz 1856.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. April.

Nr. 44. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen im Jahre 1854 von Dr. Adolf Kenngott, Kustos-Adjunkten am k. k. Hof-Mineralien-Kabinete zu Wien, Mitgliede sehr vieler gelehrten Akademien u. Gesellschaften ꝛc. Leipzig 1856. Hoch 4. S. X. u. 184. T. O. Weigel.

Herr Verf., welcher seit einer Reihe von Jahren, meistens im 2jährigen Cyklus, seine systematischen Uebersichten der neuesten Ergebnisse im Gebiete der Gesammt-Mineralogie, mit besonderer Bevorzugung aber des analytischen Theiles erscheinen läßt, hat auch in vorliegender Arbeit neuerdings zu den höchst zahlreichen Mineralanalysen viele und gewichtige kritische Bemerkungen, wie verbessernde Zusätze beigefügt.

Hr. Verf. beginnt seine systematische Aufzählung der Analysen mit jenen I. der „einfachen Mineralien", die er in 3 größere Classen „Akrogenide" mit ihren 4 Ordnungen, der Gase, Wasser, Säuren und Salze eintheilt. Die 2. Classe umfaßt die „Geogeniden" mit 15 Ordnungen, als Haloide, Baryte, Malachite, Opaline, Steatite, Glimmer, Kuphite, Spathe, Sklerite, Erze, Metalle, Kiese, Glanze, Blenden und Schwefel. In die 3. Classe „Phytogenide" mit 3 Ordnungen zählt Herr Verf. die Hybride, Harze und Kohlen mit einem Anhange von nicht ausreichend bestimmten Mineralien, von Pseudomorphosen und Paramorphosen.

Hieran schließt sich II. die kritische Besprechung der erschienenen Analysen der „Gebirgsarten", und III. endlich eine kurze Beleuchtung der „mineralogischen Terminologie", d. i. der morphologischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften. Bei der 2. Ordnung „Wasser" hat Hr. Verf. auch alle neuesten Analysen der Mineralwässer aufgenommen, was gewiß als eine werthvolle Beigabe jedoch mehr für den Chemiker wie für den Mineralogen erscheinen dürfte.

Der Angabe Müller's bezüglich des neuen Minerals Sylvin vom Vesuv widerspricht Hr. Verf., indem diese Species vom Vesuv schon länger als 30 Jahre bekannt sei. Ebenso zählt er das als Copiapit von Smith beschriebene Mineral dem Stypticit bei, da noch die Möglichkeit besteht, daß überhaupt der Copiapit und Stypticit, sowie der nahestehende Fibroferrit, identisch wären, was weitere Analysen darzuthun hätten. Aus den Analysen von Ahrend und Ullrich des Misy erhellt, daß der Misy mit dem Copiapit übereinstimmt, entsprechend der Formel $3\,HO.\,2\,Fe_2\,O\,3 + 5\,(3\,HO.\,SO_3)$; es ist Herrn Verf. sehr wahrscheinlich, daß die Grundmasse des Misy nichts anderes als Copiapit sei. Man kann somit diesen Misy mit dem Copiapit vereinen, so daß nur noch die beiden Substanzen den Namen Misy führen, für welche Haidinger diesen Namen gebrauchte.

Die von Bechi aufgestellte Formel für den Borax aus den toskanischen Lagunen: $Na\,O.\,HO + 2\,(3\,HO.\,B_2\,O_3)$, welche 4 Aequivalente Wasser weniger enthält, als die des Borax, läßt noch un-

entschieden, ob dieses Salz wirklich Borax ist und ob Bechi's Analyse die wahre Zusammensetzung des Borax ergibt.

Für die von C. v. Hauer für den Delvaurit entwickelten Formeln: $2\,CaO.\,P_2O_5 + 5\,Fe_2O_3.\,P_2O_5 + 16\,HO$ oder $(CaO + 2\,Fe_2O_3)\,P_2O_5 + 7\,HO$, findet es Hr. Verf. für zweckmäßiger, die Aequivalente

$1\,CaO$	$7\,HO$	$2\,Fe_2O_3$	$1\,P_2O_5$ oder
2	14	4	2

zu wählen, wonach sich die Stoffe gruppiren als $CaO.\,HO.\,3\,HO.\,2\,Fe_2O_3.\,3\,HO.\,P_2O_5$ und man als Formel des Delvaurit die Formel $[2\,(CaO.\,HO) + 3\,HO.\,P_2O_5] + [(3\,HO.\,2\,Fe_2O_3) + 3\,HO.\,P_2O_5]$ aufstellen kann.

Ohne Anstand kann nach Herrn Verf's Ansicht der Junkerit als Varietät des Siderit betrachtet werden.

Den Triphylin von Norwich in Massachusetts untersuchte auf's Neue Mallet, und stellte für denselben die Formel: $5\,(4\,R_2O_3.\,3\,P_2O_5) + 5\,RO.\,3\,P_2O_5 + 7\,HO$ auf, welche sich bei der Voraussetzung, daß die Sesquioxyde Monoxyde gewesen seien, in die Formel: $5\,RO.\,2\,P_2O_3 + HO$ umwandelt. Diese enthält dieselben Aequivalente, wie der Alluaudit Damour's, wenn man dessen Eisenoxyd als Oxydul nimmt, und darum hält Mallet beide für gleich, abgesehen von dem Natrongehalt dort und dem Lithiongehalt hier. So annehmbar dies erscheint, ist es nicht wahrscheinlich anzunehmen, wenn man diese stark angegriffenen Krystalle sieht, daß nur eine höhere Oxydation der Oxydule eingetreten sei; Herr Verf. glaubt vielmehr, daß man mit größerem Rechte ein wasserfreies Produkt voraussetzen könne, dessen Oxydule höher oxydirt worden sind und sich mit Wasser verbunden haben. Es genügt aber gewiß nicht, anzunehmen, daß dies die einzige Veränderung gewesen sei, sondern es ist auch sehr wahrscheinlich, daß ein Theil der alkalischen Basen gleichzeitig entfernt worden sei. Die Reduktion des Sesquioxydes allein zu Oxydulen führt zu den Aequivalenten $6\,P_2O_3$ 14,560 RO mit Ausschluß des hinzugetretenen Wassers, und es liegt noch immer die Wahrscheinlichkeit näher, daß die ursprüngliche Zusammensetzung $3\,RO.\,P_2O_5$ gewesen sei.

Im russischen Wolkonskoit erhält nach Hrn. Verf. ein eigenthümlich vorwaltendes Gebilde in demselben als Haupttheil die Stellung desselben als Species so lange aufrecht, bis man mit Sicherheit die mechanischen Gemengtheile geschieden haben wird. Ist dann der Haupttheil eine selbständige neue Verbindung, so ist er als solche festzuhalten, sind dagegen die Theile des Gemenges andere bekannte Species, so wird der Wolkonskoit als Species aufhören.

Für die bisherigen Formeln des Gieseckit: $3\,Mg, Fe, KO.\,SiO_3 + 2\,Al_2O_3.\,3\,SiO_3 + 3\,HO$ schreibt Hr. Verf. $3\,(RO.\,HO) + 2\,(Al_2O_3.\,2\,SiO_3)$; für die des Anaurit: $Al_2O_3.\,3\,SiO_3 + 3\,HO$, jene: $Al_2O_3.\,SiO_3 + 3\,HO.\,2\,SiO_3$; für die des Chloritoids von Pregatten in Tirol: $3\,Fe, Mg\,O.\,Al_2O_3 + 2\,(Al_2O_3.\,SiO_3) + 3\,HO$, schreibt Hr. Verf.: $3\,(Fe, Mg\,O.\,HO) + 3\,Al_2, Fe_2O_3.\,2\,SiO_3$.

Nach Herrn Verfs. Ansicht bleibt der Brandisit und Xanthophyllit für sich stehen, bis der Wassergehalt beider entschieden sein wird. Eben so wird das Geschlecht der Biotit-Glimmer noch manche sorgfältige Untersuchung nothwendig machen und die optischen Verhältnisse werden die Entscheidung nicht herbeiführen. Bis jetzt sind mit Entschiedenheit orthorhombische und heragonale Biotit-Glimmer nachgewiesen, und die chemische Beschaffenheit zeigt, daß bestimmte Unterschiede existiren, wenn Hr. Verf. auch weit entfernt ist, es gut zu heißen, daß jeder chemischen Formel eine Species entspreche. Wollte man auf diesem Wege, wie die Glimmer in Kürze als eine Species zusammengefaßt werden, bei anderen Species verfahren, so würde man bald die Zahl der Mineralspecies sehr schnell reduciren können.

Wenn man durch die krystallographischen und optischen Verhältnisse gezwungen ist, neben dem Kali-Glimmer einen Theil der Magnesia-Glimmer als optisch 2axige oder als orthorhombische mit parallelflächiger Hemiedrie getrennt aufzustellen, so paßt weder der Name Kali-Glimmer für die 2axigen

allein, noch der Name Magnesia-Glimmer für eine Species. Es iſt daher zweckmäßig, in der Folge andere Namen zu gebrauchen, welche die Species beſtimmter bezeichnen. Aus dieſem Grunde gebraucht Hr. Verf. den Namen „Muscovit“ für den optiſch 2axigen Kali-Glimmer, für die optiſch 2axigen Magnesia-Glimmer den Namen „Phlogopit“ und vereint unter jenem des „Biotit's“ die hexagonalen Magnesia-Glimmer. Für die Lithion-Glimmer iſt und bleibt der von F. v. Kobell gegebene Name „Lithionit“ der zweckmäßigſte.

Den Fuchſit ſtellt Hr. Verf. zu dem Muscovit und den Zinnwaldit zum Lithionit; den Margarodit aber läßt er noch getrennt, bis über ſeinen Waſſergehalt inſoweit beſtimmte Aufklärung gegeben iſt, ob man denſelben als unweſentlich oder als Folge eintretender Umänderung zu betrachten hat.

Der Klinochlor entfällt als eigene Species und fällt mit dem Ripidolith zuſammen.

Wenn man die Formeln der „Kuphite“ überſieht, namentlich in der Weiſe, wie Hr. Verf. ſie aufgeſtellt hat, ſo muß es auffallen, daß die große Mehrzahl derſelben ſo einfache Verhältniſſe bei ihrer Mannigfaltigkeit darbietet, und daß für die große Mehrzahl allgemeine Formeln der Geſtalt $RO.Al_2O_3 + m(xHO.SiO_3)$ hervorgehen.

Die vielen kleinen Schwankungen, welche in den einzelnen Species die Baſen RO und die Thonerde betreffen, führen immer wieder zu dem einfachen Verhältniſſe $RO.Al_2O_3$ und je genauer die Beſtandtheile beſtimmt wurden, deſto öfter zeigt ſich auch, daß das Verhältniß $RO.Al_2O_3$ prägnanter hervortritt. Viel bedeutender ſind die Schwankungen in Betreff des Waſſergehaltes, was zum Theil in der Beſtimmung ſelbſt liegt, zum Theil in dem Zuſtande der Minerale, die einander ſo mannigfach begleiten. Die Art, wie Hr. Verf. die Formeln für dieſe waſſerhaltigen Minerale ſchreibt, gibt am klarſten eine Ueberſicht über dieſelben, und es darf nicht auffallen, wenn man häufiger als ſonſt vielleicht in dieſem Kreiſe von Mineralen Dimorphismus findet, weil ihre Bildungsweiſe die günſtigſten Bedingungen dazu gibt.

Die Species Stroganowit entfällt und bildet eine Abänderung des Skapolith; ebenſo als ein Zerſetzungsprodukt von ihm der Algerit.

Wegen des „Thonerdegehaltes“ der Augite ſtellte Hr. Verf. Berechnungen der verſchiedenen Analyſen des Augit an und fand, daß wenn man die Kieſelſäure und Thonerde zuſammen nimmt, faſt nie die Formel des Augit $3RO.2SiO_3$ oder $3RO.2(SiO_3, Al_2O_3)$ hervorgeht, daß dagegen faſt durchgängig mit Beſtimmtheit ſich zuſammengeſetzte Silikate $mRO.SiO_3 + Al_2O_3.SiO_3$ oder $Al_2O_3.SiO_3$ abziehen laſſen, um dann die Formel des Augit $3RO.2SiO_3$ zu ergeben.

Die weſentlichen Beſtandtheile neben SiO_3 ſind CaO, MgO und FeO, welches letztere man als vikarirenden Beſtandtheil betrachten kann, um den Augit und Diopſid zu vereinigen. Die Anweſenheit der Thonerde kann nicht als Grund der Trennung gelten; denn dann müßten in den einzelnen Species die unreinen Varietäten mit Beimengungen auch getrennt werden. Die Trennung des Diopſid und Augit wird weſentlich durch das Eiſenoxydul bedingt, indem der Diopſid $= 3Ca, Mg.2SiO_3$ und der Augit $= 3Ca, Mg, FeO.2SiO_3$ iſt.

Bei der Analyſe des Boltonit's hat J. L. Smith den Glühverluſt unbeachtet gelaſſen, der doch nicht die Folge hygroskopiſchen Waſſers ſein konnte, da dazu die Menge zu groß iſt, und daher näher ermittelt zu werden verdiente. Auch erkennt der Hr. Vf. den Boltonit nicht als Olivin an, indem er die Entſcheidung weiteren Unterſuchungen anheimſtellt.

Was die künftige Stellung des Veſuvian im Syſtem betrifft, ſo dünkt Hrn. Verf. am paſſendſten, denſelben in das Geſchlecht der quadratiſch-kryſtalliſirenden Skapolith-Spathe hinter den Melilith zu ſtellen, da nicht allein ſeine Kryſtallform ihn von den Granat-Skleriten trennt, die demnach ſämmtlich teſſulariſch kryſtalliſiren, ſondern auch ſeine Härte dieſe Stellung zuläßt, da ſie durchſchnittlich $= 6,5$ iſt.

An den Kryſtallen des Millerit von Merthyr Tydvil in Wales in England fand derſelbe keine Hemiedrie.

Das Selenkobaltblei ist dem Clausthalit als Abänderung einzuverleiben und fällt dasselbe als Species in Zukunft aus; dagegen kann Silberphyllinglanz noch als Species getrennt fortbestehen. Den Emmonit reiht er in Zukunft dem Strontianit an; hingegen streicht er mit Rammelsberg das Kupferpecherz aus der Reihe der selbständigen Species. Die Kupferschwärze läßt er einstweilen noch als zweifelhafte Species bestehen.

In Betreff der trigonalen Trapezoëder des hexagonalen Systems wies Hr. Verf. schließlich nach, daß aus einer dodekagonalen Pyramide mPn zweimal vier trigonale Trapezoëder als Viertelgestalten abgeleitet werden können.

Mit dem Wunsche, Herr Verf. möge für die Folge seine, für jeden Mineralogen interessanten Uebersichten statt im 2, im einjährigen Turnus veröffentlichen, nehmen wir für dies Mal von ihm Abschied.

Dr. Anton Besnard.

Ueber die Erzgangzüge im sächsischen Erzgebirge in ihrer Beziehung zu den dasigen Porphyrzügen. Von F. C. Frhr. v. Beust, k. sächs. Oberberghauptmann. Freiberg 1856. gr. 8. Verlag von J. G. Engelhardt.

Herr Verfasser wurde zuerst i. J. 1835 durch Prof. Fournet's Abhandlung in Burat's Geognosie, Thl. 3, auf den Zusammenhang aufmerksam gemacht, welcher an manchen Orten zwischen den Zügen des rothen Porphyrs, den von ihnen abhängigen Erzgangzügen und der Richtung der benachbarten Steinkohlenbassins stattfinde. Bei seiner deshalb angestellten Untersuchung fand er in dem Gebirgsbaue des sächsischen Erzgebirges 3 Hauptlinien, nemlich: I. Die „Erzgebirgslinie", ungefähr in dem Streichen h 6 des Compasses gegen den magnetischen Meridian, von Adorf bis Nollendorf den Gebirgskamm zwischen Sachsen und Böhmen bildend. II. Die „Sudetenlinie", ungefähr im Streichen h 8, 2, oder um einen Winkel von etwa 35° von jener verschieden, scharf ausgeprägt in der ganzen Erstreckung des Riesengebirges von Glatz bis zum Isarkamm, in Sachsen nur noch erkennbar an dem Granit- und Sienit-Zuge, der aus der Gegend von Zittau bis Strehla an der preußischen Grenze den Lauf der Elbe an beiden Ufern begleitet und in der Oberlausitz seine Hauptverbreitung hat, sowie an den Ueberschiebungsphänomenen von Hohenstein und Weinböhla. III. Die „Böhmerwaldlinie", im Streichen h 11. Sie erscheint in Sachsen hauptsächlich vertreten durch den großen Granitzug, welcher von den Ufern der Eger zwischen Carlsbad-Elbogen über Eybenstock nach Kirchberg sich erstreckt.

IV. Endlich ist unverkennbar noch eine 4. Linie von geologischer Bedeutung vorhanden, welche ungefähr h 3 streicht. Sie findet ihren Ausdruck in der konstanten Richtung gewisser plutonischer Gesteine auf sehr bedeutende Erstreckungen. Für die „Porphyrzüge" fand Herr Verf. folgende Ergebnisse: 1) Von der Grenze des obern Voigtlandes und Erzgebirges erstreckt sich, allerdings mit vielfachen Unterbrechungen, aber von Zeit zu Zeit immer wieder auftretend, genau parallel mit der Hauptlinie Nr. I. ein Zug von Porphyrgängen über Schwarzenberg, Annaberg, Marienberg und Frauenstein bis Berggieshübel. 2) Diesem Zuge genau parallel findet man ungefähr 4 Meilen weiter nördlich einen 2. Porphyrzug aus der Gegend von Greiz, über Zwickau, Chemnitz, Frankenberg bis gegen Oederan, welcher in Gestalt einzelner schmaler Gänge bis nahe an den Porphyrstock des Tharandter Waldes hinansetzt und von da aus zuletzt noch in der Gegend des Landsberges einen mächtigen Ausläufer in nordöstlicher Richtung entsendet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. April.

Nr. 45. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Ueber die Erzgangzüge im sächsischen Erzgebirge ꝛc.

(Schluß.)

3) In ungefähr 4 Meilen anderweiter nördlicher Entfernung zeigt sich mit genauem Parallelismus ein 3. Porphyrzug, welcher aus der Gegend von Altenburg bis in die Nähe von Großenhayn sich verfolgen läßt. 4) Auf den ersten Blick kaum erkennbar, aber dennoch sehr bestimmt ausgeprägt und muthmaßlich von der größten Bedeutung scheint ein 4. Porphyrzug zu sein, der genau dem Streichen der Sudetenlinie Nr. II. parallel von Wettin an der Saale über Taucha, zwischen Wurzen und Grimma hindurch nach der Gegend von Mutzschen und Leisnig streicht, wo er in dem Altenburger Zug Nr. 3 sich verliert. Von da an verschwindet er auf eine Länge von circa 3 Meilen, kommt aber dann genau in der Verlängerung seines Hauptstreichens in den Porphyrbergen zu beiden Seiten des Plauenschen Grundes wieder zum Vorschein und tritt in mächtiger Ausbildung bei Rachod in Böhmen wieder auf, parallell dem benachbarten Porphyrzuge von Waldenburg in Schlesien. 5) Von Teplitz in nördlicher Richtung über Zinnwald und Altenberg bis in die Gegend zwischen Frauenstein und Dippoldiswalde kann man einen mächtigen Porphyrzug verfolgen, welcher ziemlich genau in das Streichen der Linie Nr. III. fällt. 6) Auch die Hauptgebirgslinie Nr. IV. findet sich sehr bestimmt vertreten in dem schmalen, aber scharf begrenzten und ausgezeichnet gangförmigen Porphyrzuge, welcher oberhalb Frauenstein durch das Muldenthal setzt und in einer ununterbrochenen Felsenreihe von ungefähr 2½ Meilen Länge über Frauenstein bis an Dippoldiswalde fortsetzt. 7) Gewissermassen in der Mittelrichtung von Nr. 5 und Nr. 6 erscheint ein sehr ansehnlicher, deutlich gangartiger Porphyrzug von circa 3 Meilen Länge vom südlichen Fuße des Erzgebirges bei Obecleitensdorf in Böhmen bis unterhalb Frauenstein hin.

Eine merkwürdige und beachtenswerthe Erscheinung ist aber der Parallelismus des Kohlenbassins mit den mächtigeren Porphyrzügen. Ebenso lassen die Erzgangzüge des Erzgebirges und speciell diejenigen der Freiberger Gegend mit den oben beschriebenen Porphyrzügen einen vollständigen Parallelismus erkennen.

Ueberhaupt, so scheint es Hrn. Verf., sind Haupterzbildungen in Europa selbst nach sehr einfachen, deutlich erkennbaren Gesetzen gruppirt. Beim Anblick der Ländermassen zwischen dem schwarzen und dem atlantischen Meere einer-, sowie dem Mittelmeere und der Nordsee andererseits fällt es sofort in die Augen, daß in denselben 2 große Gebirgssysteme die weitaus vorherrschenden sind; das eine OSO. — WNW., das andere WSW. — ONO., so daß dieselben unter einem Winkel von etwa 35° sich schneiden. Das erste, welchem an der europäisch asiatischen Grenze die Gebirgskette des Kaukasus angehört, findet sich hauptsächlich vertreten in den Karpathen, dem Riesengebirge, dem Harz und im Süd-

westen Europa's, in der Pyrenäenkette. Dem zweiten entspricht vor Allem die Hauptrichtung der Alpenkette von Genf bis Wien, die Hauptgebirgszüge im Innern von Spanien und im mittleren Deutschland, das Erzgebirge und der Hundsrück. In diesen beiden Richtungen nun scheinen auch die sämmtlichen Haupterzbildungen von Europa deutlich gruppirt zu sein.

Wenn man aber bedenkt, wie leicht große Unterbrechung des Erzvorkommens theils durch ausgedehnte Ueberdeckung mit jüngeren Ablagerungen, theils durch das zeitweilige Vorherrschen von der Erzbildung entschieden ungünstigen Gesteinen oder durch die Abwesenheit aller plutonischen Gesteine zu erklären sind, so bleibt es gewiß immer ein höchst merkwürdiger Umstand, den Haupterzreichthum von Europa (namentlich an Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei und Zink) in so einfacher und bestimmt markirter Weise gruppirt zu finden. Ebenso wenig wird die Voraussetzung solcher durchgreifender Haupterzzonen dadurch alterirt, daß außerhalb derselben einzelne Erzvorkommnisse sich finden, wie denn derartige Ausnahmen sehr wohl durch lokale Verhältnisse motivirt sein können.

Außer den genannten beiden Haupterzzonen erscheint noch nach Hrn. Verf. im mittleren und nördlichen Theile von Europa eine 3., dem Alpensystem parallel, welche im nordwestlichen Theile von Spanien, dem Hundsrück, dem sächsischen Erzgebirge, Nassau und Westphalen, dem südlichen Theile von Belgien, der Bretagne und den kleinen Inseln des Canals, vielleicht auch in Cornwall, ihre Verbreitung findet.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die „Europäischen Erzzonen" kehrt der Hr. Verf. wieder zu den sächsischen Erzgebilden zurück und stellt seine Hauptergebnisse darüber in folgenden Sätzen zusammen: 1) Diese Gebilde befinden sich auf der Kreuzung zweier der wichtigsten Erzlinien von Europa und haben dadurch schon die Vermuthung einer großen Bedeutsamkeit für sich. 2) Das Terrain, innerhalb dessen sie vorkommen, ist, besonders in seinem östlichen Theile, von zahlreichen Porphyrgängen durchsetzt, welche sich ihrer Längenrichtung nach genau den geologischen Hauptlinien anschließen. 3) Die Gangzüge sind den Porphyrzügen genau parallel und bilden in Folge dessen vielfache Kreuzungen. 4) Man darf hiernach des von den Porphyrzügen durchsetzten Terrains überall eine bedeutende Erzentwicklung erwarten, wo das Nebengestein derselben günstig gewesen ist und nicht vielleicht spätere zerstörende Einwirkungen stattgefunden haben.

Daraus zieht Hr. Verf. sodann seine Schlüsse für den vaterländischen Bergbau, vorzüglich in dem unteren Theile des Landes, empfiehlt dem Vorkommen des Zechsteines in der westlichen Gegend von Altenburg bis Saalfeld die möglichste Beachtnng von Seite der Regierungsorgane zu schenken und schließt seine treffliche Monographie mit Saussures Worten, nach welchem „wir einem Wanderer gleichen, der seinen schwierigen Weg beim matten Schimmer einiger Sterne sucht".

Die Krystallographie oder Formenlehre der stoffeinigen Naturkörper. Leicht faßlich bearbeitet u. s. w. von **Dr. G. H. Otto Volger.** Mit circa **1000** eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart **1854—1855.** gr. **8. S. VIII u. 450** mit **6** Tab. in **4.** u. Fol. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Nicht mit Unrecht möchte man fragen, aus welchen Gründen sich der Hr. Verf. bemüßigt gefühlt, zur Zeit eine Krystallographie erscheinen zu lassen, da ohne Uebertreibung ein wahrer Ueberfluß derartiger Werke besteht, von denen außerdem eine große Anzahl durch die Namen ihrer Verf. eine bedeutende Empfehlung für sich vorausgehabt. Herr Verf. führt hiefür gleichsam als Entschuldigungsgrund an, daß er durch seine Arbeit eine „neue" und zwar „deutsche Terminologie" für sämmtliche Krystallgestalten aufgestellt habe, besonders in der Mineralogie,

mit einer vergleichenden Durcharbeitung aller für die jetzige Literatur wichtigeren krystallographischen Methoden. Eine deutsche Terminologie sei darum schon einzuführen, weil sie allgemein verständlich erscheine, was die halb griechisch oder lateinisch gebildete nie bezwecke; überdies halte er seine Formbenennungen, welche sich von den geometrischen oder solchen analog gebildeten, ganz entfernen, für viel zweckdienlicher, und möchte dadurch das Studium der als trocken verschrieenen Krystallographie wieder zu Ehren bringen. Von allen den zahlreichen Formen, deren ein Krystallgenus fähig ist, und deren Kombination die große Formenmannigfaltigkeit der Krystalle hervorruft, treten nach seiner Ansicht nur wenige als „Träger" von Kombinationen auf. Gerade diese wenigen Formen aber sehe man bei den verschiedenen Spezien die Verschiedenheit in der ganzen Tracht derselben bedingen. Es gibt nicht so viele Spezien als es Kombinationen gibt, sondern so viele, als es Kombinationsträger gibt. Die untergeordneteren Flächen in den Kombinationen sind nur zur Unterscheidung von Varietäten tauglich. Die Diagnose der Species besteht in der Angabe ihrer Krystallisation, also in der Angabe des Kombinationsträgers und der untergeordneten Formen. Als eine weitere vom wissenschaftlichen Standpunkte nicht wohl durchführbare Annahme des Hrn. Verfs. erscheint jene, daß die Krystallformen keinen rein mathematischen Charakter besitzen, weil sie sich wesentlich von diesen unterscheiden. Noch nie habe man z. B. einen „krystallographischen Würfel" als „mathematischen Würfel" befunden, indem er nur mit einem solchen die Neigungen der sechs Flächen gegen einander theile, nicht aber die unveränderliche Quadratform der Flächen und ihren unveränderlichen gleichen Abstand vom Mittelpunkte, Behauptungen, die ein für alle Male nicht stichhaltig erscheinen, da ohne genaues mathematisches Studium kein krystallographisches weder denkbar noch erfolgreich ist.

Der Hr. Verf., auf dem Felde der Mineralogie und Geognosie durch größere Arbeiten wie durch seine Monographie des Aragonites und Kalzites, dann durch seine Studien zur Entwicklungsgeschichte der Mineralien u. s. w., welche wir sämmtlich in diesen Blättern seiner Zeit besprachen, wohl bekannt und empfohlen, hat durch diese Krystallographie sicherlich, wie er doch wünschte, weder für das öffentliche noch für das Selbstudium oder zur Vereinfachung genannter Doctrin irgend etwas beigetragen, im Gegentheil diesem Studium zweifelsohne indirekt Abbruch gethan. Diese Terminologie wird die einmal eingebürgerten und durch die Mathematik selbst allgemein recipirten Krystallnamen und Bezeichnungen gewiß nicht verdrängen Wir enthalten uns hierorts besondere Proben davon zu geben.

„Synoptische Tabellen" zur Auffindung und Vergleichung der in den wichtigsten mineralogischen und krystallographischen Werken vorkommenden Zeichenformeln und ihre Nachweisung im Werke des Verfs., dann ein umfangreiches „Register" beschließen dasselbe. Die zahlreichen Holzschnitte sind gut ausgeführt.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

Mathematica.

Dr. M. A. Fr. Prestel, Die geometrische Heuristik. 1. Buch. Emden 1856.

J. Amsler, Ueber die mechanische Bestimmung des Flächeninhaltes, der statischen Momente und der Trägheitsmomente ebener Figuren. Schaffhaus. 1856.

O. Mothes, Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs. Lief. 1. Leipz. 1856.

J. Ruskin, The stones of Venice. Vol. 1. 2. 3. London 1851 — 53.

V. Natz, Mittelalterliche Bauwerke nach Merian. Heft 1. Leipzig 1856.

H. v. Gerstenbergk, Katechismus der Architektonik. Weimar 1856.

L. Henz, Praktische Anleitung zum Erdbau. Mit Atlas. Berl. 1856.

M. v. Prittwitz, Die schwebende Eisenbahn bei Posen. Berlin 1857.

Physica.

E. A. Roßmäßler, Bücher der Natur. Bd. 1. Lpz. 1857.

Dr. A. B. Reichenbach, Lehrbuch der Naturwissenschaften mit beſ. Berückſichtigung der weibl. Jugend. Th. I. Bd. 1. 2.

H. Reinsch, Ueber den Einfluß tönender Saiten auf die Magnetnadel. Speyer 1856.

Paramelle, Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Auffindung der Quellen. A. d. Franz. Lpz. 1856.

M. et Edm. Becquerel, Traite d'électricité et de magnétisme, et des applications de ces sciences, a la chimie, a la physiologie et aux arts. T. 1. 2. 3. Par. 1855.

R. Ludwig, Das kohlenſaure Gas in den Soolſprudeln zu Nauheim u. Kiſſingen. Frankf. 1856.

Walferdin, Sur les échelles thermométriques aujourd'hui en usage. Abaissement du Zéro de l'échelle centigrade. A — 40°. Par. 1855.

v. Reichenbach, Odiſche Erwiederungen an die Herren Prof. Fortlage, Schleiden, Fechner und Hofrath Carus. Wien 1856.

A. Kunzek, Studien aus der höheren Phyſik. Wien 1856.

N. P. Godefroy, La cosmogonie de la révélation ou les quatre prémiers jours de la Genèse en présence de la science moderne. Paris 1841.

G. Rosa, Il vero nelle scienze occulte studi. Milano 1856.

E. F. Reichel, Ueber China-Rinden und deren chemiſche Beſtandtheile. Leipz. 1856.

J. B. Lawes und J. H. Gilbert, Entgegnung auf Baron Liebig's Grundſätze der Agrikultur-Chemie. Leipz. 1856.

Dr. E. F. C. Cornelius, Ueber die Bildung der Materie aus ihren einfachen Elementen. Lpz. 1856.

A. Schmidt, Die kritiſchen Gruppen der Europäiſchen Clauſilien. Abth. 1. Leipz. 1856.

Dr. M. Perty, Zur Kenntniß kleinſter Lebensformen nach Bau, Funktionen, Syſtematik, mit Specialverzeichniß der in der Schweiz beobachteten. Bern 1852.

Burmeiſter, Syſtematiſche Ueberſicht der Sphingidae Braſiliens. Halle 1856.

J. F. Brandt, Unterſuchungen über die Verbreitung des Tigers (felis tigris) und ſeine Beziehungen zur Menſchheit. Petersb. 1856.

E. A. Roßmäßler, Anleitung zum Studium der Thierwelt. Als 3. gänzl. umgearb. Aufl. von des Verfaſſers „ſyſtemat. Ueberſicht des Thierreichs". Lpz. 1856.

E. Redtenbacher, Fauna austriaca. Die Käfer. 2. Aufl. Heft 1. Wien 1857.

Dr. H. O. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer, deutſch in Auszügen aus deren Schriften. Gotha 1856.

Dr. H. Burmeiſter, Erläuterungen zur Fauna Braſiliens. Berl. 1856.

E. J. Durheim, Schweizeriſches Pflanzen-Idiotikon. Bern 1856.

G. A. Chatin, Anatomie comparée des végétaux, comprenant: 1. les plantes aquatiques, 2. les plantes aériennes, 3. les plantes parasites, 4. les plantes terrestres. Livr. 1 — 4. Par. 1856.

A. Braun, Ueber Chytridium, eine Gattung einzelliger Schmarotzergewächſe auf Algen u. Infuſorien. Berl. 1856.

B. Auerswald u. E. A. Roßmäßler, Botaniſche Unterhaltungen zum Verſtändniß der heimathlichen Flora. Lief. 1. 2. Leipz. 1856.

P. F. Cürie, Anleitung, die im nördlichen und mittleren Deutſchland wild wachſenden und angebauten Pflanzen auf eine leichte und ſichere Weiſe durch eigene Unterſuchung zu beſtimmen. Ganz neu bearb. v. A. Lüben. Kittlitz 1856.

Dr. G. Mettenius, Filices horti botanici Lipsiensis. Mit 30 Taf. Leipz. 1856.

Kittlitz, F. H. v., Vegetationsanſichten. Heft I. Frankf. a. M. 1855.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. April.

Nr. 46. 1857.

Historische Classe.

L'ancien régime et la révolution par Alexis de Tocqueville, de l'Académie française. 2ième edit. Paris 1856. 1 Vol. 8. pp. 1—479.

Die Möglichkeit, und da die großen Weltereigniſſe nicht das Werk des Zufalls ſind, die Nothwendigkeit der franzöſiſchen Revolution und die politiſche Neugeſtaltung Frankreichs befriedigend zu erklären, iſt noch immer eines der wichtigſten und anziehendſten geſchichtlichen Probleme. Einen neuen, alle früheren hinter ſich laſſenden Verſuch hiezu enthält ein Werk, das bei ſeinem erſten Erſcheinen mit dem größten Beifall aufgenommen wurde und nach wenigen Wochen eine zweite Auflage erhielt. Der kurze Titel l'ancien régime et la révolution, den ſein Verf., der durch mehrere Schriften, beſonders durch ſein Werk la démocratie en Amérique berühmte Herr von Tocqueville wählte, iſt eine ſinnige Formaliſirung der geſtellten Aufgabe, zu zeigen, wie die 1789 beſtehende Staatsordnung und die damaligen ſocialen Zuſtände, nicht bloß den gewaltſamen Umſturz des alten Königreichs zur Folge haben mußten, ſondern auch das trotz allem Wechſel der Regierungsformen noch beſtehende Syſtem der centraliſirten Staatsverwaltung und des Princips der Rechtsgleichheit der franzöſiſchen Staatsbürger. Jahre lang fortgeſetzte archivaliſche Studien ſetzten den Verf. in den Stand, das alte Frankreich, wie es ſich geſchichtlich ausgebildet hatte, gleichſam mikroskopiſch zu beſchauen, und für die jetzige Generation ein treues Bild davon zu entwerfen. Sein Buch iſt eine lebendige Darſtellung der letzten Periode der früheren franzöſiſchen Staatsgeſchichte, wie ſie im 1. Bande der franzöſ. Staats- und Rechtsgeſchichte des Referenten (1846) und von Schäffner im 2. ſeiner Geſchichte der Rechtsverfaſſung Frankreichs (1849) verſucht worden iſt. Nur hat die ſeinige eine beſtimmte Tendenz, nämlich die, den Schlüſſel der Neubildung des franzöſ. Staats zu geben; was Refer. ſich nicht vorgeſetzt hatte, und Schäffner, deſſen Rechtsgeſchichte auch die ſpätere ſeit 1789 begreift, ohne beſondere Abſicht in verſchiedenen Beziehungen von ſelbſt that.

Das Werk des Hrn. v. T. iſt aber nicht bloß von hoher Bedeutung für Frankreich und für das Verſtändniß ſeiner Geſchichte ſeit dem Ende des 18. Jahrh., ſondern auch für andere Länder, deren Entwicklung als von denſelben Urſprüngen ausgehend einen ähnlichen Gang, wie die Frankreichs genommen hat, namentlich der deutſchen Staaten, auf welche der Verf., ſowie auf die Englands, eine fortlaufende vergleichende Rückſicht nimmt. Kein deutſcher Landesherr, kein Staatsmann ſollte das Buch ungeleſen laſſen; jeder Politiker wird in demſelben die reichſte Belehrung finden. Schwierig iſt allerdings deſſen Studium, weil es ohne eine nähere Bekanntſchaft mit den früheren Verwaltungszuſtänden Frankreichs nicht wohl verſtändlich iſt, auf welche der Verf. als auf allbekannte Verhältniſſe zuweilen nur anſpielend ſich bezieht. Doch kommen die beiden angeführten deutſchen Werke hiebei dem Leſer zu ſtatten.

Das Werk zerfällt in 3 Bücher und einen Appendice von Actenstücken, Noten und besonderen Ausführungen. Das 1. Buch fixirt und setzt das zu lösende historische Problem auseinander in 5 Cap.; das 2. in 12 enthält das Gemälde der socialen und politischen Zustände Frankreichs, wie sie im Laufe der Zeit besonders seit dem 16. Jahrh. geworden waren; das 3. in 8 Cap. handelt von den Ursachen und prinzipiellen Richtungen der Neugestaltung des Landes, welche bei den Schriftstellern des 18. Jahrh. und in der Art der Regierung, namentlich seit Ludwig XVI., vorwalteten.

Der Verf. beginnt sein Werk (im Bd. I. C. I.) mit der Frage über den wahren Charakter und die Tragweite der franz. Revolution, den weder Burke noch die alliirten Fürsten zu erfassen vermochten; der erste sah in ihr nur den Ausbruch einer zerstörenden anarchischen Gewalt, die letzten schlugen sie nicht hoch genug an. Ihr Zweck war auch nicht, wie der Verf. im 2. Cap. ausführt, die Vernichtung des Religiösen, obgleich sie die materielle Macht der Kirche und des Clerus angriff; je mehr sie siegreich war, erhielt die Religion ihre Freiheit wieder, daher ihre volle Wiederherstellung nach dem Ende des politischen Kampfes (p. 33—34). Eben so wenig hatte sie eine antisociale Richtung, sondern vielmehr die, an die Stelle der alten unhaltbaren Staatsordnung eine neue mit einer die Action der souveränen Gewalt von allen bisherigen Hemmnissen befreienden zu setzen; sie war, wie Mirabeau in seinem geheimen Briefwechsel dem König schrieb, der Macht des Königthums anfangs durchaus günstig. Sie schuf die unwiderstehliche Centralgewalt der Staatssouveränität, welche später die der Revolution so feindlich gesinnten und von ihr so sehr gefährdeten Regenten fast aller Länder des Continents sich, oft mit revolutionären Mitteln, anzueignen beeilten. „La révolution, sagt der Verf. bezüglich derselben, a été tout à la fois leur fléau et leur institutrice“ (p. 37) Dieß erklärt sich leicht, denn die französische Revolution war (nach C. 3) keine territoriale, sondern nach Art der religiösen Revolutionen, eine allgemeine, die bei allen europäischen Völkern, deren Staatsordnung der französischen ähnlich war, Sympathien finden mußte, Propaganda machte, und, wenn auch bei einigen erst später, weil sie so zu sagen naturgemäß war und in eine für diese Reformen empfängliche Zeit fiel, siegreich durchdrang, und so dem europäischen Staatsleben eine andere Gestalt gab (p. 39—44). Ein Blick auf die durch die Germanen gegründeten Staaten zeigt, wie leicht diese Umgestaltnng gewesen, in allen waren die hauptsächlich auf dem Feudalismus ruhenden Institutionen im Absterben, in allen war der Anfang einer neuen auf das Beamtenthum sich stützenden Centralgewalt gegeben; als der Sturm hereinbrach, stürzte sie zusammen, und die letzte erhielt den durch das Prinzip der Revolution gegebenen omnipotenten Charakter. Nur England, dessen mittelalterliche Verfassung (durch seine eigene Revolution) eine Umwandlung erhalten hatte, blieb (in der Hauptsache wenigstens) von ihrem Einfluß frei (p. 45—52). „Quel étoit l'oeuvre propre de la révolution française? fragt in Cap. 5 der Verfasser. Nicht die Zerstörung des Religiösen, nicht die Methodisirung der Anarchie, sondern bloß die gewaltsame Vernichtung des Socialunhaltbaren, was im Lauf der Zeiten von selbst gefallen wäre. Denn obwohl als alles erfassender Radikalismus verfahrend, ließ sie doch alles lebensfähige Geschichtliche bestehen und zwar in größerem Maße, als die Welt glaubt und die Leiter derselben selbst sich bewußt waren. (p. 52 — 56.)

Hiemit schließt der Verf. sein 1. Buch und wendet sich im 2. zur Beantwortung der Fragen: warum brach aber diese Revolution gerade in Frankreich aus und warum hatte sie Eigenheiten, die in anderen Ländern ganz oder theilweise fehlten?

Die nächste Antwort hierauf ist: weil die alte Staatsordnung in Frankreich durchaus unerträglich geworden war, und der Macht der am Ende des 18. Jahrh. zur allgemeinen Geistesherrschaft gelangten politischen Ansichten nothwendig erliegen mußte. Der Verf. zeigt daher im B. II. C. 1: Comment les droit féodaux étoient devenus plus odieux au peuple en France que partout ailleurs? Auf den ersten Blick scheint es unbegreiflich, wie noch im 18. Jahrh. die Feudalität dem französischen Volke

verhaßt sein konnte. Die damals in Deutschland erst verschwindende Leibeigenschaft bestand in Frankreich längst nicht mehr; selbst die Hörigkeit war verschwunden oder wirkungslos, fast der ganze Grund und Boden war im Eigenthum der Bauern, fast überall theilbar und oft ins unendliche getheilt. Von den Rechten der Gutsherren (Seigneurs) waren nur noch kleine Ueberreste vorhanden; ihre öffentliche Gewalt hatte der Staat schon lange vernichtet: Le seigneur n'est, sagte man schon, que le premier habitant. Woher also der Haß gegen die Feudalität? Der Verf. zeigt: daß gerade diese günstige Lage der Volksmasse ihn erzeugte. Der Bauer stieß überall auf kleinliche Hemmungen, auf Abhängigkeitsverhältnisse, die keinen Sinn mehr hatten. Er war verpflichtet, an den Grundherrn kleine Renten und Gülten, ferner die besonders verhaßten Laudemien (Lods et Ventes) zu entrichten; das Jagdmonopol des Adels sich gefallen zu lassen, und wurde überhaupt als ein Mensch eines niederen weniger achtbaren Standes von den oft armen Baronen behandelt, während er vom Gefühl seiner eigenen Kraft und Bedeutung durchdrungen war. Mit Freuden begrüßte er eine Bewegung, welche diese Einengungen sprengte, und seine Selbständigkeit für immer begründete. Wie richtig diese Ansichten sind, (was der Verf. übrigens nicht hervorhebt), beweist die deutsche Bewegung von 1848 und 1849, welche zunächst dasselbe Ziel verfolgte, und obwohl in anderer Beziehung mißglückt, doch gerade die Wirkung hatte, die letzten Reste der Feudalität bei uns zu zerstören, wo sie, wie einst in Frankreich, dem gemeinen Mann so mißliebig geworden waren. (p. 57—72.)

Hatte nun der so verhaßte Feudalismus keine Kraft des Widerstandes mehr, so war andererseits schon längst die durch die Revolution allmächtig gewordene politische Centralgewalt vorhanden, die von der Demokratie in Besitz genommen, mit einem Schlage den alten Zuständen ein Ende machen konnte und nicht säumte, es zu thun. Man ist gewöhnt, bemerkt der Verf. S. 73, die Schöpfung dieser Gewalt der alles nivellirenden Revolution zuzuschreiben. Dieß ist ein großer geschichtlicher Irrthum; sie war längst geschaffen, das Werk des Königthums, welches, ob es gleich den Organismus der alten Staatsordnung des Feudalismus, des Städtewesens und der Gerichtsverfassung (wenn auch bedeutend modificirt) fortbestehen ließ, neben und über ihm den jener Centralgewalt schuf, dieser das ganze öffentliche Leben unterordnete und den auf der Basis des (im Besitze des Königthums sich befindlichen) Absolutismus aufgerichteten administrativen, wie wir jetzt zu sagen pflegen, bureaukratischen Staat ausbaute, der nach dem Sturm der Revolution gegen jene morschen oder unhaltbaren Institutionen früherer Jahrhunderte, die neue Ordnung der Dinge mit größter Leichtigkeit durchführte. Die 4 Cap. von 2 bis 5 (S. 72—116) geben eine kurze Geschichte der durch Ludwig XIV. vollendeten bureaukratischen Staatsbeherrschung Frankreichs, darauf hinzielend zu zeigen, wie vom alten Rechte der Stände und der gemeinen Freiheit nichts mehr oder nur der Schatten übrig war, und wie diese daher den Druck der rücksichtslos mit großer Schlauheit verfahrenden Regierung um so härter empfinden mußten.

Der Kern der Centralgewalt lag in den Händen des unmittelbar dem König untergebenen Conseil d'état, welches die höchste Finanz-, Polizei- und (trotz der Parlamente) die (sog. Administrative) Justizgewalt in sich vereinte; zugleich als gesetzgebende, wie als regierende und durch eigene ihm allein untergeordnete Beamte als vollziehende Gewalt thätig war. Vor allem waren es die letzten, durch welche es das ganze Königreich (gewissermaßen auch die pays d'Etats) unumschränkt beherrschte, — nämlich die Intendants (oder wie der Verf. sie nennt Controleurs généraux) und ihre Subdélégués. Es waren stets gut gewählte routinirte Männer, häufig aus den niederen Ständen, gegen deren Macht selbst der Fürst und der Herzog nichts vermochten. Eingeführt durch Richelieu 1634 wurden sie auf die Beschwerden der Parlamente 1648 aufgehoben, aber 1655 für immer wieder hergestellt als Intendants de justice, de police et des finances. Ihre Amtsgewalt war von großem Bereiche. Hr. v. T. führt aus, daß die Intendanten nichts anderes waren, als die nach der Revolution eingesetzten Präfekte, die Subdélégués die

Unterpräfekte. Im 6. Cap. (Moeurs administratifs) ſchildert er ihre Wirkungsweiſe und zeigt, daß dieſelbe der noch vorhandenen der Präfekten adäquat war. Die fünf Capitel ſind höchſt anziehende Schilderungen der franz. Regierungszuſtände und zeigen insbeſondere, wie freilich ſchon in Folge der neuen Städteordnungen Ludwigs XIV. von 1702, 1717, 1721 u. ſ. w., die bürgerliche Freiheit vernichtet, alle Rechte beſonderer Perſonenklaſſen aufgehoben waren, wodurch das Intereſſe aller am öffentlichen Leben verſchwinden mußte. Ueberdieß hatte die Centralregierung die letzte Entſcheidung in allen auch kleinen Verwaltungsangelegenheiten der Provinzen, Städte und Anſtalten. Vgl. namentlich S. 117, und was dort d'Argenſon 1733 von der Amtsſphäre des Miniſters ſagt. Mit dieſer Centraliſation wurden die Schreibereien unzählig und die Verwaltung lahm, es vergieng ein ganzes Jahr, ehe eine Pfarrgemeinde die Erlaubniß erhielt, die nöthigen Kirchthurm- oder Pfarrhausreparaturen vorzunehmen. Nicht ſelten verſtrichen drei Jahre (S. 118). Der Verwaltungsſtyl war in der Regel trocken und abgeſchmackt, wurde indeſſen gegen das Ende des 18. Jahrh. nach Verbreitung der Schriften Rouſſeaus und Diderots ſentimental, wie z. B. ein Subdélégué ſchreibt: qu'il éprouve souvent dans l'exercice de ses fonctions une douleur très poignante à une âme sensible! (p. 120). Jeder Tadel von Regierungsnoten wurde ſtreng geahndet, und legte man auch der Veröffentlichung von Büchern über allgemeine Principien kein Hinderniß in den Weg, ſo überwachte man doch ängſtlich die aufkommenden Zeitungen, ja Ludwig XV. wollte, das Volk ſollte ſich nur an die auf ſeinen Befehl redigirte Gazette de France halten.

Die Maſſe der Inſtruktionen vermehrte ſich i'ns Unendliche, ſo daß die Beamten oft nicht wiſſen konnten, was noch gelte oder aufgehoben ſei. Kurz der moderne bureaucratiſche Bau, wie er jetzt noch in Frankreich und Deutſchland blüht, war dort vor der Revolution in vollſtändiger Wirkſamkeit, und brauchte ſpäter nicht erſt geſchaffen zu werden.

Um nun ganz zu begreifen, wie die Centralgewalt in Frankreich ſo überaus mächtig war und ſpäter alles verſchlang, muß man in Betracht ziehen, wie volk- und einflußreich allmählich die Hauptſtadt Paris geworden war; ſo zwar, daß das Reich in demſelben ſo zu ſagen aufgieng. Vgl. 7. Cap. (p. 133—140). Dieſe Thatſache war nicht das Werk der Regierung. Noch Ludwig der XIV. verbot die Erweiterung der ihm zu groß gewordenen Stadt, allein vergebens. Sie ward der Mittelpunkt der Induſtrie und des Handels; alle Talente zogen dorthin, um ihr Glück zu machen; die Zahl der Handwerker war ſo groß, daß man eigne Vorſtädte, wie z. B. die von St. Antoine erbauen mußte. Nirgends fand der gemeine Mann eine größere Freiheit als dort; Intelligenz, Kunſtthätigkeit, Geſchmack, alles vereinte ſich; ſchon Montesquieu bemerkte, Frankreich beſtehe nur aus Paris und einigen entfernten Provinzen, und Mirabeau d. ältere fand es ſehr gefährlich, daß Frankreich ein ſo monſtruöſes Haupt und einen durchaus abgeſchwächten Gliederbau habe. Was in Paris geſchah, wurde für das ganze Reich maßgebend. Aus dieſem Umſtande allein ſchon läßt ſich der Sieg aller franz. Revolutionen ſeit 1789 erklären. Eine andere für die Erklärung der ſpäteren politiſchen Ereigniſſe höchſt wichtige Thatſache, welche der Verf. im 8 Cap. (p. 140—171) hervorhebt und im 9. weiter verfolgt iſt die, daß faktiſch die höheren und Mittelklaſſen der Geſellſchaft ſich nach und nach gleichartig, ja gleich geworden waren, und trotz der ſtändiſchen und corporativen Schranken zur Einheit der franz. Nation ſich heranbildeten, ſo daß, als der Sturm hereinbrach, ſie plötzlich eng verbunden erſcheinen, um die alte, ſie trennende und drückende Ordnung der Dinge zu vernichten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. April.

Nr. 47. 1857.

Historische Classe.

L'ancien régime et la révolution etc.

(Fortsetzung.)

Die Gleichheit der Bildung, die Verarmung des Adels, der Wohlstand des Bürgerthums in den Städten und vieler Gutsbesitzer auf dem Lande erklären diese Erscheinung. Der Adel des 18. Jahrh., der zur Kaste geworden war, konnte seine Stellung nicht mehr geltend machen. Er verlor sich in dem zur Nation werdenden Bürgerthum. Das Bedürfniß einer gleichen, ja uniformen Gesetzgebung für die sich gleichartig gewordenen Provinzen war allenthalben lebendig und ward in den den Deputirten zu den Etats généraux ertheilten sog. Cahiers auf dieselbe Weise ausgesprochen. Das Gefühl der bürgerlichen Freiheit und Einheit lebte bei der Mehrzahl; der Drang nach Freiheit und Gleichheit mußte später zum Schlachtruf werden. Die Scheidewand zwischen den verschiedenen Ständen und der Mangel politischer Freiheit aller sind nach Cap. 10 die Ursachen des krankhaften Zustandes des Staates. Young erstaunte sich höchlich über die Behandlung der Bauern und Pächter von Seite des Adels; die drückendsten Lasten wurden ihnen aufgebürdet (S. 174). Es war Carl VI., der seinem Lande die unheilbare Wunde der willkürlichen Besteuerung schlug; die aber nur auf dem dritten Stande lastete und daher bei diesem einen unvertilgbaren Haß gegen die beiden höheren der Geistlichkeit und des Adels erzeugte (S. 175—176). Nur die indirekten Steuern waren gemeinsam; die anderen wurden aber in Folge der ewigen Finanznoth durch die raffinirtesten Künste auf eine unerträgliche Höhe gesteigert. Die franz. Finanzgeschichte (vgl. S. 176 ff.) reicht allein hin, den Verfall des Wohlstandes der großen Mehrzahl der Bewohner Frankreichs und daher ihre beständige Unzufriedenheit zu erklären. Ein furchtbares Uebel war auch die stetige Vermehrung verkäuflicher Stellen. Durch die krasse Scheidung der Stände wurde der Gemeingeist vernichtet; und der Egoismus aller zur Regel. Turgot klagte über diese Zustände bitter in einem Rapport an den König. Dieser Egoismus überlebte die große Krisis des gemeinsamen Sturmes auf die alte Staatsordnung und ist nach dem Verf. noch jetzt eine Hauptkrankheit der Nation, deren Mitglieder von Haß und Neid gegen einander erfüllt sind (S. 188).

Es fehlte indessen, wie im 11. Cap. ausgeführt wird, nicht an Elementen politischer Freiheit, sowohl für die Geistlichkeit und den Adel, als für das Bürgerthum der Städte und die alten Gerichtsbehörden. Trotz allem Druck gieng die rechtlich ihnen gebührende Selbständigkeit nicht ganz unter, namentlich war dieß bei der Geistlichkeit der Fall. Allein da die ihnen gelassene Freiheit nicht gesetzlich regulirt war, so äußerte sie sich als ein regierungsfeindliches Bestreben der Auflehnung, wo eine solche noch möglich war, und so wurden später diese Elemente der Freiheit eine mitwirkende Ursache der Revolution. Sehr lobend schildert indessen der Verf. S. 193—200

das Gebaren des Clerus, der, in Folge seiner kirchlichen Selbständigkeit und seines Güterbesitzes, mit Freimuth auftrat und die Uebel und ihre Ursachen dem Königthum, wenn auch ohne Erfolg, unumwunden schilderte. Er sagte: kein Franzose kann rechtlich gezwungen werden, eine von seinen Repräsentanten nicht consentirte Abgabe zu zahlen; er verlangte das jährliche Zusammentreten der Reichsstände, um die Gesetze und das Budget zu berathen und zu genehmigen, die Unverletzlichkeit der Volksvertreter und die Verantwortlichkeit der Minister (S. 197—198). Desgleichen begehrt er Landstände in allen Provinzen. Auf göttliches Recht beruft er sich nicht. Der Verf. hält es für keinen Fortschritt, daß man der katholischen Kirche ihr Vermögen entzogen habe, indem jetzt um ihre Selbständigkeit zu wahren, ihre Glieder genöthigt seien, sich in die Arme des Papstes zu werfen, was dem Lande und dem Landesherrn nicht förderlich sein könne (S. 195).

Auch die Parlamentr waren, freilich eine unnatürliche politische Schutzmauer gegen die Willkür der Regierung; obwohl die Selbständigkeit des Richterstandes innerhalb der richtigen Grenzen nothwendig und heilsam ist (S. 205—206). Das Königthum selbst war seiner Idee und der Volksansicht nach der Freiheit nicht feindselig. Der König sprach zum Volk mehr als Haupt, wie als Herr. Der Verf. rühmt es, daß Ludwig XVI. im Anfange seiner Regierung in der Einleitung eines Edicts erklärte: Nous nous faisons gloire de commander à une nation libre et généreuse! (S. 203.) Die Freiheit war nicht vernichtet, aber ungeordnet und krankhaft; sie bereitete die Franzosen zum Sturze des Despotismus vor, machte sie aber weniger als irgend ein anderes Volk geeignet, ein friedliches Reich gesetzmäßiger Freiheit zu gründen (S. 206). Im 12. Cap. kommt der Verf. noch einmal auf den Bauernstand zurück und zeigt, wie derselbe in vielen Beziehungen schlimmer daran war, als im 13. Jahrh. (S. 206—230). Ref. muß den Leser bitten, von dem oft schaudererregenden Gemälde unmittelbare Einsicht zu nehmen. Des Verf. Schlußfolge ist: nachdem alle Stände von einander geschieden und isolirt waren, bestand die Nation aus einer gleichartigen ungeordneten Menschenmasse. Es gab keinen Organismus, der die Regierung hemmte, aber auch keinen, der sie unterstützte. So konnte das ganze Staatsgebäude trotz der Großherzigkeit seiner Fürsten zusammenstürzen, als diese Masse, seine Basis, in Bewegung gerieth (S. 221). Diese Bewegung begann nun und gieng von einer Macht aus, deren Dasein man nicht geahnt hatte, nämlich von den Schriftstellern und der durch sie erzeugten und geleiteten öffentlichen Meinung, sie wurde gefördert durch verschiedene Nebenursachen und auch durch die zwar wohlgemeinten, aber nicht glücklich ausgeführten Verwaltungsreformen der Regierung.

Diese Bewegung schildert das 3. Buch, die, wie der Verf. überzeugend darthut, einen revolutionären Charakter annehmen mußte. Das 1. Cap. (S. 233—248) zeichnet den Geist der politischen Literatur Frankreichs seit der Mitte des 18. Jahrh. Wie in allen Ländern des Continents, waren auch die französischen politischen Schriftsteller Stubengelehrte, welche von der staatlichen Ordnung der Dinge nur ungenaue Kenntniß hatten, ihre geschichtliche Bedeutung nicht verstanden und nur mit der Aufstellung allgemeiner und abstracter Principien sich befaßten. Wie sehr auch ihre Ansichten über die sein *sollende* Staatsorganisation auseinander giengen, so waren sie doch über die Unberechtigung des geschichtlich vorhandenen einig und untergruben so die Basis der wirklichen Staatsordnung (S. 234). Es sollte das natürliche Recht an die Stelle derselben gesetzt werden (S. 235). Wie kam es aber, daß die Gelehrten mit solcher Hartnäckigkeit und Heftigkeit das Bestehende angriffen und daß ihre Theorien — die man übrigens seit Jahrtausenden aufgestellt hatte — so leicht Eingang fanden?

Der Grund ist in den politischen Zuständen selbst zu suchen. Diese waren so künstlich, so verwickelt und der vielen Privilegien einzelner Klassen der Gesellschaft wegen so unnatürlich, daß sie von allen Seiten angreifbar erschienen, und da die große Masse unter denselben litt und allgemeine Bildung genug besaß, die Angriffe zu verstehen, so mußte die Macht der beständig nach demselben Ziele strebenden Schriftsteller von Tag zu Tag steigen (S. 236—237).

Als Stubengelehrte sahen diese nicht ein, wie gefahrbringend ihr rücksichtsloses Eindringen auf die bestehende Staatsordnung für die Zukunft sein mußte. Ihre kühne Neuerungssucht mußte die Zeitgenossen um so leichter mit sich fortreißen, als es dem ganzen Volke, welches bisher von öffentlichen Dingen ganz ausgeschlossen war, an der nöthigen politischen Einsicht gebrach. Hätte es die des englischen gehabt, so würden allmähliche und friedliche Reformen die Zustände geändert haben (S. 238). Alle fühlten sich unbehaglich und der Drang der Neuerung mußte sie alle ergreifen. Von Seite der Regierung wurde der freien Entwicklung der politischen Speculation kein Hemmniß gesetzt. Im Gegentheil interessirten sich die gebildeten Klassen lebhaft für dieselbe und die durch die Beschränkungen der individuellen Freiheit und die politische Ungleichheit leidende Mittelklassen zollten den Angriffen der Philosophen, wie man sie nannte, ihren Beifall (S. 239). Merkwürdig ist es, daß der Adel ihnen günstig war, und nicht ahnte, daß die Durchführung dieser Theorieen ihn vernichten würde. Er sah immer noch seinen Hauptgegner im Königthum, welches daher im Bürgerthum seinen natürlichen Alliirten gegen die feindlichen Bestrebungen der Aristokratie suchte. Merkwürdig ist es ferner, daß niemand ahnte, wie dieß alles zu einem gewaltsamen Umsturz des Staates führen mußte (S. 241). Und doch war das Begehren in den Cahiers der drei Stände 1789 schon darauf gerichtet. Der Verf. sagt, er habe mit Schrecken gesehen: que ce qu'on reclame est l'abolition simultanée et systématique de toutes les lois et de tous les usages, ayant cours dans le pays. Nicht bloß die Stände, welche sofort das Opfer einer so radicalen Umgestaltung wurden, sondern auch die Minister und Staatsbeamten waren mit Blindheit geschlagen.

Schon 1775 hatte Turgot dem König das Einberufen von Notabeln empfohlen, welche Reformen vorschlagen sollten, jedoch ohne irgend eine Berechtigung deren Annahme zu verlangen, ohne irgend eine politische Macht. Er glaubte, der König würde immer Herr und Meister bleiben. Dieß war ein verderblicher Irrthum für den Beginn der revolutionären Bewegung (S. 243—244). Die allmählich alle ergreifende Richtung des öffentlichen Geistes war aber ganz die abstracte der Gelehrten, ein beständiges Wiederholen allgemeiner Grundsätze, deren unmittelbare Anwendung man für möglich hielt. Selbst die franz. Sprache gestalteten sie um, und erzeugten, was man noch jetzt l'Esprit français nennt (er war der Nation nicht angeboren). So erklärt sich der Radicalismus der franz. Revolution von selbst. (S. 246—248.)

Zugleich damit zeigen die Franzosen des 18. Jahrh., und zwar in höherem Grade als andere Völker damals, eine irreligiöse Gesinnung (2. Cap.). Die höheren Klassen waren im Schooße des Wohllebens dem Unglauben verfallen; Voltaire fand einen fruchtbaren Boden für seine dem positiven Christenthume feindlichen Lehren. Vor allem war es aber die katholische Kirche, auf welche die Angriffe der Schriftsteller sich richteten, besonders deshalb weil sie mit der Staatsordnung Frankreichs verwachsen, als das stärkste Bollwerk gegen die politischen Neuerungen galt. War der Katholicismus aller freien Forschung auf dem Gebiete der Moral- und Religionsphilosophie entgegen, so besaß die Kirche zugleich die Mittel, jene durch die Censur, wenn nicht zu unterdrücken, doch zu hemmen; und so begreift man leicht, wie die revolutionäre Bewegung auch gegen die Kirche sich richten mußte, die überdieß von dem gallicanisch gesinnten Königthum wenig geschützt wurde und am Ende des Jahrhunderts keine großen Männer mehr aufzuweisen hatte, wie zur Zeit Bossuets und Fenelons.

Den gewaltsamen Umsturz förderte ferner die Verkehrtheit der Franzosen, zuerst nach gouvernementalen Reformen und dann erst nach Freiheit zu streben. (Cap. 3.) Jene Bestrebungen giengen in der Mitte des 18. Jahrh. von den Ekonomisten der Zeit, den Physiokraten, aus, welche alles Heil nur von der auf ihre Doctrinen sich stützenden Umgestaltung der Staatsverwaltung erwarteten, dagegen für die politische Freiheit indifferent, ja sogar Gegner derselben waren, indem sie annahmen, nur eine gänzlich unbeschränkte Staatsgewalt könne radicale Reformen machen und durchführen. Sie waren die Apostel der Lehre vom Absolutismus der Staats-

Souveränität, die zwar vom Volke ausgieng, aber nur einem unverantwortlichen Monarchen zustand. America war für sie das Musterland! Sie verwarfen die Theorie der sich contrebalancirenden Theilung der Gewalten und fanden (was Hrn. v. T. nicht ausreichend scheint) das einzige Bollwerk gegen die Willkürherrschaft in der Volkserziehung, also in einer guten Organisation des öffentlichen Unterrichts. Dieser Ansicht huldigte auch Turgot, der dem König dadurch allein in zehn Jahren ein neues franz. Volk zu erschaffen versprach (S. 269). In so weit hat der Hr. Verf. Recht, daß ohne die Gewährung politischer Freiheit die Volksaufklärung zu nichts führen kann; allein ohne die letzte wird die erste unmöglich gesunde Früchte bringen. Die Ekonomisten, zu welchen der Abbé Morelly in seinem Code de la natur als kühnster Vorläufer der Socialisten der Gegenwart gehört, erlangten auf den Entwicklungsgang der Staatsreformen einen nur zu glücklichen Einfluß, indem man die historisch begründeten Rechte ohne Bedenken zerstörte, wo die Staatsräson es für nöthig hielt. Dadurch wurde später der Absolutismus der aus der Revolution hervorgegangenen höchsten Gewalten so furchtbar willkürlich.

Die Revolution begünstigte ferner (Cap. 4) der in den letzten zwanzig Jahren vor deren Ausbruch steigende Wohlstand. Zwanzig Jahre früher war er überall im Verfall, weil er schon unter Ludwig XIV. keine Fortschritte gemacht hatte. Die Förderung des Geweinwohls, insbesondere der ärmeren Klasse, ward eine Hauptangelegenheit der Regierung, namentlich des Königs Ludwigs XVI. Das Benehmen der Intendanten ist human, mild und dem Wachsthum des Wohlstandes günstig. Ackerbau, Industrie und Handel hoben sich allenthalben, besonders in Paris; wie kam es nun, daß gerade die wohlhabenden dieser Klassen die wärmsten Freunde der Reformen waren? Dies lag darin, daß die bürgerliche Freiheit immer noch die beschränkteste war, die Herrschaft der Privilegien, der Mißbräuche in der Verwaltung fortdauerten, und daß nun der reicher gewordenen Nation dieß Joch unerträglich wurde. Der Verf. sagt daher am Schluße des Cap. S. 296: Comment auroit on pu échapper à une catastrophe? D'un coté une nation dans le sein de la quelle le désir de faire fortune va se répandant tous les jours; de l'autre, un gouvernement qui excite sans cesse cette passion nouvelle et la trouble sans cesse, l'enflamme et la désespère, poussant ainsi de deux parts vers sa propre ruine. Unter Ludwig XVI. kamen hiezu noch die allerdings in bester Absicht unternommenen Reformen. Ausgehend von der Machtvollkommenheit des Staates trug man kein Bedenken, sich über die besterworbenen Privatrechte hinwegzusetzen. Zur Regulirung und Vervollkommnung der Staatsstrassen expropriirte man die Grundeigenthümer, blieb aber die Entschädigung schuldig; man gab frommen Stiftungen nach Belieben, obwohl zum Besten der Armen, eine andere Bestimmung, führte für gewisse Verbrechen Ausnahmsgerichte ein, die nach einem summarischen Verfahren die Angeschuldigten verurtheilten. Zwar wurden die Strafen gemildert, allein man gab ein schlimmes Beispiel, welches die Revolutionstribunale später nur allzu grausam nachahmten. (Cap. 6.) Andere gefährliche Reformen (Cap. 7) waren die mißlungene der Zünfte, der gutsherrschaftlichen Polizei, welche durch keine zweckmäßige des Staats ersetzt wurde, die Gerichtsverfassung wurde geändert, ohne daß man die Competenzen der neuen Gerichte genau kannte; die radikalste Aenderung bestand aber darin, daß man den Intendanten in den pays d'élections einen aus Notabeln gebildeten Beirath zugesellte, dem Intendanten selbst aber eine zu geringe Gewalt ließ, und daß in den Stadtgemeinden der Syndicus durch ein Rathscollegium ersetzt wurde; die neuen Behörden hemmten die Wirksamkeit der früheren und so entstand ein anarchischer Zustand und Verwirrung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. April.

Nr. 48. 1857.

Historische Classe.

L'ancien régime et la révolution etc.

(Schluß.)

Auch war es verkehrt, Functionen, die nur ein Einzelbeamter gut verrichten konnte, Collegien anzuvertrauen, welchen es an der nöthigen Kraft und an der Verantwortlichkeit fehlte. Die Intendanten und ihre Subdelegirten lagen im beständigen Streite mit ihrem von ihnen fast unabhängigen Beirath und so gerieth die Verwaltung meistens ins Stocken. Der Provinzialrath vn Lothringen schrieb 1787: la stagnation des affaires est complète; tous les bons citoyens s'en affligent (S. 323). Oft trieb dagegen ein allzu großer unzeitiger Eifer die neuen Behörden zu weit, sie stürzten alle bestehenden Einrichtungen um, ohne bessere einzusetzen. Die größten Wirren hatten in den Dörfern statt. Von Alters her fanden sich in jedem Mitglieder der 3 Stände, der Pfarrer, der Gutsherr, die Ortsbürgerschaft. Die ersten bezahlten keine Lokalsteuer. Die letzte wählte allein ihre Vorstände, bei der Repartition der Abgaben stimmten der Pfarrer und der Gutsherr nicht mit, obgleich sie Mitglieder des Ortsausschusses waren. Der letzte erschien hier als Untergebener seiner eigenen Bauern. Sie stellten sich alsbald ihm, wie allen reichen Gutsbesitzern der Gemarkung feindlich entgegen, und sein wenigstens für die Justizverwaltung nöthiges Ansehen war dahin. Die sociale Stellung der verschiedenen Klassen der Ortsbewohner war zerstört, und Keime der Zwietracht überall zu finden. (S. 313—332.)

Wie die Revolution von 1789 aus der weiteren Entwickelung dieser socialen Verhältnisse mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte, schildert der Verf. in dem Resumé seiner bisherigen Darstellung Cap. 8, S. 333—342. Man überzeugt sich vollkommen, wie einer verkehrten Staatsordnung, die man Jahrhunderte lang sich verschlechtern ließ oder selbst verschlimmerte, beim Eintritt der Krisis nicht mehr geholfen werden konnte und daß die bestgemeinten Reformen nur zum entgegengesetzten Ergebniß führen mußten. Die Hauptursache aller Uebel waren offenbar die Vernichtung der politischen Freiheit der Majorität des Volkes, die Beibehaltung der Ungleichheit der Stände und der durch die Privilegien der beiden höheren den dritten allein drückenden, ja ihn erdrückenden finanziellen Lasten, endlich die Einwirkung unpraktischer Staats- und Verwaltungstheoricen.

Den Anhang zum Hauptterte des Werkes des Hrn. v. T. besteht in einer höchst anziehenden geschichtlichen Darstellung der Verfassung der Pays d'états und besonders der Provinz Languedoc (S. 347—363); dann aus längeren oder kürzeren Anmerkungen, die als Belege der Ansichten des Verfassers dienen sollen. Eine Anzahl derselben enthält Notizen der Zustände Deutschlands und Englands im 18. Jahrh., die in der Regel richtig geschildert werden, wie z. B. die Autorität des römischen Rechts in Deutschland (S. 365—368), der Code Frédéric (S. 372—378), Englands Gerichtsverfassung

(S. 450—454). Die meiſten ſind aber geſchichtliche Nachweiſe der franz. Zuſtände. Eine Menge kleinerer Noten enthält oft ſehr pikante Beiſpiele und Thatſachen als Belege der ſocialen und politiſchen Zuſtände Frankreichs jener Zeit. Beſonders leſenswerth ſind größere Anmerkungen wie S. 389 die mit der Ueberſchrift une administration de ville au dixhuitième siècle. eine Darſtellung der Gemeindeverfaſſung und Verwaltung der Stadt Angers (S. 389—402), dann die: une administration de village au 18ième siècle (S. 402—406), ferner die Analyse des Cahiers de la noblesse en 1789 (S. 421—431) und die Ueberſicht der 1789 noch beſtehenden Feudalberechtigungen (S. 458—472).

L. A. Warnkönig.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

Manuscripte.

Chronica der löblichen Reichs-Statt Schwäbiſchen Hall, Landtſchafft, abgeſtorbenen Adels und Zerſtörung derſelben Burgen. Deme angehängt ein Bericht vom großen Bawren Krieg i. J. 1525. Mit vielen color. Wappen. Cod. chartac. in Fol.

Encyclopaedia.

K. Seifart, Altdeutſcher Studentenſpiegel. Bremen 1856.

E. Weller, Die maskirte Literatur der älteren und neueren Sprachen. I. Index Pseudonymorum. Lpz. 1856.

Stand, Weſen und Bildung des Buchhandels. Altona 1856.

Syſtematiſch-alphabetiſcher Hauptkatalog der K. Univerſitätsbibliothek zu Tübingen. Tübing. 1856.

Catalogue de la bibliothèque de l'Athénée Royal Grand-Ducal de Luxembourg. Luxemb. 1855.

Dr. Wilbaux, Catalogue des livres de la bibliothèque publique de Tournai. T. I. fasc. Tournai 1856.

J. G. Holtrop, Catalogus librorum Saec. XV, impressorum, quotquot in Bibliotheca Regia Hagana asservantur. Haag 1856.

Dieffenbach, Nachrichten über die Auguſtinerſchule zu Friedberg. Gießen 1825.

A. de Pontmartin, Dernières causeries littéraires. Par. 1856.

Th. Möbius, Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum aetatis mediae editorum versorum illustr. Lips. 1856.

Beaupré, Nouvelles recherches de bibliographie lorraine (1500 à 1700). Par. 1856.

Atti della Reale Accademia Lucchese di scienze, lettere ed arti. T. I—XV. Lucca 1821—55.

Annual of Scientific discovery or Year-book of facts in science and art for 1856. Ed. by D. A. Wells. Boston 1856.

Benj. Franklin, Works, containing several political and historical tracts. With notes and a life of the author by J. Sparks. Vol. 1—10. Boston 1856.

R. Cecil, Works, with a memoir of his life. Arrang. by J. Pratt. 2. edit. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1816.

H. Spelman, The english works, published in his life-time; together with posthumous works, relating to the laws and antiquities of England. 2d Edit. Lond. 1727.

G. Wither, Hymns and Songs of the church. Lond. 1856.

J. H. van der Palm, Oratorische werken Deel 1—5. Leeuwarden 1853—55.

Philologia.

B. Biondelli, Studii linguistici. Milano 1856.

J. L. Studach, Die Urreligion oder das entdeckte Uralphabet. I. Stockholm 1856.

Fr. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Griechiſchen, Lateiniſchen, Lithauiſchen, Altſlaviſchen, Gothiſchen und Deutſchen. 2. gänzl. umgearb. Aufl. Bd. I. 1. Hälfte. Berl. 1856.

S. Eminian, Dictionnaire français-arménien-turc. Wien 1853.

Grammatik der Osmaniſchen Sprache von Fuad-Effendi und Gävdät-Effendi, d. Z. Mitglieder des Türk. Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts. Deutſch bearb. von H. Kellgreen. Helſingfors 1855. Leipz. 1856.

M. Garzoni, Grammatica e vocabolario della lingua Kurda. Roma 1787.

Dr. F. W. A. Mullach, Grammatik der griechiſchen Vulgarſprache in hiſtoriſcher Entwickelung. Berlin 1856.

G. Wichert, Die lateiniſche Stoïlehre, ihren wichtigſten Momenten nach wiſſenſchaftlich erläutert. Königsb. 1856.

G. Spano, Vocabolario sardo-italiano e ital.-sardo, coll' aggiunta dei proverbj. sardi. Vol. 1—2. Cagliari 1851—1856.

Fr. Cardinali, Dizzionario della lingua italiana. 2de edizione. Vol. 1. 2. Napoli 1852.

P. Poitevin, Grammaire générale et historique de la langue française. T. I. Par. 1856.

J. M. Hurtl, Grundriß der Aufſatzlehre. 4. Aufl. Gänzlich umgearbeitet v. J. Aprent. Wien 1856.

J. H. Kaltſchmidt, Neueſtes u. vollſtändigſtes Fremdwörterbuch. 4te Aufl. Lpz. 1856.

J. Bosworth. A compendious anglo-Saxon and english dictionary. Lond. 1855.

T. Cipariu, Compendiu de grammateca limbei romana. Wien 1856.

J. C. E. Buſchmann, Die Sprachen Kizh u. Neteka von Neu-Californien. Berl. 1856.

A. Schleicher, Handbuch der lithauiſchen Sprache. I. Grammatik. Prag 1856.

Maclean: The history of the Celtic language. Lond. 1840.

G. Hinrichs, die electromagnetiſche Telegraphie ſammt den nöthigen Kenntniſſen aus der Phyſik. Hamburg 1856.

Ch. L. F. Schultz, Unterſuchung über das Zeitalter des römiſchen Kriegsbaumeiſters Marcus Vitruvius Pollio. Herausg. v. O. Schultz. Lpz. 1856.

H. E. Dirkſen, Der Rechtsgelehrte und Taktiker Paternus, ein Zeitgenoſſe der Antonine. Berl. 1856.

Aristophanes ranae. Emendavit et interpr. est Fr. V. Fritzschius. Turici 1845.

C. Redlich, Der Aſtronom Meton und ſein Cyklus. Ein Beitrag zur griechiſchen Chronologie. Hamburg 1854.

Dr. L. Wienbarg, De primitivo idearum Platonicarum sensu. Altona 1829.

Dr. W. Wiegand, Symbolae criticae ad epistolarum quae Platoni vulgo tribuuntur secundam. Worms 1854.

Ἀνέκδοτα ou histoire secrète de Justinien, traduite de Procope. Géographie du VI. siècle et révision de la numismatique d'après la livre de Justinien par M. Isambert. Part. 1. 2. Par. 1856.

Dr. K. W. Piderit, Sophokleiſche Studien. I. Hanau 1856.

Hyperidis orationes duae nuper a Church. Babingtone Cantabrigiensi editae. Recog. et scholia addidit J. G. Schneidewin. Götting. 1853.

Dr. E. Hoffmann, Homeros u. d. Homeriden-Sage v. Chios. Wien 1856.

Hesiodi Theogonia. Ad codd. fidem recensuit E. Gerhardius. Berlin 1856.

R. Dietſch, Verſuch über Thukydides. Lpz. 1856.

Th. Falconer, The voyage of Hanno translated and accompanied with the greek text. Lond. 1797.

Q. Horatius Flaccus. Ad codd. saec. noni decimique exactum commentario critico et exegetico illustr. ed. Fr. Ritter. Vol. I. Carmina et epodi. Leipz. 1856.

J. M. E. Feys, L'art poétique d'Horace, considéré dans son ordonnance, avec des notes explicatives. Bruxelles 1856.

Caesaris de bello gallico commentariorum libri VII. et VIII. Hirtii. Recens. J. K. Whitte. Havniae 1844.

Dr. Fr. Bücheler, De T. Claudio Caesare grammatico. Elberfeld 1856.

Dr. E. Meier, Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Hebräer. Leipz. 1856.

Dr. W. Ahlwardt, Ueber Poeſie u. Poetik d. Araber. Gotha 1856.

Rig-Veda oder die heil. Lieder d. Brahmanen. Herausg. v. M. Müller. Lief. 1. Lpz. 1856.

Moallakât, die drei erſten oder Preis-Gedichte d. Araber, überſ. u. erläutert v. Ph. Wolff. Tüb. 1856.

Ad. Regnier, Etude sur l'idiome des Vedas et les origines de la langue sanscrite. P. I. Paris 1855.

A. F. v. Schack, Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung Indiſcher Sagen. Berl. 1857.

Philosophia.

Fr. J. Clemens, De scholasticorum sententia philosophiam esse theologiae ancillam commentatio. Monast. 1856.

Rohmer, Kritik des Gottesbegriffes in d. gegenwärt. Weltanſichten. Nördl. 1856.

Dr. J. Frauenſtädt, Der Materialismus. Seine Wahrheit und ſein Irrthum. Eine Erwiderung auf L. Büchners Kraft und Stoff. Lpz. 1856.

M. Reichardt, Wiſſenſchaft und Sittenlehre. Briefe an J. Moleſchott. Gotha 1856.

Dr. G. Schenach, Metaphyſik. Ein Syſtem d. konkreten Monismus. Innsbruck 1856.

G. Biedermann, Die Wiſſenſchaftslehre. Th. 1. Die Lehre vom Bewußtſein. Lpz. 1856.

Dr. Perty, Ueber die Seele. Ein öffentl. Vortrag. Bern 1856.

E. Feuerlein, Die philoſ. Sittenlehre in ihren geſchichtl. Hauptreformen. Th. 1. Tüb. 1857.

Dr. W. Wehrenpfennig, Die Verſchiedenheit der ethiſchen Principien bei d. Hellenen und ihre Erklärungsgründe. Berl. 1856.

Dr. N. J. Laforet, Philosophie morale. Nouvelle édition. Bruxell. 1855.

J. Simon, La religion naturelle. Par. 1856.

G. Tolomei, Corso elementare di diritto naturale. 2de ediz. Vol. 1. 2. Padova 1855.

Aesthetica.

F. C. Paldamus, Das deutſche Theater der Gegenwart. Ein Beitrag zur Würdigung der Zuſtände. Bd. 1. Mainz 1857.

A. Grün, A B C der Aeſthetik. Fünf Vorleſungen, gehalten auf dem Stadthauſe zu Straßburg. Straßburg 1856.

J. Neumaier, Geſchichte der chriſtl. Kunſt. Bd. 1. Schaffhauſen 1856.

F. Casotti, Esposizione d'un luogo del Petrarca di varia e dubbia lezione indirizzata all' Accademia Pontoniana. Nap. 1855.

C. Cocchetti, Manfredi. Tragedia e notizie storiche. Vol. 1. 2. Padova 1854.

Oeuvres complètes de Theophile. Nouvelle édit., révue, annotée et précédée d'une notice biographique, par M. Alleaume. Vol. 1. 2. Par. 1856.

Gérard de Rossillon, chanson de geste ancienne, publiée en provençal et en français d'après les manuscrits de Paris et de Londres, par Francisque Michel. Par. 1856.

Floire et Blanceflor, poëmes du XIII. siècle, publiés d'après les manuscrits, avec une introduction, des notes et un glossaire, par M. Edelestand du Méril. Par. 1856.

Vict. Hugo, Les Contemplations, poésies. Bruxelles 1852. Kiessling.

Fr. Trucchi, Gli oratori italiani in ogni ordine di eloquenza. T. 1. 2. Torino 1854.

K. Gödeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. 1. Hälfte. Hannov. 1856.

F. H. von der Hagen, Bilder aus d. Ritterleben u. aus d. Ritterdichtung, nach Elfenbeingebilden u. Gedichten d. Mittelalters. Berl. 1856.

F. Gerſtäcker, Californiſche Skizzen. Lpz. 1856.

W. Bachmann, Der Fürſt „Mein Liebchen" u. ſeine Partheigänger. Hiſtor. Roman a. d. letzten Hälfte d. 18. Jahrh. Bd. 1. 2. Berl. 1856.

L. Mühlbach, Königin Hortenſe. Ein Napoleoniſches Lebensbild. Th. 1. 2. Berl. 1856.

Nikol. Lenau, Gedichte. Bd. 1. 2. Stuttg. 1856.

A. Kopiſch, Geſammelte Werke. Geordnet u. herausg. v. Freundes Hand. Bd. 1. Berl. 1856.

A. Weiſſer, Die Züricher Mordnacht. Eine Volksgeſchichte aus d. deutſchen Städteleben in d. Mitte d. 14. Jahrh. Bd. 1. 2. Hamb. 1856.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. April.

Nr. 49. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. Februar 1857.

Herr Professor Löher hielt folgenden Vortrag:

Ueber die Vitae Mathildis reginae und gleichzeitige Reimschriften.

Wenige Frauen verdienen in der deutschen Geschichte einen so hervorragenden Ehrenplatz, als die Königin Mathilde. So lieblich poetisch ist ihr Leben in seinem Beginne, so erfüllt in seiner Mitte von großartiger Thätigkeit, so verklärt von Seligkeit in seinem Ausgange, daß alles das uns das herrlichste Gesammtbild eines Frauenlebens geben würde, auch wenn Mathilde nicht eine große Regentin gewesen. Sie hat aber ein historisches Verdienst um die Ausbreitung und Vertiefung des Christenthums und der Kultur in Deutschland. Ihr Wort griff auch in die politische Geschichte ein, sowohl in jenen Zeiten voll Gefahr und Drangsal, als ihr Gemahl das Reich der Deutschen durch eine kluge Politik eben so sehr als auf Schlachtfeldern erst wieder erobern mußte, als nach dem Gewinne der Kaiserkrone, unter deren Glanze die Söhne und Töchter, welche Mathilde erzogen hatte, über die mächtigsten und blühendsten Länder der Christenheit herrschten. König Heinrich dankte Mathilden noch auf dem Todbette, daß sie in allen Dingen ihm guten Rath gegeben (Vita Math. reg. c. 8. Pertz IV, 288), und Kaiser Otto sandte die Siegesnachricht vom Lechfeld zuerst an seine Mutter nach Sachsen (Thietmari Chron. II, 4, Pertz III, 746, Widukindi Res gest. Sax. III, 49, Pertz III, 459).

Ueber das Leben und Wirken dieser erhabenen Frau sind uns aus ihrer Zeit zwei Schriften überliefert. Die eine vita, aus der Zeit Otto II., war bisher unbekannt und ist erst vor Kurzem wieder entdeckt: sie gibt in rauher kurzer Sprache eine Reihe nicht unwichtiger geschichtlicher Thatsachen. Die andere vita, welche aus der Zeit Heinrich II. stammt, ist schön und ausführlich geschrieben: an ihr hat sich das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsere Zeit schon mancher Geschichtsforscher erfreut. In ihrer eigenthümlichen Vortragsweise ist diese zweite Biographie ein interessanter Beitrag für die Literaturkenntniß des zehnten und eilften Jahrhunderts; sie ist zudem reich an werthvollen Einzelheiten für Kultur- und Kirchengeschichte, namentlich über das damalige Hof- und Klosterleben und die Beschäftigung der vornehmen Frauen. Was aber den Leser vorzüglich fesselt, ist die Zartheit und Anmuth, mit welcher in diesem Berichte jedes Wort gedacht und empfunden ist. Wenn man einige Seiten darin gelesen, glaubt man neben sich Jemand zu hören aus jener fernen Zeit, der die edle Königin innig kannte und liebte und von ihrer Schönheit, von ihrer Freudigkeit zu allem Guten und Großen und ihrer heiligen Andacht erzählt.

I. Man fühlt sich dabei von einem gewissen weiblichen Tone berührt. Ein Mann würde in der Lebensbeschreibung einer solchen Königin mehr von den

politischen Ereignissen und Zuständen erwähnt haben, dieser wird aber nur ganz nebenbei gedacht und auch dann nicht selten oberflächlich. Vgl. c. 4. 9. 21. In der älteren vita tritt entschieden der politische Charakter hervor: in der jüngeren, mit welcher allein wir uns zunächst beschäftigen, entfaltet sich dagegen anschaulich bis ins Einzelnste hin das Thun und Wesen einer Frau, wie sie denkt und spricht, wie sie sich kleidet, wie sie geht oder sich zur Tafel setzt und wie sie es bei Tage und bei Nacht um sich hat. Erzählungen, wie z. B. im Cap. 16, sind mit einer unvergleichlichen psychologischen Wahrheit gegeben und lassen uns tief im Busen eines Weibes lesen. An tausend kleinen Zügen, z. B. im Cap. 19 und 20, verräth sich die Auffassungsart und der Stil einer Frau. Bei der schlichten Wahrhaftigkeit aber, welche überall durchblickt, ist an eine absichtliche dichterische Genremalerei nicht zu denken. Keine Dichtung hätte so treu und individuell, so aus dem Leben gegriffen, das persönliche Walten und Wirken der Königin geschildert.

Die Erzählung rührt also her von einer Frau, welche in Mathildens nächster Umgebung lebte. Wem aber waren alle Einzelheiten besser bekannt, wem waren sie tiefer dem Gedächtnisse eingeprägt, als Richburgen, der steten Gefährtin und Vertrauten der Königin, welche von dieser erzogen wurde und zu ihr in einem ähnlichen Verhältniß stand, wie es für die h. Luitberga und ihre mütterliche Freundin Gisla (bei Pertz IV, 159 ff.) so anziehend dargestellt wird. Richburge war von ihrer Jugend an die Schlafgenossin der Königin, die cubicularis puella c. 10, die fidelis pedissequa c. 16 u. 19, diejenige cui omnia ejus secreta erant notissima c. 24. Richburge wurde von Mathilden selbst angeredet: o nobis semper fida et nostrorum laborum maxime conscia c. 23, und von ihr allein wollte sie sich in ihren letzten Stunden bedienen lassen c. 24. Nur die Richburge konnte diesen so persönlich genauen Bericht geben. Dies wird um so zweifelloser durch zwei Umstände. Nicht bloß treten die Richburge und ihre Gespräche mit der Königin häufig in der vita auf, sondern es ist in den letzten Kapiteln auch auffallend die Angst und Klage betont der Klosterfrauen zu Nordhausen, ob nach dem Tode ihrer Beschützerin der Kaiser ihnen ferner Schutz und Güter gewähren werde. Die übrigen von Mathilde gegründeten Klöster, welche mit Nordhausen in gleichem Falle waren, werden nicht erwähnt: zur Aebtissin von Nordhausen freilich hatte Mathilde zwei Jahre vor ihrem Tode eben ihre Richburge gesetzt.

II. Unsere vita ist aber, wie die praefatio besagt, auf Befehl Heinrich II. entstanden, Henrico regi ist sie gewidmet, also zu einer Zeit als er noch nicht imperator hieß, zwischen 1002 und 1014. Wahrscheinlich wurde diese Biographie, wie wir sie jetzt besitzen, bald nach Heinrich II. Thronbesteigung geschrieben. Das geht aus dem Ende des c. 20 und aus der praefatio hervor; denn darin feiert der Verfasser die Wahl dieses Königs und wünscht ihm die Tugend und das Glück eines großen Regenten. Hätte sein königlicher Gönner damals schon königliche Thaten verrichtet gehabt, so würde ihrer wohl durch ein Wort gedacht sein.

Es ist möglich, daß zu jener Zeit Richburge noch lebte, jedenfalls hochbetagt, denn gewiß war sie nicht mehr jung, als sie 966 Aebtissin wurde. Es ist schon deshalb sehr zweifelhaft, ob ihr der König damals noch einen Befehl zu diesem Werke ertheilt hätte. Gewiß aber würde sie es in diesem Falle in der praefatio oder sonst an einer Stelle durchblicken lassen, daß sie als Augenzeugin erzähle. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Anderer ihre Berichte in die Form gebracht, in welcher sie uns jetzt vorliegen. Damit stimmt, daß sich der Verfasser in der praefatio einen explanator hujus operis nennt, dem der Befehl geworden, hoc opus recitare.

Wer aber war dieser? Jedenfalls, wie schon Pertz IV, 282 bemerkte, ein Geistlicher aus der vertrauten Umgebung des Königs. Denn nur Geistliche waren damals der Literatur in solchem Grade mächtig, und unser Verfasser nennt den König in Freundesart: rex gloriose et si fas est dicere dulcissime. Förstemann (De vita Math. commentatus est E. G. Foerstemann Gymnas. Nordhus. conrector a. d. IX. Kal. Aug. MDCCCXXXVIII) hält den h. Godehard für den Verfasser. Dieser Abt und spätere Bischof war allerdings stilgewandt

und ein Freund und Rathgeber des Königs. Förſtemann ſtützt ſich darauf, daß dem Verfaſſer der vita ſichtlich das Kloſter Nordhauſen am Herzen liege, und daß in einer Urkunde von 1014 König Heinrich interventu venerandi Altahensis ecclesiae abbatis Godehardi jenem Kloſter die Mathildiſche Schenkung des Hofes Gamin beſtätigt und die Immunität hinzu verleiht. Indeſſen beſitzen wir eine vita S. Godehardi und dieſe würde, wie auch Pertz a. a. O. Note 5 erinnert, gewiß nicht davon ſchweigen, wenn der Abt die berühmte vita Mathildis reginae geſchrieben hätte. Dem andern Grund Förſtemanns, er wiſſe durchaus keinen Schriftſteller im Mittelalter, dem man mit gleichem Recht dieſes Werk zutrauen könne, wie Godehard, — iſt leicht durch viele Beiſpiele zu begegnen. So wurde auf Befehl Kaiſer Otto II. das Leben des h. Märtyrers Wenzeslaus, Herzogs von Böhmen, geſchrieben (bei Pertz IV, 213 ff.), jenes wichtige Dokument für die früheſte Geſchichte Böhmens. Vergleicht man dieſe vita mit der größeren vita Mathildis näher, ſo macht ſich eine gewiſſe Aehnlichkeit bemerklich, und zuletzt wird man durch die Entdeckung überraſcht, daß manche Stellen ſich faſt wörtlich in der einen wie in der anderen vita finden. Man vergleiche z. B. c. 2 der vita Wenc. mit dem Anfang von c. 2 in der vita Math. und das Ende von c. 6 der erſteren und von c. 5 der anderen, oder höre:

c. 4. (Wenc.) qui vero mirae claritatis ac amandae indolis dum floridam juventutis aetatem primum attigisset.

c. 1. (Henricus) puer vero mirae claritatis ac amandae indolis cum attigisset florentes annos juventutis.

c. 5. (Wenc.) modestus in omnes actus memorabilisque amator patientiae .. humilitatis mansuetissimae placidus executor, in se plerumque severior in ceteris ubique clementior, omnibus in aeternitatis exemplum largiendo miserando, inscios reformando, edoctos roborando perluxit.

c. 10. (Mathildis) modestiae mirabilis amatrix et humilitatis placida sectatrix, in se plerumque severior, in ceteris autem clementior, omnibus fuit totius bonitatis exemplum, largiendo, miserando, errantes convertendo.

Der Verdacht des Plagiats liegt nahe. Die Literaten pflückten damals mit der größten Unbefangenheit die Redeblumen aus fremden Gärten, um die eigenen damit zu zieren. Gleichwohl läßt es ſich mit dem Charakter und der Hofſtellung deſſen, der für die königliche Familie das Leben ihrer heiligen Stammutter ſchrieb, ſchlecht vereinen, wenn er aus einer anderen damals ſchon vielgeleſenen vita Sätze und Schilderungen über böhmiſche Helden genommen hätte, um ſie auf Widukind, Heinrich und Mathilde anzuwenden. Möglich iſt es, daß der Verfaſſer beider vitae ein und derſelbe war, daß ihm als er an der zweiten ſchrieb, Reminiscenzen aus der erſten einfloſſen. Wir wiſſen aber von ihm nichts anderes, als die Worte über der vita des Wenzeslaus: Incipit prologus Gumpoldi Mantuani episcopi. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß Gumbold ſich mit fremden Federn ſchmückte, daß er dieſelben Berichte aus dem Kloſter Nordhauſen über Mathilde benützte, welche auch dem Verfaſſer der Biographie der Letzteren vorlagen. Auf dieſe Vermuthung führen uns die Reime und Reimanklänge, welche hin und wieder in den Stellen, welche beide gemein haben, vorkommen. Denn nicht das Uebrige der vita Wenceslai, wohl aber iſt, worauf ſchon Förſtemann aufmerkſam machte, faſt das Ganze der jüngeren vita Mathildis gereimt.

III. Es iſt dies aber eine eigene Art von Reimdichtung, mit welcher wir uns zuvörderſt zu befreunden haben. Der Reim regelt hier die Sprache nicht, er folgt ihr nur um ſie zu verſtärken, der Ton ſoll den Gedanken hervorheben. Das Ganze iſt vorgetragen, wie man gewöhnlich ſpricht, jedoch ſtets in einzelnen Satzgliedern, von denen in der Regel zwei, hin und wieder auch mehrere in einen Gleichklang auslauten. Der Grundrhythmus, von welchem zwar häufig abgewichen wird, der jedoch immer wieder durchtönt, iſt: daß jedes Satzglied drei bis vier Hebungen hat, welche accentuirt werden; es ſteht bei dem Sprechenden, zwiſchen den Hebungen raſch über eine Anzahl ſtummer Silben hinzulaufen. So beginnt das erſte Kapitel:

Temporibus Conradi — regis Francorum gloriosi
exstitit in partibus Germaniae — dux quidam
Otto nomine,
honestate morum perspicuus — et in decernendis
rebus providus,

clarus nobilitate generis — et famosus bellorum triumphis.

Statt der Strophe gilt die Verbindung mehrerer Glieder zu einem Satze. Wie in Werken der Kunstdichtung der Vortragende nach jeder Strophe etwas pausirt, so hier nach jedem Vollsatze, dessen Glieder zusammen einen Gedanken, eine Schilderung ausdrücken.

Das erste Satzglied hebt häufig ohne Reim an, das letzte läuft öfter länger aus, als die vorhergehenden. Ein einziges wichtiges Wort, namentlich ein Personenname, bildet nicht selten für sich allein Satzglied und Reim. Die Reime sind keineswegs volltönend, es wird nur ein ungefährer Gleichklang beabsichtigt, z. B. plura — raro, imitando — fonte, visitando — mundi, licentiam — conspiciendi, Thietmarum — explorandum; es genügt selbst, wenn nur der Hauptvokal oder der hervortretende Consonant ähnlich lauten, z. B. regione — gloriosus, eximiae — succensus. Das Zeitwort est bleibt regelmäßig stumm. Ueberhaupt wird mit Reim, Rhythmus und Silbenzählung frei verfahren: Alles kommt darauf an, dem Sprechenden Gelegenheit zu geben, seine Sätze voll in's Gehör fallen zu lassen, so daß bei gewissen Worten auch Gedanke und Gefühl hervortönt.

Nicht selten wird auch die Alliteration, ja selbst eine Häufung derselben Vokale und Consonanten in einem Satze mitbenutzt, um durch das Musikalische des Wort- und Satzgebildes gewisse Ideen und Empfindungen im Hörer anklingen zu lassen. Man höre z. B. Folgendes aus dem Ende des c. 11:

O beata quae dolo caruit — et in qua pietas apparuit,
mitis et pacifica — et omnibus misereri promptissima,
neminem judicans — neminem damnans ...
raro videbatur irata — vel etiam commota ...
modestiae mirabilis amatrix — et humilitatis placida sectatrix.
largiendo miserando — errantes convertendo.

In der Widmung wird diese Wortmalerei zum Präsentirteller der Gefühle. Die praefatio beginnt:

Heinrico,
regi summae venerationis dignissimo,
explanator hujus operis
Vobis
exoptat incrementa spiritualium carismatum,
augmenta virtutum,
et prosperitatem temporalium rerum u. s. w.

IV. Diese eigenthümliche Vortragsweise findet sich jedoch nicht bloß in der vita Mathildis, sondern in einer Menge von Biographien aus jener Zeit. Zu den ältesten Denkmalen gehören die vita S. Bonifacii bei Pertz II, 334 und vita S. Galli aus dem achten Jahrhundert bei Pertz II, 5. In beiden bewegt sich die Erzählung in kurzen, für den Vortrag leicht lesbaren Satzgliedern, und das Reimen und Anlauten, wozu in der ersteren vita sich die Uebergänge auf allen Seiten kund geben, ist in der letzteren stellenweise, namentlich in den Reden, bereits durchgeführt. Die Zeit der sächsischen und salischen Kaiser war aber die Blüthe dieser Schreibweise. Allein im vierten Bande der Pertz'schen Scriptoren-Sammlung erscheinen als fast ebenso vollständig, wie die vita Mathildis, durchgereimt die vita Conradi episc. von Oudalschalchus, die vita Deoderici episc. Mettensis von Sigebertus Gemblacensis, die vita Heriberti arch. Colon. von Lantbertus, die vitae Majoli et Wilhelmi abb. von Syrus (Pertz IV, 431, 464, 650, 741). Wie in diesen, finden sich auch in Ruotger's vortrefflicher vita Brunonis (Pertz IV, 254) die schönsten Muster der damaligen Klang- und Wortmalerei. Weniger sorgfältig tritt sie auf in der vita S. Udalrici, in der zweiten vita Conradi, der vita Gerardi, der vita S. Emmerammi, der passio S. Cholomanni (Pertz IV, 385, 436, 491, 549, 675) und in anderen. Ohne Anklänge daran ist keine einzige unter den ähnlichen Biographien.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. April.

Nr. 50. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. Februar 1857.

Herr Professor Löher hielt folgenden Vortrag:

Ueber die Vitae Mathildis reginae ꝛc.

(Schluß.)

Es sind dies aber sämmtlich solche vitae, welche ohne Zweifel öfter vor einem Kreise von Jüngern und Andächtigen vorgetragen wurden. Das leitet uns auf die Entstehung und Bedeutung des Uebergangs des ganzen Stückes in lockere leoninische Verse. Es ist das nicht bloß Redeschmuck, nicht bloße Reimspielerei müßiger Mönche, es ist mehr, nämlich ein Nachklang des alten Volksepos. Der Krieger und Sänger sang nicht mehr an den Höfen den Kampfgenossen vor, welche dröhnend in die alliterirenden Schlagwörter einstimmten: nur im niedern Volke hörte man noch Bruchstücke davon, dieses hatte jetzt in seine Sangdichtung auch die Wunder und Thaten der Heiligen aufgenommen. Die Geistlichen aber schrieben jetzt auf ihren Zellen sogenannte dictatus, ditiés, dits, recitationes, Spruchgedichte, nicht zum Singen, sondern zum Sagen. Unwillkürlich kamen sie dabei auf jene alte Volksweise zurück, nach welcher schon durch Klang und Gewicht der Worte den Zuhörenden der Sinn der Sätze sinnlich zugeführt wurde. Wie überhaupt damals das nationale Denken und Fühlen sich auch in die lateinischen Gedichte und Schriften ergoß, — unsere vita Mathildis ist der schönste Ausdruck des innigen und religiösen Gemüthes einer deutschen Frau, — so brach selbst noch in dieser rohen Form von Spruchdichtungen das Pathos des nationalen Heldengesanges durch den Zwang der lateinischen Sprache hindurch und machte sie sich in Spruchsätzen, Reimen und Alliterationen unterwürfig. Ein merkwürdiges Beispiel davon findet sich in den miracula S. Wigberti, Pertz IV, 225 11. Dort erzählt ein Krieger von den Gefahren einer Schlacht und im Feuer der Schilderung bricht er unwillkürlich los wie im alten Heldengesange:

> tantae namque imbrium effusiones,
> tamque nimiae pluviarum inundationes, ... —
> ubique cedes undique mortes
> ubique capiebantur ubique prosternebantur etc.

Auch die Wechselreden zum Lobe eines Heiligen, wie z. B. bei Pertz IV, 166, 533, sind an die germanische Sangweise anzuknüpfen.

Es ist möglich, daß sich nach dem Muster der Psalmen zuerst die Prosen und Sequenzen in der Messe, und wiederum nach diesem Muster auch die nicht gottesdienstlichen dictatus und lectiones gebildet haben, worüber F. Wolf (Ueber die Lais Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841) mehrere Einzelheiten hervorgehoben hat. Hinter diesem äußeren Entwicklungsgange liegt aber der tiefere Grund, daß das germanische Singen und Sagen sich auch in solchen Formen wieder Luft machte. Ohne dieses wären eben so wenig der eintönige feierliche Choralgesang Gregors entstanden, als jene zahlreichen Cantilenen in leoninischen Versen, von denen unsere vitae gleichsam nur rohe Umrisse und Ausläufer sind.

Zwar waren diese dictatus lateinisch und eben dadurch der Masse des Volkes entzogen. Jedoch war überall an den Höfen, Bischofssitzen, Klöstern und Schulen etwa so viel Kenntniß des Lateinischen verbreitet, wie noch vor einigen Jahren in ähnlichen Kreisen in Ungarn. Nach der vita Math. gehörte der lateinische Psalter mit zur Erziehung vornehmer Töchter. Wir haben uns also vorzustellen, daß diese dictatus an den Gedächtnißtagen des Gefeierten im Klosterconvent oder in der Burghalle oder in der Kirche, bruchstückweise auch am abendlichen Herdfeuer, laut vorgetragen wurden. Die nähere Familie des Gefeierten, die Mönche, Nonnen und andere Geistliche, die Klosterschüler, auch wohl Mannen und Dienstleute, hörten zu, stimmten theilweise in die Schlußworte der Rede ein, und behielten Manches von den klangreichen Sätzen im Gedächtniß. Zu einem solchen Zwecke hatte König Heinrich II. sich auch den dictatus von der h. Mathilde machen lassen (praef. und cap. 20).

V. Es erklärt sich jetzt auch, weshalb die meisten dieser vitae in Gedankengang und Ausdrucksweise, in Bildern und Abschweifungen, im Gebrauch der Schriftstellen, der Fragen und Ansprachen an den Leser oder Hörer, einander so ähnlich sehen, als rührten sie von demselben Verfasser her. Es ist ein traditioneller Stil darin: der Stil der dictatus, der sich einmal ausgebildet hatte und von dem man für Vorträge zu gleichem Zwecke nicht mehr abwich. In diesem herkömmlichen Stil wurden die vitae von Zeit zu Zeit umgearbeitet, erweitert und ausgeschmückt, indem der recitator aus den inzwischen entstandenen Cantilenen, Sagen und Erzählungen das Passende einflocht.

So ist auch die vita Math. entstanden. Bei den Uebergängen von einem Capitel zum andern oder von einer Thatsache zur andern, bei Einflechtung des Lebens der Königin in die allgemeinen historischen Vorgänge jener Zeit, bei eingestreuten Betrachtungen und Stellen aus der h. Schrift, — da zeigt sich Satz und Rhythmus gedehnt und schleppend, und der Reim ist dürftig oder fehlt. Wo dagegen bestimmte Thatsachen und Charaktere geschildert werden, da ist die Sprache in der Regel treffend und anschaulich; die Sätze sind kurz und klangvoll, häufig sind darin die vier Hebungen, ja noch die regelmäßige Vierzeile der Cantilene zu erkennen. Fast jedes Capitel gibt Belege dazu.

Ohne Zweifel lagen also dem Bearbeiter bereits gereimte Berichte vor, welche aus den Aufzeichnungen der Richburge im Kloster Nordhausen entstanden waren und auch in der kaiserlichen Familie viel gelesen wurden, vielleicht untermischt mit Cantilenen, Wechselreden und Gebeten. Dieses Alles arbeitete er zu einem Ganzen aus, indem er zusetzte oder verkürzte, und indem er insbesondere die einzelnen Stücke aus Mathildens Leben durch historische Zusätze mit einander verband. Dadurch machte er, was nach der praefatio des Königs Willen war, den liber manualis über die vita zugänglich und handlich für das größere Publikum.

VI. Uebrig bleibt noch, das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die ungereimte vita antiquior steht zu der bisher hier besprochenen. Das Kloster Pöldn besaß ein Chronikon aus dem vierzehnten Jahrhundert, das in einer Abschrift aus einem Codex zu Canterbury für die Göttinger Bibliothek gerettet ist. In diesem Codex entdeckte (Pertz X, 573) Köpke vor acht Jahren an der Stelle, wo die Königin Mathilde erwähnt wurde, die Notiz: hujus vitam conscriptam verte folium et invenies, und richtig fand sich eine vollständige bisher unbekannte vita, mit einem Prolog an Kaiser Otto. Daß dieser der zweite und nicht, wie Köpke glaubt, der dritte Otto gewesen, hat Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit I, 744) dargethan. Dagegen scheint die Stelle in Cap. 11, wo die Putzliebe der Königin getadelt wird, eher einen Verfasser als eine Verfasserin zu verrathen; nur ein rauher Mönch konnte sich darüber ärgern, wenn, wie in der gereimten vita, mit weiblichem Schicklichkeitsgefühl einfach erzählt wurde, in wie fern die königliche Frau auch in würdiger Tracht einhergegangen sei. Die härtere, kräftigere Sprache, das Gewicht, welches auf die politischen Vorgänge gelegt wird, die stätige Rücksicht auf das Ganze des Reiches und seine Wohlfahrt, und die Abwesenheit jener Menge feiner und kleiner Züge in der Schilderung, welche nur ein weiblicher Sinn er-

faßt und festhält, — das Alles läßt uns auf einen andern Charakter schließen, als der sich in der ausführlicheren vita kund gibt.

Ein Zweifel an der Aechtheit der älteren vita kann nicht aufkommen; die innern Kennzeichen, daß sie in der Ottonenzeit geschrieben, sind zu deutlich. Ein wahres Räthsel aber bleibt es, wie diese vita, welche manches und interessante Neue enthält, so frühzeitig und vollständig verschollen ging, daß von Otto II. Zeit an kein Historiker sie erwähnt oder benützt hat. Jedoch hat Waitz (Pertz IV, 829) auch von der vita Burchardi epist. bemerkt, daß sie im Mittelalter unbenützt blieb.

Bei der Entdeckung dieser älteren vita Math. fiel auf die andere ein eigenthümliches Licht. Weil beide ganz denselben Gang der Erzählung verfolgen und fast in jedem Capitel eine Reihe charakteristischer Worte und häufig kleine Sätze geradeso in der einen wie in der andern sich finden, so haben bewährte Forscher nicht daran gezweifelt, daß die ältere das Fundament der jüngern und diese nur eine erweiterte und stilistisch verbesserte und ausgeschmückte Bearbeitung der älteren sei. Es hat selbst das sichtliche Bestreben in der jüngern vita, die Person Heinrich's von Bayern hervorzuheben, welche in der ältern ganz zurücktritt, mit Mißtrauen gegen die volle Wahrhaftigkeit des jüngeren Biographen erfüllt.

Bei einer näheren Prüfung und Vergleichung beider vitae möchte diese Ansicht erschüttert werden. So unwahrscheinlich es an sich ist, so muß man doch annehmen, der Verfasser der jüngeren vita habe die ältere gar nicht gekannt. Denn hätte er sie gekannt, würde er sie auch benützt haben. Daß dies aber nicht geschehen ist, zeigt sich in vielen Stellen. Wir wollen die Kapitel der älteren vita mit römischen, die der jüngeren mit arabischen Ziffern bezeichnen. In I werden richtig drei Brüder König Heinrich des Finklers genannt, in 1 nur zwei, der Verfasser der letztern hatte vergessen, daß Herzog Bruno frühzeitig gefallen war. Der jüngere Biograph erzählt in 3 nur, daß Prinz Heinrich mit seiner Braut schon am andern Tage, als er sie erblickt, aus Herford abgereiset sei, der ältere setzt in III hinzu: die Eltern hätten Nichts davon gewußt und die Großmutter habe die Entführung begünstigt. Der letztere berichtet in IV: Heinrich sei seiner Trefflichkeit wegen und weil alle ihn so geliebt, zum Herzog förmlich gewählt; bald darauf sei König Konrad umgekommen, ungewiß ob im Krieg oder Frieden. Der jüngere Biograph weiß bloß in 3 und 4: Heinrich sei seinem Vater im Herzogthum gefolgt, darauf sei Konrad an einer schrecklichen Krankheit gestorben; nach ihm sei Heinrich König geworden, ungewiß ob im Krieg oder Frieden, doch gewiß nicht ohne Gottes Fügung. Der Aeltere stellt ganz kurz in IV die Lobeserhebungen auf König Heinrich zusammen, der Jüngere in 5 sagt: er wolle an dieser Stelle sehr Vieles, was zum Lobe dieses Königs berichtet werde, übergehen, und läßt auch die schöne Ansprache aus, welche so wohl zum Ganzen gepaßt hätte, in welcher der ältere Biograph die Deutschen zur festen Treue gegen den König und das sächsische Haus ermahnt. Der Jüngere hätte in 5 gewiß nicht die klangvolle Stelle in V ausgelassen: Donec in ipsa ira regis unde processerat sors mortis inde procederet vox salutis. Die zweite vita erwähnt in 5 de procreatione liberorum nicht die Gerburg, welche in der älteren Biographie in V als Fürstin der Belgier hervorgehoben wird. In XII wird erzählt, alle hätten es gewußt, daß die Hirschkuh das Goldgefäß verschlungen, und hätten sie deshalb geschlagen und bedroht; in 19: man habe vergebens überall nach dem Gefäß gesucht, und in der Angst habe Richburg gesagt, es sei gestohlen. Die ältere vita zählt in XI die meisten Klosterstiftungen Mathildens auf, die jüngere erwähnt nur Quedlinburg, Pölde und Nordhausen. Nach der älteren in XV verbirgt die Königin während ihrer Umherreise ein Jahr lang ihre Krankheit, die jüngere vita in 22 weiß nichts davon; nach jener vergabt Mathilde bei Herannahen des Todes alle ihre Habe, so daß sie nur drei Kleider behält, die jüngere in 24 weiß nur die Vergabung von Zinsen zu erwähnen. So werden noch häufig Einzelheiten von beiden Biographen verschieden erzählt, was in solcher Weise gewiß nicht Statt gefunden hätte, wenn der jüngere die Schrift des älteren vor sich gehabt hätte.

Die Uebereinstimmung beider aber erklärt sich

daraus, daß beide aus denſelben Berichten und Gedichten aus Nordhauſen arbeiteten, aus welchen, wie wir oben ſahen, ſchon Gumbold Einiges benützte. Das beſtätigen mehrere Reimanklänge, welche ſich nur in der älteren vita und nicht in der jüngeren finden, z. B. in II: amabilis in infantia, operibus industria, moribus modesta, humilis et larga, — in VIII: mitissima bonis, dura superbis, elemosinis larga, orationibus intenta, — in XI: non minus erat misericordiae usus, quam de plebe indigentium concursus, nec deerant qui peterent nec deficiebat quod donaret, — in XII: caedendo minando manibus plaudendo.

Für die Abweichungen beider Biographen von einander, zeigen ſich die Gründe leicht. Der ältere wollte nach ſeinem Prolog die Thaten der Vorfahren Kaiſer Otto II., der jüngere nur das Leben Mathildens ſchreiben. Jener folgte deshalb den Nordhauſer Berichten vorzugsweiſe, weil er in ihnen für ſeinen Zweck am meiſten fand; ein Leben Mathildens ſchrieb er nur unabſichtlich. Der Zweite unterrichtete ſich viel genauer über die Einzelheiten der Lebensgeſchichte Mathildens, benützte dagegen die Zeitgeſchichte nur obenhin. Der Vorwurf, — er verherrliche den Herzog Heinrich, weil er ſeines Kaiſers Vorfahr war, — trifft ihn nicht ſtärker, als den älteren Biographen der andere Vorwurf, daß er Herzog Heinrich's Perſon ganz zurücktreten läßt. Mathildens Vorliebe für den letztern und deſſen Zwieſpalt mit ſeinem Bruder beſtätigen auch andere Schriftſteller, und unſer Verfaſſer verſchweigt keineswegs, daß der Mutter thörichte Vorliebe den böſen Saamen zwiſchen beiden Brüdern geſäet und ſo viel Unheil angerichtet habe. Jeder der beiden Biographen verherrlicht ſeinen kaiſerlichen Schutzherrn, jeder bringt eine Prophezeiung Mathildens auf denſelben, welche der andere verſchweigt, und ſo abſichtlich in 6 von Kaiſer Otto I. hervorgehoben wird, er ſei ante regalem dignitatem procreatus, eben ſo unwahrſcheinlich klingt es in VI, daß er mitior moribusque modestior als ſeine Brüder geweſen. Es gehören auch dieſe beiden Schriften in den Kreis jener Hoflitteratur der ſächſiſchen Kaiſer, von deren Hofluft auch Hrotsvitha nicht frei blieb.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Jänner 1857.

(Fortſetzung.)

Von der Acedemy of natural sciences in Philadelphia:

a) Journal. New Series. Vol. III. Part. II. Philadelphia 1855. 4.

b) Proceedings. Vol. VII. No. VIII, IX, X, XII. 1855. No. I, II. 1856.

Von der Society of natural History in Boston:

Proceedings. Vol. V. No. 12—21. May 1855—April 1856. Boston. 8.

Vom Herrn Renard in Brüſſel:

De l'identité de race des Gaulois et des Germains. Bruxelles 1856. 8.

Vom Herrn Jurgen Bona Meyer in Berlin:

Ariſtoteles Thierkunde. Ein Beitrag zur Geſchichte der Zoologie, Phyſiologie und alten Philoſophie. Berlin 1855. 8.

Vom Herrn Sloman in Paris:

Verſuch die Differenzialrechnung auf andere als die bisherige Weiſe zu begründen. Eine mathematiſche Abhandlung. Paris 1856. 8.

Vom Herrn Göppert in Breslau:

Ueber ein im hieſigen k. botaniſchen Garten zur Erläuterung der Steinkohlenformation errichtetes Profil. Berlin. 8.

Vom Herrn Cassel in Erfurt:

Eddiſche Studien. Weimar 1856. 8.

Vom Herrn Schulz in Weiſſenburg:

Archives de Flore. Journal botanique. (Bogen 14—16).

Vom Herrn Chriſtian Brandis in Bonn:

Ariſtoteles und ſeine akademiſchen Zeitgenoſſen. II. Heft. Berlin 1857. 8.

Vom Herrn Baron von Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geſchichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den öſterreich. Fürſtenthümern. II. Bd. II. Heft. Klagenfurt 1856. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. April.

Nr. 51. 1857.

Bulletin der philoſoph.-philologiſchen Claſſe.

Sitzung vom 7. März 1857.

Herr Bibliothek-Direktor Dr. K. Halm gab folgende

„Bemerkungen über einige Stellen der Hiſtorien des Tacitus“.

Eben mit einer neuen Herausgabe ſeiner Textausgabe des Tacitus beſchäftigt, erlaubt ſich der Unterzeichnete einige Bemerkungen über die Bücher der Hiſtorien vorzulegen. Und zwar beginnt derſelbe mit einer Anzahl ſolcher Stellen, die keine weſentliche Schwierigkeiten bieten, bei denen aber durch eine genauere Beachtung der Spuren der Mediceiſchen Handſchrift oder durch ſonſt eine kleine Abänderung ſich die urſprüngliche Hand des Tacitus mit größerer Wahrſcheinlichkeit als bisher herſtellen läßt.

Hist. I, 32. Universa iam plebs Palatium inplebat, mixtis servitiis et dissono clamore caedem Othonis et coniuratorum exitium poscentium, ut si in circo ac theatro ludicrum aliquod postularent. Es muß hier die copulative Verbindung circo ac theatro, ſtatt deren man durchaus eine adverſative erwarten ſollte, als auffällig erſcheinen. Daß Tacitus ſo nicht geſchrieben hat, läßt auch die Mediceiſche Handſchrift vermuthen; denn da dieſe lückenhaft circo a theatro hat, ſo wird nicht ac, ſondern aut theatro zu ergänzen ſein.

H. I, 33. et praeclarum in servis auxilium, si consensus tantae multitudinis et, quae plurimum valet, prima indignatio elanguescat. Der Med. Coder hat verderbt indignatione languescat, wofür einige indignatio languescat, andere indignatio elanguescat verbeſſert haben. Näher den Spuren der Handſchrift liegt: indignatio relanguescat, zumal wenn man bedenkt, wie leicht die in der longobardiſchen Schrift einander ſo ähnlichen Züge der Buchſtaben n und r verwechſelt werden konnten.

H. I, 37 heißt es in der Rede, mit der Otho die Prätorianer zum Sturze des Galba anfeuerte: Ac ne qua saltem in successore Galbae spes esset, accersit (ſo d. Med.) ab exilio quem tristitia et avaritia sui simillimum indicabat. Wer die Grenzen des Gebrauches des hiſtoriſchen Präſens kennt, wird nicht umhin können an einer Stelle, wo auf die bereits vollzogene Adoption des Piſo Licinianus Rückſicht genommen wird, an dem Präſens accersit (arcessit) Anſtoß zu nehmen und dafür die Form arcessivit verlangen. Einem etwaigen Einwurf, daß in accersi ſelbſt eine Perfectform vorliege, wird man durch eine Berufung auf die gerechten Bedenken, welche gewiegte Kritiker gegen Formen wie capessi, facessi, lacessi erhoben haben, begegnen; ſ. Struve über die lat. Declination und Conjugation S. 198 und Haaſe zu Reiſigs Vorleſ. Anm. 272, S. 230. Im Tacitus hat der erſte Med. die richtige Form lacessierit Ann. 2, 88 erhalten; der zweite Med. hat Ann. 12, 30 capessiit und 15, 49 capessivere; hingegen capessisset Ann. 13, 45 und Hist. 4, 43 facesisset

(sic), aus welchen Formen, wenn man sie auch als contrahierte gelten läßt, noch immer nicht der Schluß gezogen werden könnte, daß auch in der ersten Person des Perfekts eine Form wie arcessi im Gebrauche gewesen sei.

H. I, 43. cum advenere missu Othonis nominatim in caedem eius ardentes Sulpicius Florus e Britannicis cohortibus, nuper a Galba civitate donatus, et Statius Murcus speculator, a quibus protractus Piso in foribus templi trucidatur. Die Lesart trucidatur beruht auf Conjectur, indem der Med. trucidatus hat. Man wird lieber ein est, was so oft nach der Participialendung us ausgefallen ist, beisetzen wollen, als einem historischen Präsens auf bloße Vermuthung hin eine Stelle in einem Relativsatz einräumen.

H. I, 54. Inde atrox rumor, adfirmantibus plerisque interfectos, ac nisi ipsi consulerent, fore ut acerrimi militum et praesentia conquesti per tenebras et inscitiam ceterorum occiderentur. Der holländische Kritiker Ryck und schon vor ihm Beatus Rhenanus haben mit richtigem Sprachgefühl ac nisi sibi consulerent verlangt; allein man wird das so bezeichnende ipsi hier eben so wenig entbehren wollen, als das durch die stehende Redensart gebotene sibi, und demnach, zumal als Tacitus die abgekürzte Form ni mit besonderer Vorliebe gebraucht, lieber so verbessern: ac ni sibi ipsi consulerent, wie es Ann. 1, 48 in ähnlicher Situation heißt: si recenti exemplo sibi ipsi consulerent.

H. I, 55. Inferioris tamen Germaniae legiones sollemni Kalendarum Januariarum sacramento pro Galba adactae, multa cunctatione et raris primorum ordinum vocibus, ceteri silentio proximi cuiusque audaciam exspectantes, insita mortalibus natura, propere sequi quae piget inchoare. Es ist bis jetzt unbeachtet geblieben, daß der Med. Codex nicht piget, sondern pigit hat, ein Fehler, der es wahrscheinlich macht, daß vielmehr piguit zu verbessern ist: „nach der den Menschen angebornen Natur, da rasch zu folgen wo man Scheu getragen die Initiative zu geben“. Ganz der gleiche Fehler findet sich im Codex Hist. I, 8 fit für fuit und 1, 11 domi, was Ricklefs richtig in domui verbessert hat.

H. II, 35. Et erat insula amne medio, in quam gladiatores navibus molientes, Germani nando praelabebantur. Man erklärt praelabebantur = ἔφθασαν νηχόμενοι, und ist dabei gezwungen zu dem ersten Gliede einen allgemeinen Begriff, wie tendebant, zu ergänzen. Das Gesuchte dieser Erklärung liegt am Tage, die sich unschwer beseitigen läßt, wenn man die leichte Aenderung perlabebantur „zu gewinnen suchten“ vornimmt, die in der vorliegenden Stelle auch dadurch unterstützt wird, daß die Präposition im Med. nicht prae, sondern pre geschrieben ist, wie sich auch Ann. 14, 57 dieselbe Buchstabenversetzung prelatum statt perlatum vorfindet. Zahlreiche Beispiele der Verwechslung beider Präpositionen hat Heräus in seinen Studia critica in Mediceos Taciti codices, von welcher sorgfältigen Arbeit leider erst die erste Hälfte erschienen ist, I, 157 sq., zusammengestellt, zu denen aus Tacitus noch gehören Ann. 1, 30 pervenit und I, 29 primulcendum, ferner auch wahrscheinlich Hist. V, 16 „hinc praevectus ad Germanicum exercitus manus tendebat“, wo die richtige Verbesserung pervectus bereits der codex Agricolae gibt.

H. II, 59. Ipse Albinus dum e Tingitana provincia Caesariensem Mauretaniam petit, adpulsu litoris trucidatus. An der harten und wohl unlateinischen Syntax adpulsu litoris trucidatus hat man schon frühzeitig Anstoß genommen, woher in den geringeren Handschriften die Correctur adpulsus litori entstanden ist; allein da der Med. die bisher unbeachtet gebliebene Variante petiti bietet, so ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Tacitus petit in adpulsu litoris geschrieben habe.

H. II, 72 heißt es in der Erzählung von einem Sklaven, der sich für den ermordeten Scribonianus ausgab: Igitur deterrimo quoque in argumentum fabulae adsumpto volgus credulum et quidam militum, errore veri seu turbarum studio, certatim adgregabantur, cum pertractus ad Vitellium interrogatusque quisnam mortalium esset, postquam nulla dictis fides et a domino noscebatur condicione fugitivus, nomine Geta, sumptum de eo

supplicium in servilem modum. Wie die Stelle in den Ausgaben interpungiert erſcheint (und eine andere Interpunction iſt auch kaum zuläßlich), ſo hängt der Satz sumptum de eo supplicium noch von cum ab. Wenn aber das die richtige Structur iſt, ſo muß man entweder für das letzte Verbum ein Aſyndeton annehmen, während doch pertractus interrogatusque ihre gehörige Copula haben, oder pertractus interrogatusque für Participia anſehen, mit denen de eo sumptum nur unter Annahme eines ſehr harten Anakoluths ſich verbinden ließe. Da die eine Annahme ſo mißlich als die andere iſt, ſo dürfte die Einſetzung von et vor postquam, was bei vorausgehendem esset ſo leicht ausfallen konnte, als ein erwünſchtes Auskunftmittel erſcheinen.

H. III, 8. Possessa ipso transitu Vicetia, quod per se parum — etenim modicae municipio vires — magni momenti locum obtinuit reputantibus illic Caecinam genitum et patriam hostium duci ereptam. Es iſt wohl nur ein Verſehen daß noch kein Herausgeber bemerkt hat, daß das Adverbium parum (= 'nicht genug, zu wenig') hier keine Stelle hat und parvum = leve zu verbeſſern iſt.

H. III, 15. Postero die legionibus ad muniendum relictis auxiliares cohortes in Cremonensem agrum missae, ut specie parandarum copiarum civili praeda miles inbueretur. Inbueretur iſt Correctur der geringeren Handſchriften; da der Med. inbuerentur hat, ſo erſcheint die Verbeſſerung milites inbuerentur eben ſo leicht, zumal wenn man bedenkt, wie überaus häufig in dieſer Handſchrift Verderbniſſe durch Ueberſpringung einzelner Sylben entſtanden ſind.

H. III, 29. Acerrimum tertiae septimaeque legionum certamen, et dux Antonius cum delectis auxiliaribus eodem incubuerat. Obstinatos inter se cum sustinere Vitelliani nequirent et superiecta tela testudine laberentur, ipsam postremo ballistam in subeuntes propulere. Ob die Verbindung testudine laberentur ſtatt delaberentur durch die zwei von Döderlein aus Vergilius beigebrachten Stellen hinlänglich geſchützt ſei, muß wenigſtens als zweifelhaft erſcheinen; man erwartet tela de testudine laberentur. Eben ſo unſicher erſcheint die Lesart I, 55: non tamen quisquam in modum contionis aut suggestu locutus, wo mehrere Herausgeber e vor suggestu einſchieben, wenn nicht auch hier aut de suggestu vorzuziehen iſt.

H. III, 36. P. Sabinum praetorii praefectum ob amicitiam Caecinae vinciri iussit, substituto in locum eius Alfeno Varo. Da im Med. das Pränomen des Sabinus nicht P. oder Publium geſchrieben iſt, ſondern plubilium, ſo ſteckt in dieſer Lesart wahrſcheinlich der Gentilname Publilium, der dann auch H. II, 92, wo im Med. gegen die Gewohnheit publium ausgeſchrieben ſteht, herzuſtellen wäre. Die vorgeſchlagene Emendation wird beſonders durch den Umſtand unterſtützt, daß Tacitus, der, wie zuerſt Ritter zu den Ann. 13, 30 bemerkt hat, Perſonen nicht mit ihren vollſtändigen drei Namen, ſondern nur mit zwei zu nennen pflegt, die Pränomina zumal bei minder bekannten Perſonen mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit vermeidet, ſondern regelmäßig einen Römer bloß mit ſeinem Gentilnamen und Cognomen aufführt.

H. IV, 3. At Romae senatus cuncta principibus solita Vespasiano decernit, laetus et spei certus, quippe sumpta per Gallias Hispaniasque civilia arma, motis ad bellum Germanis, mox Illyrico, postquam Aegyptum Judaeam Suriamque et omnis provincias exercitusque lustraverant, velut expiato terrarum orbe cepisse finem videbantur. Da Tacitus nur Länder nennt, die der Bürgerkrieg heimgeſucht hatte, ſo iſt es klar, daß Germanisque unrichtige Lesart und Germaniisque zu verbeſſern iſt; vgl. H. 3, 70. 4, 3. 17. 18. 39. 54. Agr. 15. Die Lesart iſt auch gegen die Geſchichte; denn es iſt nicht von kriegeriſchen Bewegungen die Rede, welche von dem Volke der Germanen ausgegangen ſind, ſondern von ſolchen, die ſich bei den Wirren unter Galba, Otho und Vitellius im römiſchen Ober- und Untergermanien erhoben haben; über die Bezeichnung Germaniae iſt Mommſen's treffliche Abhandlung 'die Schweiz in römiſcher Zeit' S. 7 zu vergleichen.

IV, 14. Jussu Vitellii Batavorum iuventus ad dilectum vocabatur, quem suapte natura gravem onerabant ministri avaritia et luxu, senes aut invalidos conquirendo, quos pretio dimitterent:

rursus inpubes sed forma conspicui (et est plerisque procera pueritia) ad stuprum trahebantur. Daß die Verbindung inpubes sed forma conspicui eine richtige iſt, ſcheint ſehr zweifelhaft; es iſt hier kein adverſatives Verhältniß, ſondern nur ein copulatives oder disjunctives am Orte. Für erſteres ſich zu entſcheiden räth die Leichtigkeit der Aenderung: inpubes et forma conspicui. Eben ſo richtig hat Nic. Heinſius Hist. V, 21 subitus consiliis et eventu clarus hergeſtellt, wo man bis auf die neueſte Zeit sed eventu las, bis endlich Haaſe der Heinſius'ſchen Verbeſſerung ihr Recht eingeräumt hat.

IV, 57. Galli duum milium spatio distantibus campis consedere. Illuc commeantium centurionum militumque emebantur animi, ut — flagitium incognitum — Romanus exercitus in externa verba iurarent etc. Wie die Stelle vorliegt, ſo läßt ſich dieſelbe allerdings erklären, wenn es auch etwas befremdlich erſcheinen muß, daß die commeantes centuriones militesque ein Romanus exercitus genannt werden; indes ſehr leicht könnte es der Fall ſein, daß die Lesart Romanus exercitus aus der falſchen Auflöſung der Abkürzung R. (Ro.) exercitus entſtanden und die urſprüngliche Lesart folgende geweſen iſt: ut — flagitium incognitum Romani exercitus — in externa verba iurarent.

In der ſeltſamen Geſchichte von der Heilung eines an der Handgicht Leidenden und eines Blinden, die Veſpaſianus durch ſympathetiſche Berührung bewirkt haben ſoll, heißt es H. IV, 81: Igitur Vespasianus, cuncta fortunae suae patere ratus nec quicquam ultro incredibile, iussa exsequitur. Statim conversa ad usum manus, ac caeco reluxit dies. Man ſähe in den letzten Worten lieber eine Adverſativpartikel 'hingegen dem Blinden', alſo at caeco reluxit dies.

H. V, 1. Comitabantur (den Titus, als er zum Krieg gegen Judäa aufbrach) viginti sociae cohortes, octo equitum alae, simul Agrippa Sohaemusque reges et auxilia regis Antiochi validaque et solito inter accolas odio infensa Judaeis Arabum manus, multi quos urbe atque Italia sua quemque spes acciverat occupandi principem adhuc vacuum. Im letzten Gliede könnte multi quos nur dann als richtig erſcheinen, wenn auch in den vorausgehenden die aſyndetiſche Form durchgeführt wäre; ſo aber verlangt ſowohl das rhetoriſche als grammatiſche Verhältniß der Stelle die Verbeſſerung multique quos; denn wie jetzt die Worte ſtehen, ſo könnte multi nur als Appoſition aufgefaßt werden. Die Verbeſſerung iſt längſt von Ueberſetzern gemacht worden, da auch keine neuere Sprache eine ſolche Art des Ausdruckes zuläßt.

H. V, 4. Sue abstinent (Judaei) merito cladis, qua ipsos scabies quondam occupaverat, cui id animal obnoxium. Da die Mediceiſche Handſchrift sues hat, ſo iſt die Verbeſſerung sue se abstinent eben ſo wahrſcheinlich als die bisherige Lesart der geringeren Handſchriften.

H. V, 8. Dum Assyrios penes Medosque et Persas Oriens fuit, despectissima pars servientium (sc. Judaei erant): postquam Macedones praepotuere, rex Antiochus demere superstitionem et mores Graecorum dare adnisus etc. Ein Verbum praepossum weiſen die Lexikographen bloß allein aus der vorliegenden Stelle nach; daß ein ſolches wirklich exiſtirt habe, läßt ſich aus dem häufigen Gebrauche des Adjectives praepotens unmöglich ſchließen. Ohne Zweifel liegt in der Form praepotuere nur ein Fehler der Abſchreiber vor, der in praepolluere zu verbeſſern iſt, ein Wort was Tacitus mit einer gewiſſen Vorliebe gebraucht, wie Ann. II, 45. 51. und ganz ähnlich mit der vorliegenden Stelle Ann. XI, 14: inde Phoenices, quia mari praepollebant, (literas) intulisse Graeciae, wofür ein früherer Schriftſteller geſagt hätte: quia maris principatum tenebant.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. Mai.

Nr. 52. 1857.

Bulletin der philoſoph.-philologiſchen Claſſe.

Sitzung vom 7. März 1857.

Herr Bibliothek-Direktor Dr. K. Halm:

„Bemerkungen über einige Stellen der Hiſtorien des Tacitus“.

(Schluß.)

H. V, 20. Quibus obvenerant castra decumanorum, obpugnationem legionis arduam rati egressum militem et caedendis materiis operatum turbavere, occiso praefecto castrorum et quinque primoribus centurionum paucisque militibus: ceteri se munimentis defendere. Et interim Germanorum manus Batavoduri interrumpere inchoatum pontem nitebantur: ambiguum proelium nox diremit. Stände auch et vor interim nach den Quellen geſichert, ſo hätte die Kritik doch alle Urſache das unnütze Wörtchen anzufechten; es iſt aber in den Text nur durch eine Schlimmbeſſerung eines handſchriftlichen Fehlers gerathen. Der Mediceus hat: ceteri se munimentis defendere a interim, woraus zu verbeſſern iſt: defenderant. interim etc. Durch die leichte Aenderung wird ſowohl die unnöthige Partikel entfernt als im vorausgehenden das ſachgemäße Tempus hergeſtellt.

Nach dieſen leichteren Bemerkungen wenden wir uns noch zur Beſprechung einiger ſchwierigeren Stellen.

In der Rede, welche Galba an den Piſo Licinianus vor der Adoption richtete, ſagt er unter andrem I, 15: Fidem, libertatem, amicitiam, praecipua humani animi bona, tu quidem eadem constantia retinebis, sed alii per obsequium imminuent: inrumpet adulatio, blanditiae, pessimum veri adfectus venenum, sua cuique utilitas. Etiam ego ac tu simplicissime inter nos hodie loquimur, ceteri libentius cum fortuna nostra quam nobiscum; nam suadere principi quod oporteat multi laboris, adsentatio ergo quemcumque principem sine adfectu peragitur. Daß in den Worten Etiam ego die Verbindung geſtört iſt, haben die Herausgeber längſt eingeſehen, aber die Mittel, die man bis jetzt zur Beſeitigung des Verderbniſſes angewendet hat, ſcheinen nicht als zureichend. Kaum eine Erwähnung verdient die getrennte Schreibung et iam, bei der ſich die Gelehrten, welche ſie gut heißen, damit begnügt zu haben ſcheinen, daß die vieldeutige Partikel iam wohl auch hier einen Sinn geben dürfte; Bernhardy will etiam in et tamen ändern, eine Verbindung, welche dem Zuſammenhang wenig entſprechend ſcheint; der ſcharfſinnige Acidalius hat etiam an den Anfang des folgenden Capitels umgeſtellt, dem Sinne nach entſprechend, aber zu gewaltthätig; auch Döderlein ſuchte durch Transpoſition der Stelle beizukommen, indem er vorſchlug: 'Inrumpet adulatio, blanditiae, iam veri adfectus venenum, sua cuique utilitas. Et ego ac tu etc.', bei welchem Vorſchlage weder iam vor veri adfectus venenum noch et am Anfange des neuen Satzes befriedigt. Die Bipontiner habe gar den abenteuerlichen Einfall gehabt, etiam in enim zu ändern, was als Betheurungspartikel nun den neuen Satz beginnen ſoll; beſſer als alle dieſe

Vorschläge ist der von Weissenborn, der etiam in etenim geändert hat, worin ihm schon der Emendator in dem codex Agricolae vorangegangen ist; indes auch mit dieser Aenderung dürfte das Wahre noch nicht getroffen sein. Betrachtet man das Verhältniß des ersten Satzes zum folgenden, so ergibt sich daß beide zueinander concessiv stehen: Zwar sprechen ich und du heute in größter Aufrichtigkeit miteinander, aber die übrigen lieber mit unserem Glücke (= hoher Stellung) als mit unser Person. Ist das die richtige Beziehung der beiden Gedanken, so wird sich als die wahrscheinlichste Aenderung ergeben: Etiam si ego ac tu simplicissime inter nos hodie loquimur, ceteri (= ceteri tamen) libentius cum fortuna nostra quam nobiscum. Die Art der Aenderung durch Hinzusetzung von zwei Buchstaben wird nicht als zu kühn erscheinen, zumal wenn man bedenkt, wie viele größere und kleinere Lücken sich in der zweiten Mediceer-Handschrift vorfinden; ganz dasselbe Verderbniß findet sich Hist. II, 32: Contra ipsis omnia opulenta et fida, Pannoniam, Moesiam, Delmatiam, Orientem cum integris exercitibus, Italiam et caput rerum urbem senatumque et populum, numquam obscura nomina, etiam aliquando obumbrentur, wo die einleuchtende Verbesserung etiam si al. obumbr. längst ihre Stelle in den Texten gefunden hat.

Als der Verrath, den nach dem Abfall der Flotte Cäcina mit seinen Oberoffizieren gespielt hatte, um sein Heer dem Vespasianus zu überliefern, im Lager bekannt wurde, sprach sich die höchste Entrüstung unter den Soldaten aus, denen Tacitus unter anderen folgende Worte in den Mund legt H. III, 13: Ut armatorum milia velut grex venalium exuli Antonio donum darentur (octo nimirum legiones unius classis accessionem fore), id Basso, id Caecinae visum: postquam domos hortos opes principi abstulerint, etiam militibus principem auferre. Wer die Stelle ohne irgend eine Rücksicht auf die handschriftliche Ueberlieferung in Betracht zieht, der muß fast auf die Vermuthung gerathen, daß in den letzten Worten die Casus verwechselt sind, da man nach dem vorausgehenden Zwischensatze nicht militibus principem, sondern milites principi auferre erwartet. Der Gedanke einer solchen Restitution lag nahe genug; weil aber sodann das doppelte principi störend erschien, so mußte man sich bequemen das Wort ganz auszustoßen, wodurch der Vermuthung aller äußerer Halt der Wahrscheinlichkeit entzogen wird. Eine richtige Beurtheilung der Lesart des Mediceus wird auch diese Stelle zum Reinen bringen. In dem Codex stehen nämlich die letzten Worte so: etiam militibus principem auferre litem. Daß in litem nur eine Sylbe fehlt und hier ursprünglich militem gestanden hat, liegt am Tage; allein ein alter Abschreiber hat es nicht gemerkt, dem wir nur danken müssen, daß er das verstümmelte Wort nicht ausgestoßen, und hat nun, da er in dem Gedanken etwas vermißte, aus eigenem Kopfe die Worte militibus principem eingeschwärzt. Scheiden wir diese aus und schreiben: etiam auferre militem, so erhalten wir den längst als nothwendig erkannten Gedanken, und dabei in einer solchen Form, bei der auch die Entstehung der handschriftlichen Lesart ihre wahrscheinliche Erklärung findet.

H. III, 62. Isdem diebus Fabius Valens Urbini in custodia interficitur. — — Natus erat Valens Anagniae equestri familia; procax moribus neque absurdus ingenio famam urbanitatis per lasciviam petere; ludicro Juvenalium sub Nerone velut ex necessitate, mox sponte mimos actitavit, scite magis quam probe etc. Statt petere hat der Med. peteret, wofür den Infinitiv zu setzen eine sehr wohlfeile Aenderung war; daß sie richtig ist, darf man sicher aus der bloßen Sprachform bezweifeln, indem historische Infinitive einzeln nicht aufzutreten pflegen. Irren wir nicht, so ist von der handschriftlichen Ueberlieferung nichts hinwegzunehmen, sondern eine kleine Sylbe hinzuzusetzen; wir schreiben nämlich nach ächt Taciteischer Form: neque absurdus ingenio, ni famam urbanitatis per lasciviam peteret: 'er konnte als geistreich erscheinen, hätte er nicht nach dem Rufe eines witzigen Kopfes durch Ausgelassenheit, d. i. durch Zotenreißerei gestrebt'.

H. IV, 40. Repeti inde cognitionem inter Musonium Rufum et Publium Celerem placuit, damnatusque Publius et Sorani moribus satis fac-

tum. Insignis publica severitate dies ne privatim quidem laude caruit: iustum iudicium explesse Musonius videbatur, diversa fama Demetrio cynicam sectam professo, quod manifestum reum ambitiosius quam honestius defendisset. Was die Lesart iustum iudicium betrifft, so müssen wir ganz dem Urtheil Nipperdey's beipflichten, der in seinen Emendationes historiarum Taciti (Jena 1855. 4) p. 13 schreibt: 'Cap. 90. recte Ernestius affirmavit vitiosa esse haec: Justum iudicium explesse Musonius videbatur. Accusaverat enim Musonius P. Celerem, qui olim Baream Soranum falso testimonio circumvenerat, eaque accusatione ut damnaretur Celer perfecerat. Nugantur autem qui iudicium pro accusatione et causae actione dici narrant aut iudicium explere idem esse interpretantur atque vernaculum einen Process durchführen. Praeterea Tacitus demonstrare vult hanc causam ne privatim quidem laude caruisse, hoc est magnam Musonio quoque laudem tulisse. Quae autem erat ista laus, iusta accusatione usum esse? Verum non multo melius iudicio est quod Ernestius proposuit, indicium. Plus enim quam indicium suscipit accusator, neque in iusto indicio maior laus est quam in iusta accusatione. Tacitus scripsit officium; unde primum ufficium, deinde quod nunc legimus natum est. Ideo laudabatur Musonius, quod non suam causam egerat, sed philosophus ipse sancti viri calamitatem ultus erat.' Wenn wir auch den negativen Theil dieser Beweisführung unbedingt als richtig anerkennen, so können wir doch der versuchten Verbesserung nicht das Prädicat einer völligen Evidenz einräumen. Nehmen wir an, daß ein Abschreiber bei iustum iudicium die Sylbe iu gedankenlos wiederholt hat, so dürfte die Verbesserung iustum odium explesse M. videbatur den Zügen der Handschrift noch näher liegen. Auch so erscheint der Ausspruch als ein Lob; denn der Hauptnachdruck liegt auf dem iustum. Ueber den Gedanken vergleichen wir, was Lysias im Proömium seiner Rede gegen Eratosthenes sagt §. 2.: *πρότερον μὲν γὰρ ἔδει τὴν ἐχθραν τοὺς κατηγοροῦντας ἐπιδεῖξαι, ἥτις εἴη πρὸς τοὺς φεύγοντας, νυνὶ δὲ παρὰ τῶν φευγόντων χρὴ πυνθάνεσθαι, ἥτις ἦν αὐτοῖς πρὸς τὴν πόλιν ἔχθρα ἀνθ' ὅτου τοιαῦτα ἐτόλμησαν εἰς αὐτὴν ἐξαμαρτάνειν.*

H. IV, 46. Inter quae militaris seditio exarsit. Praetorianam militiam repetebant a Vitellio dimissi, pro Vespasiano congregati; et lectus in eundem spem e legionibus miles promissa stipendia flagitabat. Bis hieher ist alles in Ordnung; dann aber begegnen wir einem schlimmen Verderbniß, indem in der Handschrift ein Blatt aus seiner Stelle gerathen ist. Jetzt nämlich stehen die Worte in folgender Ordnung: Ne Vitelliani quidem sine multa caede pelli poterant sed immensa pecunia — ferunt ne criminantium nuntiis bis zu templi magnificentiae defuisse crede — Die von uns durch Gedankenstriche umschlossenen Worte gehören dem Anfang des Cap. 52 bis zum Schlusse von Cap. 53 an. Nach defuisse crede geht die durch das Einschiebsel unterbrochene Rede wieder fort: sed immensa pecunia [ ] tanta vis hominum retinenda erat bis cap. 52 in.: Titum antequam digrederetur multo apud patrem sermone orasse, worauf als Anschluß an das Ende des 53. Cap. folgt dicebatur audita interim (cap. 54 in.). Die Versetzung des Blattes ist längst erkannt worden; man hat aber den Fehler begangen, an unrichtiger Stelle abzuschneiden; erst Haase hat richtig erkannt, mit welchem Worte das versetzte Blatt begonnen hat; nämlich nicht mit ne criminantium nuntiis, sondern mit ferunt ne crim. nuntiis, wodurch wir für Cap. 52 in. die sprachrichtige Form erhalten: Titum, antequam digrederetur, multo apud patrem sermone orasse ferunt, ne criminantium nuntiis temere accenderetur, während man bis jetzt Titum . . orasse dicebatur las. Das versetzte Blatt endete cap. 53 a. E. mit den Worten: id solum religio adnuere et prioris templi magnificentiae defuisse crede, worauf im nächsten Blatt, wenn man die richtige Ordnung herstellt, so fortgefahren wurde: dicebatur audita interim. Dafür hat richtig Haase defuisse credebatur geschrieben, wie schon früher Döderlein, ohne zu wissen wohin dicebatur gehöre, vermuthet hat; allein über die Entstehung von dicebatur, was man bisher an den Anfang des Cap. 52 gesetzt hat, wußte auch Haase

ſich keine Rechenſchaft zu geben. Und doch ſcheint die Sache ſo einfach. Fieng nämlich das neue Blatt im Anſchluß an crede mit batur an, ſo lag es einem Abſchreiber nahe, nachdem die Verſetzung der Blätter eingetreten war, das fragmentariſche Wort in fälſchlicher Weiſe zu ergänzen. Wenden wir uns nach dieſer Vorausſchickung zum Cap. 46 zurück, von dem wir ausgegangen ſind, ſo kann es nicht befremdend erſcheinen, daß den früheren Herausgebern, da ſie sed inmensa pecunia ferunt tanta vis hominum retinenda erat zuſammenlaſen, eine Verbeſſerung der Stelle nicht gelingen konnte; die meiſten nahmen außer dem Verderbniß in ferunt noch ein weiteres durch den Ausfall vor einem oder mehreren Worten an. Für lückenhaft betrachtet die Stelle auch Haaſe, der, indem er gegen alle äußere Wahrſcheinlichkeit dicebatur wie ein verſprengtes Wort hier einſchaltet, die ganze Stelle ſo gibt: ne Vitelliani quidem sine multa mercede pelli poterant: sed inmensa pecunia dicebatur, qua tanta vis hominum retinenda erat. Es iſt aber ſehr die Frage, ob nicht, nachdem einmal ferunt ſeine richtige Stelle erhalten hat, alles übrige ſich in vollſtändiger Richtigkeit befindet, und nur der Gedanke des Autors durch große Kürze der Darſtellung etwas verdunkelt erſcheint. Wir glauben nämlich daß die Worte: 'ne Vitelliani quidem sine multa caede pelli poterant: sed inmensa pecunia tanta vis hominum retinenda erat' ſo erklärt werden müſſen: Auch die Vitellianer konnten nicht ohne vieles Blutvergießen mit ihren Forderungen abgetrieben werden: allein es hätte eine ungeheure Summe bedurft, um eine ſo große Menſchenmenge zu behalten; daher griff Mucianus zu einem anderen Mittel. Die Worte sed inmensa . . retinenda erat beziehen ſich nicht bloß auf das letzte Glied von den Vitellianern, ſondern eben ſo gut auf die Forderungen der entlaſſenen Prätorianer und der Legionarſoldaten. Zuerſt gibt Tacitus die Truppengattungen an, die man theils höher beſolden, theils, wie die Vitellianer, behalten ſollte; dann das Bedenken, die hiezu nöthige Geldſumme aufzutreiben; endlich die Hinterliſt, mit der ſich Mucianus aus der Schlinge gezogen hat.

Die letzte Stelle, welche wir vorlegen, findet ſich im 5. Buche cap. 4, wo Tacitus die ſagenhaften Gründe erörtert, warum die Juden je den ſiebenten Tag zur Ruhe beſtimmt, und mit der Zeit, als ihnen die Unthätigkeit behagte, auch je das ſiebente Jahr dem Müßiggang geweiht hätten. Daſelbſt heißt es nach der Lesart des Mediceus: Alii honorem eum Saturno haberi, seu principia religionis tradentibus iudeis (richtig Lipſius Idaeis), quos cum Saturno pulsos et conditores gentis accepimus, seu quod de septem sideribus, quis mortales reguntur, altissimo orbe et praecipua potentia stella Saturni feratur ac pleraque caelestium vim (richtig Bezzenberger viam) suam et cursum (cursus Med.) septimos per numeros commearent. Nach den einleuchtenden Verbeſſerungen, die an dieſer Stelle bereits Lipſius und Bezzenberger vorgenommen haben, erſcheint die Stelle noch nicht vollſtändig auf's Reine gebracht. An der Phraſe quis mortales reguntur hat ſich zuerſt der ſcharfſinnige Eduard Wurm, dem ich für meine neue Ausgabe des Tacitus mehrere treffende Verbeſſerungen verdanke, geſtoßen und mit großer Wahrſcheinlichkeit res zwiſchen mortales und reguntur eingeſchaltet; aber ganz entſchieden verderbt iſt commearent, wie ſich ſchon aus der falſchen Zeitenfolge bei vorausgehendem ferant ergibt. Man wird in dem Ausgange earent eine Conjunctivendung auf eant zu ſuchen haben und da bietet nun compleant eine erwünſchte Aushilfe.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. Mai.

Nr. 53. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 14. März 1857.

1) Herr Professor Dr. Pettenkofer hielt folgenden Vortrag:

„Ueber die wichtigsten Grundsätze der Bereitung und Benützung des Holzleuchtgases".

Eben damit beschäftiget, eine größere Arbeit über den genannten Gegenstand durchzuführen, deren Veröffentlichung in den Abhandlungen der technischen Kommission bei der Akademie sich jedoch in Folge anderer dringender Beschäftigung noch einige Zeit verzögern wird, erlaube ich mir einstweilen diese kurze Notiz der mathematisch-physikalischen Classe mitzutheilen.

Die Versuche, das Holzgas zur Beleuchtung zu benützen, haben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ihren Anfang genommen. Die Thermolampe von Lebon, ein Holzgasapparat, hat damals und auch noch Anfangs dieses Jahrhunderts mehrfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, namentlich in Gegenden von Deutschland, Schweden und Rußland, wo die Steinkohle selten war. Diese Beleuchtungsart konnte sich aber nirgends behaupten und wurde überall wieder schnell verlassen, wohl vorzüglich aus dem Grunde, weil die Leuchtkraft des Gases allzu gering war, und mit dem Steinkohlengase in dieser Beziehung nicht entfernt eine Concurrenz bestehen konnte, welches sich inzwischen mehr und mehr entwickelt und verbreitet hat. Es ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß sich das Holzgas der damaligen Zeit irgendwo auf den Standpunkt eines regelmäßigen Beleuchtungsdienstes erschwungen hätte. Dumas bezeichnet dies in seiner angewandten Chemie Bd. I Buch II, Kapitel VIII (deutsche Bearbeitung von Engelhart und Buchner Bd. I S. 724) mit klaren Worten: „Die Thermolampe von Lebon, ein Apparat, welcher zu gleicher Zeit Wärme und Licht verbreitet, und welchen er als Hausgeräth einführen wollte, hatte keinen Erfolg, sei es nun der schwierigen Behandlung oder des schwachen Lichtes wegen, welches dieselbe erzeugte. Die Gase, welche sich darin bildeten, konnten nur Sumpfluft und Kohlenoxydgas sein, welche bekanntlich beide sehr schwach leuchten".

Die auf die Resultate der Thermolampe gegründete Ansicht wurde von allen gelehrten Chemikern angenommen, und es sind bisher in der Wissenschaft keine Thatsachen bekannt geworden, welche dieser Ansicht widersprechen konnten, hingegen viele, welche sie bestätigten. Im Jahre 1849 wurde ich veranlaßt, neue Versuche über Holzgas anzustellen. Ich fand vollkommen bestätigt, was Dumas angibt, nämlich daß man bei der Temperatur der Verkohlung des Holzes nur solche Gase erhält, welche zur Beleuchtung nicht dienen können, weil neben Kohlensäure, Kohlenoxyd und Sumpfgas keine schweren oder Doppelkohlenwasserstoffe sich bilden. Die Temperatur des siedenden Queckſilbers, bei welcher die Steinkohle noch nicht im mindesten zersetzt wird,

reicht hin, Holz vollständig zu verkohlen. Wenn man kleine Holzstücke in eine Glasretorte bringt, welche zur Hälfte mit Quecksilber gefüllt ist, und dieses bis zum Sieden erhitzt, so wird das Holz vollständig verkohlt; man erhält schwarze glänzende Kohle. Fängt man die dabei sich entwickelnden Gase auf, so erhält man ein Gemenge, welches nach völliger Abkühlung und Trocknung

in 100 Theilen 54,5 Kohlensäure,
33,8 Kohlenoxyd und
6,6 Sumpfgas

mit Einschluß von etwa 5 Prozent atmosphärischer Luft enthält. Bei der Prüfung dieses Gasgemisches mit rauchender Schwefelsäure nach der Methode von Bunsen ergibt sich keine bemerkbare Verminderung des Volum's, so daß man auf eine fast völlige Abwesenheit von schweren Kohlenwasserstoffen schließen kann. —

Werden aber die Dämpfe, welche bei der Verkohlung des Holzes entweichen, noch wesentlich höher erhitzt, so entsteht beträchtlich mehr Gas und gehen Zersetzungen vor sich, bei denen schwere Kohlenwasserstoffe sich bilden, und zwar in solcher Menge und von so bedeutendem Kohlenstoffgehalte, daß dieses Holzgas reicher daran ist, als das Gas der gewöhnlichen Steinkohle.

Die bei höherer Temperatur aus Holz entstandenen Gase enthalten nach ihrer völligen Abkühlung

18 bis 25 Procente Kohlensäure
40 „ 50 „ Kohlenoxyd
8 „ 12 „ Einfachkohlenwasserstoff (Sumpfgas)
14 „ 17 „ Wasserstoff
6 „ 7 „ Schwere Kohlenwasserstoffe.

Nach den Analysen schwankt der Kohlenstoffgehalt eines Volums der im Holzgase enthaltenen schweren Kohlenwasserstoffe zwischen 2,8 und 3,1 Volumen Kohlenstoffdampf *).

Verschiedene Holzarten geben ziemlich gleich zusammengesetzte Gase, so daß zwischen Buchenholz und Fichtenholz in dieser Beziehung kaum ein Unterschied besteht, der sich auch in den Nebenprodukten Holztheer, Holzessig und Holzkohlen nicht wesentlich zeigt.

Mit diesen Beobachtungen ist das Holzgas unbestreitbar in die Reihe der leuchtfähigen Stoffe eingetreten. Die Form des Apparates, in welchem die Verkohlung des Holzes und die Erhitzung der Dämpfe vorgenommen wird, kann natürlich sehr verschieden sein. Meine ersten Versuche im kleinen Maaßstabe führte ich in einem gußeisernen Rohre aus, dessen glühender Theil zu $\frac{2}{3}$ mit Holz und zu $\frac{1}{3}$ mit kleinen Eisenstücken gefüllt war. Wenn das Rohr und die Eisenstücke hellroth glühend waren, wurde das Holz eingeschoben. Bei der Anwendung im Großen wurde anfangs die Retorte, in welcher das Holz verkohlt wurde, mit Röhren umgeben, welche glühend erhalten wurden, und in denen die Dämpfe hin und her gehen mußten, gegenwärtig aber hat man diese complicirten Retorten verlassen und bedient sich einfacher, welche den Holzdämpfen den gleichen Hitzgrad mittheilen, wie die complicirten. Dieselben sind nämlich im Verhältniß zu einer Ladung Holz (60 Kilogr.) sehr groß, sie würden mit Leichtigkeit die dreifache Menge Holz fassen. Bei diesen einfachen Retorten muß übrigens das Holz sehr gut getrocknet sein, wenn man viel und gutes Gas erhalten will. In $1\frac{1}{2}$ Stunde ist die Destillation beendigt, und man er-

*) Analyse eines Holzgases aus der Fabrik des Eisenbahnhofes zu München, im ungereinigten Zustande:

25,72 Kohlensäure
40,59 Kohlenoxyd
11,06 Einfach-Kohlenwasserstoff
15,07 Wasserstoff
6,91 Schwerer Kohlenwasserstoff.

In 1 Volum der schweren Kohlenwasserstoffe sind 2,82 Volume Kohlenstoffdampf.

Analyse eines Holzgases aus der Fabrik der Stadt Bayreuth, wie es zur Beleuchtung diente:

2,21 Kohlensäure
61,79 Kohlenoxyd
9,45 Einfach-Kohlenwasserstoff
18,43 Wasserstoff
7,70 Schwerer Kohlenwasserstoff
0,42 Stickstoff.

In 1 Volum der schweren Kohlenwasserstoffe sind 3,1 Volume Kohlenstoffdampf.

hält nach Abzug der Kohlensäure mindestens circa 16 Kubikmeter (nahezu 600 bayr. Kubikfuß) leuchtendes Gas.

Die Beobachtung, daß es von der Temperatur der Holzdämpfe abhänge, ob sich nach der Condensation im Gase leuchtende Kohlenwasserstoffe in hinlänglicher Menge finden oder nicht, ist als der Kern der ganzen Holzgasfabrikation zu betrachten.

In dem Zustande, in welchem das Gas aus der Retorte kommt, und nachdem es abgekühlt, ist es noch nicht brauchbar als Licht; denn es enthält im Vergleiche mit den sonst üblichen Leuchtgasen eine ungewöhnlich große Menge Kohlensäure. Die Gegenwart der Kohlensäure beeinträchtigt die Leuchtkraft aller Gase in einem höchst auffallenden Grade. Das Leuchten einer Gasflamme beruht bekanntlich darauf, daß sich in Folge der Hitze an der verbrennenden Oberfläche derselben Kohlenstoff ausscheidet, und dieser weiß glühend wird, bevor er selbst im Sauerstoff zu verbrennen vermag. Wenn man ein Leuchtgas mit einer hinlänglichen Menge atmosphärischer Luft mischt, so brennt es bekanntlich mit sehr hoher Hitze, aber ohne zu leuchten.

Die Temperatur, bei welcher sich Kohlenstoff aus den Leuchtgasen ausscheidet, ist nicht niedriger als jene Temperatur, bei welcher dieser Kohlenstoff in vorhandenem Sauerstoffe verbrennt, ohne sich zuvor auszuscheiden. Ebenso wie der freie Sauerstoff der atmosphärischen Luft wirkt auch theilweise der gebundenene Sauerstoff der Kohlensäure und des Wassers auf die Kohle: im ersten Falle entstehen Kohlenstoff und Kohlenoxyd, im letzteren Wasserstoff und Kohlenoxyd. 2 Volume Kohlensäure können 1 Volum Sauerstoff zur Verbrennung von Kohle abgeben, oder, was in der Flamme das Gleiche ist, die Ausscheidung von weißglühendem Kohlenstoffe in diesem Verhältnisse verhindern. In 1 Volum Kohlensäure ist mithin für die Leuchtkraft eines Gases so viel schädlicher Sauerstoff, als in $2\frac{1}{2}$ Volumen atmosphärischer Luft, welche nur $\frac{1}{5}$ Sauerstoff enthält. Hieraus erklärt sich die große Schädlichkeit der Kohlensäure in allen Leuchtgasen. Die Steinkohlen liefern bei der Destillation gemäß ihrer Zusammensetzung viel weniger Kohlensäure, als Holz, — zwischen beiden stehen die Braunkohlen. Es ist somit klar, daß die Kohlensäure auch aus dem Holzgase möglichst entfernt werden muß. Im Großen geschieht es mit trockenem Kalkhydrat, und haben die Apparate eine solche Vollkommenheit erreicht, daß bei einiger Sorgfalt höchstens $\frac{1}{4}$ Prozent Kohlensäure im Gase zurückbleibt.

Ein dritter wichtiger Punkt bei allen Leuchtgasen ist die Größe der Oeffnungen an den Brennern. Schon aus der oben mitgetheilten Zusammensetzung des Holzgases geht hervor, daß dasselbe, auch von Kohlensäure befreit, ein viel größeres spezifisches Gewicht haben müsse, als Steinkohlengas. Man kann annehmen, daß das spezifische Gewicht durchschnittlich nicht unter 700 betragt, das der Luft als 1000 angenommen. Das Steinkohlengas erreicht in der Regel nicht 500. Diese Verhältnisse sind von größter Wichtigkeit für die Form und den Umfang des Flammenkörpers. Je leichter das Gas, desto leichter die Ausströmung und Ausdehnung in der Luft, — je schwerer dasselbe, desto träger das Ausströmen und Aufsteigen in der Luft. Ein leichteres Gas wird beim Ausströmen die umgebende Luft mehr durchschneiden und trennen, während ein schwereres Gas sich im Verhältniß mehr mit der umgebenden Luft reiben und mischen wird. Damit diese Mischung mit Luft nicht einen der Leuchtkraft schädlichen Grad erreiche, muß die Ausströmöffnung an den Brennern bei Holzgas wesentlich breiter sein, als bei Steinkohlengas. Holzgas, aus gewöhnlichen Steinkohlengasbrennern, die für ein stündliches Consumo von 70 bis 100 Liter (3—4 Kubikfuß) berechnet sind, unter etwas starkem Drucke gebrannt, gibt in der Regel eine fast ganz lichtlose Flamme, während dasselbe Gas in derselben Menge aus Brennern mit weiten Oeffnungen gebrannt, eine Leuchtkraft entwickelt, welche über der des gewöhnlichen Steinkohlengases steht. Nach sehr genauen und umfangreichen Untersuchungen der Herren von Liebig und Steinheil verhält sich die Leuchtkraft des Holzgases zu der des Steinkohlengases wie 6 : 5.

Abgesehen von der Billigkeit, die sich nach lokalen Verhältnissen richtet, hat das Holzgas einen Vorzug vor dem Steinkohlengase darin, daß es unter allen Umständen frei von Schwefel- und Am-

moniak-Verbindungen ist, so daß bei seiner Verbrennung niemals schweflige Säure oder Salpetersäure entstehen kann, was bei Steinkohlengas manchmal in fühlbarem Grade vorkommt. Seiner absoluten Unschädlichkeit für zarte Farben und Metalle hat dieses Gas namentlich seine Einführung in Basel und Pforzheim zu danken. Auch die jüngsten Versuche in Zürich bestätigen wieder die gänzliche Unschädlichkeit des verbrannten und nicht verbrannten Holzgases für die zartesten Farben auf Seide.

Der Geruch des Holzgases ist sehr durchdringend und leicht wahrnehmbar, aber den meisten Personen nicht so widerlich, wie der des Steinkohlengases.

So viel in aller Kürze über die wesentlichsten, wissenschaftlichen Grundlagen der Holzgasbeleuchtung, welche selbstverständlich auch auf Torf und Braunkohlen anwendbar sind.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, einige historische Notizen über die Entstehung des Holzgases beizufügen. Die erste Anregung zur Wiederaufnahme der Versuche über die anscheinend längst erledigte Frage, ob man aus Holz concurrenzfähiges Leuchtgas gewinnen könne oder nicht, verdanke ich Herrn Baurath Ruland in München. Er veranlaßte mich im Winter $18\frac{4}{4}\frac{8}{9}$ zu Versuchen mit sehr harzhaltigem Holze. Als ich aber fand, daß selbst Holz mit 25 Procent Harzgehalt noch kein Gas von hinlänglichem Kohlenstoffgehalte liefere, fing ich an, im Processe der Holzdestillation eine Ursache zu suchen, welche das Entstehen von Leuchtgas verhindere. Als solche betrachtete ich zuletzt die niedrige Temperatur, bei welcher das Holz in Kohle und Dämpfe zerfällt. In diesem Punkte unterscheidet sich die Zersetzung des Holzes und der Steinkohle wesentlich. Während Letztere bei der Temperatur, welche eben zu ihrer vollständigen Verkohlung hinreicht, bereits Gase von sehr hohem Kohlenstoffgehalte liefert, entwickelt Holz bei der viel niedrigeren Temperatur, bei welcher es verkohlt, nur Gase ohne Leuchtkraft; erst bei einer viel höheren Temperatur, als zur Verkohlung des Holzes erforderlich ist, entstehen leuchtende Kohlenwasserstoffe und vermehrt sich auch die Menge der übrigen Gase. Aber selbst nachdem ich dieses wußte und nachgewiesen hatte, blieb mir am Holzgase noch manches räthselhaft, bis ich die unerläßliche Nothwendigkeit der Entfernung der Kohlensäure und die wesentliche Funktion der Weite der Ausströmöffnungen an den Brennern erkannt hatte. Erst jetzt gelang es mir, die Leuchtkraft des Holzgases zur Anschauung und Geltung zu bringen. Nachdem die Sache principiell so weit geordnet war, sollten die für die Ausführung im Großen nöthigen Erfahrungen gewonnen werden. Ich ermunterte zwei meiner Freunde, H. Baurath Ruland und H. v. Pauli, Direktor des bayrischen Civil-Bauwesens, ein solches Unternehmen mit Rath und That zu unterstützen. Wir bewarben uns, den damals neuerrichteten Bahnhof in München auf unsere Kosten mit Holzgas zu beleuchten, und das Gas bei gleicher Leuchtkraft noch billiger zu liefern, als man es aus der großen für die Stadt München bestehenden Steinkohlengasfabrik bezogen hätte. Die regelmäßige Beleuchtung des Bahnhofes mit Holzgas begann am 18. März 1851 und besteht seitdem ununterbrochen zur Zufriedenheit der Bahnhofverwaltung und der Unternehmer.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. Mai.

Nr. 54. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 14. März 1857.

1) Herr Professor Dr. Pettenkofer:

„Ueber die wichtigsten Grundsätze der Bereitung und Benützung des Holzleuchtgases".

(Schluß.)

Als die Versuche im Großen noch mehr Kapitalien erheischten, schlossen sich uns Dreien noch die HH. Fabrikbesitzer Anton Riemerschmid in München und L. A. Riedinger in Augsburg an. Wenn das Holzgas gegenwärtig als ein gerundeter, brauchbarer Industriezweig vor den Augen der Welt steht, so hat man es nur dem Vertrauen, der Opferbereitwilligkeit und Einsicht meiner vier Freunde zu danken, denen ich anfangs nichts weiter zeigen konnte, als die Resultate eines kleinen unansehnlichen Apparates in meinem Laboratorium, wo ich höchstens 100 Grammen Holz auf einmal destilliren konnte. Ein so kleiner Maßstab genügte diesen einsichtsvollen Männern, um sich zu entschließen, das Holzgas gegenüber dem Vorurtheil der gesammten wissenschaftlichen und industriellen Welt in's Leben einzuführen. Um die technische Entwicklung und Ausbildung der Sache hat Hr. L. A. Riedinger das überwiegendste Verdienst, und ich betrachte es als ein besonders glückliches Ereigniß, daß sich die ganz ungewöhnliche technische und industrielle Begabung dieses Mannes auch dem Holzgase zugewendet hat.

Das Holzgas hat seit 6 Jahren in Deutschland und der Schweiz bereits eine nennenswerthe Verbreitung, namentlich durch die Thätigkeit des Hrn. Riedinger erhalten. Abgesehen von einzelnen Anstalten und Fabriken sind die Städte Bayreuth, Koburg, Würzburg. Darmstadt, Gießen und Zürich durch Hrn. Riedinger, die Stadt Basel durch Hrn. Dollfus, die Stadt Heilbronn durch Hrn. Schäuffelen, die Stadt Pforzheim durch Hrn. Benkieser und die Stadt Gotha durch Hrn. Blochmann in dieser Zeit mit Holzgas beleuchtet worden. In Folge der von Hrn. Riedinger erzielten günstigen Resultate sind neuerdings mit den Städten Regensburg, Ulm, Erlangen, St. Gallen, Schweinfurt und Kempten bereits feste Verträge für Holzgasbeleuchtung abgeschlossen worden, welche theils in diesem, theils in den folgenden Jahren zur Ausführung kommen werden.

2) Hr. Prof. Kuhn sandte folgende Mittheilung ein:

„Ueber eine abgeänderte Einrichtung der Kupferzinkkette".

Die Untersuchungen mit verschiedenen Volta'schen Combinationen, welche ich mit den von der naturwissenschaftlich technischen Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften mir hochgefälligst gewährten

Mitteln ſchon ſeit einiger Zeit vornehme, führten mich auf eine Abänderung der gewöhnlichen Kupferzinkkette, deren Einrichtung für die Anwendung mir nicht unwichtig zu ſein ſcheint.

Ich erlaube mir daher hierüber die nachſtehende kurze Mittheilung der hochverehrlichen Claſſe hiemit vorzulegen.

Unter den vielen Einflüſſen, welche auf die Stromſtärke einer Volta'ſchen Kette außer den bekannten Elementen einwirken, ſind die Temperatur, ſowie das richtige Verhältniß der Oberflächen beider feſten Erreger nicht die unwichtigſten.

Es iſt ſchon längſt durch Verſuche beſtätiget, daß es durchaus nicht gleichgiltig iſt, welche Zinkfläche man z. B. in einer Kupferzinkkette einer gegebenen Kupferfläche entgegen zu ſetzen hat, um der Volta'ſchen Kette die größtmöglichſte Wirkſamkeit zu verſchaffen; ferner iſt ſchon vor langer Zeit durch Verſuche nachgewieſen worden, daß der Einfluß der Temperatur auf die Wirkung einer geſchloſſenen Kette nicht unbedeutend iſt, und demnach hat man bei der Conſtruction Volta'ſcher Combinationen auf dieſe beiden Umſtände bis jetzt viel zu wenig Rückſicht genommen.

Indem ich den Einfluß dieſer Umſtände näher unterſuchte, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß man unter gehöriger Berückſichtigung derſelben die Kupferzinkketten ſo einzurichten im Stande iſt, daß dieſe der Wirkung der Kohlenzinkketten nicht bloß ſehr nahe gerückt werden können, ſondern denſelben in manchen Fällen ſogar gleichkommen.

Ich habe, indem ich jedes Element ſo zuſammenſetzte, daß man in dieſem das richtige Verhältniß zwiſchen der Größe der Oberflächen von Zink und Kupfer zu wählen im Stande iſt, auf dieſe Principien eine Abänderung der Kupferzinkkette gegründet, bei welcher man den Einfluß der Temperatur auf die Erregungsflüßigkeiten während der Wirkung der Kette berückſichtigen kann, und deren Leiſtung bei Einſchaltung größerer oder kleinerer Widerſtände im Verhältniſſe zu den Wirkungen der bekannten Volta'ſchen Combinationen einige Beachtung verdienen dürfte.

Ueber die Details der Leiſtungen dieſer Batterie, ſo wie über die mit derſelben vorgenommenen Meſſungen werde ich bei einer anderen Gelegenheit zu berichten die Ehre haben.

---

3) Hr. Profeſſor Dr. **Vogel jun.** trug vor:

„Ueber die ſpecifiſche Gewichtsbeſtimmung von Flüſſigkeiten“, gemeinſchaftlich mit Herrn Dr. **Reiſchauer** ausgeführt.

Unter den zum Abwägen gleicher Volumina von Flüſſigkeiten behufs der Beſtimmung ihrer ſpecifiſchen Gewichte bisher angewandten Gefäßen ſind die vor der Lampe geblaſenen enghalſigen Kölbchen entſchieden die vorzüglichſten. Bei gleicher, wenn nicht größerer Genauigkeit ſchließt dieſe Vorrichtung das unvermeidliche Ueberlaufen der Flüſſigkeit aus, eine Unbequemlichkeit, welche bei den für gleiche Zwecke conſtruirten Gefäßen, mit Glasſtöpſel oder eben geſchliffenen Glasplatten verſehenen Fläſchchen, ſtets mit einer Vergeudung der oft koſtbaren Flüſſigkeit verbunden iſt. Man muß daher gewiß dem Ausſpruche Otto's in ſeinem vortrefflichen Lehrbuche*) vollkommen beipflichten, wenn er in Bezug auf dieſen Gegenſtand ſagt: „Man kann dreiſt behaupten, daß derjenige nie wieder zu einer andern Methode der Beſtimmung des ſpecifiſchen Gewichts zurückkehren wird, der ſich einmal der beſchriebenen kleinen Glaskölbchen für dieſen Zweck bedient hat“.

Nun aber iſt auf das ſpecifiſche Gewicht die Ausdehnung der Flüſſigkeiten durch die Wärme vom größten Einfluß, ſo daß bei genaueren Beſtimmungen dieſer Art auf dieſelbe nothwendigerweiſe Rückſicht genommen werden muß. Namentlich würde man ohne dieſe Rückſichtnahme bei Flüſſigkeiten, deren Ausdehnung bedeutend von der des Waſſers abweicht, von der Wahrheit nicht unbeträchtlich entfernte Re-

---

*) Otto Graham, Lehrbuch der Chemie. 2. Auflage. Braunſchweig 1844. B. I. S. 292.

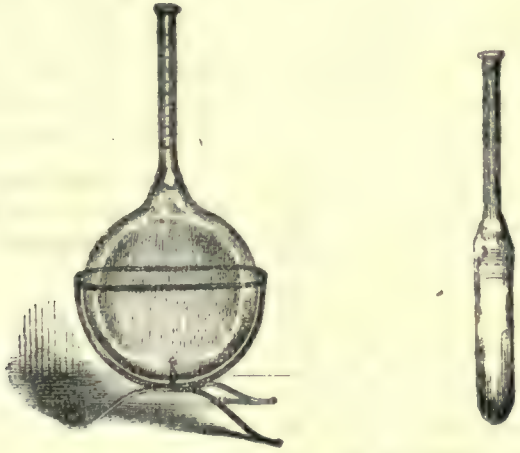
sultate erhalten. Wir brauchen nur die specifischen Gewichtsbestimmungen der Mischungen aus Alkohol und Wasser zu erwähnen, um daran zu erinnern, daß ohne die Berücksichtigung dieses Factors man immer nur einen annähernden Werth für den Alkoholgehalt aus dem uncorrigirten specifischen Gewicht ableiten würde.

Will man diesen Anforderungen entsprechen in specifischen Gewichtsbestimmungen von Flüssigkeiten, deren Ausdehnung nicht genau bekannt ist, oder eben erst durch den Versuch ermittelt werden soll, so sieht man sich genöthigt, die Flüssigkeit durch Erwärmen oder Abkühlen auf einen bestimmten Temperaturgrad zu bringen. Sucht man dies durch Eintauchen in ein weiteres Gefäß mit Wasser von der erforderten Temperatur zu erreichen, so wird es nur schwierig zu erlangen sein, daß die ganze Masse der Flüssigkeit einen gleichförmigen Wärmegrad annehme, jedenfalls aber würde es eine längere Zeit erfordern, bis die Temperaturausgleichung durch das ganze kugel- oder birnförmige Gefäß stattgefunden hätte.

Wollte man durch ein eingebrachtes Thermometer sich von dem Temperaturgrade im Innern des Gefässes überzeugen, so wäre dadurch aber die Anwendung der oben erwähnten enghalsigen Fläschchen ausgeschlossen, indem sich das Thermometer nicht wohl durch dessen engen Hals einfügen ließe, und es ebenso wenig gestattet wäre, dasselbe seitlich einzuschmelzen, da das Trocknen vermittelst Durchsaugen von Luft durch das erhitzte Gefäß geschieht. Aus dem Bestreben, den Temperatureinfluß bei derartigen Bestimmungen berücksichtigen zu können, mag wohl das sogenannte 1000Gransfläschchen mit seinem Thermometer im Innern hervorgegangen sein. Die Kugel des letztern befindet sich aber meistens nahe am Boden und zeigt also beim Abkühlen oder Erwärmen nur eben die Temperatur der unteren Flüssigkeitsschicht, von welcher die der Mitte der Flüssigkeit noch bedeutend abweichen kann.

Direkte Versuche bestätigten es, daß die Temperaturausgleichung noch lange nicht vor sich gegangen war, wenn das Thermometer schon die verlangte Temperatur anzeigte.

Diesen Umstand, der von weit größerem Einfluße ist, als man wohl gewöhnlich annimmt, gehörig würdigend, wählten wir, da wir für andere Zwecke des angeführten Beispiels genauer Alkoholbestimmungen aus dem specifischen Gewichte benöthigt waren, die nachfolgende Gestalt des enghalsigen Fläschchens.



Sie unterſcheidet ſich von dem in Otto's Lehrbuch a. a. O. aufgeführten dadurch, daß ihr Bauch möglichſt flach gedrückt iſt, wodurch es offenbar bedeutend erleichtert werden muß, die nunmehr ganz dünne Flüſſigkeitsſchicht mit dem äußeren Abkühlungs- oder Erwärmungswaſſer binnen Kurzem auf gleiche Temperatur zu bringen.

Die Herrichtung ſolcher Fläſchchen erfordert keine beſondere Fertigkeit im Glasblaſen. Das für den Bauch des Kölbchens beſtimmte Rohr wird etwas ſtark im Glaſe gewählt, damit beim Aufblaſen die Wände nicht zu dünn ausfallen, was wegen der flachen Geſtalt des Gefäßes leicht ein Zerdrücken zur Folge haben könnte. Das Rohr wird bis zum Durchmeſſer des Halſes ausgezogen und dieſer aus noch zu erörternden Gründen von einem engen Rohre angelöthet. Darauf zieht man das ſtarke Rohr am anderen Ende ab und bläſt es zur entſprechenden Weite auf. Zuvor hat man an einer vertikalen Wand eines Holzklotzes eine ebengeſchnittene Kohle ſo befeſtigt, daß ihre ebene Fläche gleichfalls vertikal zu ſtehen kömmt und die Vorrichtung handgerecht auf dem Blaſetiſch aufgeſtellt. Das aufgeblaſene Kölbchen hält man vor dieſe vertikale Kohle und nähert ihm nur unter ſchwachem Einblaſen mit der linken Hand ein ähnliches Kohlenſtück, und preßt das Kölbchen ſolcher Weiſe flach. Damit aber daſſelbe überall einen gleichen Durchmeſſer erhält, hat man zwiſchen die beiden Kohlen ein Brettchen aufrecht geſtellt, das ihre gegenſeitige Annäherung nur bis auf die gewünſchte Dicke des Bauches geſtattet. Es gelingt auf dieſe Weiſe leicht, zierliche Inſtrumente dieſer Art herzuſtellen. Für Ungeübtere wollen wir bemerken, daß wenn es nicht gut gelingen ſollte, den Glaszapfen vom Abziehen des weiten Rohres vollſtändig zu entfernen, man gut thun wird, denſelben durch Abſchleifen zu beſeitigen. Letzteres erſcheint um ſo wünſchenswerther, als ohnehin der Glaszapfen beim Aufblaſen leicht etwas auf die Seite rückt und ſolcher Weiſe das Inſtrument verunſtalten würde.

Das Füllen und Ausleeren dieſer Gefäße geſchieht ganz nach der von Otto angegebenen Art mittelſt fein ausgezogener Pipetten, die zur Bequemlichkeit eine Marke haben, durch welche in ihnen ein

gleiches Volumen mit dem Fläſchchen angegeben wird, um mit einmaligem Ausheben die Füllung bewirken zu können.

Eine andere Vorrichtung an unſerem Inſtrumente bezieht ſich auf das Füllen bis zur Marke. Es kann unbequem ſein, namentlich bei gewiſſen Flüſſigkeiten, das Fläſchchen gerade bis zu einer beſtimmten Marke genau zu füllen und einen Ueberſchuß mittelſt Filtrirpapiers oder Haarröhrchen ꝛc. hinwegzunehmen. Wir haben deshalb den calibriſchen Hals des Kölbchens mit einer Graduirung verſehen, welche nach dem Gewicht des Waſſer-Volumens eingetheilt und bezeichnet iſt. Man braucht ſo die Flüſſigkeit nur bis zu einem gewiſſen Theilſtrich ſteigen zu laſſen, um jedesmal an dieſem das Gewicht des gleichen Volumens Waſſers abzuleſen. Aus dieſem Grunde muß, wie oben erwähnt, der Hals von einem calibriſchen Rohre eigens an den Bauch gelöthet ſein, während bei Inſtrumenten der Art mit einfacher Marke ein einfaches Ausziehen hinreichte. Es iſt jedoch darauf aufmerkſam zu machen, daß man den Hals der Flaſche, wenn man den durch ihre Geſtalt bedingten Nutzen der erleichterten Temperaturbeobachtung wirklich ziehen will, von hinreichend geringem Durchmeſſer wählen müſſe, weil ſonſt durch die Unſicherheit im Ableſen, beſonders wenn die Ausdehnung der Flüſſigkeit nicht ſehr von der des Waſſers abweicht, der Vortheil der Temperaturberückſichtigung verſchwinden würde. Zur Erzielung einer größeren Genauigkeit wird man ſich gern der etwas mühſameren Füllung des Fläſchchens mit einem ſehr engen Halſe unterziehen.

Zur Aufſtellung auf der Wage dient das kleine aus der Zeichnung ſelbſt verſtändliche Stativ von dünnem Meſſingraht.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. Mai.

Nr. 55. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. März 1857.

1) Der Classensekretär Herr Archiv-Direktor Dr. Rudhart hielt einen Vortrag über:

„Die Literatur über Wallenstein seit 1851 — 1856.

Nicht die Naturwissenschaften allein sind es, die in unseren Tagen mit Riesenschritten vorwärts gegangen sind; auch die Geschichte bleibt nicht zurück, sondern geht auf der Bahn des Forschens und Aufspürens unbekannter und bisher verborgener Quellen mit starken Schritten vorwärts. Die Thätigkeit auf diesem Gebiete des menschlichen Wissens verdient alle Anerkennung nicht nur was die Historie im allgemeinen betrifft, sondern auch die speciellen und specielsten Zweige derselben. Dies gibt sich kund, um nur Ein Beispiel anzuführen, bei einem Blicke auf die „Waldstein's-Literatur", die in dem eben abgelaufenen Jahre 1856 allein über 400 mehr oder minder umfangreiche Documente zu Tage gefördert hat. Und noch weiteres über denselben Gegenstand ist uns in nahe Aussicht gestellt.

Daß der wichtigste Moment im vielbewegten Leben Waldstein's seine letzten Jahre seien, in diesen aber vornehmlich die in unsern Tagen so vielfach besprochene Frage über des kaiserlichen Oberfeldherrn Schuld oder Nichtschuld, ist wohl außer Zweifel. Und nur bezüglich dieser Frage haben wir den Blick auf die seit dem Jahre 1851 erschienenen Werke zu werfen unternommen. Alles diesem Vorgängige bleibt von uns unberücksichtigt.

In Deutschland nun, um auf die Publicationen des Jahres 1856 zurückzukommen, ist es P. Ritter v. Chlumecky, mährisch-ständischer Archiv-Direktor, der in den „Regesten der Archive im Markgrafthum Mähren, Brünn", 1856, gr. 8. auf 244 SS. 329 Briefe Waldstein's vom Ende Januars 1624 bis August 1630 mittheilt, denen er sodann 62 Briefe und Rescripte des Kaisers Ferdinand II. vom März 1620 bis September 1630, und weitere 26 Briefe des kaiserlichen Kriegsraths-Präsidenten Romboald Grafen Collalto aus den Jahren 1625, Junius bis den 7. Julius 1630, meist an den Herzog von Friedland, folgen läßt: zusammen 417 Briefe, die ein einziger Forscher über diesen Gegenstand mitgetheilt! Das ist wahrlich eine reiche Fülle, zur Vervollständigung des Bildes dieses außerordentlichen Mannes äußerst schätzbar; Schade jedoch, daß die zahlreichen Documente nicht bis zur wichtigsten Periode von Waldstein's Leben, von der Wiederübernahme des Generalates bis zu seinem tragischen Ende reichen! Es ist wirklich auffallend, daß die von Chlumecky mitgetheilten Briefe in den 3. Abtheilungen über das Jahr 1630 nicht hinausgehen.

Dagegen führt uns Giuseppe Campori in seinen „gleichzeitigen Berichten über die letzten Thaten und den Tod Waldstein's, gezogen aus den Briefen des Ottavio Bolognesi an den Herzog

Franz I. von Modena“ [1]) in seinen 44 Auszügen, vom August 1629 bis Oktober 1634, insbesondere in den Numern 38 (p. 95—97), 39 (p. 97—99) und auch noch Nr. 40 (p. 99—100) in die Zeit der Katastrophe selbst. Die so eben hier mitgetheilten Numern liefern uns Nachrichten eines mehrjährig zu Wien sich aufhaltenden italienischen Staatsmannes über das so überaus wichtige Ereigniß vom Sturze Waldstein's und was diesem unmittelbar vorherging.

In welch' undurchdringliches Dunkel alle, das Ende Waldsteins herbeiführende Maßnahmen des Kaisers und seiner Vertrautesten für alle Fernerstehenden gehüllt waren, ist zur Genüge [2]) bekannt. Von fremden Gesandten war, außer dem Conde de Oñate, auch nicht Einer im Geheimniß. Um so weniger wird der Abgesandte der kleinen italienischen Fürsten und Höfe, Ottavio Bolognesi, sich rühmen können, dieses Dunkel durchdrungen zu haben.

Bolognesi war, nach den von Campori im „Avvertimento“ mitgetheilten Nachrichten, zu Correggio um das J. 1570 geboren. Als Agent verschiedener italienischer Fürsten hielt er sich 16 Jahre in Wien auf, woselbst er sich die allgemeine Achtung erwarb. Vom Kaiser Ferdinand II. wohlwollend behandelt, der ihn zum Edlen des deutschen Reiches und zum Ritter erhob, erklärte ihn dieser Monarch öffentlich für den geehrtesten Italiener seines Hofes, an welchem sich doch so viele und große Männer von Auszeichnung befanden. Für gewöhnlich leistete Bolognesi seine Dienste dem Herzoge von Modena (an den auch die von Campori mitgetheilten Brief-Auszüge gerichtet sind), dem Fürsten Siro di Correggio, dem von Mirandola, welchem er die Herzogswürde verschaffte, — den Fürsten von Novellara, Sabbioneta u. a. m., außerordentlicher Weise dem Herzoge von Parma, dem Herzoge von Savoyen, den beiden Fürsten Thomas und Moriz von Savoyen und auch der Republik Genova. In sein Vaterland zurückgekehrt und zum herzoglichen Rath erhoben, beschloß er seine Tage zu Correggio den 18. April 1646 im Alter von 76 Jahren.

Woher Bolognesi seine Nachrichten erhielt, zeigt sich mitunter aus der von Campori mitgetheilten Correspondenz selbst. Der geschmeidige Italiener hatte sich zuverlässig Eintritt in die Vorzimmer der einflußreichen Großen am Wiener Hofe zu verschaffen gewußt, und holte sich dort seine Neuigkeiten über das seit Mitte Jänners 1634 die Tagesfrage bildende Ereigniß; diese verfehlte er nicht, sofort seinem Herrn Franz I. von Modena zu schreiben. Den Anstrich, als seien seine Nachrichten aus guter Quelle geschöpft, wußte er dadurch sich zu geben, daß er hochgestellte Personen anführte, die mit ihm gesprochen, daß er solchen vom Könige (von Ungarn) Briefe überbracht, wie z. B. dem Grafen von Thun (Conte di Thono [1]), in dessen Zimmer er sich im nahezu einstündigen Gespräche befand, und der unter andern auch über Friedlands Fall mit ihm geredet, unter Belobung seines Eifers in dieser Angelegenheit; woraus wir, abgesehen von andern Aeußerungen, die Bolognesi im Verlaufe seiner Correspondenz macht, ersehen, daß er ein entschiedener Kaiserlicher gewesen. Auch nennt er den Waldstein und seine Anhänger immer nur „Rebell“, und „Rebellen“, „Verräther“. Ein anderer Großer, der Graf Werdenberg [2]), wünschte, Bolognesi möge ihm die Aeußerungen, die ihm in den Antwortsschreiben über des Rebellen (Waldstein's) Tod zu-

1) Ragguagli contemporanei delle ultime imprese e della morte di Alberto Waldstein duca di Friedland, tratti dalle lettere di Ottavio Bolognesi a Francesco I duca di Modena e pubblicati per cura di Giuseppe Campori; „abgedruckt im“ Archivio storico italiano. Nuova Serie. Tomo III. Dispensa prima, Firenze, 1856. gr. 8. p. 84—103.

2) Aus B. v. Aretin, B. v. Freiberg. Vergl. Gel. Anz. 1851. 11. August. p. 198, 199. Not.

1) Brief Nr. 40. „Diedi la lettera per il Re al signor Conte di Thono“. Es ist Christoph Simon Graf von Thun, siehe: Grafenhäuser der Gegenwart, II, p. 554. Lpz. 1853. gr. 8. von Dr. Ernst Heinrich Kneschke.

2) Ueber diesen siehe Annal. Ferdin. von Khevenhiller, Bd. XII, p. 1883.

giengen, und besonders jene des Ritters Testi [1]), mittheilen. Dieser Letztere war Mitglied eines geistlichen Ritterordens und ein fruchtbarer Dichter, welcher die Wiederübernahme des Generalates Waldstein's in einem Sonette und einem Briefe gefeiert, die von Hyperbeln und Metaphern überfließen. Ahnte der schlaue Italiener nicht, daß die an ihn gerichtete Frage wegen Fulvio Testi eine Art schadenfroher Neugierde des Grafen Werdenberg war; was Testi nämlich nun nach dem Falle des überschwenglich besungenen und gepriesenen Waldstein's wohl geäußert habe?

An Piccolomini richtete Bolognesi die Frage, ob es wahr sei, daß man in Terzky's Tasche fogli bianchi des Königs von Frankreich gefunden habe? Worauf dieser sagte: Man habe wohl davon geredet, aber er wisse nicht, ob es wahr sei [2]).

Seinen Fürsten mußten Nachrichten interessiren wie die folgenden: Im Falle des Gelingens der Waldstein'schen Plane wäre die Karte von Mittel-Europa absonderlich zugeschnitten worden. Dies darf nicht verwundern, so wenig als das Gerede der Leute über diesen Gegenstand. Die Franzosen sollten mit Heeresmacht den Rhein überschreiten zur Beschönigung der Rebellion. Nach Vernichtung des kaiserlichen Hauses wollte man Neapel und Sicilien dem Thadeo Barberini geben, Mailand dem Herzoge von Savoyen überlassen oder es wieder zur Republik machen u. a. m. [3]). Das Geschichtchen: Der Kaiser habe, während er bei dem Herzog von Krumau [4]) über die Corridore geschritten, mit dem Sacktuche zwei Briefe, einen vom König von Frankreich an Waldstein, den andern von Waldstein an Questenberg herausgezogen, welche dann auf den Boden gefallen seien, stellt sich wohl als ein Antichambre-Gerede heraus.

1) Fulvio Testi gab 1640 einen Band Gedichte in Modena in 12. heraus. S. Jöcher h. v.

2) Brief Nr. 40, p. 100 vom 11. März 1634.

3) Brief vom 18. März 1634. Nr. 41. p. 100. Ueber diese Plane vergleiche man Khevenhiller, Annal. Ferd. XII. p. 1134. 1135.

4) Fürst Eggenberg.

Aus dem hier Vorgetragenen dürfte klar geworden sein, daß Bolognesi über das Ereigniß von Waldstein's Fall mehr nicht zu geben im Stande war, als was über diesen hochwichtigen Gegenstand zu Wien in den höheren Kreisen im Umlaufe war. Erst als das Gerücht über eine Veränderung mit Waldstein in Aller Munde war, — Mitte Februar, — sehen wir Bolognesi gerade am Todestage Waldstein's den 25. Februar 1634, um welchen er jedoch nichts wußte und nichts wissen konnte, die Feder ergreifen zum Briefe an den Herzog, über all' dasjenige, was er über diese Sache in Erfahrung gebracht hatte. Der Tod Waldstein's selbst wird erst im Briefe vom 11. März 1634 erwähnt.

Hier folgen nun die wesentlichsten Stellen dieser beiden Briefe in Uebersetzung.

Wien, 25. Februar 1634. Nr. 38.

„Trautmannsdorf reiste ab mit einigen Musquetieren nach Ungarn, mit dem Cardinal von Gran und dem Palatin sich zu besprechen, um festzusetzen, den Tag auf eine andere Zeit zu verschieben und um 6000 Pferde zu werben, welche man für die Abreise des Königs sucht. Auf dem Wege dahin berührt er den Ort, wo er die Frau des Friedlands trifft und hat Befehl, alle Papiere, die sie bei sich haben wird, zu sich zu nehmen. Man sagt auch, daß man sie (die Frau) hierher kommen lassen will. Man hat erfahren, Friedland habe ihr geschrieben, daß er eine Kutsche anschaffen werde, sie abzuholen, und daß sie sich nach dem Willen der Kutscher führen lassen solle. Man urtheilt, er habe sie nach Prag führen wollen. Zu jener Zeit wollte er (Waldstein) sich dahin begeben, um sich die Krone jenes Reiches zu verschaffen. Während der Graf Maximilian, sein Neffe, in Pilsen sich befand, ließ ihm S. Majestät alle Schriften mittels fleißiger Durchsuchung des ganzen Hauses abnehmen. Diesen Mittwoch gegen Abend kam er (Maxim.) an und gieng stracks zum Herrn Herzog von Krumau mit einem Briefe von Friedland. Seine Excellenz wollte ihn (den Brief) nicht empfangen, und schickte ihn mit dem Briefe an Seine Majestät. Zuerst gieng Maximilian zum König (von Ungarn), und ward kühl empfangen, wie auch vom Kaiser; obgleich er

nicht abließ, den Palast zu besuchen und sich frei als Oberbereiter des Königs zu bewegen; er zeigt keine Bestürzung, war aber voll Verwunderung über die hier erhaltenen Neuigkeiten, indem er sagt, daß man zu Pilsen nicht die geringste Kenntniß hievon gehabt habe, was wahrscheinlich ist, denn es war befohlen worden, mit großem Fleiße zu vermeiden, daß irgend eine Nachricht jener Partei zukäme [1]). Und Mittwoch früh war ein Kurier vom selben Friedland abgesendet, gekommen, mit einem Brief an S. Maj., an den Herzog von Krumau und an Questenberg; demselben (Questenberg) gab er (Friedland) Befehle, z. B. wie das Geld zu vertheilen sei u. s. w.; und durch die andern Briefe benachrichtigte er den Staat hinsichtlich der Friedens-Tractate und der Hoffnung eines guten Ausgangs. Derselbe Kurier brachte einen Brief von Wollestain, Vicekönig von Prag, Friedlands Vetter, als Antwort auf den Brief S. Maj., mit welchem er die Rebellion notificirt hat, und besagter Vicekönig bringt die Gewißheit seiner Ergebung gegen den Kaiser, die Handlung seines Verwandten verwünschend. Am Montag befahl der Kaiser gleichfalls dem Grafen von Mecau [2]) und dem Grafen von Werdenberg den Vereinigten (Ständen) der Provinz bekannt zu machen, daß Friedland damit umgienge, das Scepter an sich zu reißen, mit dem Vorhaben, die Minister zu vernichten, und daß er deren Güter, die bis zur italienischen Grenze reichten, unter seine Anhänger vertheilt habe. Man gieng eifrig daran, in alle Theile Befehl zu erlassen, ihn außer Amt zu setzen [3]). Mit dem genannten Kurier hatte man Nachricht, daß die zwei Regimenter in Prag dem Kaiser Treue geschworen. Se. Majestät ernannte zu Obersten die Oberst-Lieutenants der Regimenter des Terzka, indem er ihnen die Patente schickte, auf die sie dem Kaiser Treue schwören mußten, was, wie man sagt, auch geschehen ist. Man begnadigt, wie man sagt, alle Jene, welche jene Schrift (12. Jänner 1634) [1]) unterschrieben haben, ausgenommen 3, Terzica, Illo und Spoor (Sparr). Ueber Sciaufgotch (Schafgötsch) sagt man, sei man noch nicht klar, ob er nicht ein Haupträdelsführer sei. Mit dem in der Nacht des 20. angekommenen Kurier hatte man Nachricht, daß Piccolomini, der sich nach Linz begeben hatte, mit 2000 Pferden nach Pilsen ziehe, und daß 1000 Dragoner ihm folgen, um sich der Person Friedlands und der andern Rebellen zu versichern, mit Hoffnung guten Erfolges, da er nichts von solchen Beschlüssen ahnet; während er vielmehr glaubt, daß Piccolomini und Gallas in Uebereinstimmung mit gewissen von Waldstein ihnen ertheilten Befehlen handeln; auch weiß er nicht, daß diese seine Plane entdeckt. Und eben diese Beide waren es, die zur gelegenen Zeit den Kaiser davon benachrichtigten. Nach Ankunft des Grafen Maximilian ist ein Gerücht entstanden: Das Ganze sei ein Machwerk des Herzogs von Bayern im Vereine mit den Spaniern, welche alle mit den genannten 3, Gallas, Aldringer und Piccolomini im Einverständniß seien, S. Maj. an die fertige Rebellion glauben zu machen, um den Kaiser zu jenen Entschlüssen zu führen, zu welchen er sich so schwer verstand [2]). Von Linz hat man Nachricht, daß dort die Obersten Breda (Bredaw) und Wollestain zu Gefangenen gemacht worden seien, weil sie sich erklärt, den Befehlen Friedlands und nicht jenen S. Maj. gehorchen zu wollen.

1) cf. Khevenhiller, XII, p. 1132.

2) cf. Khevenhiller l. cit. p. 1882. 1902. 1928. 2431 Graf von Meggau (Leonhard Helfrid).

3) disautorizzare.

1) Siehe Helbig p. 56 not. 15.

2) Hierzu bemerkt Campori p. 96 not. 3: „Dies gewisse Gerücht hat mehr Wahrheitsgrund für sich, als alle andern Behauptungen".

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. Mai.

Nr. 56. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. März 1857.

1) Der Classensekretär Herr Archiv-Direktor Dr. Rudhart:

„Die Literatur über Wallenstein ꝛc.“

(Fortsetzung.)

Man sagt, die Machination stehe mit Frankreich im Zusammenhange, um das Haus Oesterreich um seine italienischen Staaten zu bringen; auch gelte es der Existenz der andern Fürsten. Man habe jener Majestät (Frankreich) die Staaten bis zum Rhein zugestanden; Friedland wolle, es solle weder Mann noch Frau aus dem Hause Oesterreich übrig bleiben, seine Tochter habe er dem Sohne von (Kur)-Sachsen bestimmt mit der Ausstattung der Lausitz und der eigenen Staaten, die er gegenwärtig besitzt“.

Nr. 39. Wien, 11. März 1634.

„Die Abreise des Kaisers mit dem Könige nach Prag war auf übermorgen bestimmt, als die Ankunft Piccolomini's am vorgestrigen Tage diese Abreise aufschob. Er hat ein Kästchen mit Briefen, die bei Friedland gefunden waren, mitgebracht, welche besser beweisen, worin die Tractate bestanden und wer die Mitschuldigen gewesen, und man erwartet Executionen gegen Viele. . . . . Heute sollte der Herzog Franz Albert (von Sachsen Lauenburg) als Gefangener ankommen und mit ihm der Elz, Friedlands Kämmerer, welcher bei seiner Rückkehr von den Unterhandlungen nach Eger gegangen war, da er um den Vorfall mit den 4 Verräthern nicht wußte, und hinsichtlich dessen, was man nachher erfahren, wurde auch der 2. Sekretär Naiman (Neumann) ermordet und Cenni, der erste Astrolog, zum Gefangenen gemacht. S. Maj. war daran, dem Grafen Wollestain . . . . zu gestatten, daß er die Leiche seines Oheims begraben lassen dürfe, aber man sagt, es werde auf die Soldaten einen üblen Eindruck machen. . . . Senftenberg (Schärfenberg [1]), der gegen Sicherheit, wie die Verwandten baten, frei gegeben werden sollte, wird nicht frei werden; denn Piccolomini hat einen Brief gebracht, der ihn des Verbrechens überführt. . . . Er wird nach Sottwieu (Schottwien) in Verwahrung gebracht, und ohne einen so klaren Beweis wäre er frei geworden, denn er hat Verwandte vom höchsten Ansehen. Saufgotte (Schafgotsch), erwartet man, werde hierher gebracht; es ist ausgemacht, daß er Troppau in Schlesien durch seinen Stellvertreter, der es bewacht, in die Hand des Feindes habe geben lassen. Denselben Befehl hatte er in Bezug auf Glatz gegeben: aber man traf noch rechtzeitig Vorkehrungen ꝛc. . . Man hat einen Brief aufgefangen, welchen Waldstein den Feinden mit der Bitte schickte, ihm zum Vollzug seines Werkes mit Truppen zu Hilfe zu

1) Siehe Khevenhiller XII. p. 1168.

kommen“..... „Gott hat den Fall Friedlands mittels der Astrologie gewollt. Er hatte von dem genannten Astrologen zu schauen begehrt, ob er vom Piccolomini in einer wichtigen Angelegenheit, die er ihm übertragen wolle, wohl unterstützt sein könne. Die Antwort war: Die Configuration sei der Art beschaffen, daß sie bis an den Tod einträchtig sein würden. Und derjenige, welcher nicht an Gott, wohl aber an die Astrologie glaubte, theilte sich ohne das mindeste Zaudern dem Piccolomini mit, und bearbeitete ihn mittels des Gallas, und diesem wurde dann aufgetragen, den Aldringer zu gewinnen. Der Gedanke der Rebellen war aber, wenn alles gut geordnet worden wäre, die 3 Genannten zu vernichten, und auf diesen Fall gieng ohne Zweifel sein verkehrtes Denken aus, und man hält es für ein Wunder, daß mit solchem Glücke das Gegentheil erfolgte. Jene, welche die Rebellen ohne Befehl ermordeten, sagen, daß sie nach ihrem innern Gefühle gehandelt haben, und daß sie nichts Geringeres thun konnten. Die drei Hauptvollführer des Werkes: Gordon, Butt(l)er und Leſſel sind Schotten und Irländer, und haben sich 10 Anderer derselben Nation dazu bedient. Dem Leſſel, der hierher kam, hat S. Maj. für 100,000 Thaler Güter in Schlesien geschenkt und zum Obersten gemacht. Man wird reichlich alle mit den Gütern der Rebellen belohnen“ [1]).

So weit Bologneſi. Italieniſche Berichterſtatter über die Waldſtein'ſche Kataſtrophe, wären es auch selbſt venetianiſche Geſandte, ſcheinen nun einmal nicht in der Lage geweſen zu ſein, daß ſie über Schuld oder Nichtſchuld die letzte Entſcheidung zu bringen oder dieſer auch nur erheblich näher zu kommen vermöchten. Weshalb wir uns auch von den vor Jahren bereits angekündigten Reſultaten der Forſchung des Hrn. Léon Boré [2]) in den zu Paris befindlichen „Annali veneti“ nichts Erhebliches zu verſprechen haben werden. Wohl aber iſt in Paris, jedoch nach einer ganz andern Richtung hin, erwünſchte Aufklärung zu erwarten!

1) Ueber dieſe Belohnungen ſiehe Khevenhiller XII, p. 1174.

2) Siehe Gel. Anz. 11. Auguſt 1851, Nr. 24, p. 196, 197, 199, 200 u. Nr. 25, 12. Aug. p. 206, 207.

Wenige Jahre früher, als Campori und Chlumezky, — im Jahre 1852 — hatte Karl Guſtav Helbig, Oberlehrer an der Kreuzſchule in Dresden, ſein Werkchen: „Der Kaiſer Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633 — 1634; nach handſchriftlichen Quellen des ſächſiſchen Haupt-Staats-Archives“, erſcheinen laſſen, und durch die hier mitgetheilten Documente, welche ſich auf die im Jänner 1634 mit Sachſen angeknüpften Unterhandlungen beziehen, das Ergebniß gewonnen: „daß der Herzog von Friedland ſchon ſeit Ende des Jahres 1633 als **offenbarer Verräther** gegen den Kaiſer auftritt“, „daß Waldſtein nicht erſt nach ſeiner Abſetzung zum Abfall gedrängt worden, ſondern denſelben ſeit dem December 1633 vorbereitet und betrieben hat“ [1]).

Helbigs ganze Darſtellung des Abfalles Waldſtein's vom Kaiſer iſt mit einer ſeltenen Klarheit abgefaßt, immer auf Grund theils ſchon bekannter, theils durch ihn erſt jetzt veröffentlichter Documente. Zu dieſen Letzteren rechnen wir Terzky's Brief an Kinsky, dd. Pilſen, 26. December 1633, aus dem Böhmiſchen überſetzt. Folgende Stellen kennzeichnen zweifellos Waldſtein's und ſeiner Vertrauten geheime Abſichten: „Der Herzog iſt reſoluirt nicht allein mit den beiden Kurfürſten (Sachſen und Brandenburg), ſondern auch mit Schweden und Frankreich ſich zu veraccordiren“. Nicht des franzöſiſchen Volks, heißt es weiter, wohl aber des franzöſiſchen Geldes werde man nöthig haben. „Innerhalb 14 Tagen führen wir unſer Volk zuſammen und ſind nunmehr reſoluirt die Mascara ganz abzulegen und das Werk gründlich anzufangen; in Ewigkeit präſentirt ſich keine ſolche Occaſion mehr“.

Der Brief Kinsky's an Feuquières vom 1. Januar 1634: „Waldſtein ſei bereit, auf die im Sommer 1633 von Frankreich vorgeſchlagene Bedingungen abzuſchließen; d. h. für die ihm von

1) Vorrede bei Helbig p. VI. dann p. 7, 8, 11—14, 36—38. Doch ſiehe, was bereits Vittorio Siri, Memorie recondite, T. VII. p. 642 von den Tractaten Arnheim's mit Waldſtein beibringt.

Frankreich garantirte Böhmenkrone mit dem Kaiser zu brechen", ist bereits bei Vittorio Siri, Mem. recond. Vol. VIII. p. 33, 34 und Röse, Hzg. Bernh. v. Weimar, Bd. I, p. 454, 455 mitgetheilt.

In einem merkwürdigen Aktenstücke werden wir mit Waldstein's Aeußerungen bekannt gemacht, die derselbe in den ersten Tagen des Januars 1634 dem von Kinsky mit Waldstein's Zustimmung nach Dresden an den Kurfürsten von Sachsen abzusendenden und wirklich abgesendeten Obersten Anton Schlieff, einen böhmischen, unter sächsischem Schutze lebenden Verbannten, kund gegeben. Diese Aeußerungen wurden auf Befehl des Kurfürsten vor den geheimen Räthen von Miltitz und Dr. Timäus wiederholt und am 14. Januar 1634 förmlich zu Protokoll genommen. Auf Kosten Oesterreichs und Bayerns sollte eine gänzliche Umgestaltung der deutschen Verhältnisse erzielt werden. Hielt Waldstein Frankreich ferne und Schweden durch die Seehäfen befriedigt und war das österreichische Haus in Deutschland vertilgt; so war Er Alleinherr über ganz Deutschland und mochte sich als dessen Schutzherr wähnen. Dem friedliebenden Kurfürsten von Sachsen mochte die von Schlieff aus Waldstein's Mund vernommene Rede: „Daß Er (Waldstein) zum Frieden thun wolle, der Kaiser möge wollen oder nicht", ganz angenehm sein. Indessen Aehnliches, nur noch in kräftigeren Ausdrücken, hatte Waldstein schon im Mai 1633 gegen Arnim (Chemnitz II. 135, col. 2) und den im schwedischen Heerdienst stehenden Herrn von Fels geäußert: „Da der Kayser nicht begehrte Friede zu machen, wollte Er mit den Evangelischen eine Conjunction treffen, vnd Ihn zum teuffel jagen".

Von Kinsky's Unterhandlungen mit Frankreich durch den Savoy'schen Hof, über die Pilsner Verbindung vom 12. Jänner 1634 durch Piccolomini und Richel unterrichtet, entschloß sich der Kaiser zu einem entscheidenden Schritt (das Patent vom 24. Januar 1634).

Noch am 2. Februar schrieb Schlieff nach Dresden aus Pilsen: Waldstein „verbleibe auf seiner vorigen Intention standhaftig und sei bedacht, den Spaniern und Jesuiten gute Hosen zu machen".

Ueber die Maßregeln des Kaisers und seiner wenigen Vertrauten gaben sich Waldstein's Anhänger groben Illusionen hin: „Zu Wien, wie auch zu Prag", so schreibt Schlieff nach Dresden am 13. Februar 1634, „ist ihnen angst und bang, wissen nicht, ob sie das Ruder vorn oder hinten haben". „Der Herzog will sich der Obristen und hoher Offizier noch mehr versichern, vnd einen vesten vhnauflößlichen Band mit ihnen machen, der weder vom Kaiser noch von Spanien wird kennen getrennt werden".

Vom 2. Patente des Kaisers dd. 18. Februar 1634, welches Helbig in extenso p. 32—35 mittheilt, gibt bereits Chemnitz II. 328, col. 1 u. 2 die prägnantesten Stellen.

Ueber die Thätigkeit Waldstein's und seiner Genossen am 18. und 19. Februar gibt auch, besonders was Schlieff's Sendung nach Schlesien zum Schafgotsch betrifft, Khevenhiller, Vol. XII, p. 1151 Nachricht. Nach einem Briefe des Herzogs Franz Albert von Sachsen-Lauenburg an Arnim aus Pilsen den 18. Februar 1634 bat Waldstein durch den vorbenannten Herzog denselben Arnim, er möge etliche 1000 Pferde an der böhmischen Grenze in Meissen sammeln lassen, um ihm nöthigen Falles zu Hilfe zu kommen. Und der in Schlesien befindliche Schafgotsch hatte vom Waldstein die Weisung: Denjenigen, die es dort nicht mit ihm halten wollen, „soll er die Hälse brechen". Arnim ist gebeten, falls es nöthig, „auch dort zu assistiren, denn es muß izo biegen oder brechen", „Arnim solle doch um Gotteswillen sich eilen, soviel menschlich und müglich ist".

Waldstein, nachdem er den Verlust Prag's erfahren und sichere Kunde bekommen, daß die Obersten von Gallas und Piccolomini Befehl erhalten, ihm und seinen Anhängern nicht mehr zu gehorchen, versammelte nochmals die Offiziere, vertheidigte sich gegen die ihm gemachten Anschuldigungen der Untreue, hoffte aber auch von ihnen, sie würden ihr gegebenes Versprechen (vom 13. und 20. Februar 1634) halten. Ja! Er bot selbst jetzt noch dem Kaiser seinen freiwilligen Rücktritt an. Dies geschah, um Zeit zu gewinnen; denn desungeachtet

giengen eiligſt Schreiben an Kinsky nach Dresden zur Beſchleunigung von Arnim's Ankunft in Eger, wohin ſich Waldſtein am 24. Februar zurückgezogen. Ilow ſchrieb an Herzog Franz Albert, er möge Bernhards von Weimar Vorrücken gegen Eger betreiben. Franz Albert begehrte von Arnim und dem Kurfürſten ſchriftlich ſchleunige Hilfe für Waldſtein (die Documente ſind in einer früheren Schrift Helbig's: „Wallenſtein und Arnim", Dresden 1850 p. 34, abgedruckt). Und ſelbſt noch in Eger ſandte Waldſtein Boten an Franz Albrecht, an Arnim und an den Markgrafen Chriſtian von Culmbach (Helbig l. cit. p. 35 seq. Die Botſchaft an den Letzteren theilen Chemnitz II, 328, Col. 2. 329 Col. 1, u. Khevenhiller XII, p. 1158 mit).

Man erſieht aus dem Vorſtehenden, daß zu dem ſeit längerer Zeit aus Chemnitz, Vitt. Siri, Khevenhiller und Feuquières bekannten Beweisſtücken auch noch durch Helbig neuaufgefundene hinzukommen, die vollkommen geeignet ſind, die Frage über Waldſteins Schuld ihrer Entſcheidung mehr und mehr entgegenzurücken.

Wenden wir uns zur Schrift des Benediktiners Dr. Beda Dudík, Brünn 1852, gr. 8., der bei Durchforſchung des ſchwediſchen Reichsarchives über des Friedländers Kataſtrophe neue Documente aufgefunden, die er in ſeinen „Forſchungen in Schweden für Mährens Geſchichte" p. 289 — 292, und in der „Beilage D." unter der Aufſchrift: „Ueber Waldſtein's Verrath" p. 429 — 454 mittheilt.

Vorläufig ſind von ihm einige dieſer Documente im Auszuge (in der Beilage D.) aufgeführt. Die Zahl der von ihm copirten Documente gibt er (p. 290 — 292) auf 19 an, darunter bezeichnet er 10 vom Originale copirt als neu [1]), von Copien entnommen 5 Stücke [2]), davon 4 neu ſind.

Die Neuheit dieſer den Urſchriften wie den Copien entnommenen Documente erſtreckt ſich indeſſen gerade bei den wichtigeren mehr auf die Form als auf den Inhalt, da ſich nachweiſen läßt, daß die in dieſen neuen Documenten enthaltenen Thatſachen ſchon lange bekannt ſind. Dies erklärt ſich einfach aus dem Umſtande, daß Chemnitz zur Fertigung ſeines Werkes eben auch die Urkunden im ſchwediſchen Archive benutzte und ſeiner Geſchichte einverleibte, welche Dudík vor ſich gehabt. So z. B. gleich die erſte Numer: Das Schreiben Oxenſtierna's an Bernh. v. Weimar, dd. Frankfurt a. M. 2. Sept. 1633, von welchem Dudík allerdings bemerkt, es ſei von Förſter III. p. 68 nach Chemnitz benutzt. Der Brief erzählt die zwiſchen beiden Lagern ſtattgehabte Unterredung Arnheim's mit Waldſtein, welche dann Arnheim in einer langen Conferenz mit Oxenſtierna zu Gellnhauſen am 2. Sept. dem Letzteren ausführlich hinterbrachte. Chemnitz II. p. 191, Col. 1 u. 2, p. 192 Col. 1 u. 2 hat faſt wortgetreu den ganzen Inhalt von Oxenſtierna's Brief an Bernh. v. Weimar, aber natürlich nicht in Briefform [1]). Den Arnheim entließ der Kanzler mit dem Beſcheide: „Er ſollte den Herzog v. Friedland nur forttreiben, vnd verſichern, daß wenn er ſeine desseine fortſetzte, er an assistenz nicht zu zweifeln hätte. (Im Briefe bei Dudík heißt es: „ſoll er von Vns nicht gelassen werden".)

Oxenſtierna gieng alſo auf dieſe Plane Waldſtein's ein, und wurde nur durch Bernhards von Weimar Antwort von Donauwörth, 9. Sept. 1633, vorſichtiger und mißtrauiſcher; ſchrieb aber demſelben doch aus Frankfurt a. M. den 12. Sept.: „Wir werden nicht übel thun, wann wir alle Occaſionen in acht nehmen" (Chemn. II, 193, Col. 1) und meint dann weiter: „Wann wir Vns nur vor Betrug wachten, kann des Wallenſteiners vorgeben vor Vns nicht übel ausſchlagen, denn mir das ganze weſen zum ſchercz gar zu grob ſcheinet ꝛc."

1) Die Numern 2, 5, 7, 9, 10, 12, 13, 15, 16, 19.

2) Die Numern 3, 4, 6, 11, 17.

1) Man vgl. hierzu Khevenhiller XII, p. 1122—24.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. zu

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. Mai.

Nr. 57. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. März 1857.

1) Der Classensekretär Hr. Archiv-Director Dr. Rudhart:

„Die Literatur über Wallenstein ꝛc.“

(Schluß.)

Bezeichnend für die Stimmung von Waldstein's Vertrauten sind Aeußerungen, wie sie in Ilo's Briefe d. d. Mies, 22. Februar, 1634, an den Hzg. Franz Albert vorkommen: „Die Terzkyschen Reiter seindt In Ahnzug sich mit Vns zu conjungiren. Ich hoff Wier wollen Ihme (Piccolomini) das tradiment (Verrath) bezahlen.“ Unterm 14. Februar schreibt Hzg. Bernhard von Weimar an Ernst von Sachsen aus Regensburg: daß Waldstein seine Truppen gegen Eger zusammenziehe, und lest sich vernehmen, ob er wolle mit denselben hierherwärts gehen und mit den Vnsrigen sich der Ursachen conjungire, „als die weilen er am kaiserl. Hoffe gar Disjustirt, und daher solche Partie genzlich zu verlassen getrungen würde“ [1]).

Daß es zwischen den dem Kaiser treugebliebenen, und den auf Waldstein's Seite stehenden Regimentern zu förmlichen Gefechten gekommen, ersehen wir aus des Obersten Werder's Brief an Oxenstiern d. d. Dresden, 17. Februar 1634 [2]).

Noch am 21. Februar schreibt Ilo aus Pilsen an Franz Albert: „Und dieweilen es nunmehro zu der genzlichen rottura (gekommen) als Begehren Ihr fürstl. Gnaden Generalissimus daß E. H. G. (Franz Albert) den Herzog Bernhard dahin disponiren, daß er eilfertigen seine Cavallerie und Dragoner gegen Eger avenziren lassen, in allem Nothfall sich mit selbigen zu conjungiren“ u. s. w. „Dann mit göttlicher Hülff sind die Meineidige schelmen Verloren“ [1]).

Derselbe Ilo schreibt an Franz Albert am 22. Februar aus Mies, er möge den Hzg. Bernhard von Weimar bewegen, Pilsen und Eger mit schwedischem Volk zu assecuriren ꝛc. „Ist nuhn mehrs hohe Zeit mit den Pauern im Ländl (ob der Enns) zu negociren vndt sie aufrührerisch zu machen“ [2]) (Findet sich bei Chemnitz II. 336, col. 1 u. 2).

Das Mißtrauen Bernhards gegen Waldstein gibt sich in des Ersteren Brief an Oxenstiern, Regensburg, 16. Febr. kund. Den Inhalt dieses Schreibens theilt schon Chemnitz II. 336, col. 2 mit [3]).

Desselben Hzgs. Brief an den Reichskanzler aus Neuses vor Cronach, 8. März 1634 [4]) ist seinem wesentlichen Inhalte nach gleichfalls bei Chemnitz, 337. col. 1 u. 2. Dasselbe gilt vom Briefe

1) Nro. 7 pag. 291. Orig. neu u. p. 437 bei Dudik.

2) Nro. 11 pag. 291. Cop. neu u. p. 437. l. cit.

1) Nro. 12. Orig. neu. Allein es steht schon bei Helbig: Wallenstein und Arnim; Dresden, 1850. p. 35. Dudik. p. 438.

2) Dudik p. 439. und 291. Nro. 10. Orig. neu.

3) Ibid. p. 439. 291. Nro. 10. Orig. neu.

4) p. 440. 291. Nro. 16. Orig. neu.

Martin Chemnitz' an den schwedischen Reichsrath d. d. Regensburg, 20. Febr. 1634; was jedoch Dudik schon bemerkt hat [1]).

Von hohem Interesse ist die Zusammenstellung einiger der Dudik'schen Documente mit dem in neuester Zeit vielfach verschrienen Berichte des Jaroslaw Sesyma Raschin von Riesenburg, eines böhmischen Ausgewanderten, dessen sich Waldstein in seinen geheimen Unterhandlungen schon mit dem Schweden-König Gustav Adolph und Andern mehr bediente. Noch Röse [2]) sagt: „Sessina's verunstaltender Bericht an den Kaiser, der noch bis heute als die Haupturkunde für Waldstein's Geschichte anzusehen ist, hat nur Verwirrung und Verdunkelung verbreitet." Auch wird er als „erkaufter Lügner" bezeichnet [3]). Zu Wien hat dieser Sesina am 20. October 1635 seine Aussage abgelegt. Zwei Exemplare, freilich aus dem 18. Jahrh., fand Dudik in schwedischen Bibliotheken. Frühere Historiker, wie Khevenhiller und Herchenhahn (Gsch. Albrechts von Wallenstein, Altenburg, 1791. 3 Thle.) haben, wie schon Murr (die Ermordung Wallenstein's ꝛc. Halle, 1806. 8. p. 59) bemerkt, den Sesina'schen Bericht unbedenklich benutzt.

Nun ist merkwürdig, wie genau die Urkunden bei Helbig und Dudik zu Sesina's Aussagen stimmen! Durch solche verdienstliche Zusammenstellungen dürfte der vielgeschmähte Sesina doch wieder einigermaßen zu Ehren kommen, wie er es im 1. Decennium unseres Jahrh. und in noch älteren Zeiten gewesen [4]).

Auch von den durch Dudik mitgetheilten Documenten gilt, was wir von denjenigen Helbig's angemerkt haben; sie ergänzen und vervollständigen nur, was wir bereits aus früher bekannten Quellen gewußt haben. Sie geben den vom Historiker angeführten Thatsachen den urkundlichen Halt und sind in dieser Beziehung höchst schätzbar und die große Frage immer mehr der Entscheidung zudrängend. Von Dudik wird, wie erst jüngsthin [1]) versprochen worden, noch im Laufe dieses Jahres eine umfassende Schrift über Waldstein erwartet, wozu er im Wiener Kriegsarchiv eine große Anzahl bisher unbekannter Urkunden benützt hat. Daß die Wiener Archive noch so manche urkundliche Aufklärung über Waldstein's Katastrophe enthalten dürften, leuchtet ein; weniger gewiß dagegen ist, ob man auch von Seite dieser Archive gerade das Bedeutsamste mitzutheilen sich entschließen dürfte. —

Werfen wir nochmals den Blick auf die 3 hier aufgeführten Urkunden-Sammlungen Campori's —, was Chlumezky bietet, reicht, wie oben bemerkt, nicht in die betreffende Zeit! — Helbig's und Dudik's; so gebührt dem Helbig das Verdienst, die hochverrätherischen Unterhandlungen Waldstein's mit Sachsen, durch Mittheilung des Protokolles vom 14. Jänner 1634 und andrer Briefe mehr urkundlich festgestellt zu haben. Dudik wird dagegen Anspruch darauf machen können, daß Sesina's Bericht künftighin, wie früher, allerdings als eine Quelle für Waldstein's Katastrophe nicht mehr zu verachten sein dürfte [2]). Campori's hier einschlägige Briefe des Ottavio Bolognesi sind schon früher in ihrem Werthe dargelegt worden.

---

1) p. 440—444. p. 291. Nro. 17.

2) Röse, Hzg. Bernhard der Große ꝛc. Thl. I., Weimar, 1828. 8. p. 242.

3) Siehe Dudik p. 300. 366. 431.

4) Murr, l cit. p. 61—86. in latein. Sprache verfaßt. Sesina hielt sich nach Waldstein's Tode, den er auf seiner Rückreise von Oxenstierna in der Gegend von Zwickau erfuhr, bei Arnheim bis nach dem Prager Frieden (30. Mai 1635) auf. Der Kaiser wünschte über diese Tractation Waldstein's mit den Schweden völlig aufgeklärt zu sein und ließ den von ihm begnadigten Sesina nach Wien einladen. Den 20. Octob. 1635 übergab er sein schriftlich abgefaßtes Geständniß, welches er mit einem körperlichen Eide bekräftigen wollte. So Murr 1. cit. p. 59. 60.

1) Augsburger allg. Zeitung. Beilage zum 15. Febr. 1857, p. 732, col. 2.

2) Aber freilich cum grano salis zu benutzen. Schon Heeren, Handbuch der Geschichte des europ. Staatensystems, Thl. I. Göttingen 1830, p. 151 wirft folgende Fragen auf: a) „Hatte nicht Sesina ein Interesse, ihn (Waldstein) schuldig zu machen? b) War jede leidenschaftliche Aeußerung von Waldstein wirklicher Plan?"

Wenn mit so regem Eifer die weitere Durchforschung der Archive und Bibliotheken, wie diese kurze Zeit her, fortbetrieben wird, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß die Frage über Waldstein's Schuld auf eine Weise gelöst werden wird, die selbst die bisherigen Anwälte Waldstein's anzuerkennen sich gedrungen fühlen dürften! —

Diesen Bestrebungen jedoch sollte eine ganz bestimmte Richtung gegeben werden, die, wenn sie mit Umsicht, Beharrlichkeit und Scharfsinn verfolgt wird, ganz gewiß zu einem glücklichen Ergebniß führen dürfte. Ich meine damit das Aufspüren von Documenten in den Pariser Archiven, und zwar gerade nach jenen Schriftstücken, über deren Dagewesensein kein Zweifel besteht, wohl aber darüber, ob sie uns bis auf diesen Tag erhalten seien. Das Letztere zu ermitteln wäre die Hauptaufgabe aller Untersuchungen in den Archiven der französischen Hauptstadt. Weshalb aber gerade diese Archive als Zielpunkte der Recherche ausersehen werden müssen [1]), dies wird Jedem klar geworden sein, wenn er die volle Bedeutung der Feuquières'schen Negociations für Waldstein's Geschichte erwägt. Nirgends tritt der Verrath Waldstein's so entschieden an das Tageslicht, als in diesen Verhandlungen. Und doch fehlen uns gerade die wichtigsten Aktenstücke, die den Verrath ganz unverholen und urkundlich vor Augen stellen würden.

Eine ganz genaue Bezeichnung der in Frage stehenden Documente, so wie die Untersuchung der Frage, ob dieselben auch heute noch in Paris aufzusuchen seien, oder ob sie uns theilweise verloren gegangen, wird den Gegenstand eines späteren Vortrages bilden.

1) Vielleicht auch wohl im Turiner Archive (auswärtige Angelegenheiten), wenn anders die Nachricht richtig ist, daß vom savoy'schen Hofe dem kaiserlichen die erste verläßige Nachricht über Waldstein's Verbindungen mit Frankreich zugekommen seien.

2) Herr Dr. Rockinger sprach:

Ueber drei Formelsammlungen aus dem neunten und zehnten Jahrhundert in Handschriften der Staatsbibliothek zu München.

Zu den Formelsammlungen, welche man von früher her in den bekannten einzelnen Sammlungen wie in den Ausgaben der älteren deutschen Rechtsquellen kennt, hat die neuere Zeit sehr schätzbare Beiträge geliefert. Im Jahre 1850 veröffentlichte Professor Friedrich von Wyß in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich „alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert“ nach einer Handschrift der Abtei Rheinau. Von Eugène de Rozière erschienen zu Paris im Jahre 1851 formules inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Strasbourg, im Jahre 1853 formules inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Saint Gall, im Jahre 1854 formules wisigothiques inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Madrid. Auch drei Handschriften der Staatsbibliothek zu München bieten eine willkommene Zugabe. Und zwar das in mehrfacher Weise. Sie füllen nämlich nicht bloß kleinere und größere Lücken der einzelnen Stücke unter den bisher veröffentlichten Formeln aus, sondern liefern zum Theil ganz neues Material, abgesehen davon daß für die gehörige Benützung der Formeln zum Zweck der Rechtsgeschichte nach Ort und nach Zeit es keineswegs genügt bloß nach dem Ungefähr zusammengewürfelte Sammlungen derselben vor sich zu haben, sondern sehr viel darauf ankommt genau den Stand der einzelnen nach den Handschriften, welche davon im Gebrauche waren, zu kennen.

Was zunächst ganz im Allgemeinen die drei Sammlungen betrifft, welche sich in zwei Handschriften aus dem ehemaligen Kloster Tegernsee und in einer aus Benediktbeuren finden, sei vorläufig nur bemerkt, daß die eine Muster von Urkunden und Briefen noch aus der Zeit der Merowinger bis in die der Karolinger nicht weit über den Beginn des

neunten Jahrhunderts enthält; und es dürfte sich der Zeitpunkt ihres Entstehens dadurch näher bestimmen laßen, daß Briefe Alcuins sich darunter finden. Die zweite, an Umfang bedeutend geringere, gibt aus dem zweimaligen Vorkommen Ludwigs des Deutschen sich als der Zeit nach ziemlich an die erste anschliessend kund. Die dritte endlich enthält Muster von Urkunden und Briefen lediglich aus der Zeit der Karolinger, insbesondere noch von Ludwig dem Jüngeren und Karl dem Dicken, wie vom Bischofe Salomon von Constanz, dem zweiten oder dritten dieses Namens; und dürfte also, während die beiden andern entschieden in der ersten und beziehungsweise zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts abgefaßt sind, eher im zehnten entstanden sein.

Laßen sich sonst zuweilen, abgesehen von der Zeit, äußere Anhaltspunkte für die Verfasser und für die Gegenden oder gar den Ort der Entstehung der betreffenden Werke aus der ganzen Beschaffenheit der Handschriften abnehmen, so ist dieses hier wenigstens mit Sicherheit nicht der Fall. Doch möchte eine gedrängte Beschreibung derselben wohl am Platze sein.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Jänner 1857.

(Schluß.)

Vom Herrn Gerhard in Berlin:

Winkelmann und die Gegenwart, nebst einem etruskischen Spiegel. XVI. Programm zum Winkelmannsfest der Archäologen-Gesellschaft in Berlin. Berlin. 4.

Vom Herrn Max Müller in Oxford:

Rig-Veda-Sanhita, the sacred Hymns of the Brahmans, together with the commentary of Sagana-charga. Vol. III. London 1856. 4.

Vom Herrn Kopp in Luzern:

Geschichtsblätter der Schweiz. II. Bds. VI. Heft. Luzern 1856. 8.

Vom Herrn Journet in Lyon:

Débordements extraordinaires de la Saon. Lyon. 8.

Februar 1857.

Von der Smithsonian institution in Washington:

a) Smithsonian contributions to knowledge. Vol. VII. Washington 1856. 8.

b) Senate. Explorations and surveis for a railroad route from the Mississipi river to the pacific Ocean. Vol. I. War Departement. Wash. 1855. 4.

c) Report of the commissioner of patents for the year 1854. Agriculture. Wash. 1855. 8.

d) Report of the commissioner of patents for the year 1854. Arts and Manufactures. Vol. II. Illustrations. Wash. 1855. 8.

e) Proceedings of the American Association for the advancement of science VII—IX Meeting 1854—1855. Cambridge. 8.

f) Medical Topographie of Brazil and Uruguay by G. R. B. Horner. Philad. 1845. 8.

g) Phenomena of the material world by D. Vaughan. N. I. Cincinati 1856. 8.

h) Report on the geology of northern and southern California by Dr. John B. Trask. California. 8.

i) Description of the fossils and shells, collected in California by William P. Blake. Wash. 1855. 8.

k) On the practicability of constructing canon of great caliber by Daniel Treadwell. Cambridge 1856. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. Mai.

Nr. 58. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. März 1857.

2) Hr. Dr. Rockinger:

Ueber drei Formelsammlungen aus dem neunten und zehnten Jahrhundert ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Handschrift, welche die zuerst aufgeführte Sammlung enthält, ist ganz von dieser eingenommen, und bricht mitten in einem Briefe Alcuins ab. Sie stammt aus Benediktbeuren, führt jetzt die Bezeichnung cod. lat. mon. 4650, umfaßt 85 Blätter in Duodez, gehört mit ihren hübschen karolingischen Zügen wohl noch dem neunten Jahrhundert an, und ist wie schon Pertz im Archiv der Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde VII S. 803 bemerkt hat, verbunden. Man ist also, was Angaben über ihren Inhalt betrifft, lediglich auf diesen selbst angewiesen, wovon später die Rede sein soll. — Die Sammlung, welche sich der Zeit nach hier anschließt, findet sich in dem aus Tegernsee stammenden cod. lat. mon. 19410 in Octav aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts mitten unter andern Stücken von S. 41 bis 51. Die Hauptbestandtheile dieser Handschrift, welche uns nicht angehen, sind interrogationes in theologia, Fragen mit den betreffenden Antworten [1]) über Gegenstände aus dem alten und neuen Testament, wie über christliche Glaubenssätze und anderes, wie gleich S. 3 das Glaubensbekenntniß, mit starker Beimischung auch anderer Lehren [2]), die nicht gerade theologisch genannt werden können, aber wie es scheint, für den Unter-

1) Sie beginnen: Homo cur dicitur et unde? Homo dictus ab umo quoniam de limo terre formatus est. Des Rhabanus Maurus glossae latino-barbaricae de partibus humani corporis in der Cölner Ausgabe seiner Werke VI. S. 331 beginnen: homo ab humo dictus est.

2) Wir bemerken aus S. 11: Justitia quot modis dicitur? Quinque: justitia veteris testamenti, justitia novi, justitia in judicio, justitia misericordiae, justitia quae videtur ab hominibus.

Aus S. 17: Gradus aetatis hominum sex sunt, hoc est infantia usque in annum vii; pueritia usque in annum xv; aduliscentia annorum xxviii; juventus usque in annum quinquagesimum; senectus id est gravitas, quam Greci vocant pbos, que in anno l incipit; item ultimum senium, quod certe nullo fine terminatur, id est aetas decrepita vel veterana, sed post quintam etatem quantumcunque vitae est senectuti deputatur.

Aus S. 19: Quibus modis est adulterium? Tribus: a fide declinare ad incredulitatem, et mandata dei contempnendo, et habendo uxorem proximi sui.

Aus S. 20: Quomodo fit fornicatio? Aliquando contra naturam cum pecoribus, aliquando in inuicem, aliquando ex manibus, aliquando per visum mulieris.

richt in den Klosterschulen [1]) bestimmt waren; sodann zahlreiche althochdeutsche Glossen, von welchen bereits Docen und Schmeller Abschriften genommen; der vom ersteren in seinen Miscellaneen I S. 18 und 19 veröffentlichte Hymnus sancte sator suffragator mit althochdeutscher Uebersetzung; eine Anzahl Gedichte, dictamina metrica, theils in Hexametern theils in Distichen, in deren einem Beda dei famulus und in einem andern Damasus erwähnt werden; einige zum Theil schon bekannte [2]) Grabschriften; schließlich wieder unter Glossen ein Runenalphabet mit den übergeschriebenen Namen der einzelnen. Noch möchte anzuführen sein, daß sich auf S. 61 ein Brief in geistlichen Angelegenheiten bezüglich der Abhaltung eines synodale colloquium ad Rispah die inchoante xiii kal. sept. vielleicht des Jahres 799 findet, der übrigens schon aus dem Abdruck in Hartzheims Conciliensammlung II S. 691 wie bei Ekkard und Hund bekannt ist, an welchen sich unmittelbar der Anfang eines weiteren „sincerrime dilectionis venerabiliter preferendo et puro caritatis ardore colendo Eio digno dei presuli Urso supplex“ anschließt, ohne daß auf der Seite weiter noch etwas stünde. Sie sind mit einem feineren Instrumente geschrieben als der übrige Theil des Codex, und man darf vielleicht darin ein Stück einer nicht zur Ausführung gekommenen Briefsammlung oder auch Formelsammlung erkennen. — Endlich der aus Tegernsee stammende cod. lat. mon. 19413 in Duodez aus dem Schlusse des zwölften oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, enthält von der gleichen Hand zunächst Notkers an seinen Schüler Salomon, nachherigen Bischof von Constanz, geschriebene aus dem Abdruck in des Bernhard Pez thes. anecd. nov. I Sp. 1 — 14 bekannte notatio de illustribus viris qui ex intentione sacras scripturas exponebant aut ex occasione sententias divinae auctoritatis explanabant, woran sich ohne Ueberschrift von fol. 67 — 109 der Formularius anschließt, an welchen sich verschiedene dichterische Versuche anreihen, worunter versus ad juvenem und zwar wieder an einen Salomon, ferner die in Wernsdorfs poetae latini minores VI S. 388 — 402 abgedruckte, dem Albus Ovidius Juventinus beigelegte elegia de philomela et de aliarum avium simul et quadrupedum vocibus, ohne Bedeutung für unsere Zwecke, nur daß sich darin auf fol. 111′ eine epistola ad seniorem findet. Endlich ist außer andern gleichfalls hier nicht einschlagenden Dingen neben die aus Einhard bekannten, den lateinischen beigesetzten deutschen Namen der Winde und Monate [1]) auf den leeren Raum von fol. 127′ und 128 mit spielender Nach-

---

Aus S. 20: Quot sunt sermones per quos certa latina esse cognoscitur? Tribus: expolitus poeta, veredicus rethor, litteratus grammaticus.

1) So beginnt beispielsweise eine längere Abhandlung über die Eintheilung der Buchstaben in Vokale, Consonanten u. s. w. auf S. 22 gleich mit der Frage: quot litteras didicisti? und der Antwort: xxiii.

2) Gleich die in des Bernhard Pez codex diplomatico – historico – epistolaris I Sp. 8 und 9 auf den alsbald anzuführenden Eio praesul venerabilis.

Sodann die in desselben thes. anecd. nov. I S. XXVII abgedruckte, welche nach der Handschrift aber folgendermaßen zu lesen ist: Hic iacet opertus cespite telluris in aula corpore sepultus inclitus arte, lector uenerabilis, scriptor famosus, litterarum sophysta nomine Hrotrohc. Hic pie uiuens feliciter migrauit ad xpm. Huc uenientes fratres uersos quicunque legentes hos uestris rogito precibus animam adiuuate suam. Pez fügt hier noch bei: ex quibus versibus licet conjicere, Hrotrocum tegernseensis monasterii coenobitam extitisse.

1) Nomina uentorum: subsolanus ostroniuuint, eurus ostsundroni, euro-auster sundostroni, auster sundroni, auster africus sunduuestroni, africus uuestsundroni, zephirus uuestrɔni, chorus uuestnordroni, circius norduuestroni, septentrio nordroni, aquilo nordostroni, uulturnus ostnordroni.

Nomina mensium: ianuarius uuintarmanoth, februarius hornunc, martius lenzinmanoth, aprilis ostarmanoth, maius uuinnimanoth, iunius brachmanoth, iulius heuuimanoth, augustus aranmanoth, september uuitumanoth, october uuindunmanoth, november heribistmanoth, december heilagmanoth.

ahmung der Schrift von wirklichen Originalien eine Freilassungsurkunde geschrieben.

Was nunmehr die betreffenden Sammlungen selbst anlangt, besteht die erste, in der Handschrift wie es scheint von späterer Hand aber vielleicht nach ursprünglicher Angabe als liber breviarius unius cuiusque rei überschrieben, aus 123 Stücken, zu deren beiläufiger Charakterisirung etwa die Bemerkung beitragen mag, daß sich 16 davon unter den Formeln Marculfs finden, 19 unter jenen von Lindenbruch, 1 unter denen von Sirmond, 18 Briefe und 2 Anfänge von solchen unter denen des Alcuin in der Druckausgabe des vorletzten Fürstabtes von St. Emmeram, endlich 1 des Angilbertus abbas centulensis ebenda, so daß nach Abzug dieser 57 Stücke noch 66 theils Muster von Urkunden theils von Briefen oder auch von bloßen Anfängen und Schlußformeln solcher neu sich herausstellen dürften. Von Interesse ist, daß die mit bisher schon bekannten Formeln des Marculf oder sonst zusammenstimmenden mit nur wenigen Ausnahmen fast durchaus die bessere Latinität zeigen, also auf eine durch die Schulbildung unter Karl dem Großen schon in dieser Beziehung höher stehende Zeit hindeuten, in welcher diese Sammlung in Gebrauch war, was auch durch die Einmischung der Briefe Alcuins außer Zweifel gesetzt wird. Auffallend ist hiebei, daß von diesen, so weit sie mit den gedruckten übereinstimmen — denn welche sonst noch von den übrigen sich etwa als solche des Alcuin herausstellen, müssen wir den Forschern auf diesem Gebiete überlassen — zehn an den Erzbischof Arno von Salzburg gerichtet sind, den er nach seiner Weise latinisirend Aquila nennt. An denselben findet sich außerdem wie schon bemerkt ein Brief des Abtes Angilbert. Eben so zeigen sich unter den Urkundenmustern zwei über Schenkungen, an deren Schluß die testes per aurem tracti erscheinen, während in der ersteren auch ausführlich die Schenkung gemacht wird deo et s. Petro atque s. Hrodperto ad monasterium illud ubi ille sanctus corpore requieseit. Es ist vielleicht nach diesen Wahrnehmungen nicht zu gewagt, den Schluß zu ziehen, daß die ganze Sammlung, in welcher sonst keine speciellen Ortsbezeichnungen vorkommen in oder für Salzburg entweder noch unter Erzbischof Arno oder bald nach dessen Tod, der 821 erfolgte, angelegt gewesen sei. Wahrscheinlich benützte man eine oder eigentlich zwei Sammlungen aus früherer Zeit, welche nebenbei bemerkt, in vier Mustern die lex salica ausdrücklich erwähnen, deren erstere wie es scheint ganz aufgenommen ist, und Muster sowohl von Urkunden als von Briefen enthält, während von der zweiten bloß Formeln im engern Sinne erscheinen, sei es daß sie bereits ursprünglich nichts weiter umfaßte, oder auch weil man vielleicht statt der dort befindlichen Briefmuster absichtlich etwas anderes setzen wollte. Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß am Schluß von Nummer 54 ohne Absatz in der Zeile und von der gleichen Hand finit geschrieben ist. Und unmittelbar daran schließt sich ohne alle und jede Unterbrechung als Nummer 55 gleich ein Brief Alcuins, und zwar an den Erzbischof Arno, und folgen fort und fort theils ganze Briefe theils der Anfang oder der Schluß von solchen mit einziger Unterbrechung durch die zwei lediglich auf Salzburg zu beziehenden beiden Schenkungen, wovon die Rede war, welche auch — wenn bloß daher Material genommen wurde — sehr leicht darunter hinein gerathen konnten. Im übrigen möchte nur in Kürze noch zu bemerken sein, daß in Nummer 24 der Gerichtsbrief bezüglich des Beweises der Freiheit, der in der Lindenbruchischen Formel 169 mit einem Male abbricht, vollständig erscheint. Daß überhaupt die Textesberichtigung der bereits bekannten Formeln in mehr als einem Punkte mit Hilfe der vorliegenden Handschrift eintritt, bedarf keiner besonderen Anführung.

Was die zweite Sammlung anlangt, ist auf sie die von ziemlich alter Hand auf den Deckel der Handschrift bemerkte Bezeichnung „epistolae Alati" zu beziehen. Leider fehlt uns bis auf den Augenblick jeder Anhaltspunkt zu näheren Angaben bezüglich dieser Persönlichkeit. Die Zahl der Stücke ist, wie schon geäußert worden, eine nur geringe. Es sind nämlich nur sieben, und zwar im Ganzen abgesehen von Verstößen, welche wie es scheint in der geringen Kunde des Schreibers oder seiner Unachtsamkeit ihren Grund haben, was die Sprache an-

langt auch von der Correctheit wovon vorhin die Rede war. Ueber den Ort ihrer Abfaßung läßt ſich ſo wenig als über den Verfaſſer etwas beſtimmtes angeben, denn es erſcheint einzig und allein in einem Muſter das altare s. Stefani ohne weiteren Zuſatz. Eben ſo wenig läßt ſich aus der Freilaſſung, welche im letzten Stücke per denarium nach der lex salica vorgenommen wird, dafür etwas abnehmen. Was die Zeit betrifft, möchte die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts anzunehmen ſein, denn es erſcheint einmal am Schluſſe das zehnte Jahr der Regierung des Hludwicus rex in orientali Francia, welches 842 oder 843 entſpricht, und ein andermal der Gludwicus gloriosissimus rex der im Texte ſeines domnus et genitor Hludwicus Erwähnung thut. Von Intereſſe iſt außer ſehr hübſchen Schenkungsurkunden und königlichen Beſtätigungen ſolcher eine Formel für einen Greis, welcher auf Lebenszeit vom Heerbann befreit wird und ſeinen Sohn ſtatt ſeiner in's Feld ſchicken darf, welche der Hauptſache nach bereits in Note 23 unſerer Abhandlung „über Formelbücher vom dreizehnten bis zum ſechzehnten Jahrhundert“ mitgetheilt iſt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Februar 1857.

(Fortſetzung.)

Von der Smithsonian institution in Washington:

l) Report of the board of trustees of the Wisconsin Institution for the education of the blind. Decbr. 31. 1852. Madison 1853. 8.

m) Proceedings of the California academy of natural sciences. Vol. I. 1854. San Francisco. 8.

n) Publications of the historical society of Pennsylvania. Chambersbury in the colony and the revolution, a sketch by Garrard. Philadelphia 1856. 8.

o) The right use of history by William Parker Foulke. Philadelphia 1856. 8.

p) The history of an expedition against Fort du Quesne in 1755 under Major-General E. Braddock by Winthrops Sergeant. Philadelphia 1855. 8.

q) The history of mason and dixon's line, by John Latrobe. Pennsylvania. 8.

Von der Royal Institution of Great Britain in London.

a) Notices of the meetings of the members. Part. VI. July 1855 — July 1856. London 1856. 8.

b) List of the members officiers for the year 1855. London 1856. 8.

c) Memoir on the cholera at Oxford in the year 1854 by Henry Wentworth Acland. Lond. 1856. 8.

Von dem Lyceum of natural History in New-York:

Annals. Vol. VI. October 1855. Nr. 5. New-York 1855. 8.

Vom hiſtoriſchen Verein von Unterfranken und Aſchaffenburg.

Archiv XIV. Band, 1. Heft. Würzburg 1856. 8.

Von dem hiſtor. Verein des Cantons Bern:

Archiv III. Band, II. Heft.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

a) Nouveaux mémoires. Tom. X. Moskau 1855. 4.

b) Bulletin, année 1855. Vol. II — IV. année 1856. Vol. I. Moskau 1855. 1856. 8.

Von der böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Prag:

Abhandlungen. 5. Folge. 9. Band von d. J. 1854 — 1856. Prag 1857. 4.

Von der großherzoglichen Bibliothek in Weimar:

a) Weimarſches Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schaden. Weimar 1853 — 1855. 1. — 5. Band. 8.

b) Georg Spalatin's hiſtoriſcher Nachlaß und Briefe von Chr. Neudecker und L. Preller. I. Band: das Leben und die Zeitgeſchichte Friedrichs des Weiſen. Jena 1851. 8.

c) Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunſt vom 24. Juni 1840. Weimar. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. Mai.

Nr. 59. 1857.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 21. März 1857.

2) Hr. Dr. Rockinger:

Ueber drei Formelsammlungen aus dem neunten und zehnten Jahrhundert ꝛc.

(Schluß.)

Hat endlich v. Wyß in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich vor sieben Jahren eine Sammlung alemannischer Formeln und Briefe des neunten Jahrhunderts aus der berühmten rheinauer Handschrift veröffentlicht, welche mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden ist, so bedarf es wohl keiner weiteren Anpreisung unserer dritten Sammlung, wenn bemerkt wird, daß sie nicht nur die Lücken eines großen Theiles von Stücken jener Handschrift ausfüllt, sondern außerdem eine Zahl nicht unbedeutender Textesverbesserungen zu den ungeschickter Weise sogenannten formulae alsaticae bietet, und überdieß eine Auswahl neuer interessanter Muster aus Alemannien enthält. Im September 1850 schon ist in diesen Blättern jene züricher Veröffentlichung von Professor Bluntschli besprochen worden. Es genüge daher hier die Mittheilung, daß in unserer Sammlung 22 Stücke sich finden, welche mit Nummern der rheinauer Handschrift übereinstimmen, und von welchen 10 zur Vervollständigung des dort gebotenen Textes theils nur in einzelnen Wörtern theils in weiterem Umfange dienen. Beispielsweise sei nur angeführt, daß gleich Nummer 2, dem dortigen Stücke 20 entsprechend, am Schlusse die wirklichen Namen ego Ualdo ad uicem G(rimaldi) archicapellani u. s. w. gibt, oder daß in dem Briefe des Erzbischofs Liutbert von Mainz an dem Papst Hadrian am Schlusse das Datum pridie kal. maii anno ab incarnatione domini dcccLxxvi indictione iiii ausgesetzt ist, wobei freilich zur Zusammenstimmung der Jahreszahl und Indiction mit Bezug auf des Pabstes Lebensdauer eine übrigens nahe liegende Verbesserung vorzunehmen ist. Außerdem stimmen 22 Muster mit den formulae alsaticae zusammen, zu deren Nummer 23 unsere Handschrift außer anderen Namen den Regenhardus episcopus und den comes Oadalrihc bietet, 3 mit jenen von Baluz, 1 mit den lindenbruchischen. Eilf Stücke scheinen vollständig neu. Was den Verfasser der Sammlung betrifft, sind wir leider wieder nicht in der Lage etwas bestimmtes sagen zu können. Möglich, daß wenigstens ein Antheil daran dem Notker Balbulus zuzuschreiben ist, von welchem auch die vor ihr befindliche notatio de illustribus viris herrührt, und von welchem wie es scheint ein Brief — wenn man mit dem Baron Zur-Lauben in seiner Untersuchung über die formulae alsaticae in den Berichten der académie des inscriptions et belles lettres XXXVI S. 196 den Eingang des der 15. jener Formeln entsprechenden Stückes „mihi praecipitis ut balbus edentulus et ideo blesus vel ut verius dicam semiblaterator surdastris vobis vel potius insensatis cantare seu ludere sive lamentari debeam“ auf ihn zu beziehen Grund hat — in die Sammlung aufgenommen ist. Jedenfalls ist

sie um die Zeit der Bischöfe von Constanz Salomon II. von 876—889 oder Salomon III. von 890—920, und zwar der Mehrzahl der Muster nach zu schließen, eher in St. Gallen als Reichenau angelegt, zu welchem berühmten Kloster, welches ja bekanntlich gerade in der Zeit im regsten wissenschaftlichen Verkehr mit St. Gallen stand, sich übrigens auch manche Beziehungen finden. So viel scheint außer Zweifel, daß wohl zu einem bestimmteren Ergebnisse die Vergleichung der Traditionen von St. Gallen führen könnte, bezüglich deren Mabillon in seinem iter germanicum bemerkt, daß ihm der dortige Bibliothekar Hermann ostendit omnes monasterii sui chartas, omnia diplomata et instrumenta in unum corpus nuper typis domesticis redacta, cuius collectionis unum exemplum in archivo ecclesiae romanae, alia quaedam in celebrioribus aliquot Helvetiae monasteriis reposita sunt, cetera privatim in ipso monasterio s. Galli reservantur ad documentum posterorum. Es würde zu weit führen, die Untersuchung über die Zeit der einzelnen Stücke hier im einzelnen aufzunehmen. Nur im allgemeinen möge bemerkt sein, daß so ziemlich sämmtliche in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts und namentlich zwischen die Jahre 870 bis 890 fallen. Jedenfalls können wir dem schon von vornherein äußerst gewagten Schlusse, welchen Baron Zur-Lauben zu der auch hier vorkommenden formula alsatica XX, in welcher der betreffende König mit C bezeichnet wird, dahin zieht, daß dieses Konrad I. sein müße, weil die karolingischen Herrscher Karl und Karlmann immer mit K bezeichnet würden, nicht beistimmen. Unsere Handschrift wenigstens bietet auch hier ganz regelmäßig wie in den übrigen Stücken K, so daß man deßhalb allein zu jener Annahme nicht genöthigt sein dürfte. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß die Sammlung absolut noch in das neunte Jahrhundert fallen müße. Insbesondere wenn unter den constanzer Bischöfen des Namens Salomon, die eine wesentliche Rolle in derselben spielen, das eine oder anderemal der dritte dieses Namens zu verstehen ist, der bis 920 wirkte, dürfte es immerhin gerathener sein, das zehnte Jahrhundert, allerdings gleich in seinen ersten Jahrzehnten, als die Entstehungszeit zu bezeichnen. Für Alemannien ist hiemit ein neuer nicht unbedeutender Zuwachs erlangt. Denn diese Sammlung bildet, abgesehen von den sogenannten formulae alsaticae das würdigste Seitenstück zu den von Eugène de Rozière veröffentlichten Formeln aus der straßburger Handschrift wie zu denen aus der von St. Gallen, welch' letztere aus einer Sammlung von Reichenau und aus einer von Murbach entstanden scheint, die beide der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts angehören, und ebenso zu den alemannischen Formeln und Briefen welche v. Wyß mitgetheilt hat.

Was schließlich den Inhalt der drei Sammlungen betrifft, auf welche hier aufmerksam gemacht werden wollte, läßt sich darüber besser sprechen, wenn der Text im Drucke vorliegt, wie in nächster Zeit in Aussicht steht. Daher seien jetzt nicht viel Worte darüber verloren. Nur das läßt sich — ohne daß man auf die einzelnen Stücke einzugehen braucht — gleich bemerken, daß alle drei Sammlungen Muster von Urkunden wie von Briefen enthalten. Ihre Aussonderung tritt auch in der äußeren Anordnung selbst schon hervor. In der ersten und dritten nämlich beginnen die Urkunden, und schließen sich die Briefe an. In der ersten ist das sogar bei den zwei Theilen, welche wir bezüglich ihrer Entstehung ausscheiden zu müßen glauben, der Fall, deren erster in dieser Form vielleicht vollständig aufgenommen wurde, während man beim letzteren an die aus einer anderen Sammlung gezogenen Urkunden gewissermaßen als die entsprechende Hälfte die Briefe ansetzte, und zwar gleich von Alcuin. In der zweiten unserer Sammlungen, wovon wir oben gesprochen haben, ist dagegen der umgekehrte Weg eingeschlagen, indem da die eigentlichen Formeln erst den Schluß bilden. Außerdem mag noch angeführt werden, daß sich insbesondere die erste und dritte schon äußerlich gleich den Anschein geben, daß sie zu einer Art von Lehrbuch in dieser Beziehung bestimmt gewesen. Die erste nämlich macht förmliche Zusammenstellungen über die Eingänge und den Schluß: an einer Stelle mit incipiunt indicolorum salutes, an anderen ad initium scedule, wieder an anderen in fine scedule. Die letzte hat an mehre-

ren Orten direkte Beziehungen auf die Abfassung der betreffenden Schreiben, unter andern beispielsweise nur, nachdem auf eine gewöhnliche Precarie bemerkt worden: carta pro filiis praecariam non desiderat, sed tantum repetitionem, si ita contigerit, bei einem Tauschvertrage die Angabe: haec carta sibi respondentem non quaerit: carta concambii est, quae utrisque similiter scribenda est, nisi tantum hoc modo personis in superscriptione mutatis, quod inter monasterium s. Galli et illum hominem factum est et ille habeat" scriptum „quod inter me et illud monasterium", oder bezüglich der Zeugenunterschriften: scribe quinque et deinde quantoscumque, und ein anderesmal: scribe nomina eorum per nominativum casum, quia obliqui aut nimium ex sua proprietate decidunt aut latinae declinationi non congruunt.

Man wird darin unschwer die ersten Anfänge erkennen, sich über die bloße Zusammentragung von Mustern zu erheben, und den belehrenden Ton anzustimmen, wie er sich für Anleitungen in diesen Gegenständen schickte, welche Schritt vor Schritt mehr erweitert zu den Formelbüchern führten, welche vom dreizehnten Jahrhundert an insbesondere in den beiden folgenden neben dem werthvollen praktischen Inhalte auch ausführliche theoretische Erörterungen über die einschlagenden Rechtsmaterien enthalten, worüber wir früher an anderem Orte in einer besonderen Abhandlung näher zu sprechen Veranlassung genommen haben, woran hier lediglich dieses nicht gering anzuschlagenden Zusammenhanges willen im Vorübergehen erinnert werden mag.

(Schluß des Bulletins folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Februar 1857.

(Schluß.)

Vom Geschichts- und Alterthums-Verein in Wiesbaden:
Periodische Blätter Nr. 7 — 10. Wiesbaden 1855 — 1856. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:
Zeitschrift. 11. Bd. 1. Heft. Zweite Folge 1. Band. Leipzig 1857. 8.

Vom serbisch literarischen Verein in Belgrad:
Glasnik. I. und VII. Heft. Belgrad 1855. 8.

Von der Literary and philosophical Society in Manchester:
Memoirs. Vol. VI. Second Serie. Vol. XIII. New Serie. London 1812. 1856. 8.

Von der Académie d' archéologie de Belgique in Brüssel:
Séance générale du 22. Decbr. 1856. Anvers 1857. 8.

Vom historischen Verein von Oberbayern in München:
a) Achtzehnter Jahres-Bericht für das Jahr 1855. München 1856. 8.
b) Oberbayerisches Archiv für vaterländ. Geschichte. 16. Bd. 1. und 2. Band. München 1856. 8.

Von der Accademia Pontifica de' nuovi Lincei in Rom.
a) Atti. Anno VI. Sessione II. — V. Gennaro-Luglio 1853. Roma 1855. 1856. 4.
b) Des expériences de M. P. Volpicelli sur la polarité électrostatique note de M. A. de la Rive. Roma. 4.
c) Sull' associazione di più condensatori fra loro per l' aumento della elettrostatica tensione, memoria del prof. P. Volpicelli. Roma 1855. 4.

Von der kgl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg:
Astronomische Beobachtungen auf der k. Universitäts-Sternwarte zu Königsberg. 28. Abth. enthaltend Beobachtungen an d. Heliometer bis z. J. 1844, und Beobachtungen an d. Reichenbachischen Meridiankreise i. J. 1845. Königsberg 1856. Fol.

Vom landwirthschaftlichen Verein in München:

Zeitschrift. Januar I. 1857. Februar II. 1857. München. 8.

Von der pfälz. Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. VI. Heft V. VI. November. Dezbr. Speyer 1856. 8.

Von der Direktion des polytechnischen Vereins in Würzburg:

Gemeinnützige Wochenschrift. Organ für die Interessen der Technik, des Handels und Landwirthschaft und der Armenpflege. VI. Jahrgang. Nr. 1—51. für 1856.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Novbr. Dezbr. 1856. Berlin 1856. 8.

Vom Herrn James Dana in Philadelphia:

a) United States. Exploring expedition during the years 1838—1842 under the command of Charles Wilkes. Vol. XIII. Crustacea. Part. I. II. Philadelphia 1852. 4.

b) — — Atlas. Crustacea. Philadelphia 1855. fol.

c) American journal of science and arts. No. 58—60. Juli—November 1855. Nr. 61—63 Januar—Mai 1856. Philadelphia. 8.

Vom Herrn Hanus in Prag:

Ueber die alterthümliche Sitte der Angebinde bei Deutschen, Slaven und Litauern. Prag 1855. 8.

Vom Herrn Wilhelm Mätzka, Professor in Prag:

Ein neuer Beweis des Kräften-Parallelogrammes. Prag 1856.

Vom Herrn Karl Rümker in Hamburg:

a) Neue Folge der mittleren Oerter von Fixsternen für den Anfang von 1850. Abgeleitet aus den Beobachtungen auf der Hamburger Sternwarte. Hamb. 4.

b) Meteorological observations made at the observatory of Hamburg. Hamburg. 4.

Vom Herrn Abramo Massalongo, Professor in Verona:

a) Descrizione di alcuni Fuchi fossili della Calcasia del monte Spilecco nella provincia Veronese. Padova 1851. 8.

b) Miscellanea lichenologica. Verona 1856. 8.

c) Studi sopra alcune torbe veronesi. Verona 1856. 8.

Vom Herrn Dr. Donaggio, Professor in Verona:

Regolatore elettromagnetico. Verona 1857. 8.

Vom Herrn O. Sandreczki Dr. Ph. in Stuttgart:

Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Uramia. I. II. Theil. Stuttgart 1857. 8.

Vom Herrn M. Glösener, Professor in Liège.

a) Mémoire sur la réfraction. Liège. 8.

b) Mémoires sur quelques nouveaux appareils électromagnétiques et leur emploi. Liège. 8.

Vom Herrn Giuliano Giordano in Neapel:

Osservazioni sopra i minerali che si rivengono ne' terreni a Golfo di Sicilia. Neapel. 8.

März 1857.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

a) Abhandlungen 1855. Berlin 1856. 4.

b) Monatsbericht, Januar 1857. Berlin 1857. 8.

Von der Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen in Harlem:

Natuurkundige Verhandelingen 12 Deel. Harlem 1856. 4.

Von dem histor. Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift. Jahrgang 1854. Hannover 1856. 8.

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mittheilungen 4. Bd. III. Heft. Altenburg 1856. 8.

Von dem Geschichts- und Alterthumsverein zu Kassel, Darmstadt, Mainz, Wiesbaden u. Frankfurt a/M.:

Periodische Blätter Nr. 9—11. 1856. Mainz. 8.

Von der Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch Indie in Batavia:

Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indie. Deel XI. Derde Serie. Deel I Aflevering IV. V. VI. Batavia 1856. 8.

Von der Société impér. des sciences nat. in Cherburg:

Mémoires 3. Volume. Cherbourg 1855. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig:

Neueste Schriften. V. Bd. Danzig 1856. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. Mai.

Nr. 60. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 98ten Stiftungsfeier am 28. März 1857.

„Rede über das conservative und reactionäre Prinzip auf dem Gebiete der Wissenschaft", vorgetragen von Friedrich v. Thiersch, d. Z. Vorstand.

Die Gründung der Akademie der Wissenschaften, welche Churfürst Maximilian Joseph vor nun 98 Jahren an seinem einunddreißigsten Geburtstage vollzog, ruft uns nicht nur die Weisheit und Milde jenes Monarchen in dankbares Andenken zurück, sondern fordert uns auch auf, die Beharrlichkeit und Besonnenheit zu preisen, mit welcher die edlen Männer, denen nächst Ihm die Stiftung verdankt wird, die mannigfachen und sehr ernsten Schwierigkeiten bekämpften, ehe ihnen gelang, in der Akademie ihrem Vaterlande diese neuen und reichen Quellen wissenschaftlicher Belehrung und die Gewähr regen Fortschrittes auf dem intellektuellen Gebiete zu eröffnen. Der ganze Inbegriff der Intelligenz, so weit sie von Ueberlieferung durch den Unterricht und von Bildung des Geistes durch denselben bedingt ist, war damals in den festen Formen zurückgehalten, welche der mächtige Orden der Jesuiten, der sie vertrat, erfunden und in dem ganzen großen Gebiete seiner Herrschaft mit der ihm eigenen Kraft und Beharrlichkeit durchgeführt und unveränderlich festgehalten hatte.

Sint ut sunt, aut non sint, dieser Ausspruch ihres großen Generals, mit dem er sich der Aufhebung der Jesuiten beugte, war die unveränderliche Standarte gewesen, unter welcher der Orden seit mehr als 200 Jahren gekämpft und geherrscht hatte.

Da aber die geistige Welt so wenig wie das Weltgebäude je auf gleicher Stelle beharrt und die Sonne der Erkenntniß und des Wissens dem bedeutungsvollen ‚sta sol'! so wenig wie die irdische unterworfen ist, so war Bayern unter der Leitung der fremden bei ihm eingewanderten Väter aus Belgien, Hispanien und Italien nicht nur in seiner Entwicklung gehemmt, sondern auch unter die Bildung herabgedrückt worden, der es sich unter Albrecht IV. und V. und noch unter Maximilian I. erfreut hatte.

Niemand fühlte dieses tiefer als die Männer, welche durch unbesiegbare Kraft sich gegen die Macht und Bedrängniß des Ordens aufrecht gehalten und bei dem Verlust der höchsten Güter ihrer Heimat wenigstens die Sehnsucht nach ihnen in sich erhalten hatten.

Aus dieser heiligen Schaar stammten die Gründer der Akademie, die Lory und Linbrunn, die Kreitmayr und Haimhausen, von deren ehrwürdigen Bildern wir uns hier umgeben sehen. Sie erkannten die alte Ehre des Vaterlandes an den Wiedergewinn seiner Geistesfreiheit und an die volle Betheiligung an deutscher Bildung und Wissenschaft geknüpft, welche da-

mals in den meisten Bayern umgebenden Stämmen deutscher Nation jenen Gang angetreten hatte, der sie in unsern Tagen zu den ersten und ruhmreichsten Völkern erhoben und in mehrfacher Beziehung über sie gestellt hat. „Es ist erstaunlich", ruft Saint-Simon aus, welchem zuerst durch das Werk einer reichbegabten Frau das innere Geistesleben von Deutschland zur Zeit des ärgsten äußeren Druckes zur Kenntniß gebracht wurde, „es ist erstaunlich, daß in unsern Tagen sich mitten in Europa eine Nation zum ersten Rang der Civilisation zu erheben vermocht hat, ohne daß Europa es wahrnahm".

In den Beginn dieser glorreichen Epoche fällt die Stiftung unserer Akademie, und sie darf sich das Zeugniß geben, daß sie zur Förderung des großen Werkes und zur Betheiligung von Bayern an seiner Ehre nach besten Kräften beizutragen bemüht gewesen ist.

Die unmittelbare Folge, welche die rasche und unerwartete Errichtung der Akademie in unserer Mitte und ihr Aufbau auf einer so freien und breiten Grundlage haben mußte, war ein harter und beharrlicher Kampf, wie er beim Uebergang einer jeden Weltepoche in die andere nicht ausbleiben kann, wo die alte ihren Besitz als das überlieferte und allein giltige Recht vertheidiget, und die neue ihren Platz darin zu erobern entschlossen und gerüstet ist.

Die junge Akademie führte diesen Kampf mehr durch Thaten als durch Worte, und gieng nach wenig Decennien siegreich aus ihm hervor.

Die späteren Zeiten haben für die Phasen eines solchen geistigen Prozesses die Namen gefunden. Sie haben das Bestreben, das Ueberlieferte zu schützen, das conservative, das Bestreben nach Neuem und nach Verbesserung gegebener Zustände, das liberale Princip genannt, und zwischen beide hinein für das Uebermaß das absolutistische mit der Reaction und das radikale mit der Revolution gestellt.

Es ist in unser Aller Erinerung, wie weit sich diese Benennungen auf dem staatlichen Gebiete ausgedehnt haben; aber auch auf dem der Intelligenz sind sie einheimisch geworden, da auch hier das Bestreben, den überlieferten Bestand zu erhalten oder ihn umzugestalten, in einem fortwährenden Conflikt thätig und dem andern oft feindlich entgegen steht. Viele Unklarheit hat sich ihnen beigemischt und arger Mißbrauch ist mit ihnen getrieben worden.

Das Conservative hat überall Berechtigung, wo etwas der Erhaltung Würdiges bedroht wird, und das Liberale da, wo es gilt, dem Neuen Geltung zu verschaffen, was sich als nützlich oder nothwendig geltend gemacht hat, Reaction aber tritt in physischen, wie in moralischen und politischen Organismen da ein, wo etwas ihnen feindselig Gewordenes ausgeschieden werden soll.

Auf beiden Feldern aber ist es das Uebermaß, welches die Schuld erzeugt und zu dem Extreme treibt, und die Nährer dieser Schuld sind Unkunde, Leidenschaft und Vorurtheil. So geschieht es, daß die Heilung innerlich unhaltbar gewordener Zustände des Wissens und Lebens versäumt wird, und der erste Sturm das innerlich Abgestorbene über den Haufen wirft, oder daß der mißgeleitete Drang nach Umgestaltung und Mehrung des Neuen zu Resultaten führt, welche nicht der Sache der Bildung und Geistesfreiheit dienstbar gewesen, sondern die Vorläufer und Verkündiger der Anarchie geworden sind.

Wenn der härtere Conflikt von beiden Anschauungsweisen an der Wiege der Akademie nicht schon damals zu solchem Aeußersten gedieh, so geschah es, weil die Führer der neuern Zeit Maß zu halten wußten und der Reaction der Gegner durch Aufhebung der Jesuiten die Spitze abgebrochen wurde. Erst nach dem Tode des weisen Stifters brach der Strom der beiden Meinungen durch die Dämme, und führte eine der schlimmsten Geistesbedrängnisse herbei, die je über Bayern gekommen sind, während die neue Richtung in die Erscheinung des Illuminatismus umschlug. Eine Vermittlung der Gegensätze trat erst mit der Regierung eines neuen Maximilian Joseph ein, beim Beginn der Epoche, in der Bayern unter der Aegide königlicher Macht und der Weisheit großer Staatsmänner jene Regeneration begann, die es aus tiefen Gegensätzen befreit, das geistige Vermögen gemehrt, die Leidenschaften gemildert und

das neue Reich zu der innern Gesundheit und der äußern Macht erhoben hat, die seinem Gedeihen nöthig und seiner Würde und seiner Stellung gemäß ist.

Uns aber den Genossen oder den Kindern dieser großen Zeit ist es vergönnt, aus jenen Kämpfen das Princip zu erkennen, durch welche das unvereinbar Scheinende beider Gegensätze versöhnt und die Wiederkehr ihrer Spaltung verhindert wird.

Es ist wie ein großer englischer Staatsmann Edmund Burke es formulirt: der Entschluß zu bewahren, verbunden mit der Geneigtheit zu verbessern; und nur da, wo jenem Entschluß und dieser Geneigtheit die Einsicht in die Natur der Dinge zur Seite steht, das Gemüth von Leidenschaften gereinigt und das Urtheil nicht in Banden gehalten ist, wird die edelste Frucht des Geistes die wahre Bildung und in ihr das allgemeine Wohl gereift werden. Preisen wir vor allem unser Vaterland und seinen Monarchen, unsern Beschützer, der das Heil in jenem Ausspruche hoher Weisheit erkennt und ihn als Steuer ergriffen hat, dessen Handhabung die Geschicke der Völker durch die Klippen in den Hafen führt, wo es gesichert gegen die Stürme vor Anker liegt. Uns aber, den Vertretern jenes Grundsatzes, welcher schon in dem Anfang dieser Zeiten den Gründern der Akademie als Ahnung oder Wunsch vor dem Gemüthe stand, und ihrem Bestreben als Leitstern diente, gebührt es vor Allem jetzt nach der Erfüllung der Vergangenheit uns von dem Geiste dieser heilbringenden Lehre ganz zu durchdringen und nach dem Willen unsers erhabenen Monarchen Alles, was unter den Menschen ehrwürdig und heilig geachtet wird, zur Anerkennung zu bringen und bei Geltung zu erhalten, und mit den Gütern erhöhter Intelligenz und Bildung zu versöhnen, welche allein durch reges Streben nach höherer Erkenntniß, durch Mäßigung der Leidenschaften und durch Unbefangenheit des Geistes gewonnen wird.

Von den Mitgliedern, deren Wahl in der letzten öffentlichen Sitzung am 28. Nov. v. Js. proclamirt worden ist, haben wir die Ehre, die unter uns residirenden zum ersten Male bei der Stiftungsfeier der Akademie als gegenwärtig zu begrüßen: Herrn Geheimrath v. Schack als Ehrenmitglied, die Herren Professoren: Thomas, Jolly und Löher als ordentliche, die Herren: Prof. Harleß und Dr. Rockinger als außerordentliche Mitglieder ihrer Classe.

Ebenso begrüßen wir Herrn Geheimrath von Tiedemann, der uns seit 44 Jahren als auswärtiges Mitglied angehörte und seit seiner Uebersiedelung nach München unter die hier residirenden Mitglieder in die Akademie eingetreten ist. Möge uns vergönnt sein, ihn in unserer Mitte lange seines großen und wohlverdienten wissenschaftlichen Ruhmes und eines glücklichen Alters genießen zu sehen. Desgleichen habe ich die Ehre, unser auswärtiges Mitglied, den Hrn. Prof. Schönbein aus Basel, den ruhmreichen Entdecker und Begründer chemischer Lehren, als Gast unter uns willkommen zu heißen.

Ueber zwei hochverdiente auswärtige Mitglieder, Hrn. Baron v. Hammer-Purgstall in Wien und Herrn Prof. Kaspar Zeuß in Bamberg, deren Tod uns wenige Tage vor der letzten Festsitzung gemeldet wurde, sind indeß ausführliche Darstellungen ihres Lebens und Verdienstes eingegangen; über Baron Hammer von Sr. Hochw. Herrn Abt Haneberg [1]), und über Prof. Zeuß von einem Genossen seiner Studien, der von ihm selbst mit Fortsetzung seiner unvollendet gebliebenen Arbeiten beauftragt wurde, Herrn Dr. Glück [2]).

Wir bedauern, daß beide Enkomien hier nicht zum Vortrage können gebracht werden, ohne den beiden für diese Sitzung angekündigten Reden des Hrn. Prof. Jolly über Physik der Molekularkräfte und des Hrn. Staatsrath v. Hermann über den Anbau und Ertrag des Bodens im Königreiche Bayern die Zeit über das Maß zu verkürzen. Wir sind deshalb in dem Falle, beide mit dem Berichte über diese Festsitzung durch den Druck bekannt zu machen.

---

1) Siehe Beilage I.
2) Siehe Beilage II.

In demſelben Falle finden wir uns mit dem Berichte über die Arbeiten der Akademie in der letzten dreijährigen Periode ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, für welche die Ernennung des Vorſtandes von Sr. Majeſtät ſtattfindet. Was über die Wünſche und Bedürfniſſe der Akademie, welche während dieſer jüngſten Periode zu Tage getreten ſind, und über die Arbeiten während ebenderſelben, beſonders über die Fortſetzung der Denkſchriften, die Fortſetzung der Gelehrten Anzeigen und Bulletins, der aſtronomiſchen Jahrbücher, der Arbeiten über die naturwiſſenſchaftliche Erforſchung des Königreiches, der naturwiſſenſchaftlich-techniſchen Commiſſion und der Monumenta boica zu ſagen und zu wünſchen iſt, wird auf dieſelbe Bekanntmachung ausgeſetzt [3]).

Doch ſei erlaubt, gleich hier dem Senior der Akademie der Wiſſenſchaften Hrn. Oberkirchenrath v. Wismayr für das Geſchenk einer Sammlung von Leſefrüchten und einer Selbſtbiographie zu danken und ihm Glück zu wünſchen, daß er noch in ſeinem neunzigſten Lebensjahre zu dieſen Arbeiten die nöthige Kraft und Geiſtesfriſche bewahrt hat [4]).

Ebenſo finden wir uns beſtimmt, auch öffentlich dem Centralverwaltungs-Ausſchuß des polytechniſchen Vereins zu danken, welcher es übernommen, gegen das Andenken unſers unvergeßlichen Nep. von Fuchs, ſeines vieljährigen hochverdienten Vorſtandes, eine Pflicht zu erfüllen, welche zunächſt der Akademie oblag, und eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen gedruckten Abhandlungen und Aufſätze zu veranſtalten und davon die gewünſchte Anzahl uns zur Verfügung zu ſtellen [5]).

Unſterbliches Verdienſt wird dadurch am beſten geehrt, daß es in ſeinem ganzen Umfang den Zeitgenoſſen und Nachkommen zur Betrachtung und Benützung dargelegt und geſichert wird.

3) Siehe Beilage III. A — H.
4) Siehe Beilage IV.
5) Siehe Beilage V.

Beilagen zur Rede.

I.

Erinnerung an Joſeph v. Hammer.

(Von Sr. Hochw. Hrn. Abt Haneberg.)

Während dieſes Jahres hat der Tod in der Perſon des Baron Joſ. v. Hammer dem Dienſte der Wiſſenſchaft einen der bedeutendſten Gelehrten entriſſen, welche in unſerm Jahundert gewirkt haben.

Er gehört zu jenen Begünſtigten, denen es gegönnt war, ein ungewöhnlich langes Leben der ſchon in der Jugend erkorenen Aufgabe bis in ein glückliches Greiſenalter ohne weſentliche Unterbrechung zu widmen. Geboren im Jahre 1774, hat er ſchon vor 1796 als Jüngling an einem für die orientaliſche Literatur wichtigen Werke, der zweiten Ausgabe des arabiſch-perſiſch-türkiſchen Wörterbuches von Meninski mitgearbeitet und im November vorigen Jahres fand ihn der Tod als rüſtigen Greis mit ungeſchwächter Geiſteskraft mitten in noch immer muthig betriebenen Arbeiten über die Geſchichte eines wichtigen Zweiges der orientaliſchen Literatur.

Das Studium dieſer Literatur, das am Ende des vorigen Jahrhunderts nur ſchüchtern ſich über die engen Grenzen bibliſcher Sprachſtudien hinauswagte, iſt nun zu einem blühenden und weit umfaſſenden Gebiete der hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaft ausgedehnt worden, in welchem die furchtſamen Verſuche früherer Zeit unbeachtet bleiben müſſen; aber Hammer iſt hinter den Kühnſten nicht zurückgeblieben.

Eine ungewöhnliche Kraft rang ſich in ihm durch mannigfaltige Hinderniſſe durch, deren ſtärkſtes eine von Jugend an erwählte Richtung auf das Poetiſche im Sinne der romantiſchen Schule war.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. Mai.

Nr. 61. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 98ten Stiftungsfeier am 28. März 1857.

„Rede über das conservative und reactionäre Prinzip auf dem Gebiete der Wissenschaft“ ꝛc.

(Fortsetzung der Beilagen zur Festrede.)

Wir vermögen nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie Hammer durch Lektüre und Studium mit dem Genius des unsterblichen Orientalisten Jones zusammentraf, welcher gerade den Abend eines glücklichen und ruhmvollen Lebens feierte, als Hammer sich mit jugendlicher Begeisterung dem Studium des Orientes zuwendete.

Sicher aber ist, daß die Methode des Jones den dichterisch gestimmten österreichischen Orientalisten zum getreuen Jünger erhielt.

Ist es dem letztern nicht geglückt, die von ihm behandelte Literatur durch den idealisirenden Glanz seines Geistes zu solch' allgemein anerkanntem Werthe zu erheben, wie es dem genialen Jones bei Indien gelang, so muß die Schuld nicht bei Hammer gesucht werden, sondern darin, daß ihm vorzugsweise Schriftwerke des tatarischen und arabischen Stammes zur Bearbeitung zugefallen sind. Kein Genie vermag die Wüsten der Tatarei in ein blühendes Kaschmirathal umzuwandeln und kein Uebersetzer wird aus dem türkischen Baki einen Kalidasa schaffen können.

Zu wenig Glanz hat der Geist Hammers den von ihm beleuchteten, bearbeiteten und übersetzten Werken nicht geliehen, eher zu viel.

Es wurde ihm schwer, die wissenschaftlichen Grundsätze der neueren Orientalistenschule, die auf das Wirkliche ausgeht, zu würdigen und zu handhaben. Um so mehr verdient er unsere Bewunderung, wenn es anerkannt werden muß, daß er dennoch zur Erkenntniß der äußeren und inneren Geschichte des Orientes vieles, ja unvergleichlich Großes beigetragen habe.

Seine Verdienste um die Geschichte der Osmanen sind so wohl begründet, so umfassend, daß sie allein seinem Namen eine ruhmvolle Zukunft sichern könnten.

Es sind aber nicht seine einzigen im Gebiete der Geschichte des Orients. Er hatte hier Vorgänger, während er in andere Regionen Bahn brach.

Das gilt besonders von der Bekanntmachung, Beleuchtung, Herausgabe und Uebersetzung solcher Werke, welche der Literatur des Sufismus angehören.

Seine Auszüge aus seltenen, selbst den Gelehrtesten nicht immer zugänglichen Werken haben hier große Dienste geleistet, obwohl sie weniger bekannt geworden sind, als seine Uebersetzungen.

Den größten Dienst leistete Hammer diesem Felde der Wissenschaft durch die Herausgabe der Originaltexte, namentlich von drei Schriftstellern dieser Classe. Voran gieng der Türke Faßli, es folgte der Perser Schebisteri an Tiefe und Gedankenreichthum dem ersteren weit überlegen und endlich die große didaktische Kaside Tajah von Ibn Fâredh.

Als Hammer das letztere Werk herausgab — im Jahre 1854 — war er gerade 80 Jahre alt. Zwei Generationen von Orientalisten waren an ihm vorübergegangen, eine neue Anschauung herrschend geworden, wie ein neues System hinsichtlich der Behandlung orientalischer Schriftsteller; aber es zeigte sich, daß der Greis die Kraft hatte, sich zu verjüngen. Die jüngsten und kräftigsten Fachgenossen, sonst gewohnt, die Wege der

früheren Schule theilweise als Irrwege anzusehen, mußten hier dem Nestor den Kranz des Wettkampfes reichen.

Kein Dichter hat in arabischer Sprache Wichtigeres besungen, als Ibn Faredh, keiner seine Gedanken tiefer in Bilder und Anspielungen verschlungen, als er, darum schien es dem jugendlichsten Gelehrten zu kühn, sein Verständniß dem Abendlande zu eröffnen. Hammer hat es gewagt und ausgeführt.

Die Ausgaben dieser Schriftsteller hat von Hammer mit beispielloser Uneigennützigkeit und theilweise mit einem Aufwande von Glanz besorgt, welcher selbst einen gebornen Orientalen zufrieden stellen konnte.

Die Lesewelt des Abendlandes wurde durch eine Ueberfülle von metrischen Uebersetzungen arabischer, persischer und türkischer Dichtungen bedacht.

Wie viel auch im Einzelnen vom Standpunkte strenger philologischer Interpretation aus an diesen Arbeiten getadelt werden mochte, Niemand kann doch in Abrede stellen, daß Hammers Uebertragungen die Literatur im Großen gefördert haben. Ohne diese mühevollen Arbeiten würde noch immer eine allgemeine Geschichte der schönen Literatur unmöglich sein.

Andererseits werden auch Fachgelehrte in vielen Fällen anerkennen, daß Hammers poetische Interpretation bahnbrechend war.

Wie viel der unermüdliche Mann durch fast zahllose Aufsätze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, in den von ihm gegründeten Fundgruben des Orientes, in den verschiedensten Zeitschriften des Inlandes und Frankreichs zur Aufhellung der Geschichte und Literatur des Orientes beigetragen habe, kann in einer kurzen Uebersicht nicht anschaulich werden.

Wir machen nur auf Eines aufmerksam, was nicht dankbar genug erkannt werden kann, nämlich auf die Verdienste, die sich Hammer um die orientalische Geographie erwarb.

Indem er sich's zur Aufgabe machte, von Zeit zu Zeit ganze Gruppen von Reisebeschreibungen und anderen Werken über orientalische Länder- und Völkerkunde zu besprechen, das Wichtigste daraus zusammenzustellen und, was die Hauptsache war, mit morgenländischen Quellen zu vergleichen, hat er die Geographie Asiens wesentlich gefördert. Die bedeutendsten Angaben im Dschihannuma, vor Hammer nur Orientalisten zugänglich, sind durch ihn Gemeingut der gelehrten Welt geworden, und theilweise schon dankbar benützt.

Anderes, vorzüglich das reiche Material, welches Hammer theils in den Wiener Jahrbüchern, theils zerstreut in der Geschichte der Osmanen, theils endlich in besondern Monographien über die Geographie Kleinasiens niedergelegt hat, kann nicht mehr lange unbenützt bleiben.

Wenn, wie bald geschehen muß, Kleinasien aus der unverdienten Vergessenheit auftaucht, in welcher es für die meisten noch gegenwärtig begraben liegt, so wird sicher Hammers Name neuen und unvergänglichen Glanz erhalten; denn er ist unter den Schriftstellern, welche neues Licht auf dieses wichtige Gebiet des Morgenlandes fallen ließen, unstreitig der Erste.

Dies genüge zur Feier seines Andenkens, so wenig es scheinen mag.

Was diesen wenigen Erinnerungen fehlt, ist von anderen in reichem Maße geboten worden. Blicken wir auf das noch frische Grab Hammers, so ist es uns, als ob mit dem Winter, der seine Schneeflocken darüber ausschüttete, die Verehrung nicht nur Deutschlands, sondern des Morgen- und Abendlandes gewetteifert habe, Blumen zu streuen.

Manche kundige Hand hat einen Kranz gewunden, kundige Meister haben an seinem Denkmale gebaut, wir begnügen uns, eine bescheidene Grablampe hinzugefügt zu haben.

II.

Erinnerung an Kaspar Zeuß.

Von Herrn Dr. Glück.

Kaspar Zeuß ward am 22. Juli 1806 zu Vogtendorf, einem unweit Kronach gelegenen Dorfe, wo sein Vater Maurermeister war, geboren. Damals zogen gerade die Franzosen durch das bambergische Gebiet, um die Preußen bei Jena zu schlagen. Die Einquartierung im väterlichen Hause wollte den kleinen Schreihals zum Fenster hinauswerfen. Vom sechsten bis zum eilften Jahre besuchte er die Schule des nahe gelegenen Dorfes Höfles. Er ward zum Studieren bestimmt. Seine Mutter, gut und fromm, besuchte häufig die auf dem Kreuzberge bei Kronach liegende Kirche und nahm gewöhnlich den kleinen Kaspar mit sich. Der dortige Benefiziat lernte ihn bei dieser Gelegenheit kennen. Von demselben empfing er den ersten Unterricht im Lateinischen. Nachdem er hierauf die lateinische Schule in Kronach besucht hatte, ward er im Herbste des Jahres 1820 in die erste Klasse des Progymnasiums zu Bamberg aufgenommen. Dort überragte er seine Mitschüler so weit, daß man von seinen geistigen Anlagen die vortheilhafteste Meinung faßte.

Fast bei allen am Ende des Jahres vorgenommenen Setzungen behauptete er entschieden den ersten Platz. Er erhielt deshalb die Erlaubniß die zweite Progymnasial-Klasse zu überspringen und trat das folgende Jahr in die erste Gymnasialklasse ein. Er kam gerade in einen Kurs, in dem ein reger Wetteifer herrschte. Aus demselben gingen in der Folge sechs Professoren *) hervor. Zeuß nahm in allen vier Gymnasialklassen unter seinen Mitschülern einen hervorragenden, entweder den ersten oder den zweiten Platz ein, und erhielt in der letzten Klasse die silberne Preismünze. Besonders zeichnete er sich durch große Fertigkeit im Lateinischen aus. Sein Betragen war untadelhaft. Er war bloß seinen Studien ergeben.

Einen großen Kampf kostete Zeuß die Wahl seines Berufes. Seine Mutter wünschte sehr, daß er sich dem geistlichen Stande widmete. Derselbe entsprach jedoch seiner Neigung nicht; namentlich fürchtete er durch die Selsorge allzusehr von der eigentlichen Wißenschaft abgezogen zu werden. Er ließ sich im Herbste 1825 für den philosophischen Kurs am Lyzeum zu Bamberg einzeichnen, ging jedoch in hartem Kampfe mit sich an die Hochschule nach Wirzburg. Allein schon nach 14 Tagen kehrte er nach Bamberg zurück. Nach Beendung des ersten philosophischen Kurses stund sein Vorsatz die Münchner Hochschule zu besuchen, unwiderruflich fest. Im Herbste 1826 verließ er Bamberg, so ungern dieß auch von seiner Familie gesehen ward.

In München zeichnete sich Zeuß unter die Studierenden der philosophischen Fakultät ein. Von seinen Lehrern zogen ihn vorzüglich Schelling und Thiersch an. Auch gedachte er Mannerts mit Achtung. Er widmete sich hauptsächlich den sprachlichen Studien. Neben den beiden klassischen Sprachen lag er den orientalischen (dem Sanskrit, Zend, Arabischen, Hebräischen) mit allem Eifer ob. Seine Lehrer sprachen sich über seinen Fleiß und seine Fortschritte auf das vortheilhafteste aus. Allioli z. B. bezeugte (am 27. April 1829), daß Zeuß „während zweier Jahre seine Vorträge über arabische Sprache und Literatur mit so ausgezeichnetem Fleiße und und so großen Fortschritten besucht habe, daß er ihm die wolbegründete Hoffnung gegeben hätte, einst recht Vieles für die orientalischen Studien zu leisten". Mit besonderer Vorliebe aber studierte Zeuß die heimische Sprache im weitesten Sinne des Wortes. Sein Hauptführer auf diesem Gebiete war Grimm, der Begründer der deutschen Sprachwißenschaft. Außerdem wandte er sich auch dem Littauischen und Slavischen zu. Vergleichende Sprachforschung ward eine seiner liebsten Beschäftigungen. (Schon als Gymnasialschüler trieb er vergleichende Sprachstudien; namentlich zogen ihn die Volksdialekte in hohem Grade an.) Damals hielt Frank Vorträge über das Sanskrit. Als Zeuß dieselben wiederholt als Gast besuchte, widerfuhr ihm ein Mal die Demüthigung von seinem Landsmanne *) aus dem Hörsale verwiesen zu werden, weil er sich dessen Grammatik und Lesebuch nicht angeschafft hatte.

Während seiner Studienzeit verschaffte er sich seinen Unterhalt meist durch Ertheilung von Unterricht. Gegen das Ende derselben trat er bei dem Minister Grafen von Montgelas als Hofmeister ein und führte dessen Sohn Ludwig 2½ Jahre durch die oberen Gymnasial-Klassen und die Universität bis zur Vollendung der philosophischen Studien. Der Minister gab ihm (am 7. Juli 1832) das wolverdiente Zeugniß, „daß er sich während dieser Zeit in jeder Hinsicht seine Zufriedenheit im vollsten Maße erworben habe.

Nachdem Zeuß im Herbste 1830 seine Universitätsstudien vollendet hatte, bestund er die philologische Konkursprüfung für das Gymnasiallehramt mit Auszeichnung. Am 25. Juli 1832 reichte er bei der allerhöchsten Stelle ein Gesuch um Verwendung zum Lehramte ein. Noch in demselben Jahre ward ihm der hebräische Sprachunterricht am alten Gymnasium zu München gegen eine Remuneration von 200 fl. und gegen die Verpflichtung in Erkrankungs- oder sonstigen Verhinderungsfällen der Professoren den Klassenunterricht zu ertheilen, übertragen. Diese Stelle versah er bis zum Jahre 1839.

Die Muße, die ihm als Privat- und öffentlichen Lehrer blieb, benützte er zu wißenschaftlichen Forschungen. Das Ergebniß derselben theilte er i. J. 1837 in seinem Werke: „Die Deutschen und die Nachbarstämme", der gelehrten Welt mit, einem Werke, das den Ruhm des Verfaßers auf immer begründete. Was Grimm durch seine Werke vom sprachwißenschaftlichen Standpunkte für einzelne Zweige der deutschen Alterthumskunde bereits geleistet hatte, suchte Zeuß für ein von dieser Seite noch nicht bebautes Feld, nämlich für die deutsche Völkerkunde, zu thun. Seit Mannert, der in seiner

*) Heinrich Alexander, Rektor an der polytechnischen Schule in München, Thomas Buchert, Gymnasialprofessor in Bamberg (†), Joh. Peter Hafner, Professor in Eichstädt (†), Georg Schaad, Prof. der Mathematik in Bamberg, Joh. Mich. Romig, Rektor a. d. polytechn. Schule in Nürnberg u. Zeuß.

*) Frank ward am 8. Mai 1770 zu Bamberg geboren.

Geographie der Griechen und Römer über altdeutsche Länder- und Völkerkunde zuerst gründliche Untersuchungen lieferte, wurden zwar von mehreren Gelehrten manche schätzenswerthe Forschungen zu Tage gefördert; allein eines Theiles beschränken sich dieselben auf einzelne Zeiträume und Länder, anderes Theiles ist ihren Verfaßern der richtige Gebrauch der durch das Sprachstudium gebotenen Hülfsmittel noch fremd. Zeuß setzte sich die Aufgabe eine auf die urkundlichen Zeugnisse und die Sprache gegründete geschichtliche Darstellung der sämmtlichen deutschen Stämme und der Nachbarvölker, d. h. der sämmtlichen Nordvölker Europas; von ihrem ersten Auftreten bis zu jener Zeit, wo sie dauernde Sitze faßten, zu liefern. Und diese eben so umfangreiche als schwierige Aufgabe löste er auf eine Weise, die Staunen erregt. Er lieferte ein Werk, das durch den Ernst der Forschung und die Neuheit der Ergebnisse die Theilnahme aller Geschichts- und Sprachforscher in hohem Grade hervorrief und als ein würdiges Seitenstück der Werke Grimms anerkannt ward. Klare und scharfe Darstellung, ausgedehnte und gründliche Sprachkenntnisse, ausgebreitetes Quellenstudium, mit einem Worte volle Beherrschung des Stoffes zeichnen es in jeder Rücksicht aus. Besonders ist hervorzuheben, daß Zeuß überall unmittelbar aus den Quellen schöpfte und diese mit scharfer Kritik im Ganzen wie im Einzelnen abwog und dabei die Quellenstellen in der Ursprache gab *). Eine ganz vorzügliche Sorgfalt verwandte er auf die Berichtigung der in den Eigennamen, besonders den deutschen, so häufig verunstalteten alten Schriftsteller, namentlich des Ptolemäus und Jornandes. Er benützte deshalb mehrere Handschriften und alte Ausgaben derselben.

Seit dem Erscheinen des Werkes, wodurch Zeuß noch als junger Mann seine schriftstellerische Laufbahn so glanzvoll und erfolgreich begann, sind zwanzig Jahre vorübergegangen. Während dieses Zeitraumes sind manche von Zeuß benützte Quellen in einem beßeren Texte geliefert, andere, die ihm noch unbekannt waren, an das Tageslicht gefördert worden, Sprach- und Geschichtsforschung sind weiter fortgeschritten. Es ist daher kein Wunder, wenn sich in Zeuß' Werke Manches findet, das mit den Ergebnissen der neueren Forschungen nicht mehr im Einklange steht. Der Werth des Werkes hängt indeß nicht von Einzelheiten ab. Es steht noch jetzt, wie vor 20 Jahren, im Ganzen fest und unerreicht da, und wie es bis jetzt die Grundlage der Forschungen auf

*) Nur die arabischen Quellenstellen wurden in der Ueberseßung und die slavischen mit begleitender Uebertragung mitgetheilt.

dem Gebiete der nordischen, besonders der deutschen Völkerkunde bildete (der völkergeschichtliche Theil von Grimms Geschichte der deutschen Sprache stützt sich vorzüglich darauf), so wird es auch allen folgenden geschichtlichen Forschungen als Quellenwerk zur Grundlage dienen. Und für dieses Epoche machende Werk fand Zeuß in München keinen Verleger. Er mußte seine Ersparnisse zum Drucke desselben verwenden.

Zeuß erhielt am 16. August 1838 die philosophische Doktorwürde in Erlangen. Einige Zeit darauf (am 13. November) kam er bei der allerhöchsten Stelle mit dem Gesuche ein, ihn für das Lehrfach der deutschen Philologie auf einer der beiden nördlichen Universitäten des Reiches, zunächst in Wirzburg, zu verwenden. Seine Vorlesungen, heißt es in seiner Eingabe, würden außer den eigentlichen sprachlichen Fächern, der geschichtlichen deutschen Grammatik, Erklärung älterer deutscher Sprachdenkmäler, noch andere Zweige der vaterländischen Alterthumswißenschaft, als Mythologie der nordischen Völker, insbesondere deutsche und skandinavische, antiquarisch-geschichtliche Erläuterung der Germania des Tacitus, des Ptolemäus, auch sofern es gewünscht würde, einen für die vergleichende Sprachkunde hochwichtigen Gegenstand, die Sanskritgrammatik, umfaßen. Dieses Gesuch ward dem akademischen Senate der Hochschule von Wirzburg zur gutachtlichen Berichterstattung zugesandt. Die von ihm darüber vernommene philosophische Fakultät sprach sich für die Gründung einer Professur der deutschen Philologie an der Wirzburger Hochschule aus und hielt für den Fall dieser Gründung Zeuß rücksichtlich seiner wißenschaftlichen Fähigkeit für empfehlenswerth. Der akademische Senat selbst erachtete zwar in reinwißenschaftlicher Beziehung die Abhaltung von Lehrvorträgen über deutsche Philologie für sehr zweckmäßig und wünschenswerth und erkannte auch die erprobte wißenschaftliche und literärische Thätigkeit des Bittstellers an; allein er meinte, daß an der Wirzburger Hochschule erst andere Bedürfnisse zu befriedigen wären, und hielt daher die Errichtung einer Professur für die deutsche Philologie nicht für nothwendig.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. Mai.

Nr. 62. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 98ten Stiftungsfeier am 28. März 1857.

„Rede über das conservative und reactionäre Prinzip auf dem Gebiete der Wissenschaft" ꝛc.

(Fortsetzung der Beilagen zur Festrede).

Da Zeuß seine Bitte um Anstellung als Lehrer der deutschen Philologie auch auf die Hochschule von Erlangen ausgedehnt hatte, so ward der dortige akademische Senat gleichfalls zur Erstattung eines gutachtlichen Berichtes aufgefordert. Derselbe erstattete ihn durch Vorlage des Gutachtens der philosophischen Fakultät. Die deutsche Philologie, heißt es dort eben so schön als wahr, sei als ein Kind des Bedürfnisses entstanden, indem das tiefere Eindringen in den Genius und das Wesen unserer Muttersprache jetzt so bedeutende Fortschritte gemacht und so gewichtige Ergebnisse für Grammatik und Geschichte derselben, aber auch für die Geschichte der ältesten aus Sprachdenkmälern zu entwickelnden politischen und geistigen Zustände des Volkes selbst hervorgebracht habe, daß man eine neue Wißenschaft dieses Namens zuzugeben und in den Kranz der übrigen Sprach- und historischen Wißenschaften einzuflechten sich genöthigt sehe. In der That habe auch der Bittsteller selbst durch ein gelehrtes und mit Beifalle aufgenommenes Werk „Die Deutschen und die Nachbarstämme" einen Beweis so gut für die Existenz dieser Wißenschaft als seine eigenen Fortschritte derselben geliefert. Es sei also von dieser Seite keinem Zweifel unterworfen, daß jeder Universität, wo sich noch kein Gelehrter mit diesem Fache, wenigstens nicht als Lehrer beschäftigt habe — denn als Forscher werde der wirkliche Philolog und Historiker ihm nie fremd bleiben können — gediegene Vorlesungen über diese Wißenschaft der deutschen Philologie höchst nützlich und wünschenswerth sein müßen. Insofern komme also das Gesuch des Dr. Zeuß in der That einem wißenschaftlichen Bedürfnisse auf der Erlanger Hochschule entgegen. Da jedoch die Fakultät die Persönlichkeit, namentlich die Lehrgabe des Bittstellers nicht näher kenne, so meine sie, daß es das Angemeßenste sein möchte, wenn demselben in München selbst vorerst Gelegenheit gegeben werde sich auch in akademischen Vorträgen über seine Wißenschaft zu versuchen, und er zu diesem Zwecke die allerhöchste Erlaubniß erhielte als Privatdozent der deutschen Philologie an der Universität von München selbst aufzutreten. Unter dem 19. Juli 1839 ward nun ihm eröffnet, daß sein Gesuch nicht eher berücksichtigt werden könnte, bis er die entsprechenden Nachweise der Habilitierung für das Universitätslehramt beizubringen vermöchte.

Eben so erfolglos waren seine Schritte in Berlin; dort kannte man seinen Namen gar wol, stieß sich aber an seiner Konfession.

Als Zeuß gerade Anstalt traf sich in Heidelberg als Privatdozent niederzulaßen, ward ihm durch ein allerhöchstes Reskript vom 5. September 1839 die Lehrstelle der Geschichte an dem neugegründetem Lyzeum zu Speier mit einem Gehalte von 800 Gulden übertragen.

Inzwischen hatte Zeuß die ältesten baierischen Handschriften, welche das Reichsarchiv und die Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahren, besonders das Freisinger Schenkungsbuch von Kozroh, durchforscht. Eine Frucht dieser Forschungen war seine im Jahre 1839 erschienene Schrift: „Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen". Der Verfaßer untersucht auch diesen Gegenstand zuerst vom sprachwißenschaftlichen Stand-

punkte aus, der hier vorzugsweise entscheidet. Denn „Sprachenkunde", sagt er in der Vorrede, „ist die Leuchte der Völkergeschichte, der Geschichte des Alterthumes, ohne sie ist Niemand ein tauglicher Arbeiter auf diesem Gebiete. Die Sprache gibt sicheres Zeugniß, irrt nicht, während eine alte Nachricht wol irren kann, und der sicherste Leitstern durch das Alterthum, wo mangelhafte, sich widersprechende oder irrige Nachrichten dunkel laßen, ist Sprachenkunde, aber gründliche und wißenschaftliche Sprachenkunde". Zeuß begründet sprachlich und geschichtlich auf eine scharfsinnige Weise die Ansicht, daß die Baiern von den Markomannen, den ehmaligen Bewohnern Böhmens, abstammen; dann weist er nach, daß die alte Meinung die Stammväter jenes Volkes seien die keltischen Bojen, der sprachlichen Unkunde und der falschen Auslegung alter Quellen ihren Ursprung verdankt, und die andere Meinung das Volk der Baiern habe sich aus einer Vereinigung mehrerer deutscher Völkerstämme gebildet, weder in der Sprache noch in der Geschichte eine haltbare Stütze findet. Zeuß' Schrift wird durch ihre Gründlichkeit in der Literatur dieses Gegenstandes stets einen hervorragenden Platz einnehmen.

In Speier fühlte sich Zeuß sehr wol. Das dortige milde Klima sagte seiner Gesundheit vortrefflich zu. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes war er nie krank. Nur beklagte er, daß ihm dort die literärischen Hülfsmittel fehlten. Ein ihm im Jahre 1840 von dem Erziehungsrathe der schweizerischen Republik Luzern gemachte Einladung am dortigen Lyzeum gegen einen Gehalt von 1070 Gulden Geschichte zu lehren, gab ihm den erwünschten Anlaß sich in einem am vierten März desselben Jahres bei der allerhöchsten Stelle eingereichten Schreiben dahin auszusprechen, daß er es vorziehe seine Kräfte dem Vaterlande und dem Unterrichte der vaterländischen Jugend zu widmen, und sein früheres Gesuch man möchte ihm an der Hochschule von Wirzburg das noch nicht vertretene Lehrfach der deutschen Sprache und Alterthumskunde so wie der altindischen Sprachwißenschaft verleihen, zu erneuern. In dem Wirkungskreise, der ihm in Speier angewiesen, sagt er in seiner Eingabe, würde er sich glücklich schätzen, wenn wißenschaftlichen Bestrebungen von etwas größerem Umfange dort nicht ein ungünstiger Umstand, der Mangel an literärischen Hilfsmitteln, hemmend entgegentrete. Dieser Mangel sei ihm in dem Maße fühlbar, daß er die Bearbeitung eines größeren, besonders vaterländischen Werkes, nämlich eines oberdeutschen Namenbuches, vorläufig ganz ruhen laßen müße. Dem akademischen Senate der Wirzburger Hochschule ward abermals eine gutachtliche Berichterstattung über Zeuß' Gesuch abgefordert. Die philosophische Fakultät sprach sich im Sinne ihres ersten Gutachtens entschieden aus. Der akademische Senat stimmte indeß aus dem schon angeführten Grunde nicht bei, wiewol er auch dieses Mal die Einführung der Vorträge über deutsche Philologie an der Wirzburger Hochschule für das Beste der wißenschaftlichen Bildung als sehr wünschenswerth erachtete (Vorlesungen über altindische Sprache dagegen hielt er für ganz überflüßig) und die Empfehlungswürdigkeit des Bittstellers anerkannte.

Zeuß machte von Speier häufig Ausflüge nach den benachbarten Städten Heidelberg und Karlsruhe. Nach Heidelberg ging er regelmäßig jeden Sonnabend und kehrte erst Montag in der Frühe nach Speier zurück. Dort brachte er seine Zeit auf der Bibliothek zu.

Im Jahre 1842 gab er im Auftrage des geschichtlichen Vereines der Pfalz den liber donationum ecclesiae Wizenburgensis und Edelini liber possessionum Wizenburgensium unter dem Titel: „Traditiones possessionesque Wizenburgenses" heraus. Diese Urkundensammlung ist nicht bloß für mittelälterliche Länderkunde und Geschichte, sondern auch durch die Masse der Eigennamen, die sie enthält, für die deutsche Sprache von Werthe, der um so größer ist, da Zeuß als Kenner der Sprache einen buchstäblich genauen Abdruck lieferte. Im folgenden Jahre erschien seine Schrift: „Die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung nach urkundlichen Quellen örtlich geschildert" (als Programm zum Jahresberichte über die Studienanstalten zu Speier für das Jahr $18\frac{42}{43}$). Diese ganz aus Urkunden geschöpfte höchst anziehende Darstellung kann als Muster für jede ähnliche Arbeit dienen.

In Speier beschäftigte sich Zeuß aufs eifrigste mit der keltischen Sprache, die uns bisher so gut als fremd war. Was man uns über Keltisches bot, waren unwißenschaftliche Versuche, die in bodenlose Träumereien ausliefen *). Um die keltische Sprache zu verstehn, bedarf es der wißenschaftlichen Einsicht in den Bau und die Entwickelung derselben. Diese Einsicht aber kann nur durch die Kenntniß der alten Sprachdenkmäler und das vergleichende Studium der keltischen Mundarten erlangt werden. Daher suchte Zeuß vor allem jene Denkmäler, von welchen man bisher nur spärliche oder gar keine Kenntniß hatte, auf. Er machte jährlich eine Reise, so nach London, Oxford, St. Gallen, Mailand, Wirzburg, um die in den dortigen Handschriften enthaltenen Gloßen zu sammeln. Er kannte alle Bibliotheken,

*) Nur Pictets und Popps Untersuchungen über die Verwandtschaft der keltischen Sprache mit dem Sanskrit bilden eine rühmliche Ausnahme.

in denen etwas für ihn zu finden war, und scheute für seine wißenschaftlichen Zwecke kein Opfer. Die Reisen zu ihnen machen und das Ziel seiner keltischen Studien erreichen zu können, war für ihn ein hauptsächlicher Beweggrund, daß er unverheirathet blieb.

In Folge der Veränderungen, die im Jahre 1847 an der Münchner Hochschule vorgingen, ward Zeuß am 4. April des genannten Jahres als ordentlicher Professor der Geschichte mit einer Besoldung von 1200 Gulden dorthin berufen. So ehrenvoll diese Ernennung für ihn war, so nahm er sie doch wegen der Besorgnisse, die sich ihm in Hinsicht auf seine Gesundheit aufdrängten, höchst ungern an. Er hatte schon in der letzten Zeit seines früheren Aufenthaltes in München mit Brustleiden zu kämpfen. Sein Brustbau war nämlich nicht ganz regelmäßig, und dadurch Neigung zu Brustkrankheiten bedingt. Daher mußten auch die öffentlichen Vorträge in den weiten Räumen der Münchner Hörsäle seine Brust auf eine nachtheilige Weise in Anspruch nehmen. Dazu kam, daß ihn die Natur mit keinem guten mündlichen Vortrage begabt hatte. Seine Besorgnisse gingen in München unerwartet schnell in Erfüllung. Nicht nur traten die früheren Erscheinungen kurze Zeit nach seiner Ankunft daselbst ein, sondern sie steigerten sich später bis zum Blutauswurfe. Mit schwerem Herzen sah Zeuß unter solchen Verhältnissen beim längeren Verbleiben in seiner dortigen Stellung die Gefahr, daß sich dieselbe Krankheit *), der schon fünf Glieder seiner Familie erlegen waren, bei ihm festsetzen würde. Er war daher genöthigt schon am 11. September bei der allerhöchsten Stelle um Zurückversetzung in seine frühere Stelle am Lyzeum in Speier oder um Uebertragung einer Lyzeallehrerstelle in einer milderen Gegend oder einer Stelle, die weniger Anstrengung der Brust verlangte, nachzusuchen. Bei dieser Bitte sprach er seinen lebhaften ihm sehr angelegenen Wunsch aus, daß ihm seine frühere Stelle am speierischen Lyzeum wieder zugänglich gemacht werden möchte, nicht nur wegen des dortigen seiner Gesundheit so zusagenden milden Klimas, sondern wegen der reichlichen Hülfsmittel, die ihm zu seinen wißenschaftlichen Forschungen für ein größeres ebendaselbst schon begonnenes Werk die benachbarten Bibliotheken zu Heidelberg, Darmstadt und Karlsruhe darböten. Seinem Gesuche ward unter dem 12. Oktober in der Weise entsprochen, daß seine Stelle dem damaligen Lyzealprofessor Dr. Rudhart in Bamberg übertragen und die hierdurch erledigte Lehrstelle der Geschichte an dem dortigen Lyzeum ihm mit einem Gehalte von 900 Gulden verliehen ward. Vermöge einer Ministerialentschließung vom 1. April 1851 ward sein Gehalt um 100 Gulden erhöht.

In Bamberg setzte Zeuß seine keltischen Studien mit allem Eifer fort und schuf durch seine im Jahre 1853 erschienene „Grammatica celtica“ ein Werk, das zu den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der sprachlichen Literatur gehört und ein würdiges Seitenstück zu den Grammatiken der deutschen und romanischen Sprachen von Grimm und Diez ist. Es ist ein Werk, in welchem wir den Geist und Fleiß seines Schöpfers bewundern müßen. Der Ausführung desselben gingen große Arbeiten voraus. Ein Mal mußte Zeuß die Ueberreste der alten keltischen Sprache, die in den Werken der Alten, in Inschriften und anderen Denkmälern vorkommen, sammeln und sichten. Dann hatte er die irrischen und britannischen Glossen, welche in St. Galler, Mailänder, Wirzburger, Orforder und anderen Handschriften enthalten sind, zusammenzubringen und einzeln zu durchforschen. Ferner mußte er die übrigen älteren Sprachdenkmäler studieren. Endlich hatte er sich mit dem ganzen neueren Sprachstamme vertraut zu machen. Die Ergebnisse aller dieser Studien lieferten ihm nur den rohen Stoff, den er erst zu einem lebensvollen Ganzen verarbeiten mußte. Nach langjährigen Vorarbeiten erwuchs nun ein Werk, in welchem jede Zeile das Ergebniß tiefer Forschung ist. Unsere Sprachforscher haben den hohen Werth der keltischen Sprachlehre von Zeuß anerkannt. „Sein Gebäude“, sagt Pott *), „ruht auf festem und sicherem geschichtlichen Grunde, dem ältesten, der noch urkundlich zu gewinnen stund, und bei jedem neuen Balken oder Mauerstücke, die er auf und in einander fügt, läßt er durch nie weggelaßenes Zeugniß, woher er sie nahm, uns selber sowol ihre Tüchtigkeit an sich erkennen, als die Paßlichkeit zum Verbauen am fraglichen Orte“. Ein solches Werk konnte auch nur ein Mann, wie Zeuß, der gleich seinem Lehrer Grimm mit der tiefsten Gelehrsamkeit einen großen Schöpfergeist verband, liefern.

Wie uns Grimm die deutsche, so hat uns Zeuß die keltische Sprache erschloßen, mit dem Unterschiede, daß Zeuß weit größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Namentlich ist es ein großes Verdienst, daß er uns die Verhältnisse der späteren Laute zu den früheren darlegt, Verhältnisse, die vor ihm Niemand kannte. Erst die Kenntniß der Lautverhältnisse setzt uns in den Stand die Wörter der jetzigen keltischen Sprache zu ihrer früheren Form zurückzuführen, so die keltische Sprache mit den verwandten Stämmen zu vergleichen und die Ueber-

*) Die Lungensucht.

*) Deutsche Wochenschrift. Jg. 1854. S. 459.

reſte der alten keltiſchen Sprache, die leider bloß in einzelnen Wörtern und Namen erhalten ſind, zu erklären, und dadurch das Dunkel, das noch über einem großen Theile der Geſchichte der Kelten lagert, allmählich zu heben.

Durch Zeuß' Grammatik aber iſt nicht bloß hinſichtlich der Verwandtſchaft, in der die keltiſche Sprache mit anderen ſteht, ſo wie in der Erklärung der alten keltiſchen Namen ein ſicherer Boden gewonnen worden, ſondern durch dieſelbe empfangen auch die jetzigen keltiſchen Mundarten Licht und Aufklärung. Erſt wenn die keltiſchen Gelehrten, im Fache ihrer eigenen Sprache bis jetzt ſo unwißend als die fremden, Zeuß' Werk verarbeitet und verdaut haben, werden wir von ihnen gute Grammatiken und Wörterbücher der jetzigen keltiſchen Mundarten erhalten. Aber auch erſt dann wird das große Verdienſt, das ſich Zeuß um die keltiſche Sprache erworben hat, in ſeinem ganzen Umfange erkannt werden.

Jene großen geiſtigen Anſtrengungen aber hatten leider ſeine Geſundheit untergraben. Dieß war nur zu bald bemerkbar. Nachdem ihn im Frühjahre 1855 auch noch ein Schleimfieber befallen, konnte er ſich nie wieder erholen. Damals nährte er jedoch, wie ein von ihm im Monate Mai an einen ſeiner Münchner Freunde*) geſchriebener Brief nachweist, noch die Hoffnung wieder hergeſtellt zu werden. Allein im November ſchrieb er demſelben, daß ſeine Geſundheitsumſtände ſehr ungünſtig ſeien. Er hatte ſchon um die Mitte Oktobers um einen Urlaub für die Dauer des Winterſemeſters nachgeſucht und denſelben am Ende Novembers erhalten. Damals weilte er in Kronach bei ſeinem Bruder, der das Geſchäft des Vaters führt. Sowol jenes als die folgenden Schreiben, die der gedachte Freund von ihm noch bis zum Juni 1856 erhielt, zeugen jedoch von ſeiner fortwährenden geiſtigen Thätigkeit. Faſt jeder Brief enthält Ergebniſſe ſeiner Forſchungen auf dem Gebiete der keltiſchen Sprache und jede ihm mitgetheilte neue Beobachtung auf dieſem Gebiete erregte ſeine Theilnahme, machte ihm Freude. Am 12. März 1856 ward er auf ſein Anſuchen für die Dauer eines Jahres in Ruheſtand verſetzt. So ernſtliche Beſorgniſſe auch ſein Zuſtand erregte, ſo ahnte doch Niemand ein ſo raſches Ende. Er war noch kurz vorher in Nürnberg und ſprach ſogar in einem von dort aus geſchriebenem Briefe den kühnen Entſchluß aus nach München zu eilen. Am 10. November (ſeine letzte Lebenszeit brachte er bei ſeiner Schweſter in Vogtendorf zu) ſaß er noch Mittages bei Tiſche. Nach dem Eſſen fühlte er ein Unwolſein und plötzlich trat der Tod ein. Welch ſchmerzlichen Eindruck ſein frühzeitiges Hinſcheiden allenthalben verurſachte, läßt ſich leicht ermeßen. Mit ihm iſt ein unendlicher Schatz von Wißen zu Grabe gegangen und die Ausſicht auf große Erfolge verſchloſſen.

Sein Name iſt nicht auf Deutſchland beſchränkt, auch im Auslande, in Frankreich, England, Rußland, kennt und ehrt man ihn. Die beiden Werke Die Deutſchen und die Nachbarſtämme und die keltiſche Sprachlehre, die auf dem Gebiete der Geſchichts- und Sprachforſchung neue Bahn gebrochen, haben ſeinen Namen zu einem europäiſchen gemacht. Mehrere gelehrte Geſellſchaften machten Zeuß zu dem ihren, die Münchner Akademie im Jahre 1842. Sein Ruhm iſt ausgezeichnet wie ſeine Verdienſte. Zeuß wird leben, ſo lange die geſchichtliche und ſprachliche Forſchung geachtet und geehrt bleiben.

So groß Zeuß als Gelehrter war, ſo beſcheiden und anſpruchlos lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit. Als Schüler in Bamberg ſchien er auf den erſten Blick ſchüchtern; doch bei näherer Anſicht zeigte ſich, daß es in ſeinem Weſen lag ſich allein zu halten. Er nahm an den gewöhnlichen Spielen der Jugend keinen Antheil, ſondern fand bloß am Lernen Genuß und Freude. Erſt in den letzten Jahren ſeiner Studienzeit neigte er ſich einigen der beſten ſeiner Mitſchüler zu. Auch in ſeinen reiferen Jahren liebte er die Zurückgezogenheit; doch ſchloß er ſich an den Mann, der mit ihm auf ſeiner Bahn zuſammentraf, mit wahrer Herzlichkeit an. Wie er als Knabe das Lernen über Alles ſetzte, ſo waren ſpäter Forſchung und Wißenſchaft die Luft, in der er athmete.

„Zeuß war einer der wenigen großen Meiſter unſerer Wißenſchaft, die man nur mit Hochachtung und Verehrung nennen kann.“

(Fortſetzung folgt.)

*) Dem Verfaſſer dieſer Biographie. A. d. Red.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. Mai.

Nr. 63. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 98ten Stiftungsfeier am 28. März 1857.

„Rede über das conservative und reactionäre Prinzip auf dem Gebiete der Wissenschaft“ ꝛc.

(Fortsetzung der Beilagen zur Festrede.)

III.

Ueber die Geschäftsführung und Arbeiten der k. Akademie der Wissenschaften während der letzten dreijährigen Periode.

A.

Geschäftsordnung.

Die Geschäftsführung der Akademie wird je nach dreijähriger Periode geschieden, für welche von Sr. Kgl. Majestät ihr Vorstand ernannt wird. In Folge davon scheint ihr geboten, beim Beginne einer neuen eine übersichtliche Darstellung desjenigen zu geben, was in der nächst vergangenen vorgekehrt worden oder geschehen ist, und der gegenwärtige Vorstand achtet es um so mehr für nöthig, da Se. Majestät allergnädigst geruht haben, durch Allerhöchstes Decret vom 28. Januar l. Js. ihn auch für die gegenwärtige Periode mit der Führung der Akademie allergnädigst zu betrauen, in welche am 28. März des Jahres 1859 die Säcularfeier ihrer Stiftung fallen wird.

Die Geschäftsordnung, unter der wir seit 1827 stehen, hat durch Allerhöchste Verfügung mehrfache Veränderungen erlitten. Andere Bestimmungen sind durch die Erfahrung als unzweckmäßig oder der Verbesserung und Ergänzung bedürftig erkannt worden.

Die Akademie hat deshalb eine genaue Revision der alten Geschäftsordnung vorgenommen und ihre Anträge bereits am 27. Dezember 1854 der Allerhöchsten Stelle zur Genehmhaltung vorgelegt.

B.

Vermehrung der Arbeitskräfte.

Um die Arbeitskräfte der einzelnen Classen zu vermehren, ohne zu dem immer bedenklichen Mittel der Vermehrung ihrer residirenden Mitglieder zu greifen, haben Se. Majestät unterm 20. April 1856 Allerhöchst beschlossen, daß diejenigen Mitglieder, welche das siebenzigste Lebensjahr angetreten haben, zwar im Besitze aller ihrer Befugnisse bleiben, aber ihre Betheiligung an den Arbeiten der Akademie nur nach eigenem Willen ermessen sollen. Dagegen werden die Classen ermächtiget, den Stand ihrer übrigen jüngern Mitglieder durch neue Wahlen fortdauernd auf 12 zu erhalten.

C.

Die akademischen Festreden.

1854. März.

Vorstand Geh. Rath Fr. v. Thiersch:

„Ueber das Verhältniß der Wissenschaften des Geistes und der Natur“.

Professor Kuhn:

„Das Klima von München“.

August.

(Oeffentliche Sitzung d. k. A. d. W. bei Enthüllung des Denkmals von Lorenz v. Westenrieder.)

Vorstand Fr. v. Thiersch:

„Ueber Lorenz v. Westenrieder im Verhältnisse zu seiner Zeit".

Sekretär der III. Classe Dr. Rudhart:

„Ueber Lorenz v. Westenrieder als Geschichtschreiber seines Volkes".

November.

Vorstand Fr. v. Thiersch:

„Ueber das hohe Geburtsfest Sr. Maj. d. Königs Maximilian II.", mit Biographien von Raoul Rochette, Angelo Mai, Sulpice von Boisserée, Jos. v. Schelling, Thaddäus Siber, Friedr. Ohm, Prechtl, Mirbel, Melloni, Gerstner, Deutinger.

Major v. Spruner:

„Ueber Pfalzgraf Rupert den „Cavalier", ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert".

1855. März.

Vorstand Fr. v. Thiersch:

„Ueber den Geist und Charakter der Thätigkeit unserer Akademie".

Prof. Dr. Beckers:

„Eine Denkrede auf Friedr. Wilh. Jos. v. Schelling".

Prof. Dr. Lamont:

„Denkrede auf die Akademiker Dr. Thaddäus Siber und Dr. Georg Simon Ohm".

November.

Vorstand Fr. v. Thiersch:

„Ueber die Grenzscheide der Wissenschaften".

Staatsrath v. Hermann:

„Ueber die Gliederung der Bevölkerung des Königreichs Bayern".

1856. März.

Vorstand Fr. v. Thiersch:

„Ueber den Begriff und die Stellung des Gelehrten".

Bibliothekar Föringer:

„Ueber Schmellers Verdienste um den Handschriftenschatz der k. Hof- und Staats-Bibliothek".

Dr. v. Kobell:

„Eine Denkrede auf Joh. Nep. v. Fuchs".

November.

Vorstand Fr. v. Thiersch:

„Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit".

Dr. Conrad Hofmann:

„Ueber die Gründung der Wissenschaft altdeutscher Sprache und Literatur".

Hofrath v. Martius:

„Denkrede auf Christian Samuel Weiß".

D.

Denkschriften der drei Classen.

I. Classe.

1854 — 1856.

II. Abthl. des VII. (30) Bandes.

1) Disquisitiones de analogiae graecae capitibus minus cognitis. Scripsit Frider. Thiersch. Pars secunda.

2) Der neunzehnte Fargard des Vendidad. 3. Abthl. Von Dr. Friedr. Spiegel.

3) Ueber die Kritik der Varronischen Bücher de lingua Latina. Von Dr. Spengel.

4) Die ältesten in Salzburg geschlagenen Münzen. Ein Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Kärnthen, von Dr. Franz Streber. Erste Abtheilung: Die Münzen des Erzbischofs Hartwich von Salzburg.

III. Abtheilung.

1) Die ältesten in Salzburg geschlagenen Münzen. Ein Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Kärnthen, von Dr. Franz Streber. Zweite Abthl.: Die Münzen der Könige und Herzoge.

2) Ueber Cicero's Rede pro C. Rabirio Postumo. Eine kritische Abhandlung von Karl Halm.

3) Ueber die iranische Stammverfassung, von Dr. Fr. Spiegel.

4) Ueber das erste Buch der Annalen des Tacitus, von Leonh. Spengel.

5) Isokrates und Platon, von Leonh. Spengel.

6) Ueber das Vorgebirg Tänaron, von Dr. Karl Bursian.

I. Abthl. des VIII. (33) Bandes.

1) Disquisitiones de analogiae Graecae capitibus minus cognitis scripsit Frider. Thiersch. Pars tertia.

2) Die persische Anahita oder Anaitis. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients von Dr. Friedr. Windischmann.

3) Ueber einige Münzen der Fürstäbte von Fulda aus der II. Hälfte des XIV. Jahrhunderts, von Dr. Franz Streber.

4) Die ältesten Münzen der Grafen von Wertheim, von Dr. Franz Streber.

5) Ueber die zwei ältesten Compendien der Logik in deutscher Sprache. Von Dr. C. Prantl.

II. Abtheilung.

1) Die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili mit Erläuterungen von Otto Jahn.

2) Studien zu Thukydides, von Georg Martin Thomas.

3) Epikrisis der neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis zu Athen, von Dr. Fr. v. Thiersch.

II. Classe.

1854 — 1856.

II. Abthl. des VII. (28) Bandes.

1) Erklärung aller in einaxigen Krystallplatten zwischen geradlinig polarisirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenz-Erscheinungen, in mathematischer Form mitgetheilt von dem Akademiker Dr. Ohm. II. Hälfte, worin die in übereinander liegenden Krystallplatten entstehenden Erscheinungen zur Sprache kommen.

2) Die fossilen Knochenüberreste von Pikermi in Griechenland. Gemeinschaftl. bestimmt und beschrieben von den Akademikern Dr. Joh. Roth und Dr. Andr. Wagner, nach den Materialien, welche durch die von dem Erstgenannten im Winter 1852/53 dortselbst vorgenommenen Ausgrabungen erlangt wurden.

3) Abbildung und Beschreibung des Universal-Vibrations-Photometers, vom Akad. Dr. Schafhäutl.

4) Ueber Phonometrie, nebst Beschreibung eines zur Messung der Intensität des Schalles erfundenen Instrumentes, vom Akad. Dr. Schafhäutl.

III. Abtheilung.

1) Theorie und Anwendung des „Seitendruckspirometers" eines neuen Instrumentes zur Bestimmung der Respirationsluft, von Dr. E. Harleß.

2) Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen dem Bildungsgesetze eines Kettenbruches und der Art des Fortgangs seiner Näherungsbrüche, von Dr. L. Seidel.

3) Ueber die Zersetzungen salpetersaurer Salze durch Kohle, von Dr. A. Vogel jun.

4) Beitrag zur Kenntniß der Ostracoden, von Dr. Seb. Fischer.

5) Beitrag zur Kenntniß der oxalsauren Salze, von Dr. A. Vogel jun.

6) Beiträge zu einer wissenschaftlichen Begründung der Lehre vom Mienenspiel, von Dr. E. Harleß.

7) Ueber die nächste Ursache der spontanen Bläuung einiger Pilze, von Dr. C. F. Schönbein.

I. Abthl. des VIII. (31) Bandes.

1) Ueber Bleisesquiphosphat. Von Dr. Vogel jun. und Dr. G. C. Reischauer.

2) Ueber einige neue Reihen chemischer Berührungswirkungen, von C. F. Schönbein.

3) Die statischen Momente der menschlichen Gliedmassen, von Prof. Dr. Harleß.

4) De mutationibus quae contingunt in spectro solari fixo, lucubratio Professoris Francisci Zantedeschi.

5) Neue Beiträge zur Kenntniß der fossilen Säugethierüberreste von Pikermi. Von Dr. Roth und Dr. Wagner.

6) Chemische Mittheilungen, von C. F. Schönbein.

III. Classe.

1854 — 1856.

II. Abthl. des VII. (29) Bandes.

1) Das Bündniß des Adels und der Städte v. Oberbayern zur Beilegung der brüderlichen Zerwürfnisse zwischen König Ludwig und Herzog Rudolph vom Jahre 1315, von Karl August Muffat.

2) Hieronymus Münzers Bericht über die Entdeckung von Guinea, mit einleitenden Erklärungen von Dr. Friedr. Kunstmann.

3) Die Burggrafen von Regensburg, von Dr. Wittmann.

4) Beiträge zur Lebensgeschichte Herzogs Ludwig I. von Bayern, von Karl August Muffat.

5) Ueber die Gefangenschaft des Herzogs Christoph v. Bayern, von J. Voigt.

II. Abtheilung.

1) Die Grafen von Treffen in Kärnthen als ein Zweig des alemanischen Dynastengeschlechtes der Grafen v. Veringen-Alshausen, nachgewiesen von Karl August Muffat.

2) Reichersberg am Inn, d. i. die Probstei regulirter Chorherren, und weiland ihr dynastisches Besitzthum in Bayern, Kärnthen und Oesterreich; — die Abstammung und das tragische Geschick des erlauchten Stifters, und das seiner blutsverwandten Verfolger — nach dem Laut der mystischen Legende — historisch, genealogisch, geographisch und topographisch dargestellt und kritisch erläutert. Nebst Anhang, enthält das chronologisch-genealogische Schema über die dynastische in die Vorgeschichte Bayerns hinaufreichende Abstammung des Stifters und über das spätere Erlöschen seiner zahlreichen, aber in den Ministerial-Adel herabgestiegenen Nachkommen. Von J. E. Ritter v. Koch-Sternfeld.

3) Die älteste Geschichte der Markomannen, von Dr. Wittmann.

4) Studien über Marino Sanudo den Aelteren mit einem Anhange seiner ungedruckten Briefe, von Dr. Friedr. Kunstmann.

I. Abthl. des VIII. (32) Bandes.

1) Der Doge Andreas Dandulo und die von demselben angelegten Urkundensammlungen zur Staats- u. Handelsgeschichte Venedigs. Mit den Originalregistern des Liber Albus, des Liber Blancus und der Libri Pactorum aus dem Wiener Archiv. Von Dr. Gottl. L. Fr. Tafel und Dr. Gg. M. Thomas.

2) Ueber die Stellung der agilolfingischen Herzoge nach Außen und nach Innen. Von Dr. Wittmann.

3) Valentin Ferdinands Beschreibung der Westküste Afrika's bis zum Senegal mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Fr. Kunstmann.

II. Abtheilung.

1) Streithändel zwischen den Herzogen Ludwig dem Bärtigen von Ingolstadt und Heinrich dem Reichen von Landshut über die Landestheilung von 1392, von Johannes Voigt.

2) Geschichte der Benediktiner-Probstei St. Remigiberg bei Cusel in der Rheinpfalz, urkundlich erläutert von Franz Xaver Remling.

3) Das albanische Element in Griechenland. I. Abthl. Ueber Ursprung und Alterthum der Albanesen. Von Dr. J. Ph. Fallmerayer.

E.

Monumenta boica und Commission zur Herausgabe bayer. und deutscher Quellenschriften.

Durch die meist aus Mitgliedern der Akademie, besonders der III. Classe bestehenden und von Sr. Majestät zur Herausgabe bayer. und deutscher Quellenschriften beim k. Reichsarchiv eingesetzte Commission ist die Herausgabe der Monumenta boica in zeitweilige Stockung gerathen, dagegen von der ihr aufgetragenen Sammlung der erste Band unter dem Titel

„Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte". Herausgegeben auf Befehl und Kosten Seiner Majestät des Königs Maximilian II., München 1856,

erschienen.

F.

Die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches.

a) Prof. Lamont:

„Magnetische Ortsbestimmungen an verschiedenen Punkten des Königreiches Bayern und an einigen auswärtigen Stationen". II. Thl. nähere Bestimmungen über den Verlauf der magnetischen Curven enthaltend. Mit 26 lithographirten Tafeln.

b) Die Arbeiten über die Vegetationsverhältnisse des bayer. Waldes von Herrn Prof. Sendtner und über die Fische der bayer. Seen von Herrn Prof. v. Siebold werden für die Bekanntmachung vorbereitet.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. Mai.

Nr. 64. 1857.

Bulletin.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 98ten Stiftungsfeier am 28. März 1857.

„Rede über das conservative und reactionäre Prinzip auf dem Gebiete der Wissenschaft“ ꝛc.

(Schluß der Beilagen zur Festrede.)

G.

Die naturwissenschaftlich-technische Commission der k. Akad. d. Wissenschaften hat den ersten Band ihrer Arbeiten unter dem Titel:

„Abhandlungen“

veröffentlicht, welcher folgende Arbeiten enthält:

1) Vorrede des Staatsrathes Dr. v. Hermann:
2) Das Wasserglas und seine Nutzanwendungen mit Einschluß der Stereochromie. Von Dr. J. N. v. Fuchs.
3) Ueber Versilberung und Vergoldung von Glas. Von Justus v. Liebig.
4) Ueber eine Kohlensäure-Presse. Von Fr. v. Kobell.
5) Untersuchungen über den Werth des englischen Patentfleisches. Von Prof. Dr. Harleß.
6) Ueber das Hämatinon der Alten und über Aventuringlas. Von Dr. Max Pettenkofer.
7) Ueber ein einfaches Verfahren, die Dicke einer Verzinkung auf Eisen zu schätzen. Von Dr. Max Pettenkofer.
8) Ueber das Verhalten des Zinks in der Atmosphäre. Von Dr. Max Pettenkofer.
9) Ueber die Bereitung und Anwendung des Natron-Wasserglases. Von Dr. A. Buchner.
10) Ueber die Beziehungen des ozonisirten Sauerstoffes zur praktischen Chemie. Von C. F. Schönbein.
11) Ueber die Theorie der Fehler, mit welchen die durch optische Instrumente gesehenen Bilder behaftet sind und über die mathematischen Bedingungen ihrer Aufhebung. Von Ludwig Seidel.

H.

Gelehrte Anzeigen und ihre Fortsetzung.

Allen drei Classen gemein ist die Herausgabe der Gel. Anz. in Verbindung mit den Bulletins über die öffentl. Sitzungen der Akademie und die der drei Classen. Die Herausgabe einer Literaturzeitung war in der neuesten Verfassungsurkunde der Akademie von 1827 ihr als Aufgabe gestellt worden. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten kam sie auch endlich 1835 unter jenem Namen zu Stande. Sie wurde jedoch nicht auf einem ihr eigenen Etat, sondern auf Beiträge aus obligaten Abonnements, aus Zuschüssen der Kreisintelligenzblätter und des allgemeinen Anzeigers mit einer Summe von jährlich etwa 9000 fl. dotirt. Diese Unterstützungen wurden großentheils aufgehoben und der Etat sank auf 4000 fl. herab. Statt dieser Summe ist im neuen Budget der Betrag von 2000 fl. für Herausgabe der Gel. Anzeigen und der Bulletins angesetzt. Unter Beiziehung einiger aus den Vorjahren noch übrigen Summen und andern Resten kann die Zeitschrift noch dieses Etatsjahr gefristet werden.

Da die Gel. Anzeigen das einzige allgemeine literarische Organ des südlichen Deutschlands bilden, sich durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit der Anzeigen seit

ihrem Bestehen feste Geltung erworben haben, und der k. Akademie als eines ihrer beschränkten Tauschmittel dienen, durch welche sie mit den zum Theil sehr reich dotirten gelehrten Gesellschaften aller wissenschaftl. Länder im Tauschverkehr steht, die kostbaren und umfassenden Gegengaben aber von der Akademie der Staatsbibliothek als ein höchst bedeutendes Supplement zukommen, so darf die Akademie vertrauen, daß dieses ihr so wichtiges und mit ihrer Geltung eng verbundenes Organ durch k. Fürsorge seine Dauer auch über dieses Jahr hinaus gesichert erhalten und vor dem Schicksal bewahrt werden wird, **so nahe am Schluße ihres ersten Jahrhunderts mit ihrem Literaturblatte nach allen Anstrengungen Schiffbruch zu leiden.**

In der letzten Periode sind jährlich 2 Bände, 38—43 in 4. erschienen. Der letzte ist noch nicht vollendet.

IV.

Die Titel der Bücher des Hrn. v. Wismayr sind:

a) Sammlung von Lesefrüchten. Als Manuscript Freunden zum Andenken gewidmet von Jos. Wismayr. 1857. 8.

b) Meine Selbst-Biographie für Freunde und Freundlichgesinnte. In meinem neunzigsten Lebensjahre zum Drucke befördert von Joseph Wismayr. 1857. 4.

V.

Der Titel der Sammlung ist:

„Gesammelte Schriften des Johann Nep. v. Fuchs". Zum ehrenden Andenken herausgegeben von dem Central-Verwaltungs-Ausschusse des polytechnischen Vereines für das Königreich Bayern.

Redigirt und mit einem Nekrolog versehen von seinem Schüler und vormaligen Assistenten an der Universität Landshut, dem k. bayr. ordentl. Universitäts-Professor Dr. Cajet. Georg Kaiser. Münch. 1856. 4.

Vorgedruckt eine umfassende u. sachkundige Darstellung seines Lebens. Auch enthält der Quartband ein sehr sprechendes lithographisches Bildniß von Fuchs und p. X. eine Lithographie der ländlichen Hütte, in der er geboren wurde.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

März 1857.

(Fortsetzung.)

Von der naturforschenden Gesellschaft in Dorpat:

a) Archiv für die Naturkunde Liv-, Esth- und Kurlands. I. Serie: Mineralogische Wissenschaft nebst Chemie. 1. u. 2. Lief. II. Serie: Biologische Naturkunde I. 1. 2. 3. 4. Lief. Dorpat 1854—56, 8.

b) Sitzungsberichte 1853, 1854, 1855. Dorpat. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a) Denkschriften der philos.-histor. Cl. XVII. Bd. Wien 1856. 4.

b) Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe. XX. Bd. II. u. III. Heft. Jahrg. 1856. April. Mai. XXI. Bd. I. II. Heft Juni, Juli, mit Register. Wien 1856. 8.

c) Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissensch. Classe. XX. Bd. I. u. II. Heft April, Mai. XXI. Bd. I. u. II. Heft Juni, Juli. Mit Register. Wien 1856. 8.

d) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. XVII. Bd. II. Wien 1856. 8.

e) Notizenblatt. Beil. zum Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen. Nro. 15—24. Wien 1857. 8.

f) Fontes rerum austriacarum. Oesterr. Geschichtsquellen. II. Abth. Diplomataria et acta. XI. Bd. Wien 1856. 8.

g) Tagblatt der XXXII. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien im Jahre 1856. Nro. 1—8. Wien 1856. 4.

Von der Universität in Heidelberg:

Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1. Heft. Januar 1857. Heidelberg 1857. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Zeitschrift. März 1857. München 1857. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

a) Mittheilungen. Heft X. Zürich 1856. 8.

b) Vierteljahrsschrift. I. Jahrg. 1.—4. Heft. Zürich 1856. 8.

Von den Herren Franz und Curtius in Berlin:

Corpus inscriptionum Graecarum. Vol. IV. fasc. prior. Operis pars XXXIX. Berolini 1856. fol.

Vom Herrn Zarncke in Leipzig:

Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. Leipzig 1857. 4.

Vom Herrn Hankel in Leipzig:

Elektrische Untersuchungen. Ueber die Messung der atmosphärischen Elektricität nach absolutem Maße. Leipzig 1856. 4.

Vom Herrn Hofmeister in Leipzig:

Beiträge zur Kenntniß der Gefäßkryptogamen. Leipzig 1857. 4.

Von den Herren Tafel in Ulm u. Thomas dahier:

Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante. II. Thl. 1205 — 1255. Wien 1856. 8.

Vom Herrn Wittmann in Mainz:

Bericht über die Wirksamkeit des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz. Mainz 1856. 8.

Vom Herrn Peters in Altona:

Astronomische Nachrichten. 44. Bd. Altona 1856. 4.

Vom Herrn Schmidt in Dorpat:

Ueber den devonischen Dolomit-Thon der Umgegend Dorpats. Dorpat 1856. 8.

Vom Herrn Lassen in Bonn:

Indische Alterthumskunde. III. Bd. I. Hälfte. Bonn 1857. 8.

Vom Herrn Grunert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 27. Thl. 2. — 4. 28. Thl. 1. Heft. Greifswalde 1857. 8.

April und Mai 1857.

Von dem Alterthumsverein in Lüneburg:

Die Alterthümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne. 3. Lieferung. Lüneburg 1856. gr. 4.

Von der Universität in Leyden:

Annales academici 1852 — 53. Lugduni-Batavorum 1856. 4.

Von der Accademia pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti: Anno VII. Sess. I. del 4 Dicembre 1853, II. 22. Gennaio 1854, X. I. 7. Dicembre 1856, II. 4 Gennaio 1857. Roma 1856 — 57. 4.

Von der Académie des sciences de l'institut impérial de France in Paris:

a) Mémoires Tom. XVII. I. Partie. Paris 1856. 4.

b) Mémoires presentés par divers savants, Sciences mathematiques et physiques Tom. XIV. Paris 1856. 4.

c) Supplément aux comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. I. Paris. 1856. 4.

Von der Société Linéenne de Normandie in Paris:

Mémoires. Années 1854—55. X volum. Paris 1856. 4.

Von der Académie de Stanislas in Nancy:

Mémoires. 1855. Nancy 1854. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1856. VII. Jahrg. Nr. 2, 3. April bis Sept. Wien 1856. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten in Berlin:

Verhandlungen. Neue Reihe IV. Jahrg. 2. Lieferung. Juli — Dez. 1856. Berlin 1856. 8.

Von der Pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie in Speyer:

Neues Handbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. VII. Band. I. u. II. Heft. Jan. Febr. Speyer 1857. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Bamberg:

Ueber das Wirken und Bestehen der Gesellschaft. 3. Bericht. Bamberg 1856. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Februar 1857. Berlin. 8.

Von der Académie impériale in Metz:

Mémoires. XXXVII. Année 1855 — 56. Deuxième Serie. IV. Année. Metz 1856. 8.

Von der Literary Society in Madras:

Madras Journal of literature and science. N. Ser. vol. I. No. I, Old. Ser. vol. XVII. 40. Madras. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

a) Journal. New Series. No. LVIII. No. CCXXXIII. No. II. Calcutta 1856. 8.

b) Bibliotheca Indica - a collection of oriental works. 130 — 139. Calcutta 55. 56. 8.

c) Journal. New Series Nr. LXXXII. Nr. CCLVII. Nr. V. 1856. Calcutta 1856. 8.

Vom landwirthschaftlichen Verein dahier:

Zeitschrift. April IV. 1857. München. 8.

Von dem historischen Filialverein in Neuburg:

Collectaneenblatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. D. 19. 20. 21. Jahrg. 1853—55. Neub. 1853. 55. 8.

Vom Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden.

Jahrbücher 11. Heft. Wiesbaden 1856. 8.

Von dem historischen Verein für Niedersachsen in Hannover.

a) Zeitschrift. Jahrgang 1854. Hannover 1856. 8.

Vom Herrn Weitenweber in Prag:

Systematisches Verzeichniß der böhmischen Trilobiten, welche sich in der Sammlung des Herrn Landesprälaten Dr. Ziedler vorfinden. Prag 1857. 8.

Vom Herrn Paulus Cassel in Erfurt:

Das Erfurter Rathhaus und seine Bilder. Ein akademisches Programm. Erfurt 1857. 8.

Vom Herrn A. Schyanoff in Kiew:

Essai sur la metaphysique des forces inhérents à l'essence de la matière. Mémoire I. Kiew 1857. 4.

Vom Herrn T. Gar in Trient:

L'archivio del Castello di Thunn. Trento 1857. 8.

Vom Heren J. Voigt in Königsberg:

Geschichte des deutschen Ritterordens in seinen 12 Balleien in Deutschland. I. Bd. Berlin 1857. 8.

Vom Herrn Mirandolese Dominique D. Bacci in Modena:

a) Sulla ragione e sull' intelletto. Venezia 1854. 8.

b) Sulla natura e sull' officio dell' ideale. Venezie 1854. 8.

Vom Herrn Bernhagen in Madrid:

Historia gērae de Brazil. Tom. I. Madrid 1854. 8.

Vom Herrn Riedel in Berlin:

Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Erster Haupttheil oder Urkunden-Sammlung und Geschichte der geistl. Stiftungen, adeligen Familien ꝛc. der Mark Brandenburg. Berlin 1857. 4.

Vom Herrn Bachelet in Valencia:

Cause de la vace et moyen d'en preserver l'humanité. Valenciennes 1857.

Vom Herrn Babbage in London:

An analysis of the statistics of the clearing house during the year 1839. London 1856. 8.

Vom Hrn. Miklosich in Wien:

Vergleichende Lautlehre der slavischen Sprachen. I. u. III. Bd. Wien 1857. 4.

Von dem Prof. Dr. Zantedeschi in Padua:

a) Risultamenti ottenuti da un Giroscopio. Padova 1856. 8.

b) Di alcuni nuovi esperimenti, co'quali si è creduto di comprovare la non simultanea esistenza di due correnti opposte sul medesimo filo conduttore. P. 1856. 8.

c) Ricerche sulle leggi della capillarità. P. 1856. 8.

d) Del moto rotatorio dell' arco luminoso dell' elettromotore Voltiano. P. 1856. 8.

e) Delli limiti di impressionabilità delle sostanze fotografiche dell' influenza delle superficie nei fenomeni fotogenici, della loro chimica natura del miglioramenti apportati all' arte eliografica. Pad. 1856. 8.

f) Delle irradiazioni chimiche, e della necessità del loro foco separato da quello delle irradiazioni calorifiche e luminose al conseguimento della purezza e perfezione delle prove fotografiche negative ottenutte coi ioduri d'argento. P. 1856. 8.

g) Delle differenze che intercedono fra gli effetti prodotti della luce e dal calorico sopra i cloruri e joduri d'argento. P. 1856. 8.

h) Sull' influenza dol vuoto e di alcuni gaz ne' fenomeni chimici che presentano i joduri d'argento esposti alla luce solare. Wien 1857. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. Juni.

Nr. 65. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Aeschylos Agamemnon. Erklärt von F. W. Schneidewin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1856. 8. LV. 260.

Was die Wissenschaft, insbesondere das Studium der griechischen Tragiker, durch Schneidewin's frühzeitigen Tod verloren hat, kann unter seinen zahlreichen Leistungen am meisten vorliegendes Werk darthun, in welchem wir ein theures Denkmal seines rühmlichen Strebens und seiner gerade für diese Aufgabe ausgezeichneten Begabung, empfangen. Gewiß hatte er eine vollständige Bearbeitung des Aeschylus bereits unternommen, und war durch die des Sophokles dazu trefflich vorbereitet, mit noch größerer Vorliebe auf ihn übergegangen, das ist allenthalben im Commentar leicht wahrzunehmen; um so mehr dürfen wir es beklagen, wenn die Hoffnung, eine durch das Zusammentreffen der seltensten Eigenschaften begünstigte Unternehmung zum erfreulichen Ziel gelangen zu sehen, so schnell vereitelt wurde, und die Leser des großartigen Dichters immer noch an Schütz, dessen Exegese schon längst nicht mehr den Forderungen der Wissenschaft entspricht, verwiesen sind.

Aber selbst diese eine Tragoedie ist aus Schn.'s Hand nicht vollständig durchgearbeitet hervorgegangen; es fehlt die Vorrede, und an einigen Stellen ist es klar, daß er sich die endgültige Entscheidung noch vorbehalten hatte. Letztere zu geben, glaubte sich Schn.'s vertrauter Freund, Herr Professor Ernst von Leutsch, welchem die Besorgung der Ausgabe anvertraut worden war, nicht berechtigt, aber er bereicherte diese durch die gehaltvolle Einleitung über die Ueberlieferung des Aeschyleischen Textes und die Ursachen, welche einer größern Verbreitung desselben seit der Zeit des Aristoteles in Alexandria Rom und Constantinopel im Wege standen, (V—XXIV) und fügte die Metra hinzu 250—260. Ihm haben wir es zu danken, daß das Werk so bald erscheinen konnte.

Als größter Vorzug der Bearbeitung kann wohl die eingehende und überall neues darbietende Behandlung des Dramatischen gelten. Das Ethos der Personen und die jeder eigenthümlichen Denk- und Redeweise zu entwickeln ist S. meisterhaft gelungen. Die interessanteste Probe davon gewährt der Charakter der Klytämnestra, namentlich da, wo ihre Worte meist nur Hüllen sind, um ihre Gedanken zu verbergen, und ihre schlimme Absicht doch unwillkürlich durchblickt. Im Zusammenhang verfolgt die Ausbildung aller zur herrlichsten Einheit sich verbindenden Glieder die „Uebersicht des Agamemnon" (XXV—LV); aber auch die Erklärung weist durchgehends darauf hin; dadurch ist über Vieles, was vordem falsch oder auch noch gar nicht erörtert worden war, Licht verbreitet. Wir können uns nicht versagen aus der großen Fülle einiges Beispielshalber auszuheben; wie die Vergleichung der Atriden als den *μέγαν ἐκ δήμου κλάζοντες Ἄρη* auf Gebot des gastlichen Zeus 48 mit den Priamiden (*Ἄρη πνεόντων μείζον' ἢ δικαίως*) 360. Die Mehrdeutigkeit der Prophezeiung des Kalchas, welche sich der Chor und Agamemnon nicht in dem Sinne auslegen, in welchem sie gemeint war, die absichtliche späte Beantwortung der Frage des Chors (257),

welche Klytämneſtra, um den Alten ihre Geringſchätzung fühlen zu laſſen, bis an's Ende ihrer Rede verſchiebt, 300; ihr Triumph über die Bürger, welche ihr Leichtgläubigkeit vorwerfen und doch ihrem Beiſpiel folgten, 570 (ἔθνον iſt nicht, wie G. Hermann annahm, Plural), die Rückdeutung von dem Bericht des Boten 612 auf die von Kl. 330 ausgedrückten Beſorgniſſe, die faſt komiſche Reſtriction mit der derſelbe ſeine eben gegebene Verſicherung berichtigt 654, das Anknüpfen der Reflexionen über Helena's Namen an die vorausgehende Erzählung 665, die Amphibolieen in Kl.'s Rede, wie ἄρσενος δίκα, 828, σκῆψις, 853, ψυχῆς τῆσδε, 932, die ominöſe Combination von τὰ μὲν — σὺ δέ, 1015, die Eigenthümlichkeit der Viſion 1073, die Andeutung in ἄγαν, 1213, der Contraſt von φόνος und θύματα, 1268, die mit ſchneidender Ironie angebrachten Rückblicke in πλοῦτον εἵματος κακὸν 1343 auf 925, in 1353, wo dieſelbe Anrede wie 822 bei ganz entgegengeſetzter Aeußerung des Gefühls wiederkehrt, und 1354 auf 1007, die verſchiedene Beurtheilung des Verhältniſſes der Klyt. zu Aegiſthus und von Kaſſandra zu Agamemnon, 1401, die Erwiederung des gleichen Hohnes, welchen Klyt. gegen Agamemnon und Kaſſandra ausſpricht durch Oreſtes in den Choephoren 1403, die Vergleichung der geringeren Zuverſichtlichkeit in 1465 mit der unbeſchränkten Behauptung in 1364, der Irrthum in der Vorſtellung Kl.'s über das Stillſtehen des Rachegeiſtes bei ihr, 1535, desgleichen des Aegiſth, der über die Schuld des Vaters und ſeine eigene leichtſinnig hinwegſieht, 1551, aber in der heimkehrenden Dike, ohne es ſelbſt zu ahnen, nur auf den dereinſtigen Rächer hinweiſt, 1575.

Bloß in wenigen Punkten vermögen wir nicht dem trefflichen Exegeten beizuſtimmen. Vor allem gilt es der Rede des Propheten 394 sqq., welche l. c. G. Hermann ſehr evident verbeſſert, aber doch nicht verſtanden haben ſoll. Denn mit dieſem πάρεστι σιγᾶς ἀτίμους ἀλοιδόρους αἴσχιστ' ἀφειμένων ἰδεῖν iſt nach S. das ſchmachvolle Schweigen der Priamiden gemeint, das nicht ſchmäht über die von Helena auf's Schmählichſte Verlaſſenen. Warum dürfen aber die Seher in Troja ſich nicht in die Lage des verlaſſenen Menelaus verſetzen, und ſeine Empfindungen ſich vergegenwärtigen? Bei ſeiner Liebe zu ihr, welche ihm ſelbſt vordem Liebe bewies (στίβοι φιλάνορες, vgl. φιλάνορες τρόποι 823 ſind nicht „mannſüchtige Pfade, inſofern Helena aus φιλανορία dem Buhlen über's Meer folgte"), iſt er ſtill und erlaubt ſich kein Wort der Schmähung gegen die, welche ihm zu ehren nicht mehr möglich iſt, aber er verlangt noch nach ihr, und ſo beherrſcht ſein Haus ein Traumbild. S. der ὑπερφρονία ſchreibt, verſteht πόθῳ ſehr gezwungen von dem Verlangen der Priamiden nach Helena „der Liebreiz der wie ein θαῦμα aus der Ferne erſchienenen Helena werde ſolch einen Zauber über alle Genoſſen der Familie üben, daß jene wie eine überſinnliche Wundererſcheinung ſie berücken werde, vgl. 711. Im Sinne der Kaſſandra dagegen iſt ὑπερφρονία verächtlich geſagt für die nichtheimiſche ἔπακτος." Wenn alſo Helena alle Glieder vom Hauſe des Priamus zu Liebe entzündet, kann ihr Anblick nicht „wie die ſchönſten Marmorbilder ſie auch kalt laſſen", und zu gleicher Zeit (denn daß dieſe Umſtimmung ſpäter erfolgt, ſucht man im Text hier vergebens) „Helena's Blendwerk vergehen." Aeſchylus ſagt, wenn wir uns nicht ſehr irren, für den verlaſſenen Menelaus habe aller Glanz ſeines Palaſtes, wie die εὔμορφοι κολοσσοὶ keinen Reiz mehr, da ſein Auge Helena nicht ſchaue, ſei ihm jede Aphrodite geſchwunden, er glaubt ſie im Traume noch zu beſitzen, aber um ſo ſchmerzlicher iſt ſein Erwachen, wenn das Bild, welches ihn im Schlummer erfreute, gleichſam ſeinen Händen entſchlüpft. Vgl. Hom. Od. I, 581. Daß Menelaus ſofort zum Rachekrieg rüſtet, brauchen die Seher in Troja nicht zu berühren, ſie ſchildern nur das Seelenleiden des gekränkten Gatten; das an ihm begangene Unrecht war groß genug, um auch nach vielen Jahren noch ernſte Betrachtungen daran zu knüpfen; an ſeine Leiden, den ἄχη ἐφ' ἑστίας ſchließen ſich, wenn auch in flüchtiger Andeutung, die Agamemnons an, oder was meint der Chor ſonſt mit τῶνδ' ὑπερβατώτερα? Darum iſt auch 1438 das κράτος ἰσόψυχον gewiß von beiden Frauen der Atriden zu verſtehen, welche ihre Männer überwältigt und ihr Schickſal beſtimmt haben, und nicht, was S. behauptet, das der ψυχή der Klyt. gleich-

kommende κράτος gemeint; hätte der Dichter dieſen Gedanken ausdrücken wollen, dann durfte er nicht ἐκ γυναικῶν für das metriſch eben ſo paſſende ἐκ γυναικὸς ſetzen, noch entſprechen nothwendig den beiden Tantaliden die beiden Töchter der Leda. Das Aufſpüren ſinnreicher Beziehungen von Reden aufeinander hat S. einigemale zu weit getrieben; er entdeckt z. B. 595 sqq. in den Worten des Herolds Anſpielungen auf Klyt.'s verſteckte Sprachweiſe, wo dieſes nur ſeine Wahrhaftigkeit im Vergleich mit andern Herolden, die Gutes übertreiben und Schlimmes verſchweigen, anrühmt. Zu 797 will er bemerkt haben, daß die Aeußerungen Agamemnons auf Klyt. wenn auch ihm unbewußt volle Anwendung erleiden, was die Anmerkungen nicht näher nachweiſen und wohl auch nicht nachgewieſen werden kann. In 579 ſollen die Zuſchauer an die Pforten der Hölle gedacht haben, wo Klyt. ſagt τί γὰρ γυναικὶ — ἥδιον — ἀπὸ στρατείας ἀνδρὶ σώσαντος θεοῦ πύλας ἀνοῖξαι; freilich Kaſſandra erkennt 1250 in dem Thor des Atridenpalaſtes die Ἅιδου πύλαι. Die Schlachtung der Kinder des Thyeſtes behauptet S. zu 1174 ſei unter den φροίμια δυσφροίμια zu verſtehen; er überſetzt „zu unheilvollen Vorſpielen“; einfacher ſieht man darin die Wehelaute, mit welchen Kaſſandra ihre Rede beginnt; der Drang, ſie auszuſtoßen iſt ein von der ὀρθομαντεία unzertrennliches Leiden; hieraus ergibt ſich, daß φροιμίοις Ablativ ſein muß. Ueberſehen iſt dagegen die abſichtliche Wiederholung desſelben Wortes in ſehr verſchiedener Beziehung 1078 aus 28: hier ſoll Klyt. δόμοις ὀλολυγμὸν — ἐπορθιάζειν, dort fragt der Chor ποίαν Ἐρινὺν τήνδε δώμασιν κέλει ἐπορθιάζειν;

Ein bedeutendes Verdienſt liegt ferner in dem umfaſſenden geiſt- und gemüthvollen Verſtändniß der poetiſchen Sprache und ihrer Hülfsmittel; in dieſem Betracht vergleiche man die Erläuterung bildlicher Ausdrücke, wie οἰωνόθροον γόον ὀξυβόαν τῶνδε μετοίκων 57, von den αἰγυπιοί, welche an den Himmliſchen ihre προστάται haben, wie ἄπτερος φάτις 261 von dem Gerücht, welches keine Flügel hat (im Gegenſatz zu den geflügelten ὀνείρων φάσματα), wie Δία — ἐπ' Ἀλεξάνδρῳ τείνοντα πάλαι τόξον 349, von dem mit Sarkasmus gegen Paris als τοξότης gedachten Gotte, „um ihn auch hier als τὸν κρείσσω zu feiern, da der beſte troiſche Bogenſchütz an ihm ſeinen Obmann findet;“ wie die ſchöne Deutung von der Stelle Τροίαν κατασκάψαντα τοῦ νικηφόρου Διὸς μακέλλῃ 503, welche zu ausführlich iſt um hier mitgetheilt zu werden, wie die von ἐξαγισθέντας δόμων ἄνδρας 619 als den dem Ares geweihten Opfern, von ξυνεύδων χρόνος 861, und anderen, die in gleicher Weiſe bisher noch dunkel geblieben waren. Hieher gehören ferner die von Aeſchylus ſo gern angewandten, aber häufig nicht genug beachteten Wortſpiele, z. B. in dem trefflich erklärten erſten Geſpräch des Chores mit Klyt. die Alluſion von εὐφρόνη 250 auf εὔφρων 248, die von λεὼς und λέων 792, 794; die Unterſcheidung von ἄστρα und ἄστερες, 4, 7; die mit kräftigem Witz angebrachten nach Bedürfniß auch umgebildeten Sprüchwörter, wie 36 βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ, 165 πάθει μάθος, 249 εὐάγγελος — ἕως γένοιτο μητρὸς εὐφρόνης πάρα, 350 μήτε πρὸ καιροῦ μήθ' ὑπὲρ ἄστρων, 376 διώκει παῖς ποτανὸν ὄρνιν, 562 ἀεὶ γὰρ ἡβᾷ τοῖς γέρουσιν εὖ μαθεῖν, 1084 ἄπεχε τῆς βοὸς τὸν ταῦρον (aus ἄπεχε τὴν βοῦν τοῦ ταύρου). Man wird in den Bemerkungen darüber einen reichen Schatz neuer Anſchauungen und Aufſchlüſſe über den Stil der Tragödie entdecken. Nur war es hier ſchwer zu vermeiden, daß die geſpannte Achtſamkeit auf das Bedeutſame der Aeſchyleiſchen Sprache nicht ein und das anderemal verleitete, zu viel ſehen zu wollen. Dergleichen dürfte zu 2 die Angabe ſein, daß in φρουρὰν — κοιμώμενος ein „drolliges Oxymoron“ liege; dieſes fällt weg, wenn man κοιμᾶσθαι wie Eur. Rhes. 439 (vgl. 418) im Sinne von „daliegen“ nimmt; zu 15 die Erklärung von μὴ συμβαλεῖν ὕπνῳ „daß nicht Augenlieder und Schlummer ein feſtes Bündniß ſchließen“, wo ὕπνῳ einfach als Ablativ zu faſſen iſt; 224 ſoll κρόκου βαφὰς das Herzblut der Iphigenia ſein, wobei S. an 1080 denkt; doch beſteht noch ein Unterſchied zwiſchen κροκοβαφὴς σταγών und den κρόκου βαφαί, dann iſt die Vorſtellung, daß Iph. von dem tödlichen Schlag getroffen noch einen Blick für jeden einzelnen der Opferer gehabt habe, eine kaum mögliche und dabei peinliche. Der Einwand, ſie ſei nicht im Stande geweſen, das Hochzeitkleid von

ſich zu werfen, da Ag. befohlen habe, ſie zu kneheln, erledigt ſich durch die Vorausſetzung, daß ſie das Gebot des Vaters für unnöthig erklärte und freiwillig ſich hingab. Gern wird man aber S. beiſtimmen, wenn er 230 *ἀταύρωτος* nicht wie Hm. faßt, ſondern = *ἄζυξ*, und die *ἀγνὰ αὐδὰ* auf Geſänge deutet, welche Agamemnon's Tochter ſonſt bei den frohen Mahlen in Gegenwart derſelben Fürſten vortrug, die jetzt ihre Aufopferung verlangten. In 275 kann *ὃ δὲ* nicht der Berg ſelbſt ſein, oder es müßte auf ihn auch *ὕπνῳ νικώμενος* paſſen. Eine zu kühne Metapher enthält die Ueberſetzung von *πένθεια — δόμων ἑκάστου πρέπει*: „die Trauer blickt zum Hauſe heraus", ſtatt zu leſen *π. δόμων ἑκάστῳ πρέπει* = jedem Hellenen trägt das Haus Trauer; *ἑκάστῳ* iſt nothwendig als Oppoſition zu *συνορμένοις*. Bei *γενναίᾳ* 592 ſoll Klytämneſtra an ihren Namen denken, das wäre eine ſehr fern liegende Anſpielung. An dem vielfach erklärten und mit Conjecturen heimgeſuchten *ἐμοὶ δ' ἐπήγαγεν εὐνῆς παροψώνημα τῆς ἐμῆς χλιδῆς* 1409 ändert S. nichts, ſeine Auffaſſung aber lautet ſo: „mit höhniſchem Rückblick auf *πιστὴ ξύνευνος* hier *παροψώνημα εὐνῆς*, d. h. ein im gemeinſamen Todesla-ger der Liebenden beſtehendes Beigericht. Und dieſes *εὐνῆς — παροψώνημα* mehrt die Wonneluſt über das, was ihre *δικαία τέκτων* geſchaffen hat, indem der Gen. *τῆς ἐ. χλιδῆς* zu jenem Geſammtbegriffe hinzutritt." Dabei wird ſowohl der dem *ἐπάγειν* innewohnende Nebenſinn, wie es z. B. aus Soph. Aias 1275 ſich ergibt, als die eigentliche Bedeutung von *χλιδὴ* überſehen, welche Perſ. 544 in *χλιδανῆς ἥβης τέρψιν* nicht zu verkennen iſt. Klyt., die in ähnlicher Weiſe empfindet wie Deianira bei Soph. Trach. 536 sqq., kann es trotz ihres Haſſes gegen Ag. nicht ertragen, daß er zu der Luſt ihres ehelichen Lagers als leckerhafte Zukoſt noch die Reize der Kaſſandra hinzufügen wollte; das erregt ihren Grimm gegen das unſchuldige Opfer, dem ſie die böſe Abſicht, ſie zu verdrängen (*ἐπήγαγεν*) beilegt. Auch Euripides läßt Klyt. ſo in der Elektra 1031 ſich rechtfertigen: *ἐπὶ τοῖσδε — οὐδ' ἂν ἔκτανον πόσιν· ἀλλ' ἦλθ' ἔχων μοι μαινάδ' ἔνθεον κόρην λέκτροις τ' ἐπεισέφρησε*. Auf dieſe Weiſe braucht man in *εὐνή* nicht eine Beziehung zu ſuchen, die kaum darin liegen kann, und erhält eine der Sinnesart Klyt.'s angemeſſene Aeußerung, ähnlich dem obigen *κεῖται γυναικὸς τῆσδ' ὁ λυμαντήριος* (ſo leſen wir ſtatt *τῆσδε λυμ.*) *χρυσηλάτων μείλιγμα τῶν ὑπ' Ἰλίῳ* (1400). Eine unmögliche Ellipſe wird 150 angenommen; der Sinn ſoll ſein: „an Zeus wende ich mich, da ich außer ihm Niemand aufzufinden vermag, (der entſcheide) ob ich meine Sorgen bannen darf." Aber *προσεικάσαι* muß auf das Nachdenken über den richtigen Namen des höchſten Gottes bezogen werden; am meiſten befriedigt den Chor der Name Zeus, da deſſen Genitiv einen Anklang an die waltende Gerechtigkeit (*Δίκη*) enthält, er wirft alſo die ohnehin nicht zum Ziel führende Laſt der Ueberlegung (*τὸ μάταν φροντίδος ἄχθος*) von ſich und beruhigt ſich bei der durch den Gebrauch ſanctionirten Benennung, vgl. die von S. ſelbſt citirten Stellen in Plato's Crat. 400 e, Tim. 286. In 166 iſt Hermann's Deutung, der *στάζει* tranſitiv faßt und *τὸ σωφρονεῖν* aus dem folgenden ſupplirt, vorzuziehen. Die Wiederholung *ἀνδρὸς — ἀνδρὶ* 1596 aus Soph. Aias 1071 zu belegen reicht nicht aus, dort geht das Wort auf verſchiedene Leute, hier auf denſelben, aber in dem verſchiedenen Charakter als Ehemann und als Feldherr bezogen. In 367 iſt *ἔπαλξις εἰς ἀφάνειαν* ſchwerlich ein Anhalt gegen den Untergang; eher Schutz in der Verborgenheit, vgl. das bald folgende *οὐκ ἐκρύφθη, πρέπει δὲ φῶς αἰνολαμπὲς σίνος*; dieſes *σίνος* wird auch beſſer für Verderbtheit genommen, die mit Gewalt an's Licht tritt, da der Trieb zum Schlechten, *ἃ τάλαινα πειθὼ* immer weiter drängt; nicht, wie S. als Strafe, von der erſt ſpäter, 376, 380 sqq. die Rede iſt, vgl. Rauchenſtein's Rec. von Enger's und Karſten's Agamemnon in Jahrb. f. Phil. LXXIV, 545 sqq.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. Juni.

Nr. 66. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Aeschylos Agamemnon. Erklärt von F. W. Schneidewin ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Einfluß der in den geistigen Kern des Werkes tief eindringenden Exegese auf die Kritik zeigt sich in sehr vortheilhafter Weise darin, daß nebst vielen ehedem herrschenden Mißverständnissen eine große Anzahl vermeinter Emendationen dadurch beseitigt und eine Menge neuerer Versuche der Art in ihrer Unhaltbarkeit aufgedeckt werden. Selbst manche Aenderungen des großen Vorgängers theilen dies Schicksal; man wird wenigstens bei 3 *στέγης*, 72 *ἀτίται* 105 *θυμοβόρον φρένα λύπης*, 118 *δισσούς*, 164 *τὸν πάθει*, 228 *ἔμελψεν*, 274 *σκοπάς*, 321 *ὡς δ' εὐδαίμονες*, 407 *πτεροῖς*, 457 *εἴτε θεῖόν ἐστι μὴ ψύθος*, 635 *κακοῦ στρόβου*, 786 *θύελλαι*, 801 *καρδίαν*, 1215 *παπαῖ*, *οἷον τὸ πῦρ*, 1396 *φόβου μέλαθρον ἐλπίς*, 1405 *ναυτίλων*, 1441 *κόρακος*, 1533 *προσάψαι*, 1589 *τὸ τηλικοῦτον* nicht umhin können, S. beizutreten. Ueber seine eigenen oft sehr sinnreichen Vorschläge sprechen wir unten, glauben aber schon hier als die annehmlichsten bezeichnen zu dürfen: 100 *πελάθει*, 133 *ἀάπτοις*, 514 *αὐτοχθόνων*, 570 *αἴθεσθαι*, 703 *μηλοφόνοισι σὺν ἀγαῖς* (vgl. Bekker Anecd. I, 336), 711 *παραὶ τάδ'* (Wieseler *παρ' αὖ τάδ'*), 909 *μὴ καὶ σὺ*, 1349 *αἵματος βαφήν*, 1568 *ἀπὸ σφαγὰς ἐμῶν*, 1609 *πειθήνιον*. Von diesen erscheinen die meisten erst in dem kritischen Anhang, nur *ἀάπτοις* und *αὐτοχθόνων* haben ihre Stelle im Text erhalten.

Bei der Auswahl der von früheren Bearbeitern gemachten Verbesserungsvorschläge ist meistens ein richtiges von poetischem Sinne bestimmtes Urtheil ersichtlich. Man vergleiche das über G. Hermann's Emendationen vs. 14, 103, 108, 110, 293, 311, 325, 358, 362, 390, 402, 404, 410, 489, 515, 591, 627, 637, 655, 755, 862, 968, 984, 1096, 1122, 1123, 1211, 1225, 1228, 1258, 1287, 1307, 1341, 1348, 1367, 1382, 1444, 1466, 1542, 1564, 1582, 1606, 1619, 1628, 1629, 1631 bemerkte. Die angeführten hat S. in den Text aufgenommen, eine größere Anzahl beanstandet. Unter diesen scheinen indes noch mehrere gleicher Berücksichtigung werth zu sein. Wir möchten z. B. nicht 916 *φθείροντα πλούτου* beibehalten, da Agamemnon die kostbaren Stoffe noch nicht verdirbt, wenn er darüber hinschreitet, und der Untergang des Hauses auch von dem Verderb jener nicht abhängig ist; mit Recht hat daher Hermann *στείβοντα* gesetzt. Das *δωματοφθορεῖν* ist dann Folge des Uebermuthes, der sich in einem solchen Benehmen ausdrückt. Die 866 — 868 von H. beliebte Versetzung dürfte nur darauf sich beschränken, 866 nach 867, 868 zu stellen, so daß *καὶ γῆν φανεῖσαν* sich unmittelbar mit *τερπνὸν δὲ* verbindet; denn die von S. hervorgehobene Distinktion der den Agamemnon selbst preisenden Metaphern und der Be-

zeichnungen des nach langer Noth plötzlich erscheinenden Glückes, welche durch *καὶ* bemerklich werden solle, ist minder wesentlich und macht keine so gute Wirkung wie jene Folge der Bilder, welche in dem bedeutsamen *γῆ φανεῖσα ναυτίλοις παρ' ἐλπίδα* ihren Höhepunkt erreicht. In 1124 erhält H.'s freilich kühnes *μινυρὰ φοβεροθρόα* die Continuität der Dochmien, welche Aeschylus schwerlich mit doppelt aufgelösten Kretikern, deren sich erst Euripides in seinen spätesten Tragoedien bediente, unterbrach, das wäre aber der Fall, wenn *μινυρὰ κακὰ θρευμένας* und *γοερὰ θανατηφόρα* als die ächte Lesart betrachtet werden müßten; jenes *φοβεροθρόα* hebt die metrische Aporie und gibt zugleich eine treffliche Responsion zu *γοερὰ θανατοφόρα*. Gegen *κάτοικτος* (1245) ist gewiß einzuwenden, daß es an dieser Stelle nichts bedeutendes ausspricht; warum *μέτοικος* gegen Sinn und Wortgebrauch verstoße, haben wir wenigstens aus S.'s Rec. S. 288 uns nicht klar machen können; es ist hier so treffend wie 57, wo die Geier die *μέτοικοι* der Götter heißen; in ähnlicher Weise steht Kassandra unter dem Schutze ihres Herrn, dem Eroberer Ilions, welchem es aber nicht besser ergeht als den besiegten Troern und ihr selbst. Die von H. nach 759 angenommene Lücke will S. nicht gelten lassen, obwohl der Hiatus *βιαζόμενοι· ὅστις δ' ἀγαθὸς* und der Mangel des Gegensatzes zu *δῆγμα δὲ λύπης οὐδὲν ἐφ' ἥπαρ προσικνεῖται* zu dieser Voraussetzung nöthigt, aber hinter 771, glaubt er, müsse ein Vers ausgefallen sein, und verweist auf Philol. IX, 155. Dadurch würde aber die metrische Symmetrie zwischen 765, 766 und 771, 772 zerstört, welche Hm. durch Einreihen von *σοῦ ἀφεστῶτος* vor *πόλιν οἰκουροῦντα* herstellte, indem er zugleich einen zur Vollständigkeit des Gedankens nothwendigen Zusatz angab. Daß Aeschylus gerade so geschrieben habe, wie ihn H. reden läßt, ist damit nicht behauptet; jenes *δυσαρεσκόμενοι γελάσαντι* hinter *βιαζόμενοι* befriedigt des Aoristes wegen nicht besonders; aber es genügt, daß auf den Defekt hingewiesen wurde. Was nun den von S. bezeichneten Ausfall eines Verses betrifft, so entsteht allerdings eine Härte durch die Verbindung des Prädikates *εὔφρων* mit *πόνος* in dem Satz *νῦν δ' οὐκ ἀπ' ἄκρας φρενὸς οὐδ' ἀφίλως εὔφρων πόνος εὖ τελέσασιν*, aber diese kann mittelst einer leichten Aenderung beseitigt werden, wenn man *λόγος* an die Stelle von *πόνος* setzt; dann kehrt der Chor zu seiner im Anfang der Anapäste ausgesprochenen Erklärung zurück; er will nicht heucheln und haßt die es thun, darf aber jetzt aus vollem Herzen denen seine Ergebenheit aussprechen, die glücklich ihr Werk vollendet haben; hiemit beantwortet er seine Frage *πῶς σε προσείπω;* (750).

Auch einige Vorschläge anderer Kritiker wünschte man benützt zu sehen. Wer 299 *χώ τελευταῖος* verlangte, gibt S. in seiner Note p. 210 nicht an, es erscheint aber nöthig, da für Klytämnestra der erste Fackelläufer nicht allein, sondern der letzte mit jenem die wichtigsten Dienste leisten, denn ohne sie helfen die dazwischen aufgestellten nichts; der erste ist darum nicht mit den letzten identisch. Casaubons *ναυστολοῦσ'* (642) verdiente Aufnahme, weil (*ναῦν*) *θέλουσ'* schlecht mit *ἐφέζετο* sich verträgt und nach *σωτῆρ* matt ist Die Stelle Choeph. 21 *γενοῦ δὲ σύμμαχος θέλων ἐμοὶ* kann nichts beweisen, da dort auf *θέλων* ein Nachdruck liegt, welcher hier nach vollbrachter That wegfällt. Gegen Tyrrwhitts *χἀρπαγὰς* (789) durfte nicht geltend gemacht werden, daß Hermann, Franken und Paley auf die Conjectur *ἐφραξάμεσθα* verfallen sind; um in *ὑπερκόπους* keine Schwierigkeit zu finden, braucht man es nur in *ὑπερκόπως* oder *ὑπερκότως* zu verwandeln. Offenbar entspricht das *ἁρπαγὰς ὑπερκ. ἐπραξάμεσθα* besser dem folgenden *καὶ γυναικὸς — διημάθυνεν* als jener Vorschlag: dafür daß die Achaeer mächtige Netze um Troja spannten, sind sie den Göttern keinen Dank schuldig, aber gewiß dafür, daß es ihnen gelang, die Räuber zu bestrafen. Außerdem geht *φράξασθαι* auf die Schutzwehr, welche die Belagerten um sich ziehen, vgl. Sieben 63, 779. In 1042 scheint *δουλίᾳ περ ἐν φρενὶ*, weil deutlicher und nachdrücklicher, der von H. und S. gebilligten Conjectur des Auratus *παρὸν* vorzuziehen (*παρ' ἓν* die codd.). Allein richtig finden wir 1211 *ὅρον* für das handschr. *ἄρ' ἄν*, Musgraves Emendation. Gegen H.'s *ἀρ' αὖ* ist die Construction von *παρασκοπεῖν*, gegen S.'s *χρησμῶν νόμον* der Sinn der Stelle, welche nicht auf die Form der Weissagung,

ſondern ihren Inhalt geht, gegen *νοῦν* die Nüchternheit des Ausdrucks. Das *ὅρον χρησμῶν ἐμῶν* halte man mit *ὅρους θεσπεσίας ὁδοῦ καχορρήμονας* (1113) zuſammen. Engers ſchöne Verbeſſerung *Διὸς* 1347 für *Ἄιδου*, wodurch *τοῦ κατὰ χθονὸς* erſt bedeutſam wird, verdiente ſofort einen Platz im Text. Ueber zwei andere Stellen ſtimmt, wie wir ſpäter bemerkten, Ahrens mit uns überein, deſſen Conjecturen S. nicht einmal anzuführen für nöthig erachtete, ſo ſehr war er von der Richtigkeit der ſeinigen überzeugt. Wir meinen 736 und 1531. Dort ſagt S. unter anderem: „vulg. *ὅταν τὸ κύριον μόλῃ νεαρὰ φάους κότον*. Mir gilt *νεαρὰ* für Gloſſe zu *μόλῃ*, nämlich *ἡ νεαρὰ ὕβρις* ſtatt *ἡ νεάζουσα*; in *φάους κότον* aber liegt wohl ohne Frage *φαεσκότον*, wie *φαεσφόρος*. So gewinnen wir die nothwendige Ergänzung zu *τὸ κύριον*, daß das der Tag der Züchtigung ſei, und in der Anmerkung p. 98 überſetzt er dies *φαεσκότον* durch „helldüſter, mit leuchtendem Düſter“ ja er bringt dieſes Wort ſogar in die Ueberſicht herein XXXIX, wo es heißt „ausdrücklich ſtellt er (der Chor) auf gegen die gewöhnliche Anſicht großes Glück und Reichthum ſchlage in Verderben um, vielmehr Frevel zeuge Frevel, bis der Tag der Strafe mit ſeinem glänzenden Düſter hereinbreche.“ Und doch ſcheint das compositum nicht einmal einer grammatiſchen Rechtfertigung fähig zu ſein; ſelbſt dies aber angenommen, wird es dem Zuſammenhang hier widerſtreben, welcher zunächſt nicht die Erwähnung der Strafe verlangt, da die Ate als ein anderes Kind der Hybris noch folgt, wohl aber muß die Geburt der *ὕβρις νεάζουσα*, welche in einem beſtimmten vom Verhängniß herbeigeführten Moment eintrifft, als unheilvolle Wirkung des frühern Frevels gelten. Da in der ganzen Strophe und in der vorhergehenden von *μέτα μὲν πλείονα τίκτει* an nur von den Geburten der *εὐθυδικία* und *ὕβρις* die Rede iſt, und dann das Verhalten der *Λίκη* zu beiden geſchildert wird, wäre es eine Anticipation, die Buße ſchon hier eintreten zu laſſen. Wir ſchreiben *τότ' ἢ τότ', εὖτ' ἂν ἐπὶ τὸ κύριον μόλῃ φάος τόκου*, indem der Satz mit *εὖτ' ἂν* das *τότ' ἢ τότε* näher beſtimmt, oder ſtellen lieber *ἐπιμόλῃ* vor *τὸ κύριον*, da ſowohl die Tmeſis, als die Beziehung dieſes Verbums auf *ὕβρις* ihre Schwierigkeiten hat und erinnern wegen *κύριον φάος τόκου* an Stellen wie Perſer 255 *νόστιμον βλέπω φάος* und Pind. Ol. VI, 32 *κυρίῳ ἐν μηνί*. Ahrens bei Franz ſchrieb *φιλεῖ δὲ τίκτειν — ἐν κακοῖς βροτῶν | ὕβριν τότ' ἢ τόθ' ὅτε* (ſo Klauſen) *τὸ κύριον μόλῃ | φάος τόκου*, was ihn nöthigte *βίον* in der Gegenſtrophe, wie Ref. ſchon früher aus einem andern Motiv, zu entfernen. Daß dann Aeſchylus *τὸ δ' ἐναίσιμον* geſchrieben hätte, iſt ein Machtſpruch Hermanns, den S. wiederholt (vgl. Sieben 11, 209), beide nahmen an der Schwerfälligkeit des Verſes, welche durch Entfernung von *βροτῶν* und *βίον* gehoben wird, keinen Anſtoß. In einer ſehr langen erklärenden Note ſucht S. das durch ihn erſt hervorgebrachte „Helldunkel“ der Stelle 1531 als ſolches darzuſtellen, er ſchreibt *τίς ἂν γονὰν θυραῖον ἐκβάλοι δόμων; κεκόλληται γένος προσάψαι*. Es iſt ſehr die Frage, ob ſo der Chor (oder vielmehr der Zuſchauer) daran denken könne, daß man kein Kind des Hauſes hinausſtoßen ſolle, daß Oreſtes durch Klytämneſtra hinausgeſtoßen wurde, daß Agamemnon, indem er Iphigenien opferte, ſie hinausſtieß, und daraus der Schluß gezogen werden müſſe: „Strafe kommt, denn wer iſt ſo hartherzig, das dem Stamm engverbundene Kind aus dem Hauſe zu ſtoßen?“ Auf den dieſer Anſicht nach gefliſſentlich verhüllten Sinn würde ein ſehr gemeinverſtändlicher folgen, wenn der zweite Satz nichts bedeutete als „feſtgefügt iſt das Geſchlecht anzuſchließen (an das Geſchlecht, die Aeltern.)“ Aber ſtatt jener *γονὰ θυραῖος*, welche ohnehin falſch auf ein fremdes Geſchlecht bezogen werden könnte, kehren wir beſſer zu Hm.'s von vielen Anderen befolgten Emendation *γονὰν ἀραῖον* zurück. Der Fluch ſelbſt ſitzt feſt im Hauſe, ihn, der ſich an deſſen Glieder geheftet hat, wie eine böſe Krankheit an die Glieder des Leibes, zu bannen iſt in den Augen des Chores eine Aufgabe, welche menſchliche Kraft nicht zu löſen vermag. Nahe genug liegt hier *γένους πρὸς ἄψῃ* (Ahrens *ἄψει*). Nicht mit gleicher Zuverſicht, aber doch im Gefühl, daß das Treffendere die von S. verſchmähten Conjecturen darbieten, berühren wir noch 421, wo für *βαρὺ* von Schütz längſt *βραχὺ* in Vorſchlag gebracht worden iſt; die Aſche ſoll hier in Gegenſatz mit dem

kräftigen Leib des Kämpfers treten, deſſen nun leichtes Gewicht ſchwerlich mit der drückenden Trauer über ſeinen Verluſt contraſtiren ſoll, in welchem Falle *βαρὺ* bleiben müßte; aber um dieſen Sinn hervorzubringen genügt *δυσδάκρυτον*. In 535 ferner ſoll das *οὐ λαχόντες ἡμέρας μέρος* nach *τί δ' οὐ στένοντες* ſo viel heißen als: ohne daß wir einen uns zufallenden Tag durch's Loos erhalten hätten; alſo *ἥματος μέρος* = *ἦμαρ* ſein; außerdem zieht S. vor, *τί* ſubſtantiviſch zu faßen und nicht auf *μέρος* zu beziehen. Aber nach *οὐ στένοντες* erwartet man ein ſynonymes Verbum. Stanley's von Hm. gebilligtes *κλαίοντες* verwirft S. als zu weinerlich; doch deſſen ſchämten ſich die Homeriſchen Helden nicht, und was die Verbindung beider Verba betrifft, vergleiche man 18 *κλαίω τότ' οἶκον τοῦδε συμφορὰν στένων*. Auch Emperius' Conjectur *κ'αίνεσον* für *καίνισον* iſt kaum zu bezweifeln; Heſychius konnte, wenn er *καινίσαι* durch *καινῷ χρῆσθαι* interpretirte, bereits eine falſche Lesart vor ſich haben. Ein unerträgliches *ἐν διὰ δυοῖν* ſcheint 1493 vorzuliegen: *ἐμὸν ἐκ τοῦδ' ἀερθὲν ἔρνος τὴν πολύκλαυτόν τ' Ἰφιγενείαν* und daher etwas wie Hm.'s *τὴν πολυκλαύτην Ἰφ.* nöthig zu ſein.

Nicht ſehr häufig hat S. fremden Conjecturen eine Stelle in ſeinem Text vergönnt, wo man beſſer bei der Ueberlieferung ſtehen bliebe. So findet S. Bothes *ἐλπὶς προσίει χεῖρας οὐ πληρουμένῳ* 784 (für *προσῄει*) vortrefflich. Aber wo heißt ſonſt noch *προσιέναι χεῖρας* die Hände hinſtrecken? Auch durch Hm.'s Zweifel, daß jemanden Blomfield's *χειρὸς πληρουμένῳ* = *ὑπὸ χειρὸς πλ.* gefallen werde, darf man ſich nicht einſchüchtern laſſen. Das *κύτος* wird von der Hand, die den Stimmſtein hineinlegt, ausgefüllt. An der Richtigkeit von *λόγῳ* 1156, welches L. Schiller in *τορῶς* verwandelte, iſt demungeachtet, daß S. dadurch allen Schwierigkeiten abgeholfen glaubt, noch zu zweifeln, der Schaden liegt eher in *ἐκμαρτύρησον*, was aus *ἐκμαρτύρει μοι* verſchrieben ſein dürfte, und in *τὸ μ' εἰδέναι*, wofür bereits H. *τὸ μὴ εἰδέναι* geſetzt hat. Man vergleiche 1142 *καὶ μαρτυρεῖτε — ῥινηλατούσῃ*. Jetzt ſoll ihr der Chor bezeugen, daß ihr die Leiden des Atridenhauſes nicht bloß von Hörenſagen, ſondern durch Inſpiration bekannt ſeien; er ſtellt dies Zeugniß aus, ohne den Schwur hinzuzufügen. In 1232 beſtreiten wir die Nothwendigkeit *Φοιβὰς* zu leſen. Die der Kaſſandra grollenden Verwandten nannten ſie eine Raſende (*φοιτάς*), wenn auch nicht eine hungerleidende, armſelige, abgezehrte Bettlerin (*ἀγύρτρια*), wohl aber konnte man ſolche Leute *φοιτάδες* nennen. Daß ſie *Φοιβὰς* war, verſteht ſich aus der ganzen Situation, eben darum brauchte ſie nicht ausdrücklich hier ſo bezeichnet zu werden, jedenfalls paßt *καλουμένη* nicht zu *Φοιβὰς*, ſondern nur zu *φοιτὰς ἠνεσχόμην*, letzteres Verbum abſolut zu nehmen, geſtattet der Sprachgebrauch ſchwerlich. Weshalb 1369 *ῥυτᾶς ἐξ ἁλὸς* durch *ἤ* unterbrochen werden ſoll (*ἤ 'ξ ἁλὸς*) und wie die Gegenſätze *ἐδανὸν ἤ ποτὸν* zwiſchen die Antitheſe *χθονοτρεφὲς* und *ἐξ ἁλὸς ὅρμενον* treten könne, hat Musgrave vielleicht deutlicher erklärt als S., uns iſt die Sache nicht verſtändlich geworden. Eben ſo wenig leuchtet ein, warum S. *ἐμπρέπειν*, (1390) das viel kräftigere, mit *ἐμπρέπει* (von Auratus) vertauſcht hat. Auf Stanley's *τοῦδ' ἥκοντος ἐκ μάχης* (1594) iſt er nicht eingegangen, und nahm lieber Wieſeler's *ἐκ μάχης μένων* in den Text, da ſo *τοὺς ἥκοντας* nicht verändert zu werden braucht. Aber *νέον* iſt nicht bedeutungslos: der Sieger war aber erſt aus dem Krieg zurückgekehrt, als er durch die feige Hinterliſt deſſen fiel, der bisher in ſeinem Hauſe gewirthſchaftet und ſein Lager befleckt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. Juni.

Nr. 67. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Aeschylos Agamemnon. Erklärt von F. W. Schneidewin ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zahlreicher sind die Fälle, wo S. selbst sich zu einer Abänderung des Textes berechtigt glaubte, ohne seiner Ueberzeugung allenthalben die Sicherheit mittheilen zu können, welche jeden Kenner des Aeschylus sofort bestimmte, ihr zu folgen. Bei einem so tiefsinnigen Dichter wird man leicht versucht, Ideen vorauszusetzen, die an sich eines edeln Geistes und einer erhabenen Gesinnung würdig bei näherer Betrachtung doch der natürlichen Auffassung einer bestimmten Stelle fremd erscheinen müssen. Der Art war das schon oben berührte *κύριον φαεσκότον*, 736, die *γονὰ θυραῖος* und ist auch wohl *ἄτην* 1227, wo S. gegen Hm. die Vulgata beibehält und Kassandra selbst zur Ate macht, statt sie sich als eine von der Ate verfolgte Prophetin zu denken. So soll 411 *δηξικάρδιος* aus *τλησικάρδιος* werden, obwohl dort zuvörderst die in ganz Griechenland verbreitete Trauer Gegenstand des Gesanges ist, der später an *ἀλλοτρίας διαὶ γυναικὸς* anknüpfend die Schilderung der in der Nation herrschenden Unzufriedenheit folgen läßt; auf jener Aenderung fortbauend will S. 413 *θηγάνει* lesen für *θιγγάνει*; die syntaktischen Gründe dagegen sind von geringerem Gewicht (man kann unser „ans Herz rühren" vergleichen) als die gegen *θηγάνει*, welches durch die Ellipse von *χωροῦντα* zu *πρὸς ἦπαρ* keine ausreichende Stütze erhält. Ein Bedenken anderer Art steht 558 dem *εὐλογεῖν στόλον* für *ἐ. πόλιν* entgegen; da kurz vorher der *στόλος* der Argiver als Besieger von Troja genannt worden, kann man kaum glauben, daß sogleich wieder Aeschylus *στόλον καὶ τοὺς στρ.* geschrieben habe. Auch ist eben die die Anakoluthie *κλύοντας – πόλιν* ganz in seiner Art. Der Fehler liegt anderswo. Nachdem das Heer bereits gerühmt worden ist, kann der seinem Herrn treuergebene Diener recht wohl der Stadt empfehlen, den Anführer zu preisen, ohne seiner Schaaren noch besonders zu gedenken; Agamemnon war es ja, der wie oben erzählt wurde, mit Zeus Beistand, Troja vernichtete. Da aber so *καὶ τοὺς στρατηγούς*, insbesondere die Partikel Schwierigkeiten macht, lese man *κάρτα στρατηγὸν*, Menelaus wird damit, wie in der ganzen Erzählung ausgeschlossen, was gerade den Chor veranlaßt, sich genauer nach ihm zu erkundigen. Noch mehr befremden mag die Correctur in 781 *λύοντες* für *κλύοντες*. Dieses hängt zunächst mit *δίκας* zusammen: die Götter hörten die rechtenden Parteien und zwar nicht obenhin, sondern mit genauer, gleichsam auf schriftliche Grundlagen sich stützender Prüfung an; *δίκας λύειν* hieße die Rechtssprüche selbst auflösen und aufheben, es darf nicht mit *νείκεα λύειν* oder *τὰ ἀμφίλογα δίκῃ διαλύειν* verglichen werden, weil hier nicht streitende Parteien versöhnt, sondern die Partei, welche frevelte, gestraft werden soll.

Nichts gewonnen ist 1203 mit *κλύονθ' ἀληθῆ κοὐδὲν ἐξηκασμένα*, wo die Handschriften *κ. ἀληθῶς οὐδὲν ἐ.* haben, weil der Gegensatz mit *οὐδὲν*

ἐξηχασμένα insofern gegen die Wahrheit verstößt, als der Chor das greuliche Mahl nur in der bildlichen Sprache der Seherin erkennt, nicht in Wirklichkeit geschaut hat. Das Aechte ist entstellt worden, das Corrupte geblieben: nämlich ἀληθῶς muß restituirt, für οὐδὲν aber εἶδον gelesen werden, außerdem κλύων τ' für κλύοντ'. Indem der Chor das so wahr Nachgebildete vernahm, schaute er es auch; Kassandra aber fragt oben 1176 ὁρᾶτε τοῦσδε κτέ., worauf sich in unserer Stelle εἶδον dann zurückbezöge. Versteht man 480 ἄλλως im Sinne von μάτην, so ist die Abänderung in ὅστις δ' ἂν ἄλλως τῇδ' ἐπεύχηται πόλει aus ὅστις τάδ' ἄλλως τ. ἐπεύχεται π. nicht nöthig, eher ὅς δ' ἂν τάδ' ἀ. τ. ἐπεύχηται π., d. h. Klytämnestra und wer mit ihr umsonst frohlockt hat, möge die unannehmlichen Folgen ihres Irrthums und ihrer Voreiligkeit tragen.

Einigemale entfernt sich S. von der zwar verdorbenen aber doch nur leicht verschriebenen Lesart der codd. zu weit durch seine Aenderung oder die Anderer, welcher er den Vorzug gibt. So ist 137 τερπνὰ τούτων ἄντι ξύμβολα κράναι statt τ. τ. αἰτεῖ ξ. κ. gewählt, wo es eine einfachere und kräftigere Abhülfe gab, nämlich αἰτῷ, parenthetisch dem bittweise vorgetragenen τερπνὰ τούτων ξύμβολα κράναι eingefügt: möge Artemis, darum flehe ich, die frohen Anzeigen dieser Erscheinung erfüllen. Das τούτων ἄντι ist überdies, wenn auch grammatisch zu rechtfertigen, viel zu schwach, und müßte, um deutlich zu sein, an die Spitze der Periode treten. In dem sogleich folgenden Verse δεξιὰ μὲν κατάμομφα δὲ φάσματα στρουθῶν ist letztes Wort offenbar Interpolation, aber auch nicht wahrscheinlich, daß Aeschylus den Chor promiscue αἰετῶν und, wie hier nach Franz steht, ἀητῶν sagen ließ, daher wir unser freilich von S. in der kritischen Anmerkung ganz übergangenes ἐπέμφθη (vgl. Choeph. 259) wiederholt empfehlen. In 158 möchte weder Hm.'s οὐ λελέξεται, noch was S. von Ahrens angenommen hat, οὐδὲ λέξεται so angemessen sein als οὐδὲν ἂν λέξαι, wo bloß ἂν beides, Sinn und Metrum herstellt. Für εὔμορφοι 435 ist γαμόροι eine etwas gewaltsame Correctur und aus mehr als einem Grund verwerflich: die Folge Ἰλιάδος γᾶς γαμόροι fällt unangenehm in's Ohr, der Begriff wird erst noch tautolog durch das beigesetzte κατέχουσιν, und selbst die palāographische Erklärung des Schreibfehlers ist nicht so leicht zu geben, wie wenn man fast nur mit Umstellung einiger Buchstaben ἔμφρουροι liest. Dann halten die Sieger unter dem Boden Wache; sie haben freilich das Land erobert und könnten darum seine Besitzer heißen, aber dieser feindliche Boden hält sie auch an Ort und Stelle fest. Wenn bald darauf S. dem βάλλεται γὰρ ὄσσοις 448 durch βάλλεται δὲ κρόσσαις zu helfen dachte, durfte er es nicht unterlassen die Bedeutung dieser κρόσσαι durch eine Parallele zu rechtfertigen, welche das Wort in diesem Sinne absolut und ohne einen Zusatz, wie πύργων, enthielte und zugleich durch eine andere, welche die Construction besser belegte als βάλλειν πέδῳ. Wir besorgen, βάλλεται κεραυνὸς κρόσσαις für κ. ἐνσκήπτει κ. wird nicht zu halten sein, und schlagen einstweilen des procul *) a Jove, procul a fulmine eingedenk, vor βάλλεται γὰρ ἄσσον Δ. κ.: in größerer und schreckhafterer Nähe von dem ὑπερκόπως κλύων εὖ wird der Blitz geschleudert. Auch 1050 wäre zu wünschen, daß S. die Conjectur von Emperius καρτάμου für καρτάναι noch aus einer classischeren Quelle als dem Lykophron hätte belegen können; übrigens bringt er den ἀρτάμος ἀνὴρ mit den αὐτοφόνα κακὰ in eine schiefe Verbindung, da es nichts neues ist, was so das durch καὶ verbundene Prädicat enthält. Bleibt dagegen das Asyndeton, indem man etwa καρατόμα schreibt, so wird mit größerer poetischer Kraft das Haus ein ἀνδρὸς σφαγεῖον genannt. Daß dieser ἀνὴρ nicht Agamemnon sein dürfe, ist S.'s entschiedene Behauptung, eben so entschieden erkennen wir in dem Wort den Gemahl, der gemordet wird, und vermögen nicht einzusehen, warum nicht hier, ehe die Schilderung des späterhin drinnen vorgehenden Mordes beginnt, zukünftige und vergangene Greuel des Hauses zusammengefaßt werden dürfen. In 1302 verdient Hm.'s τίς ποτ' ἂν εὔξαιτο den Vorzug vor S.'s τίς ἂν ἐξεύξαιτο, was nicht bedeutsamer und

*) Bei Apostolius XIV, 36 ed. Leutsch πόρρω Διὸς καὶ κεραυνοῦ.

minder wohllautend ist, auch findet man bei Aeschylus den Aorist des Verbi nicht weiter, sondern nur das Präsens ἐξεύχομαι. Wenn er aber 1556 die Ungehörigkeit von Hm.'s ἀστοξένια darthut, kann man ihm unbedenklich beistimmen. Doch war es unnöthig für αὐτοῦ einen neuen Vorschlag γαίας zu machen und sogar in den Text zu bringen. Die Stellen Sieben 286, Hiket. 648 helfen hier nichts, wo die Antithese hervortreten muß; Aegisth sagt: Thyestes fand zwar für sich bei Atreus Gnade, so daß er ihn selbst nicht erschlug, aber als Mahl setzte er ihm seine eigenen Kinder vor: mithin war, wie bereits Blomfield einsah, αὐτὸς zu schreiben.

Weniger dem Buchstaben nach fernliegend als für den poetischen Ausdruck ungenügend, erscheinen Ref. folgende Diorthosen. In 78 ist allerdings Hm.'s Ἄρης δ' οὐκ ἔνι χώρᾳ = non censetur in loco aliquo et numero nicht statthaft, weil das auf die kriegerische Kraft, die den Kindern noch fehlt, nicht paßt, aber auch S.'s Ἄρης δ' οὐκ ἐνὶ χώρᾳ kann nicht heißen: „Ares ist dort noch nicht am rechten Platz", das liegt unmöglich in dem einfachen οὐκ. Eher gienge Ἄρει δ' οὐκ ἔνι χώρα. Nicht von S. selbst rührt 200 ὀργᾷ περιόργῳ σφ' ἐπιθυμεῖν her, es ist Bamberger's Conjectur. Daß jedoch Aeschylus die Beziehung auf ξυμμαχία in das einsylbige und noch dazu apostrophirte, dabei ziemlich entlegene σφε versteckt habe, ist nicht sehr wahrscheinlich; S. mag wohl auf der richtigen Spur gewesen sein, wenn er in der kr. Note bemerkt: „Zweifeln kann man, ob Aesch. statt des nicht tragischen ἐπιθυμεῖν nicht ein seltneres Wort gesetzt habe, wofür jenes die Glosse wäre." Dieses brauchen wir nicht weit zu suchen, es hieß vermuthlich ὀργᾶν, und an den Platz von ἐπιθυμεῖν könnte etwa ἐπικούρους eintreten. In 517 ist χαίρω γε dem folgenden Satz nicht angemessen, es kann nämlich in dieser Verbindung nur heißen: zwar freue ich mich, habe aber doch nichts dagegen, wenn ich jetzt sterbe, womit ausgedrückt wäre, daß sein Leben immer noch traurig genug sei. S. nimmt seine Conjectur freilich in ganz anderem Sinne, indem er seinen Herold 'lustig und witzig' erscheinen lassen will, läßt er ihm sagen: „das thue ich ja, was du mich heissest" (χαῖρε). Die gerührte Stimmung verträgt sich aber mit solcher Witzhascherei nicht. Die Schwierigkeit der Stelle liegt hauptsächlich in τεθνάναι, wodurch Hm. zu der den Hauptbegriff verdunkelnden Wortstellung θεοῖσι τεθνάναι δ' οὐκέτ' ἀντερῶ verleitet wurde. Da der Chor aber mit ausdrücklicher Rückbeziehung auf die Worte des Heroldes 527 sagt ὡς νῦν τὸ σὸν δὴ, καὶ θανεῖν πολλὴ χάρις, scheint der Aorist ursprünglich nach 517 gestanden zu haben, etwa in dieser Verbindung: θανεῖν δέ μ' οὐκέτ' ἀντερῶ θεοῖς. Das Bedenken (848) über ἀμφίλεκτα πήματα, (wenn diese nicht etwa solche sein sollen, deren Eintreten zu besorgen ist,) scheint gegründet, aber ἀμφίθηκτα, was S. vorschlägt, paßt nicht recht zum Substantiv; eher οὐ φυλακτὰ oder δυσφύλακτα, d. h. schwer abzuwendende Unglücksfälle für Orestes; wenn Agamemnon vor Ilion starb, war zu befürchten, daß der Rath vom Demos gestürzt und der junge Erbe des Reichs ermordet wurde. In 900 schreibt S. δείσας τιν' für δείσας ἄν, Klytämnestra frage nämlich „sehr charakteristisch für ihre Stimmung, ob etwa Ag. den Göttern gelobt habe so zu handeln und zwar aus Furcht vor Jemand." Warum soll aber Kl. meinen, ihr Gemahl habe sich vor Jemand gefürchtet, da er doch nur die Götter zu fürchten hat? Man erwartet vielmehr, daß Kl., welche weiterhin den Ag. fragt, ob Priamus an seiner Stelle so gehandelt hätte, hier wissen wolle, ob er als Sieger in solcher Weise zu verfahren gelobt habe. Das ließ sich in folgenden Worten aussprechen: ηὔξω θεοῖσι τάδ' ἀνύσας ἕρδειν τάδε; So wenig Hm.'s δείσασαν verständlich ist, so wenig kann man sich 1131 in θερμὸν οὖς finden, was S. mit Recht wunderlich nennt. Er selbst bemerkt p. 234: „Mit Rücksicht auf 1026 vermuthete ich früher θερμὸν γαπέδῳ μένος βαλῶ, jetzt habe ich gewagt θερμόχουν στάγ' ἐν π. β. den heißvergoßenen Tropfen Blutes, wie Apollonios στάγες st. σταγόνες von στάξ hat" u. s. w. Die Litotes wäre hier etwas zu weit getrieben, wo Kassandra von dem Blutstrom, den sie bald vergießen soll, reden mußte (1252); der Zusammenhang leitet indes eher auf die Vergleichung der Opfer, welche ihr Vater Priamus schlachtete, mit ihr selbst; auch sie wird wie ein Opferthier bald auf den Boden

stürzen: *θῦμ' ὅπως τάχ' ἐν πέδῳ βαλῶ* (sc. *ἐμαυτήν*). Sehr auffallend ist die Construction in 1190 *τοιάδε τόλμα*, indem das als Apposition von Kl. verstanden werden soll; leichter gienge *τοιᾶδε τόλμῃ*. Wenn für *εἰ δ' ἦν πρεπόντων ὥστ' ἐπισπένδειν νεκρῷ* S. schreibt *εἰ δ' ἦν πρέπον τοιῷδ' ἐ. ν.*, so macht *τοιῷδε* das folgende *τῷδ'* wo nicht überflüssig, doch schwächer. Kl. meint, wenn es überhaupt schicklich wäre, nach einem solchen Mord eine dankbare Opferspende auszugießen, dann erlaube es die volle Gerechtigkeit wegen dieses Todten es zu thun, also *εἰ δ' ἦν πρέπον τιν' ὧδ' ἐ. ν.* Ag. hat seinen Tod verdient, ein Freudenopfer würde Kl. für seinen Untergang begehen, verstieße das nicht gegen die Sitte, den Tod eines solchen Feindes mit Libationen zu feiern. Daß die Stelle gespreizt und überladen sei, vermögen wir nicht zuzugeben. In 1449 hatte S. Recht, den *αἵμων δώμασι τοῖσδ'* Hm.'s abzuweisen, da die Bedeutung von *αἵμων* selbst nicht sicher ist und der *δαίμων*, nachdem ihn Kl. erwähnt, auch vom Chor wieder mit Nachdruck hervorgehoben werden muß. Nur will sein *οἰκονόμος δαίμων* darum wenig gefallen, weil Kl. oben (144) schon als *μῆνις οἰκονόμος δολία* bezeichnet wurde, also nicht glaublich ist, daß die Tragiker fast anspielungsweise in demselben Drama dies Wort wiederholte. Als das einfachste wird immer noch *μέλαν' Ἀτρεΐδαις* oder selbst *μέγαν Ἀ.* gelten können.

Sprechen wir nun auch von einigen Versen, deren überlieferte Form S. für unbedenklich hielt. Dazu könnte 32 gehören, indem es kaum angeht, *εὖ* zugleich bei *θήσομαι* zu denken, wenigstens wäre deutlicher *τὰ δεσποτῶν γὰρ εὖ πεσόντ' εὖ θήσομαι*. Eine sonderbare Umsetzung des Bildes in das *κύριον* zurück liegt in *στόμιον – στρατωθέν* (127), wo man ein weiteres Ausmahlen von jenem erwartet. S. will freilich *οἶκοι* als Gegensatz zu *στρατωθὲν* fassen, doch das enthält schon *στόμιον μέγα Τροίας*. Fiel der Dichter aus der Metapher, dann war immer ein etwas verschiedener Ausdruck weniger anstößig, als *στρ. στ.* d. h. das zum Heer gemachte Gebiß, erträglicher wäre *ἀγερθὲν*, was ebenfalls eine Antithese zu *οἶκοι* abgeben könnte, indem das ganze griechische Heer sich nicht schon in Argos zusammenfand. Ist vielleicht *στρατωθὲν* aus einer Glosse, wie *στρατὸν τὸν Ἑλλήνων* entstanden? Auch *προτυπὲν* kömmt uns nicht richtig vor; wenn es auch etwas gewagt ist, ein scheinbar so exquisites Epitheton in ein ordinäres Adverbium umzusetzen, wollen wir dennoch mit unserer Vermuthung, es habe ursprünglich *πρότερον* geheißen, nicht zurückhalten. Aehnlicher würde dann diese Stelle mit 326: *ἔρως δὲ μή τις πρότερον ἐμπίπτῃ στρατῷ*. Um nun sogleich hierauf überzugehen, so scheint es gerathen 327 *πορθεῖν* herzustellen, da offenbar Zerstörung von Tempeln und Plünderung heiliger Schätze gemeint ist. Weiterhin, 332 hat der Conditionalsatz *εἰ πρόσπαια μὴ τύχοι κακὰ* keinen faßlichen Sinn, da das *πῆμα* der Todten, wenn keine neuen Uebel erfolgen, auch nicht erwacht; eben die *πρόσπαια κακὰ* sollen aber Producte des älteren sein. Man ist deshalb sogar darauf verfallen, *κάμψαι κτἑ* nach *θεοῖσι δ' κτἑ*, und *ἐγρηγορὸς κτἑ* nach *γένοιτ' ἄν* zu setzen, und *εἰ πρόσπαια μὴ τεύχοι* zu schreiben, wogegen es genügt, auf die Unzertrennlichkeit von *νοστίμου σωτηρίας κάμψαι διαύλου θάτερον κῶλον* hinzuweisen; (dieses Argument scheint triftiger als die von Hermann, Wiener Jahrb. CXV, 168, vorgebrachten zu sein); ein leichteres Mittel ist die Correctur *εἰς* für *εἰ*, und *πρόσπαι' ὅ* statt *πρόσπαια*. Die heuchlerische Klytämnestra muß nicht in jedem Worte einen Hintergedanken verrathen, und so begleitete sie ihre Besorgniß über eine unglückliche Heimfahrt der Griechen mit einem scheinbar aufrichtig deprecirenden *ὅ μὴ τύχοι*, vielleicht ist aber auch der Wunsch ihr zuzutrauen, daß Agamemnon lieber durch ihr Schwert falle, als in den Fluten des Meeres untergehe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. Juni.

Nr. 68. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Aeschylos Agamemnon. Erklärt von F. W. Schneidewin ꝛc.

(Schluß.)

Sehr sonderbar ist 631 das von S. nicht erörterte *δυσκύμαντα κακὰ*, man kann von *κυμαίνω* kein Passiv bilden, auch läßt es der Sinn kaum zu. Leicht aber bietet sich *δυσπήμαντα*, vgl. Eum. 473. Eine dreifache Wahl hat der Leser 640, indem statt des handschr. *ἤξητήσατο* auf *ἤξηρήσατο* oder *ἠξηγήσατο* gerathen worden ist. Letzteres will nach *ἐξέκλεψεν* wenig sagen und paßt auch nicht wegen der verschiedenen Bedeutung der Präposition; *ἤξηρήσατο* kann als Form nicht gerechtfertigt werden, die Lesart der Handschriften hat S. wieder aufgenommen, er findet freilich darin eine wundersame Vorstellung in barocker Weise ausgeführt nach Hom. Il. γ, 380, daß von den beiden Herren (*πῦρ καὶ θάλασσα*, 629) ein Gott das Schiff losgebettelt habe". Harmonirte das nur mit der Antithese *οὐκ ἄνθρωπος* und dem Zusatz *οἰακὸς θιγών!* Dem Homerischen *ἐξήρπαξεν ῥεῖα μάλ' ὥστε θεὸς* entspricht hier *ἐξέκλεψεν*, fügen wir dazu aus derselben Quelle *ἠδ' ἐρρύσατο*. Jene Gottheit (*θεός τις*) wird sogleich bestimmter in der *Τύχη* erkannt, welche aber S. auf dem Schiffe dem rettenden Gott folgend Platz nehmen läßt.

Sehr gut hebt er 676 die verschiedenen Beziehungen der Stammsylben in *ἀτίμωσις* und *νυμφότιμον μέλος–τίοντας* hervor, wozu Ref. eine Art Responsion in 686 zu entdecken glaubte, angenommen daß hier *πολύθρηνον* aus *πολύαινον* verschrieben ist; *πολύαινον* und *αἰνόλεκτρον* würden so unter sich einen bedeutsamen Contrast bilden und jenen zu Anfang der Strophe in Geist und Form fortsetzen; auch würde dann *πολύθρηνον αἰῶνα* durch die Wiederholung des Adjektivs nicht schwächer. Statt eine schwierige Ellipse 763 von *σαίνοντα* zu *σαίνειν* für möglich zu halten, ziehen wir vor *τὸ δοκοῦν — σαῖνον* zu lesen. Zu 877, 8 erinnert S. „doppelsinnig, da *ἄελπτον* bedeuten kann der, welcher *παρ' ἐλπίδα* zurückkehrte und mit Recht (*δίκη*) so außergewöhnlich gefeiert wird. Sodann klingt leicht durch: die *δίκη*, welche den Mord der Iphigenia zu strafen nicht vergessen hat, soll ihn anders, als er hofft, in's Haus geleiten, näml. *ἐς δῶμα Ἄιδου*, vgl. zu 581 f." Diese Doppelsinnigkeit muß aber auch auf *πορφυρόστρωτος πόρος* ausgedehnt werden, da die *πορφύρα*, wie Pers. 312, das Blutvergießen andeutet: in der Weise, sagt Kl., sei der Pfad ein purpurbelegter, wie die Dike unverhofft ihn geleitet; und da man *ἄελπτον* nicht wohl masculinisch fassen darf, ist *ἀέλπτως* (vgl. Pers. 257, Hiket. 257) zu schreiben. Ueber das schwierige *πρυμνησίων ξυνεμβολαῖς* oder *ξὺν ἐμβολαῖς* 951 gibt vielleicht die Erzählung im ersten Chor 179—184, insbesondere die Worte *πνοαὶ — κακόσχολοι νήστιδες δύσορμοι — νεῶν τε καὶ πεισμάτων ἀφειδεῖς* einigen Aufschluß; die Schiffe verdarben auf dem feuchten Sand, die Ankertaue durch den langen Aufenthalt im Hafen von Aulis, wodurch sie abgenützt wurden. Sagte

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

Aesthetica.

O. v. Schorn, Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Düsseldorf 1856.

O. F. H. Schönhuth, Neue Sagen und Geschichten der Vorzeit. Heft 1. 2. Leipz. 1856.

W. H. Riehl, Culturgeschichtliche Novellen. Stuttg. 1856.

K. Simrock, Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie u. Sagenkunde. Bonn 1856.

F. Lubojatzky, Katharina II., die Semiramis des Nordens. Leipzig 1855.

L. Bechstein, Die Geheimnisse eines Wandermannes. Th. 1. 2. 3. Leipzig 1856.

Sammlung schwedischer Novellen. A. d. Schwed. von Dr. C. J. Schirf. Th. 1. Leipz. 1856.

M. Vörösmarty, Gedichte. A. d. Ungarischen von K. W. Kertbeny. Pest 1857.

P. Giordani, Alcune lettere inedite. Genova 1852.

Zur Reform der modernen Kunst. Eine Studie zur neuesten Kunstgeschichte. Halle 1856.

R. Marneau, Die neuesten Erfahrungen und Verbesserungen im Gebiete der Photographie. Leipzig 1856.

J. Krüger, Vademecum des praktischen Photographen. Leipz. 1856.

John Coindet, Histoire de la peinture en Italie. Par. 1851.

J. Braun, Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen. Bd. 1. Wiesbaden 1856.

Dav. Brewster, The Steresoope, its history, and construction with its application to the fine and useful arts and to education. Lond. 1856.

J. Pety, Sur l'exposition universelle des beaux arts. Lüttich 1855.

C. Durutte, Esthétique musicale. Technie ou loix générales du système harmonique. Par. 1855.

W. A. Ambros, Die Grenzen der Musik und Poesie. Prag 1853.

Theologia.

A. F. Ch. Vilmar, Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik. Marburg 1856.

L. Bodenheimer, Das Lied Mosis. Eine wissenschaftl. Vergleichung der auf diesen Pentateuch-Abschn. in der Walton'schen Polyglotte enthalt. Uebertragungen. Crefeld 1856.

H. G. Hölemann, Die Krone des hohen Liedes. Einheitliche Erklärung seines Schlußactes. Leipz. 1856.

Evangelium S. Matthaei palaeoslovenice e codd. edidit F. Miklosich. Wien 1856.

C. C. L. Kleiber, De Raimundi, quem vocant de Sabunde, vita et scriptis. Berl. 1856.

G. Ch. Vert, Jehan Charlier de Jarson. Letternelle consolacion ou limitacion de Jhesucrist. Toulouse 1854.

Dr. Hengstenberg, Ueber das Buch Hiob. Berlin 1856.

Dr. C. H. Weiße, Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium. Leipzig 1856.

L. Reinke, Der Prophet Malachi. Einleitung, Grundtext und Uebersetzung nebst Commentar. Gießen 1856.

J. v. Orsbach, Zum Verständniß der Weissagung des Herrn von den letzten Zeiten. Aachen 1856.

W. E. Scudamore, The communion of the laity. London 1855.

Die Merkmale der wahren Kirche Jesu Christi und ihre Beziehung auf den christlichen Staat. Innsbruck 1856.

C. F. Göschel, Der Mensch nach Leib, Seele und Geist diesseits und jenseits. Leipz. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. Juni.

Nr. 69. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Friderici Hofmanni de origine belli civilis Caesariani commentarius. Berolini sumptibus Julii Springeri. MDCCCLVII. XII u. 163 S. 8.

Gerade bei den größten Begebenheiten, bei welthistorischen Katastrophen verhüllt sich die innere Kette von Ursachen und namentlich der letzte scheinbar kleine Moment, welcher den Ausschlag gibt und das Gewaltige zu Tage bringt, sehr gerne in ein schwer lösbares Geflechte von Wirkung und Wechselwirkung, und wird so dem späteren Forscher zu einer Reihe mühsamer, hemmender Widersprüche.

Der Grund dieser Erscheinung liegt einmal in der Größe und der mächtigen Ausdehnung einer solchen Epoche selbst. Bei der Wucht der Bewegung, welche hier statt hat, treten die mancherlei Kräfte, welche sie fördern und beschleunen und welche sie halten und hindern, oft ganz zurück. Das Auge schaut sie so wenig, als die vielen kleinen und wichtigen Theile des Treibwerks, welches die Locomotive mit riesiger Kraft vor unserm erstaunten Blicke vorbeijagt. Viele dieser Ursachen entgehen nicht nur dem spähenden Fleiß des nachgebornen Historikers, sie entziehen sich sogar dem Scharfsinn des mitlebenden und mithandelnden Geschlechts. Ja die Träger und Führer selbst, deren Geist und Seele das Jahrhundert beherrscht und die Zeit bemeistert, stehen zwar oft über den Dingen, die sich gestalten, aber nicht immer als alles wissende und deshalb vollgiltige Zeugen innerhalb dieser Dinge.

Ein anderer Grund liegt aber in der menschlichen Natur, wie sie einmal ist. Die Lenker und Häupter, wie die Parteien und Massen, welche sich ihnen anschließen, haben vielfachen Anlaß, ihr Beginnen und ihre Handlungen vor der Welt, vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, und was über die Linie des Rechts und des staatlichen Gewohnheitsbegriffes hinausgeht, noch als innerhalb jener Marken, noch als auf dem Rechtsboden stehend, darzustellen, d. h. die Welt zu täuschen. Die Reform, die Revolution bedarf des alten Bodens, der alten Unterlage so gut, als die Reaction, die Restauration.

Diese erste Täuschung wird aber sofort die Quelle weiterer Entstellung, sei es wissentlich durch die Herrschaft leidenschaftlichen Sinnes und eigensüchtiger Theilnahme, sei es unwissentlich durch eine urtheilslose, gläubig beschränkte Nacherzählung: veritas pluribus modis infracta, primum inscitiâ rei publicae ut alienae, mox libidine assentandi aut rursus odio.

Auf diese Art verrückt sich das Bild vergangener Zeiten bald in ideale Umrisse, bald in niedrige und nur gemeine Züge. Tritt dann statt der Kritik, statt des wahrhaftigen Urtheils die Phantasie mit ihrem sich selbst gefälligen, absichtlichen und unlauteren Spiele als sogenannte historische Kunst hinzu, so kann es geschehen, daß die ausgeprägtesten Charaktere,

voll Fleisch und Mark zum allgemeinen Bilde umgemodelt werden, in welchem sich die eigene liebe Gewohnheit, und wenn es sein muß, die eigene Schwäche und Plattheit noch gespiegelt findet.

So viel Reiz die psychologische Fassung eines Mannes der Geschichte gewährt, und so viel Recht der Schreiber der Geschichte hat, seinen Mann auch auch von innen heraus zu begreifen und zu schildern, so liegt doch die Versuchung zum Irrthum hier unendlich nahe. Was in neuer Zeit auf diese Seite hin zu viel gethan worden ist, mag der Kundige selbst überschlagen.

Wir haben diese wenigen Sätze hier vorausgestellt, weil die Schrift, deren kurze Anzeige uns obliegt, einen derartigen, immer noch theilweis dunkeln Vorwurf zum Gegenstand hat, jene Fehler und Abirrungen aber, welche wir berührt haben, zu ihrem nicht geringen Lobe und Verdienst in der ganzen Untersuchung glücklich vermieden sind.

Dem Verf. kam es nicht darauf an, nachzuweisen, was Cäsar und Pompejus, die beiden Nebenbuhler um die Herrschaft der römischen Welt, für die öffentliche Meinung und den guten Glauben des Volkes zu gegenseitiger Beeinträchtigung und Verdächtigung gethan haben. Die Absichten und Motive, die sie geleitet haben, sind längst erkannt und bekannt. Er will vielmehr den Gang der Thatsachen feststellen und den Stoff des Streites darlegen, welcher zuletzt vom Boden der Rechtsfrage auf das Schlachtfeld, von der Feinheit und Ränkesucht der Parteien auf die blutige Entscheidung der Waffen übertragen, und so der Anfang eines Bürgerkrieges wurde, welcher zuletzt die Häupter sammt den Gliedern verschlang und einer neuen Ordnung der Dinge in Rom und im römischen orbis terrarum Raum machte.

Sunt autem, sagt die Vorrede, duae *argumenti* partes. Una pars est quae in aperienda causa et quasi in constituenda controversia versatur; ostendit enim quid de C. Caesaris imperio leges statuerint et quatenus mutata sit eius causa Cn. Pompeii tertio consulatu. In altera parte omnia quae Romae de provinciis acta sunt ab anno 703, quo initium certaminis a M. Marcello consule factum est, usque ad Idus Ianuarias anni 705, quo die ad arma itum est, temporis ac rerum ordinem quam diligentissime servantes enarrando persecuti sumus et comprehendimus, eo consilio ut quomodo factum esset ut odia tacitis discordiis diu contenta in funestissimum bellum erumperent plane appareret.

Diesen Stoff behandelt die Abhandlung selbst in folgenden Capiteln:

I. Quam diem Caesaris imperio praefiniverit lex Vatinia.

Quomodo et in quod tempus privatis a senatu provinciae demandatae sint. — De provinciis a populo extra ordinem datis. — De Pisonis et Gabinii provinciis consularibus. — Caesari lege Vatinia imperium datum esse usque ad Kal. Mart. anni 700.

II. Lex Pompeii et Crassi consularis de imperio C. Caesaris.

Non lege Trebonia Caesari imperium prorogatum esse. — Quae Cassius Dio XXXIX, 33 de prorogato Caesaris imperio tradit refutantur. — Caesaris imperium ex lege Pompeii et Crassi pertinuisse usque ad Kal. Mart. a. 705. — Illustratus Hirtii locus ex bell. Gall. VIII, 39. — Illustratus locus Coelii ex Cic. ep. ad fam. VIII, 11. — In quod tempus lege Trebonia Pompeio et Crasso provinciae datae sint.

III. De Cn. Pompeii consulatu tertio.

Quod consilium contra Caesaris salutem Pompeius inierit. — De lege decem tribunorum qua Caesari ut absens consulatum peteret permissum est. — Quas insidias Pompeius Caesari collocaverit. — Illustratus locus Ciceronis ex ep. ad Att. VII, 7.

IV. Qui annus Caesari ad consulatus petitionem praescriptus fuerit lege decem tribunorum.

Explicatus locus Caesaris ex bell. civ. I, 9. — Quo iure Caesar queri potuerit eripi sibi im-

perium semenstre. — Explicatus locus Caesaris ex bell. civ. I, 32.

V. De M. Claudio Marcello consule.

De successione Galliarum quibus diebus anno 703 in senatu actum sit. — Marcelli relatio de provinciis. — Quo tempore Caesari ex sententia Marcelli decedendum fuerit. — Quae factiones anno 703 in republica fuerint. — Quo modo et cur Pompejus Marcelli relationibus repugnaverit. — Adscriptum fuisse legi de prorogatione imperii Caesariani quo tempore de successione referri liceret. — Quae de provinciis senatus anno 703 decreverit. — Quo modo Caesar optimatium consiliis obviam iverit. — Quae commoda ex certaminibus huius anni Pompeiani ceperint.

VI. Quid consilii Curio inierit ad causam Caesaris sublevandam.

De lege Scribonia viaria. — Supplicationes ob res in Cilicia bene gestas quo tempore Ciceroni decretae sint. — Quo temporis spatio epistolae ex Cilicia Romam perlatae sint.

VII. Quid actum sit in senatu de provinciis mense Maio anni 704.

De epistola Cn. Pompeii ex Campania ad senatum scripta. — Duae legiones simulatione belli Parthici Caesari ereptae. — C. Marcelli consulis relatio de provinciis consularibus. — Curionis, tr. pl., relatio de provinciis. — Quid actum sit de Curionis intercessione.

VIII. Priore parte anni 704 acta quemadmodum temporibus divisa sint.

Pompeium medio mense Aprili in Campania in gravem morbum incidisse neque ante Kal. Quint. Romam rediisse. — Quo tempore scriptae sint epistolae ad Att. VI, 2 et 3 et ad fam. II, 12. — Decretum de duabus legionibus quo tempore factum sit. — Tulliam, Ciceronis filiam, a Dolabella in matrimonium ductam esse ineunte mense Iunio. — De tempore epistolae ad fam. III, 12. — Hortensium oratorem mortuum esse medio fere mense Iunio. — Actum esse in senatu de intercessione Curionis mense Junio.

IX. De comitiis anni 704.

Cur patres de remittenda intercessione cum tribuno agere noluerint. — Quale fuerit novum consilium, quod post Curionis intercessionem Pompeius iniit. — Comitiorum anni 704 eventus. — Cur Caesar comitia per tribunos non impediverit.

X. Quae Romae acta sint de causa Caesaris exeunte a. 704.

Terrores Caesariani in urbe. — Respublica a C. Marcello consule Pompeio commendata. — Quae Dio XL, 66 et Appianus bell. civ. II, 32 narrant comparantur. — De tempore comitiorum anni 704. — Quo temporis spatio epistolae perlatae sint Roma Athenas et Athenis Ephesum. — Caesarem profectum esse ex Belgis sub Kalendas Sext., advenisse in Italiam initio mensis Septembris, rediisse in Galliam exeunte eodem mense. — Perturbationis fastorum insigne exemplum. — M. Antonium augurem factum esse medio mense Sextili. — Quo tempore Pompeio custodia reipublicae tradita sit. — Mense Novembri et Decembri Pompejum ab urbe afuisse. — Conditiones a Caesare propositae extremo anno 704.

XI. De primis actionibus L. Lentuli et C. Marcelli consulum anni 705.

Cur de republica, non de litteris Caesaris, consules Kal. Ian. ad senatum retulerint. — De loco Caesaris, qui extat in bell. civ. I, 2.

XII. De lege Pupia.

Perscripta esse senatus consulta in Caesarem a. 705 facta non a. d. VIII, sed a. d. VII Id. Ian. — Comitialibus diebus senatum habitum esse exemplis demonstratur. — Lex Gabinia de legationibus. — Legem Pupiam Gabiniae tempore antecessisse. — Magistratus minores qui viginti sex virorum nomine comprehenduntur initio anni creatos esse. — De tempore legis Pupiae. — Quomodo factum sit ut, cum tres comitiales dies

essent, uno consules de Caesare senatum habere possent, duobus reliquis non possent.

XIII. Quem morem senatus in decernendis provinciis secutus sit.

Quo modo provinciae decretae et ornatae sint sexto urbis saeculo. — Lex Sempronia de provinciis. — Quo tempore in morem venerit ut consules praetoresque in urbe magistratum gererent et postea in provincias exirent. — Quid significent verba: lege Sempronia alicui succeditur. — Lex Cornelia de provinciis. — Explicati loci Ciceronis ex ep. ad Att. VI, 3 et VII, 1. — De senatus consulto, quod de provinciis anno 701 factum est. — Lex Pompeia de provinciis. — Senatus auctoritas de provinciis praetoriis, quae in Cic. ep. ad fam. VIII, 8 legitur, illustratur. — Quae anno 705 de provinciis a senatu decreta sint. — Nipperdeii de hac re sententia. — Quid Zumptius de eadem re statuerit. — Quibus hominibus anno 705 provinciae obvenerint. — De Fannio, propraetore Asiae.

XIV. Initium belli.

Senatus consulta de bello. — Quo die Caesar Rubiconem transierit.

Zeigt dieser Auszug des Inhaltes den Reichthum und die Bedeutung des vorliegenden Themas, so empfiehlt sich die Abhandlung selbst durch Klarheit der Sprache, Ruhe des Urtheils und Gründlichkeit der Studien. Die schwierigen oder zweifelhaften Momente, welche diese Epoche sowohl in der Chronologie als im Staatsrecht und in der Legislatur entgegen hält, sind mit großer Wahrscheinlichkeit fixirt und mit gutem Beweis erhärtet. Dabei finden mehrere wichtige Stellen, namentlich aus Cäsar's Commentarien und den Briefen des Cicero, eine eingehende Beleuchtung. Der Verf. hat unsere volle Zustimmung, wenn er gewisse allzu kühne und eigenmächtige Anläufe auf die Ueberlieferung der Texte sicher und entschieden abweist. Man darf die Reste des Baues nicht willkürlich versetzen, wenn man vorhat, aus ihnen das Bild des ganzen Werkes zur Anschauung zu bringen.

S.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

Theologia.

J. J. C. R. Hafert, War ich vom Satan geblendet da ich katholisch wurde? Bunzlau 1855.

J. E. G. Lutz, Beleuchtung einiger religiöser Streitigkeiten. Ulm 1856.

Chr. C. A. Brandt, Paulus oder Papst? Philadelphia 1856.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreich. Konkordat vom Jahre 1855. Schaffhausen 1856.

A. Constant, La dernière incarnation, légendes évangéliques du XIX. siècle. Par. 1846.

Dr. H. F. Kohlbrügge, Das Amt der Presbyter: Aeltesten, Aufseher: Bischöfe. Elberfeld 1856.

A. S. Jaspis, Plan für das religiöse Unterrichtsgebiet in evangelischen Volksschulen. Stettin 1856.

Dr. J. Geffken, Der Bilderkatechismus des fünfzehnten Jahrhunderts und die catechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis auf Luther. I. Die zehn Gebote mit 12 Bildtafeln nach Cod. Heidelb. 438. Leipz. 1855.

J. Ch. Jochem, Dispositionen zu Homilien über die Perikopen des Kirchenjahres in gebundener Rede, in Octaven. Gießen 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. Juni.

Nr. 70. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Der Jura. Von Fr. Aug. Quenstedt, Professor zu Tübingen. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Atlas von 96 Tafeln. Tübingen 1856. 1. und 2. Lieferung. S. 1—368. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. gr. 8. mit 48 Tafeln Abbildungen und einer colorirten geologischen Charte.

In der Ueberzeugung, daß sich an keinem Punkte Deutschlands die Juraformation klarer und besser erkennen lasse, als am Fuße der schwäbischen Alp, glaubt Hr. Quenstedt durch vorliegende Arbeit den vielen Freunden und Verehrern der Geognosie einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn er nach einem 19jährigen, ununterbrochenen Studium des Jura möglichst treu die Gesteine und Versteinerungen in ihrer Aufeinanderfolge darstellt, da nur durch solche Arbeiten ein festes Urtheil über die Entwickelung der Geschöpfe in den verschiedenen Erdschichten erlangt werden kann.

Die Einleitung bilden „historische Bemerkungen", nach welchen man schon im Jahre 1250 den Petrefakten der süddeutschen Juraformation die erste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Herr Qu. setzt die kritische Literaturangabe innerhalb dieser 600 Jahren bis auf die Gegenwart in so erschöpfender Weise fort, daß der Leser nicht leicht wo anders ein deutlicheres und vollständigeres Bild der Literaturentwickelung für diese spezielle Gebirgsformation finden wird.

Eine etwas scharf gehaltene Rechtfertigung gegen die von d'Orbygny vorgebrachte Anklage, als habe Herr Verf. in der Provence überall nur schwäbischen Jura wieder erkannt, beschließt diese interessanten historischen Bemerkungen.

Bezüglich der „Vorläufer des Lias" gesteht Hr. Verf. offen zu, daß die Frage, wo man den Lias beginnen solle, nicht so leicht zu beantworten sei, als es den ersten Anschein hat. Schwierigkeit in Schwaben macht gleich der gelbe Sandstein unter dem Bonebed; unmittelbar unter ihm stellt sich eine kleine Kohlenformation ein, die theilweis noch in ihn übergreift.

Der „untere Lias α und β" ist im ganzen schwarzen Jura das gegliedertste Gebilde, und kann an Mächtigkeit 100′ erreichen, ja übersteigen. Die obere Hälfte (Beta), vorherrschend thonig, lehnt sich schon hart an den Rand des braunen Jura, und bildet dessen Vorstaffel, nur Alpha greift weit, besonders mit seinen Malmsteinen über den Keuper hinaus. Die organischen Reste der Betakalke haben im Ganzen so viel Aehnliches mit denen der Arietenkalke, daß Hrn. Verf. dies und die Symmetrie der Eintheilung zum Zusammenfassen bestimmten. So scharf die untere Grenze mit der Psilonotenbank beginnt, fast eben so scharf ist die Schlußschicht mit der Raricostatenbank festgestellt, während über die Grenze von Alpha und Beta, besonders wo die Oelschiefer sich entwickeln, keine vollständige Aufklärung gegeben werden kann, da es an einem scharfen Wechsel der Gesteine fehlt. Der Lias α greift überall weit über den Keu-

per hin, und gleicht in dieser Hinsicht der Lettenkohle.

„Lias Beta (β)“. Ueber den Oelschiefern, Pentacrinitenbänken und gefleckten Mergelkalken, die sich in verschiedenen Gegenden etwas verschieden vertheilen, folgen plötzlich petrefactenarme Schieferletten, die in eckige Bruchstücke zerfallen und an Verwitterungsgehängen schüttige Halden bilden. Sie sind wohl 80 — 100′ und darüber mächtig, erheben sich plötzlich mit bauchigen Hügeln, über die der Weg zum mittleren Lias führt, dessen reichere Fundstätten sogleich folgen. Die Farbe der ganzen Abtheilung bleibt noch sehr dunkel, was meist allein schon zur Unterscheidung von Lias γ hinreicht. Wenige Schichten sind durch lange wasserleere Schluchten, durch Bach- und Flußrinnen so vortrefflich aufgeschlossen als diese, und doch findet man in den untern 2 Drittheilen fast nichts von einst lebenden Wesen, alles Lebendige scheint eine Zeit lang gefehlt zu haben. Hie und da liegt einmal ein dicker Belemnit mit faserigem Mergel überzogen, der an Dutenkalke erinnert. Muscheln der Betakalke zeichnen sich vor allen die Brachiopoden aus.

Der „mittlere Lias γ u. δ“ ist in Schwaben vortrefflich durch den Gegensatz charakterisirt: unten stellen sich plötzlich graue Kalkmergel ein mit verrosteten Petrefakten, die man unter hunderten wieder mit Leichtigkeit herauskennt. Zwar werden die Amaltheenthone oft sehr schwarz, allein es erscheinen doch immer wieder graue Kalkbänke, so daß auf verwitterten Halden man leicht die oberste Abtheilung mit der untersten verwechseln könnte.

Der wie eine Mauer stehende Posidonienschiefer öffnet uns jedoch bald die Augen, und die obere Grenze ist mindestens so scharf als die untere, wenn man sich auch über die Scheidung der Unterabtheilungen Gamma und Delta noch streiten wollte.

„Lias Gamma, γ“, beginnt gleich unten mit der Spiriferenbank, sie trägt am besten diesen Namen; denn hier kommt Spirifer verrucosus nicht bloß zum ersten Male, sondern auch in einer Häufigkeit vor, wie nicht wieder. Die Thatsache fällt doppelt auf, weil darunter bis zu den Betakalken noch nie, wie Hr. Verf. glaubt, eine solche Muschel gefunden wurde. Pflanzen spielen hier nur eine sehr unbedeutende Rolle. Kleine in Schwefelkies verwandelte Holzstücke findet man höchst selten. In den Mergeln sind dagegen leichtere, schmalere oder breitere Streifen nicht zu übersehen, welche lebhaft an sogenannte Fucoiden erinnern.

„Lias Delta“ schließt sich zwar auf das engste an Gamma an, allein die untern dunkeln Thone mit verkiestem Ammonites amaltheus sind zu charakteristisch, als daß Hr. Vf. daraus nicht einen besonderen Abschnitt machen sollte; er nennt sie am passendsten Amaltheen-Thone. Sie setzen gewöhnlich in einer etwas steilen Böschung gegen die grauen Kalke von Gamma ab, und können daher im Allgemeinen nirgends verkannt werden. Nur die Grenze zwischen γ u. δ ist eine willkürliche, wie sie es auch zwischen α u. β ist. Herr Verf. läßt sich immer durch den allgemeinen Eindruck leiten, wie er uns auf jedem Durchschnitte wird: so lange die Felder noch grau bleiben, harte Mergelkalke aus dem Boden hervorkommen, die Ammonites lineatus und striatus, oder ein Paar Schichten tiefer Davoei und maculatus enthalten, wähne man sich noch in Gamma, mag auch hin und wieder ganz oben ein verkalkter Amaltheus schon dabei sein. Wer übermäßige Genauigkeit liebt, nenne sie „Zwischenkalke“. Es ist übrigens nur ein kleines System von 6 — 10′ Mächtigkeit. Wo die Natur keine schlagende Grenze macht, da muß man sie nach Herrn Verf's. richtiger Meinung auch nicht haben wollen. Erst die fetten Amaltheenthone, etwa 20 — 30′ mächtig, setzen uns ganz außer Zweifel. Hier findet sich die Verkiesung der Muscheln in größter Vollkommenheit. Endlich wird nach oben das Gebirge rauher und kalkiger, und man gelangt ziemlich plötzlich in die „mergeligen Costatenkalke“. Es sind gewöhnlich bloß 3 — 6 harte Kalkbänke, die durch graue Letten von einander geschieden werden. Bei der Verwitterung färben sie sich von außen nach innen eigenthümlich fahlgelb. Es folgen noch einige Zolle grauer Thon zuweilen schon mit Fucoiden, und plötzlich stellt sich der schwarze ölhaltige „Steinfleins“ ein, der das Liegende der „Seegrasschiefer“ bildet. Dies ist die nirgends zu

verkennende Grenzschichte zwischen δ und ε, ein sicherer Orientirungspunkt, wo auch Herr Verf. wieder einen Abschnitt zu machen glaubt.

Der „obere Lias, ε u. ζ," obgleich nur 30 Fuß im Durchschnitt mächtig, bildet doch das bestimmteste Glied der ganzen Juraformation. Unten beginnt er nach Hrn. Verfs. eigenthümlicher Eintheilung mit dem Tafelfleins und der Fucoidenbank, oben endigt er mit den Jurensismergeln, die an vielen Orten durch die dunkle Torulosusschicht des braunen Jura α in so scharfer Weise begrenzt werden, daß man die Hand auf den Wendepunkt der Dinge legen kann. Wollte man hier den Lias nicht endigen, dann müßte man bis in die Mitte des braunen Jura hinauffahren, und selbst hier würde sich nirgends die gleiche Sicherheit des Anhaltspunktes wieder finden.

Unter „Lias Epsilon, ε", begreift Hr. Verf. hauptsächlich die feinblättrigen Schiefer zusammen, welche, obgleich mergelig, dennoch wegen ihres Bitumengehaltes lange der Verwitterung Widerstand leisten. Ob dieses Oel, wie wahrscheinlich, von Thieren herstamme, läßt sich zwar nicht direkt beweisen, aber da es an Reichthum harziger Pflanzen fehlt, hat man fast keinen andern Ausweg.

Die 3 folgenden Abtheilungen kann man aber in Schwaben überall wieder erkennen: 1) „Unterepsilon oder Seegrasschiefer". Eine 3—6 Fuß mächtige Schicht, unten von Tafelfleins und oben von Schieferfleins begränzt. Das Gebirge widersteht nur der Verwitterung, so weit es sich an den Fleins anschließt, zwischen hinein werden die Mergel schüttig, aschgrau, und gleichen dann noch vollkommen den Amaltheenthonen. 2) „Mittelepsilon oder eigentlicher Posidonienschiefer"? die fettesten und duftigsten aller Schichten ist 10—20′ mächtig und gleichen seine gebleichten Wände grauen Ruinen. Sie blättern sich zwar zu den feinsten Täfelchen, wohl 100 auf einen Zoll, aber jedes Blättchen leistet beim Brechen noch Widerstand, selbst in der Ackerkrume kann ein aufmerksames Auge nach mehreren Jahren Schieferschüppchen entdecken. Den untern Anhaltspunkt bildet der „Schieferfleins".

Die Schiefer über dem Fleins sehen sich im Ganzen so gleich, daß man sich nicht orientiren könnte, wenn nicht 2 „Stinksteine", in sehr regelmäßigen Platten von etwa 1′ Mächtigkeit, die Schiefer in 3 Abtheilungen brächten. Der untere bituminöseste Stein ist sehr homogen, hat einen feinsplittrigen Bruch, und die schwarzgraue Farbe schimmert oft in's Röthliche. Beim Zerschlagen riecht er stark empyreumatisch, unverkennbar zeigt er horizontale Streifung, die namentlich auch bei der Verwitterung sichtbar wird, so daß er im Grund weiter nichts ist, als ein mit mehr Kalk getränkter Schiefer. Wo der Kalk fehlt, zieht die Masse sich geodenartig zusammen, und in solchen Geoden liegt noch Lepidotus Elvensis. Der obere Stinkstein ist weniger bituminös, plattiger, schiefert sich stärker bei der Verwitterung, und hat überhaupt ein graueres erdigeres Ansehen. Der untere Schiefer unter dem ersten Stein wird im Mittel sammt dem Fleins 3 Fuß. Die oberen beiden Fleinsplatten mehrere Linien dick, bestehen ganz aus den gepreßten Schalen von Posidonien. Der mittlere Schiefer zwischen den Stinksteinen, etwa auch 3′ mächtig, hat gerade nichts ausgezeichnetes. Der obere Schiefer wird sehr passend „wild" genannt, da er sich im unverwitterten Gebirge schlecht lagert, erst die Verwitterung blättert auch ihn.

3) „Oberepsilon oder Leberboden", ein graulich milder Letten. Gleich beim ersten Anblick obiger eigenthümlicher Schieferwände fällt es auf, daß die Mittelregion mit den zwei Stinksteinplatten vorzugsweise ihre Köpfe hinausstreckt, je weiter nach oben, desto schüttiger wird die Masse, nur hie und da ragen noch einzelne Schieferköpfe und Kalkplatten hinaus. Anfangs macht sich der Schiefer noch pelzig, läßt sich nicht hauen, wird aber immer erdiger und weniger lagerhaft. Hieran reiht sich dann der „Lias Zeta".

Der „Braune Jura" beginnt mit den Bruchstücken des Ammonites torulosus und den schneeweißen Schalen des opalinus. Auch hier nimmt Herr Verf. wieder seine 6 griechischen Buchstaben als Vorzeichen der Abtheilungen an; freilich ist die Schärfe der Eintheilung, wie sie im Lias möglich ward, hier noch nicht erreichbar gewesen, aber im Großen und Ganzen knüpft sich doch an jeden Buchstaben etwas Besonderes: Alpha umfaßt die mäch-

tigsten aller dunklen Thone im Schwabenlande; Beta führt uns den Reichthum der rothen Thoneisensteine mit den gelben Sandsteinen vor; Gamma deutet die harten blauen Kalke an, welche wie die Arietenkalke in hundert Steinbrüchen Schwabens erschlossen daliegen; mit Delta beginnt der Petrefaktenreichthum durch Hahnenkamm-Austern und Belemnites giganteus angedeutet; Epsilon birgt die ersten verkiesten Schnecken nebst Ammonites macrocephalus; endlich schlackern aus den Thonen von Zeta die feinsten Schwefelkiesmodel heraus, welche überhaupt der Jura bietet. Das Ganze aber ist wenigstens doppelt, ja dreifach so mächtig als der Lias, 600 Fuß.

Der „untere Braune Jura, α u. β", bildet im Lande des Zollern ein ausgezeichnetes Ganze: dunkele Schieferletten, zum Theil mit vielen gelbrothen Thoneisengeoden erfüllt, setzen die untere Masse zusammen; erst hoch oben stellen sich Glimmer- und Quarzkörnchen ein, das Gestein wird grauer und konsistenter, harte Platten und Bänke stecken in den Schluchten ihre Köpfe hervor. Immer brauner wird die Farbe mit zahllosen Brauneisensteingeoden, und stellen sich endlich förmliche Flöze von schlechtem dichtem Thoneisenstein ein. Aber immer wechseln die Schieferletten wieder, bis endlich mit den blauen Kalken Gamma die Mittelstufe erreicht ist. Im Lande der Staufen herrscht dagegen oben Sandstein in bedeutender Mächtigkeit vor, der sich noch vermehrt, je weiter man nach Franken geht. Wenn alle Glieder gut entwickelt sind, so darf man ihre Gesammtmasse auf 4—500 Pariser Fuß annehmen.

„Brauner Alpha, α". Man kann ihn so weit gehen lassen, als die schwarzen mildern Thone und die Muscheln mit schneeweißer Schale reichen, also im Lande der Zollern etwa 300 Fuß. Gleich unten scheiden sich ausgezeichnete „Nagelkalke" aus, die sich nach Oben mehrfach wiederholen. Weiter fallen die rothbraunen Geoden vom eisenreichen Thoneisenstein sehr in die Augen. Was die Sonderung nach Petrefakten betrifft, so muß man die zerstreuten Vorkommen von den in Schichten versammelten wohl unterscheiden.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Physica.

Dr. L. Radlkofer, Die Befruchtung der Phanerogamen. Leipz. 1856.

W. Herrmann, Karte über Verbreitung der Haupt-Nahrungspflanzen. Berlin 1856.

J. A. Hugard, Catalogue de la galerie de la minéralogie et de géologie du jardin des Plantes. Par. 1856.

J. Grimm. Grundzüge der Geognosie für Bergmänner. 2. verm. Aufl. Prag 1856.

Die Steinkohlen des Königreichs Sachsen in ihrem geognostischen und technischen Verhalten geschildert auf Veranlassung des k. sächs. Ministeriums des Innern. Abth. 1. H. B. Geinitz, Geognostische Darstellung der Steinkohlenformation in Sachsen. Leipz. 1856.

J. Leidy, Descriptions of some remains of fishes from the carboniferous and devonian formations of the united states. Philad. 1856.

Dr. E. Zeis, Beschreibung mehrerer franken Knochen vorweltlicher Thiere, welche in den Naturalienkabinete zu Dresden aufbewahrt werden. Leipz. 1856.

C. Thomä, Ueber die Cultur und Zubereitung des Flachses nebst einigen Winken zur Erzielung eines besseren Hanfes. Wiesbaden 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. Juni.

Nr. 71. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Der Jura. Von Fr. Aug. Quenstedt, Professor in Tübingen ꝛc.

(Schluß.)

„Brauner Beta, β“, ist namentlich da leicht zu erkennen, wo die gelben Sandsteine und rothen Eisenerze eine Rolle spielen, wie in Franken und im Gebiete des Hohenstaufen. Die Zopfplatten mit Fucoiden oder Fucoidenplatten mit Zöpfen liegen in einem dunkeln Thon, etwa 8′ mächtig. Mit den sandigen Zopfplatten beginnt das Beta seinen entschiedenern Charakter anzunehmen, sie liegen aber wenigstens 100′ über den Opallinusknollen. Sogleich über den Zopfplatten liegt eine Thoneisenstein-artige Geschiebebank, durchsäet mit lauter kleinen wohlgerundeten Erbsen- bis Nußgroßen Kalkgeschieben, die man nicht mit den höhern Kugelschichten verwechseln darf.

Die in den Erzflözen vorkommenden „Erzkugeln“ bestehen nach Hrn. Verfs. Untersuchungen aus denselben pulverförmigen Eisenkörnern wie die Flözmasse, nur sind sie etwas härter und fallen in Folge dessen beim Schlage in Kugeln heraus. Gerade diese Kugeln enthalten häufig in ihrem Innern ein Knochenpetrefakt, gleichsam als wenn der fremdartige Einschluß zu der Absonderung die erste Veranlassung gegeben hätte. Uebrigens schließen bei weitem nicht Alle Versteinerungen ein. Auch in den Sandsteinen wiederholen sich solche Bildungen; noch nicht vollkommen erklärt sind hingegen nach Herrn Verf. die „Erzspiegel“, zu den sogenannten Rutschflächen gehörig. Sie kommen als krumme gestreifte Flächen nach allen Richtungen der Schichten vor, und sind immer mit einer stark glänzenden Schicht von der Farbe des schönsten Eisenglanzes überzogen. Aber der fremdartige Körper springt nicht in die Augen, welcher zu ihrer Absonderung die erste Veranlassung gegeben hätte. Wenn man die Masse der Zapfen genauer prüft, so zeigt sie sich in der Regel kalkhaltiger und in Folge dessen etwas härter, als das umgebende Gestein. Beim Zusammenpressen leistete daher die festere Masse mehr Widerstand, die weichere mußte daran herabrutschen, und konnte ihren Weg durch feine Streifen bezeichnen. Die Furchen zwischen den Streifen sind etwa so breit als die Eisenkörnchen dick, und man könnte sie daher recht wohl als die zurückgelegten Bahnen der Körnchen bezeichnen. Wenn man übrigens die Spiegelmasse genau, wie Hr. Verf., untersucht, so besteht sie häufig aus übereinander geschuppten Kalkspathblättchen, woran jedes Blättchen seine besondern Streifen zeigt; insofern stimmt die Sache mit den gestreiften Zapfen im weißen Jura vollkommen überein.

Soweit die beiden ersten trefflich ausgestatteten Lieferungen. Die 2 noch in Aussicht gestellten Lieferungen sollen alsbald nach ihrem Erscheinen unserer ferneren Besprechung unterstellt werden.

Dr. Anton Besnard.

Lehrbuch der descriptiven Geometrie von Dr. Bernhard Gugler, Prof. an der k. polytechnischen Schule zu Stuttgart. 2. umgearbeitete Auflage. Mit 12 Kupfertafeln in einer Mappe und 22 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart 1857. gr. 8. S. VIII. und 435. J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Nach dem Ausspruche des Hrn. Verfs. ist diese neue Auflage durch Ueberarbeitung und Vermehrung fast zu einem neuen Buche geworden, obwohl die ursprüngliche Anlage im Wesentlichen dieselbe geblieben ist, ungeachtet der Aufnahme des elementaren Beweises für die Haupteigenschaft sphärischer Kegelschnitte nach von Staudt, des Verfahrens zur genäherten Rectification von Curvenbögen nach Lambert mit der Modificirung des Hrn. Verfs. und der Benützung von Oliviers Schriften. Das Lehrbuch selbst zerfällt in 2 große Abtheilungen mit mehrern Kapiteln und einem Anhange. Die I. Abtheilung erläutert: „Punkt, gerade Linie und Ebene, mit ihren Gebilden", S. 3—143. Nach Hrn. Verfs. Ansicht bedient sich die descriptive Geometrie der orthogonalen Projectionsmethode fast ausschließlich und verlangt dieselbe von mathematischen Vorkenntnissen bloß Bekanntschaft mit den wesentlichsten Lehren der elementaren Geometrie, weshalb Hr. Verf. die hauptsächlichsten stereometrischen Sätze in nachfolgender Ordnung zusammengestellt hat.

I. Eine Ebene wird von einer bewegten Geraden beschrieben, wenn diese eine andere Gerade fortwährend schneidet und zugleich mit einer gegebenen Richtung parallel bleibt; oder wenn sie 2 parallele oder sich schneidende Gerade beständig schneidet. II. Eine Ebene ist bestimmt durch 2 parallele oder sich schneidende Gerade, oder durch 3 Punkte, die nicht in einerlei Richtung liegen. III. Eine Ebene kann von einer Geraden nur in einem Punkte geschnitten werden. IV. Zwei Ebenen können sich nur nach einer Geraden schneiden. V. Gehen 3 Ebenen nicht durch eine und dieselbe Gerade, so bilden sie 3 geradlinige Durchschnitte, welche alle entweder unter sich parallel sein oder in einem und demselben Punkte zusammenkommen müssen. VI. Eine Gerade liegt ganz in einer Ebene, wenn sie 2 Punkte mit dieser gemein hat, oder wenn sie durch einen Punkt der Ebene geht und zugleich einer in der Ebene gezogenen Geraden parallel ist. VII. Eine Gerade ist senkrecht auf einer Ebene, d. h. auf allen Geraden, die man durch ihren Fußpunkt in der Ebene ziehen kann, wenn sie auf 2 solchen Geraden senkrecht steht. VIII. Sind mehrere Gerade auf einer andern Geraden in demselben Punkte senkrecht, so liegen sie in einer Ebene. IX. Auf eine Ebene ist durch einen in oder außer ihr gegebenen Punkt nur eine einzige Senkrechte möglich. X. Fällt man aus einem und demselben Punkte eine Senkrechte auf eine Ebene und eine 2. auf eine in der Ebene gezogene Gerade, so ist die Verbindungslinie beider Festpunkte senkrecht auf jener Geraden. XI. Steht eine Gerade senkrecht auf einer Ebene, so sind auf dieser Ebene alle durch die Gerade gehenden Ebenen senkrecht. XII. Die Schnittlinie zweier Ebenen, welche auf einer 3. Ebene senkrecht sind, ist senkrecht zu dieser. XIII. Schneiden 2 Ebenen sich senkrecht, so ist jede Gerade, welche man in der einen senkrecht zur Schnittlinie ziehen kann, senkrecht zur anderen. XIV. Zwei auf einerlei Ebene senkrechte Gerade sind parallel. XV. Ist eine von 2 parallelen Geraden senkrecht auf einer Ebene, so ist auch die andere senkrecht auf dieser Ebene. XVI. Ist eine Gerade senkrecht auf 2 Ebenen, so sind diese parallel. XVII. Zwei parallele Ebenen werden von einer 3. nach Parallellinien geschnitten. XVIII. Eine Gerade ist einer Ebene parallel, wenn sie mit einer in der Ebene gezogenen Geraden parallel läuft. XIX. Ist eine Gerade zweien Ebenen parallel, so ist sie auch der Durchschnittslinie derselben parallel. XX. Sind die Schenkel eines Winkels den Schenkeln eines andern parallel, so sind die Ebenen beider Winkel parallel. Die Winkel selbst sind entweder einander gleich oder der eine ist das Supplement des andern.

So viel im 1. Kapitel als „Einleitung". Im 2. Kapitel werden „die Lehrsätze über gerade Linien und Ebenen" in Verbindung mit Aufgaben gegeben. Fallen nach Hrn. Verf. die Spuren einer geraden

Linie in die Spuren einer Ebene, so liegt die Linie selbst in der Ebene und umgekehrt. Eine in einer Ebene gezogene Linie hat ihre Spuren in den gleichnamigen Spuren der Ebene. Die gleichnamigen Spuren paralleler Ebenen sind parallel, und die gleichnamigen Projektionen paralleler Linien sind parallel. Zwei Linien, deren Projektionen sich schneiden, treffen sich nur dann, wenn die Verbindungslinie der Schnittpunkte gleichnamiger Projektionen senkrecht auf den Grundschnitt steht und sind ihre Projektionen senkrecht auf den gleichnamigen Spuren der Ebene, wenn eine gerade Linie senkrecht auf einer Ebene steht. Bei Theilung einer begrenzten Gerade in einem beliebigen Verhältniß wird ihre Projektion durch jene des Theilungspunktes in demselben Verhältniß getheilt und kann die Projektion einer begrenzten Geraden nie größer sein, als die Gerade selbst, wie die Projektion irgend einer Figur, welche in einer zur Grundebene parallelen Ebene liegt, der Figur selbst contruent ist. Das 3. Kap. handelt über „Raumecke", welche entstehen, wenn von mehreren Geraden, die von einem gemeinschaftlichen Punkte ausgehen und in demselben einseitig begrenzt sind, die erste mit der 2., die 2. mit der 3. und die letzte mit der 1. je durch eine Ebene verbunden wird. Das 4. Kap. enthält die „Veränderung des Grundsystems" und das 5. Kap. die „Polygone und Polyeder". Hat ein Polygon keinen einspringenden Winkel, so kann auch seine Projektion keinen einspringenden Winkel haben und kein Winkel eines Polygons kann als Projektion einen flachen geben, wenn nicht auch die Projektionen aller übrigen Winkel flach oder Null werden.

Die II. Abtheilung enthält „die Lehre von den krummen Linien und krummen Flächen", S. 143 — 427. Im 1. Kap. bespricht Hr. Verf. die „ebenen und gewundenen Curven und ihre Projektionen". Jede Tangente einer Evolute ist eine Normale der Evolvente, und der Berührungspunkt dieser Tangente ist der Krümmungsmittelpunkt für den entsprechenden Punkt der Evolvente.

Wird über der einen Ellipsenare ein Kreis beschrieben und senkrecht zu ihr eine Gerade gezogen, so verhält sich das durch den Kreis ausgeschnittene Stück dieser Geraden zu dem durch die Ellipse ausgeschnittenen Stück wie jene Axe zur andern Axe der Ellipse.

Von 2 zugeordneten Ellipsendurchmessern halbirt jeder alle Sehnen, die mit dem andern parallel sind, und geht durch die Berührungspunkte zweier mit dem andern parallelen Tangenten.

Im 2. Kap. handelt Hr. Verf. über „Erzeugung und graphische Darstellung krummer Flächen".

Jede gegebene Linie zweiter Ordnung läßt sich als Centralprojektion eines Kreises ansehen, wobei das Projektionscentrum ganz beliebig im Raume angenommen werden kann. Wird in einem Kegelschnitt ein beliebiges Sechseck beschrieben, so liegen die 3 Schnittpunkte je zweier Gegenseiten in gerader Linie und die 3 Verbindungslinien zwischen Gegenecken eines um einen Kegelschnitt beschriebenen Sechsecks schneiden sich in einem Punkt.

Das 3. Kap. enthält „Aufgaben und ihre Lösungen" über Berührungsebenen an krummen Flächen.

Im 4. Kap. werden „die Schnitte krummer Flächen durch Ebenen und gerade Linien" erläutert. Die kürzeste Linie, welche auf einer entwickelbaren Fläche zwischen 2 Punkten gezogen werden kann, schneidet jede Mantellinie der Fläche so, daß die auf der Mantellinie zusammenstoßenden Elemente der Linie, in einerlei Sinn verlängert, gleiche Winkel mit der Mantellinie bilden und jede Fläche 2. Ordnung, welche nach Ellipsen geschnitten werden kann, läßt sich durch 2 verschiedene Systeme von Parallelebenen nach Kreisen schneiden.

Im 5. letzten Kapitel werden die „Schnitte krummer Flächen durch krumme Flächen und krumme Linien" beschrieben. Der geometrische Ort für die 3. Kante eines Dreikants, von welchem die Summe der Seiten und die Lagen zweier Kanten gegeben sind, ist eine Kegelfläche 2. Ordnung. Wird ein ebener Schnitt einer Fläche 2. Ordnung als Leitlinie einer Cylinderfläche genommen, so schneidet diese die erstere Fläche in noch einer Curve, welche gleichfalls eben ist und durch 2 ebene Curven auf einer Fläche 2. Ordnung lassen sich immer 2 Kegel legen. Ist in jeder der Grundebenen eine Ellipse oder in jeder eine Hyperbel so gegeben, daß beide Curven auf der

Zeichnungsebene 2 gemeinschaftliche, zum Grundschnitt senkrechte Tangenten zulassen, so können diese Curven immer als die Projektionen der Ellipsen oder Hyperbeln betrachtet werden. Wenn 2 Flächen 2. Ordnung in 3 gemeinsamen Punkten gemeinschaftliche Berührungsebenen haben, so berühren sie sich nahe in unendlich vielen anderen Punkten, nämlich längs einer Curve, welche in der durch jene 3 Punkte bestimmten Ebene liegt.

Mit einem kurzen „Anhange", mehrere nachträgliche Erläuterungen einiger Lehrsätze des Herrn Verfs. enthaltend, schließt dieses mit guten und deutlich ausgeführten Kupfertafeln in eleganter Mappe ausgestattete praktische Lehrbuch.

B.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

Physica etc.

F. W. Schneider, Bibliothek der Forst- und Jagd-Literatur. Ein Verzeichniß über alle Theile des Forst- und Jagdwesens und über Fischerei in Deutschland erschienenen Schriften, umfassend den Zeitraum vom Jahre 1842—56. Berl. 1856.

H. Burckhardt, Fichte und Kiefer in Bezug auf Form, Sortiment und Inhalt nebst anderen Hilfstafeln für Forstmänner. Hanover 1856.

H. Cotta, Anweisung zum Waldbau. 8. Aufl. Herausg. von E. Frhrn. v. Berg. Leipz. 1856.

G. C. F. Lisch, Zur Geschichte der Pferdezucht in Mecklenburg. Schwerin 1856.

Dr. Ferd. Senft, Lehrbuch der forstlichen Naturkunde. Jena 1857.

Dr. Ch. H. Schmidt, Die neuesten Fortschritte in der Saftgewinnung aus Runkelrüben. Weimar 1856.

Dr. H. Schacht, Bericht an das k. Landes-Oekonomie-Collegium über die Kartoffelpflanze und deren Krankheiten. Berlin 1856.

F. Utieschil, Das Ganze der Schafzucht. Prag 1856.

Dr. H. E. Schober, Encyklopädie der Landwirthschaftswissenschaft. Dresden 1856.

C. v. Sänger (Grabowo), Der Klee und dessen Anbau. Bromberg 1856.

F. F. Runge, Der Bildungstrieb der Stoffe. Berlin 1855.

J. Baumgartner, Anleitung zum einträglichsten Betriebe des Weinbaues in Oesterreich. Wien 1856.

Dr. H. Welker, Ueber Aufbewahrung mikroskopischer Objekte. Gießen 1856.

Dr. L. Figuier, Les applications nouvelles de la science a l'industrie et aux arts en 1855. Paris 1856.

A. Audiganne, L'industrie contemporaine, ses caractères et ses progrès chez les différents peuples du monde. Par. 1856.

Viollet-Le-Duc, Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque Carlovingienne a la renaissance. Livr. 1—10. Par. 1855—56.

F. C. Frhr. v. Beust, Ueber die Erzgangzüge im sächsischen Erzgebirge in ihrer Beziehung zu den dasigen Porphyrzügen. Freiberg 1856.

L. Beschoren, Die Neubelebung des Eisenhüttenwesens als Mittel gegen den Nothstand im Obererzgebirge. Freiberg 1856.

H. Müller, Die Eisenerzlagerstätten des oberen Erzgebirges und des Voigtlandes als Grundlagen des sächs. Eisenhüttenwesens. Freiberg 1856.

Zur Bankfrage. Hamburg 1856.

L. Muret de Bord, Crise monétaire. Par. 1856.

S. Borchard u. H. Stolp, Das brasilianische Handelsgesetzbuch aus dem Portugiesischen übersetzt und mit Anmerk. begleitet. Th. 1. Vom Handel im Allgemeinen. Berl. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. Juni.

Nr. 72. 1857.

Historische Classe.

India ancient and modern. By David O. Allen. Boston 1856.

Die Geschichtschreiber der englischen Eroberungen in Asien und der Regierung der ostindischen Hansa sind zweierlei Art. Die Einen, wie James Mill und der Franzose Barchou de Penhoen lieben es, allenthalben schwarze Farben aufzutragen. Der Verrath und die Grausamkeit der Statthalter, die Bedrückungen und Gaunereien ihrer Werkzeuge, die Beschränktheit und Selbstsucht der Aktienbesitzer und Handelsherren werden aus der Fülle der Ereignisse hervorgehoben und als das leibhaftige Conterfei der englischen Wirthschaft in Indien ausgestellt. Die Andern, wie John Malcolm und Eduard Thornton findet man immerdar geneigt, über alle Schandthaten und jegliche Hinterlist im Kriege, über unbefugte Eingriffe und den Unverstand so vieler Maßregeln in Friedenszeiten, leisen Tritts hinwegzugehen, oder dies Alles für unerläßliche Naturnothwendigkeit, in Folge der Eroberung, auszugeben.

Eine dritte historische Anschauung tritt seit kurzem wiederholt in den zahlreichen einheimisch-indischen Zeitungen hervor, ein großes Ereigniß in der Entwicklungsgeschichte aller jener zahlreichen Völker, vom Himalaja bis zum Meere. Diese Ansicht ist unter Anderm auch bei Gelegenheit des Bet- und Demüthigungs-Tages, welcher im Beginne des letzten westöstlichen Krieges nicht bloß in Großbritannien, sondern in allen englischen Besitzungen gehalten wurde, in scharf bestimmten Umrissen hervorgetreten. Das religiöse Volk der Hindu hat sich bei diesem Buß- und Bettag zahlreich betheiligt. „Wir haben allen Grund", solche Worte sind in den verschiedenen einheimischen Sprachen Hindostans gedruckt und im ganzen Lande verbreitet worden, „ja wir haben allen Grund, Gott zu bitten, daß er die Waffen Großbritanniens segnen möge. Sind wir doch in Wahrheit kein erobertes, kein unterdrücktes Volk, welches den Untergang seinen Gebietern herbei wünscht".

„Zur Zeit der Eroberung Bengalens, und mehr oder weniger ist dies in allen asiatischen Ländern der Fall, sind die moralischen Bande, welche Fürsten und Unterthanen zu einem Ganzen verbinden, längst zerrissen gewesen. Die Fürsten waren grausam, schwelgerisch, und übertraten die den Unterthanen schuldigen Pflichten. Mit Recht hielten diese sich jeder Verbindlichkeit bar, standen auf gegen ihre Unterdrücker und suchten den Beistand der Engländer. Diese gewährten ihn; unser Volk focht an ihrer Seite. Die Engländer sind keine fremden Eroberer, sondern die Gehilfen unserer Revolution. Spricht man, Bengalen sei durch die Schlacht bei Plassey erobert worden, so könnte man mit demselben Grunde sagen: Wilhelm von Oranien hatte mittels der Schlacht an der Boyne England erobert. In beiden Fällen hatten die regierenden Dynastien ihre Herrscherrechte verwirkt; das Volk griff zu seinem angebornen Rechte und setzte sich andere menschlichere Gebieter. Die Engländer haben anfänglich den Bundesgenossen, zur

Belohnung ihrer Hilfe, einen Antheil an der Landesregierung gegeben. Nach und nach haben sie, mittels allerlei schlauer Künste, die vollständige Herrschaft über unser Vaterland errungen. Wir müssen dies ändern. Wir wollen suchen die Usurpation abzuschütteln, aber nur durch friedliche löbliche Mittel. Wir wollen von unsern englischen Mitbürgern das wieder zu erlangen suchen, was uns gebührt von Gott und Rechts wegen. Wie könnten wir aber gegen diese unsere englischen Mitbürger den mindesten Groll hegen? Helfen sie denn nicht uns selbst zur Erlangung unserer Rechte, zur Heranbildung des Volkes, damit es einstens sich selbst regieren könne! Wir besitzen seit zwanzig Jahren Preßfreiheit im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Das Vereinsrecht war uns niemals benommen. Auf die Erziehungsanstalten werden, freilich erst in neuester Zeit, große Summen verwendet. Unsere Flüsse werden von Dampfschiffen befahren; bald wird ein Eisenbahnnetz alle Völker und Stämme Hindostans einander nahe bringen; eine Telegraphenkette ist bereits über das ganze Land gezogen. Neue Kanäle werden gegraben und die alten ausgebessert; die Flußbette regulirt, um die Bewässerung über alle durstigen Gemarkungen zu leiten. Man sucht in aller Weise die Bodenerzeugnisse zu vermehren, zu verbessern und den unter der Erde liegenden Reichthum, die edlen wie die unedlen Metalle, Kohlen und andere Fossilien an's Tageslicht emporzubringen. Hat doch die Regierung vor Kurzem erst für alle diese Zwecke vier Millionen Pfund Sterling bewilligt".

Dieser Ansicht, daß die verschiedenen Bewohner des angloindischen Reiches unter der britischen Fremdherrschaft jetzt eines erfreulichern Looses genießen, als ehemals unter ihren einheimischen Fürsten, huldigt auch der Verf. des vorliegenden Werkes über Alt- und Neu-Indien der Amerikaner Allen. Herr Allen kennt Hindostan aus langer Erfahrung; er verlebte 25 Jahre, von 1827 bis 1853, als Sendbote der amerikanischen Missionsanstalt, im Lande. Nach der Heimkehr sollte der Missionär diesem und jenem über Land und Leute seiner vieljährigen Thätigkeit Auskunft geben; es war ihm unmöglich, allen Anfragen mündlich zu genügen, und er entschloß sich, mittelst eines Buches die Wißbegier zu befriedigen. Von diesem Standpunkt muß seine Beschreibung Indiens beurtheilt werden. Sie ist weder ein gelehrtes noch ein künstlerisches Erzeugniß. Mehrere einzelne, auf Indien bezügliche Abhandlungen sind äußerlich an einander gereiht und unter einer allgemeinen Ueberschrift veröffentlicht worden. Sie tragen überdies nicht selten die Spuren der Eilfertigkeit, womit dies geschehen, vorzüglich in Betreff der Gegenstände, wie Handelsverkehr, Gewerbe und Industrie, welche außerhalb des Gesichtskreises eines Missionärs liegen. Die Abschnitte über die religiösen und geistigen Zustände der Bevölkerung, über die Geschichte des Christenthums und der Missionen sind die lehrreichsten und gelungensten des Buches. Hr. A. war, wie er gelegentlich erzählt (S. 561), 13 Jahre lang Sekretär der Bibelgesellschaft zu Bombay und 10 Jahre Sekretär des Uebersetzungsausschusses. Die Uebertragung der heiligen Schrift in die Maharattasprache, welche von 7 — 8 Millionen Menschen gesprochen wird, beschäftigte den Verfasser viele Jahre, — es seien die fruchtbarsten und angenehmsten seines Lebens gewesen.

Das Werk beginnt mit einer geographischen Darstellung und geht dann zur Geschichte Hindostans über, welche in drei Zeitabschnitte zerfällt: die indische, die muselmanische und die europäische, welche sämmtlich sehr kurz und in ungenügender Weise abgehandelt werden. Dasselbe gilt von der Regierung Indiens und von dem Abschnitt, worin von der europäischen und indo-britischen, der sogenannten Halbkast- oder Eurasischen Bevölkerung gehandelt wird. Eurasia ist ein neues, aus Europa und Asia zusammengesetztes Wort, um die von europäischen Vätern und asiatischen Müttern Abstammenden zu bezeichnen. Die 2 letzten Abschnitte, die einheimische Bevölkerung und das Christenthum in Indien, bilden, wie gesagt, den besten Theil des Werkes. In einem Anhange werden noch die Stellung und die Aussichten der englischen Sprache in Indien, der Charakter der Sanscritliteratur, die Ansichten über Polygamie und die „Tattwabodhini Sabha", d. h. der wissenschaftliche Verein zu Calcutta, besprochen. Herr A. ist — und kein menschenfreundlicher Forscher

kann anderer Ansicht sein — voll Lobes der Regierung des William Cavendish Lord Bentinck, mit dessen Oberstatthalterschaft die Reformzeit beginnt in der Geschichte des angloindischen Reiches. Solchem Beginnen waren Zeit und Umstände günstig in hohem Grade. Indien erfreute sich am Ende der 20er u. im Beginn der 30er Jahre einer dauernden Ruhe, wie wohl niemals zuvor im Verlauf seiner Geschichte. Großbritannien brauchte auf keiner Seite der Weltmacht die Waffen zu ergreifen. Der Janustempel war geschlossen; dem Geschäfte des Friedens, den Verbesserungen ward allenthalben, im Mutterlande wie in den auswärtigen Besitzungen, ungetheilte Aufmersamkeit gewidmet. Die Freiung der Katholiken, die sie mit Undank belohnen, und die Reform des Wahlgesetzes sind gleichzeitig dem Verbot der Wittwenverbrennung, den ecweiterten Befugnissen der Hindu und Muselman. Grey's Reformministerium in England und Bentinck's Reformregierung in Hindostan sind innig verwandte Erscheinungen, in den Ursachen wie in ihren Wirkungen. Solche Vorsorge traf, so regierte die einsichtsvolle Aristokratie Altenglands, während andere Fürsten und Großen, in den Jahrzehnten des Friedens mehr an Mehrung der Herrschaft und ihrer Habe dachten. Die Folgen haben wir gesehen. Großbritannien bleibt ruhig in den Tagen des allgemeinen Zusammensturzes und gewährt der flüchtigen Schuld unter gesetzlichem Gemeinwesen eine sichere Stätte.

Die Familie des Oberstatthalters, in der rheinischen Pfalz sitzend, flüchtet vor den Gräueln des von Jesuiten angezündeten dreißigjährigen Bürgerkrieges nach dem geistesfreien, glücklichen Holland. Wilhelm Graf von Bentinck, der vertraute Geschäftsfreund des Statthalters Wilhelm III., geht mit nach England, wo er zum Pair des Reiches und Herzog von Portland erhoben wird. König Wilhelm lohnt sogar seine Treue und Hingebung mit solch reichen Lehen im Fürstenthum Wales, daß das Parlament gegen die massenhafte Vergeudung des Staatsguts Widerspruch erhebt. „Meine Herren"! erwidert den entschieden mißbilligenden Worten des an der Spitze des Unterhauses erscheinenden Sprechers (22. Jan. 1696), „Lord Portland besitzt meine Liebe in hohem Grade; sie ist durch lange und treue Dienste erworben. Ich hätte ihm jedoch die Ländereien nicht verliehen, würde ich gewußt haben, daß die Verleihung dem Hause der Gemeinen mißfalle. Sie ist zurückgenommen". Für die Güter in Wales erhält Bentinck so viele englische Lehen, daß die Familie eine der reichsten wird im Lande; der Freund des Königs hat beim Tausche nichts verloren.

William Cavendish, der Nachfolger Amherst's in der Oberstatthalterschaft Indien's (4. Juli 1828), war ein jüngerer Bruder des dritten Herzogs von Portland. Der Lord war kein Neuling in seinem Berufe. Er hatte sich seit vielen Jahren, aus Neigung und Pflicht, mit den Verhältnissen Hindostans und den Zuständen seiner Bevölkerung beschäftigt. Seine Statthalterschaft zu Madras (1803 — 1807) bildet sogar einen denkwürdigen Abschnitt in der Geschichte des angloasiatischen Reiches, nicht sowohl wegen der blutigen Meuterei zu Wellor, sondern ob der neuen Weise der Steuererhebung, wovon man glaubte, daß sie, höchstens mit einigen Verbesserungen, zum Vortheile gereichen könnte allen Ländern zwischen dem Himalaja und dem Meere.

Nach brahmanischem Gesetz gehört das Feld demjenigen, der es von Bäumen und Gesträuch reinigt und urbar macht; demjenigen gehört das Wild, dessen Spieß es erlegt; die königliche Gewalt ist zur Regierung der Menschheit, zur Ausrottung des Bösen eingesetzt. Hiefür erhebt der Fürst Steuern und empfängt Strafgelder; ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden ist ihm nicht gegeben. „Könnte man ihn doch mit gleichem Grunde Herr nennen der Häuser und alles Besitzthums seiner Unterthanen"! Nicht dem König, lehrt ein indischer Weltweiser, gehört die Erde; sie ist das Eigenthum der Wesen, die darauf leben; der eigenen Arbeit Früchte sollen ihnen bleiben. Die Steuer, für die Staatsbedürfnisse erhoben, richtet sich nach Beschaffenheit des in dreifache Ordnung getheilten Landes. Die erste zahlt ein Sechstel, die zweite ein Achtel und die dritte ein Zwölftel des Rohertrages. In Kriegsläuften ist der Fürst, wird auch ein Viertel erhoben, der Sünde baar.

Den berühmten Reformator Rammohun Roy hat Herr A. und auch der Schreiber dieses persönlich gekannt. Eine kurze Darstellung des Mannes und seines Wirkens ist von Interesse.

Rammohun ward 1774 in einer angesehenen Familie der Kulin-Brahmanen zu Radahnagar des Distriktes Burdwan in Bengalen geboren. Die Kulin oder Trefflichen führen ihre Abstammung auf die ersten Ansiedler Bengalens zurück. König Bellal Sen soll durch Tugend und Gelehrsamkeit Hervorragende aus den Uebrigen gesondert und damit den Klan der Kulin gebildet haben. Sie wurden mit Grundbesitz und Feudalrechten begnadigt, forterbend zum heutigen Tag. Gleich im ersten Unterrichte werden die Kulin belehrt, sie seien so alt wie Sonne und Mond, gleichzeitig den Göttern auf dem Meru und dem Ganges auf Erden. In solchem Stolze ist auch Rammohun erzogen worden. Seine Mutter hing mit ganzer Seele an allem Aberglauben ihres Landes und Standes, und selbst noch in späten Jahren, obgleich sie durch des Sohnes Umgang eines Bessern belehrt war. „Rammohun", sprach sie nicht selten, „du hast recht, aber bedenke, daß ich ein schwaches Weib bin, daß ich diese Gebräuche seit meiner Kindheit mitgemacht habe und sie mir zum Trost gereichen". Schon in frühern Jahren wurde der Brahmane zum Studium des Arabischen und Persischen angehalten; denn, wer zu jenen Zeiten ein Staatsamt erlangen wollte, mußte beide Sprachen vollkommen verstehen. Die Vielgötterei, die tausend Abenteuerlichkeiten seiner Religion, erblaßten schnell vor der erhabenen Lehre des Korans: „Es gibt keinen Gott außer Gott". Sein Ideengang erhielt eine höhere Richtung. Bald folgten Aristoteles, Euclid und Ptolemäus, woran sich muselmanische Philosophen, Historiker und Geographen seit den frühen Jahrhunderten des Mittelalters heranbilden. Der freie Geist der Griechen hat Rammohun auch aus der arabischen Umkleidung angeweht und ihn zu einem neuen Leben emporgerufen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

Dr. C. Sandreczki, Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia. Th. 1. 2. Stuttg. 1857.

Richer, Voyage pittoresque dans le département de la Loire-Inferieure. Nantes 1823.

R. Quehl, Aus Dänemark. Bornholm u. die Bornholmer. Dr. Sören Kierkegaard: Wider die dänische Staatskirche. Berl. 1856.

W. Heine, Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855. Bd. 1. 2. Leipz. 1856.

A. Brand, A journal of the embassy from their majesties J. and P. Alexievitz ... over Land into China. Lond. 1698.

Fr. L. Hawks, Narrative of the expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan, performed in the years 1852, 1853 and 1854, under the Command of Commodore. M. C. Perry. New-York 1856.

J. Hamilton, Wanderings in North Africa. Lond. 1856.

Ch. Brand, Journal of a voyage to Peru: a passage across the cordillera of the Andes in the winter of 1827. London 1828.

A. B. Becher, The landfall of Columbus on his first voyage to America. Lond. 1856.

C. L. Michelet, Eine italienische Reise in Briefen. Berlin 1856.

E. Kossak, Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen. Berl. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. Juni.

Nr. 73. 1857.

Historische Classe.

India ancient and modern. By David O. Allen. Boston 1856.

(Schluß.)

In solcher ganz anderer Weise, wie seine Genossen zu thun pflegten, vorbereitet, hat Rammohun die hohe Schule zu Benares bezogen, um sich dem Studium des Sanskrit und des Veda hinzugeben. Dem durch Araber und Griechen gebildeten jungen Manne widerstanden die Abenteuer, Mythen und Heiligengeschichten, die tausenderlei Schöpfungen und Vernichtungen des alleinigen Alls, von Priestern zur Verdumpfung des Volkes ersonnen und in den unerquicklichen Sammelwerken, Puranas genannt, enthalten. Der Jugend rascher Geist, welcher des Lebens Hemmniße mißkennt und mißachtet, setzt alsbald die Hand an Vernichtung alles Bestehenden. Kaum sechzehn Jahre alt hat Rammohun ein Werk gegen Abgötterei und Kastenwesen geschrieben. Vergebens droht der Vater, ein eifriger Altgläubiger, mit Kastenverlust, das heißt mit Enterbung und Bann aus der bürgerlichen Gesellschaft; der Jüngling bleibt unerschütterlich, und der Vater gestattet ihm endlich eine Bildungsreise in die benachbarten Länder. Rammohun durchzieht Indien, geht nach Tübet, und verweilt lange Zeit in jenem Hauptsitz des Buddhaismus. Auch diese Religion ist ihm bald verhaßt. Mit jugendlichem Uebermuth verspottet er der Lama Formelwesen, kommt als Sieger aus wiederholten Streitgesprächen hervor, und kehrt mit mannigfacher Welterfahrung bereichert, nach fünfjährigem Verlauf, in die Heimat zurück.

Im väterlichen Hause setzt der Brahmann seine Studien fort. Alle Kenntnisse will er erwerben, welche zum Reformator seines herabgewürdigten Volkes befähigen. Die altklassischen Sprachen, englisch und hebräisch, dienen ihm zur Eröffnung der Quellen europäischer Religionen und Wissenschaften. Bengali, Urdu und Hindostani sollten Mittel werden zur Verbreitung eines reineren Glaubens und nützlicher Kenntnisse unter seinen Landsleuten. Einige dieser Mundarten schrieb er vortrefflich und im Bengali gilt Rammohun für den besten Schriftsteller. Mit ihm beginnt ein neuer, der klassische Zeitraum bengalischer Literatur. Es ist diese Tochtersprache des Sanscrit erst in später Zeit, im 15. Jahrhundert, geschrieben worden. Als die Serampor Missionäre ihre Thätigkeit begannen (1800), war, mit Ausnahme der Landesgesetze und eines Wörterbuches, kein gedrucktes Werk in Bengali vorhanden. In ihrem Dienst haben fähige Eingeborne die ersten prosaischen Bücher geschrieben; aus den Serampor-Pressen sind die ersten Drucke in Bengali hervorgegangen. Die junge Literatur nimmt jetzt raschen Fortgang; nach 40 Jahren sind bereits 223 Werke erschienen, in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft. Sie ist jetzt (1852) bis auf 400 herangewachsen und schreitet fort in großem Maßstab. Mehr als 40 Pressen der Eingebornen sind zu Kalkutta beschäftigt, und sie vermögen kaum die Nachfrage, das Bildungsbedürfniß zu befriedigen. In letzter Zeit wurden jährlich nicht weniger als 30,000 Bände verkauft und

mehrere in Bengali erscheinende Zeitschriften machen gute Geschäfte. In ganz Hindostan sind während des Jahres 1851 hundert und zehn verschiedene selbständige Werke erschienen.

Diese bengalische Literatur und jene der andern indischen Mundarten wird, gleichwie ehemals die unserer europäischen Sprachen, an Uebersetzungen herangebildet; das Englische vertritt die Stelle des Griechischen und Lateinischen; seine Kenntniß hält gleichen Schritt mit dem Wachsthum der einheimischen Literaturen. Krischna Mohan Bannerdschi, ein zur bischöflichen Kirche bekehrter Brahmane — er ist Geistlicher und Professor am Bischofscollegium zu Kalkutta — hat eine bengalische Encyclopädie herausgegeben, worin man eine große Anzahl Artikel der britischen findet: das Leben und die Darstellung der Verdienste von Copernicus, Galilei, Newton, Grotius, Linnäus und vieler Andern. Kaum wird man einen Zweig des menschlichen Wissens und Denkens auffinden, worüber nicht in der bengalischen Literatur Werke existiren. Auch die Geschäfte der Landesgerichtshöfe werden seit längerer Zeit (1839) in der Volkssprache verhandelt, so daß jetzt schon, ungeachtet der immer wachsenden Verbreitung des Englischen, das Bengali doch als ein passenderes Werkzeug zur Bildung der Einheimischen befunden wird. Die Gründung einer Universität zu Kalkutta, welche, wenn auch gegen den Willen des indischen Hauses, sicherlich zu Stande kommt, kann die Ausbildung und den Einfluß dieser Sprache nur befördern. Der Erziehungsrath hat bereits einen Vorschlag dieser Art eingereicht; er ward aber vom Direktorenhof mit der Bemerkung, es sei noch nicht an der Zeit, zurückgewiesen.

Des Vaters Tod (1803) bringt nur auf kurze Zeit eine Störung in Rammohuns geistiges Leben. Der Sohn muß jetzt für sich, für seine Familie sorgen, und Rammohun ist immer ein guter Sohn geblieben. Die Erträgnisse einer Anstellung im Steueramte zu Rangpor haben ihn bald zum reichen Manne gemacht. Der Brahmane kann sich jetzt, ohne Rücksicht auf äußerliche Verhältnisse, ungestört seinem höhern Berufe, dem Reformationswerke seines Volkes, widmen.

In Kalkutta, der gebildetsten Stadt Hindostans, tritt (1814) Rammohun zuerst öffentlich in Wort und That als Reformator hervor. Ein Kreis Gleichgesinnter, Gleichstrebender sammelt sich schnell um den außerordentlichen Mann, unter welchen Dwarkannath Tagore durch Einsicht, Edelsinn und Reichthum hervorragte. Dwarkannath verwendete große Summen auf Anstalten zur Minderung des physischen Elends und der geistigen Beschränktheit, welche er für das bei weitem schrecklichere Elend hielt. Ein großes Handlungshaus wird auf europäischen Fuß begründet, um auch in dieser Beziehung den Hindu als Musterbild vorzuleuchten. „Sie mögen von Engländern lernen, wie man durch Handel und Gewerbfleiß Reichthümer erwirbt; Wohlhabenheit und Reichthum sind Grundbedingung der Macht gebildeter Staaten; nur dadurch erlangen Einzelne die Mittel höherer Ausbildung.“

Die Priester wollten aller Zeiten und bei allen Römern ihre offenbarten Schriften in Geheimniß hüllen. Ihren Worten möge das Volk glauben und gehorchen. Laien darf der Veda nicht mitgetheilt werden. Rammohun bricht das Gebot. Er läßt eine Vedanta Kapelle bauen, wo jedem die Geheimlehre, die göttliche Einheit verkündet wird. Anfangs erscheinen nur Wenige. Bald zählt der Vedanta-Verein 3—400 gebildete junge Männer Kalkuttas. Monotheistische Lieder werden gesungen, worauf sich ein Brahmane erhebt, moralische Sprüche der Vedas vorliest, sie erläutert und die Versammlung zum Guten ermahnt. Es sind Monotheisten. Diesen immer noch beschränkten mündlichen Unterricht sollte die Presse ergänzen. Rammohuns erstes gedrucktes Werk war eine Uebersetzung der Vedanta (1816), in bengalischer, hindostanischer und englischer Sprache. „Man hat mich“, so heißt es im Vorwort, „den Gläubigen des einen wahren und guten Gottes verfolgt, weil ich von der Vielgötterei zur Einheit zurückkehrte. Wohlan, zur Vertheidigung meines eigenen und des altväterlichen Glaubens habe ich es seit langer Zeit unternommen, den eigentlichen Sinn unserer Urschriften zu erforschen: sie sind voll der Lehre eines einzigen Gottes, wie diese Schrift unwidersprechlich zeigt“. Diesen Gott-

glauben suchte Rammohun später, auch mittels einzelner Vedatheile, die Upanischadas, zu beweisen. Es bestehen nämlich die vier Sammlungen sogenannter Wissenschaft oder Veda in zwei verschiedenen Stücken: eine gottesdienstliche oder äußerliche und eine geistige, das Wesen umfassende Abtheilung. Die Trennung ist jedoch keineswegs eine systematisch-durchgreifende. Man findet nicht selten in einer abgehandelt, was man in der andern erwarten konnte. Zur esoterischen Abtheilung zählen die Upanischadas, das heißt, unaussprechlichen Worte. Sie gehörten ursprünglich nicht zu den heiligen Schriften; es sind spätere Anhänge. Der tapfere, hochherzige und freisinnige Dara, Erstgeborner des Großmongols Schahdschehan, ließ die meisten dieser Upanischadas in's Persische übersetzen, wonach Anquetil du Perron sie in's Lateinische übertragen hat. Es wollte nämlich Dara, gleichwie sein Ahne Akber, aus höhern politischen Gründen, Muselman und Hindu auf dem Grunde des Monotheismus zu einem Glauben, zu einem Volk verschmelzen. Hiefür hat man, wie in der Abtheilung meiner Geschichte des engl. Reiches in Asien „Baber und die Großmongolen" nachgewiesen ist, die heilige Schrift alten und neuen Testaments, den Koran und die Vedas erforschen und theilweise übersetzen lassen. Es sollte die Einheit und Allmacht des höchsten Wesens, und daß Gott allein von den Begründern der andern, wie des indischen Staates verehrt wurde, bewiesen werden. In Wahrheit ist dies nicht der Fall. Die Hindu-Wissenschaft bleibt bei des Geistes und der Materie Einheit stehen; die bloße Naturanschauung und die abstracteste Wissenschaft treffen in demselben Ergebniß zusammen. Aber nur Einzelne, im ganzen Verlauf der Weltgeschichte, hatten gleichwie Spinoza und Farabi Muth genug, ihre Erkenntniß der Welt zu offenbaren. Unitarier, Freidenker und Atheisten des Ostens suchen, gleichwie ihre Geistesgenossen im Westen, mittels allerlei Auslegungskünste und Dunkelheiten, ihre Ansichten und Wünsche in die Denkmale früherer Jahrhunderte hineinzutragen, um sie entweder mit leichter Mühe herauslesen oder verhüllen zu können. Der Deisten vorzüglichste, von den Bewohnern Indiens vielgelesene Zeitschrift ist die Einheitserkenntniß, Tattwabodhmi Patrika, welche das Volk zur moralischen Besserung aufruft, und ihm die Ueberzeugung beizubringen sucht, daß man ohne Sündhaftigkeit, ohne heiligen Wandel weder Brahma gefallen, noch hienieden des höchsten Glückes theilhaftig werden könne.

Schimpf und die Verfolgungen gläubiger Hindu, welche Rammohun einen Ketzer und Atheisten nannten, ertrug der Reformator mit großer Seelenruhe. Er wußte, daß nur unter Selbstverläugnung hervorragender Männer, gedankenlose Massen zur höhern Menschheitsstufe erhoben wurden. Rammohun fühlt selbst Muth genug, bei den in Glaubenssachen so beschränkten Engländern sich an's Christenthum zu wagen, und alle Lehren des Evangeliums in der göttlichen Einheit aufzulösen. Seine „Vorschriften Jesus, des Führers zum Frieden und zur Glückseligkeit" (1820) verwickeln den tüchtigen Mann in unerquicklichen Hader mit den Baptist-Missionären zu Serampor. Mehrere Streitschriften werden von beiden Parteien ausgegeben, die natürlich zu keinem Ergebniß führten. Unter allen diesen Zwistigkeiten und Beschäftigungen wächst die Zahl seiner Anhänger immer mehr. Neben dem Vedanta wird ein Brahma-Verein gegründet. Die Mitglieder sammelten sich an einem bestimmten Tag, wo ebenfalls abwechselnd die Vedas gelesen und geistliche Reden in bengalischer Sprache gehalten wurden. Gesänge, von Rammohun selbst gedichtet, schlossen den unitarischen Gottesdienst. Die junge begeisterte Gemeinde gründet eine eigene Druckerei, die Einheitliche genannt, und sucht durch Flugschriften in bengalischer Sprache oder auch durch Herausgabe von Werken über die Vedanta in ihrem Sinne zu wirken. Dem Brahmaverein stellte sich bald der Dharma oder Gesetzverein entgegen, um die Vielgötterei und alle im Zeitenlaufe entstandenen Auswüchse indischer Religion gegen die reformatorischen Bestrebungen zu wahren und zu vertheidigen. So ist doch wenigstens ein kleiner Theil der versumpften indischen Menschheit in Gährung versetzt worden. Sie wird sich durch Erziehungsanstalten und andere europäische Einrichtungen in nicht langer Zeit über ganz Hindostan verbreiten und das unglückliche Volk zu einem neuen und sittlichen Dasein emporrufen. Vielleicht wird dann auch aus den getrennten Kasten und Stämmen, die

sich keiner gemeinsamen Interessen, keines gemeinsamen Gefühles der Heimat erfreuen, im Laufe der Jahrhunderte eine Nation herangebildet.

K. Friedr. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

H. Zollinger, Besteigung des Vulkanes Tambora auf der Insel Sumbawa. Winterthur 1855.

Vigne, Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo. 2. ed. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Wilh. Horn, Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland. Bd. 1—4. Berl. 1831—33.

A. Hamilton, Sixteen months in the Damish Islands. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

R. F. Burton, First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar. London 1856.

R. Burgess, Greece and the Levant. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Jos Bullar, A winter in the Azores. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

J. v. Gumpach, Practical tables for the reduction of Mahometan dates to the christian Kalendar. Lond. 1856.

Dr. Märcker, die Stamm-Mütter der deutschen Herrschergeschlechter v. Geblüte der Hohenzollern. Berl. 1856.

G. Hesekiel, Compendium der Heraldik. Berl. 1856.

Dr. Ch. S. Th. Bernd, Handbuch der Wappenwissenschaft in Anwendung und Beispielen von wirklich geführten Wappen. Leipz. 1856.

J. Ott, Geschichte des Zweikampfes aller Völker und Zeiten. Olmütz 1855.

P. F. J. Gosselin, Recherches sur le principe, les bases et l'évaluation des différens systèmes métriques linéares de l'antiquité. Par. 1819.

H. D. Müller, Mythologie der griechischen Stämme. Th. 1. Götting. 1857.

C. Böttticher, Der Baumkultus der Hellenen nach den gottesdienstlichen Gebräuchen. Berl. 1856.

Dr. H. Leibnitz, Die römischen Bäder bei Badenweiler im Schwarzwald. Leipz. 1856.

R. Garrucci, Mélanges d'épigraphie ancienne. Livr. 1. Paris 1856.

H. Ewald, Erklärung der großen phönikischen Inschrift von Sidon u. einer ägyptisch-aramäischen, mit den zuverläßigen Abbildern beider. Götting. 1856.

P. C. Orcurti, Catalogo illustrato dei Monumenti Egizi del N. Museo di Torino. Torino 1852—55.

A. Gervasio, Osservazioni storico-critiche su di una iscrizione Puteolana, riguardante il Porto dell' antica Pozzuoli. II. Ediz. Nap. 1854.

G. L. Taylor and Ed. Cresy, The architectural antiquities of Rome. Vol. 1. 2. Lond. 1821—22.

Dr. P. Becker, Die herakleotische Halbinsel in archäologischer Beziehung behandelt. Leipz. 1856.

Henr. Florez, Medallas de las colonias, municipios y pueblos antiguos de España. Vol. 1. 2. 3. Madrid 1757.

H. Ph. Cappe, Beschreibung der Mainzer Münzen des Mittelalters. Berlin 1856.

G. Struve, Geschichte der Neuzeit. Erstes Buch. Vom Jahre 1517—1648. Heft 1. 2. Newyork 1856.

G. G. Gervinus, Einleitung in die Geschichte d. 19. Jahrh. Leipz. 1853.

F. H. Deutschmann, Die Weltgeschichte. Bd. 1. Geschichte des Alterthums. Gießen 1856.

H. Rückert, Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung. Th. 1. 2. Leipz. 1856.

Fr. W. Ebeling, Urkundliche Beiträge zur Geschichte und Politik des 17. Jahrhunderts. I. Abth. Zur Geschichte der Niederlande. Bd. 1. 2. Lpz. 1856.

L'Univers jugé par lui-même ou études et documents sur le journal l'univers de 1845 à 1855. Paris 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 22. Juni.

Nr. 74. 1857.

Historische Classe.

Neuere Werke über China, III. Art. *)

11) The Chinese by Th. J. Meadows.

12) The Land of Sinim, or China and Chinese Missions. By the Rev. William Gillespie, for 7. years Agent of the London Missionary Society at Hong-kong and Canton. Edinburgh 1854. 8.

13) Geschichte des Heidenthums, in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben von Dr. Wuttke. Th. I. Breslau 1852. 8. Th. II. Das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier. Breslau 1853. 8.

14) Die gegenwärtige Staatenwelt in ihrer natürlichen Gliederung und ihren leitenden Großmächten. Von Dr. Hugo Eisenhart. B. I. Die morgenländische Staatenwelt: Buddhaistisches und muhamedanisches Staatensystem. Leipzig 1856. 8.

Wir haben bisher nur den Theil von Meadows Werk, der auf den Aufstand bezüglich, beachtet; wir müssen aber bei der Wichtigkeit desselben auch den übrigen Theil noch kurz erwähnen. M. begann im Nov. 1841 seine chines. Studien in München, durch Prof. Neumann angeregt. Nach Abschluß des britischen Traktates mit China gieng er dorthin und wurde später Dolmetscher bei dem britischen Consulate. Er hat schon früher ein schätzbares Werk über China: Desultory notes on the government and people of China. London 1847, geschrieben, und beabsichtigte 3 Werke: eine Beschreibung des chines. Volkes mit einer Geschichte desselben; 2tens eine Erzählung dessen, was er dort 1842—54 gesehen und erfahren, mit einer Uebersicht der chinesischen Revolution. Diese ist in diesem Buche geliefert. Das 3. Buch sollte Verbesserungs-Vorschläge für das brit. Reich, namentlich durch Einführung von Staatsprüfungen, enthalten. Seine schlechte Gesundheit hinderte ihn an der Ausführung der 3 Werke, und er gibt nur einzelne Capitel daraus. Er legt besonderes Gewicht auf das 18. Cap. über die Philosophie der Chinesen und den Essay on Civilisation S. 493 — 637. Er bemerkt, daß es wenig gute Werke über China gebe. Auf Gützlaff gibt er weniger, auf Huc's Empire Chinois gar nichts, sondern weist Cap. 5 seine grobe Unwissenheit ihm nach. Er rühmt Pref. p. XVII. des Unterzeichneten Völker der Mandschurei, eigentlich eine Geschichte des chines. Reiches unter der Herrschaft der Mandschu, als a very informing work about the Chinese, less from massing of details than from the philosophic spirit in which the writer deals with his subject, — being written in a clear untechnical German; mit Davis: „The Chinese", Wil-

*) Vgl. N. 26 f.

liams „Middle Kingdom“ und seinem jetzigen Werke bildeten die 6 Bände eine vollständige Bibliothek über das chines. Reich und über das chines. Volk. Er wünscht eine Uebersetzung meines Werks ins Englische, mit Fortsetzung der Geschichte bis auf die neueste Zeit. Diese beabsichtigte der Verf. schon lange und will nur einen Abschluß der jetzigen Unruhen in China abwarten.

M. hat das Verdienst, die Chinesen billig und gerecht zu würdigen. Er eifert wiederholt gegen ihre oberflächlichen Verläumder (S. 64. 397 u. XXI. Pref.) und sieht den Grund der langen Dauer dieses großen Reiches in den gesunden Prinzipien, die der Regierung desselben zu Grunde liegen, namentlich den 3 Lehren, daß die Nation mehr durch moralische Triebfedern als durch physische Gewalt regiert werden müsse, 2. die weisesten und geschicktesten Männer der Nation die Regierung führen müßten, und 3. in dem gefährlichen Satze, daß das Volk berechtigt sei, schlechte, tyrannische Fürsten abzusetzen. S. 24 u. 401. — Ihre Philosophie erkenne eine fundamentale Einheit in der Natur, die der Vielheit und der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zum Grunde liege, an, 2. eine einige harmonische Ordnung unter allem Wechsel und 3. die natürliche Güte der Menschennatur (S. 381). Einige Punkte werden später noch hervorgehoben. Die Schlußabhandlung über die Civilisation vermißt eine bestimmte Definition dieses Wortes bei Guizot wie bei Mill. Er definirt sie S. 501 als the aggregate substitution by man of efficient moral and intellectual agencies for the physical in his struggle with animate and inanimate nature und sucht dann zu zeigen, wie wir selbst in mancher Beziehung noch rechte Barbaren seien. Die übermäßige Elternliebe, die Scheu vor Pein, das Nahrungs- und Geschlechtswesen und die Uebelstände dabei, werden besonders hervorgehoben, aber auch andere Punkte, das Kriegführen, die Behandlung der Thiere, die Sklaverei besprochen. Diese und die Polygamie werden besonders als der Civilisation in China hinderlich hervorgehoben. Wo es sich besonders um geschichtliche Angaben handelt, scheint der Verf. nicht immer gleich genau und sorgfältig sich ausgedrückt zu haben. Dergleichen kleine Verstöße sind, wenn er S. 34 die Chinesen von Tschi-li ausgehen läßt, statt von Schen-si; S. 36 unter den Han Siam, Pegu und Bengalen zu China gehört haben sollen; er S. 233 die King das Einzige nennt, was von der alten Literatur übrig sei; S. 334 die Erfindung des Bücherdruckes noch in's 9. Jahrhundert statt in's 6. setzt (S. Julien N. Journ. As. 1847 T. 9); wenn er S. 22 die Doktoren gleich Distriktsbeamte werden läßt, da vielmehr, wer die Stelle eines Tschi-hien annimmt, nicht Doktor werden kann u. s. w.

Das kleine Werk von Gillespie (Nr. 12), der 7 Jahre Agent der Londoner Missionary Society in Hong-kong und Canton war, enthält manche Beiträge zur Kenntniß der Sprache, Regierung der socialen und besonders der religiösen und moralischen Zustände China's und der Missions-Verhältnisse, obwohl er von dem Christenthume der Aufständigen, wie die Engländer und Amerikaner überhaupt, wohl zu günstig denkt. In der British and Foreign Bible Society wurde vorgeschlagen, eine Million Exemplare neuer Testamenter nach China hineinzuwerfen. Wir werden eins oder das andere aus dem Buche wie aus Meadows noch erwähnen, wenden aber den wissenschaftlicheren Arbeiten von Wuttke (Nr. 13) und Eisenhart (Nr. 14) lieber noch unsere Aufmerksamkeit zu.

Wuttke, jetzt außerordentlicher Professor der Theologie in Breslau, meint, das Christenthum als die Macht, welche die Welt überwinden soll, bleibe unverstanden, so lange die zu bewältigende Welt oder das Heidenthum noch unerkannt sei. „Er will aber nicht eine bloße Religionsgeschichte des Heidenthums, wie etwa Stuhr [1]) geben, sondern die Geschichte des Geistes in der heidni-

1) P. F. Stuhr die chinesische Reichsreligion und das System der indischen Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Offenbarungslehre, Berlin 1835, 8., und desselb. Allg. Gesch. der Religionsformen der heidnischen Völker. Berl. 1836. Th. I: die Völker des Orients. Die betreffenden Abschnitte in „Hegels Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie, Windischmann's Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte und Gladisch die Religion“ und die Philosophie 1852, erklärt Meadows S. 378 für ganz verfehlt.

ſchen Menſchheit nach allen ſeinen weſentlichen Offenbarungsweiſen". „Der Miniſter des Unterrichts in Berlin hat durch Unterſtützung die Herausgabe des 2. Bandes ermöglicht, da die gegenwärtige Lage des deutſchen Buchhandels für Werke dieſer Art eben nicht ſehr aufmunternd iſt". Der erſte Band handelt zuerſt von den rohen Naturvölkern, dann ziemlich kurz von den Hunnen, ausführlicher von den Mongolen, Mexikanern und Peruanern, der zweite von den Chineſen, Japanern und Indiern. Die Aegypter, die er noch befaſſen ſollte, fehlen noch, und ein 3. Band ſollte das Ganze beſchließen. Wir beſprechen hier nur den Theil, der die Chineſen betrifft (II. 1 — 217), ganz kurz, und bemerken dabei, daß er am Schluſſe des erſten Theiles auch auf die Frage des Zuſammenhanges der Mexikaner u. Peruaner unter ſich und mit den andern Menſchenſtämmen, namentlich Aſiens, zu ſprechen kommt. Wir heben nur ſein Reſultat hervor, daß, wenn auch durch geſchichtliche Nachrichten zwiſchen Mexiko und Peru nicht die mindeſte Spur einer Verbindung aufzuweiſen ſei, innere Gründe es als gewiß erſcheinen laſſen ſollen, daß ſehr früh eine ſpäter abgebrochene Verbindung beider Völker vorhanden war. Wir können ſolche Gewißheit, die „beſonders in ſonderbaren Kleinigkeiten ſich ausſprechen ſoll", nicht finden. Auch die Spuren, die auf Aſien hinweiſen, ſind ziemlich ſchwach. Weder von Hindu, noch Chineſen, noch Mongolen ſollen ſie abſtammen, eher von den Tſchuden, von denen wir freilich wenig oder nichts wiſſen!

Der Hr. Verf. hat auf ſein Werk vielen Fleiß und Scharfſinn verwendet, indeſſen ſind auch die Schwierigkeiten nicht gering, da er offenbar die betreffenden Sprachen nicht kennt, die Aufgabe ſo umfaſſend und das Material vielfach noch ſo unvollſtändig und mangelhaft, auch nicht an jedem Orte, wie wir recht wohl wiſſen, immer zugänglich iſt. So war, um bei China ſtehen zu bleiben, der wichtige Li-ki noch nicht überſetzt, wie jetzt von Callery [1]), der Tſcheu-li [1]), von Biot überſetzt, iſt nicht benutzt, ebenſo wenig die inhaltsreichen ältern Werke von Noel u. a., die wir Geſch. d. öſtl. Aſiens I. p. 371 ffg. genannt haben. — Er kennt weder Gutzlaffs China opened, noch Pauthiers Chine moderne u. a.; S. 191 werden Rückerts poetiſche Variationen über den Schi-king, die nur dichteriſchen Werth haben, als Quelle gebraucht, S. 32 Gabelenz Ueberſ. des Sing-li-tſchinthſiuan, aus dem Mandſchu in der Zeitſchr. für d. K. des Morgenlandes Bd. 3, das, nach Schott (Abhandl. der Berl. Akad. d. W. 1853. S. 342) erſt vom Jahre 1753, ein Werk chriſtl. Urſprungs iſt, ein Syſtem der natürlichen Religion als Vorſchule zur geoffenbarten, ohne weiteres als Quelle für die chineſiſche Philoſophie benutzt, z. B. S. 27 u. 52, u. dergl. [2]) Man vermißt mit einem Worte die Kritik. So wird S. 76 z. B. bei Lao-tſe der Tao-te-king in Julien's zuverläſſiger Ueberſetzung benutzt, dabei heißt es aber: „Schon um ſeine Geburt weben ſich Sagen von indiſch-phantaſtiſchem Gepräge; er ſoll große Reiſen gemacht haben", — was doch erſt ſpätere Erfindungen u. Ausſchmückungen ſind. Ebenſo fern liegt Lao-tſe die Seelenwanderung und das Ziel des Heiligen, ſich in Nichts aufzulöſen, wofür S. 82 fg. nur de Mailla und Gutzlaff Ev. R. B. angeführt werden.

W. will das ganze Geiſtesleben der Chineſen darſtellen. Er beſpricht es in den Abſchnitten: das religiöſe Leben, das wiſſenſchaftliche Leben, Arbeit, Kunſt, das ſittliche Leben, der Staat, die Geſchichte. Religion und Staat ſind offenbar die Hauptabſchnitte; daher über dieſe vorzugsweiſe einige Bemerkungen: China hat bekanntlich 3 verſchiedene Religionen: die alte chineſiſche Religion, als deren Repräſentanten man Confucius betrachtet; den Geiſterglauben der

1) Le Li-ki ou Memorial des Rites, traduit du Chinois avec le texte et Notes par J. M. Callery. Turin und Paris 1853. 4. Der Liki enthält Manches über die Religion der alten Chineſen.

1) Le Tcheou-li ou Rites des Tcheou, traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot. Paris 1851. 3 vol. in 8. Vgl. Hoo Peih Siang, The ceremonical usage of the Chinese, being an abridgment of the Chowle by W. R. Gingell. Lond. 1852. 4.

2) Anderſeits ſieht W. (II. 236) in dem Kural des Tiruvalluver eine bloße litterariſche Betrügerei, was Dr. Graul in ſeiner Ueberſetzung des Kural „Biblioth. Tamul", 1856. T. III. p. XII. mit Recht rügt.

Tao-ſſe, von welchen nicht ſogleich einzuſehen iſt, warum ſie deſſen Zeitgenoſſen Lao-tſe als ihr Haupt betrachten [1]) und den Buddhaismus, der aus Indien ſtammt. Dieſe 3 Religionen ſollen nun eins ſein. San-kiaoi-yen ſagt ein chineſiſches Sprichwort. Der Buddhaismus wird S. 83 fg. ganz kurz abgefertigt: „Da die Buddhareligion dem indiſchen Geiſtesleben angehört, und in China wohl zahlreiche Anhänger, aber keine Geſchichte und keinen umgeſtaltenden Einfluß hat, ſo dürfen wir ſie hier nicht näher betrachten; verfaulte Geſtalten gehören ohnehin nicht in die Geſchichte“. Der Buddhaismus iſt allerdings bei Indien zu behandeln und auch von W. behandelt worden, indeſſen da er, ſeit 65 nach Chr. in China eingedrungen iſt, die Mehrzahl der Chineſen zu ſeinen Anhängern hat und eine ſo reiche buddhaiſtiſche Literatur, wenn auch meiſt nur von Ueberſetzungen hat, und aus Schott's Abhandlung: Ueber den Buddhaismus in Hochaſien und in China (Abh. der Berl. Ak. der Wiſſ. a. d. J. 1844, p. 178, 213), die dem Vf. nicht unbekannt iſt, ſchon genugſam erhellt, daß er ſich da zum Theil eigenthümlich entwickelt hat, auch ſein Gegenſatz zum alten Chineſenthume eine eigene polemiſche Literatur hervorrief, ſo wäre es offenbar zweckmäßiger, wenn Indien und der Buddhaismus zuerſt erörtert und dann, bei China darauf Bezug nehmend, die erwähnten Punkte beſprochen worden wären. Ueber den Buddhaismus in China ſind des Hauterayes im Journ. As. T. VII. Abel Rémusat Mélang. posthumes, Paris 1843, 4. p. 65—131, J. Edkins, Notices of the chinese Buddhism Shang-hae 1855, und über das Kloſterweſen Bazin Journ. As. 1856 Aout. jetzt noch zu vergleichen.

1) Bazin meint mit den Tao-ſſe, daß ihr Cult älter ſei, als Lao-tſe, und von ihnen die chineſ. Mythologie herrühre.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortſetzung.)

Historia.

R. Geier, Alexander und Ariſtoteles in ihren gegenſeit. Beziehungen. Halle 1856.

G. Garzetti, Della storia e della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Vol. 1. 2. Mailand 1826.

Dr. E. Meyer, Der Freiheitskrieg der Bataver unter Civilis. Hamburg 1856.

K. F. Hermann, Culturgeſchichte der Griechen u. Römer. Aus (ſeinem) Nachlaſſe herausg. von Dr. K. G. Schmidt. Th. 1, Götting. 1857.

C. Bursian, Quaestionum Euboicarum capite selecta. Leipz. 1856.

Gabr. Hugelmann, L'Espagne et les derniers événements. Par. 1856.

N. della Tuccia, Cronaca de' principali fatti d'Italia dall' anno 1417 al 1468.

Fr. Ferrara, I campi Flegrei della Sicilia e delle isole che le sono intorno. Messina 1810.

T. Gar, Episodio del medio evo Trentino. Trento 1856.

Dizionario corografico-universale dell' Italia. Disp. 1 — 75. Milano 1855.

Atti Istriani editi a cura della direzione del Museo di antichitá Tergestine. Vol. 1. 2. Tergeste 1843 — 1846.

F. Alizeri, Guida artistica per la città di Genova. Vol. 1. 2 mit Atlas. Genova 1846.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. Juni.

Nr. 75. 1857.

Historische Classe.

Neuere Werke über China.

Nr. 11 — 14.

(Fortsetzung.)

Lao-tse's Lehre wird nach dem Tao-te-king S. 74—83 zwar kurz erörtert, aber ohne Grund schon in der Ueberschrift als fremde Religionsidee in China bezeichnet. Sie soll nach Form und Inhalt indischen Charakters, nur ein unklarer und schwächlicher Ausläufer des indischen Bewußtseins, ihrem Wesen und ihrer Wirksamkeit nach ohne weltgeschichtliche Bedeutung sein. Wir wissen wohl, daß Pauthier u. A. schon eine solche Meinung ausgesprochen haben, Rémusat gar an eine Verbindung mit Pythagoras u. dgl. dachte. Aber dieß scheint gar keinen Grund zu haben. Wir wissen von einer Verbindung zwischen China und Indien zu Confucius und Lao-tse's Zeit nichts; den indischen Buddhaismus erkennt man in China, Japan u. sonst überall gleich wieder; die Lehre des Lao-tse findet man nirgends in Indien. Sie weicht allerdings wesentlich von der des Confucius ab, dieß ist aber kein Grund, ihren chinesischen Ursprung zu bestreiten. Finden wir doch in Griechenland Stoiker neben Epikuräern und eben so in China neben der Lehre der Confuceischen Schule von der natürlichen Güte oder doch Neigung des Menschen zum Guten bei Meng-tse, die gerade entgegengesetzte Siun-tse's (230 v. Chr.) von der natürlichen Schlechtigkeit des Menschen, indem seine vorgeblichen Tugenden alle falsch und lügenhaft seien [1]), und bekämpfte doch Meng-tse (I. 6. §. 9) die entgegengesetzten Lehren von Yang-tschu und Me-ti und hatte Tschu-hi noch seinen Gegner Wang-ngan-sche. Es liegen Lao-tse's Philosophie offenbar chinesische Ideen zum Grunde und wenn er z. B. statt sich dem Staatsdienste, wie Confucius, zu widmen, sich in die Einsamkeit zurückzog, erklärt sich dies genugsam aus den Zeitverhältnissen. Die eigentliche Religion der Tao-sse ist freilich noch zu wenig bekannt, als daß es nicht zu entschuldigen wäre, daß sie nicht genauer geschildert ist.

W. behandelt also nur das eigentlich alt-chinesische System. Hier aber mußte nothwendig das alte ursprüngliche System und das spätere jetzige, das Einflüsse der Tao-sse und Buddhaisten erfahren hat, vor allem aber die Volksreligion von den Systemen der Gelehrten oder Philosophen unterschieden werden. Dies ist aber äußerst schwierig, namentlich bei der alten Religion der Chinesen, da wir diese fast nur aus den Schriften der Literaten kennen. Wir können das Richtige nur einigermaßen finden, indem wir die wenigen Spuren des alten Volksglaubens sorgfältig sammeln, sie mit den Nachrichten über den bestehenden Volksglauben verbinden und aus dem, was die Natur der Sache mit sich bringt, sie ergänzen. Indem W. dies nicht beachtet hat, ist er zu den verkehrtesten Vorstellungen gekommen. Mögen die Gelehrten in China einer Art

1) Vgl. jetzt Meadows p. 335, 377 u. 390.

von Pantheismus anhängen, keine außerweltlichen Götter oder Geister, sondern nur Kräfte, die den Dingen inhäriren oder ihnen inkorporirt oder immembrirt sind (Thyvoe) und keine Offenbarung annehmen, es sei denn durch den Hergang der Begebenheiten [1]) und ebenso wenig eine persönliche Fortdauer, wie wir sie glauben, so ist das nichts weniger als der Volksglaube. Gänzlich irrig ist daher, wenn W. p. 48 sagt, das chinesische System hat keine Unsterblichkeit. Es widerspricht dem auch gleich S. 50, wo er selbst sagt: ein Leben nach dem Tode wird in der Verehrung der Ahnen bestimmt vorausgesetzt. Diese stehen mit den Ihrigen in Verkehr, schützen sie, sorgen für sie, rathen ihnen, zürnen den Unwürdigen und strafen sie. Wir verweisen auf die Stellen, die er selber aus den King dafür anführt, die wir noch vermehren könnten. Es genüge nur eine interessante Stelle auszuheben, die beweiset, daß dieser Volksglaube noch besteht. Gillespie p. 18 erzählt, daß, als nach dem Frieden und der Abtretung Hong-kongs an England Kaiser Tao-kuang seiner Mutter aufwarten wollte, sie ihn erst zurückwies, und als sie ihn endlich annahm, ihn anfuhr, was er geduldig anhören mußte: „Unwürdiger Sohn erlauchter Ahnen! ich werde alsbald in's Jenseits übergehen, mit den Unsterblichen zu verkehren; was werden Kang-hi, Khian-lung und Kia-king sagen, wenn sie von mir hören, daß ihr unwürdiger Nachkomme die Barbaren ein Stück des Reiches habe abreißen lassen, das sie als ein vom Himmel ihnen anvertrautes heiliges Vermächtniß ihm überliefert hatten". Viele Stellen der Alten sind eben so sprechend für den Glauben an die Fortdauer, und doch soll nach W. diese Seite des chinesischen Bewußtseins nur eine „gemüthliche Inconsequenz" sein, eine dem Grundbewußtsein zum Trotze mit Liebe gepflegte, fremdartige Vorstellung" u. s. w. Eben so gewiß ist der Glaube der alten wie neuern Chinesen an Geister. Auch diesen kann W. p. 36 nicht läugnen. „Wenn sie im wissenschaftlichen Systeme keine Stelle hätten, träten sie — sagt er selbst — im Volksgottesdienste um so mehr hervor, vielfach sogar in den Vordergrund; aber entsprungen sei diese Geisterverehrung gewiß nicht aus dem chinesischen Grundgedanken, vielmehr unzweifelhaft nur ein Hereinragen früher schamanischer Weltanschauung in das chinesische Bewußtsein, nur ein geduldetes und adoptirtes Element, nicht aus chinesischem Fleisch und Blute". Dieß ist wieder völlig grundlos. Wie die physische Natur mit den moralischen Zuständen der Menschen durchgehends in Verbindung gebracht wird, so steht auch der Geisterglaube mit dem Ahnenglauben in enger Verbindung. In welcher Art der Volksglaube noch jetzt sich diese denkt, erhellet aus einer andern Stelle bei Gillespie p. 67: „Im letzten Kriege mit den Engländern war in der Schlacht bei Tschapu der General Tschin für sein Land tapfer fechtend gefallen und ihm ein Tempel in Schang-hai errichtet worden. 14 Tage nach seinem Tode sandte er im Tempel zu Sung-kiang-fu Nachricht durch das Orakel, daß er vom höchsten Herrscher im Himmel zum 2ten Vorstande im Donnerdepartemente ernannt sei und so zur Ausrottung der Rebellen seinem Vaterlande behülflich sein werde, wenn er es lebend auch nicht mehr vermöge". Ebenso wird in einem Edikte Kanghi's der Jesuit Adam Schall, der als Präsident des Tribunals der Astronomie sich verdient gemacht, zum Präsidenten des astronomischen Tribunals im Hades erklärt. Dies ist alter und noch neuer Volksglaube, wie wir ihn analog bei den Griechen finden. Wenn nun Lichtenbergs Ausspruch hier angewendet wird: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde", d. h. „der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde", so läßt sich schon a priori erwarten, daß wie in der so durch und durch monarchischen China-Welt — denn für beides hat der alte Chinese nur ein Wort Thian-hia — es nur einen Kaiser oder Himmelssohn (Thian-tse) gibt — wie nach Confucius Ausdruck nur eine Sonne am Himmel ist, — so auch die Hierarchie der Geister ohne eine solche monarchische Spitze von den alten Chinesen nicht gedacht sein könne, und dieses ist zweifelsohne der oberste Kaiser, der Schang-ti [1]),

1) Confucius sagt: „Der Himmel redet nicht, aus dem Hergange der Begebenheiten ist es zu ersehen und nichts weiter (Thian pu yen; i hing iu sse khi tschi, eul i i).

1) Dies erkennt auch Meadows p. 358 an.

als dessen Sohn oder Abbild auf Erden nur der irdische erscheint. Wenn man dafür im Leben das Wort Himmel (Thian) braucht, so thun wir dies ja auch. Ebenso falsch ist auch wieder, wenn W. p. 26 von den Chinesen behauptet, „bewußter Geist ist nur in der Creatur, die Gottheit ist einzig Natur“. Das kann höchstens von späterer Speculation gelten, war aber nie Volksvorstellung. Das Volk hat sich in China Gott, eben wie die Griechen, auch menschlich gedacht. Ist der Mensch aber denkend, empfindend, wollend, dauert er als solcher fort, belebt er als ein solcher Geist Theile der Natur, wie sollte dann der höchste Geist, der Schang-ti, ohne Bewußtsein und Theilnahme an menschlichen Verhältnissen sein? W. p. 60 erwähnt selbst der Stelle des Schi-king (3, 2, 1), wo die kinderlose Ahnfrau der Tscheu (1122 v. Chr.) betet und viel opfert, in die Spur, die der Herr der Welt durch seine große Zehe eingedrückt zurückgelassen hatte, sich stellte, so schwanger wurde und ohne Wehen und Seufzen einen Sohn, den Ahnherrn der Dynastie, gebar. Das soll nach W. späteres Einschiebsel sein, da es ganz indisch laute. Wir finden allerdings solche menschliche Vorstellungen von Gott in den King kaum noch; aber daß diese in der Regel uns nicht den Volksglauben, sondern nur den der Gelehrten zeigen, ist schon bemerkt. Dies kann aber eben so wenig beweisen, daß jene Vorstellungen dem Volke fehlen, als daraus, daß Cäsar im Senate nach Sallust die Unsterblichkeit läugnete, folgt, daß die alten Römer keine Fortdauer geglaubt haben, oder aus den pantheistischen Stellen bei Virgil, Manilius u. s. w., daß sie Pantheisten gewesen sind.

Den alten Volksglauben der Chinesen sieht man in Stellen, wie Schi-king III. 1. 9., die Ahnen der Tscheu sind im Himmel (Tsai-thian) und III. 1. 1. vergl. IV. 1. 1. 1, wo es von Wen-wang nach seinem Tode heißt: er bewohnt jetzt die obern Regionen, wie glänzt er im Himmel! Er mag auf- oder absteigen, immer ist er zur Rechten oder Linken des Schang-ti. Wenn man ihm Fortdauer mit Bewußtsein zuschreibt, kann er unmöglich einem unbewußten Schang-ti zur Seite gedacht sein. Nur ohne Priesterstand konnte keine Dogmatik in China sich ausbilden. Was Wuttke pag. 11 fgg. von der Zweiheit als Grund des Alls, dem Yang und Yn, dem Tai-ky (d. i. der höchsten Spitze oder dem Absoluten) und der Urkraft (Ly) sagt, gehört blos der Spekulation, nicht der Volksreligion an. Wie diese sich jetzt zeigt, darüber verweisen wir der Kürze wegen nur auf Bazin. Den heutigen religiösen Zustand der Chinesen und das Verhältniß der 3 Religionen charakterisirt gut Schott in den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wissensch. 1853 S. 348 fgg. Auch der chines. Festkalender von W. Williams aus dem Anglochinese Kalender, Canton 1850, bei Bazin Chine moderne p. 649 fgg. gewährt darüber einige Einsicht. Ueber Tschu-hi und seine Lehre u. Wirksamkeit und die Grundzüge der neuen Philosophie der Chinesen ist jetzt N. Sommer, in Ermans Archiv zur Kunde Rußland B. 14. S. 446—461, und Meadows Cap. 18 zu vergleichen.

Wir wollten auch, was W. über den chines. Staat nnd die Staatsregierung S. 146—208 sagt, noch unserer Beurtheilung unterziehen, müssen uns aber beschränken, um uns noch zu Eisenhart zu wenden. Wir bemerken daher nur, die Behandlung Ws. auch in diesem Abschnitte ist wieder viel zu abstrakt, Altes und Neues wird wieder unter einander gemischt; die neuen Einrichtungen betreffend, fußt er nur auf Williams, während Gützlaff und Pauthier, besonders aber Bazins vortreffliche Abhandlung durchaus benutzt werden müssen.

Eisenhart, „ermüdet durch die philosophischen Ideale, neigt sich der geschichtlichen Erforschung des Lebens und dem praktischen Ausbau seiner gegebenen und eingebornen Formen zu“. Dieser Theil behandelt von den 4 Staatensystemen der Gegenwart das buddhaistische und muhamedanische, unter jenem nehme das chinesische Reich den Hauptplatz ein. Das christlich-europäische und amerikanische Staatensystem sollen noch folgen. Wir sprechen hier nur von China. Die historische Erkenntniß der bestehenden Staatenverhältnisse ist gewiß für den Staatsmann wesentlich und die Erweiterung des Blickes und die Richtung desselben auch über den christlich-europäischen und amerikanischen Kreis hinaus und die Erhebung zu einer Weltanschauung, die W., wie Eisenhart vor-

ſchwebt, höchſt anerkennenswerth, aber es gehört dazu eine unabhängige Stellung und ein freier Blick, um ein richtiges unpartheiiſches Urtheil zu fällen und eine genaue ſorgfältige Kunde. Faſſen wir nur das letztere in's Auge. Hier iſt nun ſchon ganz unglücklich, daß E., durch H. Berghaus verleitet, von einem buddhaiſtiſchen Staatenſyſteme ſpricht und China darunter reiht. W. II. 585 bemerkt mit Recht, die buddhaiſtiſche Weltanſchauung, die urſprünglich auf ein völliges Zurückziehen von der Welt ausgeht, ſchließe eigentlich jeden Staat, wie jede Ehe aus. Beides ließ ſich freilich nicht durchführen und der Staat buddhaiſtiſcher Völker ſich nur mit buddhaiſtiſchen Ideen tränken. Aber wenn er nicht ein rein geiſtlicher Staat in der Weiſe der klöſterlichen Colonien wurde, ſo konnte er nur ein gleichgiltiges Ergreifen irgend einer Staatsform, ein geduldiges Unterwerfen unter irgend eine Staatsmacht zeigen. Schon deshalb kann man eigentlich von buddhaiſtiſchen Staaten nicht reden. Was aber China betrifft, ſo entgeht es E. p. 41 ſelber nicht, daß auf dieſes, wie auf Japan, der Buddhaismus weniger, wir ſagen gar nicht, eingewirkt hat [1]), und da nun beide 85¼ % der Fläche und ſelbſt 96 % der Bevölkerung dieſes ſg. buddhaiſtiſchen Syſtems nach E. S. 40 ausmachen, ſo ſieht man, wie unzutreffend dieſe ganze Eintheilung iſt. Die Organiſation der Mongolei und Mandſchurei hat aber eben ſo wenig mit dem Buddhaismus etwas zu thun. Wir verweiſen auf unſer nächſtens erſcheinendes Aſien S. 98 ffg. und S. 88.

1) Sehr gut ſpricht ſich darüber Meadows S. 326 aus.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortſetzung.)

Historia.

A. G. Kreglianovich, Memorie per la Storia della Dalmazia. Vol. 1. 2. Zara 1809.

Ant. Gallenga, Storia del Piemonte dai primi tempi alla pace di Parigi del 30. Marzo 1856. Vol. 1. 2. Torino 1856.

J. Dennistoun, Memoirs of the Dukes of Urbino, illustrating the arms, arts and literature of Italy, from 1440 to 1630. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1851.

C. de Gaalon de Barzay, La question de Madagascar après la question d'Orient. Par. 1856.

Rabanis, Les Mérovingiens d'Aquitaine. Essai historique et critique sur la charte d'Alaon. Paris 1856.

A. Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. P. 1. 2. Colmar 1856.

M. de Maintenon, Lettres historiques et édifiantes adressées aux dames de Saint-Louis, publiées pour la première fois sur les manuscrits authentiques avec des notes par M. Th. Lavallée. Vol. 1. 2. Par. 1856.

Jourdain, Mélanges historiques statistiques et anecdotiques. Vol. 1 — 3. Par. 1807.

Le duc de Saint-Simon, Mémoires complets et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la Regence, précedés d'une notice sur l'auteur par Em. de la Bédolliére. T. I — XVII. Par. 1856.

A. Weill, Zehn Monate Volksherrſchaft vom 24. Febr. bis zum 10. Dezemb. 1848. Frankf. 1857.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26. Juni.

Nr. 76. 1857.

Historische Classe.

Neuere Werke über China.

(Schluß.)

Der Verf. bespricht erst den Confucianismus, dann die Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft, die Staatsverfassung China's, seine Verwaltungsform und die Resultate des Staatslebens und besonders ihrer Nationalökonomie. Die Quelle seiner Kunde ist vorzugsweise Williams Buch in der deutschen Uebersetzung und Davis; weder Gutzlaff's China opened noch Pauthier's oben angezogenes oder gar ältere Werke, weder Bazins vortreffliche Abhandlung über die Regierung von unten im Journ. As. 1854 T. 3 u. 4, noch Meadow's (oben S. 594) erwähntes Werk, das über die faktischen Verhältnisse so viel Licht verbreitet, sind ihm bekannt. Bei der Nichtkunde des Werks von Bazin namentlich hat er eine ganz verkehrte Vorstellung von der Verfassung und Verwaltung China's und was er über den Confucianismus, vorzugsweise nach W., sagt, beruht nach unserer obigen Kritik des letztern auch auf irrigen Ansichten. Weit entfernt, daß China ohne Religion wäre und dort nach S. 44 „ein völliges Aufgehen des Glaubens in nüchterne, rationale Aufklärung als specifischer Charakter dieser erdigen chinesischen Gesittungsbasis angesehen werden könnte", ist das chinesische Volk vielmehr voll Religion und Glauben. War der alte chinesische Kultus, ohne besondere Priesterkaste, natürlich auch ohne Dogmatik, so ist das religiöse Bedürfniß des Einzelnen durch die spätere hinzugekommene Tao-sse und Buddhaisten mehr als befriedigt worden, die den frühern Glauben ergänzten, ohne ihm feindlich entgegenzutreten oder ihn aufzuheben, wie das Christenthum es thun mußte. Wie sollte eine große Nation von 414 Millionen eine mehr als 4000jährige Geschichte durchlebt haben, ohne eine gehörige religiöse und moralische Grundlage zu besitzen. Alle Irrthümer im Einzelnen zu widerlegen, würde Bogen erfordern; nur einen Satz zur Probe. „Dem bewußtlosen Himmel, sagt er p. 51, kann man verständiger Weise weder Opfer darbieten, noch Gebete an ihn richten". Dennoch aber bringt der Kaiser bekanntlich im Tempel des Himmels, als Hoherpriester seines Volkes, jährlich, nachdem er sich durch Fasten dazu vorbereitet hat, ein großes feierliches Opfer dar, und wendet sich bei verschiedenen Gelegenheiten an ihn. S. Pauthier p. 27 u. Plath's Gesch des östl. Asiens II. p. 757 fgg. In den 50 Jahren seiner Regierung hatte Khian-lung nur einmal Krankheits halber sich durch seinen Sohn vertreten lassen. „Es existiren für den Cult der Reichsreligion, fährt der Verf. fort, weder Priester, noch Tempel, noch heilige Tage". Wie falsch das ist, ergibt sich, was die Tempel betrifft, schon daraus, daß nach Gillespie p. 45 Confucius allein 2000 Tempel hat und Pauthier p. 262 zwölferlei Tempel nennt, die es in jedem Hauptorte der Provinz, eines Departement und Cantons gibt. Die Tempel besitzen besonderes Grundeigenthum und die Kosten des Kultus betragen nach Pauthier p. 204 1,589,552 Fr. jährlich. Es hat der altchinesische Cult allerdings

keine besondere Priesterkaste, aber darum fehlen ihm doch nicht die Priester. Der Kaiser oder Himmelssohn fungirt selbst als Oberpriester, die großen Vasallen früher, jetzt die hohen Beamten bringen den untergeordneten Geistern zu bestimmten Zeiten oder bei besondern Gelegenheiten feierliche Opfer dar. Im Tribunale der Gebräuche (Li-pu) ist eine eigene Direktion für die Opfer (Tsé-tsi-tsching-li-ssé) und es gibt besondere Intendanzen für die Opfer, wie den Taï-tschang-ssé. — Die Reichssatzungen (Taï-thsing-hoeï-tien) K. 28—30 sprechen im Detail von jener und K. 56—57 von dieser. — Endlich fungirt der Hausvater als Priester beim häuslichen Ahnen- und Larenkultus. Allerdings hat China keine Sonntagsfeier. Diese hatte aber auch das alte Rom nicht. Wie man aber nur Ovids Fasten einzusehen braucht, um sich von ihren vielen heiligen Tagen zu überzeugen, so dient ein Blick in einen chinesischen Festkalender, dergleichen W. Williams, Canton 1850, herausgegeben hat, um sich von den vielen Festen der verschiedenen Religionen Chinas zu überzeugen. Ebenso falsch ist, wenn E. fortfährt: „Opfer werden nur sehr spärlich und jedenfalls keine Hekatomben, sondern Räucherwerk und Papierschnitzel gebracht". Letztere kommen beiläufig nur bei den Buddhaisten vor; das Gegentheil der erstern Behauptung ergibt eine Stelle Gillespies p. 45: upon his (Confucius) altars innumerable offerings are daily presented of fruits, sweetmeats, tea, and incense. Upwards of 60,000 victims, chiefly pigs and rabbits, are annually sacrificed to his memory. Um sich von der aufgeklärten Religiosität eines chines. Kaisers einen Begriff zu machen, verweisen wir auf unsere Gesch. d. östl. As. I. p. 478—91, wo die Nachrichten über Khang-hi's religiöse Ansichten und Aeußerungen aus Poirot u. a. zusammengestellt sind.

Der nächste Abschnitt, die Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft, gäbe zu eben so vielen Ausstellungen Anlaß, wie wenn S. 54 die Entdeckung gemacht wird, daß China nicht als ein conservativer Staat, sondern als eine revolutionäre Macht zu bezeichnen sei. Meadows S. 25 spricht sich viel richtiger dahin aus, daß die Chinesen unter allen civilisirten Völkern das wenigst revolutionäre, aber das rebellischste, aufständigste seien. Er versteht da unter Revolution eine Bewegung gegen das Princip des Staates, unter Rebellion den Aufstand gegen einzelne Herrscher oder Dynastien, die die Staatsprincipien verletzen. Die Wahrheit ist, das große, einige China hat lange Perioden der Ruhe und des Friedens genossen, wie das zertheilte Europa nicht. So sind der Kriege seit 1689 bis 1840 verhältmäßig nur wenige gewesen, seit 1850 herrscht allerdings ein Aufstand, der die Dynastie bedroht und beim Wechsel der Dynastien währt der Kampf oft 20—30 Jahre. Allein das ist ja gerade, wie schon erwähnt, ein Zeichen einer guten Constitution und eines festen Gefüges, während wir in Europa Dynastien und Constitutionen über Nacht fallen und sich erheben sahen. In China gieng aus dem Kampfe mit Fremden nie eine rohe Barbarenherrschaft hervor, sondern, wie aus den innern Kämpfen, nur die alt-chinesische Verfassung geläutert und verbessert, weil man durch Erfahrung gewitzigt ward. Aber man muß erst eine Sache kennen lernen, ehe man darüber spricht und schreibt.

S. 55 lamentirt er dann über das Bild eines vollständigen Nivellements, ohne alle Unterschiede der Geburt und des Standes und die vollständigste bürgerliche Gleichheit, die China zeige. Nordamerika wird natürlich eben so wenig vor ihm Gnade finden. Andere haben das gerade gerühmt und einen Hauptgrund der langen Dauer der chinesischen Monarchie eben darin gefunden, daß in China die höchsten Stellen jedem Befähigten offen stünden. „Nur 2 Familien, bemerkt er S. 58, ragen aus dem allgemeinen Philisterium mit einem erblichen Vorrangs-Anspruche hervor, die kaiserliche und die des Confucius". Die kaiserliche Familie ist indeß schon sehr zahlreich, da sie auch die Seitenzweige mit rothem Gürtel begreift. Außer diesen gibt es aber auch noch 7 Klassen von, wenn auch nicht erblich Privilegirten: wegen langer Dienste in hohen Aemtern, — großer Thaten, — hoher Weisheit, — großer Talente, — besonderen Diensteifers, — hohen Ranges — und Abkunft von einem um den Staat verdienten Vater. Sie, ihre Ad- und Descendenten sind dadurch den gewöhnlichen Gerichten entzogen (Pauthier p. 139); ja die Baccalaurei schon haben eine privilegirte Stellung. E. p. 59 beruhigt sich indessen damit, daß es nicht immer in China so

gewesen sei, sondern auch dieses sein Mittelalter und sein Feudalwesen gehabt habe. Leider sind die schönen Zeiten nicht mehr! der Yuen-kian-lui-han, K. 118 — 121 erlaubt die ganze Entwicklung des Adels in China bis zum Erlöschen zu verfolgen, s. Pauthier p. 162, und da dies Nivellement das Produkt eines regelmäßigen Prozesses ist und es vergebens wäre, wider den Stachel zu löken, so wird der Herr Dr. sich wohl dabei beruhigen müssen, gerade wie wenn Luft, Hitze, Kälte, Wasser die Berge allmählich zerbröckeln und in die Ebene hinabschwemmen. Auch die Staatsprüfungen finden vor seinen Augen keine Gnade, obwohl doch zu beachten ist, daß bei den höhern Graden auch chinesische Geschichte und Gesetzkunde beansprucht werden und die Candidaten durch die Prüfung nur Hinsichts ihrer allgemeinen Bildung sich befähigt zeigen sollen [1]). P. Gotteland bei Brollion p. 248 rühmt noch die gänzliche Freiheit des Unterrichts, wie Andere die dadurch allgemeine verbreitete Bildung, ohne daß der Staat für den Unterricht Millionen auszugeben braucht.

Die Staatsverfassung China's bezeichnet er p. 68 als eine rationelle Despotie. Dazu muß er Montesquieu's Definition der Despotie, „wo einer nach Willkür regiere," zuvor beseitigen; denn l'état c'est moi hat in China nie gegolten. Des Kaises ganzes Thun und Treiben ist gesetzlich geregelt. „Der Freiheit eine Gasse" möchte man öfter allerdings rufen. Aber wenn die gesetzliche Regelung aller Verhältnisse die Despotie ausmachte, so wäre es höchstens ein gesetzlicher Despotismus; ich würde die Verfassung jedenfalls aber nur dann so nennen, wenn die Gesetzbestimmungen den gegenwärtigen Gefühlen, Empfindungen, der spätern Einsicht und dem Willen der Bewohner widersprächen; was uns oft so scheint, in Asien aber keineswegs der Fall ist — wo nicht, so wäre es nur eine peinliche Herrschaft des Gesetzes [2]).

1) Vergl. auch Meadows S. 402 und Biot sur l'histoire de l'instruction publique en Chine. Paris 1845 — 47. Tom. II.

2) Meadows p. 27 sagt weit richtiger: Die chines. Regierung ist kein Despotismus, durch physische Gewalt aufrecht erhalten, sondern eine Autocratie in Kraft einer willigen Zustimmung des Volkes.

Er definirt die Despotie mit Heeren als ein absolutes Herrenrecht des Herrschers über Land und Leute. Allein ein solches existirt in China nur in seiner Einbildung [1]). Wenn er nämlich S. 69 sagt: der Kaiser (eigentlich der Staat) ist nach den alten Gesetzen der alleinige Eigenthümer von allem Grund und Boden, aller besonderer Besitz ist nur ein von ihm abgeleiteter, so mag dies vor 3—4000 Jahren richtig gewesen sein. Dieses allgemeine Staatseigenthum besteht aber so wenig jetzt, als bei uns noch der Felderwechsel, der zu Tacitus Zeit stattfand. Wie das Privateigenthum sich in China seit Thsin-schi-hoang-ti allmählig ausgebildet hat, hätte er aus Biot's schöner Abhandlung (Journ. As. Ser. III. T. VI. p. 255 — 336 vgl. De la Gravière II. p. 68) ersehen können. Es ist freilich nicht so verknöchert als bei uns, wo irgend ein Jude, wenn er wollte, ein ganzes kleines Herzogthum aufkaufen, alle Häuser allenfalls niederreißen, alle Einwohner verjagen, und das Ganze als Schafweide oder Wüste liegen lassen könnte, wie in Irland von Nichtjuden geschehen ist. In China darf Niemand den Acker unbebaut liegen lassen. Daß, wer den Grundzins an den Staat nicht bezahlt, sein Eigenthum verliert, ist in Europa wohl nicht anders. Von den Subhastationsprocessen, deren Wirkungen nach ihrer Einführung durch die Engländer die Hindu zu ihrem Schrecken erfuhren, wußten weder diese etwas, noch die Chinesen. Der Kaiser hat seine Domänen, die Militärkolonien besaßen nach Pauthier p. 193 2,472,168 Hektaren, die Studienanstalten 10,194, die Tempel desgleichen; es fällt aber dem Kaiser nicht ein, ihnen oder irgend einem Privatmanne sein Eigenthum zu nehmen.

1) Meadows S. 28 sagt: „Der Chinese kann Grundeigenthum kaufen und besitzen, mit einer Leichtigkeit, Sicherheit und Zuverläßigkeit, die ganz vollkommen ist, verglichen mit denselben Verhältnissen in England. Er reiset 2000 e. M. durch das ganze Reich, ohne von einem Beamten angehalten zu werden, betreibt jedes Geschäft, welches er will, und kann auswandern, ohne daß man nur nach einem Paß fragt".

Eben so phantastisch ist, wenn er p. 69 sagt, "auch nicht ein Punkt ist, den das Individuum rein für sich hätte". Die Art der Kleidertracht schreibt der Staat wohl nicht mehr vor, als bei uns; so z. B. den Beamten, sonst trägt Jeder, was er hat, der Kuli im Süden geht halbnackt oder trägt eine Hose und Jacke, wie bei uns der Arbeitsmann. Huc bemerkt ausdrücklich, daß in den verschiedenen Provinzen Kleidung, Wohnung, Nahrung, Sitten sehr verschieden seien und man irrthümlich das Ganze nur zu lange als eine einförmige Masse betrachtet habe. Wir möchten doch auch sehen, wie etwa 13,000 Beamte 414 Mill. eine Kleidertracht gegen ihren Willen aufdringen und auch die Sittlichkeit des innern Familienlebens überwachen könnten. Sitte, Herkommen, Gebrauch regeln, wie einst auch bei Römern und Griechen, noch mehr bei Indern und Aegyptern, diese und noch viele andere Dinge, die bei uns der Willkür mehr anheimgegeben sind. Das ist eigentlich die Sache. Die Verwaltungsform soll rein bureaukratisch sein, eine administrative Centralisation und ein Einschachtelungssystem herrschen, was doch nur von der Centralregierung gilt, die er allein etwas genauer kennt und deren Organisation er einigermaßen nach Williams schildert, denn was er S. 102 über das Amt der Dorfältesten, als der „einzigen Oase in diesem ungeheuren uniformen, bureaukratischen Sandmeere und Reste municipaler Institutionen" nach Williams sagt, würde sich ganz anders gestaltet haben, wenn er der Sache nach Biots schöner Abhandlung (Journ. asiat. 1854 T. 3 u. 4) und andern Nachrichten genauer auf den Grund gegangen wäre. Wir verweisen auf unser Asien und unsern Artikel: China in Bluntschli's deutsch. Staatswörterbuche.

Was die Resultate des Staatslebens betrifft, so hebt er zunächst die große, dichte Bevölkerung hervor. Was er über die Geschichte der Ackergesetzgesetzgebung aus Sacharow beibringt, hätte er aus einer Abhandlung Biots wieder viel besser und vollständiger darstellen können, s. oben und Journ. As. Ser. III. T. III. p. 246 ffg. Daß das allgemeine System der Zwergkultur seine vielen Schattenseiten hat, leidet keinen Zweifel und er hebt sie gut hervor. Aber die großen Latifundien und Grundbesitzungen einiger Großen, zumal wenn sie ohne Intelligenz und Kapital sind, thun es auch nicht. Dies zeigt Italien in den spätern Zeiten der römischen Geschichte, dies zeigt Sicilien noch. Daß recht viele Bürger am Grundbesitze Theil nehmen, statt daß wie in England wenige Große alles Grundeigenthum an sich gerissen haben, brauchen Frankreich wie China nicht zu bedauern. Es kommt nur darauf an, durch eine vernünftige Association die Vortheile größerer Wirthschaften auch kleinern Grundbesitzern zuzuwenden. Diese wird auch die Anwendung der noch fast gänzlich fehlenden Maschinerie auf das städtische Gewerbswesen und die Industrie ermöglichen und es ist zu hoffen, daß dann der einzelne Fabrikarbeiter nicht zum Sklaven eines Fabrikherrn werde, sondern der gleichberechtigte Theilnehmer bei einer gemeinsamen Unternehmung. Allerdings ist jetzt die Industrie in China zum Kleinbetriebe verurtheilt. Viele ringen um die bloße Existenz; der Arbeitslohn ist gering, die Masse ist arm und elend. Durch großartige Thätigkeit in der Produktion, erweiterten Handel, gut geleitete Auswanderung mag allerdings der Nationalreichthum vermehrt werden können, aber es ist doch schwer einzusehen, wie irgend eine Regierung 414 Mill. bei fortwährender gleichmäßiger Vermehrung eines so prolifiken Volkes auch fortwährend zum Wohlstande und Reichthume verhelfen könnte, ohne daß die ganze Erde schier zu einem China würde. Darum die Bürgerkriege, Hunger, Pest u. s. w., die sie dezimiren und selbst dritteln müssen.

Dr. Plath.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. Juni.

Nr. 77. 1857.

Historische Classe.

Della Crimea del suo commercio e dei suoi dominatori dalle origini fino ai dì nostri commentari storici dell' avvocato Michele Giuseppe Canale. Vol. I. 1855. 8. Genova presso Giacomo Jacchia librajo in vico Gianini. Giorgio Franz in Monaco.

Zweimal vor allem während der christlichen Zeitrechnung fielen auf Tauris die Würfel großer europäischer Kriege und brach dort die verderbliche Wuth eifersüchtiger Machthaber des Abendlandes aus in einen verzweifelten Kampf, welcher die sonst meist friedlichen und dem Occident fast unbekannten Striche und Busen der Erde mit Schrecken und Elend erfüllt, und den streitenden Mächten selbst eine unberechenbare Summe von Gütern des Glückes, eine Fülle vom besten Marke des Lebens entzogen hat.

Einmal in der jüngsten Vergangenheit, als das franko-anglische Kriegsvolk, wie zur Zeit Richard's Löwenherz im Bunde, vor Sebastopol die überreichen Trophäen, welche für Rußland nach entsetzlichen Schlachten und grausen Thaten durch die Pacta von Kudschuk Kainardge und Jassy waren errungen worden, wenn nicht zu stürzen, doch zu erschüttern versuchte, so daß die blutigen Namen Alma, Inkjerman und Malakoff für eine Zeitlang wenigstens die Inschrift zu verdunkeln scheinen, welche Katharina II. über das Thor von Cherson setzen ließ: „Dies ist der Weg nach Constantinopel".

Länger und wiederholt tobte ebendaselbst in den letzten drei Dezennien des dreizehnten Säculums, vornämlich aber in den neunziger Jahren, der brudermörderische und ärgste Haß Venedigs und Genuas in einem entsetzlichen Kriege sich aus, welcher von den westlichen Gewässern des Mittelmeeres bis an die syrischen Küsten und die nördlichen Umbordungen des Pontus Eurinus seine grause Rolle spielte.

Beide Kriege, jener des neunzehnten, wie dieser des dreizehnten Jahrhunderts, waren genau genommen, Handelskriege. Das Interesse, der Vortheil, den man für seinen Handel wollte, hoffte und berechnete, war der innere verhängnißvolle Urheber von beiden. Beidemal aber gaben ganz besondere politische Umstände und persönliche Bestrebungen der Führer und Machthaber dem Feuer der Eifersucht Nahrung und Zuwachs in steter unerschöpflicher Bereitschaft.

Die Republiken von S. Marco und S. Giorgio sind nun lange zurück durch den Umschwung der Dinge im Abendland ihres gewaltigen Namens und ihrer früheren Bedeutung beraubt worden. Auch die Leidenschaften der unversöhnlichsten Art sind verschwunden; 'der stärkste Haß (wie Le Bret sagt), den das Interesse entflammte und der zu allen Zeiten der fürchterlichste in der Welt war', hat sich nicht bloß gelegt oder gemildert, sondern die weise Erkenntniß der früheren Fehler und ein ruhiges und gerechtes

Urtheil der Geſchichte hat gegenſeitiger Achtung Platz gemacht. Man eifert jetzt nicht mehr mit den Waffen und in den Künſten des Krieges, ſondern mit den edeln Gaben der friedlichen Muſen.

Ein Theil des hiſtoriſchen Werkes, deſſen kurze Erwähnung wir zunächſt hierorts beabſichtigten, iſt von dem Genueſiſchen Urheber dem 'illustre municipio di Venezia' gewidmet.

Es zeigt ſich überhaupt in der jüngeren Literatur Italiens, namentlich in den geſchichtlichen Studien, wie z. B. in der Geſellſchaft jener Männer, welche im Archivio storico italiano ſo erhebliches geleiſtet haben, die wohlthuende Erſcheinung, wie die Wiſſenſchaft zu ihrem Gefolge die Menſchlichkeit hat, ſo daß ſich friedlich eint, ergänzt und ſtärkt, was einſt ſich befehdete, bekämpfte und zerſtörte. Wie in Deutſchland ſchon lange die nationale Literatur und die geſchichtliche Bildung alle zu einem ſtarken und über alle Vorurtheile erhabenen Bund vereint hat, welche in noch ſo entfernten Gauen an jener ſelbſt lebendigen Antheil haben oder von ihr ſich die beſte Nahrung des Geiſtes erleſen, und wie uns dieſes geiſtige Kleinod als ein unſichtbarer guter Genius über die ärgſten Gefahren politiſchen und religiöſen Haders glücklich hinübergeführt hat, und uns, wir hoffen es, auch ferner geleiten wird, ſo kennt auch das wahrhaft gebildete Italien nicht mehr die Scheidung von Veneziani und Lombardi, ſo wird auch dort der Samen der Zwietracht mehr und mehr aus dem Boden gerodet, über den ein herrlicher Himmel ſo viel Segen gelegt, ſo viele Wunder gebreitet hat.

War es denn eben die letzte große Krimmexpedition, — zu der ja auch vom liguriſchen Golf aus ein ſtarkes Truppen-Contingent war ausgeſandt worden, — welche offenbar Herrn Canale in Genua mit beſtimmt hat, aus den reichen Sammlungen ſeiner prächtigen Vaterſtadt die Geſchichte jener altberühmten Halbinſel und ihres altbekannten Handels zu ſchreiben, ſo dürfen wir die Art der Hiſtoriographie, wie ſie der Verfaſſer einzuhalten und zu verfolgen ſucht, zugleich als einen Fortſchritt dieſer hohen und ſchweren Kunſt, auch jenſeits der Berge, begrüßen und in dieſem Beſtreben den Hauptanlaß des Verfaſſers zu dieſem Unternehmen ungefährdet annehmen.

Ueber die Handelspolitik der Genueſen im Orient, ihre Anſiedlungen und Verbindungen daſelbſt waren übrigens ſchon einige wackere und verdienſtliche Arbeiten vorausgegangen. Della colonia dei Genovesi in Galata libri sei di Lodovico Sauli, II. Voll. Torino 1831 und Delle imprese e del dominio dei Genovesi nella Grecia libri quattro di Carlo Pagano, Genova 1846, ſind immer noch zwei werthvolle Schriften, auf Quellenkunde und wichtige Documente geſtützt. Dazu kommen die großartigen Historiae patriae monumenta, welche ſeit 1836 in Turin, ebenſo ſchön ausgeſtattet als zweckmäßig geordnet, erſcheinen. Die zu erwartenden Bände jener Abtheilung, welche die Chartae enthalten, werden für den Handel der Levante und beſonders für die genueſiſche Verwaltung der Krimm (in den Statutis Gazariae) äußerſt relevante Zeugniſſe bringen.

Vergleicht man die geographiſchen Karten der neueren Zeit mit jenen des Mittelalters in Betracht der Pontus-Geſtade, ſo ſieht man, wie leer und öde dieſe jetzt erſcheinen gegenüber der Menge bedeutender Hafen-, Land- und Stapelplätze, welche ſeit dem dreizehnten Jahrhundert dort, auf der arktiſchen Seite ſo gut als auf der ſüdlichen, entweder neu erſtanden oder zur Blüthe älterer Zeiten zurückkehrten. Denn über den Pontus holten ſich Genua, Venedig, Piſa, Marſeille und andere nicht bloß die Naturprodukte des ſüdlichen Rußlands, Getreide vor allen (den Reichthum der Halbinſel an Cerealien ſchildert ſchon Strabo (VII. 449 ed. Falconer): *τῆς δὲ Χερρονήσου πλὴν τῆς ὀρεινῆς τῆς ἐπὶ θαλάττῃ μέχρι Θεοδοσίας, ἥ γε ἄλλη πεδιὰς καὶ εὔγαιός ἐστι πᾶσα, σίτῳ δὲ καὶ σφόδρα εὐτυχής. τριάκοντα γοῦν ἀποδίδωσι διὰ τοῦ τυχόντος ὀρυκτοῦ σχιζομένη*), Pelz- und Rauchwaaren, Holz, ſondern es gieng auch über ihn eine große, viel belebte Waſſerſtraße, auf welcher die geſuchten Produkte nnd Fabrikate von Inner-Aſien (Droguerien, Spezereien, die hochgeſchätzten Cammelloti u. dgl.), namentlich von Caffa und Trabiſonda aus, von den Kauffahrern in den mehr und mehr ſich aufſchwingenden luxusſüchtigen

Occident getragen wurden. Andererseits brachten die Abendländer den Eingebornen Wein, Oel, Eisen u. a. auf demselben Wege zum Ankauf.

Wenn in unsern Tagen der Verkehr des Orients und Occidents mehr und mehr die uralten Wege wieder aufsucht, auf denen er sich seit den Seefahrten der Phönizier und der Griechen bewegt hat, wenn durch die beflügelte Verbindung der neuen Nationen die Vortheile der wenn gleich langen Meerfahrt um das Cap sich allmählich aufheben, so wird auch das schwarze Meer wieder zum Theil in das alte Anrecht am Welthandel zurückkehren, wie es schon jetzt aufgehört hat, ein mare clausum zu sein.

So erscheint Herrn Canales Buch über die Krimm und ihren Handel als ein sicher zeitgemäßes Werk.

Der vollendete erste Band begreift die Geschichte der ältesten Zeit und geht herein in das Zeitalter der Paläologen, eben in jene schwere und leidenschaftlich-wilde Periode italienischer Rivalität, deren Bild wir oben kurz abgerissen haben. Daran schließt sich eine eingehende Darstellung des großartigen Etablissements der Genuesen in Caffa, und der übrigen commerciellen Verhältnisse auf Tauris und weiter hin am nordöstlichen Rande des schwarzen Meeres.

Referent gedenkt, wenn der zweite Band den Ueberblick über das ganze Werk gestattet, seiner Zeit auf dasselbe zurückzukommen und Einzelnes einer besonderen Prüfung zu unterziehen.

Jetzt mag es genügen, zu bemerken, daß diese Geschichte eines so wichtigen See- und Landstriches vom Standpunkt einer so berühmten und mächtigen Handelsrepublik aus schon dadurch für uns und in größerem Kreise von Bedeutung ist, weil sie aus vielen, noch unbekannten authentischen Acten vielfach Neues gezogen hat und der Verfasser nicht verabsäumt, einen ansehnlichen Theil schätzbarer Urkunden mit abdrucken zu lassen, die er dem 1. Band als 'documenti e monumenti Tauro-Liguri' angereiht hat.

Er hat hiedurch sich denselben Dank verdient, welchen Referent dem Verfasser der storia documentata di Venezia, Herrn S. Romanin ausgesprochen hat. Vgl. diese Anzeigen, 1854. Bd. XXXIX, III, 15 ff. u. 1855. Bd. XLI, III, 5 ff.

G. M. Thomas.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

Dr. L. H. Engelhardt, Geschichte des Elsasses während der Revolution und dem Kaiserthum bis zum Jahre 1815. Straßburg 1849.

Th. v. Bernhardi, Der französische Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion. Leipz. 1856.

E. d'Auvergne, Quatre années d'interregne. 1848—52. Scènes de la vie parlementaire. Par. 1856.

E. Riegel, Statistik der Aerzte und Apotheker Deutschlands. Speyer 1856.

Huschberg, Drei Jahre des 7jährigen Krieges 1756, 57 u. 58. Herausg. von H. Wuttke. Leipz. 1856.

Chr. G. Lorenz, Chronik der Stadt Grimma. Heft 1. Leipz. 1856.

K. Klein, Die hessische Ludwigsbahn. Topographisch und historisch dargestellt. Mainz 1856.

Th. F. X. Hunkler, Geschichte der Stadt Colmar u. der umliegenden Gegend. Colmar 1838.

Bechstein, L., Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Halle 1856.

L. Reich, Die Insel Mainau und der badische Bodensee. Carlsruhe 1856.

E. J. F. Janssen, Gedenkteekenen der Germanen en Romeinen, aan den linker oever van den Neder-Rijn. Utrecht 1836.

Dr. J. G. Jahn, Die Perlenfischerei im Voigtlande. Oelsnitz 1854.

H. Haas, Die Austro-Burgundionen und Logionen. Ein Beitrag zur Urgeschichte des südmainländischen Ostfrankens. Leipz. 1856.

Sylvester, Ueber die Herstellung des Gleichgewichtes im österreich. Staatshaushalte. Wien 1856.

A. W. Gottlieb, Die Sandebenen Ungarns und ihre forstliche Kultur nach einem einfachen u. sicheren Verfahren. Pesth 1856.

Dr. H. Meynert, Das Herz König Rudolf's I. und die Habsburger Gruft des ehemal. Klosters zum heil. Kreuz in Tuln. Ein Beitrag zur Monumentalgeschichte des durchlauchtigsten Hauses Habsburg. Wien 1856.

J. C. Schuller, Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Hermanstadt 1856.

Pardoe, The city of the Magyar or Hungary and their institutions in 1839—1840. Vol. 1. 2. 3. London 1840.

Petzold, Der Park von Muskau. Hoyerswerda 1856.

Die bayerischen Ostbahnen im Anschluß an die österreichischen Bahnen. Frankf. 1856.

Dr. A. Prinzinger, Die älteste Geschichte des bayer.-österreich. Volksstammes. Th. 1. Salzb. 1856.

E. H. Gaullieur, Genève depuis la constitution de cette ville en république jusqu' à nos jours 1832—56. Genève 1856. Fortsetzung von Pictet de Sergy's Genfer Geschichte.

E. L. Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. Bd. 1. Aargau 1856.

M. Lutz, Vollständiges geograph. statist. Handlexikon der schweizer. Eidgenossenschaft. Neu bearb. v. A. v. Sprecher. Bd. 1. 2. Aarau 1856.

J. van Praet, De l'origine des communes Flamandes, et de l'époque de leur établissement. Gand 1829.

J. P. de Bordes, De verdediging van Nederland in 1629. Utrecht 1856.

Les Archives da royaume des Pays-Bas. Recueil de documents inédits pour servir à l'histoire des Pays-Bas, publié par R. C. Bakhuize van der Brink, L. Ph. C. van der Bergk et J. U. J. de Jonge. Livr. 1. 2. Haag 1855.

Chronique de la traison et mort de Richart Deux Roy Dengleterre mise en lumière d'après un Ms. de la Biblioth. Roy. de Paris. Par B. Williams. Lond. 1846.

W. Borthwick, An inquiry into the origin and limitations of the feudal dignities of Scotland. Edinb. 1775.

Guizot, Histoire du protectorat de Richard Cromwell et du rétablissement des Stuarts (1658—1660) Vol. 1. 2. Par. 1856.

Excursions in the county of Suffolk. Vol. 1. 2. Lond. 1818—19.

— — — — of Norfolk. Vol. 1. 2. Lond. 1818—19.

— — — — of Essex. Vol. 1. 2. Lond. 1818.

J. Nichols, The progresses, processions and magnificent festivities of King James the first. Vol. 1—4. Lond. 1828.

J. H. Jesse, Literary and historical memorials of London. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

— — Memoirs of the court of England from the revolution in 1688 to the death of George II. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1843.

W. Hutton, The battle of Bosworth field, between Richard the third and Henry Earl of Richmond Aug. 22. 1485. 2. edit. Lond. 1853.

J. S. Cotman, Specimens of architectural remains in various counties in England. Vol. 1. 2. Lond. 1838.

Duke of Buckingham, Memoirs of the Court of England during the regency 1811—1820: from original family documents. Vol. 1. 2. Lond. 1856.

B. Chapman, The history of Gustavus Adolphus and of the thirty year's war up to the king's death. Lond. 1856.

M. G. Canale, Della Crimea, del suo commercio e dei suoi dominatori. Genua 1855—56.

M. J. H. Schnitzler, L'empire des Tsars, un système des terres du globe, au point actuel de la science. Bd. I. Strasbourg 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1857, Band XLIV.

Die Ziffern verweiſen auf die Haupt-Nummer des Blattes.

Allen, India ancient and modern. Boston 1856. 72.

v. Beuſt, Ueber die Erzgänge im ſächſ. Erzgebirge. Freiburg 1856. 44.

Blum, Leonhard, Seyfert, Die Einſchlüſſe von Mineralien in kryſtalliſirten Mineralien. Haarlem 1854. 55. 22.

Bopp, vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send u. s. w. 2. Aufl. Berlin 1856. 12.

Brunnii, de auctorum indicibus Plinianis disputatio. Bonnae. 42.

Canale, della Crimea. I. Vol. Genovà 1855. 77.

Froude, history of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. London 1856. 2 Vol. 24.

Grammatici latini ex rec. Henr. Keilii. Vol. II. Prisciani instit. gramm. libri I — XII ex rec. M. Hertzii. Lipsiae 1855. 19.

Gugler, Lehrbuch der deſcriptiven Geometrie. Stuttgart 1857. 71.

Haltrich, Deutſche Volksmärchen aus dem Sachſenlande in Siebenbürgen. Berlin 1856. 43.

Hofmanni, de origine belli civilis Caesariani commentarius. Berolini 1857. 69.

Kenngott, Ueberſicht der mineralog. Forſchungen i. J. 1854. Leipzig 1856. 44.

Lotze, Mikrokosmus. 1. Bd. Leipzig 1856. 39.

Minute by the Marquis of Dalhousie, reviewing his administration in India. 1856. 28.

Quenſtedt, Der Jura. Tübingen 1856. 70.

Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau. 1. B. Aargau 1856. 43.

Schäfer, Demoſthenes und ſeine Zeit. I. u. II. Bd. Leipzig 1856. 14.

Schneidewin, Aeſchylos Agamemnon. Berlin 1856. 65.

Tocqueville, L'ancien régime et la revolution. 2. ed. 1. Vol. Paris 1856. 46.

Volger, Die Krystallographie. Stuttgart 1854. 55. 45.

Werke, neuere über China (II. Artikel, 5—11.) 26.

Werke, neuere über China (III. Art. 12—14.) 74.

Wolf u. Hofmann, Primavera y Flor de Romances. Berlin 1856. 2. Bd. 38.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung der k. Akad. d. W. zur Allerhöchsten Geburtsfeier Sr. M. d. Königs am 28. Nov. 1856:

Thiersch, v.: Rede über das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit. 1—3.

Martius, v.: Denkrede auf Christ. Sam. Weiß. 3—5.

Oeffentliche Sitzung zu ihrer 98. Stiftungsfeier am 28. März 1857.

Thiersch, v.: Ueber das conservative u. reactionäre Prinzip auf dem Gebiete der Wissenschaft. 60.

Haneberg: Erinnerung an Jos. v. Hammer. 60.

Glück: „ „ Kaspar Zeuß. 61.

Philosophisch-philologische Classe:

Sitzung vom 6. Dezember 1856:

Beckers: Ueber Schelling und sein Verhältniß zur Gegenwart. 6.

Sitzung vom 3. Januar 1857:

Auszug des Protokolls. 30.

Sitzung vom 7. Februar 1857:

Auszug des Protokolls. 35

Sitzung vom 7. März 1857:

Halm: Bemerkungen über einige Stellen der Historien des Tacitus. 51.

Mathematisch-physikalische Classe:

Sitzung vom 13. Dezember 1856:

Wagner: Uebersicht über die neuen Erwerbungen an fossilen Säugethier-Ueberresten von Pikermi in Griechenland. 11.

Sitzung vom 10. Januar 1857:

Seidel: Die Theorie der kaustischen Flächen, welche in Folge der Spiegelung oder Brechung von Strahlenbüscheln an den Flächen eines optischen Apparates erzeugt werden. 30.

Harleß: Beschreibung seiner Apparate zur Auffindung der Lage des allgemeinen Schwerpunktes des menschlichen Körpers. 31.

Sitzung vom 14. Februar 1857:

Roth: Schreiben aus Jerusalem d. d. 5. Januar 1857. 35.

Wagner: Charakteristik neuer Arten von Knorpelfischen aus den Schiefern von Solnhofen 35.

Kobell, v.: 1) Ueber eine neue Methode, Krystallwinkel zu messen. 36.
2) Ueber das Verhalten der mineral. Metallsulphurete zur Salzsäure unter galv. Einfluß. 36.
3) Ueber eine Methode zur Bestimmung des Kohlenstoffes im Gußeisen ꝛc. 37.
4) Ueber das Weißkupfererz von Schneeberg. 37.
5) Ueber ein Kennzeichen für Tellur-Erze 37.

Sitzung vom 14. März 1857:

Pettenkofer: Ueber die wichtigsten Grundsätze der Bereitung und Benützung des Holzleuchtgases. 53.

Kuhn: Ueber eine abgeänderte Einrichtung der Kupferzinkkette. 54.

Vogel junior: Ueber die spezifische Gewichtsbestimmung von Flüssigkeiten. 54.

Historische Classe:

Sitzung vom 20. Dezember 1856:

Auszug des Protokolls. 11.

Sitzung vom 17. Januar 1857:

Muffat: Ueber die Vergabung von Greding durch Kaiser Lothar an seinen Schwiegersohn Herzog Heinrich den Stolzen. 33.

Sitzung vom 21. Februar 1857:

Löher: Ueber die Vitae Mathildis reginae und gleichzeitige Reimschriften. 49.

Sitzung vom 21. März 1857:

Rudhart: Die Literatur über Wallenstein seit 1851—1856. 55.

Rockinger: Ueber drei Formelsammlungen aus dem 9. u. 10. Jahrhundert in Handschriften der Münchner Bibliothek. 57.

Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

1856. November 33. 34.
„ „ Dezember 34. 36.
1857. Januar 37. 49. 57.
„ „ Februar 57. 58. 59.
„ „ März 59. 64.
„ „ April. Mai 64.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1856/57:

Erstes Quartal. Okt.—Dez. 12. 13. 14. 15. 16. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 28. 29. 38. 41. 43.
Zweites Quartal. Januar — März 45. 48. 68. 69. 70. 71. 72. 74. 75. 77.

AS
182
M82
Bd.43-44

Akademie der Wissenschaften,
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY